This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

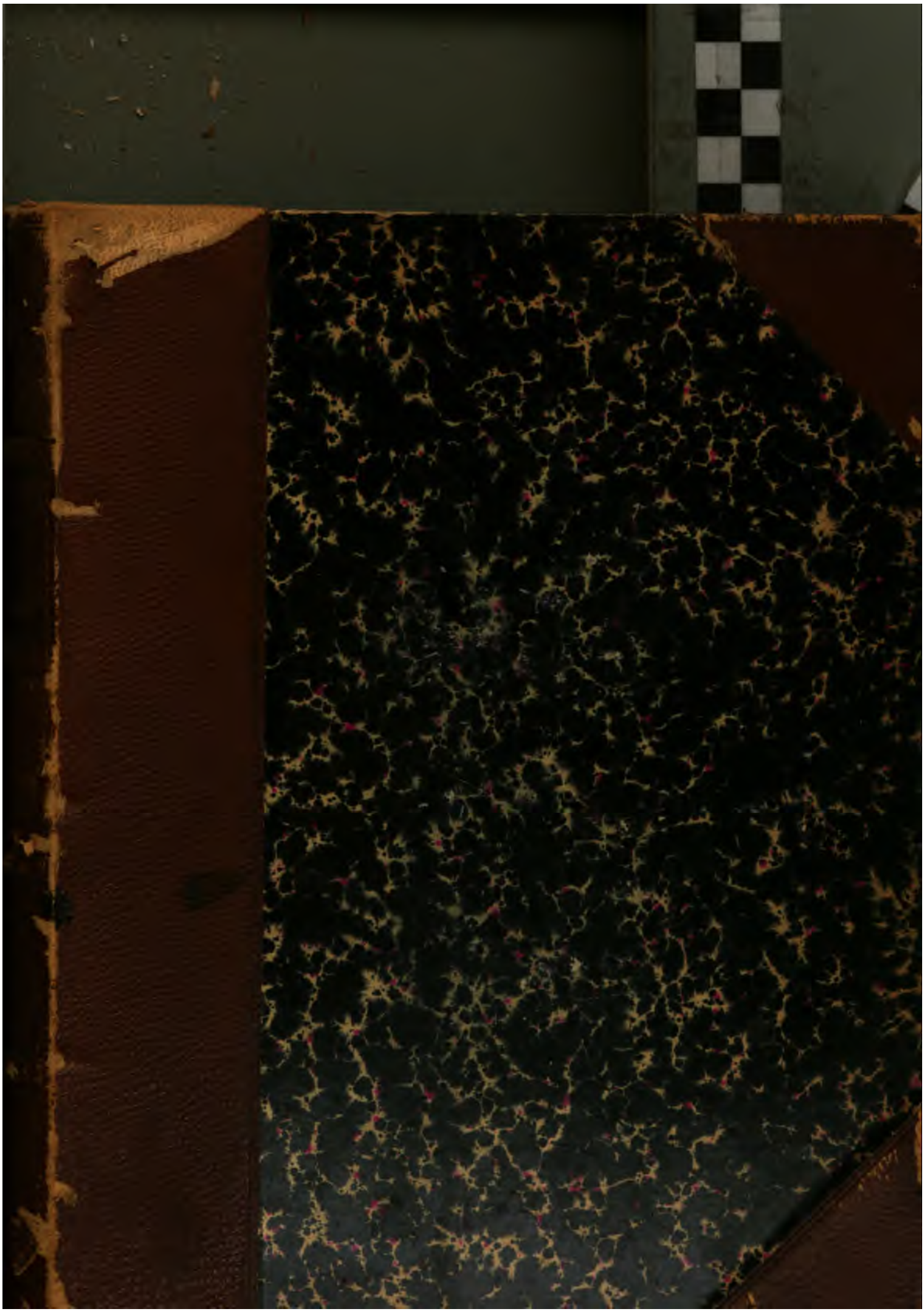
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



PGerm 147.7

Received
JUL 17 1893

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters
shall be spent for books and one quarter
be added to the principal.

Leibniz fa fat. vol I

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Herausgegeben von

JULIUS LOHMEYER

Band II

April 1902 bis September 1902

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1902

1836/10

P Germ 147.7

Lowell fund

9 May 1902 - 17 Sept 1902

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Bernhardine Schulze-Smidt, Im finstern Thal 1, 161, 321, 503
Adolf Wilbrandt, Drinnen und Draußen 481, 641
Hans Hoffmann, Der Dolch 801
Reinhold von Werner, Ein gewagtes Spiel 821

Dichtungen.

Julius Lohmeyer, Lebensrat 48
Eduard Paulus, Renaissance 49
Adolf Wilbrandt, Spiegelbild. Auf der Bahnfahrt 65
Max F. Hecker, Deutschland zur See 98
Julius Lohmeyer, Ein Besuch bei Meister Fedor Flinzer in Leipzig 106
Otto von Leixner, Vorfrühling 110
Caesar Flaischlen, März 130
Frida Schanz, Scherzo. Trio 193
Julius Lohmeyer, Erdengang 212
Karl Dove, Die eisernen Mauern 223
Adolf Stern, Hadrian in Tivoli 224
Fritz Lienhard, Im ewigen Lichtreich 233
Johannes Trojan, Glockenklang 249
Karl Dove, Unter dem Aequator 265
Fritz Lienhard, Offenen Kampf 300
Eduard Paulus, Frühlingsahnung 315
Fritz Lienhard, Rückkehr in die Stadt. — Vom Stillesein 405
Ernst Muellenbach, Frühling 538
Hans von Wolzogen, Das Große. Freiheit 569
Julius Lohmeyer, Heute 587
Fritz Lienhard, Burns Geburtshaus. Glaube. Stiller Regen. Abendgebet. Die innere Stadt 588, 589
Georg Busse-Palma, Liesi 622
Victor Blüthgen, In der Heimat 682
Julius Lohmeyer, Das Roggenkörnlein 699
Reinhold Fuchs, Vor meinem Fenster 712

Seite

Georg Lang, Die Modemeinung. Wandlung. Sammler. Nun, so ward er Kritikus. Göttliches und Menschliches 753
J. Reginus, Heideglück 786

Litteratur.

Carl Busse, Litterarische Monatsberichte 150, 301, 459, 623, 777, 927
Konrad Koch, Wilhelm Raabe und das deutsche Gemüt 364
Adolf Bartels, Friedrich Nietzsche und das Deutschtum 81
Fritz Lienhard, Blumenthal oder Shakespeare? 107
Fritz Lienhard, Emersons Lebensauffassung 668
Ludwig Schemann, Gobineaus Rassenphilosophie 891
Otto Siebert, Nietzsches Planideen 868

Biographisches.

H. v. Treitschke, Ein Brief an seinen Vetter Dr. philog. et philosoph. Rich. Treitschke 50
Victor Blüthgen, Fedor Flinzer, der Reformator des Zeichenunterrichts, ein Freund des deutschen Hauses 103
Alberta von Freydorf, Josephine Scheffel, die Mutter des Dichters 700, 843

Musik und Kunst.

Leopold Schmidt, Musikalische Rundschau 145, 310, 787, 936
Otto March, Der neue Stil 186
Erich Haenel, Münchener Kunstbericht 467, 943
Hermann Muthesius, Die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie 744
Leopold Schmidt, Musikalische Nachklänge 787
Hermann Muthesius, Die neuere kirchliche Baukunst in England 797
Cornelius Gurlitt, Christentum und Kunst 834
Karl Scheffler, Betrachtungen über bildende Kunst 859
Leopold Schmidt, Die Stellung der Musik zur modernen Litteratur 936

Staats- und Völkerleben.

Konrad Haebler, Die Vereinigten Staaten beim Eintritt in das 20. Jahrhundert . 31
Hermann Meyer, Südbrasilien und die deutsche Wirtschaftspolitik 99
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik 115, 266, 425, 590, 903, 754, 903
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik 124, 275, 433, 598, 762, 910
Paul Dehn, Weltwirtschaftliche Umschau 131, 282, 441, 606, 769, 918
Alfred Kirchhoff, Südbrasilien und die deutsche Auswanderung 194
Paul Samassa, Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn . 374
Heinrich Brunner, Die Universität Posen und die Polenfrage 388
Friedrich Ratzel, Land und Landschaft in der nordamerikanischen Volksseele . . . 523

Ethik und Erziehung.

Hans Schliepmann, Unrast 66
Otto von Leixner, Wünsche eines Deutschen 109
Richard Weitbrecht, Die Poesie, die Jugend und das Volk 205

Seite

Otto Siebert, Der gegenwärtige Stand der deutschen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Rudolf Euckens 225
Wilhelm Rohmeder, Nationale Selbstachtung 256
Hans Schliepmann, Autoritäten 258
J. Reinke, Der reiche Mann 344
Karl König, Die neue religiöse Bewegung in unserem Volke 355
Karl König, Respekt vor dem Leben 585
Konrad Koch, Goethe und Bismarck uns vorbildlich auch in Bezug auf Leibeszucht . 890

Deutschtum im Auslande.

Paul Dehn, Deutschtum im Auslande 139, 292, 450, 614, 924
Wilhelm Dibelius, Die Lage des Deutschtums in den Vereinigten Staaten . . . 239
Lutz Korodi, Die Deutsch-Ungarn in ihrem Verhältnis zu Reichsdeutschen und Magyaren 250
Felix Lampe, Deutschlands Anteil am Panama- und Nikaraguakanal 851

Kolonniales.

Philipp Zorn, Das Recht der Kolonieen 52, 213
O. Finsch, Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb 406, 570, 728, 875
Moritz Schanz, Die Aussichten in Südafrika 562

Heer und Flotte.

Mars, Das Ende der ersten deutschen Flotte. Das Preußische Seebataillon 95
Georg Wislicenus, Neuere deutsche Marinelitteratur 111, 260
Mars, Was kann Nordamerika im Falle eines Krieges mit einer europäischen Macht leisten? 397
Georg Wislicenus, Gedanken über einen Seekrieg zwischen England und dem Zweibunde 550
Miles, Die zweijährige Dienstzeit in Frankreich 749
A. von Boguslawski, Die Kriege Friedrichs des Großen 234

Volkswirtschaft und Sozialreform.

L. Bödiker, Die wirtschaftliche und politische Bedeutung der deutschen Arbeiterversicherung 539
Ernst Francke, Nationaler und internationaler Arbeiterschutz 713

Technik und Naturwissenschaft.

R. A. Ziese, Einige Betrachtungen über Entwickelung der Industrie und über Ingenieur-Erziehung 71
M. Wilhelm Meyer, Das Rätsel der Becquerelstrahlen 684

Litterarische Rundschau.

Seite

Beta, Ottomor, Deutschlands Verjüngung (Paul Dehn) 479
Binder-Krieglstein, E. Baron, Die Kämpfe des deutschen Expeditionskorps in China und ihre militärischen Lehren (von Bremen) . . 475
Bölsche, Wilhelm, Der Zauber des Königs Argus (Buffe-Palma) 637
Bußmann, E. W., Materialien für eine Agende (Paul Dehn) 159
Cahn, Dr. Wilhelm, Aus Eduard Laskers Nachlaß (Hermann Oncken) 319
Chamberlain, Worte Christi (Martinus) . . . 158
Conrad, Dr. J., Dr. L. Elster, Dr. W. Lexis, Dr. E. Loening, Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Paul Dehn) 477
Dove, K., Aus zwei Weltteilen (Julius Lohmeyer) 160
Duden, Dr. Konrad, Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache (Karl Welcker) 479
Ernst, Adolf Wilhelm, Lenaus Frauengestalten, Lenaus Gedichte (Herm. v. Blomberg) 796
Ettlinger, Dr. Joseph, Das litterarische Echo (Fritz Lienhard) 159
Fischer, Kuno, Hegels Leben, Werke und Lehre (Otto Siebert) 157
Flugblätter, Neue (Richard Weitbrecht) 318
Gurlitt, Cornelius, Geschichte der Kunst (Herm. Muthesius) 316
Hellen, Eduard von der, Goethes Briefe (Karl Berger) 640
Lambert, Marcel und Philippe Gille, Versailles et les deux Trianons (Hans Schliepmann) 800
Lang, Georg, Land für Künstlerhand (Julius Lohmeyer) 160
Leser, Dr. H., Das Wahrheitsproblem unter kulturphilosophischem Gesichtspunkt (Otto Siebert) 636
Lienhard, Fritz, Gedichte (Adolf Stern) . . 633
Massow, Wilhelm von, Aus Krim und Kaukasus (Otto Wachs) 637
Müller, Dr. Johannes, Der Beruf und die Stellung der Frau (Fritz Lienhard) . . . 476
Muthesius, Hermann, Die neuere kirchliche Baukunst in England (Otto March) . . . 497
Niemann, Johanna, O Freiheit (Buffe-Palma) 478
Reinke, J., Die Welt als That (E. Steinbrinck) 472
Schanz, Moritz, Ost- und Südafrika (K. Dove) 798
Schemann, Ludwig, Meine Erinnerungen an Richard Wagner (Wolfgang Golther) . . 635
Schmitthenner, Adolf, Neue Novellen (Richard Weitbrecht) 317
Schurtz, Heinrich, Altersklassen und Männerbünde (Hans F. Helmolt) 638
Springer, A., Handbuch der Kunstgeschichte (Otto Siebert) 476
Stangen, Karl, Aus allen Welten (Paul Dehn) 159
Stein, Philipp, Goethe-Briefe (Band I) (Karl Berger) 640
Stockhausen, George, Das deutsche Jahrhundert (Karl Berger) 158
Trojan, Johannes, Julius Lohmeyer, Ein Kriegsgedenkbuch des Kladderadatsch (Wilhelm von Massow) 639
Trümpelmann, August, Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntnis (Martinus) 320
Vogel, Rudolph, Frau Märe (Victor Blüthgen) 160
Wirth, Albrecht, Die Entwickelung Asiens (Alfred Kirchhoff) 474

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

zweiten Bande

der

Deutschen Monatsschrift.

	Seite
Bartels, Adolf, in Weimar	81
Berger, Karl, in Worms	158, 640
Blomberg, Hermann von, in München	796
Blüthgen, Victor, in Berlin	108, 160, 682
Bödiker, T., in Berlin	599
Boguslawski, A von, in Berlin	234
Bremen, W. von, in Friedenau	475
Brunner, Heinrich, in Berlin	888
Busse, Carl, in Berlin	150, 301, 459, 628, 777, 927
Busse-Palma, Georg,	478, 622, 687
Dehn, Paul, in Friedenau	131, 139, 159, 282, 292 441, 450, 477, 479, 606, 614, 769, 918, 924
Dibelius, Wilhelm, in Groß-Lichterfelde	299
Dove, Karl, in Jena	223, 255, 798
Finsch, Otto, in Leiden	406, 570, 728, 875
Flaischlen, Caesar, in Berlin	180
Francke, Ernst, in Berlin	713
Freydorf, Alberta von, in Karlsruhe	700, 848
Fuchs, Reinhold, in Dresden	712
Golther, Wolfgang, in Rostock	685
Gurlitt, Cornelius, in Dresden	834
Haebler, Konrad, in Dresden	31
Haenel, Erich, in München	467, 948
Hecker, Max F., in Weimar	98
Helmolt, Hans F., in Leipzig-Stötteritz	688
Hoffmann, Hans, in Wernigerode a. H.	801
Kirchhoff, Alfred, in Giebichenstein b. Halle a. Saale	194, 474
Koch, Konrad, in Braunschweig	364, 890
Korodi, Lutz, in Budapest	250
König, Karl, in Ursprungen	355, 585
Lampe, Felix, in Berlin	851
Lang, Georg, in Frankfurt a. M.	753
Leixner, Otto von, in Gr.-Lichterfelde	109, 110
Lienhard, Fritz, in Halensee	107, 159, 238, 800, 405, 476, 588, 668
March, Otto, in Charlottenburg	186, 797
Mars	95, 897
Martinus	158, 820
Massow, Wilhelm von, in Berlin	124, 275, 433, 598, 689, 762, 910
Meyer, Hermann, in Leipzig	99
Meyer, M. Wilhelm, in Charlottenburg	684
Miles	794
Muellenbach, Ernst †	588
Mutheſius, Hermann, in London	316, 744, 797
Oncken, Hermann, in Berlin	319
Paulus, Eduard, in Stuttgart	49, 315
Ratzel, Friedrich, in Leipzig	528
Reginus, J.	786
Reinke, Johannes, in Kiel	344
Rohmeder, Wilhelm, in München-Gern	256
Samassa, Paul, Berlin-Grunewald	874
Schanz, Frida, in Berlin	198
Schanz, Moritz, in Chemnitz	562
Scheffler, Karl, in Friedenau	859
Schemann, Ludwig, in Freiburg i. Br.	892
Schiemann, Th., in Berlin	115, 266, 425, 590, 754, 908
Schliepmann, Hans, in Berlin	66, 258, 800
Schmidt, Leopold, in Berlin	145, 310, 787, 986
Schulze-Smidt, Bernhardine, in Bremen 1, 161, 821, 508	
Siebert, Otto, in Fermersleben	157, 225, 476, 686, 868
Steinbrink, C., in Lippstadt i. W.	472
Stern, Adolf, in Dresden	224, 683
Treitschke, H. v.	50
Trojan, Johannes, in Berlin	249
Wachs, Otto, in Charlottenburg	687
Weitbrecht, Richard, in Wimpfen a. B.	206, 317, 318
Werner, Reinhold von, in Wiesbaden	821
Wilbrandt, Adolf, in Rostock	65, 481, 641
Wislicenus, Georg, in Gr. Flottbek	111, 260, 550
Wolzogen, Hans von, in Bayreuth	569
Ziese, R. A., in St. Petersburg	71
Zorn, Philipp, in Bonn	52, 213

Hirzel

Deutsche Monatsschrift

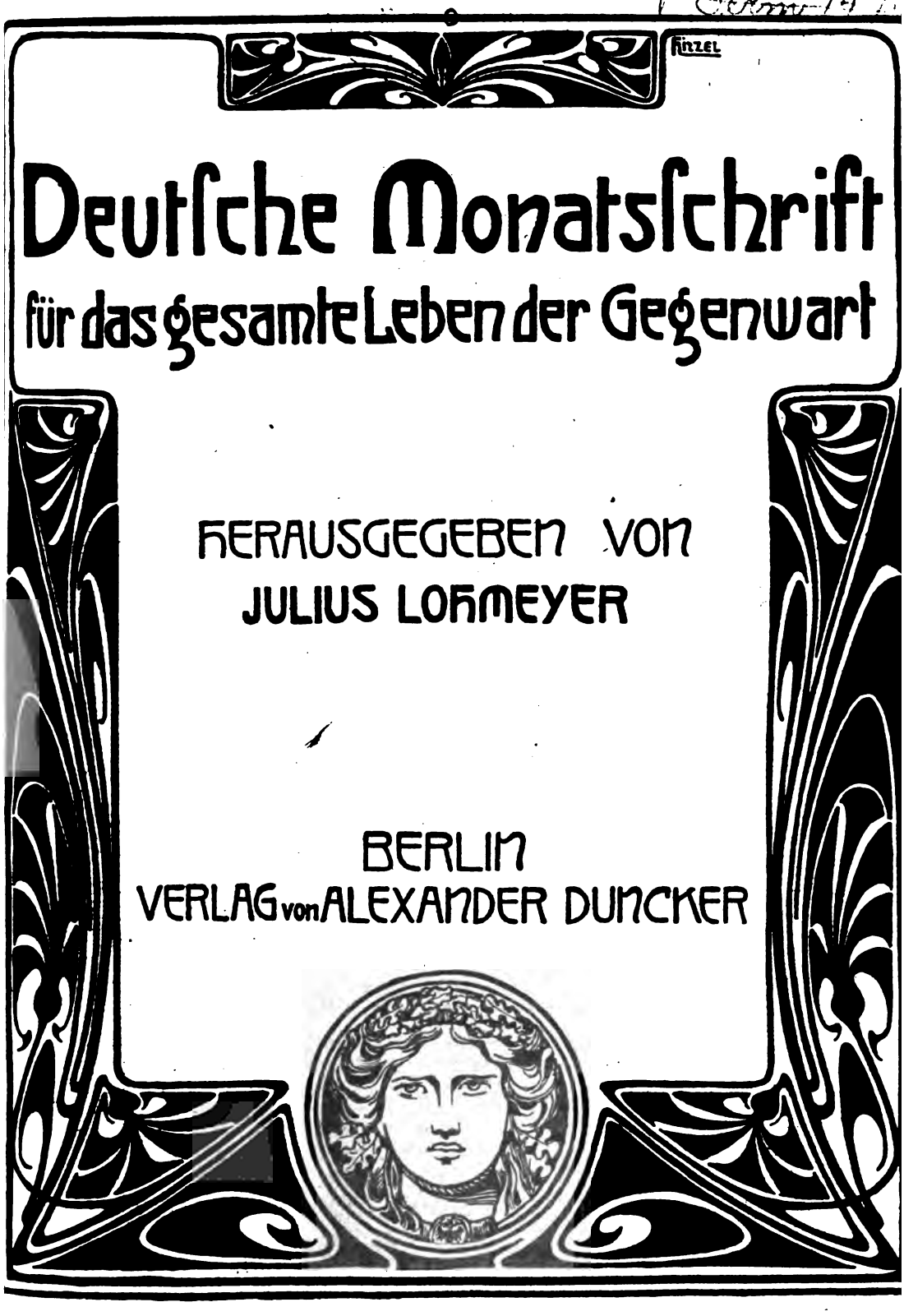
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. April 1902. Heft 7

P Germ 147


Finzel
Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart
HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER
BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. April 1902. Heft 7

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Aprilheftes. Heft 7.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Seite

Leitspruch von Kaiser Wilhelm II. 1
Bernhardine Schulze-Smidt: „Im finsteren Thal". Eine Geschichte von der Treue 1
Konrad Haebler: Die Vereinigten Staaten beim Eintritt in das 20. Jahrhundert 31
Julius Lohmeyer: Lebensrat 48
Ernst Paulus: Renaissance 49
Ein Brief Heinrich von Treitschkes 50
Philipp Zorn: Das Recht der Kolonieen 52
Adolf Wilbrandt: Spiegelbild. Auf der Bahnfahrt 65
Hans Schliepmann: Unrast 66
R. A. Ziese: Einige Betrachtungen über Entwickelung der Industrie u. über Ingenieur-Erziehung 71
Aussprüche von Hermann von Helmholtz 80
Adolf Bartels: Friedrich Nietzsche und das Deutschtum 81
Mars: Das Ende der ersten deutschen Flotte. Das preußische Seebataillon 95
Max F. Becker: Deutschland zur See 98
Hermann Meyer: Südbrasilien und die deutsche Wirtschaftspolitik 99
Victor Blüthgen: Fedor Flinzer, der Reformator des Zeichenunterrichts 103
Julius Lohmeyer: Ein Besuch bei Meister Fedor Flinzer. Zum 70. Geburtstage 106
Was unserem Volke not ist. Ein Sprechsaal für unsere Mitarbeiter. I. Fritz Lienhard: Blumenthal oder Shakespeare? Otto von Leixner: Wünsche eines Deutschen 107
Otto von Leixner: Vorfrühling 110
Georg Wislicenus: Neuere deutsche Marinelitteratur. I. 111
Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 115
Aussprüche von Heinrich von Treitschke 123
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik. VII. 124
Caesar Flaischlen: März 130
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau 131
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande 139
Leopold Schmidt: Musikalische Rundschau 145
Carl Busse: Litterarische Monatsberichte. VII. 150
Bücherschau von Otto Siebert, Martinus, Karl Berger, Paul Dehn, Fritz Lienhard, Victor Blüthgen, Julius Lohmeyer 157

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Ich glaube, daß durch das Studium der Geschichte das Volk eingeführt werden kann in die Elemente, aus denen seine Entstehung und seine Kraft sich aufgebaut haben. Je mehr und eingehender die Geschichte dem Volke eingeprägt wird, desto sicherer wird es Verständnis für seine Lage gewinnen und dadurch in einheitlicher Weise zu großartigem Denken und Handeln erzogen werden.

Kaiser Wilhelm II.

„Im finsteren Thal".

Eine Geschichte von der Treue.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

I.

Draußen an der Wasserkante, eine Wegstunde von der alten Handelsstadt, wo die Flußmündung ein weites Becken bildet und die Wogen der Nordsee salzig ins Süßwasser schlagen, wehte der Herbstwind mächtig. Von Zeit zu Zeit machte er eine Pause und blies dann wieder aus vollen Backen.

Es war Anfang September und die Luft schon herbe. Die Stürme der Tag- und Nachtgleiche spukten vor. Lange Schleierwolken, über das Himmelsblau hingefegt, zogen sich von Ost nach West. Die Möwen flitzten kreischend landein und taumelten im Fluge, so warf sie der starke Wind. Er hatte auch das leuchtende Grün von Groden und Deich hinweggeblasen. Die kurzen Grashalme standen fahl, und zwischen ihnen leuchteten unzählige, goldgelbe Blumensternchen.

Die Ferne lag duftumsponnen und dennoch entzückend klar. Rückwärts die betürmte Stadt mit ihren alten Giebelhäusern in Gruppen und Zeilen. Da und dort, wo die Giebel auseinanderwichen, ragten Masten und Segel von den stillen Wasserstraßen der Deeps auf, denn die Stadt war ein kleines Venedig im deutschen Norden: kanaldurchzogen. Vor ihr, der See entgegen, zuerst die roten Dächer und bunten Bäume des Wilgumer Vorwerks; dahinter der Kirchturm von Harmenswolde, und zwischen dem und der Feuerbake, draußen am Hook, die Flügelkreuze der drei Windmühlen auf der Kappe des Butendeichs. Drüben an der holländischen Küste, zart ins satte Blau hineingetuscht, gleichfalls Leuchtfeuer und kreiselnde Mühlenflügel, und im grellen Sonnenglanz die Häuschen von Dorf Zuiderduin. Ein träumerisches, fein abgestimmtes Bild. —

Von Harmenswolde herüber schlug es zwei, und um diese frühe Nachmittagsstunde war der Weg am Innendeich entlang und durch die Dörfer zum Hook hinaus noch unbelebt. Nur eine kleine Gesellschaft von Spaziergängern wanderte dort gemächlich zwischen Wilgum und Harmenswolde. Drei der fünf in einer Reihe voraus. In der Mitte der alte Fur-Neger, Ngbara-fuk, der bei den Vorstellungen im Zirkus den rechten Zug führte und, als Grimmigster, am stärksten mit Schild und Wurfholz zu lärmen hatte. Rechts von ihm der Spaßmacher, Moniam-gse, ein hübscher, geschmeidiger Baghirmi-Mischling, unterm Tsadsee daheim. Siebzehnjährig und sehr geweckt. Zur Linken sein Altersgenosse, der Nubier Ham-dhal vom blauen Nil. Im Nachtrabe kam Ham-dhals Landsmann: der Zirkusprinz Alimin vom Stamme der Hallenga, sehr groß und von edlem Anstande. Er ging allein mit Hanna Schrenk.

Sie schritt schweigsam neben dem Schweigenden, hielt ihre großen, dunklen Augen, die tief umschattet waren, ängstlich auf ihn geheftet und zog die gedrückten Brauen zusammen, wenn er hüstelte und das Knistergeräusch in seiner Brust beim Atemholen hörbar wurde.

Sie war eine zarte Blondine, die jugendliche Liebhaberin des Sommertheaters draußen in Herwigs Gartensaal hinter den Bleichen. Während der Sommermonate hatten sie auf den Nordseeinseln gespielt: Norderney und Borkum und dann noch in Wyk und Westerland. Nun machten sie hier in der Stadt den Beschluß, und zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten ging's zur Winterkampagne nach Sachsen: Bautzen oder Freiberg. —

Gleich links von Herwigs Saalbau, mitten im Kaffeegarten, stand der Bretterzirkus unter dem Zeltdach, hinter ihm, halb im Boskett, die vier grünen Wagen. Da hausten die Nubier. Unter diesem Sammelnamen vereinigte der Direktor seine Afrikaner, etwa dreißig an der Zahl. Männer und Weiber, Schwarze und Braune; Semiten und Hamiten, Heiden, Mohammedaner und solche, denen das Christentum dämmerte.

„‚Nubier', das fällt gut in's Ohr," pflegte Bollmann, des Direktors Faktotum, den völkerkundigen Krittlern zu erklären. „Nubien, das ist auch 'n schön weiter Begriff auf der Landkarte."

Die Truppe dachte gleichfalls daran, ihre Zelte abzubrechen. Sie wollte in Etappen nach Frankreich hinunter: Paris, Lyon und Marseille. Dann nach Afrika zurück, wenn das Menschenmaterial genügend abgenutzt sein würde. — Empfindlichkeit gegen die Kälte fing an sich zu melden, und die Marschnebel brüteten Fieberanfälle aus. „Bana Bollan", wie die Wüstensöhne das Faktotum nannten, doktorte scharf mit Schnaps und Chinin. Heute war ihnen der Nachmittag geschenkt worden zur Auffrischung für die morgende „Galla- und Abschiedsvorstellung mit vollständig neuem Programm und großartiger Fantasia unter

eigenhändiger Anführung des Nubierprinzen Alimin, vom Stamme der Hallenga." — So besagten seit gestern die fettgedruckten Anschlagzettel auf grellrotem Papier.

* * *

Der Nubierprinz, im schäbigen Havelock zu weißer Sportmütze, schlich am sonnigen Deiche weiter, hustete, griff an die schmerzende Seite und sah traurig in die duftige Ferne hinaus. Dann und wann faßte Hanna nach seiner hängenden Hand und fragte:

„Wie geht dir's jetzt?"

— und er wendete ihr sein dunkles Gesicht zu, ohne daß der schwermütige Ausdruck sich verändert hätte:

„Gut, Bibi. — — Immer gut, Alimin." — Anscheinend kannten sie sich seit langer Zeit.

Hanna jedoch schüttelte den Kopf und fuhr fort, ihn verstohlen zu beobachten. Er schaute starr geradeaus und hielt, lufthungrig, die vollen Lippen geöffnet, trotz des Windes. Warf dessen Ansturm den Havelock auseinander, so sah man das weitärmelige Kittelhemd darunter, rotgegürtet über dem Beinkleide. Das war großkariert, schlotterte und verbarg den herrlichen Gliederbau der hohen Gestalt, deren schlanken Wuchs der festgezogene Leibgurt verriet. Auch der Gang, so müde er schleppte, zeigte das federnde Schreiten, das dem Zirkushelden anstand. Das schwarze Haargelock spreizte sich als breite Flügel von den Schläfen ab, und die weißen Talgflocken der letzten Einfettung hingen darin. Ueber der vorliegenden Stirn, die eine starke Kerbe von der edlen Nase trennte, bäumte sich der Schopf zu mächtiger Fülle empor und bauschte sich rings um die Sportmütze. Zu dieser Clownsfrisur die leidvollen Augen, schwarz wie Jetperlen in eine alte Bronze gesetzt.

„Er lügt mir zuliebe," dachte Hanna und rührte von neuem seine Hand an. Die Fingerspitzen zuckten und brannten gegen ihre: o Gott, wie krank sah er doch aus! Wenn sie ihn nur erst im Harmenswolder Dorfwirtshaus hatte, an Frauke Bakkers Theetisch, mit dem guten Thee in der gereiften Steingutkanne, und Faukes Feuerstoofje unter seinen Füßen. Das mußte sie ihm heute verschaffen, und später wanderten sie dann vor dem Winde zur Stadt zurück, ausgeruht, warm und satt. Zwar, Alimins drei Freunde im Vortrab liebten den Thee nur wegen des Stückchens Kandis dazu, und manchmal ließen sie sich auch von den übrigen Gefährten anstecken. Die Uebrigen waren eine wilde Horde sonder Zucht und Zügel, und dabei gaben sie sich wie richtige Kinder mit ihren deutschen Brocken, die sie sich in den Lauten ihrer Heimatssprachen mundrecht machten. Jetzt saßen sie sicherlich bei Remmert Eilts in der Hafenschenke, schnitten Grimassen und bettelten die Schiffer um Schnaps an: „Nappi—Nappi,

Bana!" — machten gluckernde Trinkbewegungen und schmatzten zur Verdeutlichung. Dann lachten die Seebären und riefen nach Wubke, der Kellnerin hinter der Tonbank, und Wubke brachte den „swaarten Düwels" klaren Korn auf Anderleuts Kosten, daß die Gläser überliefen. Das schmeckte, das brannte! Was Koran und Mohammed! Die armen, schwarzen Teufel schluckten und vergaßen ihr zähneklapperndes Elend in der unwirtlichen Fremde.

Hanna war heute auch ihre eigene Herrin. In der Operette hatte sie nichts zu thun und die Komparserie war ihr gnädig erlassen worden.

Ihr anmutiges Gesicht, verblüht vor der Zeit und verschminkt, besaß dennoch Reiz mit seinen dunklen, sprechenden Augen zu goldblondem Haar und dem feinen, sehr roten Munde. Wenig Bühnentalent, aber, bis vor kurzem, desto mehr zähe Pflichttreue und eine wortlose Fügsamkeit, von der man nicht recht wußte, ob sie in Beschränktheit oder dem Gegenteil davon wurzelte. Seit dem Einzug der Nubier in Stadt und Garten war sie jedoch wie ausgetauscht. Sie hatte nur noch Augen für Prinz Alimin aus Tausend und einer Nacht, hing an ihm, wie man am besten Freunde hängt, und die Pflichttreue kam ins Wanken. Unter den Kollegen wurde von einer sehr lebhaften Aussprache zwischen ihr und dem Direktor erzählt. Sie indessen fuhr gelassen fort, ihre eigenen Wege zu gehen, und die Kunst durfte der neuen Phase ihres Lebens dankbar sein. Ueber ihr mittelmäßiges Spiel verbreitete sich ein Hauch erregter Weichheit, der den roten Mund und die schwarzgrauen Augen verschönte, und sie fand Herzenstöne, um die Cara Hölzl, die Heroine, sie beneidete. Der Direktor stieß bei den Proben seine alte Freundin Malchen Witt an, die bürgerliche Mutter und Chargenspielerin: „Sie wird; wahrhaftig, sie wird. Wenn es in dem Tempo weitergeht, spielt sie übers Jahr die Sorma in Grund und Boden. Was meinst du, ob man mit ihr die „Versunkene" riskieren könnte? — Rautendelein? Das wäre eine großartige Idee, Witten!" — Und ‚Witten' war einverstanden. Sie hatte eine Schwäche für ‚Schrenkchen'.

II.

Das hatte sich vierzehn Tage vor diesem ereignet, an dem Hanna Schrenk mit ihren vier Schwarzen die Harmenswolder Wirtsstube betrat. Drinnen wars sehr behaglich. Ein alter, niedriger Raum mit Balkendecke. Ueber dem großmächtigen Haartuchsofa, schwer wie ein Klavier, hing ein Merianisches Stadtbild aus der Vogelschau. Tisch und Stühle und die geschlossenen Vorschieber der beiden Bettkojen aus massivem Mahagoni, blank gebohnt. Die Sonnenstrahlen lockten warme Töne aus den spiegelnden, rotbraunen Holzflächen. Köstlich warm kam's auch vom Herde her, den Delfter Platten umrahmten.

Frauke Bakker belustigte sich an ihren sonderbaren Gästen. Sie war

Kapitänswitwe und hatte einst manche Fahrt auf ihres seligen Mannes schmuckem Dreimaster mitgemacht und in den fremden Seehäfen Schwarze und Braune genug angetroffen. Diese hier kamen ihr recht ausgehungert vor; deshalb sah sie in die Gelegenheit; schnitt einen handbreiten Streifen überher vom Butterkuchen auf den Teller und zählte die Kandisstückchen zum Thee nicht in die Dose. — Eine derbe Handvoll, und damit gut. —

Allmählich tauten die verfrorenen Fremdlinge auf, schoben denfetten Kuchen zwischen die Lippen, malmten den Kandis und schüttelten sich mit komischen Gebärden über dem bitteren Thee: „Rrr — hu!"

Ngbara-suk stieß den Tassenkopf von sich, holte ein Bündel Knoblauch aus der Rocktasche und begann die stinkenden Zwiebelchen zu häuten und zu verspeisen. Ham-dhal äffte ihm nach und schlich lautlos zur Eimerbank neben der Thür. Da tunkte er seinen halbgeleerten Tassenkopf samt der Hand und dem halben Arm in Fraukes grünroten Wassereimer und fing mit Schöpfen und Schlürfen an, trotz der Frau, die laut schalt und ihre Füße auf dem Herdstein wärmte. Ihr Stoofje hatte sie dem kranken Schwarzen abgetreten. Wie der schlotterte! Dem steckte das Fieber im Leib. — Sie sprang in die Höhe und riß Ham-dhal am Arm von ihrem reinlichen Eimer fort: „so'n swaarten Ekel! Ich will dich — —! Hat Sie denn gar keine Macht über die Kerls, Jüffer? Hä!"

Sie hielt sich die Nase zu, und schob eins der Fenster hoch, hinter denen Fuchsien und Pantoffelblumen in bunten Töpfen blühten. Mit ungestümen Windstößen kam die Septemberluft herein und fuhr kräftig in den Brodem von Knoblauch und Moschus. Den Moschus hatte Moniam-gse. Er spielte im europäischen Zivil den Stutzer. Heller Sackanzug, das Strohhutband in den deutschen Farben, um den Papierkragen, der so hoch war, daß er die schwarzen Ohrmuscheln kratzte, die schottische Krawatte mit Flatterenden. Zu dieser Pracht die glänzendsten Augen im pfiffigsten Gesicht von der Welt. In sein rotbaumwollenes Schnupftuch hatte der drollige Kauz ein ganzes Fläschchen Patschuli gegossen. Jetzt lag das Tuch als Serviette auf seinen Knieen, und der süßliche Uebelgeruch wirkte atemraubend.

Hanna ertrug ihn tapfer. Sie brachte es nicht übers Herz, die glückliche Stimmung ihrer armen Vagabunden zu trüben.

Alimin saß, steif zurückgelehnt, in der Sofaecke. Mantel und Mütze hatte er abgeworfen. Mechanisch fuhr seine Hand in den Hemdschlitz über der Brust, holte den langen Stachelschweinspieß hervor und bohrte ihn schräg durch den hohen Schopf. Bei der Bewegung glitt auch die Bernsteinkette heraus, an der das Amulettsäckchen hing. So blieb er, abenteuerlich und jämmerlich zugleich, in seinen Winkel gedrückt. Seine Züge nahmen nach und nach etwas sonderbar Graues, Verfallenes an, und langsam öffnete und schloß er die Augen, wie ein sterbender Vogel.

Sobald aber die frische Draußenluft Macht über Gestank und schwüle Herdwärme gewonnen hatte, erholte er sich mit einem Schlage, und ein wilder Trieb zum Lärmen brach in ihm durch. Seine heiße Faust schlug auf den Tisch; er stieß das Stoofje unter den Füßen weg — Hanna mußte ihr Kleid vor den springenden Funken retten — und schlappte den Thee aus der überlaufenden Unterschale, schnaubend und fauchend wie ein Raubtier, das am Wüstenquell seinen wütenden Durst löscht. — Noch eine Tasse, und noch eine; nur nichts essen, Hanna mochte zureden, wie sie wollte.

„Kann nich, Bibi — kann nich, Alimin —!" beharrte er und kroch unter den Tisch, um sich das Stoofje wieder herzuzerren mit hastigem Handgruß auf Stirn und Brust gegen Frauke Bakker, weil ihm die Zähne im Frost aneinander schlugen und die Hände eisig wurden. Dann fiel er aus dem stammelnden Deutsch unvermittelt ins Arabische und hob an, Ham-dhal zu necken:

„O, du Sohn der Eselin, du Bruder des Lasttiers; möchtest du wohl ein weißer Hengst sein und eine rote Schabracke tragen? Ja Allach! wie könnte eine Stute deine Mutter sein? Bade dich in Milch und entwende deinem Freunde das rote Tuch zur Schabracke für deinen Rücken. Ja Allach! Ham-dhal, der du als ein Esel geboren wurdest; ein Esel bleibst du immerdar —"

Ham-dhal wehrte sich mit anderen Gleichnissen, und kreischte auf und wollte Moinam-gse das rote Schnupftuch entreißen, aber Hanna rief ein unverständliches Wort in den kleinen Tumult hinein und schloß ihre Linke um Alimins Handgelenk:

„Schweige du!"

„Nach deinem Willen, Bibi," antwortete Alimin und hob die Hand zur Stirn, und so legte sich der Sturm im Wasserglase.

Nun schwirrten die fremdartigen Stimmen im Gespräch durcheinander. Zischlaute und Gurgeln; dumpf angeschlagene Vokale und blechernes Quäken. Es hörte sich wie heftiger Zwist an und war kindisches Vergnügen, weiter nichts

Frauke Bakker schloß das ratternde Schiebfenster. Der Wind zerzauste ihr die Blumen. Sie stocherte ihr Torffeuer und kopfschüttelte über die Gesellschaft um ihren Tisch. Das Jüffertje mit dem Bilderbuchsgesicht hatte ihre vier Schwarzen fein im Zug und sprach Kauderwälsch mit ihnen, als wäre sie selber 'ne Heidentürkische und kein rechtliches Christenwicht.

Begreifen ließen sich ihre Gedanken. Hanna redete das gleiche, unreine Arabisch, wie die beiden Nubier. Ob die Liebe ihr zu dieser überraschenden Wissenschaft verholfen hatte? Frau Fama, die Vielgeschäftige im Dunkeln, flüsterte so; Frauke Bakker zerbrach sich den Kopf nicht deswegen. Da sah sie, vom Fenstertritt aus, Senator de Vries mit Frau und Mutter im Landauer kommen. Das Gewissen schlug ihr. Vorgestern schon hatten die fünf Körbe Aepfel und das Faß Borssumer Zwetschen in die Stadt sollen, aber weil

Schlachter Reintsemas Stuhlwagen diesen Abend doch leer hineinfahren mußte und die Fracht mitnehmen wollte, war die Sache über Gebühr vertrödelt worden. Jetzt kam ihre alte Herrschaft selbst ankarriolt, um zu treiben. Gottlob, fertig stand alles, und solche Calvillen und Prinzeßnobel hatte Frau Senatorin noch kein Jahr bekommen.

Geschwind schickte sie ihre kleine Magd in die aufgetreppte Süderstube hinter der Diele mit der schnatternden Theegesellschaft und ließ einheizen und ein frisches Tischlaken auflegen, nur wegen Frau Senatorin ihrer Eigenheit:

„Fix, fix, Hilke!"

Dann lief sie hastig zur Diele zurück und tippte Hanna an den Arm:

„Wenn Sie hier noch bleiben will, Jüffer, denn so muß sie nötig Ihre schwarzen Kerls 'n bischen sacht sprechen lassen. Da kommt meine frühere Herrschaft angefahren. Nebenan in meine Süderstube auf Besuch."

Hanna nickte und zeigte auf Alimin:

„Ich muß noch eine Tasse warme Milch für ihn haben. Wenn er damit fertig ist, gehen wir. — Meine Gesegneten", fügte sie arabisch hinzu, „meint ihr nicht, daß es in einer kleinen Weile genug der Freude für diesmal ist?"

Die Gesegneten erhoben lebhaften Einspruch, und Moniam-gse liebäugelte mit der grünen Geneverflasche, gegenüber auf dem Wandbrette:

„Nappi — Nappi, Bibi! Ja, ja, ja, Bibi!"

„Nein, nein, nein! Schau gegen die Sonne hinaus. Willst du, so kurz vor deiner Gebetsstunde, noch sündigen?"

Der hübsche Bursch duckte den pechschwarzen Krauskopf zwischen die hochgezogenen Schultern. In seinen funkelnden Augen verstärkte sich der lüsterne Blick; er fuhr mit der Zunge über die Lippen, knurrte in sich hinein und hauchte in seine Hände. Ihn fror.

III.

Draußen, vor dem Fenster tauchte ein Männerkopf auf, in dessen Augen ein Lächeln über die merkwürdige Gruppe um Faukes Theetisch stand. Dann erschien, viel tiefer neben ihm, das Gesicht einer kleinen, sehr alten Dame. Sie trug über der enganliegenden, weiten Rüschenhaube einen runden, schwarzen Strohhut, von dessen Rand, statt des Schleiers, eine gekräuselte, schwarze Spitze fiel. Sie lachte auch und nickte hinein. Die Beiden waren Mutter und Sohn: der Senator und ‚Mevrouw'. Den holländischen Titel hatte sie behalten, seit sie vor einundsiebzig Jahren aus Haarlingen an der Zuidersee herübergeheiratet hatte; nur daß alle, die nicht versippt und verschwägert mit ihr waren, sich das Holländisch für Brief und Anrede verdeutscht hatten. ‚Mefrau', — so stand es nun fest.

„Deine Aletta muß vor dem Thee ihre Last vom Herzen haben; das kenn'

ich lang'. Laß sie stillkens gewähren, Sohn," sagte Mefrau; denn ihre Schwiegertochter, die Senatorin, war gleich vom Wagen durch die Hinterthür zu Frauke in die Waschküche getreten, um wegen der unpünktlichen Besorgung zu schelten und die Apfelkörbe zu besichtigen. „Mir macht es Spaß, daß ich die schwarzen Seilspringer nun doch nahebei vor Augen kriege, wenn ich auch durchaus nicht in Herwigs seinen Zirkus gehn darf, nach eurem Willen, Gerrit. Ist gut, mein Jung'; ist ganz gut! Jetzt komm binnen. Aletta soll uns wohl aus der Diele zum Thee hinaufholen, wenn sie mit Frauke Bakkers klar ist."

Sorgsam führte der Senator seine Mutter in die Diele, die als allgemeiner Gastraum diente. Als die kleine Alte, ein bischen unbehülflich, über die hohe Schwelle trat, schlug sie die Schleierspitze vorn auf den Hutrand zurück und schaute sich munter um.

„Sieh, sieh; das mag ich gern leiden; das sind prächtige Leute. Bei denen wollen wir'n paar Minutjes bleiben, Gerrit. Nimm mir den Kragen ab, mein Jung', und gieb mir Frauke ihren niedrigen Stuhl und das Stoofje."

Der Senator half ihr aus dem kurzen Pelzmäntelchen, schob den Binsenstuhl, der eine Rückenrolle und Armpolster hatte, zwischen Herd und Theetisch und suchte vergeblich nach dem Feuerstübchen.

„Das Stoofje ist anderweitig besetzt, Mutter. Warte; ich will Dir die Wärmkruke aus dem Wagen holen," sagte er, aber im selben Augenblick erhob sich Poltern und Schurren unter dem Theetische, weil Hanna einen kurzen arabischen Satz gesprochen hatte. Gleich darauf zog Alimin die Füße unter sich aufs Sofapolster, und Hanna kam mit dem Stoofje. Sie kniete nieder, und ihr blasses Gesicht errötete, als sie die feinbeschuhten Füße der alten Dame hob und auf die warme Platte stellte.

„Nein, nein, Kindje; Sie sollen sich keine Ungelegenheiten machen," wehrte Mefrau und klopfte Hannas Scheitel. „Wenn Ihre Freunde frieren, müssen Sie fremde Leute nicht wärmen. Wie, Gerrit?"

„Wir sind warm und gehen bald," versicherte Hanna, und der Senator nahm den Hut ab:

„Danke freundlich für Mutter, Fräulein."

Er hantierte noch ein wenig um das gebückte Altfrauchen im Binsensessel herum und betrachtete den Theetisch mit humoristischem Schmunzeln. Sein Gesicht war, trotz der Achtundsechzig, noch frisch, rotbraun und blond, mit rotem Kranzbart und glänzender Haartolle. Er glich seiner Mutter. Auch ihr sah man die Neunundachtzig, die sie trug, nicht an. Leben, Geist und Seele überreichlich in ihren runzeligen Zügen. Derselbe Humor in den hellblauen Augen und um den zahnlosen Mund und dieselbe kräftige Derbheit im Nasenschnitt. Augenblicklich lag sonniges Vergnügen in ihren Mienen:

„Schiebe mich ganz dicht an den Tisch, Gerrit; ich will sie nahebei sehen.

Wirklich, es sind prächtige Leute, Sem, Ham und Japhet aus der Arche Noah. Bloß Jud' Lövy seine karierten Hosen und Jacken, die passen ihnen schlecht. In Herwigs seinem Zirkus geh'n sie gewiß wie die Weisen aus Morgenland. Messer und Totschläger haben sie ja wohl nicht bei sich, Kindje?"

„Ach, gnädige Frau; sie sind froh, wenn keiner ihnen selbst etwas zu leide thut."

„Ja, dann bin ich zufrieden. Ich sitze hier wunderschön dazwischen. Nun muß ich wissen, wie sie heißen und wo sie herkommen. Sie ist am Ende die Bändigerin davon, Kind?"

„O nein!"

„Aber Sie können mit ihnen sprechen?"

„Nur so ein wenig —"

„Laß gut sein, Mutter!" (Der Senator dachte an den Stadtklatsch, der sich mit diesem Verhältnis beschäftigte.)

Allein die alte Frau beharrte. „Nein, Gerrit; sie soll mir alle Auskunft geben. Was hilft mir das, wenn Missionsinspektor Sötebeer uns von den Bantu und den Herer vorliest, und ich kann mir die Leute mit keiner Gewalt einbilden?"

„Also, Fräulein, sprechen Sie die Namen für Mutter etwas laut und deutlich aus, bitte."

Hanne erhob sich, trat vor den Tisch und rief ihre Freunde einzeln auf. Es war, als ob sie eine ihr unangenehme Rolle spielte; denn sie las dem Senator seine Gedanken vom Gesichte ab.

„Dieser hier ist der Aelteste: Angbara-suk aus der Ebene Wadi-el-Koh-im Darfur. (Richte dich empor, mein Freund, daß die ehrwürdige Bibi deine Höhe durch Allahs Gnade sehen mag.) Der Kleine hier stammt aus Baghirmiland; aus Mandjafa. Moniam-gse heißt er. Er ist der Jüngste, und nach ihm kommt dieser hier: Ham-Dhal, ein Nubier; ein Schukrie vom Bahr-el-Asrak. Der letzte ist auch ein Nubier: Alimin, vom Stamme der Hallenga. (Bleibe still, wo du bist, mein Gesegneter; —) ich fürchte, daß er sehr krank ist."

„— Der Zirkusprinz, Mutter. Was meinst Du: soll ich dem eine Friedens-zigarre anbieten?"

Mefrau schüttelte den Kopf. „n' rechtliches Bett und Brustthee mit schwarzem Kandiszucker wäre wohl besser für ihn. Meinen Dank für die schöne Geographiestunde, aber behalten kann ich die fremdländ'schen Namen nicht. — — Was will der kleine Schwarze von mir, Kind?"

Hanna drängte Moniam-gse und seine ausgestreckte Hand beiseite.

„Er bettelt um Branntwein und darf keinen trinken. Sie sind alle Mohammedaner: (schlage in dich, Knabe; laß deine Beschämung zu Flammen

werden!) — Verzeihung für den Lärm; sie haben heute ihren freien Nachmittag und freuen sich wie die Kinder."

„Kinder müssen was zu spielen kriegen!"

Mefrau legte ihre kleinen, welken Hände gegen die Tischleiste, lachte und nickte von einem zum andern. „Kindje; sag' Sie dem Mohrenprinzen auf dem Sofa in seiner Mundart Bescheid, daß er unter den Tisch greift und die Lade herauszieht. Da müssen zwei Würfel d'rin liegen, und ich gebe eine Schürze voll Aepfel her; — um die könnt ihr Würfel spielen."

Der Senator lachte mit. Es freute ihn, daß Mutters Jugendlichkeit nicht zu töten war. „Laß die Aepfel lieber sein, Mutter," riet er; „die sind für schwarze Magen zu kalt. Sieh, da in der Ecke steht die Tromme mit Moppen, von denen gieb ihnen auf den Tisch zum Verspielen. Ich habe ja Deinen Geldbeutel in der Tasche; daraus bezahle ich nachher."

„Das ist 'n mojer Rat, mein Jung'; so soll es sein. Bleib' bei mir steh'n; hier geht es reinweg wie in der Amsterdam'schen Judenschule zu! — Nimm soviel wie zwei Pfund heraus; zehn Handvoll, Gerrit. Bei den Schwarzen denk' ich gern an unsre Bilderbibel und an den Kämmerer aus Mohrenland."

„Ich will dafür sorgen, daß Du sie noch in Tracht siehst, ehe sie wieder abreisen," sagte der Senator und stand geduldig hinter ihrem Stuhl, während die Fremdlinge um den kleinen Kuchenberg würfelten, der vor Hanna aufgeschüttet lag. Sie teilte aus, und ihre dunkelgefärbte Stimme gab zuweilen einen Ordnungsruf, wenn der Tumult zu groß wurde. Alimin beteiligte sich nicht. Er ließ seine umflorten Blicke flehend von Hanna zu Mefrau schweifen und tastete matt über seine Brust hin. — Da, als sie es gewahrte, stand Hanna, mitten im Spiel, auf und schob die Nüsse zusammen:

„Hinweg, bevor die Nebel steigen!" sagte sie auf Arabisch.

Die eifrigen Spieler stießen rauhe Zornestöne aus, rissen flugs die Süßigkeit an sich und gebärdeten sich wie gierige Affen, mit den tierischen Greifbewegungen ihrer langen Arme und den fauchenden Lauten. Mefrau faßte die Stuhllehne fest und erhob sich erschrocken. Sie hatte Hanna und ihren Freund beobachtet und alles andre darob vergessen.

Merkwürdig: die schwache Stimme der Greisin wirkte doch wie ein Wunder. Das Fauchen und Kreischen ward still, und die Zänker standen wie Bildsäulen, bis der Senator die Moppen zu sich hernahm und verteilte. Da stopften sie sich die Taschen, und nur die funkelnden Blicke verrieten, was die Lippen nicht mehr zu äußern wagten.

In diesem Augenblicke trat die Senatorin ein.

„Kinder Gottes — es ist die höchste Zeit, daß ihr aus unserer Luft wegkommt," sagte Mefrau, und ihr Gesicht wurde vor Mitgefühl traurig, als sie Alimin husten hörte. „Ich will euch jetzt Fahrwohl sagen, es wird mir zu viel.

Sieh, sieh, da bist du ja auch, Aletta; nun laß uns Thee trinken. Sieh: das moje Fräulein ist die kleine Mutter von Herwigs seinen Mohren. — Was betreibt Sie denn sonst noch, Kind? Das möchte ich wohl wissen."

„Ich kann es Dir genau sagen, Mutter: sie spielt Komödie im Sommertheater," antwortete die Senatorin kühl, und die alte Frau sah Hanna fast noch trauriger an, als vorher Alimin.

„Das ist nicht gut, Kindje. Helfen und Dienen ist besser, wenn man jung allein steht. Hat Sie keine Eltern mehr?"

„Nein."

„Auch keine Geschwister und Anverwandten?"

„Niemanden."

„Wo ist Sie denn zu Hause?"

„Da, wo ich mein Brot verdiene."

„Ach — was haben wir es gut — —!" Die alte Frau sprach den Satz nicht zu Ende, sondern nahm die Hand ihrer Schwiegertochter und streichelte sie wortlos. Darauf wandte sie sich an ihren Sohn: „Gerrit, mein Jung' — der Stuhlwagen fährt leer, bis auf unsere Aepfel und Pflaumen. Die soll Adde vorn unter die Bockbank setzen, und Du giebst ihm, von meinetwegen, einen Thaler, daß er die Mohren bis Herwigs mitnimmt, und die kleine Mutter kommt auf den vierten Platz in unserm Wagen. Paßt Ihr der Vorschlag, Kind?"

Hanna schüttelte ablehnend den Kopf; „Nein, nein — ich darf mich nicht von diesen hier trennen; sie sind zu stadtfremd. Aber wenn wir fahren dürften — ich könnte garnicht genug danken, weil — —: ach, ich fürchte, er ist sehr krank."

Die verblaßten Augen der alten Frau gingen abermals von einem zum andern, und sie stützte sich auf den Arm ihrer Schwiegertochter. „Kinder Gottes — macht, daß ihr hier aus der Luft kommt," mahnte sie nochmals und gab Hanna die Hand. „Nehm' Sie sich nur in acht, Kindje; Leib und Seele in acht nehmen. Ich darf da nicht hineinsprechen; wir Menschen müssen durch unser Leben durch, jeglicher nach seinem Gewissen, und was wir in Ehren fertig kriegen, das haben wir vor Gott zu gut. — Halt Sie sich brav und munter. So, Gerrit, jetzt soll Adde gleich anspannen."

Langsam und gebeugt stieg sie die vier flachen Stufen in Fraukes Süderstube hinan. Die Sorge um ein fremdes Kind, das ihr wohlgefiel, und dem sie doch nicht zu helfen wußte, bedrückte ihr Herz.

„Mutter ist wieder verliebt ohne Grund und Ursache," dachte die Senatorin, und dann wich sie beiseite, weil die Schwarzen sich nicht halten ließen, sondern Mutter nachsprangen und ihren Mantelsaum zum Dank gegen die großkarierten Westen und Jacken preßten.

* * *

Eine Viertelstunde später hörten sie Adde, Schlachter Reintsemas Knecht, vorfahren und hörten auch, wie die Fremdlinge sich um die Plätze im Stuhlwagen stritten. Das letzte, was Mefrau vom Fenster aus gewahrte, war Hannas Gestalt, die aufrecht im Wagen stand. Sie legte ihr schottisches Mäntelchen um Alimins Schultern, schloß es sorglich um seinen Hals und stellte den Kragen in die Höhe. Dann setzte sie sich neben ihn, und der heftige Wind blähte die Aermelpuffen ihres dünnen Kleides zu Ballons auf.

„Das ist rührend, Aletta," sagte Mefrau, nahm wieder Platz am Theetisch und faltete ihre Hände um das warme, henkellose „Kopje" in tiefer Unterschale. „Wenn unser Herr Christus auch mit dem Komödienspielen und Seiltanzen nichts zu thun hat, so erbarmt er sich doch über die Zöllner und Sünder, und ich denke mir so: von dieser wird er seine milde Hand wohl nicht abziehen. Denn dienen und helfen, das thut sie doch in seinem Sinne. Was meinst Du dazu, Aletta?"

Die Senatorin zögerte mit der Antwort. Sie that ihrer Schwiegermutter noch ein Stück Kandis ins Kopje, versorgte sich selbst und stellte ihres Mannes Thee einstweilen warm. Er sprach draußen mit Frauke, der alten Wärterin seiner Kinder, und erzählte ihr, daß Gerd, sein Sohn, heute Abend mit der jungen Frau aus Tirol zurückkäme: Hochzeitsreise. Die Senatorin stand nachdenklich und horchte hinaus, ohne Worte in sich aufzunehmen. Ihre schwerfällige und streng gerichtete Natur rang nach dem rechten Ausdrucke, der wahr und klar sei und doch die Ehrfurcht vor Mutters Milde und hohen Jahren nicht verletze. Sie war eine sehr fromme Sektiererin. Mefrau kannte dies suchende Gepräge der großen Züge genau. Sie klopfte ihrer Schwiegertochter sanft auf den Arm und fragte liebevoll:

„Aletta — was geht Dir in Deinen Gedanken um? Heute kommt Gerd zu Haus und bringt uns seine junge Frau: 'ne wahre Freude von Gott. Wir sollten fröhlich sein und lachen, wie mein Gerrit da draußen mit Frauke Bakkers."

Die Senatorin bröckelte ihren Zwieback (‚Beschent' nannte Mefrau ihn auf Holländisch) ins Kopje, seufzte und verzog die Lippen zu herbem Lächeln. Allein ihre Gedanken bewegten sich noch in zu tiefen Gleisen.

„Es heißt wohl: ‚Christus nimmt die Sünder an', sagte sie endlich, „aber wer verworfen ist, bei dem muß vor der Annahme Besserung zu spüren sein, Mutter, und so eine — —"

„— weißt Du, ob Dein gütiger, himmlischer Vater sie verwirft, weil Du es thust?" unterbrach die alte Frau, und ihre Augen wurden groß. „Kannst Du Deinen Nebenmenschen durch Kleider und Fleisch und Bein in das Inwendige sehen, ob das rein oder schmutzig ist? Ich kann es nicht. Das kann nur Dein gütiger, himmlischer Vater. — Gieb mir noch 'n Kopjevoll und einen Beschent, und laß uns nicht streiten, Aletta. Wir sind alle beide keine Schriftgelehrten, sondern thun einfältig, was uns das Rechte bedünkt, jede nach ihren Gewissen. — Sieh, hier kommt unser Gerrit wieder; das ist schön. Bist Du mit Meister

Reintsema übereingekommen und mit Frauke, mein Jung'? Schenk ihm ein, Aletta, mein Kind. Er kriegt auch Bienenhonig. Da, in der blauen Dos'! Trink und iß, mein Gerrit."

So saßen die Drei, deren Alter zusammengerechnet mehr als zwei Jahrhunderte ausmachte, friedlich miteinander in der kleinen Süderstube des Wirtshauses unter moosigem Dache. Das Ofenfeuer brannte gemütlich und warf rote Lichtflecke gegen die marmorierten Tapeten; der Wind polterte im Schornstein und rüttelte an den Fallfenstern. Wenn er sich besann, ließ sich, vom Messingkomfoor her, das Summen des Theewassers hören, und ein zweiter, summender Ton kam aus der Ferne: das Brandungsgeräusch weit draußen am Hook. Dazwischen dann und wann, am Hause vorbeistreichend, ein Möwenschrei. Wie Drachengespenster lagen schwere Wolken im Nordwesten am Horizont, und die herbstliche Sonne sank blutrot gegen den Erdenrand hinab.

Wie immer glich sich die Meinungsverschiedenheit zwischen Mefrau und ihrer Schwiegertochter im stillen aus, und der Sohn erfuhr nichts davon. Die beiden Frauen hatten viel Liebe und Achtung für einander und waren, innerhalb ihrer engen Lebensgrenzen, fein gebildet. — Das alte Wirtshaus barg eine Ueberfülle von Kindheitserinnerungen; denn der Senator und seine Frau waren Jugendgespielen gewesen und „Kaptein Bakkers" ihr bester Freund.

Mefrau rief Frauke mit ihrem Strickkorbe herein. Sie mußte mit ihnen Thee trinken und des Senators Pfeife mit dem Fidibus in Brand setzen. Der Tabak und der Thee dufteten fremdartig, und der Honig in der blauen Dose duftete heimatlich nach den Harmenswolder Lindenblüten.

Die Gedanken und Gespräche mischten sich gleichfalls. Das alte Haus bevölkerte sich mit den welken Dingen der Vergangenheit und den lebendigen Gestalten dieses Nachmittags.

Schließlich mußte auch der verstaubte Schweinslederband vom Schrank herunter: das ‚Theatrum mundi'. Mefrau wollte alles vom ‚Afrikanischen Erdteil' lesen, und blätterte und blätterte, bis sie's fand.

‚Allwo die Sonne also heftig scheint, daß die Inwohner gleichsam zu lebendiger Kohle zerschmelzet werden und auch also gefärbet. Werden dieserhalb Mohren zubenennet und gehen nakket, ausnehmend eines Schurtz-Felles von Straußen-Flüglein nebst Crallenperlen, auf Dermen gefedelt. — —'

„Vergiß janicht, daß ich sie noch in Tracht sehen soll, Jung'," sagte Mefrau eifrig, ehe sie aufbrachen und klappte das schwere Buch zu. Dann packten sie sich warm ein und fuhren zur Stadt zurück, während der Sturmtag vollends verglühte.

IV.

Adde der Knecht sträubte sich dagegen, die Mohren durch die Stadt nach Herwigs Garten zu fahren. Die Leute dächten jawohl, er hätte umgesattelt und

wäre ein Jahrmarktskerl geworden. Dafür wollte er als rechtlicher ‚Dienst' nicht gelten. Da, wo bei der Kalkbrennerei die Landstraße den Wilgumer Butendeich überschritt, machte er Halt; die schwarzen Fahrgäste mußten ohne Gnade aussteigen, und die Gäule standen wie angenagelt. Es waren zwei hübsche Füchse, und während die Nubier sich fester in ihre Jacken knöpften, nahm Hanna den Kopf des Handpferdes zu sich herum und klopfte ihm Hals und Ganasche. Schmeichelnd, als sei sie's gewohnt, mit Pferden umzugehen.

„Wie heißen die Herrschaften, für die Sie uns bis hierher gefahren haben? Ich möchte gern danken," sagte sie, und schlug, den Pferdehals noch immer sacht klopfend, ihre tiefliegenden, dunklen Augen zu Adde auf.

„Dunderslag! de kann glupen!" dachte Adde und fing an, sein weißblondes Krullhaar über dem Ohr zu krauen vor Verlegenheit. Dann gab er in seinem Messingdeutsch bedächtig Auskunft.

„Sie is woll nich von hier, Jüffer, daß Sie Mefrau de Vries nich kennt? Das is die alte Dam', die wohnt an' Kai, un Herr Senater de Vries un Frau Senatern, die wohnen Langestraße Nummer dreizig. Die Appeln, die bring' ich nach den jungen Doktor de Vries, der kommt mit seine Frau in Nummer zwölf auf'r Bruggenstraße, un Nummer dreizehn hat 'r sein Krankenhaus. So, nu weiß Sie Bescheid, Jüfferke. Sie will ich gerne noch'n Stücksken mitnehmen; blos nich die Schwarzen — das scheniert mir."

Hanna dankte und lehnte ab. Drei ihrer Schwarzen strebten bereits Arm in Arm der Butenthors Brücke zu. Von dort ging es, zwischen dem Gewirr schnurgerader Gräben, zu den Bleichen und Herwigs Garten hinüber. Die Flagge auf dem hohen Dach des Saalbaues sah man schon von hier aus über den herbstgelben Baumkronen wehen.

Alimin blieb noch einen Augenblick hinter den Kameraden zurück. Er griff in den Busen und holte eins der beiden Freibillets heraus, die „Bana Bollan" jedem Mitgliede der Truppe eingehändigt hatte, damit zur Galavorstellung genug Claque vorhanden sei. Ein Billet war Hannas Eigentum; das zweite schenkte der Nubierprinz dem staunenden Knechte. Adde lachte wie ein Vollmond vor Vergnügen und wälzte den Gedanken im trägen Hirne, ob sich's verlohne, dem Spender einen Priem Kautabak zum Dank anzubieten. Allein, ehe er ins Reine kam, schritt die hohe Gestalt schon jenseits der Fahrstraße, und rief den voraneilenden Genossen ein Klagewort nach.

Ngbara-suk fing es auf, blieb stehen und wartete. Sein wulstlippiges Profil mit der Plattnase zeichnete sich grotesk vom dämmernden Abendhimmel über den Bleichen ab. Jetzt nahm er Alimin in den Arm und schleppte den Kraftlosen mit sich weiter.

* * *

Hanna schritt ohne Geleit ihres Weges dahin. Der Abend lag noch lang vor ihr. Alimin hatte nicht mehr mit ihr heimkommen wollen wie sonst, wenn es irgend anging, sondern hatte seinen Kopf zungenschnalzend zur Verneinung zurückgebogen und wieder sterbensmatt die Augen geschlossen, wie vorhin im Harmenswolder Wirtshaus. Nur einen Wunsch kannte er jetzt: sich auf sein Stroh und den Teppichfetzen legen, den Mantel über Kopf und Angesicht ziehen und schlafen. Weder Waschung noch Gebet noch Speise. Nichts, als einen Krug Wasser und Schlaf ohne Ende.

Sie litt unaussprechlich um ihn, und daß sie so wenig für ihn thun konnte, wurmte sie am heftigsten. Ihre bescheidene Gage reichte kaum für ihren eigenen Unterhalt aus, und Vorschuß gab es niemals. Der Direktor lebte selbst von der Hand in den Mund, und irgendwo in Thüringen saß seine Frau mit fünf kleinen Kindern. Die alle schrieen nach Brot. — Elend im Flittertand, auf dem Kothurn stelzend, oder durch die Lache watend.

Ihr schauderte, wenn sie an ihre alten Tage dachte. Wie sollte es damit werden? Ihre Erziehung war zu oberflächlich geblieben für irgendwelche ernsten Leistungen in Lehrberuf oder Handfertigkeit, oder auf kaufmännischen Gebieten. Zur Gesellschafterin fühlte sie sich nicht demütig genug. Nun steckte sie zwischen den Kulissen und schminkte sich die blassen Wangen.

Ihre Vergangenheit lag vor der Welt im Dunkeln. Beim Meldeamt und auf dem Ausweispapiere im Aktenkasten ihres Direktors führte sie den Vatersnamen ‚Robson', mit dem Zusatze: ‚genannt Schrenk'. Der Direktor war dergleichen gewohnt. Sein jugendlicher Liebhaber nannte sich auch Hans Waldau und hieß in Wirklichkeit August Breiwurst. Darüber dachte man nicht einmal nach. Als der Direktor ihr seinerzeit ob des Verkehrs mit den Nubiern Vorhaltungen gemacht, hatte sie geantwortet: „mein Gewissen ist rein!" und ihm anheimgestellt, ihr nachzuspüren, wie, wo und wann es ihm gefalle. — Damit mußte er die Angelegenheit wohl oder übel ruhen lassen.

* * *

Während sie am Butenthors-Tief entlang zur Stadt hineinging und am alten Siel weiter gegen den Hafenkai zu, wiederholten sich ihre Gedanken die Adressen der drei de Vries. Am Kai las sie auf dem Messingschilde des ersten, großen Hauses auch schon das: „Mevr. de Vries." Ein altes, vornehmes Haus, frisch in Oelfarbe gestrichen. Der schöne Giebel treppte sich kühn empor; er neigte sich schon ein wenig vornüber und hatte eine Stütze im Rücken. Staffelecken und Spitze trugen Obelisken. Die Front sah auf den Hafen nieder. Der lag voll von Fischertjalks und -schlups. Rahen und Masten standen kohlschwarz; die Formen der verankerten Fahrzeuge schwankten gespenstisch auf und ab und verschwammen mit der grauen Luft und den winddurchwühlten Wellen. Einzelne Sterne tauchten

auf, und der Laternenanzünder trabte den Kai hinunter. Flamme nach Flamme erschien, weitgereiht.

Hanna blieb an der Mauer stehen, beide Arme auf die Brüstung gelegt, so lange, bis sie ihr einschliefen. Dann ging sie weiter, und der kribbelnde Schmerz ärgerte sie. Drüben, jenseits der Schiffbrücke, in der Bruggenstraße, mußte sie nochmals Halt machen und die schmerzenden, tauben Arme fest an sich pressen.

Das geschah vor der Pforte des tief zurückliegenden Hauses zwischen hohen Bäumen. Die Thür war von der Hängelaterne hellbeleuchtet, und ‚Klinik' stand darüber zu lesen. Im Vorgarten, den das Laternenlicht matt beschien, bückte sich eine Diakonissin zum Monatsrosenbeet hin und pflückte sich ein Sträußchen zusammen. Gewiß für den Betttisch eines Kranken.

Als sie Hanna bemerkte, richtete sie sich auf. Eine lange Gestalt mit schmalen, verarbeiteten Händen. Sie kam ans Gitter und fragte:

„Wünschen Sie etwas? Kann ich helfen?"

Hanna schüttelte den Kopf und reckte die Arme.

„Es ist weiter nichts; ich habe mich nur zu lange auf kalten Stein gestützt, drüben am Kai," erklärte sie und fügte hinzu: „Ist dies die Klinik von Doktor de Vries?"

„Ja."

Hanna zauderte. Sie ward rot und blaß und bannte die Schwester an die Stelle mit dem Blick ihrer dunklen Augen.

„Nimmt Doktor de Vries nur Kranke aus den ersten Ständen?"

„Wie meinen Sie das?"

„— zahlungsfähige — — oder —?"

„Das ist eine sonderbare Frage. Haben Sie ein Anliegen?"

„Nein, o, nein — gewiß nicht. Entschuldigen Sie —!"

„Nichts zu entschuldigen. Diesen Abend kommt Doktor de Vries von Reisen zurück."

„Ich weiß."

„Gut. — Darf ich ihm irgend etwas bestellen und wollen Sie mir Ihren Namen aufgeben?"

„Nein — nein —!" Sie schwieg; unschlüssig stand sie und rang die Hände ineinander. Thränen sprangen ihr in die Augen, aber sie wischte hastig darüber hin und faßte sich. „Entschuldigen Sie nur," sagte sie zum zweiten Mal, knixte in ihrer Verwirrung genau so, wie sie's auf der Bühne als naives Gänschen dem Lebemanne gegenüber that, und dann war sie auch schon fort.

Schwester Lenore, den Strauß in der Hand, blickte ihr nach. Ihr dämmerte etwas. Lindemann, der Hausmeister und Wärter in einer Person, hatte ihr vor ein paar Tagen diese junge Person gezeigt, als sie drüben vorbeiging, neben sich

den Nubierprinzen, von dessen Schönheit die weibliche Stadtbevölkerung schwärmte. — „So'n Theaterprinzeß!" sagte Lindemann und machte ein spöttisches Gesicht. Die Hobotenkritik ging gewöhnlich zu Schwester Lenorens einem Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus; diese aber interessierte sie nun doch aus besonderen Gründen. Von Mitte Achtundachtzig bis Ende Dreiundneunzig war sie bei der deutschen Mission in Usambara thätig gewesen und dann von den Fiebern zur Rückreise nach Deutschland gezwungen worden. — Während sie droben im schwacherhellten Zimmer wieder bei ihren drei Kranken saß und Schwester Konstanze, die junge Lehrschwester, ab und zu ging, beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Nubier. Sie fing an, zwischen ihm und der schmächtigen Theaterprinzessin Fäden zu spinnen: eine traurige Geschichte. Aber die Fäden lagen nur undeutlich im Muster der Gegenwart. Weder ihren Einschlag noch ihren Verlauf konnten die forschenden Augen entdecken. Was war's? Prahlsucht oder Sünde? Oder Mitleid — oder Liebe? — —

Der verunglückte Dachdecker im ersten Bett an der langen Wand hin stöhnte in ihre Grübeleien hinein. Sie schob sie von sich, erhob sich geräuschlos und ordnete, hin und wieder gleitend, das Nötige für die Nacht.

* * *

Hanna verweilte noch ein par Sekunden vor der offenen Thür des Nebengebäudes: Nummer dreizehn, Doktor med. G. de Vries. — Mefraus Enkel, klug und gütig wie sie. So dachte Hanna sich ihn. —

Das festlich geschmückte Haus erstrahlte in hellem Lichte. Eine Magd putzte noch eifrig an den Messingarmen zu beiden Seiten der drei Stufen zum Bürgersteig hinunter. Hanna hatte die ganze Empfangsherrlichkeit vor sich. Die Astern-guirlande um die innere Glasthür, die auch weit offen stand, und den sehr langen Hausflur, dessen weiße Marmorfliesen ein krapproter Smyrnaläufer bedeckte. Darüber noch einer aus Mattengeflecht zur Schonung. Die breitaufgeschwungene Treppe ins erste Stockwerk zeigte ein weißlackiertes Holzgeländer: aneinandergereihte Leiern zwischen stilisierten Rosenranken. Alles licht, hell und sauber und doch nicht kleinlich. Patrizisch-gediegen. Jenseits des langen Hausflurs dämmerte der Garten. Da leuchteten japanische Laternchen im Gezweig und umgaben das Mützendach des Theepavillons auf der Mauer. Dahinter lag wohl das Wasserband des Großen Deeps, und ganz windstill wars hier im geschützten Winkel.

Da fuhr ein Wagen, mit Koffern bepackt, um die Straßenecke. — Sie kamen, die jungen Eheleute.

Hanna ging am Wagen vorbei, die Bruggenstraße zurück und dann über den menschenleeren Torfmarkt, am schwarzen Wasser des Norderdeeps hin. Zu dem schoß eine moosige Mauer hinab und da und dort ein morsches Treppchen. An der Norderbrücke lagen die vollgestapelten Torfkähne für den morgenden

Markttag eng geschart und festgepflöckt. Jeder Kahn trug sein Wachtlämpchen am Mast. Die blinzelten der Kommenden gleich vielen schläfrigen Augen entgegen. So laut wiederhallte Hannas einsamer Schritt, daß es ihr bange ward, als ob irgend ein Schrecknis ihr auf den Fersen wäre.

Endlich erreichte sie das Gewinkel der Gassen und Gänge gegen den Judenkirchhof zu. Nun fand sie blind; denn im Reepergang hatte sie ihre Wohnung: ein Stübchen, Wand an Wand mit Malchen Witt, der ‚bürgerlichen Mutter' und ‚komischen Alten'. Berlinerin aus dem Nordviertel und seit undenklichen Zeiten Witwe. Derb, gutherzig und gewöhnlich. —

Sie lief, bis sie an ihrem grauen Giebelhäuschen anlangte. Es hatte noch vorgeschobene Ausluchten und Fenster mit kleinen, schillernden Scheiben. Im Erdgeschoß ein Kramlädchen mit Schenkgerechtigkeit. Abends saßen nüchterne, alte Männer um den kernigen Tisch in der Auslucht beisammen, tranken ihr einziges Gläschen Genever und rauchten lange Goudasche Thonpfeifen dazu. Wenn die Thürschelle anschlug und nachklingelte, drehten sie nicht einmal die Köpfe, sondern redeten mit den lauten Stimmen der gewesenen Seefahrer weiter. Immer Friesisch-Platt.

Jedem Künstler von Gottes Gnaden wäre dies altniederländisch gestimmte Interieur ein Leckerbissen für die feinen Sinne gewesen; Hanna jedoch flüchtete allabends vor Qualm und Dunst und groben Worten, wie sie's nannte. Ihr machte auch das altersschwarze Eichenschnitzwerk der Treppendocken keinen Eindruck. Tausendmal schönere Schnitzerei in Sandelholz und Rosenholz kannte sie. Hier sah sie nur die ausgetretenen Stufen und das armselige Petroleumflämmchen an der Kalkwand. Sie fühlte sich nicht von Gottes Gnaden.

Droben Dunkelheit. Man mußte sich, um drei ungeheuerliche Schränke herum, zu den Stubenthüren hintasten. Drinnen bei Mutter Witt wars noch still; sie hatte im „Zigeunerbaron" zu thun, und da war endlich Hannas Thürgriff: sie trat ein. Von der Straße her fiel der Laternenschimmer ins Stübchen und leuchtete ihr, so daß sie die Streichholzschachtel gleich fand und ihre Lampe anzünden konnte.

Als dann noch die Decke über den Tisch gebreitet war und das gute Gefühl augenblicklichen Geborgenseins zwischen diesen ihren gemieteten vier Wänden kam, ward ihrs besser zu Mut. Sie setzte sich auf dem Fenstersöller in den kleinen Sessel, den selbst ihre zarte Gestalt ganz ausfüllte und suchte sich zu Ergebung, Wollen und Streben zurückzufinden. Um sie her waren ihre Schätze, deren Wert und Ursprung niemand kannte, außer ihr und Alimin. Feine, nubische Korbflechtereien und thönerne Schüsseln. Ein arabisches Räucherbecken und die kleinen Modelle der nubischen Rabbab und der Rabbanne: die rohe Violine mit ungegerbtem Giraffenfell bespannt und das Handtrommelchen

der Schwarzen. Darübergehängt ein paar grellbunte Deckenstücke und seidige Schleiertücher. Lauter zierliche Kostbarkeiten in Europa.

„Der Mohrenprinz muß Geld haben," hatte Hans Waldau letzthin einmal in der Probe gemeint, nachdem Mutter Witt ihm, ohne Gewissensbisse, Hannas Mädchenreich geöffnet und gezeigt hatte, in Abwesenheit der Besitzerin.

* * *

Hanna strich sich die Haare aus der Stirn, stand auf und schob den Träumersessel zurück.

„Nein — ich verkomme und verdumme; an die Arbeit!" sagte sie laut, ging zur Kommode und warf den Stapel broschierter Bücher und Hefte durcheinander. Ihre Rollen, Benedix und Putlitz; ein paar Moderne, ein paar Klassiker in Reclam-Ausgaben und zwei oder drei trostlose, österreichische Gesellschaftsdramen. Wirklich eingedrungen war sie noch in keine einzige ihrer Rollen. Nur mechanisches Gelerne. Sie weinte zuviel ins Studium hinein und vergaß über den eigenen Seelenschmerzen die schwere Kunst der Anpassung. Ihre Schmerzen aber trug sie wieder nicht auf die Bretter, sondern ließ sie bei ihren ausländischen Schätzen zurück, und so machten ihre Bühnenleistungen nur denen das Herz warm, die ihre Augen und ihr blondes Haar schön fanden.

Eine Weile memorierte sie ihre ‚Grille'. Allein, sie konnte es schon fast im Schlaf aufsagen, und ihr graute heute vor dem schmierigen Hefte mit den blauunterstrichenen Stichworten und den rot eingeklammerten Streichungen. Sie schaffte sichs aus den Augen und nahm dafür ein sauberes, neues Buch zur Hand, das abseits vom allgemeinen Stapel lag. Dies Buch liebte sie zwischen Furcht und Hoffnung: Gerhard Hauptmanns ‚Versunkene Glocke'. —

Malchen Witt hatte ihrs geschenkt. Vor vierzehn Tagen, nach ihrem Mißerfolg mit der ‚Luise Millerin', als sie sich, am Morgen nach der Vorstellung, noch immer in Thränen aufgelöst hatte. — Trost im abscheulichsten Jargon, aber es war doch immerhin Trost und freundlicher Wille gewesen: „Nu laß das Weinen, mein Dochterchen! Hier hab' ich 'n Buch; das schenk' ich dir. Da steckt 'ne Rolle drin, für die bist du geboren und geschaffen. Wenn du die nich superlativ spielst, denn laß dich für die Bühne begraben!"

Seitdem studierte sie in jeder freien Stunde das Rautendelein, und je schwerer die Aufgabe in sie hineinwuchs, umsomehr trat die Furcht das Hoffen zu Boden. Ihr mühsam aufgefüttertes Talentchen sah sie zusammenschrumpfen, ihr bischen Können am Unerreichbaren zersplittern. — Und ach, ihr Wollen war wohl auch nicht von der rechten, starken Art. — Alles halb; alles schlaff und ohne Züge.

Ihre Ohnmacht grämte sie. Daß sie nicht eintauchen konnte in diesen Quell von Poesie und Rätseln, nicht atmen in diesem Märchenduft und nichts Ein-

heitliches zum Besitz herausholen aus diesem Gemisch von elbischem Wesen und Menschenschicksal, Schaffensdrang und Werdeschmerz, mit Vernichtungstrieb und faunischem Cynismus zusammengeschweißt. Etwas, das sie zugleich heftig anzog und abstieß.

Sie sah nach ihrer Uhr. Erst halbneun, also noch eine gute Stunde, ehe Malchen Witt sich abgeschminkt haben und daheim sein konnte.

Dieser Abend mit dem Seufzen des Windes im Ofenrohr und der Stille im Stübchen war wundersam gut zum Studieren. Das laute Sprechen der Pfeifenraucher störte sie nicht; die Auslucht lag unter Malchens Schlafkammer.

* * *

Vor dem Pfeilerspiegel deklamierend, suchte sie mit heißem Bemühen sich den Schluß des ersten Aktes zu eigen zu machen. Aber es ging nicht.

Erst bei den letzten Szenen des ersten Aktes, wo sich das „elbische Wesen" zu irdischer Menschlichkeit verdichtet, regte sich ihr Interesse. Die duftige Poesie in den Worten des Elfenreigens auf der mondhellen Waldwiese benahm ihr die Sinne. Drei — viermal wiederholte sie das reizende Zwischenspiel, wiegte den Oberkörper auf und ab vor dem Spiegel und lispelte träumerisch den Kehrreim:

„Schlingt und windet euren Tanz,
Ringelreihenflüsterkranz.
Maßlieb und Vergißmeinnicht
Rühren unsere Sohlen nicht."

— — — — — — — — Jetzt hob sich der Nickelmann über seinen Brunnenrand und schnaufte und prustete:

„Brekekekex! Brekekekex! — He, du!
Was stehst Du dort?"

Das mußte sie erst einmal langsam durchnehmen, Buch in Händen und die Stimme des Wassermanns tiefer klingen lassen, als ihre eigene, hochgeschrobene Elfenstimme. Dann las sie, mit vielen Pausen, das Zwiegespräch zwischen ihm und Rautendelein, das also beginnt:

„Ach, lieber Wassermann!
Ich bin so traurig: — ach, so traurig bin ich."

Die Schlußstrophe lautete:

„Und du und allesamt: ihr ekelt mich!"

— — — — „Und du und allesamt — — ihr ekelt mich —!"

Sie blickte starr ins Spiegelglas hinein und machte eine Bewegung des Schauderns. Plötzlich schlug sie beide Hände vor die Augen und weinte schluchzend eine lange Weile.

Allmählich beruhigte sie sich wieder, nagte die zitternden Lippen und trocknete ihre Thränen. War denn dies Elend ewig? Eine zusammengeschmiedete Kette

sonder Ende? „Man muß doch in sich die Kraft finden, solch eine Fessel zu zerbrechen — — sich ermannen —!"

Sie kniete vor dem Spiegel hin, preßte Buch und Gesicht gegens Glas, das, blind und fleckig, fast bis zum Boden reichte und wiederholte mit heftigem Ausdrucke zum dritten Mal:

„— und du und allesamt — — ihr ekelt mich! —"

So blieb sie, halbliegend und wie gelähmt, in der gleichen Stellung, und hinter dem Buche und ihren haltenden Fingern schlichen die Thränen an ihren glühenden Wangen nieder.

V.

„— Die Hölzln hat dem Alten den letzten Akt geschmissen, — so'n Radau! — — Nanu? — Schrenkchen!"

Malchen Witt stand auf der Schwelle und stemmte vor Schreck die Arme ein. Ihre Figur, so dick wie lang, im breitgestreiften Kleide und Umhang aus Wollkrimmer füllte die ganze Thüröffnung aus.

„Was is denn los, Schrenkchen?" — Als noch immer keine Antwort erfolgte, entledigte sie sich des regenfeuchten Umhangs und des Tirolerhütchens mit dem Hahnenfederstutz und packte die Zusammengebeugte kurz entschlossen unter beide Achseln. „Besinnen Sie sich gütigst auf Ihr Piedestal, Schrenkchen! Was is los? Briefe? — Klatsch? — Na, lassen Sie das dumme Volk doch klatschen! — Is nich? — Was denn sonst? 'raus damit! — 'runter vom Herzen! Wir sind doch Gebrüder in Apoll, Schrenkchen! —"

Hanna richtete sich auf mit Hülfe der dienstfertigen Kollegin. An deren weichgepolsterte Schulter drückte sie ihr verweintes Gesicht und legte das thränenbefleckte Buch auf den Sofatisch.

„Ich kann es nicht lernen — ich bin ganz verzweifelt —!" sagte sie heiser.

„Sie wollen nicht. Raupen haben Sie sich in den Kopf gesetzt — da liegt der Hund begraben."

„Ach Malchen — Malchen!"

„Nichts von ‚Malchen, Malchen'. Jetzt bin ich Mutter Witt und das sag' ich Ihnen: Wahrheit geht über Bonbons und weiche Salbe. Benehmen Sie sich, und wir benehmen uns gleichfalls. Immer Wursicht wider Wursicht, mein' Dochter. Sie wissen, daß Ihre alte Witten 'ne treue Haut is und meint es aufrichtig mit Ihnen, wie? Da haben Sie 'n Kuß d'rauf, Sie altes, dummes Kind. So — jetzt essen wir Abendbrot, und ich erzähl' Ihnen den ganzen Skandal von vorne nach hinten. Decken Sie die Tafel; ich muß mir Pantoffeln anzieh'n. Ich hab' uns 'n Spickaal mitgebracht; üppig, was, Schrenkchen?"

Hanna warf aus ihren trüben Augen einen flüchtigen Blick auf den schwarzen Schlangenfisch, den Malchen aus der halben Zeitung wickelte, und versuchte zu lächeln.

Ihr wars nicht nach Spickaal und Lachen zu Mut, aber sie folgte. Schlaff und gleichgültig bewegte sie sich hin und her, während ihre stillen Thränen von neuem fielen, deckte das gestopfte Drelllaken über den Tisch, stellte die Teller zurecht und holte Messer und Gabeln aus dem Wandschränkchen. Der abgegossene Thee von heute früh stand unten bei der Hausfrau auf der Ofenplatte warm. Wie im Schlaf ging sie danach hinunter, und hatte immer den weißleuchtenden Flur, die großgeschwungene Treppe und die bunte Guirlande des festlich geschmückten Doktorhauses vor Augen. —

Unten im Kramladen lehnte Adde, der Harmenswolder Knecht, noch an der Tonbank, hielt seine Peitsche im Arm, kaufte sich eine Rolle Kautabak und trank einen Schluck Doornkaat zur Erwärmung auf die späte Rückfahrt. Als er Hanna hereinkommen sah, zog er die Kappe und holte die geschenkte Eintrittskarte zur Galavorstellung aus der Westentasche:

„Hä — gu'n Abend, Jüffer. Bin ich Ihr noch in Gedanken geblieben? Ich möchte mich blos was befragen: ob dies Brilljett für ersten oder letzten Platz is?"

„Ich glaube für den ersten Platz," sagte Hanna. „Wenn Sie mich morgen sehen, setzen Sie sich nur in meine Nähe. Ich habe auch eine rote Karte."

„Meinen Dank auch, Jüffer. Ihr is woll nich gut zu paß? Ihre Pein dauert mich, wahrhaftigen Gott! — Na — adjü, Jüfferke."

„Adieu — und ich danke noch sehr. Kommen Sie gut zu Haus."

Sie gab ihm die Hand und kehrte ihr verweintes Gesicht zur Seite. Dann nahm sie ihre Theekanne von der Ofenplatte und ging wieder hinauf, langsam und schlurfend, wie eine Uebermüdete.

Die Krämersfrau sah hinter ihr drein, zuckte die Achseln und gähnte. Sie stand, Lampe in Händen, seitab, rieb den Rücken gegen die Reole und wartete, bis der Knecht den Inhalt seines Gläschens hinuntergekippt und bezahlt hatte. Geräuschvoll trabte er hinaus, und sie schloß ihre Thür zu für die Nacht.

* * *

Droben im Stübchen fand Hanna ein überraschendes Bild. Alles hell und bunt. Auf dem Tisch ein Blumenstrauß in der häßlichen Porzellanvase: Theaterblumen — zerknüllt und zerknittert, aber farbenreich. In jeder Theetasse zwei Klatschrosen und um den Spickaal gelegt fünf oder sechs dottergelbe, zerzauste Nelken. Ueber die Lampenkuppel hatte Malchen anstatt des neumodischen Papierschleiers den großen Kragen aus Häkelspitzen und blauen Bandschleifen gehängt, den sie heute als Gouvernante der Zigeunerbaronesse getragen.

Malchen selbst fühlte sich ganz in ihrem Elemente, trotzdem sie bedenklich schwer schluckte und ihr die Backen blaurot vor innerer Hitze brannten: Entsetzliches Halsweh hatte sie. Allein mit ihrer Köchinnenschürze aus Benedix' ‚Dienstboten'

über dem fleckigen Kleide, der frischgebrannten Stirnfrange und den ausgetretenen Pantoffeln fand sie sich selber und ihre Umgebung gottvoll. Ihr Temperament und ein lebhafter, unfeiner Schönheitssinn ließen sie jeden Einfall gründlich ausbeuten. Die kleine Kollegin mußte aufgemuntert werden. Deswegen hatte sie auch noch Bratkartoffeln im Lampenkocher angesetzt, und vom Zylinder empor wallten, unter Gebritzel, Fett- und Zwiebeldünste.

Halsweh hin, Halsweh her! Malchen empfing die Zurückkehrende mit ausgebreiteten Armen und gerührter Stimme. — Die richtige Theatermutter, und Hanna ließ sich klopfen und tätscheln, und dann mußte sie sich einhängen; Malchen spielte den galanten Kavalier und führte ihre verweinte Dame an den Tisch zum lukullischen Mahle: Malchen meinte ‚Symposion' und nannte es ‚Symphonium', und Hanna zuckte mit den Brauen ob der Wortverbesserung.

Ach; sie war ja erkenntlich und fühlte die ehrliche Hülfsbereitschaft. Aber der Jargon fiel ihr auf die Nerven, um so heftiger, je weiter der Abend vorschritt. Aufschreien hätte sie mögen in dieser Atmosphäre von Gewöhnlichkeit.

Sie dachte an Alimin und sein stummes Elend, und der Haß in ihr wider das ungerechte Schicksal, wuchs und wuchs.

Alimins Stimme war nahe bei ihr, gleich einer Gehörstäuschung. In das Geschwätz der Theatermutter hinein klangen die pathetischen Laute jenes morgenländischen Gebetes, das er ihr manchmal gebetet hatte, wenn sie beide des Trostes bedurften und suchten, sich aneinander aufrecht zu halten:

„Jâ rabb — jâ da'em!
O Herr, o Ewiger!
Wir flüchten zu Dir, vor Satan, dem Verdammten!
Dein Wille ist That.
Was Du verneinest, bleibt in Dir verschlossen — — —"

— — — — Die Lippen halbgeöffnet saß sie am Tisch, das Messer in der aufgestützten Hand und blickte, unter finsteren Brauen, in das große, runde Gesicht ihr gegenüber, mit der Ponyfrange über blanken Aeugelchen, den blauroten Backen und dem feisten Doppelkinn zum süßlichen Munde.

Das war kein natürliches Menschengesicht, sondern eine krasse Uebertreibung, eine Fastnachtslarve. Weshalb duldete sie so etwas Widerwärtiges an ihrem Tische?

Wie ein Schlag ins Gesicht kam ihr die Besinnung zurück und das Gefühl vernichtender Scham.

Aus Menschenfreundlichkeit lächelte ihr diese Fastnachtslarve zu, und hinter der flachen Stirn wohnte eine barmherzige Seele. Die sprach niemals: ‚decke mir deine Vergangenheit auf, wenn du willst, daß ich zu dir halte', sondern sie machte die Lästerzungen still und ermunterte und tröstete. Ob sie's in feinen oder unfeinen Worten besorgte; — änderte es die Güte an sich?

Mitten in Malchens draſtiſcher Schilderung des Theaterſkandals hinter der Szene, ſchluchzte ſie urplötzlich laut heraus, ließ das Meſſer in den Teller klirren und warf Arme und Kopf darüber hin. Allein beim Schluchzen blieb es nicht. Es ward das krampfhafte Schreiweinen der Verzweiflung daraus.

Ein paar Sekunden lang ſchrie ſie ſo, ohne Herrſchaft über ihren Willen. Da geſchah etwas Unerwartetes.

Kein derbes Troſtwort kam. Malchen bog ſich gegen die Sofalehne zurück, holte ihr Schnupftuch, groß wie eine Kinderwindel, aus der geräumigen Kleidertaſche hervor und fing auch ihrerſeits an erbärmlich zu weinen.

Hanna ſchnellte auf, zog das Tuch von Malchens Augen fort, und blickte ihr verſtört ins Geſicht. Mein Gott! die blauroten Backen fahl geworden, blaß bis in die Lippen, und die ganze, ſchwammige Geſtalt ſchlotterte ſo heftig, daß man die Zähne zuſammenſchlagen hörte. Das war ja Schüttelfroſt, und was nun machen?

Der eigene Kummer war im Nu vergeſſen vor Schreck und Gewiſſensbiſſen.

Sie verlor weiter keine Worte. Wohlthuend klar wurde ihr's mit einemmal im Kopfe: wie wunderlich! — Sie nahm die Zitternde feſt in den Arm, half ihr auf und führte ſie ſorgſam hinüber in ihre eigene, dumpfe Hinterſtube.

Dort galt es, das Chaos zu lichten. Auf jedem Möbel trieb ſich irgend ein Garderobenſtück herum; über die Waſſerflaſche geſtülpt eine graue Scheitelperücke mit zerzauſten Steckloken, Schminkdoſe und Haſenpfote neben dem Trinkglaſe, und halb unter dem Bette hervorgezerrt der zerborſtene Karton voller Blumenfragmente und verwitterter Tüllrüſchen. Das Bett ſeit geſtern nicht mehr aufgeſchüttelt. Die ſäuerliche Luft hatte eine heftige Beimiſchung von billigem Maiglöckchenparfüm. Der Mai würde ſich ſchaudernd abgewendet haben vor dieſem frechen Frevel an ſeiner duftigen Herrlichkeit.

Hanna zwang ihren Ekel nieder. Sie ordnete das Bett, ſo gut es in der Eile ging, und ſchälte Malchen aus den Kleidern. Dann ſtocherte ſie im Kaminöfchen, bis die Papierballen und Zeugfetzen brannten und beſann ſich auf das beſte Heilverfahren. Natürlich doch: kalte Umſchläge. — Aber Malchen wehrte ſich. Sie wollte ihren wollenen Strumpf um den Hals haben und auf den Kopf ein Läppchen in Parfüm getunkt. — Hanna wagte der Aufgeregten nicht zu widerſprechen; ſo brachte ſie den Strumpf. — Das Maiglöckchenparfüm jedoch handelte ſie ab und blieb, bei aller Sanftmut, feſt und unerbittlich. Eins ihrer eigenen Schnupftücher, fein von Gewebe und Stopfen, tauchte ſie ins kalte Waſſer und legte es auf die Stirn, die zu brennen begann wie heißes Eiſen. Dann machte ſie auf ihrem kleinen Schnellſieder Zuckerwaſſer warm, überredete Malchen zum Trinken und ſtand unſchlüſſig neben dem Bette:

„Muß ich bei Ihnen wachen, Malchen?"

Malchen stöhnte, wälzte sich schwerfällig herum und stieß die geblümte Federdecke, wuchtig wie ein Grabstein, zurück.

„Muß!“ Sie schluckte mühsam und weinte von neuem: „Hab' ich so'n Wort verdient? Mutterseelenalleine soll ich hier sterben und verderben — nich mal in' Hals wird Einen jeseh'n — kein bisken Liebe — —!“

„Doch, Malchen, doch! Setzen Sie sich ein wenig auf, Malchen, und blasen das Licht nicht aus.“

Sie erschrak heftig beim Anblick der entzündeten Rachenhöhle, die mit weißen Flecken gesprenkelt war und dazu diese brennende Hitze. Aengstlich legte sie ihre kühle Hand gegen das gedunsene Gesicht ihrer Kranken. — Wie denn: mußte man Fiebergrade nicht durch einen Thermometer feststellen? — und Chinin eingeben? — oder war Antipyrin am Ende besser?

„Gutes Malchen; — besinnen Sie sich, bitte. Haben wir nirgends einen Thermometer?“

„Nee — nee —!“

„Nicht weinen, Malchen! Sie werden immer heißer!“

„— Das sag' ich ja: immer heißer! Sin' Sie froh, daß Sie kalt sin'! Bald werd' ich wohl an fuffzig Grad haben, und denn bin ich hinüber; denn könnt ihr die arme olle Witten einscharren — dritte Klasse —“

„Malchen! — nicht doch, — bitte, liebes Malchen! Hätten wir nur wenigstens ein Apothekermittel. —“

„— Dokter und Apotheker sind für unsereinen zu teuer. Für'n kranken Mops laufen sie nach'n Tierarzt und legen ihn Daunenkissen unter — um unsereinen wird kein Fuß zugesetzt.“

„— ich geh in die Apotheke!“ —

Hanna war schon aus der Thür. Solche Vorwürfe ließ man sich nicht zweimal machen, nachdem man ohnehin schon Güte mit Undank belohnt hatte.

Sie warf in Hast ihren Mantel um, knotete den Kopf in ein seidenes Tuch und steckte ihre schmale Börse zu sich. Dann schlich sie lautlos die gewundene Stiege hinab, nahm den Hausschlüssel vom Haken und ließ sich hinaus. Der Wind schlug ihr brausend entgegen und machte die Scheiben der Laternen klirren; der Nachthimmel wölbte sich unendlich hoch und blitzte von Sternen.

* * *

Malchen blieb allein, und das Fieber webte Schreckbilder rings um sie her. Mit dem Theater wurde es morgen nichts — das Spielhonorar verloren und womöglich auch noch Medizin: — ‚Herr, du mein Gott! —‘

Die Angst schnürte ihr in wachem Traum die schmerzende Kehle zusammen. —

VI.

Die Einhornapotheke lag am Riepenfiel, quer vor dem Norderdeep und dem Eingang zur Bruggenstraße. —

Hanna mußte wieder am Deep entlang über den Torfmarkt, und sie fürchtete sich in der späten Nachtstunde. Ihr wars, als müßte Alimin auf seinen Ledersandalen hinter ihr schreiten, den weißen Mantel umgeschlagen, Messer und Pistole im Gurt, und sie beschützen. Anfechtungen hatte sie keine, nur auf einem der Torfkähne stand schon ein früher Arbeiter, ein schwarzer, gedrungener Kerl, zählte die Bunde und rief ihr nach:

„Hä! hä, Jüffer! Wohen tau?" — und sie lief vorüber wie gejagt.

In der Apotheke brannte die Gasflamme niedrig, und sie mußte dreimal anläuten, ehe der Gehilfe treppab gepoltert kam, verstäubt und hastig bekleidet, und ihr aufschloß.

„Na, was is denn los? Was soll es denn sein, Fräulein?" Er legte sich mit dem halben Leibe über den Tresen und rieb sich die Augen aus: „Ich muß bloß erst ordentlich aufwachen. — Also: Sie wünschen?"

„Ich möchte ein Mittel gegen Diphtheritis und ein Fiebermittel. — Vielleicht Antipyrin — ?"

„Dürfen wir absolut nicht ohne Rezept verabfolgen. Sind Sie nicht Fräulein Schrenk von Herwigs Theater, Fräulein?"

Hanna ging nicht auf die Frage ein: „Ich habe kein Rezept," sagte sie. „Was soll ich thun? Man muß doch einem Kranken helfen können, wenn er fiebert!"

„Wieviel Grad hat 'r denn?"

„Das weiß ich nicht. Es ist eine Kollegin von mir. Wir haben kein Thermometer."

„Wo wohnen Sie?"

„Sechzehn Reepergang, eine Treppe hoch, bei der Witwe Ahlers."

„Aha, bei Ahlers. Das is ja mein Stammlokal. Seh'n Sie mal, das freut mich riesig, Fräulein Schrenk."

„Hören Sie mal: — gehen Sie lieber reell nach'n Doktor, Fräulein. Sie haben hier drei Stück dichtebei: Klostermann am Bäckersgraben und Rosenstock links von der Synagoge und de Vries vorn in der Bruggenstraße. 'n Flasche offizielles Gurgelwasser können Sie sich jedenfalls mitnehmen; das schadet keinem und schmeckt angenehm. Vierzig Pfennig, bitte."

— „Gute Nacht."

„'n Abend, Fräulein Schrenk."

Sie trat in die totenstille Straße zurück, und die gestützten Hausgiebel rechts und links schienen sich drohend gegen sie hin zu neigen. Gottlob, daß die Sterne so tröstlich funkelten, matter wohl als drüben im schwarzen Erdteil und

dennoch hehr und schön. — Einen Moment stand sie unschlüssig und nahm ihr altes, kleines Portemonnaie in die Hand. Zwei Mark steckten noch darin. Ob das genug war für einen Arzt? — Vielleicht that einer es billig, wenn sie ihm ehrlich sagte, um wen und was es sich handelte. So faßte sie Mut und bog in die Bruggenstraße ein. Das schöne, festliche Haus von gestern Abend zog sie zu sich hin.

Da war's; dunkel und schlummerstill. Im ersten Stock ein einziges, schwacherhelltes Fenster; rosa beleuchtet und von Tüllgardinen verschleiert.

„Träumerisch —" dachte Hanna und drückte auf den Knopf der Nachtglocke. Schrill lief der Ton durchs schweigende Haus, und dann öffnete sich leise das Fenster neben dem rosigen.

„Sofort!" rief des Doktors Stimme.

Fünf Minuten später war er selbst zur Stelle, zündete das Gasflämmchen im Vorflur an, sodaß die Guirlande geheimnisvoll beleuchtet hing und examinierte rasch:

„Was ist es?"

„Diphtheritis, glaube ich."

„Kind?"

„Nein; eine alte Kollegin von mir. Wir sind hier am Theater."

„Gut. — Fieber?"

„Hohes, glaube ich."

„Haben Sie gemessen?"

„Das konnte ich nicht. Wir haben kein Fieberthermometer. Der Apotheker hat mir Gurgelwasser mitgegeben."

„So, so — — gut."

„Er sah die Flasche kaum an, sondern blickte geradeaus mit den großen Augen, hellblau und etwas vorliegend unter weißlichen Wimpern. Durchdringend und sehr ernst schauten sie aus seinem bartlosen, starkgefärbten Gesichte. Das hatte etwas Eigensinniges und Beharrliches um den Mund. Echter Friesentypus. Nun tastete er an seinen Taschen hin, ob da auch alles bei einander war; fuhr in den Ueberzieher und griff nach Hut und Stock.

„Es ist richtiger, daß ich mit Ihnen gehe: bitte " —

Hanna nahm den Vortritt, und im selben Augenblick gewahrte sie, rückschauend, auf den Treppenpodest, eine weiße, weibliche Gestalt. Sie hielt ein brennendes Licht in die Höhe und spähte hinunter, ihr liebliches Gesicht war rosenrot; die langen Haare hingen wellig an den Wangen nieder, und die Augen blinzelten ein wenig im hellen Schein. „Wie ein Engelsbild," dachte Hanna.

Er schloß schnell den Windfang und verwahrte die Hausthür von außen. Während sie dann Seite an Seite ihren Weg verfolgten, sprach der Doktor kein Wort mehr. Die Hände hielt er in den Paletottaschen, nach schlechter

Sie holte und glättete ihn, schnitzelte ihn mit Malchens rostiger Schere zurecht und steckte ihn zusammen, so daß er einen Lampenschleier gab. Den hängte sie über die saubere Glocke. Schließlich löste sie die ärmlichen Siebgardinen aus ihren Haltern und ließ sie gerade vor den Fensterscheiben niederfallen. Wer jetzt unten vorbeiging und emporschaute, würde dasselbe sehen, was sie vor einer Stunde mit Neid in der Bruggenstraße erblickt hatte: rosiges Licht von weißen Vorhängen verschleiert. Leise trug sie das brüchige Setztischchen aus der Ecke neben Malchens Bett, bedeckte es mit einem ihrer Taschentücher, frisch aus der Kommode, und ordnete Zuckerwasser, Fieberthermometer und ihren kleinen Schreibblock mit dem gespitzten Stift in der Hülse symmetrisch. Auf den Block schrieb sie schon zum voraus:

„Temperatur um sieben Uhr morgens: — —" und schrieb es so langsam und fein wie eine Preisaufgabe.

Beim hastigen Ticken des Weckers saß sie still an Malchens Bett, hatte die Federdecke glatt gestrichen und hielt die fette, feuchte Hand in ihrer schmalen, kühlen. Zärtlichkeit für Malchen quoll in ihr empor; diese Stunden himmlischer Ruhe dankte sie der alten Seele.

Spielen durfte Malchen morgen und übermorgen sicher nicht, und der Direktor gab gewiß ‚Frauenlieb' und -leben', Deklamation und lebende Bilder, damit die Hölzl ihre Scharte auswetzen könnte — —?

O, nur nicht mehr an die verhaßte Gaukelei denken! Sie streichelte die willenlose Hand in ihrer, beugte sich vor und belauschte die Atemzüge.

Dies war der Friede. Der Oeffentlichkeit entsagen und dem unstäten Wanderleben; dem Brote, das man mit Augenverblendung erwarb und mit Thränen aß. — Dafür Barmherzigkeit erweisen, Mut für Mutlose, Freudigkeit für Freudlose haben: ‚ach, weshalb darf ich's nur von heute auf morgen üben und muß auf die elenden Bretter zurück? Weshalb darf ich meinen ärmsten Alimin nicht von *seinen* Brettern fortnehmen und betten und pflegen so wie Malchen? Ach — Alimin!'

* * *

Aus ihren schweifenden Gedanken schälten sich alte Erinnerungen heraus, traten ins Licht und drängten die Gegenwart in den Hintergrund. Sie war nicht mehr in der alten Hafenstadt an der Nordsee. Sie war in der afrikanischen Sonnenglut, unfern des blauen stillen Meeres; ein Kind, das Vater und Mutter liebte. Und dann, als sie zum Mädchen geworden, mußte sie flüchten — elternlos — heimatlos — geächtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vereinigten Staaten beim Eintritt in das 20. Jahrhundert.

Von

Konrad Haebler.

Die Republik der Vereinigten Staaten von Amerika ist von ihrer Begründung an fast unausgesetzt bald aus politischen, bald aus wirtschaftlichen Gründen für die Deutschen ein Gegenstand aufmerksamen Interesses gewesen. Aber kaum jemals sind wohl die Augen All-Deutschlands so einmütig auf die Union gerichtet gewesen, als in den jüngst vergangenen Tagen, da der Bruder unseres Kaisers den Boden der transatlantischen Republik betreten hat und dort der Gegenstand begeisterter Ovationen und Huldigungen geworden ist. Man ist im Ganzen in Deutschland wenig geneigt, dieser Erscheinung eine übertriebene politische Bedeutung beizumessen. Man hat nachgerade gelernt, daß die politischen Beziehungen der großen Völker und Staaten zu einander nicht durch den Austausch internationaler Höflichkeiten bestimmt werden können. Und man weiß in Deutschland recht gut, aus welchen verschiedenen Momenten sich der begeisterte Empfang zusammensetzt, welcher allerorten dem Prinzen Heinrich auf nordamerikanischem Boden zu teil geworden ist. Der stolze Republikaner der United States ist nicht, wie die Bürger der europäischen Monarchieen, an den Glanz und das Zeremoniell fürstlicher Zusammenkünfte und Begegnungen gewöhnt, und der Bürger des Staates, dessen Existenz selbst nur um wenig mehr als ein Jahrhundert in die Vergangenheit zurückreicht, bringt schon um deswillen dem Sprößlinge eines der ältesten Fürstengeschlechter der Welt ein mit einer gewissen Neugierde gemischtes Interesse entgegen. Das eigentlich bestimmende Moment aber für den Jubel, der dem Prinzen in den Vereinigten Staaten entgegentönte, liegt weit weniger in der Person dessen, der empfangen wird, als vielmehr in den Verhältnissen dessen, der empfängt.

Bis jetzt haben die Vereinigten Staaten wohl dann und wann auch schon ihre Stimme in dem Konzerte der Großmächte erhoben und zur Geltung gebracht, und die jüngsten Erfolge der Republik auf dem Gebiet der auswärtigen Politik haben ihr wohl für alle Zeit einen Platz in dem Rate derer gesichert, welche die Fäden des Weltgetriebes durch ihre Hände gleiten lassen. Allein zum erstenmal

ist von seiten einer der alten Monarchieen, von einer der europäischen Großmächte auch äußerlich anerkannt worden, daß die Republik der Vereinigten Staaten als eine ebenbürtige Großmacht angesehen wird.

Diese Anerkennung ist es nicht zum wenigsten, welche die Bürger der großen Republik in einen wahren Freudentaumel versetzt und bewirkt hat, daß sie den Prinzen des Hohenzollernschen Königshauses mit einem Jubel empfingen, wie er sonst nur in den entscheidenden Momenten der inneren Geschicke der Union laut zu werden pflegte. Aber aus diesem Grunde auch sind wir zu der Hoffnung berechtigt, daß die Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten aus den Tagen festlichen Rausches geklärt und gefestigt hervorgehen, und dauernd freundschaftliche bleiben werden.

Deutsche haben sich auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten schon zur Zeit der englischen Kolonialherrschaft niedergelassen, und zum Teil, wie die Pfälzer in Pennsylvanien, selbst ganze deutsche Ansiedelungen begründet. Allein, daß es gegenwärtig in den Vereinigten Staaten eine große und einflußreiche Bevölkerung von Deutsch-Amerikanern giebt, das verdankt erst anderen Verhältnissen seinen Ursprung. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die meisten Staaten der alten Welt von krampfhaften politischen Erschütterungen heimgesucht wurden, da haben deutsche Männer zu Hunderten und zu Tausenden den Staub des Vaterlandes von ihren Füßen geschüttelt und in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat gesucht. Nicht nur die Hoffnung auf günstige äußere Verhältnisse war es, was den Strom der deutschen Auswanderer gerade der nordamerikanischen Union zuführte; sondern die Erwartung, daß sie in der großen Republik jenseits des Ozeans die Ideale von Freiheit und Brüderlichkeit verkörpert finden würden, für die sie im alten Vaterlande gestrebt, gerungen, ja zum Teil selbst mit den Waffen in der Hand gekämpft hatten: das war es, was die deutschen Auswanderer — und mit und nach ihnen noch manche Scharen politisch Bedrückter aus anderen Ländern und Staaten — mit Vorliebe ihre Schritte nach den Vereinigten Staaten lenken ließ.

Diese aber öffneten dem Einwandererstrome ihre Thore weit und bereiteten die Wege gut. Die Vereinigten Staaten bedurften gerade in jener Periode mehr denn je eines starken Bevölkerungszuwachses. Gerade damals waren ihnen mehr durch ein politisches Abenteuer, als infolge einer zielbewußten Ausdehnungspolitik die großen Ländermassen zugefallen, welche sich von dem Felsengebirge bis zu den Gestaden des Stillen Ozeans erstrecken. Mit der gewaltigen territorialen Ausdehnung des Staates konnte die natürliche Bevölkerungszunahme unmöglich auch nur einigermaßen Schritt halten. Schon die mittleren Staaten hatten, so viel sie auch den alten Vorderstaaten Einwohner entzogen, doch nur eine spärliche, überaus dünne Bevölkerung aufzuweisen. Sollten mit denselben Kräften nun auch noch die Staaten

des Westens erschlossen werden, so mußte die Entwickelung des Gesamtstaates außerordentlich verlangsamt, der Fortschritt an allen Ecken und Enden durch den Mangel an Kräften gehemmt werden.

Die Union brauchte Menschen. Es war zunächst ziemlich gleichgiltig, was für Menschen es waren. Die zu lösenden Aufgaben erforderten vielfach nicht so sehr eine hochentwickelte Intelligenz, als vielmehr eine kräftige Konstitution, einen energischen Willen, eine freudige Thatkraft. In dieser Zeit waren thatsächlich ein Paar kräftige Arme ein Kapital, welches für den Einwanderer ausreichte, um ihm eine leidlich gesicherte äußere Existenz und die Anwartschaft auf ein gutes Fortkommen zu verbürgen.

Und als der Strom der Einwanderung in dies Bett gelenkt worden war, da fanden im fernen Westen die ersten Goldfunde statt und gaben dem Zufluß fremder Elemente einen ganz außerordentlichen Impuls. Diese Verhältnisse haben den Gang der Entwickelung bestimmt, den die Republik der Vereinigten Staaten als Staatswesen genommen hat.

Bei ihrer Begründung waren die Vereinigten Staaten ein Pflanzerstaat, dessen Handelsgeschäfte von einer kleinen Anzahl merkantiler Emporien am Nordrande des Unionsgebietes aus besorgt wurden. Der Pflanzerstaat bedarf aber nicht nur nicht einer dichten Bevölkerung, sondern er kann sogar eine solche nicht verwerten noch ernähren. So kam es ganz naturgemäß, daß zunächst nur die kleinen Staaten des Nordens, deren natürliche Bedingungen den Plantagenbetrieb ausschlossen, eine rasche Bevölkerungszunahme aufwiesen, während die südlicheren Staaten trotz Sklavenzufuhr und Sklavenzüchtung nur unbeträchtlich und langsam an Einwohnerzahl zunahmen. Der Norden aber brauchte bald Raum für seinen Bevölkerungsüberschuß, und den fand er, indem er die Ansiedelungen weiter nach Westen vorschob. Als sich die weiten Flächen zu bevölkern begannen, die jenseits der Blauen Berge und der Alleghanies ihr Wasser dem Vater der Ströme, dem Mississippi zusenden, da entstand neben dem Pflanzerstaat der Agrikulturstaat. Der unerschöpfliche Reichtum des jungfräulichen Bodens in den Gefilden des Ohio, des Missouri und der Tausende von Zuflüssen, die ihnen und anderen Tributären des Mississippi zuströmen, ist lange Zeit und ist bis zu einem gewissen Grade noch heute die Grundlage für die wirtschaftliche Stellung der Union. Hier war es, wo die Arbeitskraft jedes einzelnen Mannes ihren höchsten Wert und ihre größte wirtschaftliche Bedeutung erlangte. Hier erwuchs auch der Geist, der für die politische Fortentwickelung der Union maßgebend geworden, der die schweren Krisen der sechziger Jahre zum Segen des Gesamtstaates überwunden hat.

Die Erschließung des fernen Westens vollendete, was die Besiedelung der Mittelstaaten begonnen; sie fügte das letzte Glied in die Reihe der für die Entwickelung der Vereinigten Staaten maßgebenden Elemente. So paradox es auf

ist von seiten einer der alten Monarchieen, von einer der europäischen Großmächte auch äußerlich anerkannt worden, daß die Republik der Vereinigten Staaten als eine ebenbürtige Großmacht angesehen wird.

Diese Anerkennung ist es nicht zum wenigsten, welche die Bürger der großen Republik in einen wahren Freudentaumel versetzt und bewirkt hat, daß sie den Prinzen des Hohenzollernschen Königshauses mit einem Jubel empfingen, wie er sonst nur in den entscheidenden Momenten der inneren Geschicke der Union laut zu werden pflegte. Aber aus diesem Grunde auch sind wir zu der Hoffnung berechtigt, daß die Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten aus den Tagen festlichen Rausches geklärt und gefestigt hervorgehen, und dauernd freundschaftliche bleiben werden.

Deutsche haben sich auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten schon zur Zeit der englischen Kolonialherrschaft niedergelassen, und zum Teil, wie die Pfälzer in Pennsylvanien, selbst ganze deutsche Ansiedelungen begründet. Allein, daß es gegenwärtig in den Vereinigten Staaten eine große und einflußreiche Bevölkerung von Deutsch-Amerikanern giebt, das verdankt erst anderen Verhältnissen seinen Ursprung. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die meisten Staaten der alten Welt von krampfhaften politischen Erschütterungen heimgesucht wurden, da haben deutsche Männer zu Hunderten und zu Tausenden den Staub des Vaterlandes von ihren Füßen geschüttelt und in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat gesucht. Nicht nur die Hoffnung auf günstige äußere Verhältnisse war es, was den Strom der deutschen Auswanderer gerade der nordamerikanischen Union zuführte; sondern die Erwartung, daß sie in der großen Republik jenseits des Ozeans die Ideale von Freiheit und Brüderlichkeit verkörpert finden würden, für die sie im alten Vaterlande gestrebt, gerungen, ja zum Teil selbst mit den Waffen in der Hand gekämpft hatten: das war es, was die deutschen Auswanderer — und mit und nach ihnen noch manche Scharen politisch Bedrückter aus anderen Ländern und Staaten — mit Vorliebe ihre Schritte nach den Vereinigten Staaten lenken ließ.

Diese aber öffneten dem Einwandererstrome ihre Thore weit und bereiteten die Wege gut. Die Vereinigten Staaten bedurften gerade in jener Periode mehr denn je eines starken Bevölkerungszuwachses. Gerade damals waren ihnen mehr durch ein politisches Abenteuer, als infolge einer zielbewußten Ausdehnungspolitik die großen Ländermassen zugefallen, welche sich von dem Felsengebirge bis zu den Gestaden des Stillen Ozeans erstrecken. Mit der gewaltigen territorialen Ausdehnung des Staates konnte die natürliche Bevölkerungszunahme unmöglich auch nur einigermaßen Schritt halten. Schon die mittleren Staaten hatten, so viel sie auch den alten Vorderstaaten Einwohner entzogen, doch nur eine spärliche, überaus dünne Bevölkerung aufzuweisen. Sollten mit denselben Kräften nun auch noch die Staaten

des Westens erschlossen werden, so mußte die Entwickelung des Gesamtstaates außerordentlich verlangsamt, der Fortschritt an allen Ecken und Enden durch den Mangel an Kräften gehemmt werden.

Die Union brauchte Menschen. Es war zunächst ziemlich gleichgiltig, was für Menschen es waren. Die zu lösenden Aufgaben erforderten vielfach nicht so sehr eine hochentwickelte Intelligenz, als vielmehr eine kräftige Konstitution, einen energischen Willen, eine freudige Thatkraft. In dieser Zeit waren thatsächlich ein Paar kräftige Arme ein Kapital, welches für den Einwanderer ausreichte, um ihm eine leidlich gesicherte äußere Existenz und die Anwartschaft auf ein gutes Fortkommen zu verbürgen.

Und als der Strom der Einwanderung in dies Bett gelenkt worden war, da fanden im fernen Westen die ersten Goldfunde statt und gaben dem Zufluß fremder Elemente einen ganz außerordentlichen Impuls. Diese Verhältnisse haben den Gang der Entwickelung bestimmt, den die Republik der Vereinigten Staaten als Staatswesen genommen hat.

Bei ihrer Begründung waren die Vereinigten Staaten ein Pflanzerstaat, dessen Handelsgeschäfte von einer kleinen Anzahl merkantiler Emporien am Nordrande des Unionsgebietes aus besorgt wurden. Der Pflanzerstaat bedarf aber nicht nur nicht einer dichten Bevölkerung, sondern er kann sogar eine solche nicht verwerten noch ernähren. So kam es ganz naturgemäß, daß zunächst nur die kleinen Staaten des Nordens, deren natürliche Bedingungen den Plantagenbetrieb ausschlossen, eine rasche Bevölkerungszunahme aufwiesen, während die südlicheren Staaten trotz Sklavenzufuhr und Sklavenzüchtung nur unbeträchtlich und langsam an Einwohnerzahl zunahmen. Der Norden aber brauchte bald Raum für seinen Bevölkerungsüberschuß, und den fand er, indem er die Ansiedelungen weiter nach Westen vorschob. Als sich die weiten Flächen zu bevölkern begannen, die jenseits der Blauen Berge und der Alleghanies ihr Wasser dem Vater der Ströme, dem Mississippi zusenden, da entstand neben dem Pflanzerstaat der Agrikulturstaat. Der unerschöpfliche Reichtum des jungfräulichen Bodens in den Gefilden des Ohio, des Missouri und der Tausende von Zuflüssen, die ihnen und anderen Tributären des Mississippi zuströmen, ist lange Zeit und ist bis zu einem gewissen Grade noch heute die Grundlage für die wirtschaftliche Stellung der Union. Hier war es, wo die Arbeitskraft jedes einzelnen Mannes ihren höchsten Wert und ihre größte wirtschaftliche Bedeutung erlangte. Hier erwuchs auch der Geist, der für die politische Fortentwickelung der Union maßgebend geworden, der die schweren Krisen der sechziger Jahre zum Segen des Gesamtstaates überwunden hat.

Die Erschließung des fernen Westens vollendete, was die Besiedelung der Mittelstaaten begonnen; sie fügte das letzte Glied in die Reihe der für die Entwickelung der Vereinigten Staaten maßgebenden Elemente. So paradox es auf

den ersten Blick erscheinen mag, es ist dennoch so, daß der „Ferne Westen" die Vereinigten Staaten zum Industriestaat gemacht hat. Nicht so sehr durch seinen unmittelbaren als vielmehr durch seinen mittelbaren Einfluß.

Allerdings haben die Funde von Gold und anderen edlen Metallen in den kalifornischen Bergen den Grund gelegt zu der Montanindustrie, die die Vereinigten Staaten zu einer hohen Blüte entwickelt haben. Allein wenn dies der einzige oder der hauptsächliche Keim für die industrielle Entwickelung der Republik gewesen wäre, so würde diese Entwickelung wohl niemals den rapiden Aufschwung genommen haben, den die Vereinigten Staaten dem Erstaunen der alten Welt vorgeführt haben. Aber wiederum ohne den mächtigen Antrieb, welchen die Naturschätze des fernen Westens dem amerikanischen Unternehmungsgeiste gegeben haben, hätte sich wohl auch niemals das Verkehrswesen der Union in einer so ganz besonderen Weise entwickelt, in einer Weise, die zunächst eine Industrie für sich selbst bedurfte und schuf, und damit überhaupt bestimmend für die industrielle Entwickelung des Landes wurde.

Die außerordentlichen Entfernungen, über welche sich die Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten erstreckten, die relativ dünn gesäte Bevölkerung, welche selbst die reichsten Gebiete der Union aufwiesen, machten eine Verkehrsentwickelung, wie sie sich in den Staaten der alten Welt gebildet hatte, zur Unmöglichkeit. Von der ältesten Zeit her war der Amerikaner in viel höherem Maße als der Bewohner der alten Welt darauf angewiesen, sich die natürlichen Kräfte in Ermangelung ausreichender Menschenkräfte zu nutze zu machen. Die Natur hatte sich in großartiger Weise dazu mit ihm verbunden, indem sie den Kontinent fast von einem Ende bis zum anderen mit schiffbaren Strömen durchquerte, die mit geringer Nachhilfe ein Netz von Wasserstraßen entstehen ließen, wie das nirgends sonst bestanden hat.

Freilich blieben auch auf den Wasserstraßen die Entfernungen noch immer ein schweres Verkehrshindernis, so lange nur die unverfälschten Naturkräfte, Strömung und Wind, als bewegende Kräfte dienten. Aber mit Hilfe des Dampfes, der nirgends so rasch und in solchem Umfange in den Dienst des Menschen gezwungen worden ist, als auf den Strömen und Seen der Vereinigten Staaten, entwickelten sich die Wasserwege thatsächlich zu einem Ersatz für die fehlenden Verkehrswege der Union.

Und nun folgte die Erfindung der Lokomotive! Es ist schwer, dem gerecht zu werden, was der Eisenbahnbau für das wirtschaftliche Leben der Union bedeutet hat. Mit den Vergleichen aus der alten Welt gelangt man schwerlich zu einer richtigen Vorstellung. Denn was wollten die Entfernungen auf dem kleinen, in endlose natürliche und politische Gruppen geteilten europäischen Kontinent besagen, gegenüber den endlosen Flächen, die der Schienenstrang in der neuen Welt durchmessen mußte, ehe er die entferntesten Endpunkte dieses einen Staates in eine auch

nur einigermaßen leistungsfähige Verbindung zu bringen vermochte. Kolossal waren die Aufgaben, die es zu bewältigen galt, ins Kolossale mußte der Unternehmungsgeist sich entwickeln, um sie zu lösen. Kein Wunder dann, daß sich eine kolossale Spekulation mit diesen Unternehmungen verband, daß kolossale Vermögen ehrlich erworben oder leichtfertig verdient wurden, daß kolossale Erschütterungen vorübergehend das Werk der wirtschaftlichen Fortentwickelung bedrohten, und kolossale Verluste weite Kreise der Bevölkerung in Mitleidenschaft zogen.

Die ungewöhnlichen Aufgaben erforderten zu ihrer Bewältigung ungewöhnliche Mittel, ungewöhnlich doch in der Hauptsache nur für uns, die Bewohner der in Jahrtausende alten engen Schranken aufgewachsenen Bewohner der alten Welt. Der Bürger der Union war an ganz andere Dimensionen, an ganz andere Verhältnisse gewöhnt, und für ihn bestand nichts Ungewöhnliches weder an den Riesenunternehmungen, wie sie die Vereinigten Staaten gezeitigt haben, weder an den Riesengewinnen, die einzelne dabei gemacht haben, noch an den Riesenverlusten, die vorübergehend die Existenz von Tausenden von Menschen in Frage zu stellen schienen. Der Nordamerikaner war aus den Zeiten der Kolonialherrschaft und des Unabhängigkeitskampfes gewöhnt, sich im wesentlichen nur auf seine eigene Kraft zu verlassen; er kannte, wie viel eine starke Einzelkraft zu leisten vermochte, aber er wußte auch, welchen Rückschlägen die vereinzelte Kraft ausgesetzt war. Er fand es deshalb ganz natürlich, einzelne hervorragende Kräfte ganz Ungeahntes leisten und erreichen zu sehen; er verlor aber auch weder den Kopf noch den Mut, wenn ein schwerer Rückschlag mühselig Geschaffenes zerstörte und ihn nötigte, sein Werk in dem Augenblick noch einmal von vorn anzufangen, wo er schon am Ziele zu sein gemeint hatte. Er hatte aber auch das unbegrenzte Vertrauen zu sich selbst; er erwartete weder vom Staate noch von der Genossenschaft noch von irgend Jemandem sonst eine helfende Hand. Er verlangte nur die Freiheit, seine Arme zu regen, seinen Unternehmungsgeist zu bethätigen, und er war überzeugt, daß es ihm dann nicht fehlen könne.

Diesen Auffassungen trug auch die Gesetzgebung, sowohl in der Union, als in den Einzelstaaten Rechnung. Das amerikanische Recht erkennt nicht als einen Grundsatz den Schutz des Schwächeren an. Mit einer spartanischen Rücksichtslosigkeit, mit einer an die Naturgesetze der Zuchtwahl gemahnenden Starrheit bemüht sich das Recht, zunächst nur jedem einzelnen die vollste individuelle Freiheit zu gewähren. Der Amerikaner verdankt die meisten seiner großen Errungenschaften der Energie des einzelnen; diese imponiert ihm deshalb mehr als alles andere, und er verlangt von dem Gesetze vor allem den vollsten Spielraum, die Einzelenergie zu bethätigen und zu entwickeln. Es ist auch ihm nicht verborgen, daß die Einzelenergie nicht selten mit den Interessen der anderen in Konflikt geraten wird und muß. Allein er spricht eben jeder Einzelenergie das Anrecht zu auf schrankenlose Bethätigung und er findet es ganz selbstverständlich,

daß bei diesem Kampfe der Energien die schwächeren, als minderberechtigte, der stärkeren Energie, die ihr Recht in sich trägt, erliegen.

Die Art und Weise, wie diese Grundsätze im politischen sowohl wie im wirtschaftlichen Leben der Vereinigten Staaten zum Ausdruck gelangt sind, hat manches zur Folge gehabt, was unsere Anschauungen von Anstand und Recht verletzt. Selbst das ist zuzugeben, daß Zustände, wie sie der Niederwerfung der Südstaaten folgten, und wie sie da und dort in politischen und wirtschaftlichen Ringen und Trusts zum Ausdruck kommen, vom Standpunkte jeden Rechtes aus als ungesund und verwerflich erscheinen müssen. Es wäre aber sehr verfehlt, deshalb über die Entwickelungsfähigkeit, über die Zukunft der Vereinigten Staaten trübe Betrachtungen anstellen zu wollen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Union noch ein außerordentlich jugendliches Staatsgebilde ist, das unter den eigentümlichsten Verhältnissen zustande gekommen ist und seine gegenwärtige Gestalt gewonnen hat. So verfehlt es sein würde, einem Kinde deswegen eine gedeihliche Zukunft abzusprechen, weil es, zu frühe auf die eigenen Füße gestellt, krumme Beine bekommen, oder weil es in übertrieben raschem Wachstum ein engbrüstiges, hohläugiges Aussehen angenommen hat, so wenig kann man den Vereinigten Staaten deswegen ein übles Prognostikon für die Zukunft ausstellen, weil die Notwendigkeit energischster Selbstbethätigung im Kampfe mit einer unbändigen Natur dahin geführt hat, die Selbstbethätigung in rein äußerlicher Form zu überschätzen; weil die Waghalsigkeit, welche zur Ueberwindung der außerordentlichsten Schwierigkeiten nötig war, einen Geist der Waghalsigkeit auf allen möglichen Gebieten großgezogen hat, der in der Wahl der zweckdienlichen Mittel vielleicht vielfach zu wenig wähleriſch ist.

Die Kinderjahre der Vereinigten Staaten sind noch nicht lang vorüber. Mit knabenhaftem Wagemut hat die Union in einer Reihe von teilweise wohl zweifelhaft berechtigten Kämpfen ihr Gebiet abgerundet, mit jugendlichem Heißhunger hat sie in der Periode ihres raschen Wachstums Nahrung von allen Seiten unbekümmert um ihre Zuträglichkeit und ihren inneren Wert in sich aufgenommen. Wie die schwere Krise einer jugendlichen Krankheit hat sie im Sezessionskriege diejenigen Elemente überwunden oder ausgeschieden, die sich ihrer gedeihlichen Entwickelung widersetzten. Alle diese Prozesse sind auch heute noch nicht zu ihrem Abschlusse gelangt. Die Vereinigten Staaten sind den Kinderschuhen entwachsen, aber sie sind noch kaum in die Jahre der reifsten Manneskraft eingetreten.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fing die Republik an, zum Nachdenken über sich selbst zu gelangen. Die vielerlei verschiedenen Bevölkerungs-Elemente, mit denen sie sich beladen hatte, die Indianer und Chinesen, die Iren und die Italiener, fingen an, ihr nachgerade etwas unbequem zu werden.

Sie wurde sich darüber klar, daß ihr eigentlicher Bevölkerungshunger zunächst gestillt sei, daß wie die territoriale Ausdehnung, so auch das Bedürfnis nach Einwanderung an einem Punkt angelangt sei, der eine Abweichung von den bisher befolgten Gesichtspunkten erforderte. Aus diesem Geist wurden die ersten Beschränkungen der Einwanderung, der Ausschluß der „paupers" und der mit körperlichen Gebrechen Behafteten, geboren. Sie bilden das erste Glied einer neuen Entwickelungsreihe, aus welcher der Staat in seiner heutigen Verfassung hervorgegangen ist.

Das nächste Glied in dieser Reihe bildete der Uebergang zum Schutzzollsystem. Die Vereinigten Staaten haben von den frühesten Zeiten an Eingangszölle erhoben, und deren Erhöhung oder Herabsetzung hat schon früher wiederholt zu lebhaften parlamentarischen Erörterungen und heftigen Parteikämpfen Anlaß gegeben. Aber diese Eingangszölle waren bis zum Ausgang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts lediglich Finanzzölle gewesen. Sie bildeten den Haupteinnahmeposten in dem Budget der Zentralregierung, und deren finanzielle Bedürfnisse waren das regelnde Element für die Bemessung der zu erhebenden Abgaben. Der Gedanke, mit Hilfe hoher Zölle die Einfuhr zu beschränken, konnte in früheren Zeiten schon deshalb niemandem kommen, weil die Einfuhr der meisten Manufaktur- und Industrie-Artikel für die Bewohner der Union eine unbedingte Notwendigkeit war, gleichviel ob die Zölle hoch oder niedrig waren. Im allgemeinen hatte sich im Parlament fast immer nur eine Bewegung für die Herabsetzung der Zölle geltend gemacht mit der Begründung, daß es unbillig sei, dem Konsumenten die Artikel seines Bedarfs mehr zu verteuern, als dies der Zustand der Staatsfinanzen unbedingt nötig machte.

Die Finanzen der Vereinigten Staaten befanden sich aber und befinden sich noch immer in einem beneidenswert günstigen Zustande. Auch auf diesem Gebiete macht sich der außerordentliche Reichtum des Landes in der vorteilhaftesten Weise geltend. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat sich wiederholt durch außerordentliche Umstände veranlaßt gesehen, sehr erhebliche Beträge an Staatsschulden zu kontrahieren. Waren es anfangs im wesentlichen große Unternehmungen produktiver Art gewesen, die von dem Säckel des Gesamtstaates unterstützt werden mußten, um ihre Verwirklichung zu ermöglichen — Kanalbauten, Eisenbahnsubventionen, und dergl. — so war es später besonders der Sezessionskrieg, der die Staatsschuld zu einer bedrohlichen Höhe anwachsen ließ, und ein ähnlicher Vorgang hat sich bei dem Kriege mit Spanien wiederholt. Aber trotz der Verschwendung, welche bei diesen Gelegenheiten Platz griff — ich erinnere nur an den großartigen Schwindel, der mit den Pensionen der an den Kriegen Beteiligten getrieben wird — hat in normalen Zeiten die Regierung der Vereinigten Staaten es ermöglicht, in einer geradezu staunenerregenden Weise an der Tilgung ihrer finanziellen Verbindlichkeiten zu arbeiten. Auch nach dem Friedensschluß mit

Spanien hat diese umfangreiche und energische Tilgungsarbeit sofort wieder eingesetzt und ihren normalen Verlauf genommen.

Es war also jedenfalls nicht die Rücksicht auf das Geldbedürfnis des Staates, was die Regierung der Union veranlaßte, in ihrem Zollsystem eine volle Schwenkung ins Schutzzöllnerische zu machen. Diese Bewegung ist für alle Zeiten unzertrennlich mit dem Namen Mac Kinleys verknüpft, der sich durch dieselbe die Bahn zu dem höchsten Posten in der Union geebnet hat, und der auf diesem Ehrenposten einem verabscheuungswürdigen Attentat zum Opfer gefallen ist. Aber so sehr auch für die Mitwelt der ganze Vorgang an die eine Persönlichkeit geknüpft zu sein schien, in Wirklichkeit war er eine unausbleibliche Phase in der Entwickelung, auf welche die vorausgehenden Wandlungen und Entwickelungen der Vereinigten Staaten hindrängten.

Anfangs hatte sich die Industrie allerdings jenseits des Ozeans in der Hauptsache unter dem Drucke des Bedürfnisses entwickelt. Nicht diejenigen Zweige der Industrie waren zunächst entwickelt worden, die am einfachsten zu betreiben, deren Erzeugnisse am leichtesten abzusetzen waren, sondern diejenigen, für die das unmittelbarste und dringendste Bedürfnis vorlag. So bezogen die Vereinigten Staaten noch lange den größten Teil ihrer Manufakturen aus der alten Welt, während sie längst gelernt hatten, das Eisen, das sie aus ihren eigenen Bergen gruben, in ihren eigenen Oefen zu schmelzen und zu gießen und in die Schienenstränge zu verwandeln, welche von Ost nach West die ganze Breite des Kontinents durchqueren. So kauften sie noch immer den Ländern der alten Welt ihre Uhren und Kleinkunst-Erzeugnisse ab, während sie auf dem Gebiete des Maschinenbaues nicht nur den eigenen Bedarf deckten, sondern selbst neue Erfindungen machten, die die alte Welt von ihnen empfing.

Den besonderen Impuls empfing die amerikanische Industrie aber von dem in den eigenartigen Verhältnissen des Landes begründeten scharfen Konkurrenzkampfe. Auch hier wieder machte sich der Grundsatz von der größtmöglichen Bethätigung der Einzelenergie geltend, und führte zu einer Anspannung der Kräfte, wie sie in der alten Welt nur vereinzelt angetroffen wird. Nicht umsonst hört man so oft von den Neulingen, die nach den Vereinigten Staaten kommen, den bewundernden Ausruf, daß ein einzelner allein dort dasselbe schafft wie zwei in der alten Welt. Freilich hat dieser Kampf der Energien vielfach eine allzu einseitige Richtung genommen; er sieht als sein Ziel zu ausschließlich den materiellen Erwerb an und vernachlässigt zur Zeit vielfach noch den Sinn für die höheren geistigen Interessen des Daseins. Allein, was die viel verlästerte Jagd nach dem Dollar aus der Industrie der Vereinigten Staaten gemacht hat, ist denn doch auch ein Resultat, welches der Beachtung würdig und großer Anerkennung wert ist.

Es war nicht lange nach dem Erlaß der ersten beschränkenden Einwanderungs-

gesetze, daß die Vereinigten Staaten zu der Erkenntnis gelangten, daß auch ihre Abhängigkeit von der Industrie des Auslandes keineswegs mehr eine solche Notwendigkeit sei, als sie es um die Mitte des Jahrhunderts gewesen war. Die Staaten der alten Welt gaben ihnen das Beispiel, daß sie sich gegen die Massenproduktion von Getreide, die ein Hauptmoment in der aktiven Handelsbilanz der Vereinigten Staaten ausmachte, mit stetig gesteigerten Zollschranken zu schützen suchten. Warum sollte die Union nicht mit gleicher Münze heimzahlen?

Die Industrie der alten Welt hatte in dem Wettbewerbe auf amerikanischem Boden unleugbare Vorteile vor der eigenen Industrie voraus. Der Amerikaner war im allgemeinen nicht imstande, gleich billig bei gleicher Qualität zu produzieren wie der Fabrikant diesseits des Ozeans. Das lag vor allem an dem verschiedenen Werte des Geldes. Das reiche Amerika dessen unerschöpfliche Naturschätze mit größter Energie von einer relativ nicht großen Bevölkerung ausgebeutet wurden, kam ganz naturgemäß dazu, die Bedürfnisse des täglichen Lebens, vor allem aber die einzelne Arbeitskraft sehr viel höher zu bezahlen, als dies in der alten Welt der Fall war. In Europa ein relativ armer, durch Jahrtausende ausgesogener Boden, der eine überaus dichte Bevölkerung ernähren mußte, dort jugendliche Natur, die der einzelne im Sturme eroberte. Das mußte eine wesentliche Differenz in der Bewertung der Grundelemente alles Schaffens, des Rohmaterials und der Arbeitskraft mit sich bringen, die zu Ungunsten der Vereinigten Staaten ausfiel.

Aber wie dem abzuhelfen sei, das zeigten ja die Staaten der alten Welt selbst, indem sie sich mit Schutzzöllen panzerten. Und nachdem die Union erst einmal begonnen hatte, auf dem Gebiete der Manufakturen mit der gewohnten Energie den Wettbewerb aufzunehmen, da konnte sie bald auch zu der Forderung vorschreiten, die Gleichheit der Existenzbedingungen mit denselben Mitteln herzustellen, welche die alte Welt gegen die drohende Ueberschwemmung mit den Naturerzeugnissen der neuen zum Schutze ihrer Landwirtschaft, ihrer Viehzucht u. s. w. angewendet hatte. So kam der sogenannte Mac Kinley-Tarif oder das Schutzzollsystem der Vereinigten Staaten zustande.

Die Industrie der Union hat demselben abermals einen großartigen Aufschwung zu verdanken. Kaum fünfzehn Jahre reichen die Anfänge des amerikanischen Schutzzolles zurück, und heute verfügt die Union über eine Industrie, die es an Leistungsfähigkeit mit jeder anderen aufnehmen kann, und die sich besonders dadurch auszeichnet, daß sie wegen der Schärfe des Konkurrenzkampfes mit einem unermüdlichen Eifer bestrebt ist, die Methoden der Produktion zu verbessern und durch neue Erfindungen umzugestalten. Auf manchen Gebieten — Elektrizitätswesen, Agrikulturchemie u. s. w. — sind unzweifelhaft die Einrichtungen und Erfindungen, die in den Vereinigten Staaten ausgebildet worden sind, vorbildlich und mustergiltig für die ganze Welt geworden. Und die rastlose Energie,

mit welcher der Nordamerikaner an jede neue Unternehmung herangeht, hat es bewirkt, daß die Industrie der Union nach der kurzen Spanne Zeit, die sie unter den neuen Verhältnissen zugebracht hat, bereits nicht mehr an dem heimischen Markte Genüge findet, sondern auf den Weltmarkt hinausdrängt, um auf diesem in den Wettbewerb mit denselben Nationen einzutreten, die noch vor weniger als einem halben Jahrhundert die Vereinigten Staaten ausschließlich als ein Absatzgebiet für den Ueberschuß der eigenen Produktion anzusehen gewohnt waren.

Wenn die Union auf wirtschaftlichem Gebiete sich mehr und mehr der eigenen Kräfte bewußt wurde und anfänglich zaghaft und ungelenk, dann aber immer behender und kräftiger die Arme zu regen begann, je mehr sie empfand, welche strotzende Kraft in ihren Adern floß, ist es da zu verwundern, daß die Vereinigten Staaten auch auf dem Gebiete der Politik eine veränderte Stellung einzunehmen begannen?

Von einer auswärtigen Politik der Union kann eigentlich während des größten Teiles des 19. Jahrhunderts kaum die Rede sein. Allerdings haben die Vereinigten Staaten das Ländergebiet, welches sie heute umschließen, zu einem nicht geringen Teile durch Transaktionen mit auswärtigen Mächten gewonnen. Allein es hat bei diesen Erwerbungen fast immer durchaus an einem politischen Plan der Zentralregierung gefehlt. Fast alle die territorialen Erwerbungen der Union: Florida, Louisiana, Texas, Oregon, die Neu-Mexikostaaten, Alaska, sind erst durch die günstigen Konjunkturen zu begehrenswerten Objekten geworden, und sind weit mehr nach Art eines privaten Handelsgeschäftes als auf dem Wege einer konsequenten, zielbewußten auswärtigen Politik erworben worden.

Die Vereinigten Staaten berufen sich heute als Leitsatz für ihre auswärtige Politik unausgesetzt und ausschließlich auf die Monroe-Doktrin. Aber das, was Amerika seit 1864 der Welt als den Inhalt von Monroes Anschauungen glaubhaft machen will, ist durchaus erst das Erzeugnis des langsam erwachenden Kraftbewußtseins der Vereinigten Staaten und hat mit dem, was James Monroe in seiner berühmten Botschaft vom 2. Dezember 1823 zum Ausdruck bringen wollte, nur herzlich wenig zu thun.

Damals lehnte Monroe es ab, seine Mitwirkung in Aussicht zu stellen bei einem Eingreifen in den Kampf, der auf dem amerikanischen Südkontinent zwischen dem Mutterland Spanien und seinen amerikanischen Tochterländern tobte. Er lehnte den Eingriff allerdings nicht nur für die Vereinigten Staaten ab, sondern er verlangte gleichzeitig, daß auch die anderen Mächte in der alten Welt sich jedes Eingreifens in diesen Kampf enthalten sollten, den er als eine häusliche Angelegenheit der Beteiligten, d. h. ebenso sehr Spaniens als der spanisch-amerikanischen Republiken, angesehen wissen wollte. Nicht die Verdrängung der Europäer aus der amerikanischen Westhälfte, sondern die Aufrechterhaltung des

status quo und die Nichteinmischung in die Angelegenheiten der anderen Staaten, das ist der Sinn der alten Monroe-Politik.

Er gab derselben weiteren Ausdruck, indem er die Beteiligung der Vereinigten Staaten an dem ersten von Bolivar nach Panama ausgeschriebenen panamerikanischen Kongresse nach langem Hin- und Hererwägen ablehnte.

Thatsächlich ist es nun aber natürlich vollkommen gleichgiltig, ob dasjenige, was heute ganz Amerika und mit ihm die ganze Welt als sogenannte Monroe-Doktrin in den verschiedensten Tonarten immer und immer wieder zu hören bekommt, mit den Ansichten des fünften Präsidenten der Vereinigten Staaten von 1823 irgend etwas zu thun hat, oder nicht. Heute weiß jedes Kind, daß man die Monroe-Doktrin, wie sie jetzt verstanden wird, in die drei Worte zusammenfassen kann: Amerika den Amerikanern. Diesen politischen Grundsatz haben sich je länger je mehr die Vereinigten Staaten zum Leitmotiv ihrer Politik erwählt: erst mehr vorübergehend und versuchsweise, aber, je mehr Glück sie damit gehabt haben, um so klarer, bewußter und schärfer sind sie mit dieser Forderung hervorgetreten.

Als Napoleon III. sich bemühte, an den Grenzen der Republik eine Monarchie nach Art der alten Welt unter dem Schutze französischer Bajonette entstehen zu lassen, da rückten die Vereinigten Staaten zum erstenmale mit ihrer neuen Monroe-Doktrin heraus. Aber nicht etwa in der Art, daß sie direkte Vorstellungen gegen das Vorgehen Frankreichs erhoben hätten. Sie unterstützten lediglich, allerdings in äußerst wirksamer Weise, die Bestrebungen der bis dahin mit ihren eigenen Kräften bankrott gewordenen revolutionär-republikanischen Partei, an deren Spitze Juarez stand, und der bis dahin flüchtig umher irrende Diktator vermochte nunmehr, von fremden Mitteln unterstützt, Mexiko für die Mexikaner in Besitz zu nehmen. Man konnte das kaum einen Erfolg der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten nennen, aber seine Folgen kamen allerdings denen eines Sieges gleich. Die Monroe-Doktrin war feierlich proklamiert; sie hatte zum Siege geführt, und die Union maßte sich das Verdienst an, das bewirkt zu haben.

Auch auf diesem Gebiete wirkte das Erwachen des eigenen Kraftgefühls nach, und die moderne Monroe-Doktrin, abermals in ihren Grundlagen verändert und erweitert, feierte ihre höchsten Triumphe im Jahre 1892.

Es war das Jubeljahr der 400. Jahresfeier der Entdeckung Amerikas, und die Union lud die gesamte Welt, insonderheit aber ihre amerikanischen Schwesterrepubliken nach Philadelphia ein, dessen große Weltausstellung männiglich vor Augen führen sollte, welche großartige Entwickelung die westliche Hemisphäre seit ihrer Entdeckung durch Kolumbus, besonders aber die Vereinigten Staaten in dem Jahrhundert ihrer Unabhängigkeit genommen hatten. Nach Philadelphia wurde bei dieser Gelegenheit auch wieder ein panamerikanischer Kongreß berufen,

aber nun waren es nicht mehr die schwachen südamerikanischen Schwestern, von denen der Gedanke eines engeren Zusammenschlusses ausging, sondern dies Mal war es die große und mächtige blühende Republik des Nordens, welche diesen Zusammenschluß forderte, und wenigstens äußerlich auch bis zu einem gewissen Grade erreichte.

Die Bezeichnung der „paramount power" war im Jahre 1892 noch nicht in die Mode gekommen, sonst hätten die Vereinigten Staaten wohl schon damals den Anspruch erhoben, als solche anerkannt zu werden. Damals wurde der Zusammenschluß der amerikanischen Republiken noch im Namen der Monroe-Doktrin gefordert, und die Monroe-Doktrin wurde nunmehr erst recht das A und das O der auswärtigen Politik der Union.

Es kam jedoch nun ein Moment, wo die Vereinigten Staaten thatsächlich in die Lage kamen, auf Grund der Monroe-Doktrin der Lehre Monroes von der Nichteinmischung in die häuslichen Angelegenheiten anderer Staaten untreu zu werden. Die Insel Kuba war genau so, wie im Jahre 1823 die Provinzen von Südamerika, eine Depedance der Krone Spanien, und nach der wirklichen Meinung der Erklärung des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823 war der kubanische Aufstand in ganz gleicher Weise wie der Abfall Südamerikas eine häusliche Angelegenheit Spaniens, in die allerdings keine andere europäische Macht, in die aber auch die Vereinigten Staaten sich nicht einzumischen hatten.

Freilich war die Lage Kubas doch in mancher Beziehung eine besonders eigenartige. Die Insel hatte sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast unausgesetzt im Zustande des Aufruhrs befunden, und Spanien hatte, obwohl es seine Kräfte bis aufs äußerste anspannte, doch nur vorübergehend vermocht, auf der Insel friedliche und geordnete Zustände herzustellen. Es bot sich damit eine jener Konjunkturen, wie sie die Vereinigten Staaten so oft zur Erweiterung ihres territorialen Bestandes mit Geschick und Erfolg auszunutzen verstanden hatten. Sie verfehlten auch dies Mal nicht, mit dem Versuche hervorzutreten, auf dem Wege einer finanziellen Transaktion die benachbarte Insel in ihren Besitz zu bringen. Es war ein offenes Geheimnis, daß alle kubanischen Aufstände fortdauernd und nachdrücklich von dem Boden der Union aus unterstützt und gefördert wurden: Spanien mußte erwarten, daß von dort endlich einmal der Feind kommen mußte, der ihm Kuba entreißen würde. Trotzdem machte derselbe Feind sich vorläufig im Jahre 1868 anheischig, auf dem Wege eines redlichen Kaufes den Preis zu erwerben, und bot die stattliche Summe von 30 Millionen Dollars für die Abtretung der Insel.

Aber Spanien wies das Anerbieten zurück, ohne doch auf der Insel sichere Zustände schaffen zu können. So dauerte, als 1895 der Aufstand mit erneuter Heftigkeit ausbrach, der verkappte Kampf weiter an. Auf spanische Reklamationen erklärte die Unionsregierung wiederholt, daß ihr die Aufständischen völlig fern

ständen, aber amerikanische Schiffe vermittelten fortdauernd die Zufuhr von Waffen und sonstigem Bedarf für die Aufständischen, und auf amerikanischem Boden fanden dieselben fortdauernd eine sichere Zuflucht, wenn die Chancen des Krieges sich wieder einmal gegen sie wandten.

Heute ist auch in den Vereinigten Staaten kein Journalist mehr hinreichend naiv, um das Märchen zu wiederholen, daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1898 im Interesse der Freiheit und Menschlichkeit die Partei der kubanischen Insurgenten ergriffen und an Spanien den Krieg erklärt haben. Aber der Grund, der neuerdings angeführt wird: der andauernde Brand im Nachbarhause sei eine beständige Gefahr für die Union gewesen, ist kaum berechtigter als der Vorwand von 1898. Die wirklichen Verhältnisse waren vielmehr so: Die Vereinigten Staaten konnten sich nicht verhehlen, daß die Macht Spaniens zuguterletzt in dem kubanischen Kampfe unterliegen mußte. Nicht umsonst wollte die Union seit mehr als einem Menschenalter sowohl in legaler Weise auf dem Wege geschäftlicher Unternehmungen, als auch in illegaler Weise durch die Unterstützung der Aufständigen bedeutende Werte aus dem Besitze ihrer Unterthanen dort investiert haben. Es war unverkennbar, daß das durch die jahrzehntelangen Kämpfe dezimierte Inselvolk nicht aus eigener Kraft seine Freiheit werde behaupten können. Sollte nun die Union die Gefahr laufen, daß die Insel bei einer anderen Macht, sei es eine amerikanische oder sei es eine europäische, den Rückhalt suchte, den sie zur Aufrechterhaltung ihrer Unabhängigkeit bedurfte? In den Händen des schwachen Spaniens war Kuba auch ohne Annexion eine Beute des amerikanischen Unternehmungsgeistes. Wie aber, wenn eine kubanische Republik ein Schutz- und Trutzbündnis mit England, Frankreich oder Deutschland einging?

Das war die Gefahr, der die Union entgegenging, und um derentwillen trat sie aus ihrer Zurückhaltung heraus und erklärte an Spanien den Krieg.

Nicht sowohl der Krieg — der mit einem überraschend leicht errungenen Erfolge der Vereinigten Staaten endigte, — als vielmehr dieser leichte Sieg bedeutete für die Union eine außerordentliche Gefahr.

Obgleich die Vereinigten Staaten angeblich nur für die Wahrung der Menschenrechte in dem kubanischen Unabhängigkeitskriege zu den Waffen gegriffen, so hatten sie doch, noch ehe es gelang, die Spanier aus Kuba zu verdrängen, nicht nur die Insel Puertorico annektiert, sondern auch die Spanier in den Philippinen angegriffen. Und in dem Friedensschusse, der den Krieg mit Spanien beendete, verlangte die Union keineswegs nur die Anerkennung der kubanischen Unabhängigkeit, sondern sie ließ sich in aller Form Rechtens Puertorico abtreten und kaufte den Spaniern, die auf den Philippinen sich ähnlich mühsam, wie auf Kuba, eines Aufstandes der Eingeborenen erwehrt hatten, für 20 Millionen Dollars ihre Hoheitsrechte über die Philippinen ab.

Das war ein Vorgehen, welches mit allen bisherigen Ueberlieferungen der

Vereinigten Staaten zu brechen schien. Selbst die gewiegtesten Kenner des amerikanischen Staatsrechts hatten zugeben müssen, daß die Bundesverfassung kein Wort über das Recht der Annexion und der Eroberung enthalte, und auf diesen Umstand hatten sich jedesmal, wenn die Union zur Abrundung ihres Gebiets territoriale Erwerbungen machte, die Gegner derselben berufen. Der oberste Gerichtshof hatte allerdings ein solches Recht indirekt in der Befugnis des Kongresses gefunden, den Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, und so lange, als die Annexionen der Bundesregierung darauf hinausliefen, daß sie das Gebiet der Union durch die Erwerbung benachbarter Provinzen abrundeten, ließ sich wohl aus dem unbedingten Interesse eine Entschuldigung für die Ueberschreitung der durch die Verfassung gezogenen Rechtsgrenzen ableiten. Aber alle diese Gebiete waren unter der Voraussetzung erworben, daß sie integrierende Bestandteile der Union werden, daß ihre Bürger Vollbürger der Vereinigten Staaten sein und dereinst, wenn ihre Zahl hinreichend dazu angewachsen sein werde, durch die Bildung neuer Unionsstaaten das nur durch die Gesamtverfassung beschränkte Selbstbestimmungsrecht ausüben sollten.

Diese Grundsätze hatte die Union allerdings schon vor dem Ausbruche des spanischen Krieges durchbrochen, indem sie im Jahre 1897 die Hawaiischen Inseln annektiert hatte. Und da, wenn man die Gesetze der Vereinigten Staaten in vollem Umfange in dieser Inselgruppe hätte in Kraft treten lassen wollen, deren Bevölkerung sofort die Bildung eines eigenen Bundesstaates hätte beanspruchen können, in welchem die amerikanische Bevölkerung, obwohl sie allerdings fast das ganze Land wirtschaftlich beherrschte, doch immer nur eine erhebliche Minorität gebildet haben würde, so hatte man die Inselgruppe fast ganz so dem Gesamtstaate gegenübergestellt, wie es die Mächte der alten Welt mit ihren Kolonien hielten.

Bei der Erwerbung der Hawaiischen Inseln, die, mitten im Ozean gelegen, kaum mit Bestimmtheit irgend einem Weltteile zugesprochen werden konnten, war es noch nicht so ohne weiteres einleuchtend, wie sehr die Erwerbung kolonialer Territorien mit der bisher mit solcher Emphase als Staatsgrundsatz aufgestellten Monroe-Doktrin in Widerspruch stand. Für die Philippinen aber lag der Fall ohne allen Zweifel klar. Daß diese Inselgruppe, fern von dem politischen und wirtschaftlichen Machtbereich der Union gelegen, einen integrierenden Bestandteil des austral-asiatischen Rassenbereiches bildete, konnte niemand leugnen. Selbst wirtschaftliche Interessen konnte die Union hier nicht in irgend welchem erheblichen Umfange als Vorwand der Besitzergreifung geltend machen. Dieselbe wurde aber dadurch dreifach unberechtigt, daß die Vereinigten Staaten in dem Augenblicke, wo sie im Namen der Menschenrechte für die Kubaner zu den Waffen griffen, die Hoheitsrechte derselben Nation, gegen die sie in Kuba aufgetreten waren, über ein Volk erwerben wollten, welches, genau wie die Kubaner, im

Namen der Freiheit und der Menschenrechte gegen Spanien gefochten hatte für eine Doktrin, die ganz der Monroe-Lehre entsprach und die Philippinen für die Filipinos verlangte. Und diese Hoheitsrechte erkaufte die Union, um sie gegen dieselben Filipinos geltend zu machen, mit denen sie im Kampfe gegen die Spanier sich verbündet hatte.

Wenn alles dies die Früchte einer zielbewußt durchgeführten auswärtigen Politik waren, so blieb dafür keine andere Erklärung übrig, als daß die Vereinigten Staaten mit allen den Prinzipien der Freiheit und Gleichheit, für welche sie nicht nur den Unabhängigkeitskrieg geführt, sondern auch den Sezessionskrieg glorreich beendet hatten, endgiltig gebrochen und nach Art der Mächte der alten Welt eine Politik der Vergewaltigung und Eroberung eingeschlagen hatten.

Einen Augenblick konnte es den Anschein gewinnen, als wenn es wirklich so kommen sollte. Die Amerikaner gingen in den Philippinen so weit, daß die Nation der uneingeschränkten Religionsfreiheit in jener Insel ein Bündnis mit den Jesuiten einging, um die für ihre Unabhängigkeit ringenden Eingeborenen zu unterdrücken. Und als das Konzert der Großmächte sich für ein bewaffnetes Einschreiten gegen die anarchischen Zustände im Reiche der Mitte entschloß, da fochten amerikanische Truppen Schulter an Schulter mit den Soldaten Englands, Frankreichs, Rußlands, Deutschlands, Italiens, Oesterreichs und Japans, um einem fremdem Staatswesen eine ungewollte Politik aufzuzwingen.

Allein der imperialistische Rausch, welcher die Union von den Grundlagen ihrer traditionellen Politik, auf der ihre Größe beruhte, abzubringen drohte, war nicht von langer Dauer. Lange, ehe die gemeinsame Aktion der Mächte in China ihr Ziel erreichte, zogen die Vereinigten Staaten ihre Kontingente aus dem fernen Osten zurück. Und heute können die beachtenswertesten Preßstimmen der Union es offen eingestehen, daß die Erwerbung der Philippinen eines der zweifelhaftesten Ruhmesblätter in dem Kranze der Vereinigten Staaten geworden ist, und daß dieselben die gegründetste Ursache haben, über die Rolle zu erröten, in welche sie, von den Verhältnissen gedrängt, auf dieser Inselgruppe geraten sind.

Allmählich hat die Union sich zurückbesonnen auf die idealen Prinzipien, die ihrer Verfassung zu Grunde liegen, und von denen sie, ohne Gefahr für ihren inneren Fortbestand, nicht abzuweichen vermag. Trotz mannigfacher Gegenströmungen ist den Kubanern ein nur mäßig beschränktes Selbstbestimmungsrecht zurückgegeben worden, und es bleibt zu hoffen, daß ein ähnlicher Ausweg der Union auf den Philippinen aus der total verfahrenen Situation heraushelfen wird, in welche sie durch die Verleugnung der Menschenrechte dort geraten ist. Noch einmal möchte die Union zugeben, daß sie in jugendlichem Uebermute sich in Abenteuer gestürzt hat, die mit den Prinzipien ihrer Verfassung kaum vereinbar sind.

Endlich aber hat die Union auch die richtige Formel für ihre neue Politik,

die neueste Fassung ihrer Monroe-Doktrin gefunden. Heute verlangen die Vereinigten Staaten von allen Mächten der Welt ihre Anerkennung als gleichberechtigte Großmacht und als paramount power auf der westlichen Halbkugel. Wenn auch der Begriff der paramount power zunächst nur ein unklarer Notbehelf war, durch welchen England seine durch eigene Schuld unhaltbar gewordene politische Stellung im südlichen Afrika auf eine staatsrechtliche, wenn auch unberechtigte Grundlage zu stellen versuchte, so läßt sich doch sehr wohl verstehen, welchen Sinn die Vereinigten Staaten damit verbinden, wenn sie als paramount power der westlichen Erdhälfte anerkannt sein wollen.

Wenn damit nur der Anspruch erhoben werden sollte, daß die Vereinigten Staaten als der erste und wichtigste Machtfaktor jenseits des Ozeans gelten wollten, so bedurfte es kaum einer politischen Formel. Die Vereinigten Staaten haben durch ihre Entwickelung und durch die Stellung, die sie sich nunmehr auch den meisten der amerikanischen Schwesterrepubliken gegenüber zu erringen verstanden haben, hinlänglich bewiesen, über welche außerordentliche innere Kraft sie verfügen und welchen weisen Gebrauch sie von derselben zu machen wissen. Ohne jeden Zweifel sind sie die erste und größte Macht auf dem westlichen Kontinent. Aber auch wenn der Anspruch, die paramount power der westlichen Hemisphäre zu sein, in einem weiteren Sinne gefaßt wird, hat Deutschland keine Ursache, den Vereinigten Staaten diesen Anspruch streitig zu machen. Wir werden neidlos den Vereinigten Staaten eine gewisse Führerrolle unter den Republiken Amerikas zugestehen, die ausnahmslos nach ihrem Vorbilde entstanden sind, und die besten Einrichtungen, die sie besitzen, zumeist dem Beispiele der Vereinigten Staaten verdanken. Wohl hätte eine Politik der Ausdehnung in ungemessene Grenzen, wie sie einen Augenblick nach dem Abschluß des spanischen Krieges drohte, auch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten Reibungsflächen schaffen können, die, wenn sie auch schwerlich einen Krieg zwischen beiden Mächten heraufzubeschwören vermocht hätten, doch vielleicht imstande gewesen wären, Interessenkonflikte zu schaffen, die eine freundschaftliche Verständigung auf die Dauer schwierig gemacht haben würden.

Allein dem, was die Vereinigten Staaten heute als den Grundsatz ihrer auswärtigen Politik aufstellen, wird Deutschland seine bereitwillige Anerkennung nicht versagen. Keine Macht der Erde würde im Stande sein, zu hindern, daß die Industrie der Vereinigten Staaten hinaustritt auf den Weltmarkt, und sich in den Wettbewerb mit den Industrien der alten Kulturmächte einläßt. Der Wettbewerb wird, das wissen wir sehr wohl, ein scharfer und energischer sein, und er wird ausgekämpft werden mit der rastlosen Thatkraft, welche die ganze wirtschaftliche Entwickelung der Vereinigten Staaten ausgezeichnet hat. Aber Deutschland hat keine Ursache, vor einem wirtschaftlichen Wettbewerb zurückzuschrecken, der mit gleichen Waffen und in ehrlichem Kampfe zum Austrag ge-

bracht wird. Heute bekennen sich auch die Vereinigten Staaten zu dem Grundsatze, daß die Aufstellung von Zollschranken eine innere Angelegenheit desjenigen Staates ist, der sich mit denselben umgiebt. Sie haben das Recht in ausgiebigem Maße für sich selbst in Anspruch genommen, und sie können deshalb unmöglich eine unfreundliche Handlung darin erblicken wollen, wenn auch andere Staaten die Faktoren ihrer wirtschaftlichen Kraft in ähnlicher Weise zu schützen und zu stärken bemüht sind. Ein Ausfluß dieses wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechts sind die Handelsverträge. Auch hier steht das Feld des Wettbewerbs der Union ganz in demselben Maße offen, wie allen anderen Mächten der Welt, und es wird nur an ihnen liegen, wenn es ihnen nicht gelingt, durch eine kluge Politik gegenseitiger Konzessionen sich die günstigsten Chancen für den internationalen Wettstreit um das größte industrielle Absatzgebiet zu sichern.

Die Vereinigten Staaten könnten nur dadurch das Mißtrauen der anderen Mächte erwecken, wenn sie von imperialistischen Gelüsten getragen und im Vertrauen auf ihre bedeutende Kraft und ihren außerordentlichen Reichtum sich den schwächeren Schwesterstaaten gegenüber zu einer Politik materieller oder wirtschaftlicher Vergewaltigung würden fortreißen lassen. Allein wenn eine solche Besorgnis vorübergehend am politischen Himmel aufgetaucht sein mag, so darf sie im Angesicht der neuesten Wendung in der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten wohl auch schon wieder als überwunden gelten. So lange die Vereinigten Staaten den inneren Kern der Monroe-Doktrin in dem Sinne festhalten, daß sie es sich zum Grundsatze machen, die inneren Angelegenheiten der Schwesterstaaten als solche zu respektieren und ihnen selbst deren Erledigung zu überlassen, so lange werden sie mit aller Sicherheit auf das Wohlwollen und die Freundschaft aller anderen Mächte, ganz besonders aber auf diejenige des Deutschen Reiches zählen dürfen. Deutschland wird sicher selbst dann nichts einzuwenden finden, wenn die Vereinigten Staaten, als paramount power der westlichen Hemisphäre, sich als die zunächst Berechtigten betrachten, wenn es gilt, in den benachbarten Schwesterrepubliken ihren Einfluß für die Fortdauer gesetzlicher Zustände geltend zu machen oder Konflikten vorzubeugen, welche einen selbstmörderischen Krieg zwischen denselben herbeizuführen drohen könnten. Auch einer solchen Aktion wird Deutschland in voller Würdigung ihrer moralischen Bedeutung keine Hindernisse in den Weg zu legen geneigt sein, sofern nur durch eine solche nicht seine eigenen Rechte gefährdet erscheinen könnten. Es wird aber dies Vorzugsrecht der Union um so rückhaltloser anerkennen, jemehr dieselbe ihre Kräfte in den Dienst so großer kultureller Aufgaben stellen wird, als es zum Beispeil der interozeanische Kanal ist, dessen Ausführung die Vereinigten Staaten in die Hand nehmen wollen, sei es nun, daß er die alte Trace über den Isthmus von Panama beibehalten, sei es, daß er den neuen Weg durch den See von Nicaragua nehmen wird.

Deutschland, das wohl von sich selbst mit einem gewissen Rechte den Anspruch erheben darf, der Träger großer kultureller Fortschritte gewesen zu sein, wird nur mit aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Teilnahme die ähnlichen Bestrebungen verfolgen, welche sich in den Vereinigten Staaten geltend machen. Deutschland hat längst gelernt, mit Achtung auf die Erfolge zu blicken, welche amerikanische Forschung auf mannigfachen Gebieten des Wissens für den Kulturfortschritt der Menschheit zu Tage gefördert hat. Und Deutschlands Achtung und Teilnahme werden in dem Maße wachsen, wie amerikanische Thatkraft und Beharrlichkeit sich ihre Ziele höher und immer höher stecken werden. Deutschland erkennt freudig die kernhafte Kraft, mit der die Vereinigten Staaten auf allen Gebieten des Daseins, sowohl in der Politik, als in der Wissenschaft wie nicht minder auf wirtschaftlichem Gebiete vorwärts streben, und es ist stolz darauf, daß auch aus den Reihen seiner Söhne manch ein tüchtiger Staatsbürger der großen Republik jenseits des Ozeans hervorgegangen ist.

Diesem Gefühle geistiger Sympathie und freundschaftlicher Teilnahme hat die Reise des Prinzen Heinrich einen sprechenden Ausdruck gegeben, und in diesem Sinne hofft Alldeutschland, daß diese Reise reiche Früchte gegenseitigen Verständnisses und darauf begründeter geistiger Verbrüderung tragen möge.

Lebensrat.

Geh, verschwende nicht dein Hoffen:
Keine Frage steht dir offen
Nach dem Anfang, nach dem Ende,
Nach des Daseins ewgem Grund;
All dein Fragen ist vergebens:
Das Geheimnis alles Lebens
Macht kein Göttermund dir kund.
Ohne Fragen, — Ohne Zagen
Lerne wandeln
Deinen Pfad:
Lebt Erlösung doch im H a n d e l n
Und Gewißheit in der T h a t.
Wirke! Nütze deine Stunde!
Und du stehst auf heil'gem Grunde
Lebenspendend, götterstark,
Wurzelnd in des Daseins Mark.

Julius Lohmeyer.

Renaissance.

Aus trüben Wolken ist ein Tag erschienen,
Der helle Sonnentag der Renaissance,
Die größten Meister eilten ihr zu dienen
Und griffen nach dem höchsten Ruhmeskranze,
Tief gruben sie in Romas Prachtruinen,
Bis auferstand im alten Siegesglanze
Die Griechenwelt, die längst im Staub versunken,
Die heilige, von ew'ger Schönheit trunken.

Nun hoben sich die herrlichen Rotunden,
Drin alles Licht die hohe Kuppel spendet,
Wo mit der starren Kreuzgestalt verbunden,
Das Rundgewölbe seinen Schwung versendet, —
Dem Schwergewicht der Erdenlast entwunden,
Von keinem Strahl der Außenwelt geblendet;
Gesundet hier im Strom der Harmonieen
Der Menschengeist, und alle Schatten fliehen.

Ihr glänzenden Paläste, deren Massen
Aus Marmorquadern türmend aufgeschichtet,
Dran alle Formen fest zusammen passen,
Im Kranzgesims zur höchsten Kraft verdichtet,
So steht ihr einsam in den engen Gassen,
Das Dachgeschoß von Säulenreih'n durchlichtet, —
Giganten gleich seh'n die gewalt'gen Glieder
Auf das Geschlecht zu ihren Füßen nieder.

Ihr Villengärten, wo die Wellen schäumen
Des blauen Meers an hohen Ufermauern,
Aus Lorbeerdickicht und Magnolienbäumen
Die schlanken Wipfeln der Cypressen trauern,
Kaskaden sprüh'n aus unterird'schen Räumen,
Die Sonne sinkt, und sanfte Lüfte schauern
Im Abendgold, und wie Rubinen blitzen
Im stillen Meer der Berge Felsenspitzen. —

O schöne Zeit, so schön und hochgemutet,
Kaum aufgeblüht, bist du dem Tod verfallen,
Und rabenschwarze Finsternis durchflutet
Die Menschenherzen und die Tempelhallen.
Wie lange noch? Die Morgenröte glutet
Schon wieder, und Prophetenstimmen schallen:
„Es kommt, umrauscht von Sternenjubelchören,
Der neue Gott und wird die Nacht zerstören!"

Stuttgart. Paulus.

Ein Brief Heinrich v. Treitschkes.

Noch ist uns weder die sehnlichst erwartete abschließende Biographie Heinrich v. Treitschkes, noch die wohl mit Recht von der Nation erhoffte Ausgabe seiner Briefe beschert worden. Die „Lehr- und Wanderjahre Heinrich v. Treitschkes" von Schiemann reichen nur bis an die Schwelle des Jahres 1867, und was uns sonst an biographischen Darstellungen geboten wurde, wie die trefflichen Charakteristiken von Bailleu, Grimm, Schmoller, dringt naturgemäß nur wenig in das Detail seines Lebens ein. Der Brief, den wir hier mitteilen, gehört seinem Zusammenhang nach in die von Schiemann erzählte erschütternde Episode des Konfliktes, in den die Ereignisse des Jahres 1866 Treitschke gerade mit denjenigen führte, die seinem Herzen am nächsten standen. Treitschke war bis Ende der 60er Jahre seiner politischen Ueberzeugung nach Unitarier, d. h. er wünschte die Einheit des Reiches unter e i n e m Herrscher, dem Könige von Preußen, in dem er den künftigen deutschen Kaiser mit Seherblick voraussah. Für eine Selbstständigkeit der kleineren deutschen Herrschaften, speziell auch für Sachsen, war in diesem Programm kein Raum. Sein Aufsatz über die „Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten" gab diesen Ueberzeugungen leidenschaftlichen Ausdruck und hatte eine öffentliche Erklärung des Vaters zur Folge, worin dieser sagte, daß er „mit Entrüstung und Schmerz" die Aeußerungen des Sohnes gelesen habe. Wie trotz dieser Gegensätze Vater und Sohn sich wieder zusammenfanden, mag man in den „Lehr- und Wanderjahren" nachlesen.

Der hier zum erstenmal veröffentlichte Brief ist 8 Monate nach des Vaters Tode geschrieben und steht noch ganz unter dem Eindrucke des Schmerzes, den jene Ereignisse in seiner Seele zurückgelassen hatten; er zeigt auch, wie fest Treitschke, trotz allem, damals noch auf dem Boden stand, der seine publizistische Thätigkeit im Jahre 1866 bedingt hatte.

Freiburg i. Br., 12. 10. 67.

Geehrter Herr Vetter!

Selbst die mannigfachen Arbeiten und Erlebnisse dieses Jahres, das mir den Tod des Vaters, meine Hochzeit, eine italienische Reise und zweimalige häusliche Einrichtung gebracht hat, vermögen kaum mein langes Schweigen zu entschuldigen. Ihre herzlichen Worte über meinen lieben Vater sind mir eine wahre Freude gewesen. Es war mir neu, aber keineswegs überraschend, daß mein Vater auch Ihnen jene edle Duldsamkeit bewiesen hat, die ich tausendmal von ihm erfuhr. Welch' ein verkehrtes Bild haben die Zeitungen vor einem Jahre von dem edlen Manne entworfen, als eine elende Intrigue ihn zwang, gegen mich aufzutreten! Ich weiß, wie schwer ihm dieser Schritt fiel, und ich weiß auch, daß er versöhnt mit mir gestorben ist.

Ich habe seitdem noch keinen Augenblick bereut, was ich damals gethan, und ich glaube, daß eine nahe Zukunft mir recht geben wird. Sie, die Sie den Verstorbenen kannten, werden auch erraten, wie hart es mir ankam, ihn kränken zu müssen. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre guten Worte. Meine Hoffnung, den mir durch Blut und Gesinnung Verwandten persönlich kennen zu lernen, wird sich leider in den nächsten Jahren kaum verwirklichen. Solange die Doppelherrschaft in meiner unglücklichen Heimat währt, mag ich nicht nach Sachsen kommen — höchstens nach Leipzig —. Ich bin augenblicklich mit meiner Frau bei den Schwiegereltern und denke in wenigen Tagen nach Heidelberg überzusiedeln, wo eine sehr schwere Aufgabe meiner wartet.

— Noch eine Anfrage. Vor etwa 3 Monaten erhielt ich eine Kreuzbandsendung mit dem Vorworte Bernardino Zendrinis in Padua zu seiner Uebersetzung Heines und einem Zeitungsberichte über die Antrittsvorlesung des Verfassers. Auf der Adresse stand: Dr. T. Dresden. Die Post hatte Dresden durchgestrichen und Kiel darüber geschrieben. Da ich öfters Zusendungen von mir persönlich Unbekannten erhalte, so glaubte ich anfangs, Alles sei in Ordnung und das Durchstreichen auf Ihre Weisung erfolgt. Nachträglich kommt mir doch der Zweifel, ob die Sendung nicht für Sie bestimmt war und die Post eigenmächtig handelte. Sollte dies der Fall sein und zwischen Ihnen und Herrn Zendrini eine Verbindung bestehen, so bitte ich um eine kurze Notiz nach Heidelberg nebst Angabe Ihrer Adresse, damit ich Ihnen sofort die Drucksachen schicken kann. Mit herzlichem Dank

Ihr ergebener Vetter
H. v. Treitschke.

Durchgesehen und berichtigt nach dem Original.
Treitschke,
Oberleutnant.

Berlin, am 13. 3. 02.

Vorstehenden Brief hatte H. v. Tr. an seinen Vetter Dr. philolog. et philosoph. Richard Treitschke, einen seiner Zeit wohlbekannten Litteraten, Verfasser der „Litterarischen Stoßvögel. Neue Randglossen zu Streit und Zeitfragen" u. a. m. zu Dresden gerichtet.

Treitschke,
Oberleutnant, kommandiert zur Kriegsakademie.

Das Recht der Kolonieen.

Von

Philipp Zorn.

I.

Einleitung.

Wenige Ereignisse unserer Geschichte haben den Ideenkreis des Volkes so bereichert, wie der Erwerb von Kolonieen: wissenschaftliche Probleme der allerverschiedensten Art, Probleme der Civilisation, der Staatsverwaltung und Rechtspflege, wirtschaftliche, militärische und politische Probleme sind uns durch jenes Ereignis gestellt worden, an deren Lösung wir nun seit kaum zwei Jahrzehnten mit deutscher Gründlichkeit arbeiten.

Zwei Jahrzehnte nur, eine ganz kurze Spanne Zeit im Staats- und Völkerleben. Nur Kinder und Thoren können großartige Erfolge aus der kolonialen Arbeit weniger Jahre begehren. Aber ein gerechtes Urteil wird doch anerkennen, daß Hervorragendes geleistet ist: unter den stolzen Ruhmes-Erinnerungen des Jahres 1901 darf auch, bescheiden zwar aber hoffnungssicher, unsere koloniale Arbeit, der jüngste Zweig unserer Staatsthätigkeit, erscheinen. —

Einen Moment schweift der Blick zurück in vergangene Zeiten: der mächtige Geist des Großen Kurfürsten hat koloniale Versuche unternommen, an denen noch heute die Phantasie unserer Kinder sich labt, und die Handelsschiffe und Handelshäuser der Hanse umspannten jahrhundertelang die Welt von Island bis zu den Säulen des Herkules, von London bis Nischni-Nowgorod. Aber diese Versuche haben keine dauernde Bereicherung des deutschen Volkes zur Folge gehabt, weder in politischer noch in wirtschaftlicher Hinsicht. Jeder Keim bedarf zur Entwickelung seines Lebens bestimmter Voraussetzungen, sonst stirbt er ab. Jene Anfänge deutscher Kolonieen mußten absterben, weil ihnen die Voraussetzung: eine zu ihrem Schutze bereite, zum Eingreifen in die Welthändel fähige, insbesondere mit starker Seemacht ausgerüstete Staatsgewalt fehlte. Der Blick in die Geschichte und mehr noch die Betrachtung der Ereignisse unserer unmittelbaren Gegenwart predigen uns mit gewaltigem Ernste den Satz, daß nur starke, insonderheit seestarke Staaten Kolonialmacht zu gewinnen und zu

behaupten vermögen. Nur mühsam streifen wir Deutschen in der Beurteilung und Behandlung dieser Fragen die Kinderschuhe ab; selbst ein Bismarck war zögernd und wollte jenseits der Meere dem Kaufmann nur nachfolgen; und den kindlichen Unverstand, mit dem der Reichstag noch im Jahre 1880 die Samoa-Frage behandelte und uns dadurch materiell so schwer schädigte, können wir kaum vergessen. Erst der gewaltigen Initiative unseres Kaisers ist es gelungen, nicht nur unsere Jugend zu begeistern für die Aufgaben des deutschen Staates auf den Meeren und jenseits der Meere, sondern auch in der älteren Generation allmählich den weiten Blick in jene Fernen und das Verständnis für die dort zu lösenden Probleme auszubilden. Das Wort: navigare necesse est, vivere non necesse est — Schiffahrt treiben ist notwendig, Leben ist nicht notwendig — entspricht deutschem Wagemut und deutscher Tapferkeit, die für ein Ideal freudig in den Tod gehen. —

I. Schutzgebiet, Schutzgewalt.

Die Anfänge unseres kolonialen Lebens und kolonialen Rechtes waren beherrscht von dem ursprünglichen Bismarckschen Gedanken: der Staat folgt dem Kaufmann, zum Schutz des Kaufmanns werden staatliche Machtmittel aufgewendet; weiterhin wurde dieser Schutzgedanke auch auf die Eingeborenen übertragen und hier wie dort in Schutzbriefen formuliert. Daher rührt die herrschend gewordene amtliche Ausdrucksweise, der auch die Gesetzgebung bis heute folgt: Schutzgebiet, Schutzgewalt. Das Grundgesetz für unsere Kolonieen trägt die Bezeichnung: Schutzgebietsgesetz auch noch in seiner neuesten Gestaltung.*) Der Gedanke, der darin liegt, war zu eng und die Ausdrucksweise war und ist zu eng: nicht um Schutzgebiet handelt es sich, sondern um Staatsgebiet, nicht um Schutzgewalt, sondern um Staatsgewalt. Noch heute ist man in der Litteratur die Verwirrung, die durch diese amtliche Ausdrucksweise verursacht wurde, nicht ganz losgeworden; es würde sich dringend empfehlen, die klare und unmißverständliche Ausdrucksweise im Gesetz und der amtlichen Sprache herzustellen und den grundlegenden Satz: „die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser" dahin abzuändern: „die Staatsgewalt in den Kolonieen übt der Kaiser". Das versteht jedermann in der ganzen Welt.

II. Kolonialgesellschaften.

Im Anfange schien es allerdings, als würde die Entwickelung sich so vollziehen, daß Kaufleute und Handelsgesellschaften die Staatsgewalt ausüben würden, unter dem Schutze des Kaisers. Dies waren die Anfänge in Südwestafrika, in Kamerun, in Ostafrika, in Neu-Guinea, also in fast allen Kolonieen der

*) Dieses Gesetz, sowie das gesamte für die nachfolgende Darstellung verarbeitete Material an Gesetzen und Verordnungen habe ich in dem Bändchen „Kolonialgesetzgebung" der Guttentagschen Gesetzessammlung publiziert.

ersten Zeit. Inzwischen ist diese Periode längst überwunden, allenthalben ist die deutsche Staatsgewalt des Reiches an Stelle jener Handelsgesellschaften getreten, alle unsere Kolonieen sind Kronkolonieen im Sinne des englischen Rechtes; nur in den Marschall-Inseln ist heute noch ein Ueberrest der anfänglichen Entwickelung insofern vorhanden, als die Hamburger Jaluit-Gesellschaft die Kosten der Staatsverwaltung dieser Kolonie, die aber auch durch Reichsbeamte geführt wird, trägt. (Vertrag zwischen dem Auswärtigen Amt und der Jaluit-Gesellschaft vom 21. Januar 1888, „Kolonialgesetzgebung" S. 48.)

Die Kolonialgesellschaften sind damit wieder zurückgeführt auf das, was sie sein sollen und sein können: kaufmännische Erwerbsgesellschaften. Die formaljuristischen Schwierigkeiten, die sich anfänglich bezüglich solcher Gesellschaften ergaben und die zu einem besonderen gesetzgeberischen Eingreifen führten, haben kein allgemeineres Interesse. Nur zwei Punkte mögen hervorgehoben werden: die Kolonialgesellschaften tragen juristisch einen besonderen Charakter im Rahmen des deutschen Gesellschaftsrechtes dadurch, daß sie gesetzlich einer Staatsgenehmigung seitens des Reiches und zwar durch dessen oberstes Verwaltungsorgan, den Bundesrat, bedürfen und daß sie grundsätzlich unter Aufsicht des Reichskanzlers stehen; und zweitens: die weitgehenden Vorrechte, die das Gesetz den Kolonialgesellschaften gewährt, sind jetzt gesetzlich von der Voraussetzung abhängig gemacht, daß es sich um deutsche Gesellschaften handelt. Unliebsame Vorgänge in der Aera Caprivi, vor allem die Verschleuderung deutscher Hoheitsrechte in Südwestafrika an die englische South Westafrican Company, die sog. Damaraland-Konzession, hatten die letztere Verschärfung der Gesetzgebung im nationalen Sinne zur gebieterischen Notwendigkeit gemacht. —

III. Interessensphäre.

Im Zusammenhang mit dem immer mehr sich durchringenden rein territorialen Charakter der deutschen Staatsgewalt in den Kolonieen, die das Gebiet als solches beherrscht, steht auch die feste Abgrenzung unseres Kolonialgebietes durch eine Reihe von Staatsverträgen mit England, Frankreich, Portugal, der nordamerikanischen Union. (Die wichtigsten derselben abgedruckt „Kolonialgesetzgebung" S. 1—62.) Der in den völkerrechtlichen Beziehungen der Staaten anerkannte Grundsatz, daß nur an wirklich bestehende Verhältnisse Rechtsfolgen angeknüpft werden dürfen — Verbot der „papiernen" Blockade, Verbot der Besitznahme von herrenlosem Lande durch bloße Proklamationen, Flaggenhissung u. dergl. — hat für die Regelung der Gebietsfragen in den Kolonieen zur internationalen Anerkennung des neuen Begriffes der „Interessensphäre" geführt, d. h.: eine bestimmte Zone wird durch Staatsvertrag einem Staate für zukünftige Besitznahme vorbehalten und diese künftige Besitznahme von vornherein anerkannt. Der Grundsatz der Wirklichkeit wird dadurch nicht ver-

letzt: das Gebiet der Interessensphäre ist noch nicht Kolonialgebiet, sondern soll es erst werden. Nur England hat sich durch die papierene Annexion der südafrikanischen Republiken von jenem großen Grundsatz der Wirklichkeit in internationalen Dingen als entbunden betrachten zu dürfen geglaubt, wie ja jener Krieg in vielen Beziehungen ein Hohn auf das „Völkerrecht" auch bei unparteilichster Betrachtung genannt werden muß, ein Schandfleck der zivilisierten Menschheit an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. —

IV. Verfassung.

1. Der Kaiser. Im Gebiet der deutschen Kolonieen ist die deutsche Staatsgewalt aufgerichtet. Der Träger dieser Staatsgewalt ist der Kaiser als der höchste Ausdruck unserer nationalen Einheit und Kraft. Schon an Elsaß-Lothringen ging der deutsche Partikularismus in die Brüche; aber durch Fiktionen und künstliche Rechtskonstruktionen hat man doch wieder aus dem Reichsland eine Art Einzelstaat gemacht. Die Kolonieen aber sind deutsch, nur deutsch: kein Gedanke des Partikularismus, der alten deutschen Erbsünde und Erbkrankheit, reicht in dies neue Deutschland jenseits der Meere herein.

2. Die Kolonieen: Inland. In echter deutscher Gründlichkeit stritt, ja zankte man sich anfänglich, ob die Kolonieen Inland oder Ausland seien; einige ganz verbohrte Formaljuristen streiten sich darüber heute noch. Aber im Volke herrscht heute über diesen Punkt volle Klarheit: die Kolonieen sind ein Stück Deutschland, das neue Deutschland jenseits der Meere, sind Inland. Freilich nicht Inland im Sinne der Reichsverfassung. Indes man Elsaß-Lothringen, nicht ohne einige starke Verrenkungen, der Reichsverfassung einfügte, sind die Kolonieen, dem Zwang der thatsächlichen Verhältnisse gemäß, nicht unter die Reichsverfassung und die auf ihrer Grundlage ergangene Gesetzgebung gestellt, sondern unterstehen einem besonderen Rechte, sie sind Bestandteil des Reichsgebietes im weiteren Sinne, nicht aber in dem engeren Sinne des ersten Artikels der Reichsverfassung; man mag sie als Annexe des Reichsgebietes bezeichnen. Nicht die Reichsverfassung und kein Reichsgesetz gilt an sich in den Kolonieen. Die Gesetze, die in den Kolonieen gelten sollen, müssen für diese besonders erlassen oder dort besonders eingeführt werden. Diese besondere Rechtstellung der Kolonieen ist dem Gedanken nach im letzten Ende nichts anderes, als die besondere Rechtstellung, welche einzelne Glieder des Reiches gegenüber einzelnen Teilen des gemeinen Reichsrechtes haben, so Bayern, Württemberg und Baden in Sachen der Bierbesteuerung, Hamburg und Bremen für ihr Freihafengebiet in Sachen des Zollwesens u. a. m. Aber dadurch, daß diese Gebiete unter besonderem Recht stehen, werden sie doch nicht „Ausland", und man sollte auch diesen Ausdruck sorgsam vermeiden; er kann zu verhängnisvollen Mißverständnissen führen und hat zu solchen geführt. Die Kolonieen sind Inland und stehen unter deutschem

Recht, allerdings unter einem besonderen Recht; der Auslandcharakter, der in einigen Punkten, so im Zollwesen, unzweifelhaft zu sein scheint, ist juristisch doch nur Schein.

So ist denn insbesondere — die Gesetzgebung hat diesen Punkt jetzt deklaratorisch klarzustellen für nötig befunden — die deutsche Staatsangehörigkeit, die nach dem Staatsangehörigkeitsgesetz durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande von selbst verloren geht, durch den Aufenthalt in den Kolonieen nie berührt worden, denn die Kolonieen waren nie Ausland.

3. Die gesetzgebenden Faktoren. Daß die gesetzgebenden Faktoren des Reiches nach der Reichsverfassung, Bundesrat und Reichstag, auch in gleicher Weise die gesetzgebenden Faktoren für die Kolonieen sind, mochte man ohne besonderen gesetzlichen Ausdruck als selbstverständlich betrachten. Ein Unterschied besteht hier nur insofern, als der Kaiser kraft des Rechtes der Staatsgewalt, das ihm für die Kolonieen zur Ausübung übertragen ist, bezüglich der Gesetze, die für die Kolonieen gelten sollen, das Sanktionsrecht und damit das Recht des Veto hat, das er für die ordentlichen Reichsgesetze nicht hat.

4. Der Reichskanzler. Als selbstverständlich ohne gesetzlichen Ausdruck mochte man es auch betrachten, daß der Reichskanzler namens des Kaisers die oberste Kolonialverwaltung führt; denn der Reichskanzler ist überall die ausführende Hand des Kaisers in Reichsangelegenheiten.

5. Das Auswärtige Amt und die Kolonial-Abteilung. Aber daß die Kolonieen dem Auswärtigen Amt unterstellt wurden, ist schon nicht mehr selbstverständlich. Das mochte in den ersten Anfängen als der Natur der Sache entsprechend angesehen werden; heute ist es dies nicht mehr. Die innere Gestaltung und Entwickelung der Kolonieen steht mit den auswärtigen Angelegenheiten in wenig Beziehung; die inneren Angelegenheiten der Kolonieen sind keine auswärtigen Angelegenheiten; lediglich die Abgrenzung der Kolonieen ist auswärtige Angelegenheit. Ganz besonders führt die Anlehnung des Kolonialwesens an das Konsularwesen nur zu Verwirrung, grundsätzlich und im einzelnen, denn die Kolonieen sind Inland und die Konsularbezirke sind Ausland; dies wird noch näher zu beleuchten sein.

Demgemäß haben alle großen Kolonialmächte ihre besonderen Kolonialministerien, und auch bei uns wird hoffentlich die Entwickelung bald dahin führen. Zur Zeit haben wir wenigstens eine besondere Kolonial-Abteilung, aber immer noch im Rahmen des Auswärtigen Amtes (kaiserl. Verordn. vom 12. Dez. 1894, „Kolonialgesetzgeb." S. 134). Diese Halbheit darf wohl als ein Uebergangs-Provisorium für ein wirkliches Kolonial-Amt des Deutschen Reichs betrachtet werden. Die gesetzliche Grundlage des bestehenden Zustandes bildet nur das Staathaushaltsgesetz.

6. Der Kolonialrat. Der Kolonial-Abteilung zur Seite steht als lediglich beratendes Kollegium ein Beirat von Sachverständigen der verschiedenen Zweige des Kolonialwesens, der Kolonialrat, errichtet durch kaiserl. Verordn. v. 10. Okt. 1890 („Kolonialgesetzgeb." S. 135 ff.); sowohl die wirtschaftlichen als die wissenschaftlichen Interessen sind in diesem Beirat vertreten, der insbesondere verdienten Forschungsreisenden die Möglichkeit giebt, ihre an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen im Dienste des Reiches wie der Kolonieen selbst zu verwerten.

V. Die Einrichtung der Kolonieen.

Unter der so organisierten Zentralverwaltung der Kolonieen, die ihren Sitz selbstverständlich in Berlin hat, steht sodann die Verwaltung der einzelnen Kolonieen. Eine grundsätzliche Ausnahme hiervon macht zur Zeit noch die chinesische Kolonie Kiautschou, welche angesichts der unsicheren Staatszustände des himmlischen Reiches vorerst noch der rein militärischen Leitung des Reichs-Marineamtes untersteht. Selbstverständlich ist dies nur als Uebergangszustand zu betrachten; weiterhin wird jedenfalls auch Kiautschou der ordentlichen Zentralverwaltung der Kolonieen unterstellt werden.

1. Schutzgebietsgesetz und Konsulargerichtsgesetz. Die Grundzüge der Kolonialverwaltung wurden zuerst geregelt in dem 1886 erlassenen und inzwischen zweimal revidierten sog. Schutzgebietsgesetz, das aber auch in seiner jetzigen Fassung nicht als dauernde Grundlage des deutschen Kolonialwesens betrachtet werden kann.

Das Gesetz steht auf zwei Grundgedanken, deren einer richtig, deren zweiter unrichtig und auf die Dauer unhaltbar ist. Der erste ist die Uebertragung der Staatsgewalt auf den Kaiser. In noch viel unbedingterer Weise ist dies Prinzip dem neuen belgischen Kolonial-Gesetz-Entwurf, der sich nur auf den Kongo-Staat bezieht, für den König von Belgien zu Grunde gelegt. Jedenfalls ist eine doktrinäre Uebertragung der konstitutionellen Prinzipien auf die unfertigen Staatszustände der Kolonieen unmöglich, und es muß der Zeit und der Entwickelung überlassen bleiben, inwieweit und in welcher Form späterhin konstitutionelle Einrichtungen etwa in den Kolonieen geschaffen bezw. diese in die konstitutionellen Einrichtungen des Reiches eingefügt werden können.

Der zweite, meines Erachtens unhaltbare Grundgedanke unsres Schutzgebietsgesetzes ist die Anlehnung an das Konsularwesen und die Konsulargerichtsbarkeit.

Von Jahrhunderten her besteht für die abendländischen Staaten in der Türkei ein höchst eigentümliches und anormales Rechtsverhältnis. Seit der Schrecken vor „dem Türken" an den Mauern Wiens sich gebrochen hatte, erzwangen die abendländischen Staaten von der Türkei in Form der sog. Kapitulationen die Anerkennung einer selbständigen Zivil- und Strafgerichtsbarkeit

über ihre Staatsangehörigen durch ihre Konsuln nach ihrem eigenen Recht; diese Gerichtsbarkeit lief aus in eine höchste Instanz in der Heimat, im Mutterlande. Selbstverständlich hatte diese im fremden Lande und Staat geübte Gerichtsbarkeit einen personalen Charakter: sie bezog sich nur auf die eigenen Staatsangehörigen des Konsuls und auf eine weitere, unter der Bezeichnung „Schutzgenossen" zusammengefaßte Personenkategorie. Und selbstverständlich konnte diese fremde Gerichtsbarkeit in einem Staate nur als ganz singuläre Ausnahme erscheinen.

In dieses für Frankreich, England, Oesterreich, Rußland bereits vorlängst hergestellte Rechtsverhältnis trat durch Staatsvertrag vom 22. März 1761 auch das zur Großmacht herangewachsene Preußen ein und an seine Stelle heute unser Deutsches Reich. Weiterhin brachte man dies System sehr zweckmäßigerweise in Anwendung, um auch in den orientalischen Staaten: Persien, China, Japan, Siam, Korea einen sicheren Rechtsschutz für die Angehörigen der zivilisierten Staaten zu gewinnen. Aufstrebende Staaten freilich werden immer bestrebt sein, sich so bald als möglich von dieser schwer drückenden Fessel einer fremden Gerichtsbarkeit im eigenen Lande frei zu machen. So hat Egypten in seiner Reformära in den 70er Jahren eine sehr bedeutende Einschränkung, Japan mit Beginn des neuen Jahrhunderts eine vollständige Beseitigung der Konsulargerichtsbarkeit erreicht; in Bosnien-Herzegowina wurde österreichische, in Tunis französische Gerichtsbarkeit aufgerichtet. (Die näheren Angaben in dem Bändchen „Konsulargesetzgebung" der Guttentagschen Gesetzessammlung S. 343.)

Dieses System mochte wohl im Anfange sich als geeignet zur Einrichtung der Rechtspflege in unseren Kolonieen empfehlen. In den Kolonieen wie in den Konsulargerichtsbezirken handelte es sich um Ausübung deutscher Rechtspflege in Ländern von geringer oder völlig mangelnder Kultur. Zudem versperrte man sich anfangs die richtige Rechtsauffassung der Kolonieen sehr stark durch den Gedanken, daß diese Länder nur „Schutzgebiete" seien, was sehr viel mehr für den Auslandcharakter als für den Inlandcharakter der Kolonieen sprach. So übernahm man das vorhandene und im ganzen ja bewährte System der Konsulargerichtsbarkeit als Grundlage der Rechtspflege für die Kolonieen. Daß dies geschah, ist erklärlich. Aber daß man daran bis heute festgehalten hat, ist doch nur schwer verständlich. Sehr bald entwickelte sich die Schutzgewalt in den Kolonieen zur vollen souveränen Staatsgewalt, deren Machtbereich sich auf Land und Leute in vollem Umfang erstreckte; den inländischen Gewalten, insbesondere den Häuptlingen, wurde deutlich genug, wenn nötig mit den Waffen, zum Bewußtsein gebracht, daß sie der deutschen Staatsgewalt unterworfen seien und daß sie, was sie etwa an Rechten noch auszuüben hätten, wenn auch vielleicht scheinbar vertragsmäßig vorbehalten, in Wahrheit von der Staatsgewalt des Deutschen Reiches übertragen erhalten hätten. Mit einem Wort: die Schutzgebiete wurden deutsches Staatsgebiet.

Damit waren die Grundgedanken der Konsulargerichtsbarkeit für die Kolonieen dahingefallen, ja ihre Festhaltung zur grundsätzlichen Unmöglichkeit geworden: die Rechtspflege in den Kolonieen war deutsche Gerichtsbarkeit im deutschen Staat, im Inland, geworden, die Rechtspflege in den Konsulargerichtsbezirken ist deutsche Gerichtsbarkeit im fremden Staat, im Ausland; erstere ist lediglich Ausdruck der souveränen deutschen Staatsgewalt, letztere beruht auf einer widerruflichen Zulassung von Seiten eines fremden Staates. Die Konsulargerichtsbarkeit kann sich demgemäß grundsätzlich nur erstrecken auf die eigenen Staatsangehörigen des Konsularrichters im fremden Lande und die diesem angefügten sog. Schutzgenossen (Verordn. d. Reichskanzlers v. 27. Okt. 1900, s. „Konsulargesetzgeb." S. 265 ff.), also einen sehr engen Personenkreis; die Kolonialgerichtsbarkeit dagegen ist ihrer Natur nach territorial, sie umfaßt das Gebiet und alle darauf befindlichen Menschen. Dies territoriale Prinzip kommt auch den Fremden, d. i. den Staatsangehörigen der anderen zivilisierten Staaten, gegenüber zur vollen Geltung: sie stehen unbedingt und ausnahmslos unter der Kolonialgerichtsbarkeit, niemals aber — abgesehen von den sog. Schutzgenossen — unter der deutschen Konsulargerichtsbarkeit. Dagegen scheint an den Eingeborenen der territoriale Grundsatz der Kolonialgerichtsbarkeit in Trümmer zu gehen. Aber es scheint nur so. Thatsächlich werden allerdings die Eingeborenen heute noch vielfach von ihren Stammeshäuptlingen gerichtet, und das wird noch lange so bleiben, denn es ist zweckmäßig. Aber dem Kaiser, dem Träger der deutschen Staatsgewalt in den Kolonieen, ist vorbehalten: 1. die deutsche Gerichtsbarkeit auf die Eingeborenen ganz oder teilweise auszudehnen, 2. eine besondere Eingeborenen-Gerichtsbarkeit einzurichten, 3. den Begriff der Eingeborenen ganz frei zu bestimmen. Damit ist das Rechtsprinzip der Territorialität auch den Eingeborenen gegenüber zu scharfem Ausdruck gebracht, und daraus ergiebt sich auch mit logischer Notwendigkeit, daß die Häuptlings-Gerichtsbarkeit, obwohl die ursprüngliche und zeitlich frühere, doch heute als eine vom Deutschen Reich übertragene juristisch betrachtet werden muß. Der Kaiser hat auch von jenen Rechten umfassenden Gebrauch gemacht: er hat insbesondere die deutsche Strafgerichtsbarkeit in weitem Umfang auf die Eingeborenen ausgedehnt, er hat ferner Rechtsnormen anderer Art, z. B. über Rechtsgeschäfte der Eingeborenen und mit den Eingeborenen erlassen, er hat für Kamerun Eingeborenen-Schiedsgerichte angeordnet, [er hat den Begriff „Eingeborene" abgegrenzt und insbesondere die Japaner grundsätzlich davon ausgenommen.

Das ist der diametrale Gegensatz zum Konsulargerichtsgesetz, und auch in nicht wenigen Einzelpunkten hat dieses Gesetz als auf die Kolonieen unanwendbar sich gezeigt, und es mußte durch ergänzendes und abänderndes Flickwerk nachgeholfen werden. —

2. Personenstand und Eheschließung. Noch in einem anderen hoch-

wichtigen Punkte ist die Uebertragung konsularischer Rechtsgedanken auf unser Kolonialrecht verhängnisvoll geworden: in Bezug auf Personenstand und Eheschließung.

Schon im Jahre 1870 war die Notwendigkeit hervorgetreten, eine besondere konsularische Eheschließungsform einzuführen. Es handelte sich dabei um zwei Gruppen von Ländern, in denen die Deutschen bezüglich der Eheschließung in ernster Verlegenheit waren: einmal diejenigen Länder, in denen das Staatswesen auf völlig anderer religiöser und Kulturgrundlage ruhte — Türkei, Ostasien —, sodann diejenigen Länder, die ausschließlich die Rechtsform des katholischen Kirchenrechtes als bürgerlich giltige Form der Eheschließung haben, in denen demnach die Protestanten nach Landesrecht eine Ehe überhaupt nicht schließen konnten. (Das offizielle „Promemoria" über diese wichtige und interessante Frage s. „Konsulargesetzgeb." S. 265 ff.)

Nach beiden Richtungen brachte das Gesetz vom 4. Mai 1870 Hilfe, indem es den Gedanken der obligatorischen Zivilehe dem Konsularrecht einfügte und den Konsul kraft besonderen Auftrags des Reichskanzlers — ein solcher ist als Rechtsgrundlage für diese konsularische Amtsfunktion immer notwendig — zum Standesbeamten für den Eheschließungsakt machte. Im Anschluß hieran waren Vorschriften über konsularische Führung von Zivilstandsregistern gegeben. Diese Vorschriften schienen eine zweckmäßige Ordnung der Frage auch für die Kolonieen zu enthalten, und so wurde denn jenes Gesetz durch das Schutzgebietsgesetz alsbald in den Kolonieen eingeführt.

Alsbald aber zeigte sich auch, daß auch dieses auf der konsularischen Grundlage beruhende Gesetz gerade im grundsätzlichsten Punkte einer Aenderung bedürfe, um in unseren Kolonieen anwendbar zu sein. Während nämlich das Gesetz in den Konsularbezirken nur Anwendung finden sollte und konnte für Deutsche und Schutzgenossen und auch diesen neben der konsularischen fakultativ landesrechtliche Eheschließung gestattete, wenigstens insoweit diese auf christlich-monogamischer Grundlage beruhte, wie vor allem die Eheschließungsform des katholischen Kirchenrechtes für Katholiken, mußte beides für die Kolonieen als ausgeschlossen betrachtet und die durch das Gesetz geordnete Eheschließungsform als obligatorisch im Sinne des Territorialprinzips angesehen werden, also als obligatorisch nicht allein für Deutsche und Schutzgenossen, sondern für alle Angehörigen zivilisierter Staaten im Kolonialgebiet. In dieser Weise ist auch das Gesetz jetzt allenthalben zur Durchführung gelangt. Ob es auch auf Eingeborene ausgedehnt worden ist — was bei den zum Christentum bekehrten Eingeborenen nicht nur keinem Bedenken unterliegt, sondern notwendig ist, — vermag ich aus dem mir zugänglichen Material nicht festzustellen; daß dies durch kaiserliche Verordnung geschehen kann, sagt das Schutzgebietsgesetz ausdrücklich.

3. Die Kolonialgerichtsbarkeit. Der Aufbau der Kolonialgerichtsbarkeit auf der konsularrechtlichen Grundlage mit der oben bezeichneten grund-

sätzlichen Erweiterung im Sinne des Territorialprinzips ist demnach in Kürze folgender: als unterste Instanz, entsprechend unserem Amtsgericht, ein kolonialer Einzelrichter unter verschiedener Bezeichnung: Kanzler, Richter; als obere Instanz ein kollegiales Kolonialgericht, das Kaiserliche Bezirksgericht, im allgemeinen entsprechend unseren Landgerichten. Die oberste Instanz wäre das Reichsgericht in Leipzig; doch hat sich sehr bald die dringende Notwendigkeit ergeben, wohl hauptsächlich wegen der darin liegenden Verzögerung der Rechtsprechung und der bedeutenden Kosten, eine oberste Rechtsinstanz in den einzelnen Kolonieen selbst zu schaffen, und dies ist jetzt durch kaiserliche Verordnung vom 9. November 1900 § 8 („Kolonialgesetzgeb." S. XXIII) für sämtliche Kolonieen erreicht. Die Kolonialgerichtsbarkeit gelangt demnach in vollem Umfange ausschließlich in den Kolonieen selbst zur Ausübung, da auch die Schwurgerichtssachen, die aus den Konsulargerichtsbezirken ins deutsche Inland abgegeben werden müssen, in den Kolonieen selbst abgeurteilt werden. Vor das Reichsgericht kommen somit aus den Kolonieen nur mehr diejenigen Sachen, welche in erster und letzter Instanz vors Reichsgericht gehören, nämlich Hoch- und Landesverrat gegen Kaiser und Reich.

Auf die Eingeborenen bezieht sich diese Gerichtsbarkeit nur, soweit eine Ausdehnung auf sie ausdrücklich durch den Kaiser erfolgt ist; für Ostafrika, Kamerun, Togo ist die Strafgerichtsbarkeit über die Eingeborenen teilweise auf die deutschen Gerichte übertragen; außerdem sind für Kamerun durch Gouvernements-Verordnungen besondere Eingeborenen-Schiedsgerichte geschaffen worden. —

VI. Das Kolonialvolk.

Das Kolonialvolk, über welches unsere deutsche Staatsgewalt in den Kolonieen herrscht, besteht also 1. aus deutschen Staatsangehörigen im Sinne der Reichsverfassung, 2. aus fremden Staatsangehörigen im Sinne des Völkerrechts, 3. aus Eingeborenen. Auch in dieser Beziehung aber hat die Gesetzgebung sich genötigt gesehen zum Erlaß einer Vorschrift, die, überaus wichtig für die Kolonieen, zugleich einen tiefen und interessanten Einschnitt in unser allgemeines Reichsstaatsrecht enthält.

Die Feststellung der deutschen Staatsangehörigkeit ergiebt sich in den Kolonieen wie überhaupt rechtlich aus dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit, hinsichtlich des Verlustes mit der oben angeführten deklaratorischen Ergänzung über zehnjährigen Aufenthalt im Auslande. Die Eingeborenen aber sind nicht Staatsangehörige im Sinne dieses Gesetzes, sondern lediglich Unterthanen der Reichsgewalt im allgemeinsten Sinne. Um Reichsangehörige im Sinne des Gesetzes zu werden, müssen sie die Reichsangehörigkeit erst erwerben und zwar durch den Rechtsakt der Naturalisation, also ganz ebenso wie Fremde. In diesem Punkte ist also den Eingeborenen gegen-

über aus Gründen, die in den thatsächlichen Verhältnissen lagen, der Auslands-Gedanke für die Kolonieen festgehalten worden. Immerhin aber wurde den Eingeborenen in den Kolonieen die rechtliche Möglichkeit eröffnet, unter denselben Voraussetzungen und in derselben Rechtsform wie Ausländer die deutsche Staatsangehörigkeit im vollen rechtlichen Sinne zu erwerben; in der unbedingten Freiheit des Staates, ein Naturalisationsgesuch zu gewähren oder zu versagen, war immer die Möglichkeit gewahrt zu erwägen, ob der Kulturgrad im einzelnen Falle den Eingeborenen befähige, nicht allein deutscher Unterthan, sondern auch deutscher Staatsangehöriger in jenem höheren Sinne der Rechte und Pflichten zu sein, wie ihn das Gesetz voraussetzt.

Hier aber ergab sich eine interessante Schwierigkeit durch den staatsrechtlichen Aufbau unseres Staatsangehörigkeits-Gesetzes. Dieses kennt nämlich die Reichsangehörigkeit nur als Rechtsfolge der Staatsangehörigkeit eines Einzelstaates, und auch die Naturalisation von Fremden muß in der Weise erfolgen, daß sie durch einen Einzelstaat erteilt wird. Für Elsaß-Lothringen schon war dies einfach unmöglich, da das Reichsland kein Einzelstaat ist; hier aber hat man das Gesetz unter Festhaltung des Prinzips eingerenkt. Für die Kolonieen aber hat man erfreulicherweise das Prinzip aufgegeben: die Naturalisation, sowohl von Fremden als von Eingeborenen, erfolgt in den Kolonieen durch den Reichskanzler, und wir haben also hier eine reine deutsche Reichsangehörigkeit ohne die Voraussetzung und Grundlage eines Einzelstaates; wer in den Kolonieen naturalisiert wird, braucht keinem der 26 deutschen Vaterländer anzugehören, sondern ist nur Deutscher.

In diesem Zusammenhange mag auch die Ordnung des Grundeigentums in den Kolonieen durch die deutsche Gesetzgebung und Verwaltung erwähnt werden. Daß es sich hier um eine außerordentlich schwierige Frage handelte und handelt, liegt auf der Hand. Einerseits mußten selbstverständlich die Besitzverhältnisse der Eingeborenen in weitem Umfange anerkannt und geschont werden. Andererseits bedurfte es einer rechtlichen Ordnung der neuen Besitzverhältnisse nach zwei Richtungen, einmal bezüglich der bereits vorhandenen Handelsniederlassungen und ihres Grundeigentums, sodann bezüglich des noch freien Grund und Bodens.

Die deutsche Verwaltung hat allenthalben dies Problem mit Energie in Angriff genommen und in mehr oder minder weitem Umfange einer Lösung zugeführt. Zu diesem Zwecke wurden nach dem Vorbild der heimischen Gesetzgebung des Reiches Grundbücher eingerichtet, durch Aufgebote die bestehenden Rechtsansprüche festgestellt, die materiellen Vorschriften über den Neu-Erwerb von Grundeigentum erlassen, ferner, wo es nützlich erschien, besondere Eingeborenen-Reservate an Grund und Boden geschaffen, so in Südwestafrika, endlich das noch freie Land in seinem ganzen weiten Umfang grundsätzlich für „Kronland“ erklärt, das nur vom Staat zu Privateigentum vergeben werden kann, aus-

genommen auf den Marschall-Inseln, wo die Jaluit-Gesellschaft ein unbegrenztes Occupationsrecht hat (vgl. „Kolonialgesetzgebung" S. 433 ff.).

Zahlreiche hochinteressante Rechtsvorschriften beziehen sich auf diese Fragen, die freilich noch in weitem Umfange ihrer Lösung in der Zukunft harren.

VII. Die Schutztruppen.

Selbstverständlich bedurfte die Besitznahme und Behauptung der Kolonieen eines nicht unbeträchtlichen militärischen Aufgebots, und daraus entwickelten sich die Anfänge fester militärischer Einrichtungen. Eine Kolonialarmee, auch nur bescheidenen Umfangs, haben wir noch nicht; was wir haben, ist unzusammenhängendes und unfertiges Stückwerk. Als gelegentlich des Ausbruchs der chinesischen Wirren die Frage der Errichtung einer Kolonialarmee aufgeworfen wurde, hetzte die Presse das Schlagwort alsbald zu Tode, und nunmehr ists wieder still davon geworden. Aber wir werden der Frage doch wieder näher treten müssen, und dann wird sie hoffentlich in der Oeffentlichkeit nicht wieder so unvernünftig behandelt werden.

Die Anfänge militärischer Einrichtungen in den Kolonieen bestehen in den Korps von Schutztruppen, die kraft Gesetzes vom 18. Juli 1896 („Kol.-Ges." S. 173 ff.), allerdings vorerst nur für die afrikanischen Schutzgebiete, errichtet wurden; dazu sind neuerdings noch in einigen Kolonieen (Südwestafrika, Ostafrika) Polizeitruppen getreten. Diese Schutztruppen stehen weder unter sich, noch mit dem deutschen Reichsheer in irgendwelcher organischen Verbindung; sie sind gebildet lediglich aus Freiwilligen, teils ehemaligen Soldaten des Reichsheeres, teils angeworbenen Farbigen. Die Verwendung letzterer im deutschen Militärdienst in Ostafrika, Kamerun und Südwestafrika scheint sich ganz gut bewährt zu haben. In eine eigentümliche Art militärischen Vasallendienstes sind die Rehobother Bastards in Südwestafrika zur deutschen Staatsgewalt getreten, auf Grund eines Vertrages vom 26. Juli 1895 („Kolonialgesetzgebung" S. 231) mit deren Häuptling, kraft dessen einerseits alljährlich eine Anzahl von Bastards in die südwestafrikanische Schutztruppe eingestellt werden, andrerseits der Häuptling ein deutsches Gehalt bezieht.

Ueberall aber haben wir nur Anfänge, die speziell in Ost- und Südwestafrika wertvolle Dienste für Herstellung der Ordnung und Niederwerfung von Eingeborenen-Revolten gebildet haben, die aber zu größeren militärischen Aktionen ganz unzureichend wären.

Den Oberbefehl über diese Schutztruppen führt selbstverständlich der Kaiser als einen Bestandteil nicht seines Oberbefehls über das deutsche Reichsheer, sondern der ihm für die Kolonieen zur Ausübung übertragenen Schutz-, d. i.

Staatsgewalt. Von der Verwaltung des Reichsheeres ist die Verwaltung der Kolonialtruppen völlig getrennt; die Truppenteile in unserer chinesischen Kolonie Kiautschou stehen unter der Marine-Verwaltung, dem Reichs-Marine-Amt; dies ist ein Stück des oben für diese Kolonie gekennzeichneten Provisoriums. Im übrigen ist die Verwaltung der Kolonialtruppen der Kolonial-Abteilung eingefügt; an ihrer Spitze steht also der Reichskanzler bezw. der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes bezw. der Kolonialdirektor, also eine Art Zivilkriegsministerium, das zu unseren sonstigen militärischen Einrichtungen gar nicht paßt. Natürlich sind dem Kolonialdirektor zur Bearbeitung der Militärsachen der Kolonieen Offiziere beigegeben. Persönliche Angelegenheiten, die der Kaiser zu entscheiden hat, werden im Militärkabinett des Kaisers bearbeitet. Im übrigen ist die äußere Einrichtung der Kolonialtruppen möglichst nach dem großen Muster des Reichsheeres durchgeführt worden; es geschah dies durch Spezialgesetze und kaiserliche Verordnungen; für Gerichtsbarkeit und Disziplin insonderheit übernahm man ganz das gemeine Reichsrecht, und die strenge Wahrung der besonderen Militär-Strafgerichtsbarkeit war von Anfang und blieb bis heute unbedingt festgehaltenes Prinzip (s. bes. kaiserl. Verordn. v. 26. Juli 1896, „Kol.-Ges." S. 194 ff.). Die neue deutsche Militärstrafgerichtsordnung wurde für die Schutztruppen durch kaiserl. Verordn. vom 18. Juli 1900 in Kraft gesetzt.

Für die wichtige Frage des organischen Zusammenhanges unseres — sit venia verbo — Kolonialheeres mit dem deutschen Reichsheer ist neuerdings ein hochwichtiger Schritt geschehen. Das Schutztruppen-Gesetz hat nämlich grundsätzlich gestattet, daß ein in den Kolonieen wohnhafter Deutscher seine „aktive Dienstpflicht" in den Kolonialtruppen erfüllen kann, und die nähere Durchführung dieses Grundsatzes — „in welchen Schutzgebieten und unter welchen Voraussetzungen" — ist dem Kaiser auf dem Verordnungswege überlassen. Das wird ja zunächst keine sehr erhebliche praktische Bedeutung haben, und eine Ausführung des Grundsatzes ist auch bis jetzt nur für Südwestafrika erfolgt („Kol.-Ges." S. 221 ff.); aber es bedarf keiner weiteren Ausführung, von wie großer grundsätzlicher Wichtigkeit jene Vorschrift ist. Junge deutsche Kaufleute, Handwerker, Beamte brauchen also zur Erfüllung ihrer militärischen Bürgerpflichten nicht ins Mutterland zurückzukehren, sondern können alle Stadien der militärischen Dienstpflicht — und daraus muß notwendig gefolgert werden: also auch einen Teil derselben, z. B. die Reservedienstpflicht — draußen in den Kolonieen erledigen. Auch können gemäß ausdrücklicher Gesetzesvorschrift Personen des Beurlaubtenstandes, die sich in den Kolonieen dauernd aufhalten, in Fällen von Gefahr durch den Kaiser zu notwendigen Verstärkungen der Schutztruppen herangezogen werden.

Eine besonders interessante Folgerung aus dem Grundsatz ist der, daß der Kaiser angeordnet hat, daß auch der Einjährig-Freiwilligen-Dienst in der südwest-

afrikanischen Schutztruppe abgeleistet werden kann. (V. v. 30. März 1897 und 25. Mai 1898, „Kol.-Ges." S. 222 ff.)

Die Entwickelung der Dinge wird mit Notwendigkeit dahin führen, daß die Kolonialtrupppen unter sich und mit dem Reichsheer organisch verbunden werden; es wird nicht allzuschwer sein, die erforderliche Einheit der Organisation mit der erforderlichen Selbständigkeit der einzelnen Abteilungen, zu der schon die territorialen Gesichtspunkte zwingen, in den richtigen Einklang zu setzen. Schablone und Schema sind nirgends weniger angebracht als in den Kolonieen.

(Fortsetzung folgt.

Spiegelbild.

Auf der Bahnfahrt.

Du siehst mich aus dem Spiegel an, mein Leben,
Mit meinen Augen tragst du mich,
Mit meinen Augen trag ich dich:
Wer bist du? Und wer hat dich mir gegeben?

Bist du ein Höheres? Das sich erneut?
Bist du das Spiel nur bunt gemischter Kräfte,
Die Liebesglut chemisch vereinter Säfte,
Die gestern sich vermählten, scheiden heut?

Bist du die schönste Blüte der Natur,
'ne Welt von Wundern drin? Ein herrlich Gleichnis
Der Gottesfurcht? ein heiliges Ereignis,
Nur auch dem Tod geweiht? — Ein trostlos „Nur"! —

Es dunkelt. Bleicher Abendschein. Es glüht
Aus deinen, meinen Augen eine Geisterflamme.
Was willst du? Zürnst du, daß ich so verdamme?
Wer bist du? Mehr als ich? Und doch aus mir entsprüht?

Wo wohntest du in mir? Was willst du sagen?
Es spricht ein fremder Blick aus meinem Blick.
Was spricht er? „Trage dein Geschick
Und rätsle nicht?" — Nun wohl, ich will es tragen.

Adolf Wilbrandt.

Unrast.

Von

Hans Schliepmann.

Im Hochsommer wars, auf Rügen, unweit Stubbenkammer. Unendliches Blau über mir; um mich warme, beseeligende Waldluft; und darunter flimmerte silbern, weit, weit, die ruhige See. Ich lag im Grase; ein feines Knistern daraus sprach von dem endlosen verborgenen Leben der Kleinwelt zwischen den Halmen, und das große Leben, die Unendlichkeit rauschte in rhythmischem Wellenschlag vom Strande drunten, im Windeswehen und Baumgeflüster von droben auf mich ein. Große, selige, ausweitende, schwichtigende Ruhe! Heiliges Glücksgefühl des Lebens! —

„Auf, wir müssen weiter," rief mein Weggenoß. — „Warum? Blick' um Dich: kann's schöner sein?" —

„Wir müssen fort! Noch achtzehn Minuten bis Stubbenkammer-Wirtshaus; fünfzehn Minuten Rast und Imbiß; fünfundzwanzig Minuten brauchen wir bis Lohm hin . . . . ." —

„Und wenn ich nicht hinkomme: bin ich unglücklicher? Dies schöpf' ich aus, hier leb' ich dreimal mein Leben und verlängere es darum so, daß ich für Lohme schon auch noch 'mal Zeit finde!" —

„Quatsch! — Alle fünf Minuten ins Gras fallen und Aussicht feinschmecken! Wir wollen doch was sehen. Dazu reisen wir doch!" — „Und was siehst Du? — O Mensch, Du siehst ja nicht einmal das größte Wunder der Neuzeit: einen selig und voll genießenden, ruhvollen Menschen, der Dir vor Augen liegt! Was wirst Du da sonst noch wahrhaft sehen von aller namenlosen Schönheit meiner nordischen Insel der Seligen!"

„Na also, Du bleibst liegen?"

„Grüße mir Lohme, grüße mir Weib und Kind. Ich bleibe liegen, wunschlos, beglückt!" — — Dahin zog der Rastlose, die Speisenfolge seiner Genüsse „abzumachen", im Schweiße seines Angesichtes — einer unter Millionen gleicher Thoren! Ich aber — sann dem Glücke nach.

Doch wie: war nicht er im Rechte? Ich der Mann der altdeutschen Thatlosigkeit, er der Weltbezwinger; ich die phäakische, er die faustische Natur, die vor heiligem Sehnen und Streben niemals zum Augenblicke sagt: verweile doch, Du bist so schön? Hat nicht das rastlose Vorwärtsdrängen unseren nationalen Aufstieg recht eigentlich hervorgerufen und ermöglicht?

Ach, es iſt nicht daran zu zweifeln, daß ſich bei der guten Menſchheit Phraſenſucht und -flucht und ihrem Mangel an Unterſchiedmachen alles das, was ich Unraſt nenne, als fauſtiſcher Drang aufſpielen wird. Jeder begehrliche Bube, deſſen kindiſch-unartiges „Habenhaben“ ohne väterliche Zügelung zu brutalem Machthunger ausgewachſen iſt, jedes Streberchen mit leichtem Hirn, aber Hornhaut auf den Ellenbogen hält ſeinen Mangel an Selbſtzucht für fauſtiſches Streben oder Bismarckſches Herrentum; natürlich! Begriffefälſchung iſt ja ein Hauptlaſter des geſelligen Menſchen!

Aber auf deren Art hätten wir heuer ſo viele Fauſte, daß es ſich wirklich nicht mehr lohnte, noch einen tragiſch zu nehmen. — Tragiſch ſind dieſe auch ſicher nicht; wohl aber — traurig! Denn ſie ſind die Typen einer unſerer vielen Zeitkrankheiten, vielleicht der zerſtörendſten: der Unraſt. Das iſt nicht etwa Raſtloſigkeit. Die wäre ſchon eher fauſtiſch. Denn was iſt's denn, das uns groß erſcheint an dieſem raſtlos Begehrenden? Daß er alles ausgeſchöpft hat, „mit ſaurem Fleiß“, daß er „durchaus ſtudiert“ hat der Welt Höhen und Tiefen, ſoweit er vordringen konnte. An den Grenzen rüttelte er, die der Erweiterung ſeines Ichs ins All hinein entgegenſtanden. Ein höchſtes Ziel alſo, zu dem ein raſtloſes Streben drängte, vergeblich freilich infolge unſerer menſchlichen Begrenztheit. Unſere wichtigthuenden Zeitgenoſſen aber: ſie betaſten nur das Alltagsleben, umſurren es wie der Brummer den Käſe: hier zwei Schlückchen mit dem Rüſſel, ſurr, dort zweimal pink pink, ſurr . . . ziellos in wilden Bögen, in wilder Gier, an allen möglichen zufälligen Stellen, aber nur an der Oberfläche!

Eine innere Unruhe, ein Drängen ohne Ziel iſt es, das dieſe Unraſt erzeugt; im letzten Grunde überreizte und zugleich ohnmächtige Ichſucht. Ein Drang, ſich auszubreiten, das bißchen Leben zu faſſen mit tauſend klammernden Organen und dazu die Unfähigkeit, des Lebens Reize wahrhaft zu ſpiegeln, d. h. ſie tief empfindend auch tief zu genießen.

Die nervöſe Hatz, die faſt alle Mitlebenden ergriffen, was ſagt ſie viel Anderes, als daß wir eigentliche Lebenswerte nicht mehr kennen oder nicht zu erkennen vermögen? Daß wir die Selbſtbeſinnung in dem allgemeinen Veitstanz um das goldene Kalb verloren haben? — Und wollte man einen dieſer „Unraſtigen“ fragen: Was eilen Sie, lieber Mann, wonach jagen Sie? Sind Sie denn nun glücklich in dieſer Hatz? — Er würde atemlos antworten: Glücklich? Dazu hab' ich keine Zeit! — Er hält's noch für Pflicht, mitzumachen, erſt die Jagd, den Groſchen zu erjagen, dann die Hatz, ihn nobel wieder los zu werden, erſt die Stellung im Leben zu erklettern, dann ſie zu behaupten und auf möglichſt viele Rücken den Fuß zu ſetzen! „Man muß das doch!“ Die Anderen thun's ja auch, und der Herdeninſtinkt oder die Maſſenſuggeſtion, wie man's nun geſchmackvoll nennen will, drängt gebieteriſch zur Nachahmung. — Warum? „Man muß das!“ Wer wird denn nicht Auſtern eſſen, und wenn ihm dabei übel

würde? Die Anderen ſind doch entzückt, wie ſollte man ſo ungebildet und proletariſchen Geſchmacks ſein, ſie nicht zu goutieren? Die Frage nach den eigentlichen Lebensgütern legt man ſich aber keineswegs vor. Wie man als Kind naiv gelernt hat, was den Gaumen kitzelt, ſo probiert man, wie's eben geht, auch die anderen Genüſſe des Lebens durch, merkt, daß ſie meiſtens viel Geld koſten, daß man alſo brav Geld verdienen muß, findet auch darin einen Genuß und dilettiert ſo weiter, bis Nervenerſchöpfung und Blaſiertheit den Strich unter die Rechnung machen, die eine einzige große Null ergiebt. Und das alles war ſo herzlich mühſam, ſo gar nicht ausfüllend! Ein ewiges Herumkoſten, ein ewiges, uneingeſtandenes Harren und Hoffen: Nun wird's doch bald kommen, das eigentliche Glück! Das macht ſo unfroh, ſo zappelig, ſo abgehetzt — „'s iſt eine Thränenwelt", verſichert man ſich gegenſeitig über Wänſtlein und Sektglas hinweg.

Dilettanten des Genießens, hilfloſe, gedankenloſe Empiriker, die nur in Unraſt nachahmen, ſtatt ſich einen Augenblick auf ſich ſelbſt und ihre eigentlichen Genußbedürfniſſe zu beſinnen! Denn wollen wir etwa den Genuß als Asketen verdammen? Nein, ſicherlich nicht. Genießt doch ſelbſt der Asket, und zwar ziemlich pervers und raffiniert: das ſelbſtvergötternde Gefühl, durch eigene Weisheit ſo hoch über allen Dingen und Weſen dieſer Welt zu ſtehen. Genießen iſt nichts Anderes, als erhöhtes Gefühl ſeiner ſelbſt zu erlangen; und ſich ſelbſt zu empfinden iſt die fundamentalſte ſeeliſche Thätigkeit. Selbſt der Hund, der ein Paket tragen darf, empfindet bereits dieſe Steigerung des Ichgefühls als freudigen Stolz, über dem er vielleicht ſogar den wohlriechendſten Biſſen, der ja nur einen ſeiner Sinne reizt, unbeachtet läßt. Das Sichſelbſtfühlen iſt aber überall die Hauptſache. Selbſt da, wo wir in höchſter Empfindung ganz untergehen, uns ſelbſt verlieren, verlieren wir doch nur die Ueberlegung, das Abwägen, aber nicht das Gefühl unſeres Ich. Dies iſt eben Empfindung viel mehr noch als Vernunft. Darum das Beiſpiel vom Hunde.

Der Genußdilettant aber ſucht Selbſtvergeſſen, weil ihm das Leben (unter uns geſagt aber: er ſich ſelbſt) höchſt langweilig iſt. Was ſoll er mit dem Gefühl ſeines verflatterten, zerfaſerten Ich? Er hat es längſt verſtauben laſſen, und ſo verſtaubte Dinge beſieht man nicht gern bei Licht. Alſo „Zerſtreuung"! Statt Sammlung aller Fähigkeiten zum Genießen, zum Ausſchöpfen der Freude, Zerſtreuung der Gedanken.

Aber ach, die ans Irrlichtelieren gewöhnten Gedanken hüpfen auch während der Zerſtreuung noch hin und her und fragen: Wann iſt das aus? Was giebt es dann? Iſt das dann vielleicht noch Beſſeres? Werd' ich's mir leiſten können? — Und ſo war's mit dem Genuß wieder nichts Rechtes! Das Aergſte aber iſt, daß die „Zerſtreuungen", bei denen man ſich verlieren will, alſo Fremde braucht, natürlich auch Geld koſten. Daraus bildet ſich die ſchädlichſte Zwickmühle: mehr Zwang zum Verdienen, alſo mehr Abſpannung, alſo mehr Zer-

ſtreuungsbedürfnis, alſo mehr Koſten, alſo noch mehr Verdienſthatz u. ſ. f. ohne Ruhe und Raſt, in einem ewigen Fieber, in wachſender Zerfaſerung und „Nervoſität".

Nervoſität, die eigentliche Krankheit der Unraſt: was iſt ſie in faſt allen Fällen anderes als ein Mangel an Selbſtzucht, eine Verlotterung unſerer Nerven, die wir überſpannen, um zu vergeſſen und zu genießen, und nicht mehr einzuſpannen vermögen; eine Erkrankung des Willens, den wir allzu oft eingeſchläfert haben und dann wieder zügellos ließen? Kein Zweifel, daß es eine wirkliche Erkrankung iſt. Aber auch kein Zweifel, daß dieſe faſt immer verſchuldet iſt, daß ſie in den erſten Stadien durch ernſtliche Zucht — ja, ich perſönlich ſtehe nicht an zu ſagen, durch eine gelegentliche wohlverdiente Ohrfeige — zu heilen iſt. Ich will auch den um unſer Volkstum ſorgenden, lebendig fühlenden deutſchen Mann noch erſt ſehen, dem es nicht in den Fingern zuckte, wenn er auf den öffentlichen Spielplätzen der Jugend von Berlin W. oder in den Modebädern mit anſieht, wie dieſe Nervoſität geradezu mit aller Gewalt an unſeren „modernen" Kindern heranerzogen wird! Aufgeputzt mit der Auffälligkeit von Rennplatzdämchen, ſtrotzend bereits von Geſellſchaftsphraſen, überſättigt von Spielzeug und Naſchwerk, mit aufgeſchnappten fertigen Urteilen und blaſiertem Geſchmack: was kann für dieſe armen Opfer elterlicher Hohlköpfigkeit, Affenliebe und Gemütsverlotterung herauskommen als die Potenzierung dieſer Eigenſchaften und ein Zuſammenbruch des überſpannten Nervenſyſtems nach wenigen Jahren der künſtlichen Aufpeitſchung und der Unraſt?

Wie konnte unſer deutſcher Geiſt mit ſeiner ſchönen Eindringlichkeit, ſeinem Behagen und liebevollen Verweilen beim Kleinen und Kleinſten, ſeiner Genügſamkeit und doch wieder Ausdehnungsfähigkeit bis zum herrlichſten Weltbilde ſo entarten?

Ach, es iſt ja gar kein rein deutſcher Geiſt mehr! Das Raſſengemengſel der Großſtadt hat ihn erzeugt, die Großſtadt ſelbſt mit ihrer Abkehr von allen Beziehungen zur Natur, ihrem Hochdruck in Erwerb und Dienſtbarmachung. Es iſt jener tiefeingedrungene fremde Geiſt, der, klug und lebhaft und ſchnell beeindruckt und vom Trieb nach Selbſtdarſtellung und Aeußerung beherrſcht, doch des inneren Schwergewichts, der ſeeliſchen Vertiefung zu ſehr entbehrt, um ſich ſelbſt genug zu ſein und dadurch eine große Individualität herauszubilden. Er braucht die anderen, er thut im letzten Grunde alles, um groß vor den anderen zu ſein, denn er fühlt ſich erſt durch den Vergleich.

Fehlt ein ſtabiles Gleichgewicht des Selbſtgefühls, greift ein labiles Platz, das durch jede „unangenehme" Berührung von außen umgeworfen wird; fehlt ein befriedigendes Ziel, ſo entarten die einen zum Stumpfſinn, die anderen zu nervöſer Ueberreizung. Beides iſt aber gleich verderblich, und nur das Ziel giebt den Halt, der — Idealismus. Der iſt's, der Unraſt nicht aufkommen läßt!

Wollte man dem Volke aber etwa Schillerſchen Idealismus predigen, es bliebe ſo taub, wie es den Mahnungen der Kirche gegenüber thatſächlich bleibt. Zu lehren iſt Religioſität — Idealismus iſt nichts anderes — eben nicht. Sie wächſt, wächſt aus der Ruhe der Seele und dem Aufblick aus der Enge des Ichs, zu dem namentlich die großſtädtiſche Unraſt eben „keine Zeit“ hat. Sie bleibt Angſtprodukt, ſo lange ſie nur aus der Not und Hilfloſigkeit entſteht, und wird erſt ſeelenfüllend, wenn ſie aus höchſter Freude hervorgeht, Ausweitung der Seele ins All wird.

Ich fürchte, daß ſolcher Freude überhaupt immer nur wenige Erleſene fähig ſein werden. Aber die Freude überhaupt erſt einmal wieder bei uns heimiſch zu machen, die kleinere, die zufriedene, den Genuß aus der betäubenden Zerſtreuung zum ruhigen Ausſchöpfen auch der alltäglichen Lebensgüter zu machen: das wenigſtens ließe ſich, wenn auch nicht lehren, d. h. mit Worten, ſo doch erziehen, d. h. mit Beiſpiel und That beibringen. Natur und Einſamkeit müſſen wir als unſere größten Freunde erkennen lernen, in lebhafter, aber durch keine Wettbewerbsgelüſte überſpannter und auf das Ehrgeizgebiet hinübergedrängter Körperbethätigung muß uns die Luſt am Leben, an den Kräften und der Selbſtſtändigkeit des Ichs erwachſen; das Selbſtgefühl muß uns nichts Verwerfliches ſcheinen, dadurch aber auch den Trotz verlieren und den Drang, ſich zu behaupten, Selbſtzufriedenheit nicht Selbſtzufriedenheit werden. Dann wird unſer Inneres ruhevoll; wir verzichten auf tauſend Dinge, die uns nicht zugehören, weil wir erkannt haben, was zu unſerem Weſen gehört. Das ſchöpfen wir ja aus! Wer nicht verzichten kann, kann auch nicht genießen. Wer aber genießt: braucht der noch zu verzichten?

Das iſt kein Quietismus, kein „contenti estote! Begnügt Euch mit eurem Kommißbrote!“ Auch wer die Unraſt abgeworfen hat, wird ſtets ein Sehnender bleiben, er erſt recht. Aber er iſt eben nicht mehr „Dilettant des Genießens“; er verthut ſich nicht in Nichtigkeiten, ſondern ſteht feſt auf Errungenem und ſchreitet von dort aus weiter. Er kommt aber auch weiter. Lernt er doch den dauerndſten aller Genüſſe kennen: das Streben ſelbſt! Das bedarf nicht der anderen, nicht des Geldes, nicht der Zerſtreuung, nicht der Anerkennung; je freier es von allen dieſen Hilfsſtützen des ſchwachen Selbſtgefühles bleibt, ſo reiner wird es und beſeligender.

Und ein Streben kann auch der Dutzendmenſch noch haben: den Entſchluß zu faſſen: ich mache nicht mehr mit! Ich haſte und hetze mich nicht mehr in Unraſt und Wirrnis; ich thue nur noch, was mir gefällt, wahrhaft gefällt. Die Sonne lacht, die Sterne leuchten, ſogar in der Großſtadt. Einſam und lange will ich ſie ſelig betrachten: hab' ich's dann noch unbedingt nötig, mich um tauſend Nichtigkeiten abzuplacken? Gar erſt der anderen wegen? —

Einige Betrachtungen über Entwickelung der Industrie und über Ingenieur-Erziehung.

Von

R. H. Ziese, Ingenieur, St. Petersburg.

Heute, wo man in allen Kulturländern die einheimische Industrie zu stützen und zu entwickeln sucht, ist es vielleicht zeitgemäß, eine kurze Betrachtung anzustellen über die allgemeinen Bedingungen, welche der Entwickelung der Industrie eines Landes zu Grunde liegen müssen, wenn diese nicht nur für den Augenblick geschaffen, sondern für die Zukunft dauernd und gesund begründet dastehen soll.

Als wichtigste Faktoren erscheinen zunächst die Bedürfnisse eines Landes, das Vorhandensein eines konstant aufnahmefähigen Marktes, denn was nützt es, Fabrikate herzustellen, die nachher niemand kaufen kann noch will.

Auf nur vorübergehende Anfragen hin eine große Industrie zu begründen, ist immer ein sehr gewagtes Unternehmen, denn ist die augenblickliche Not gedeckt, so sind Stillstand und Rückgang unvermeidlich.

Das in Aussicht genommene Unternehmen muß auch unter normalen Absatzverhältnissen vorteilhaft arbeiten können und die Quelle seiner Thätigkeit aus den fortlaufenden Bedürfnissen des Landes schöpfen, sonst wird es nur ein ephemeres Dasein führen. Plötzliche Hausse und Baisse sind die schlimmsten Feinde der Entwickelung einer gesunden Industrie, sie arbeiten nur dem Gründertum und Schwindel in die Hände, und diesen ist es nicht um stetige Arbeit und Entwickelung zu thun, sondern um Schaffung imaginärer Werte und schnellen Umsatz an der Börse.

Industrie und Börsenspiel passen niemals zusammen, sind im Gegenteil die größten Gegensätze.

Der Industrielle soll nur durch Reellität, Talent und Arbeit sein Geschäft zu vergrößern suchen, Spekulationen sollen ihm fern liegen, denn Vernachlässigung des Fabrikates, Geldmangel und Bankerott sind die unausbleiblichen Folgen.

Nur diejenigen Firmen werden gesund und stark dastehen, deren Besitzer und Leiter thätig für ihr Geschäft leben, die Selbstschätzung und Selbstbeherrschung haben, sich von allen Spekulationen fernhalten und ihren Stolz auf die Vorzüglichkeit ihrer Arbeit und den Ruf ihres Geschäftes setzen. Dann nur können Reservekapitalien für schlechte Jahre aufgespart werden, und jede Subvention von seiten des Staates wird überflüssig.

Leider mangelt es dem deutschen Ingenieur trotz seiner relativ hochstehenden theoretischen Ausbildung noch oft an der wirklichen Liebe, an dem richtigen Stolz für seinen Beruf und daher auch in den höheren Stellungen an der stetigen ruhigen Arbeitsdauer und der Selbstverleugnung, ohne die nichts Großes und Dauerndes geschaffen werden kann.

Sobald ein Industrieller sein Etablissement so weit gebracht hat, daß er glaubt, von den Renten leben zu können, macht er es zu einer Aktiengesellschaft, bleibt vielleicht, wenn das Unternehmen nicht zu sehr übergründet und das Geschäft anfangs gut geht, noch einige Zeit als Direktor thätig; geht es schlecht, so scheidet er aus, nachdem er bei Zeiten seinen Anteil ins Trockene gebracht hat. Seine Söhne wählen dann einen sogenannten höheren Beruf, werden Offiziere oder Juristen, und Name und Kapital sind gewöhnlich schon nach einer Generation wieder verschwunden.

In manchen Kreisen erwartet man stets Hilfe vom Staate und von der Gesetzgebung, und es ist nicht abzuleugnen, daß eine mangelhafte Gesetzgebung unter Umständen dem Aufblühen einer gesunden Industrie sehr hinderlich sein kann.

So fehlt in einigen Ländern ein vernünftiges, ernstgefaßtes Aktiengesetz, welches die Verantwortlichkeit des Direktoriums und des Aufsichtsrats den Aktionären gegenüber feststellt. Deshalb können Leute mit hohem Namen, aber mit absolutem Mangel an Sachkenntnis, für reich dotierte Verwaltungsposten in industriellen Etablissements als Lockvögel vorgeschoben werden, um Aktionäre einzufangen. Eine gesetzliche Bestimmung, daß jeder, der den Posten eines Direktors oder Aufsichtsrates innehat, auch persönlich haftbar gemacht werden kann, ist durchaus notwendig, um der gewissenlosen Ausbeutung leichtgläubiger Aktionäre wenigstens eine äußere Grenze zu ziehen.

Ganz vermeiden läßt sich so etwas natürlich nicht, denn eine staatliche Bevormundung des Publikums ist durchaus nicht anzustreben.

Es giebt Leute, die ihr ganzes Lebelang hart gearbeitet und Pfennig auf Pfennig gespart haben und dann ihr ganzes, in Jahrzehnten mühsam erworbenes Kapital mit der größten Vertrauensseligkeit in ein ihnen absolut unbekanntes Unternehmen stecken, um es dort im Handumdrehen zu verlieren. Dagegen ist nichts zu machen. Man kann solche Leute höchstens als allgemeine Wohlthäter der Menschheit betrachten, denn mit ihrer Hilfe werden die gewagtesten Unternehmungen begonnen und manchmal sogar auch durchgeführt. Fools rush in, where angles dare not enter.

Die natürlichen Hilfsmittel eines Landes, die Bodenbeschaffenheit, der Reichtum an Erzen und Kohlen, überhaupt an Rohprodukten, ferner die Umgebung der Anlage, die Handelsverhältnisse, günstige Frachten, billige und genügend vorhandene Arbeitskräfte sind mächtige Hebel des Erfolges und wichtige Faktoren für das Aufblühen einer gesunden Industrie, jedoch nützen auch diese nichts, wenn nicht die richtigen Männer da sind, sie zu benutzen.

Die *Männer* sind es, die eine Nation groß machen; ohne sie liegen die größten Bodenreichtümer eines Landes brach oder werden unnütz verschleudert.

Weitblickende Leiter großer Unternehmungen, tüchtige Ingenieure lassen sich aber nicht im Handumdrehen aus der Erde stampfen. Lust und Liebe zum Berufe, gepaart

mit wirklichem praktiſchen Können, mit eiſerner Ausdauer und Arbeitskraft, das ſind die Faktoren zum Erfolge.

Männer, die das beſitzen, ſind die wirklichen Förderer und Wohlthäter einer Nation, ſie müßten allſeitig unterſtützt werden. Kapital iſt heute beinahe Nebenſache — Können iſt die Hauptſache. Leute, die etwas können, finden heute mit Leichtigkeit überall das Kapital.

Ingenieure und Kaufleute ſind heute diejenigen Berufsklaſſen, welche etwas erwerben und ein Land reich machen können. Die reine Landwirtſchaft iſt in vielen Kulturländern nicht mehr imſtande, den Wohlſtand eines Landes zu heben. Induſtrie und Handel müſſen das Land erhalten und für die unproduktiven Berufsklaſſen mitſorgen.

In klug geleiteten Staaten fängt man daher auch mehr und mehr an, dieſe produktiven Männer mit als Ratgeber der Regierung heranzuziehen und ihrem weltmänniſchen Weitblick und ſchöpferiſchen Fähigkeiten entſprechenden Einfluß auf die Geſchicke des Landes einzuräumen.

In der Induſtrie, wie überall im Leben, gilt als Lebensregel „the survival of the fittest“. Nur der Starke und der ſich den ſtets wechſelnden Verhältniſſen am beſten anzupaſſen verſteht, wird überleben und vorwärts kommen.

Bei dem heutigen intenſiven Kampfe ums Daſein darf man ſich nicht zu ſehr zerſplittern und muß ſtets bereit ſein, ſeine Gedanken mit voller Kraft auf einen Gegenſtand zu konzentrieren, ſonſt iſt kein bedeutender intellektueller Erfolg möglich.

Notwendig iſt es daher, ſich in gewiſſem Sinne zu ſpezialiſieren und hervorragende Spezialiſten an ſich heranzuziehen. Der einzelne Menſch kann heute nicht alle Gebiete der Technik beherrſchen. Wirft er ſich nicht mit allen Kräften ſeines Geiſtes auf ein Fach, ſo wird er ein Dilettant in vielen.

Einſeitiges Verſchließen iſt jedoch damit nicht gemeint. Geiſt und Kopf müſſen ſtets die Fähigkeit behalten, weiter zu lernen und Neues in ſich aufzunehmen.

In der Technik giebt es keinen Stillſtand; wenn ich nicht zuerſt an etwas Neues denke, ſo wird ſicher ein anderer daran zuerſt denken, und es iſt immer die Möglichkeit vorhanden, etwas Gutes noch zu verbeſſern. Dieſes ſtete Streben nach Vervollkommnung ruft einen andauernden Wettſtreit zwiſchen den Ingenieuren nicht nur eines Landes, ſondern aller, in induſtrieller Hinſicht mit einander rivaliſierender Länder hervor. Ueberall iſt man beſtrebt, Neues zu erfinden oder Altes zu verbeſſern.

Ein Hauptgeheimnis des erfolgreichen Arbeitens einer Fabrik liegt aber auch in der Schnelligkeit der Produktion. Wenn auch für die Arbeit des menſchlichen Geiſtes in gewiſſer Beziehung das Sprichwort „Eile mit Weile“ ſeine Berechtigung findet, ſo gilt doch für mechaniſche Arbeit ein anderes Geſetz, das ſich dahin ausdrücken läßt: Je größer die Schnelligkeit, mit welcher eine mechaniſche Arbeit verrichtet werden ſoll, deſto größer muß auch die Genauigkeit und Sorgfalt ſein, mit welcher ſie ausgeführt werden muß, und deſto vorzüglicher iſt dann das erzielte Reſultat, die Güte der Arbeit.

Um eine mechaniſche Arbeit langſam zu verrichten, braucht man nur die gewöhnlichſten Materialien und die gewöhnlichſten Werkzeuge. Soll aber dieſelbe Arbeit ſchnell geleiſtet werden, ſo muß ſowohl Material wie Werkzeug von beſter Qualität ſein.

Die mechaniſche Energie wächſt bekanntlich mit dem Quadrat der Geſchwindigkeit,

und fast kann man behaupten, daß die Fähigkeit des Arbeiters, welcher eine mechanische Arbeit leistet, auch mit dem Quadrate der Geschwindigkeit wächst, mit welcher diese Arbeit ausgeführt wird.

Nichts fördert und hebt die Leistung einer Fabrik mehr, als ein schnelles Arbeiten mit den besten Materialien und den vorzüglichsten Hilfsmaschinen.

Das schnelle Arbeiten der Maschinen und des Arbeiters bedingt aber wiederum ein noch schnelleres Arbeiten von seiten des Konstrukteurs.

Bei der regen Konkurrenz und dem schnellen Fortschreiten der Jetztzeit haben sich die Anzahl und die Schwierigkeiten der zu behandelnden Probleme stets vermehrt, die Zeit aber zur Lösung derselben hat sich verkürzt, und der Sieg und Gewinn werden daher in diesem Wettkampfe nur dem Schnellen und Starken verbleiben.

Jede auftretende Frage ist schnell und sicher zu entscheiden, und die Fähigkeit hierzu kann nur durch gediegene technische Kenntnisse und praktische Erfahrungen, gepaart mit klarer, schnellarbeitender Intelligenz, erlangt werden. Deshalb ist es notwendig, bei der Erziehung des jungen Ingenieurs den Hauptwert auf Ausbildung des gesunden Verstandes zu legen und nicht nur sein Gedächtnis mit Formeln zu belasten, oder ihm das ganze Heil in dem günstigen Bestehen eines Diplom-Examens vorzustellen.

Gesunder Menschenverstand wird zwar an und für sich nicht als eine Wissenschaft betrachtet, aber nach einem alten Sprichwort soll er ebensoviel wert sein als drei derselben.

Schließlich ist es doch nichts Anderes als der durch Ansammlung von Erfahrung gewonnene, vielleicht unbewußte Maßstab für alle Verhältnisse des menschlichen Lebens.

Wer im Leben vorwärts kommen will, muß anfangen, etwas zu thun und die gemachten Fehler verbessern, wer nichts thut, aus Furcht zu irren, bleibt unrettbar zurück.

Alle Wechsel treten ein nach den Linien des geringsten Widerstandes, deshalb darf auch die Umhüllung von Gewohnheit und Gesetz nicht zu dick werden, sonst verhindert sie die Möglichkeit des Wechsels und des Anschmiegens an neue Verhältnisse.

Alles, was an Maschinen, Menschen und Arbeitsmethoden verbesserungsfähig ist, muß erneuert und umgewechselt werden. — Gut erzogene und gut bezahlte junge Angestellte, die ihre ganze Seele ins Geschäft legen und Ehrgeiz und Aussicht auf Avancement haben, sind die besten Mitarbeiter. Eigensinn und Dummheit dürfen nicht mit Charakterstärke und Erfahrung verwechselt werden. Eine Fabrik darf keine Versorgungsanstalt werden, sonst hindert man die jungen tüchtigen Kräfte am Vorwärtskommen, und diese gehen fort. Geschäft und Menschenliebe müssen strikt auseinander gehalten werden, wenigstens räumlich, denn schlecht bezahlte Arbeiter sind nicht die billigsten.

Material, Maschinen und Unkosten lassen sich ziemlich genau berechnen, aber der Wert der täglichen Arbeitsleistung des Beamten oder Arbeiters ist ein unsicheres Moment. Hat der Arbeiter kein Interesse an seiner Arbeit, so sind auch höhere Löhne nicht möglich, denn dann wird dafür nicht entsprechend Arbeit erzielt. Daher ist eine gute Lehrlingserziehung die Grundlage einer gesunden Industrie.

Der Leiter eines industriellen Etablissements muß durch sein Beispiel wirken und durch sein Pflichtgefühl auch bei den Angestellten und Arbeitern Pflichtgefühl erwecken. Arbeit soll als der Hauptzweck des Lebens, nicht als Nebenbeschäftigung angesehen

werden, und durch gute Ordnung und Organisation muß der Arbeiter zu einem Gefühl der Verantwortung erzogen werden.

Für den Leiter eines großen industriellen Unternehmens ist daher ein starkes Selbstbewußtsein eine Notwendigkeit, es darf nur nicht in Selbstüberhebung ausarten.

Selbstbewußtsein ist gut für den Charakter, wie Eisen im Blut, Kalk in den Knochen; es giebt Farbe, Kraft, Gewicht und Festigkeit, die man im Kampfe ums Dasein braucht. Ohne Selbstbewußtsein findet leicht ein moralisches Versinken statt. Zu weit getrieben, wird aber auch diese Tugend, wie so manche andere, zum Laster, artet in Selbstüberhebung aus, und diese verhindert dann jedes objektive, unbefangene Urteil, verdummt und wird eine Quelle der Schwäche anstatt der Kraft.

Viele Chefs großer technischer Unternehmungen glauben, daß sie die technischen Details ihren Untergebenen überlassen können, und beschäftigen sich mehr und mehr nur mit den kommerziellen und finanziellen Seiten ihrer Aufgabe.

Es würde thöricht sein, die kommerzielle Seite eines Geschäftes zu unterschätzen, aber der sicherste Weg, eine Fabrik zur Blüte zu bringen, ist der, das Beste auf die billigste Weise zu produzieren, und den Weg dafür kann nicht der Kaufmann, sondern nur der Ingenieur finden.

Deshalb darf der Ingenieur als Chef eines großen technischen Unternehmens seine Zeit nicht zu sehr mit kaufmännischen Spekulationen belasten, sondern muß hauptsächlich nach technischen Verbesserungen und Fortschritten streben, sein Hauptaugenmerk auf seine technische Arbeit und die Herstellung seiner Produkte richten, der kommerzielle Erfolg wird dann nicht ausbleiben.

Werden die technischen Details über den kommerziellen vergessen, so kann es leicht geschehen, daß selbst große Firmen mit altem Ruf allmählich zurückbleiben und durch junge, technisch besser geleitete überholt werden. Aktien-Gesellschaften und auch Privatfirmen, bei denen ein großer Teil des Kapitals sich in Händen von Leuten befindet, die nichts von der Technik verstehen, können meistens auf die Dauer nicht florieren, denn die Interessen gehen mehr auf augenblicklichen Gewinn, als auf Einführung technischer Verbesserungen und Neuheiten, welche den Keim des Weiterblühens für die Zukunft legen, den Erfolg aber erst in späteren Jahren zeigen.

Für die fernere Entwickelung der Industrie eines Landes ist eine gute Patentgesetzgebung eine große Hilfe. Eine Nation muß auch in Bezug auf Erfindungen voranstehen, und dem Erfinder muß der Lohn seiner Mühe und Arbeit gesichert sein. Das in Deutschland eingeführte sehr strenge Vorprüfungsverfahren mit dem daran geknüpften nur fünfjährigen Termin für die Anfechtung eines erteilten Patents hat seine sehr guten, aber auch seine nachteiligen Seiten. Für die Entwickelung der Industrie, für die Anregung des einzelnen, sich an dieser Entwickelung zu beteiligen, wäre es wahrscheinlich richtiger, die Erteilung eines Patents zu erleichtern und es dann der Praxis zu überlassen, die Gültigkeit resp. Nichtigkeit festzustellen, anstatt wie jetzt den Anschein einer Staatsgarantie zu erwecken und die Korrigierung eines Irrtums nach fünfjähriger Frist unmöglich zu machen.

Von 100 Patenten sterben meist 95 nach kurzer Zeit aus. Welchen Zweck hat es daher, die ungeheuere Arbeit und Verantwortung, die Feststellung der Neuheit einer

Erfindung, einer Anzahl beim beſten Willen und Können nicht unfehlbaren Beamten aufzubürden, wo doch die Praxis ſelbſt die Sache, wenn nötig, am beſten und ſicherſten korrigiert.

Man fürchtet vielleicht das Auftreten einer großen Anzahl von Patentprozeſſen. Aber auch jetzt hat das ſtrenge Vorprüfungsverfahren in Deutſchland doch nicht das ſtellenweiſe Aufblühen einer Art Patent-Raubrittertums ganz unterdrücken können.

Der Strom des Handels fließt überall in den tiefſten und breiteſten Kanälen; wenn andere tiefere und bequemere Kanäle graben, als wir ſelbſt, ſo werden unſere Waſſerläufe trocken laufen. Es iſt ſchwer, den Strom in gewiſſe Rinnen zu lenken, wenn aber einmal abgelenkt, iſt es noch viel ſchwerer, ihn wieder zurückzuleiten.

Was nun die Erziehung zu Ingenieuren anbetrifft, ſo wird ſchon ſeit Jahren faſt überall geklagt, daß wir es nicht verſtehen, uns Ingenieure für höhere techniſche Stellungen zu erziehen. Man ſollte dabei aber nicht vergeſſen, daß unſere jetzigen leitenden Ingenieure alle ihre Stellungen durch angeborenes Talent und Genie errungen haben, mehr trotz ihrer Erziehung, als infolge ihrer Erziehung zu Ingenieuren, und das wird, wie ich glaube, auch wohl immer ſo bleiben müſſen.

Der wahre Wert einer jeden Erziehung liegt nicht ſo ſehr in demjenigen, was ein Menſch überhaupt lernt, als in dem, was dieſes Erlernen aus ihm macht.

Die Aufgaben des Ingenieurs liegen in der Gegenwart, wir müſſen uns daher für dieſen Beruf Leute erziehen, die mit beiden Füßen in der Gegenwart ſtehen, nicht dahinter herleben.

In früheren, mittelalterlichen, Zeiten war die einzige Quelle eines entwickelten intellektuellen Lebens das Altertum der Hellenen und Römer, der Ort, wohin ſich der nach höherer Freiheit ſtrebende Geiſt in die vergangenen Ideale der Schönheit und Kraft flüchten konnte, um dorther Mut zur Ertragung des Jammers der Gegenwart zu ſchöpfen.

Heute liegen die Verhältniſſe, Gott ſei Dank, eben durch die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften anders. Daher iſt heute ein ſtarres Feſthalten an der klaſſiſchen Schulung nicht mehr berechtigt, denn es ſchafft einen konventionellen und falſchen Maßſtab für Bildung, erzeugt Menſchen, die mit der Gegenwart nur in loſem Zuſammenhang ſtehen und ſich daher für den Ingenieurberuf, deſſen Aufgaben in der Gegenwart liegen, nur ſchwer eignen.

Die Anſchauung, das Auge werden zu wenig geübt und die Erziehung ſchafft keine Harmonie und keinen Zuſammenhang mit den Gefühlen und Nöten des 20. Jahrhunderts, in dem wir nun einmal leben.

Wir müſſen daher für unſere Ingenieur-Erziehung einen Modus finden, der aus der alten klaſſiſchen Methode das Gute bewahrt und dabei den modernen Anforderungen dieſes Berufes volle Rechnung trägt. Mit äußeren Abzeichen und Titeln iſt da nichts genützt.

Man verwechſelt, wie ich glauben möchte, noch zu oft den Beruf des Ingenieurs mit dem des Mannes der reinen Wiſſenſchaft. Es giebt hervorragende Geiſter, die die Begabung und den Beruf haben, ſich der reinen Wiſſenſchaft zu widmen und leitende Mathematiker, Phyſiker und Chemiker zu werden. Solcher Leute wird es aber nur ſehr

wenige geben, sie bilden die Ausnahme, nicht den Durchschnitt des Ingenieurberufes. Ihnen stehen zum Lernen die höheren Kurse der Universität und der technischen Hochschulen zur Verfügung.

Der tüchtige und besonders für die höheren Stellungen der Praxis brauchbare Ingenieur darf aber nicht nur allein ein Mann der Wissenschaft sein, sondern er hat die Aufgabe, sein Wissen in die Praxis zu übersetzen, und dazu braucht er einerseits die Fähigkeit eines Künstlers, des Bildhauers, der seine Gedanken in Stahl und Eisen verkörpert vor sich sieht und die Gabe hat, sie anderen verständlich auf das Papier zu werfen, andererseits die Fähigkeiten des praktischen Geschäftsmannes, der die materiellen sowie finanziellen Schwierigkeiten seiner Aufgabe nach allen Seiten hin zu erwägen und auch mit menschlichen Faktoren zu rechnen versteht.

Der Ingenieur hat also neben der idealen Seite seines Berufes auch eine sehr reale, auf dem Boden praktischer Möglichkeit stehende auszufüllen, sonst wird sein Thun nur leerer Dilettantismus, der niemandem Nutzen bringt.

Deshalb ist die noch viel verbreitete Meinung, daß man die Ingenieurkunst als ein Fach ausschließlich auf der Hochschule erlernen könne, eine durchaus irrige.

Ebenso ist der große Wert, der heute auf Abhaltung von Examen gelegt wird, nur sehr wenig gerechtfertigt. Das Examen empfiehlt sich eigentlich nur für den Staatsdienst, für den der Nachweis einer gewissen Mittelleistung für die erste Anstellung notwendig sein mag, obgleich es auch hier andere Mittel giebt, die Befähigung eines Kandidaten festzustellen.

Was man auf der Schule erlernen kann und soll, das ist die Kenntnis der unabänderlichen Naturgesetze, welche allen Ingenieurarbeiten zu Grunde liegen und die nicht verletzt werden dürfen.

Das Weitere muß die Praxis ergeben, und daher ist es notwendig, daß ein junger Mann, *ehe er auf die Hochschule geht*, mehrere Jahre der Praxis durchmacht, damit er erkennt, ob er auch die Fähigkeit, Liebe und Ausdauer zum Ingenieurberufe in sich verspürt.

Eine *einjährige* praktische Lehrzeit als Volontär, wie sie jetzt häufig geübt wird, ist entschieden zu kurz bemessen; die meisten jungen Leute lernen in dieser Zeit kaum die Namenbezeichnungen der Gegenstände, die sie zu Gesicht bekommen, viel weniger erhalten sie irgend welchen Ueberblick des Zusammenhanges und des Ineinandergreifens der verschiedenen Fabrikationszweige. Die Arbeiter und Meister, das menschliche Material, mit dem sie später arbeiten und das sie beherrschen sollen, lernen sie in der kurzen Spanne Zeit garnicht oder, was noch schlimmer ist, ganz verkehrt kennen, denn sie werden von den Leuten nicht als ernste Mitarbeiter, sondern als sogenannte Fabrikbummler angesehen und behandelt.

Das Resultat für das spätere Leben ist dann nicht, wie es sein sollte, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit für gemeinsame ernste Arbeit, sondern eine gegenseitige, durch nichts begründete Nichtachtung und Geringschätzung, die zu ständigen Reibereien und Streitigkeiten führt und jeden Erfolg verhindern kann.

Die Fähigkeit zum Befehlen und Herrschen, die der Leiter eines großen industriellen Etablissements unbedingt haben muß, erlernt sich nur in der Praxis; der Grundstein

dazu muß in der Jugend gelegt werden und muß auf genauer Kenntnis der Arbeiter und aller einschlagenden Verhältnisse beruhen.

Wenn man bedenkt, daß ein Referendar 2—4 Lehrjahre auf dem Gerichte durchmachen muß, ehe er in höhere Stellungen vorrückt, und diese Zeit für ihn nicht als zu lang bemessen erscheint, so werden 3—4 Jahre sicherlich nicht eine zu lang bemessene praktische Ausbildungsdauer für einen jungen Mann sein, der sich mit einiger Gründlichkeit die nötige Vorbildung seines technischen Faches anzueignen beabsichtigt.

Man könnte mir hier einwerfen, daß diese Anforderung zu hoch gegriffen und der junge Ingenieur zu spät in das schaffende Leben eintreten würde; dementgegen möchte ich behaupten, daß das schaffende Leben nirgends stärker pulsiert als in den Werkstätten der Industrie und nirgends der Geist mehr auf den Ernst der Arbeit und die Notwendigkeit des eigenen Nachdenkens geleitet wird. Außerdem soll sich niemand einbilden, vor seinem 30. Jahre ein brauchbarer Ingenieur geworden zu sein.

Leider glauben viele Eltern noch immer, daß ein junger Mensch, der keine Befähigung zu sonstigen Studien besitzt, sich doch noch gut genug zum Ingenieurberuf eigne, und veranlassen in der Hoffnung auf späteren Gewinn ihre Kinder, einen Beruf zu erwählen, zu dem diese auch nicht die allergeringste Veranlagung mitbekommen haben; es fehlen ihnen Auffassungsgabe, Zeichnentalent, Sinn für Ökonomie und Interesse für Naturwissenschaften. Da ist eine gründliche praktische Arbeitszeit geradezu eine Reinigungs-Anstalt zur Scheidung der Spreu von dem Weizen und bildet so ein sehr wichtiges Moment für die Heranbildung eines tüchtigen Ingenieurstandes.

Alle diejenigen Elemente, welche sich in diesem Berufe nicht wohlfühlen und dafür kein Talent besitzen, werden dann schon durch die drei- bis vierjährige praktische Schule ausgeschieden.

In dem Alter von 18—21 Jahren ist die praktische Arbeit außerdem für einen jungen Mann ganz ungemein dienlich; er entwickelt sich körperlich, wird zähe, kräftig und widerstandsfähig, alles Erfordernisse, die für die höheren Stellungen in der Technik unbedingt notwendig sind. — Diese praktische Lehrzeit wird in den meisten Fällen eine Prüfung für den jungen Mann, nach der man beurteilen kann, ob er sich jemals später für eine höhere Stellung befähigt erweisen wird.

Jetzt, wo leider die meisten angehenden Ingenieure nur mit einem Jahre praktischer Vorbildung auf die Hochschule kommen, wissen sie gewöhnlich nicht, was sie von all dem Studium, das sich ihnen auf der Hochschule bietet, eigentlich erlernen sollen; sie tappen dort jahrelang im Dunkeln herum, zersplittern ihre Zeit und Fähigkeiten und haben jedenfalls keine Ahnung, welchem Fache sie sich nachher widmen sollen. Ihr Studium wird daher von vornherein zerrissen, sie lernen von allem eigentlich nur vom Hörensagen und streben schließlich nur danach, so gut es geht, durchs Examen zu kommen. Von ihrem späteren Leben in der Praxis können sie sich kein Bild machen, weil sie die Praxis garnicht kennen; es bleibt dann in den meisten Fällen lediglich dem Zufall überlassen, in welches Fach und in welche Spezialität sie sozusagen verschneit werden.

Es liegt mir fern, einer zu frühen Spezialisierung das Wort reden zu wollen. Ein bedeutendes universales Wissen ist die notwendige Bedingung des späteren Erfolges.

Aber es kommt eine Zeit für den Studierenden der technischen Hochschule, in der er sich für eine Spezialität der Technik entscheiden muß, wenn er nicht ein Dilettant bleiben will.

Das Gebiet der Technik ist zu groß, als daß ein Mensch hoffen dürfte, es auch nur annähernd zu beherrschen; darum ist es notwendig, daß in den letzten Semestern Fachabteilungen Platz greifen und jeder Studierende sich klar macht, welchem speziellen Gebiete er gemäß seinen Fähigkeiten und Neigungen sein späteres Leben mit ganzer Kraft widmen will. Der Uebergang von der Schule in die Praxis wird dann bedeutend erleichtert, denn dem Studierenden kann Gelegenheit gegeben werden, sich mit den Details seines speziellen Gebietes näher bekannt zu machen.

Genaue Detailkenntnis ist es, was die Praxis nachher fordert. Genaue Detailkenntnis ist der Grundstein, auf dem sich alle Entwickelung aufbaut. Wer die Details nicht beherrscht, wird leicht ein Phantast und steht nicht auf dem Boden der praktischen Wirklichkeit.

Mit ungezügelter Phantasie und ohne eine Ahnung des wirklichen Kernpunktes baut er lenkbare Luftballons und Unterseeboote, oder Schiffe auf Rädern.

Die Annalen aller Patentämter wimmeln von Projekten der sogenannten Erfinder, die ohne jede Detailkenntnis die schwierigsten technischen Probleme zu lösen vermeinten.

Das beste Lehrbuch jedes jungen Ingenieurs bleibt immer das, welches er sich selbst schreiben oder noch besser selbst zeichnen sollte: das Skizzenbuch, in dem alle Details seines Faches von A bis Z verzeichnet stehen.

Wenn jetzt die jungen Diplom-Ingenieure, neuerdings sogar mit dem Doktortitel ausgestattet, das Polytechnikum verlassen, so haben sie meistens eine ziemlich hohe Meinung von sich selbst, um so schlimmer ist daher ihre Enttäuschung, wenn sie in die Praxis treten und finden, daß sie infolge ihrer mangelnden praktischen Vorbildung im Anfange noch vieles nicht verstehen, ihnen in den technischen Bureaus großer Firmen wenig anvertraut werden kann und sie oft zu untergeordneten Arbeiten verwendet werden. Sie müssen dann, nach dem Studium, erst ihre Volontärzeit durchmachen, um das einzuholen, was sie in der Jugend versäumt haben. Jegliches Konstruieren, wie es in größeren Etablissements verlangt wird, fällt ihnen sehr schwer, da sie wenig Blick für das Neue, Gute und Praktische ihres Faches besitzen.

Man muß doch nicht glauben, daß man auf technischen Hochschulen konstruieren lernen kann. Ebenso gut könnte man sich einbilden, auf einer Schule dichten zu lernen.

Bei der heutigen Ingenieur-Erziehung wird ferner noch viel zu wenig Wert auf die Kenntnis fremder lebender Sprachen gelegt. Die Technik ist international, wer in der ersten Reihe seiner Zeit stehen will, muß imstande sein, die Litteratur und die Leistungen fremder Nationen zu studieren und mit seinen Kollegen im Auslande mündlich und schriftlich zu verkehren, um so sein Thun und Schaffen mit dem des Auslandes vergleichen zu können. Lokalpatriotismus ist im Ingenieurberufe nicht angebracht. Der ist nur beschränkten furchtsamen Naturen eigen, die sich in die Welt nicht hinauswagen.

Bei den Vorlesungen über Mathematik, Physik, Chemie, dürfte niemals vergessen werden, daß diese Wissenschaften immer nur Hilfsmittel — Werkzeuge — des Ingenieurs sein sollen, nicht aber den Beruf des Ingenieurs selbst bilden.

Eben so wenig, wie der Ingenieur ein vollendeter Schlosser, Schmied, Former,

Tischler, Maschinist ꝛc. sein soll, braucht er ein vollendeter Mathematiker, Physiker oder Chemiker zu werden, aber er muß die Fähigkeit erwerben, mit diesen Wissenschaften und mit diesen Handwerken zu operieren, ihre Brauchbarkeit und Anwendbarkeit für jede einzelne Aufgabe zu erkennen und sowohl die Wissenschaft wie das Handwerk als ein Werkzeug zur Erlangung seines Zieles zu benutzen.

Das ist die richtige Aufgabe des Ingenieurberufes.

Wer Ingenieur werden will, muß sich klar machen, daß er sein Lebelang hart zu arbeiten haben wird, erstens um sich in die erste Reihe seiner Zeitgenossen einzustellen und zweitens, um dort seine Stellung zu behalten. Stillstand und Ausruhen auf errungenen Lorbeeren giebt es in diesem Berufe nicht. Jeder Tag stellt neue Aufgaben und jeder Erfolg ist neu zu erkämpfen.

Darum „hands off“ bei Zeiten, wer dafür nicht Lust, Liebe und Kraft in sich verspürt.

Es giebt genug andere bequemere Berufsarten im Leben. Mit dem auf Mangel an Sachkenntnis begründeten, ungetrübten Blick und Aplomb, der bei anderen Berufsarten häufig zum Erfolge führt, kommt man beim Ingenieurberufe nicht weit. Hier heißt es: nicht nur wissen, sondern auch können, denn die gemachten Fehler lassen sich nicht verleugnen, sterben auch nicht eines natürlichen Todes, sondern stehen meistens in Eisen und Stahl verkörpert da, der Kritik jedes einzelnen für lange Zeit ausgesetzt.

Nur der erringt sich auch in unserem Beruf Freiheit und das Leben, der täglich sie erkämpfen muß. — Wohl ihm, wenn ihm das Schicksal dazu den richtigen Geist mitgegeben hat. Goethe läßt den Faust nach allen Studien und Irrfahrten das höchste Glück des Lebens im praktischen Schaffen für das Wohl seiner Mitmenschen erkennen. Die Naturkräfte beherrschen und sie zum Wohle der Menschheit lenken, ist das ideale Ziel des Ingenieurberufes.

Aussprüche von Hermann von Helmholtz.

Nur die Arbeit und zwar die uneigennützige Arbeit für ein ideales Ziel giebt dauernde Befriedigung.

Jede einseitige Ausbildung hat ihre Gefahr; sie macht unfähig für die weniger geübten Arten der Thätigkeit, beschränkt dadurch den Blick für den Zusammenhang des Ganzen und treibt namentlich leicht zur Selbstüberschätzung. Diese aber ist der größte und schlimmste Feind aller wissenschaftlichen Thätigkeit.

Das Wissen allein ist nicht der Zweck des Menschen auf Erden. Nur das Handeln giebt dem Manne ein würdiges Dasein; also entweder die praktische Anwendung des Gewußten oder die Vermehrung der Wissenschaft selbst muß Zweck sein. Denn auch das letztere ist ein Handeln für den Fortschritt der Menschheit.

Aus: Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Zusammengestellt von C. Schaible, Oberst a. D. Freiburg i. B. u. Leipzig. Paul Waetzel.

Friedrich Nietzsche und das Deutschtum.

Von

Adolf Bartels.

Ein Volk hat seine großen Männer festzuhalten, ja, zu sich zu zwingen; denn es lebt mit seinem Höchsten und Besten vornehmlich in ihnen. Nun ist der Fall zwar selten, daß ein großer Mann zwischen zwei Nationen steht und von beiden beansprucht wird, auch kommt es nicht häufig vor, daß ein wahrhaft Großer von seiner zu einer andern Nation übertritt und seine Herkunft verleugnet, wohl aber ist es, zumal bei uns Deutschen, nicht ganz ungewöhnlich, daß sich eine bedeutende Persönlichkeit aus dem nationalen Verband herausgewachsen wähnt und sich und sein Schaffen der Menschheit vindiziert. Demgegenüber hat die Nation, die Volksgemeinschaft das Recht, auf die absolute Gebundenheit des Individuums an sein Volk hinzuweisen: Mag auch der Große noch so viel seiner eigenen Kraft verdanken, auch diese Kraft hat er nebst seinen besonderen Gaben aus dem großen Schatze nationaler Werte empfangen, den wir bei der Unberechenbarkeit persönlicher Vererbung mit Notwendigkeit anzunehmen gezwungen sind, und ebenso sind, wenn nicht die Entwickelung selber, so doch alle Entwickelungsmöglichkeiten national gegeben. Darüber diskutieren wir heute überhaupt nicht mehr. Daß ein großer Mann, je größer er ist, desto eher in einen Gegensatz zu seinem Volke geraten kann, und daß er das Recht, ja, die Pflicht hat, seinen Volksgenossen die Wahrheit zu sagen, sie unter Umständen sehr scharf zu tadeln, bestreitet darum niemand, aber ein wirkliches Hinauswachsen über sein Volk giebt es nicht, nur über seine Zeitgenossen. Zuletzt hat auch der Allergrößte immer zu seinem Volke zu stehen, selbst wenn er dadurch in eine tragische Stellung gerät. Nicht das ziemlich äußerliche englische „right or wrong, my country", aber die alte germanische Treue der „Mannen" entspricht im Verhältnis zum ganzen Volke, wenn auch nicht mehr zu einzelnen Personen, noch heute durchaus unserem Ideal, und wir empfinden jene erhaben-schreckliche Verkettung der Nibelungenrecken, der Schuldigen wie der Unschuldigen, die das ganze Volk ins Verderben führt, noch immer als wahrhaft groß. Darum lachen wir auch, wenn andere Völker unsere Großen im Namen der Menschheit gegen uns ausspielen — o ja, sie haben von ihrem Volk und Vaterlande oft genug viel Böses gesagt, sie haben Menschheitsträume geträumt kühner als irgend ein anderes Volk, aber wenn die „Götterdämmerung" hereinbräche, würden sie doch alle kämpfend zu uns stehen, unsere Schuld mit

auf sich nehmen, unsere Sühne mitleisten. Oder hat sich der bisher freieste unserer Großen, Goethe, nicht selber öffentlich angeklagt, daß er in schwerer Stunde sein Volk verkannt habe? Wenn wir also das Recht der Nation an unsere bedeutenden Männer geltend machen, so ist das in der Hauptsache eine interne Angelegenheit, es geschieht der vielen Schwachen wegen, die wir leider auch haben, der vielen Verbohrten und hoffentlich wenigeren Bösen wegen, die bei uns stets den Feind im eigenen Hause bilden. Im Grunde wissen auch die Ausländer recht gut, daß unsere großen Männer alle entschieden deutsch sind und bleiben, daß sich wohl überhaupt kein Volk zum modernen Europäertum weniger eignet als das deutsche, mögen auch noch so viele einzelne Glieder in früheren Zeiten zu andern Völkern abgefallen sein.

Auch den großen Deutschen Friedrich Nietzsche wollen wir uns nicht rauben lassen. Kein Zweifel, es ist mit ihm einer der bösesten Fälle, so entschieden wie er hat sich kein anderer großer Deutscher von seinem Volke losgesagt, so viel Böses wie er hat kein anderer Volksgenosse uns nachgeredet. Aber wir halten, wir zwingen ihn doch. Es ist dazu nur nötig, daß wir ihn wirklich verstehen. Das ist nicht leicht, der Tag ist noch nicht gekommen, wo das letzte Wort über ihn gesprochen werden kann, noch stehen sich seine extremen Anhänger, die in ihm etwas wie einen neuen Christus sehen, mit dem eine neue Weltepoche beginnt, und seine erbitterten Feinde, die an ihm zuletzt nur den Stil gelten lassen, kampfgerüstet gegenüber. Doch fehlt es auch an ruhig Urteilenden nicht mehr, die ihn als den großen Widersprüchler anerkennen, als den Mann, der kommen mußte, um alle geltenden Werte, die man vielleicht schon zu lange auf Treu und Glauben hinnahm, einmal nachzuprüfen — daß er dann glaubte, alles umwerten zu müssen und zu können, ist psychologisch wohl erklärlich —, die sich vor allem des Reichtums und der Beweglichkeit und Feinheit dieses Geistes freuen, der die Geschichte ganz neu und selbständig anzuschauen wagte und jedenfalls das wunderbarste Verständnis für das Spezifische wenn nicht aller, doch vieler Kulturepochen besaß, der als praktischer Psycholog und Moralist unter den deutschen Philosophen wohl voransteht und rein litterarisch gesehen der größte Aphoristiker des deutschen Volkes und, wenn kein großer Dichter, doch ein gewaltiger Hymniker, mehr Prophet als Poet ist. Und wenn dann jemand, der nicht übermenschgläubig ist, einwirft, daß Nietzsches Thätigkeit denn doch wesentlich negativ gewesen sei, so ist immerhin zu entgegnen, daß er jedenfalls den Pessimismus und bis zu einem gewissen Grade auch die Dekadence überwunden hat, und daß das Aufstellen neuer aristokratischer Ideale den abgebrauchten demokratischen gegenüber an und für sich, von ihrem Inhalte ganz abgesehen, eine That war. Gerade als „umgekehrter Rousseau" dürfte Nietzsche im nächsten Jahrhundert die größte Bedeutung erlangen, nachdem das Evangelium des citoyen de Génève mit Tolstois kulturfeindlichem Bauernsozialismus und Asketismus wohl in die letzte Phase

seiner Entwickelung getreten ist. Ja, wir haben in der That einige Ursache, uns Nietzsche nicht rauben zu lassen — wenn er in der „Götzendämmerung" fragen läßt: „Habt ihr auch nur einen für Europa mitzählenden Geist aufzuweisen? Wie euer Goethe, euer Hegel, euer Heinrich Heine (wir setzen dafür Friedrich Hebbel), euer Schopenhauer mitzählten?", so antworten wir: jawohl, Friedrich Nietzsche! Und wir treten den Beweis an, daß er ein Deutscher ist ganz und gar.

Er selber hat freilich mit seiner angeblich polnischen adeligen Herkunft geliebäugelt — anders kann man es nicht gut nennen. Natürlich ist nicht zu bezweifeln, daß in der Familie Nietzsche eine diese behauptende Tradition existiert hat, aber sie scheint unsicher genug, und im ganzen möchte ich dem Traum Nietzsches von seinem adeligen Polentum nicht viel mehr Wert beilegen, als dem des jungen Wolfgang Goethe von seiner hohen illegitimen Abkunft. Auch das Lob der Polen, das Nietzsche singt, kann alle die, die dies ritterliche Volk genauer kennen, nur heiter stimmen, und wenn gar Nikolaus Kopernikus mit Gewalt zum Polen gestempelt wird, so empfinden wir einige Schadenfreude, daß die Herkunft dieses Thorner Domherrn aus deutsch-schlesischer Familie neuerdings mit Sicherheit festgestellt worden ist. Daß Nietzsche so viel oder so wenig slavisches Blut in sich barg, wie die zahlreichen anderen Nietzsches, die seit geraumen Zeiten in den Städten und Dörfern des sächsisch-thüringischen Landes sitzen, ist unbestreitbar, aber er hört damit nicht auf, ein Deutscher zu sein; denn die slavische Mischung im Osten und die keltische im Südwesten Deutschlands ist seit langem sozusagen deutsch sanktioniert, und zumal der obersächsische Stamm, dessen Wesen Nietzsche selber sehr gut charakterisiert hat, längst in die volle nationale Gleichberechtigung eingetreten — Volkstum bedeutet eben nicht ohne weiteres reine Rasse, sondern Herrschaft einer Rasse, gelungene Amalgamierung zu ihr. Steht also Nietzsche der Landsmannschaft nach zu Leibniz, Lessing und Richard Wagner und weist er eine ganze Reihe von Stammeszügen auf, die wir auch bei diesen wiederfinden, so teilt er mit ersterem noch die Zugehörigkeit zu einer Pfarrerfamilie, und die ist für das Verständnis seines Wesens hochwichtig: das aristokratische in Nietzsche geht nicht auf einen mythischen polnischen Grafen, sondern unzweifelhaft auf das evangelische Pfarrhaus zurück und ebenso die ihm zunächst eigene gläubige Hingabe wie sein späterer an renegatische Wut gemahnender Radikalismus auf die „theologische" Herkunft. Der frühe Tod des Vaters und das Aufwachsen im Kreise von Frauen verstärkten das sanfte, weiche, vornehme Element in Nietzsches Seele — er war ein Musterknabe, nicht im verächtlichen, sondern im allerbesten Sinne, und ist auch ein Musterjüngling gewesen, ein echter, deutscher Idealist, frühreif, ja, früh an geistigen Luxus gewöhnt, und darum auch der Dekadence seiner Zeit, die Schopenhauer und Richard Wagner repräsentierten, fast widerstandslos verfallend. Seine spätere Entwickelung ist einfach als Reaktion auf diese Jugendentwickelung zu betrachten: Nicht wild

durchs Leben stürmend, aber geistig jeden Zügel abwerfend, entschädigt sich Nietzsche, sein von Haus aus kühner obersächsischer Geist für die idealistische Unfreiheit seiner Jugend. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, das des Näheren durchzuführen; soviel ist sicher, ungewöhnlich ist die Entwickelung Nietzsches in dem Deutschland seiner Zeit keineswegs, und auch in dem Wesen des Schülers von Schulpforta, des Bonner und Leipziger Studiosen und des angehenden Baseler Professors finden wir kaum einen Zug, der uns fremd berührte. Was trieb denn nun diesen deutschen Idealisten dazu, das Deutschtum zu bekämpfen? Hätte er nicht seinen Kampf, seinen radikalen Feldzug für die Aufklärung, die mit „Menschliches, Allzumenschliches" beginnt, ebensogut im Namen eines höheren Deutschtums als in dem des modernen Europäertums unternehmen können? Die Gründe, weswegen er das nicht that, liegen in der Zeit, in die Nietzsches Jugend oder besser seine Entwickelung zum Mannesalter fällt: Er hat die Eindrücke, die ihm das geeinte Deutschland nach dem Kriege von 1870/71 machte, nicht mehr überwinden können und nach ihnen dann sogar das Wesen des Deutschen zurecht geschnitten.

Für uns steht heute fest, daß Nietzsches Eindrücke, die wir vor allem in den ersten beiden Abschnitten der ersten unzeitgemäßen Betrachtung „David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller" niedergelegt finden, keineswegs falsch waren; auf Grund eigener Jugendeindrücke und späterer gründlicher Studien sind wir, vielfach ohne Nietzsche zu kennen, zu einem ähnlichen Urteil über die Einigungsperiode und die ihr folgende Gründerzeit gelangt, nur daß wir mit dem späteren Nietzsche auch gleich den Schopenhauerschen Pessimismus und die Wagnersche Dekadence (? D. R.), in deren Namen der junge Nietzsche den nationalen Chauvinismus, die Ueberhebung nach dem Siege, und das wissenschaftliche und künstlerische Banausentum der Zeit richtete, in unser Verdammungsurteil einschließen, so gern wir andererseits die Größe jener beiden Männer, der Führer von Nietzsches Jugend, anerkennen. Wer erklärte es nicht heute mit Nietzsche für einen Irrtum, daß 1870 auch die deutsche Kultur über die französische gesiegt habe, wer wüßte nicht, daß wir nach 1870 geistig fast mehr von den Franzosen abhingen als vorher, wer hätte nicht die zweideutige „Gebildetheit" jener Zeit gering zu schätzen gelernt, die „Formen, Farben, Produkte, Kuriositäten aller Zeiten und Zonen" um sich aufhäufte, und damit jene abscheuliche Jahrmarktsbuntheit hervorbrachte, die das Gegenteil aller wahren Kultur ist? Ja, Nietzsche hatte ohne Zweifel recht, wenn er Kultur vor allem als „die Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes" definierte und diese Einheit im damaligen Deutschland völlig vermißte; wenn er für die selbstzufriedenen Kulturträger jener Zeit das Wort „Bildungsphilister" schuf und vor einem Mißbrauch des nationalen Erfolges warnte. Und vollberechtigt war es auch, wenn er in „Schopenhauer als Erzieher" die Aneignung einer äußerlichen Kultur, einer Kultur der Eleganz und

schönen Form, als einen Versuch auffaßte, „sich den alten Verpflichtungen gewaltsam zu entziehen, welche seine wunderbare Begabung, der eigentümliche Schwer- und Tiefsinn seiner Natur dem Deutschen auferlegt". Aber Nietzsche ging auch gleich zu weit, wenn er beispielsweise behauptete, es gäbe noch keine deutsche originale Kultur, während doch das alte individualistische Deutschland eine solche ganz ohne Zweifel repräsentiert hatte — man darf nur nicht die von der romanischen Kultur hergenommenen Anschauungen ohne weiteres auf dieses übertragen — und der deutsche Niedergang sicherlich nur eine Folge des Industrialismus war, der übrigens auch in den alten Kulturländern wie Frankreich verwüstend genug gewirkt hatte. Sehr bald, schon vor Ende der siebziger Jahre machte die Art deutscher Kultur, die Nietzsche verdammt hatte, Bankerott, aber er selber hat davon wenig bemerkt und ist in den inzwischen veralteten Eindrücken über das Deutschtum seiner Zeit befangen geblieben. Dazu trug wohl auch sein Wirken im Auslande manches bei, wie schon das Mißlingen seiner nationalen Bethätigung während des Krieges von 1870 wahrscheinlich ungünstig auf seine Stellung zum Vaterlande eingewirkt hatte; im Auslande hat man ja meist sehr falsche Ansichten über unsere deutschen Verhältnisse, weil man sich in der Regel aus radikalen Zeitungen informiert, und zumal nach 1870 war Neid und Haß allgemein.

Dann kam auch der Bruch mit Wagner, und da dieser bewußter Repräsentant des nationalen Deutschtums war, so erklärt sich leicht, wie Nietzsche als Gegner desselben auftreten mußte. Nebenbei bemerkt hat wohl auch der Antisemitismus seines späteren Schwagers Förster seinen (freilich sehr bedingten) Philosemitismus zum Teil mitverschuldet — er war nun einmal ein Mann des Widerspruchs. Weiter war natürlich die mangelnde Anerkennung im Vaterlande wenig geeignet, Nietzsche freundlicher gegen sein Volk zu stimmen, obgleich er eigentlich noch verhältnismäßig rasch durchgedrungen ist — aber man darf diesem sich im eigenen Feuer verzehrenden Geiste seine Ungeduld nicht übel nehmen. Die Ursache, daß er bei so großer Begabung in Deutschland keine Position erlangte, war, daß er kein großes wissenschaftliches Werk herausgab: Auf die „Geburt der Tragödie" hätte das große Werk über die griechische Kultur, das Nietzsche ja wohl auch plante, folgen müssen, statt dessen aber kamen die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und dann Aphorismensammlungen, mit denen die Deutschen zunächst nichts anzufangen wußten — der Aphorismus ist eben auch nicht für jedermann, sondern für Liebhaber, ich denke so gut in Frankreich, wie in Deutschland, wo Nietzsche ja keineswegs der erste auf diesem Gebiete ist, sondern in Lichtenberg, Goethe, Klinger, Novalis, Feuchtersleben u. a. bedeutende Vorgänger gehabt hat. Was aber vor allem Nietzsches falsche Stellung zum Deutschtum verschuldete, war seine Rückkehr zur Aufklärung, die ja immer nationalitätenfeindlich gewesen ist und es auch in ihrer höchsten Form, die Nietzsche wahrscheinlich vertritt, bleibt. In bestimmter Beziehung hat Nietzsche die Aufklärung, trotzdem sein späteres

Wirken, wie gegen Pessimismus und Dekadence, auch gegen sie geht, nicht mehr überwunden, und so ist er bis zuletzt ein Feind seines Volkes geblieben, hat jedenfalls von den großen Wandlungen, die um die Wende der achtziger Jahre in dessen Seele vorgingen, von dem Aufkommen eines tieferen und freieren Nationalismus, wie ihn beispielsweise Paul de Lagarde einleitet, nichts mehr gemerkt, obwohl die Tendenz seines Wirkens vielfach in der gleichen Richtung ging. Daß er bei all seinem modernen Europäertum im Grunde seines Herzens Deutscher geblieben, beweist allein schon, daß er in jedem seiner späteren Bücher auf die deutsche Frage zurückkommt. Es ist, als ob er uns einen Stachel, den er selber nicht los werden kann, ins Herz bohren wollte.

Man braucht kaum zu erwähnen, daß die Deutschfeindschaft Nietzsches mit dem üblichen Deutschenhaß, beispielsweise dem Börnes und Heines, der im Grunde Rassenhaß ist, obgleich er sich als Freiheitsliebe drapiert, nichts gemein hat; sie ist rein geistiger und idealer Natur, Nietzsche glaubt wirklich, daß das moderne Europäertum an der Zeit sei, und bildet sich von diesem eine sehr bestimmte Vorstellung. Wir stoßen zuerst in „Menschliches, Allzumenschliches" darauf: „Der Handel und die Industrie, der Bücher- und Briefverkehr, die Gemeinsamkeit aller höheren Kultur, das schnelle Wechseln von Haus und Landschaft, das jetzige Nomadenleben aller Nichtlandbesitzer — diese Umstände bringen notwendig eine Schwächung und zuletzt eine Vernichtung der Nationen, mindestens der europäischen, mit sich: sodaß aus ihnen allen, infolge fortwährender Kreuzungen, eine Mischrasse, die des europäischen Menschen, entstehen muß. Diesem Ziele wirkt jetzt, bewußt oder unbewußt, die Abschließung der Nationen durch Erzeugung nationaler Feindseligkeiten entgegen, aber langsam geht der Gang jener Mischung dennoch vorwärts, trotz jener zeitweiligen Gegenströmungen: dieser künstliche Nationalismus ist übrigens so gefährlich, wie der künstliche Katholizismus es gewesen ist, denn er ist in seinem Wesen ein gewaltsamer Not- und Belagerungszustand, welcher von wenigen über viele verhängt ist, und braucht List, Lüge und Gewalt, um sich in Ansehen zu halten. Nicht das Interesse der vielen (der Völker), wie man wohl sagt, sondern vor allem das Interesse bestimmter Fürstendynastieen, sodann das bestimmter Klassen des Handels (??) und der Gesellschaft, treibt zu diesem Nationalismus; hat man dies einmal erkannt, so soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die That an der Verschmelzung der Nationen arbeiten: wobei die Deutschen durch ihre altbewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen." Es handelt sich nach Nietzsches Ansicht darum, wie man weiterhin erkennt, „Europas Aufgabe und Geschichte zu einer Fortsetzung der griechischen zu machen" —, zuletzt aber soll die Menschheit „einmal ein Baum werden, der die ganze Erde überschattet, mit vielen Milliarden von Blüten, die alle nebeneinander Früchte werden sollen", und ganze Völker, ganze Jahrhunderte thun weiter nichts,

als sich abmühen, „neue Mittel ausfindig zu machen und auszuprobieren, womit man einem großen menschlichen Ganzen und zuletzt dem großen Gesamtfruchtbaume der Menschheit wohlthun könne". Als ein solches Mittel erkennt Nietzsche in unserer Zeit die zunehmende Demokratisierung, die nach ihm unaufhaltsam ist: „Das praktische Ergebnis dieser um sich greifenden Demokratisierung wird zunächst ein europäischer Völkerbund sein, in welchem jedes einzelne Volk, nach geographischen Zweckmäßigkeiten abgegrenzt, die Stellung eines Kantons und dessen Sonderrechte inne hat: mit den historischen Erinnerungen der bisherigen Völker wird dabei wenig noch gerechnet werden, weil der pietätvolle Sinn für dieselben unter der neuerungssüchtigen und versuchslüsternen Herrschaft des demokratischen Prinzips allmählich von Grund aus entwurzelt wird. Die Korrekturen der Grenzen, welche dabei sich nötig zeigen, werden so ausgeführt, daß sie dem Nutzen der großen Kantone und zugleich dem Gesamtverbande dienen, nicht aber dem Gedächtnisse irgendwelcher vergrauten Vergangenheit. Die Gesichtspunkte für diese Korrekturen zu finden, wird die Aufgabe der zukünftigen Diplomaten sein, die zugleich Kulturforscher, Landwirte, Verkehrskenner sein müssen und keine Heere, sondern Gründe und Nützlichkeiten hinter sich haben." Ist Nietzsche also durchaus Anhänger der Demokratie, als Individualist und Kulturmensch selbstverständlich, so ist ihm der Sozialismus ebenso verhaßt wie der Nationalismus: „Die beiden gegnerischen Parteien, die sozialistische und die nationale — oder wie die Namen in den verschiedenen Ländern Europas lauten mögen — sind einander würdig: Neid und Faulheit sind die bewegenden Mächte in ihnen beiden. In jenem Heerlager will man so wenig als möglich mit den Händen arbeiten, in diesem so wenig als möglich mit dem Kopf; in letzterem haßt und neidet man die hervorragenden, aus sich wachsenden einzelnen, welche sich nicht gutwillig in Reih' und Glied zum Zwecke einer Massenwirkung stellen lassen; in ersterem die bessere, äußerlich günstiger gestellte Kaste der Gesellschaft, deren eigentliche Aufgabe, die Erzeugung der höchsten Kulturgüter, das Leben innerlich um so viel schwerer und schmerzensreicher macht." Die sozialistischen Umsturzgeister sind nach Nietzsche aber nur dazu da, die verschiedenen Parteien immer schneller auf der demokratischen Bahn vorwärts zu treiben, während die Nationalisten ihm natürlich durchaus rückständig sind und alle Institutionen des Nationalstaates, bei dem er selbstverständlich stets an das Deutsche Reich denkt, die Könige, die stehenden Heere, überhaupt die große Politik einfach verdammt werden, oft mit den seltsamsten Gründen, wie z. B. dem, daß die täglich neuen Fragen und Sorgen des öffentlichen Wohls eine so große Abgabe von dem Kopf- und Herzkapitale jedes Bürgers verschlängen, daß das politische Aufblühen eines Volkes notwendig eine geistige Verarmung und Ermattung nach sich ziehen müsse. Das moderne Heerwesen ist ihm direkt ein Hemmschuh der Kultur, und er empfiehlt als Mittel zum wirklichen Frieden, „sich wehrlos zu machen, während man der Wehrhafteste

war, aus einer Höhe der Empfindung heraus". „Lieber zu Grunde gehen als hassen und fürchten, und zweimal lieber zu Grunde gehen als sich hassen und fürchten machen, dies muß einmal auch die oberste Maxime jeder staatlichen Gemeinschaft werden!" meint Nietzsche und beweist dadurch für jedermann überzeugend, daß er ein „Vollblutdeutscher" war. Nun, von den zuletzt geschilderten Anschauungen ist er gründlich zurückgekommen, doch ist er seinem Ideale des modernen Europäertums immer treu geblieben, nur daß er der Demokratisierung dann ein Ziel und eine Aufgabe setzte, die unseren Demokraten sehr wenig gefallen dürfte.

Eine Kritik der Theorieen vom modernen Europa, die übrigens so sonderlich originell nicht sind — beim jungen Deutschland und den politischen Dichtern der vierziger Jahre dürften sie ganz ähnlich gewesen sein, — scheint fast unnötig. Man kann mit vollem Recht behaupten, daß der moderne Verkehr, so sehr er äußerlich ausgeglichen hat, die innere Verschiedenheit der Nationen um so deutlicher an den Tag gebracht und das Nationalbewußtsein bei jeder gestärkt hat — oder haben sich die Völker Europas jemals feindseliger gegenübergestanden als jetzt, und ist dies wirklich die Folge künstlicher Aufhetzung in Verfolgung fürstlicher oder sonstiger Klasseninteressen, nicht vielmehr die immer klarer werdende Erkenntnis, daß eine Nation, ein Volk, als gerade so, wie es ist, zum vollen Ausleben der Menschheit notwendig, Selbstwert und auch nach dem Maße seiner Kraft Anspruch auf Mitherrschaft über die ganze Erde habe? Nicht umsonst reden wir jetzt von Volksindividualität und räumen dieser ähnliche Rechte ein wie der Einzelindividualität, wodurch unser Nationalismus eben weit über den bloßen Chauvinismus hinausgehoben wird. Aber weiter: es ist noch sehr die Frage, ob es wünschenswert ist, daß Europa die Aufgabe der Fortsetzung der griechischen Kultur übernimmt. Einmal hat die Welt oder doch der geschichtlich im Lichte liegende Teil derselben eine einheitliche Kultur gehabt, die griechisch-römische, und das Resultat ist eine unausrottbare Dekadence und ein völliger Untergang vieler hoch begabter Völkerschaften gewesen, ein sehr rascher dazu; denn von Augustus bis zur Zertrümmerung der antiken Kultur sind kaum fünfhundert Jahre. Unsere moderne, auf der Wechselwirkung sehr verschieden gearteter und in ihrem Wesen erhaltener Völker begründete Kultur existiert jetzt schon — mag man immerhin auch eine Reihe von Jahrhunderten der Barbarei abziehen — weit länger, und fast jedes Volk hat während dieses Zeitraums mit ihrer Hilfe (aber natürlich auch, weil seine nationale Grundkraft ungebrochen blieb) mehr als eine Dekadence überwunden. Eben, glaube ich, sind wir dabei, die demokratische Dekadence unter die Füße zu bringen, und wir thun das ebensowohl im Interesse der Gesamtkultur wie unseres eigenen Volkes — Nietzsche muß schon erlauben, daß wir ihn, den Nietzsche seiner späteren Schriften, dabei als Bundesgenossen benutzen. Auf die Einzelheiten der Nietzscheschen Ausführungen gehe ich weiter

nicht ein — über die europäischen Kantone, den Haß der Nationalisten gegen die großen Einzelnen mit Kopf (dieser Haß pflegt bei der Demokratie viel gewöhnlicher zu sein) und das Heerwesen als Hemmschuh der Kultur (es befördert die Kultur leider nur zu sehr) braucht man wirklich keine Worte zu verlieren. Im ganzen erscheint Nietzsche hier noch als einer jener Kulturanbeter, die nicht wissen, daß Leben unter allen Umständen mehr ist als Kultur, und die ganz einseitig die wissenschaftliche und künstlerische Kultur als die einzig in Betracht kommende betrachten, während doch die wahre Kultur die Ausbildung aller menschlichen Fähigkeiten verlangt und ihr ein großer Feldherr oder Staatsmann genau so wichtig ist als der große Künstler. Gott verhüte, daß unsere Kultur, wie Nietzsche es hier und da ausspricht, immer künstlerischer, artistischer, virtuosenhafter, schauspielerischer werde.

Mit seiner Kritik der Zeit nach der Begründung des Deutschen Reiches mochte Nietzsche recht haben, wenn er auch nationales Protzentum, Chauvinismus nicht mit wirklichem Nationalismus hätte verwechseln dürfen, aber mehr und mehr geriet er auch in die Ungerechtigkeit gegen sein Volk hinein, während er gleichzeitig nicht müde wurde, das Lob Israels zu singen, obschon er dessen Natur recht wohl erkannte. Schon im zweiten Bande „Menschliches, Allzumenschliches" („Der Wanderer und sein Schatten") meint er, daß man sich in Deutschland gewöhnt habe, beim Worte „deutsch" auch noch so nebenbei die Tugend mitzuverstehen, obgleich sich doch die „deutsche Tugend" aus Rousseau und dem in Frankreich wiedererweckten Römergeiste herschriebe — was keineswegs richtig ist; denn Klopstock wirkte bei uns früher als Rousseau, und überhaupt ist eine Bewegung für deutsche Tugend schon seit dem Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges vorhanden und beispielsweise auch Gottsched einer ihrer entschiedensten Vertreter. Aber man muß gegen Nietzsches historische Ableitungen immer etwas vorsichtig sein: So fein er den Geist der Zeiten nachfühlt, so kühn konstruiert er auch und zwar schon vom Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn an, wie er denn z. B. den Begriff des Epigonenzeitalters als von den „Behaglichen" im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hinstellt, während er sich doch bekanntlich von Immermann, der gewiß kein Behaglicher war, ableitet und ursprünglich auf die unruhigen Geister der dreißiger Jahre zielte. — Nicht bloß jedoch, daß sich die Deutschen nach Nietzsche die Tugend als etwas Spezifisch-Deutsches zulegten, sie waren auch immer Feinde der Aufklärung: „Der ganze große Hang der Deutschen ging gegen die Aufklärung und gegen die Revolution der Gesellschaft, welche mit grobem Mißverständnis (??) als deren Folge galt: die Pietät gegen alles noch Bestehende suchte sich in Pietät gegen alles, was bestanden hat, umzusetzen, nur damit Herz und Geist wieder einmal voll würden und keinen Raum mehr für zukünftige und neuernde Ziele hätten." Nun, ein Kenner der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts wird die Notwendigkeit, daß Herz und Geist wieder einmal voll wurden,

nicht bestreiten, im übrigen aber das große Aufklärungswerk der deutschen Philosophie — Kant allein hat soviel gethan wie sämtliche freien Geister des übrigen Europas — und die mit ihm Hand in Hand gehende Wiedererweckung des historischen Sinnes, die ja wohl auch Aufklärung ist, trotz Nietzsche ihrem wahren Werte nach schätzen. Selbst die Romantiker hatten noch Raum genug für zukünftige und neuernde Ziele — ich erinnere nur an Novalis, der nicht etwa in der mittelalterlichen Vergangenheit, sondern ganz und gar in einer sehr kühn entworfenen Zukunft lebte, die vielleicht auch ein bißchen „moderner" ist, als die Zukunftsbilder sämtlicher Aufklärer. — Etwas Wahres hat die von Nietzsche in der „Morgenröte" unter dem Schlagworte Verhalten der Deutschen zur Moral gegebene Charakteristik: „Ein Deutscher ist großer Dinge fähig, aber es ist unwahrscheinlich, daß er sie thut, denn er gehorcht, wo er kann, wie dies einem an sich trägen (man darf wohl auch sagen: loyalen und pietätvollen) Geiste wohlthut. Wird er in die Not gebracht, allein zu stehen und seine Trägheit abzuwerfen, ist es ihm nicht mehr möglich, als Ziffer in einer Summe unterzutauchen (in dieser Eigenschaft ist er bei weitem nicht so viel wert wie ein Franzose oder Engländer), so entdeckt er seine Kräfte: dann wird er gefährlich, böse, tief verwegen und bringt einen Schatz von schlafender Energie ans Licht, den er in sich trägt, und an den sonst niemand (und er selber nicht) glaubte." Eine so große Ausnahme, wie Nietzsche meint, ist das Entdecken der deutschen Energie doch wohl nicht, wenigstens hat man die Deutschen als Krieger (nicht bloß als gehorchende Soldaten) und als Handelsleute immer geschätzt und gefürchtet, und wenn dann Nietzsche meint, die Begeisterung sei in Deutschland weniger wert als anderwärts, denn sie sei unfruchtbar, so verwechselt er wohl das, was ich die offizielle Begeisterung nennen möchte, und was bei uns vielleicht etwas stark kultiviert wird, und die aus der Tiefe der Volksseele oder des Einzelindividuums kommende. Es möchte doch schwer sein, ein Volk nachzuweisen, bei dem die Begeisterung für die nationale Einheit so rasch und sicher — in zwei Menschenaltern — zur Einigung geführt hat, und wie stark die deutsche Kunstbegeisterung im Individuum sein kann, beweisen u. a. die Beispiele Friedrich Hebbels und Ludwigs, die ein volles Menschenalter gekämpft haben, ohne dem Publikum die geringste Konzession zu machen. Ueberhaupt sieht Nietzsche das Deutschtum vielfach zu eng. Das Charakteristikum der Deutschen nicht bloß, sondern der germanischen Rasse ist ihre Zusammensetzung aus den schroffsten Gegensätzen, wie das u. a. schon Taine in seiner „Geschichte der englischen Litteratur" ausgeführt hat. Weshalb soll Goethes „Heidentum" eine Ausnahme vom Geiste der Rasse sein? War es nicht schon bei Gottfried von Straßburg, und kehrt es nicht bei Mörike, und in gewisser Beziehung auch bei Grillparzer und Gottfried Keller, mehr germanisch gewendet bei Richard Wagner und Wilhelm Hertz wieder? Und ebenso steht Bismarck, dessen Realpolitik Nietzsche Machiavellismus nennt, doch keineswegs allein. Die

Verwandtschaft mit Luther ist ganz augenscheinlich; wollte aber Nietzsche einen wirklichen Machiavellisten, so hätte er sich seines obersächsischen Landsmannes Moritz von Sachsen erinnern müssen.

Die große, die Hauptanklage gegen die Deutschen findet sich in Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse", obschon auch hier noch der „Mann" im Deutschen hervorgehoben wird — sie weist auf die Abschnitte vom modernen Europäer in „Menschliches, Allzumenschliches" zurück, und es wird hier jenes Ideal noch weiter, aber in einem etwas anderen Sinne ausgeführt. Man lese das achte Hauptstück: „Völker und Vaterländer" nach: da wird zunächst über die Wagnersche Musik gesprochen und diese als spezifisch-deutsch hingestellt mit ihrer Mächtigkeit und Ueberfülle, als ein Wahrzeichen der deutschen Seele, die zugleich jung und veraltet, übermürbe und überreich noch an Zukunft sei, was von Wagners Seele vielleicht wahr ist. Und dann fällt das Wort: „Die Deutschen sind von vorgestern und von übermorgen — sie haben noch kein Heute," ein Wort, das wir acceptieren wollen; denn wir sind noch nicht, was wir gewesen sind und was wir sein können. Aber gleich darauf zieht Nietzsche wieder über die „ataviſtischen Anfälle von Vaterländerei und Schollenkleberei" los und kehrt zu seinem „guten Europäertum" zurück. Ein fingiertes Gespräch zweier deutscher Patrioten, von denen der eine das vorbismarcksche, der andere das bismarcksche Deutschland vertritt, zeigt deutlich an, daß sich der Nietzsche von 1885 noch immer in dem Ideenkreis von 1875 bewegt — es mutet uns heute merkwürdig veraltet an. Aber was kümmert diesen Nietzsche im Grunde noch die gewöhnliche Politik: „Ich aber, in meinem Glück und Jenseits erwog, wie bald über den Starken ein Stärkerer Herr werden wird: auch daß es für die geistige Verflachung eines Volkes eine Ausgleichung giebt, nämlich durch die Vertiefung eines andern." Ich dächte, es läge näher, der Verflachung einfach im eigenen Volke entgegenzuarbeiten (wie es denn Nietzsche auch wirklich gethan hat) und zu bedenken, daß einer flachen Generation naturgesetzlich in der Regel eine tiefe folgen wird. — Abermals erhalten wir dann, wie in „Menschliches, Allzumenschliches", eine Darstellung des durch die demokratische Bewegung werdenden Europäers, aber die Dinge haben nun ein ganz anderes Gesicht: während Nietzsche früher in der europäischen Rasse freigeistige Kulturträger sah, glaubt er jetzt, daß der Gesamteindruck der zukünftigen Europäer „wahrscheinlich der von vielfachen, geschwätzigen, willensarmen und äußerst anstellbaren Arbeitern sein wird, die des Herrn, des Befehlenden bedürfen wie des täglichen Brotes." „Während also," fährt er dann fort, „die Demokratisierung Europas auf die Erzeugung eines zur Sklaverei im feinsten Sinne vorbereiteten Typus hinausläuft: wird, im Einzel- und Ausnahmefall, der starke Mensch stärker und reicher geraten müssen, als er vielleicht jemals bisher geraten ist — dank der Vorurteilslosigkeit seiner Schulung, dank der ungeheuren Vielfältigkeit von Uebung, Kunst und Maske. Ich wollte sagen:

die Demokratisierung Europas ist zugleich eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen — das Wort in jedem Sinne verstanden, auch im geistigsten." Ich glaube, wir stehen hier vor dem ungeheuersten Irrtum Nietzsches: aus dem Boden des Europäertums, das er sich denkt, kann nichts entstehen, kein einziger Großer, dafür haben wir den schlagenden historischen Beweis. Oder lebte im byzantinischen Reiche nicht der anstellige Sklave, den Nietzsche wünscht, und hat dieses in den tausend Jahren seines Bestehens einen einzigen großen, ja, nur einen einzigen erwähnenswerten Mann der Wissenschaft oder einen Künstler hervorgebracht, den wir heute noch zu kennen brauchen? Nietzsche hatte in seiner Einsamkeit ganz vergessen, daß der Große nie allein steht, daß einem Shakespeare die Marlowe und Robert Greene vorangehen und die Ben Jonson, Massinger und John Ford folgen, ebenso wie einem Goethe die Klopstock, Wieland, Lessing und Bürger vorangegangen und die Grillparzer, Uhland und Mörike nachgefolgt sind, ja, daß auch die Männer der That, Napoleon z. B., Vorgänger, Mitstrebende und Nachfolger haben, die mehr sind als eine bloße Gefolgschaft. Kurz, es läßt sich eine Entwickelung, wie sie Nietzsche vorschwebt, überhaupt nicht denken, sondern nur eine aus nationalem Boden heraus, wobei man etwa an den Wald erinnern mag, der vielleicht nur eine Königseiche, aber zahlreiche kräftige Stämme über dem alles ausfüllenden „üblichen" Buschwerk hat. Es ist ja richtig, ein internationaler Zug ist seit langem in Europa vorhanden, aber die Werke, die das internationale Europa, das doch Zeit genug hatte, produktiv zu sein, hervorgebracht hat, sind garnicht der Erwähnung wert, haben mit der wahren Kultur garnichts, wenn auch vielleicht einiges mit der Zivilisation zu thun. Man vergleiche beispielsweise die internationalen Werke der Litteratur: sie gehören meist dem Gebiete des Detektivromans an und kommen ästhetisch einfach nicht in Betracht.

Eine Rückkehr freilich gab es für Nietzsche nicht mehr — in eben diesem Hauptstück „Völker und Vaterländer" erfolgt nun jene Auslassung über die deutsche „Tiefe", die man Ursache hätte, ihm sehr übel zu nehmen; denn man sieht gar zu deutlich, daß es ein bloßer Rausch des Geistes und der Lust an pointierten Einfällen ist, die Nietzsche von Behauptung zu Behauptung reißt. „Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Uebergewicht des vorarischen Elements, als „Volk der Mitte" in jedem Verstande, sind die Deutschen unfaßbarer, umfänglicher, widerspruchsvoller, unbekannter, unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als es andere Völker sich selber sind, beginnt er. Das vorarische Element, denk' ich, sollte man wissenschaftlich überhaupt aus dem Spiele lassen, jedenfalls hat es jede andere europäische Nation in gleichem oder noch in höherem Maße als die deutsche, das Entscheidende in der Zusammensetzung des deutschen Volkes ist ohne jeden Zweifel das germanische Element, zu dem sich, wie schon einmal bemerkt, im Osten das slavische, im Südwesten das keltische Element meist sehr glücklich

amalgamiert haben, so daß eine wirkliche Volksindividualität vorherrschend germanischer Prägung entstanden ist. Ich beziehe mich von Nietzsche abermals auf Taine, der sicher gründlicher mit Thatsachen arbeitete. — Die ganze Ausführung Nietzsches kann ich hier nicht durchgehen, es genügt aber auch wohl, wenn ich die Behauptung, daß Goethe seinen Faust, ja, das ganze Problem „Mensch" um das Erscheinen Napoleons willen umgedacht habe, heraushebe und als Beispiel des Spiels mit Einfällen die folgende Stelle citiere: „Der Deutsche schleppt an seiner Seele, er schleppt an allem, was er erlebt. Er verdaut seine Ereignisse schlecht, er wird nie damit fertig; die deutsche Tiefe ist oft nur eine schwere, zögernde Verdauung." Dann rät Nietzsche, den Schein der Tiefe zu konservieren, damit wir unserem Namen des „tiusche-", des Täusche-Volks Ehre machen. Was würde Nietzsche gesagt haben, wenn man seinen Namen mit „Nichts" oder dem russischen „nitschewo" zusammengebracht hätte? — Später kommt er noch einmal auf die Zeitverhältnisse: „Man muß es in den Kauf nehmen, wenn einem Volke, das am nationalen Nervenfieber leidet, leiden will, mancherlei Wolken und Störungen über den Geist ziehen, kurz, kleine Anfälle von Verdummung: zum Beispiel bei den Deutschen von heute bald die antifranzösische Dummheit, bald die antijüdische, bald die antipolnische, bald die christlich-romantische, bald die Wagnerianische, bald die teutonische, bald die preußische, und wie sie alle heißen mögen, die kleinen Benebelungen des deutschen Geistes und Gewissens." Das drolligste ist, daß Nietzsche dann selber ausführt, wie die Juden ohne allen Zweifel die stärkste, zäheste und reinste Rasse seien, die jetzt in Europa lebt, und darauf erklärt, daß sie schon jetzt die Herrschaft über Europa haben könnten, die er ihnen früher (in der „Morgenröte") zum Heile Europas und unser aller Freude prophezeit hat. Also der Sieg des Judentums, sei es als Rasse, sei es als Hauptingredienz einer neuen herrschenden Kaste in Europa ist sicher, und doch ist unser Antisemitismus eine Dummheit! Ja, sollen wir denn einfach die Hände in den Schoß legen und uns ohne Widerstand vereuropäern lassen? Was hätte Nietzsche gesagt, wenn man ihm zugemutet hätte, sich vertreitschken zu lassen? Selbstverständlich, er hielt sich für den stärkeren und freieren Geist, aber wer sagt uns, ob wir nicht zuletzt doch stärker und zäher als die Juden sind, von denen ja nach Nietzsche auch wieder die Sklavenmoral stammt? Jedenfalls müssen wir doch erst einmal unsere Kräfte messen; denn an die Nietzscheesche Verheißung, daß sich „die Fülle angesammelter großer Eindrücke, welche die jüdische Geschichte für jede jüdische Familie ausmacht, die Fülle von Leidenschaften, Tugenden, Entschlüssen, Entsagungen, Kämpfen, Siegen aller Art" in große geistige Menschen und Werke ausströmen werde, glauben wir nicht recht, vielmehr im Falle des jüdischen Sieges an eine orientalische Paschawirtschaft schrecklichster Art. Also wir bleiben einstweilen beim Nationalismus, setzen aber das Wesen unseres Deutschtums in den ehrlichen Kampf und schrecken vor einem neuen Bauernaufstand des Geistes, wie Nietzsche bekannt-

lich die Reformation bezeichnete, keineswegs zurück; denn germanischer Bauerngeist ist auch etwas. So mag Nietzsche zum Schluß in der „Götzendämmerung" ruhig sagen: „Man weiß es überall bereits: in der Hauptsache — und das bleibt die Kultur — kommen die Deutschen nicht mehr in Betracht." Wir sind vielleicht eben dabei, mit einer bewußt-nationalen Kultur einmal Ernst zu machen, die nicht enger und beschränkter sein soll als unsere alte „individualistische", nur fester. Man muß doch erst abwarten. Die Thatsache, daß man heute unsere Hauptmann und Sudermann in Paris spielt, des letzteren „Ehre" sogar bis zum Himmel erhebt, während wir von dem ganzen Mann sehr wenig wissen wollen, beweist am Ende, daß unsere Ideale von Kultur nicht viel geringer geworden sind.

Es war mir natürlich nicht möglich, die ganze Fülle dessen, was Nietzsche über Deutschtum und deutsche Kultur geäußert hat, in meine Betrachtung hineinzuziehen, wie ich selbstverständlich auch nicht den Anspruch erhebe, Nietzsche widerlegt zu haben. Es steckt in der Regel ein Stachel in seinen Auslassungen, den man sich nur herzhaft ins Fleisch drücken soll, aber die vernichtende Waffe führt Nietzsche nicht: dazu ist er viel zu sehr „Widersprüchler", und sein Mißverständnis deutschen Wesens kommt dazu viel zu deutlich aus deutschem Wesen heraus, wenn ihm auch eine bestimmte Art des Germanentums, die entschiedenste, die Spezies Luther-Bismarck bis zu einem gewissen Grade fremd blieb. Eine Ahnung hatte er jedoch auch davon, zumal in seiner Jugend, als er noch nicht in den Banden der Aufklärung lag, und mit einer schönen Stelle aus der „Geburt der Tragödie" möge denn dieser Aufsatz schließen: „Man müßte auch an unserem deutschen Wesen schmerzlich verzweifeln, wenn es bereits in gleicher Weise mit seiner Kultur unlösbar verstrickt, ja, eins geworden wäre, wie wir das an dem zivilisierten Frankreich zu unserem Entsetzen beobachten können; und das, was lange Zeit der große Vorzug Frankreichs und die Ursache seines ungeheuern Uebergewichts war, eben jenes Einssein von Volk und Kultur, dürfte uns, bei diesem Anblick, nötigen, darin das Glück zu preisen, daß diese unsere fragwürdige (Gelehrten-)Kultur bis jetzt mit dem edlen Kerne unseres Volkscharakters nichts gemein hat. Alle unsere Hoffnungen strecken sich vielmehr sehnsuchtsvoll nach jener Wahrnehmung aus, daß unter diesem unruhig auf- und niederzuckenden Kulturleben und Bildungskrampfe eine herrliche, innerlich gesunde uralte Kraft verborgen liegt, die freilich nur in ungeheueren Momenten sich gewaltig einmal bewegt und dann wieder einem zukünftigen Erwachen entgegenträumt." — Vielleicht ist sie jetzt bald wieder einmal dem Erwachen nahe!

Anmerkung der Redaktion. Wir können den hier dargelegten Anschauungen des geschätzten Verfassers in verschiedenen Punkten nicht zustimmen und behalten uns vor zu diesen Stellung zu nehmen, glaubten aber dem nationalen Historiker uneingeschränkt das Wort lassen zu müssen.

Das Ende der ersten Deutschen Flotte. Das Preußische Seebataillon.

Zwei Gedenktage. 2. April und 13. Mai 1852.

Von

Mars.

Fünfzig Jahre sind am 2. April verflossen, seit die Bundesversammlung zu Frankfurt am Main den traurigen Beschluß zur Auflösung der ersten deutschen Flotte faßte. Aber auch durch das Dunkel jener Tage erblicken wir bereits das Morgenrot einer besseren Zeit. Es ist kein Zufall, daß in den Verhandlungen über die Auflösung der deutschen Flotte schon der Bundestagsgesandte Otto von Bismarck eine bedeutende Rolle spielte, und, wie er hierbei mit großer Schärfe den preußischen Standpunkt vertrat, so sollte er ja auch dereinst berufen sein, durch kraftvolle Führung der preußischen Politik die deutsche Frage zu lösen. Aus den Trümmern der deutschen Flotte aber gingen damals zwei Schiffe in die preußische über, für deren damals noch geringen Stand ein bedeutender Zuwachs. Zur Besatzung dieser Schiffe mußte, neben Seeoffizieren und Matrosen, auch das damals aus zwei Kompagnieen bestehende preußische „Marinierkorps“ dienen, und dies erhielt gerade in jenen Tagen, da sich dieser Besitzwechsel vollzog, am 13. Mai die neue Bezeichnung „Seebataillon“. Es mußte auch im folgenden Jahre bereits infolge der neu erworbenen Schiffe verstärkt werden, und es steht somit sein fünfzigjähriges Bestehen, das am 13. Mai festlich begangen werden soll, im inneren Zusammenhange mit dem Ende der ersten deutschen Flotte. Aus der preußischen Flotte ist die neue deutsche emporgestiegen, und aus dem preußischen Seebataillon sind drei deutsche geworden, die erst jüngst den deutschen Namen im fernen Osten zu hohen Ehren gebracht haben. So braucht auch heute der Vaterlandsfreund nicht mehr trauernd jener Tage zu gedenken, da der Traum der ersten deutschen Flotte zu Ende ging, er sieht vielmehr, wie sich aus den Trümmern einer nicht lebensfähigen Schöpfung Besseres und Kräftigeres erhoben hat. Aber auch an den Lehren jener Jahre dürfen wir nicht achtlos dahin gehen, und so möge es versucht sein, in aller Kürze Werden und Vergehen jenes Lieblingswunsches des deutschen Volkes vor fünfzig Jahren an uns vorüberziehen zu lassen.

Als im Frühjahr 1848 der Krieg mit Dänemark um die Elbherzogtümer ausbrach, da wurde so recht die Ohnmacht Deutschlands zur See offenbar. Das kleine Dänemark konnte es ungestraft wagen, an einem einzigen Tage, dem 19. April, nicht weniger als 27 preußische Schiffe in dem Hafen von Helsingör mit Beschlag zu belegen und nach Kopenhagen zu führen, und im Mai erschienen dänische Schiffe vor den Mündungen deutscher Ströme, um die Häfen zu blockieren. Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Deutschland, und zugleich erscholl der Ruf nach einer deutschen Flotte zum Schutze des deutschen Handels. Schon hatte Georg Herwegh in seinen Liedern eines Lebendigen

mit hinreißendem Schwunge die „Deutsche Flotte“ gefeiert, Freiligrath sang seine „Flottenträume“, die Erinnerung an die Zeiten, da die Hanse machtvoll die nordischen Meere beherrschte, ward wieder lebendig, und jetzt mußte der deutsche Riese von dem kleinen Dänemark sich diese Schmach anthun lassen. Schon nahm die deutsche Handelsflotte nach England und Nordmerika den ersten Platz ein, aber wehrlos war sie dem Feinde preisgegeben. Mit einer Einmütigkeit, wie sie in Deutschland noch nie geherrscht hatte, wurde die Schöpfung einer Kriegsflotte zum Schutze des Handels und der Küsten verlangt. Allerorten entstanden Flottenvereine, die durch freiwillige Sammlungen zum Teil beträchtliche Summen aufbrachten. Schon im April faßte die Bundesversammlung die ersten Beschlüsse über den Ankauf und die Ausrüstung von Schiffen. Im Mai reichte der Prinz Adalbert von Preußen die von ihm erbetene Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte ein, das Beste, was in jener Zeit überhaupt darüber geschrieben worden ist. „Deutsch, ganz deutsch muß sie sein — hieß es darin —, eine echte Repräsentantin der wiedergeborenen Einheit des Vaterlandes.“ Drei Millionen Thaler wurden zunächst für den Ankauf von Schiffen aus Festungsbaugeldern genommen, drei weitere sollten folgen.

Unter großen Schwierigkeiten wurden in England und Nordamerika Schiffe gekauft, da die Verhandlungen geheim betrieben werden mußten, um nicht einen Einspruch des Auslandes hervorzurufen. Nicht minder schwer gestaltete sich die Ausrüstung mit Geschützen und Kriegsbedarf, da es hierzu völlig an den geeigneten Fabriken fehlte. Das beste Schiff aber lieferte der Sieg von Eckernförde durch die braven schleswig-holsteinischen Batterieen, bei dem die dänische Fregatte „Gefion“, die als eins der schnellsten und bestausgerüsteten Schiffe damals galt, genommen wurde. Sie erhielt den Namen „Eckernförde“. Die schwerste Aufgabe aber war schließlich, die Bemannung der Schiffe und geeignete Seeoffiziere zu gewinnen. Zum Befehlshaber gelang es, den griechischen Fregattenkapitän Karl Rudolph Brommy, aus Leipzig gebürtig, zu gewinnen. Er hatte fünfundzwanzig Jahre in griechischen Diensten gestanden und wurde am 5. April 1849, gerade an Tage des Sieges von Eckernförde, zum Oberbefehlshaber der Nordseeflotte ernannt. Mit größter Hingebung und Treue hat er Alles für die junge Flotte gethan, was überhaupt unter den schwierigen Verhältnissen möglich war, und was an Ausbildung und kriegerischer Tüchtigkeit erreicht ist, muß fast allein als sein Werk gelten. Als Offiziere wurden einige fremde sowie Kapitäne von deutschen Handelsschiffen übernommen, aus denen später einige der besten preußischen Marineoffiziere hervorgegangen sind. Bei der Bemannung aber war man auf den guten Willen der einzelnen Küstenstaaten angewiesen, da eine gesetzliche Wehrpflicht von Rechtswegen nicht zu erreichen war. Trotzdem gelang es auch hier Brommy, durch selbständig erlassene Bekanntmachungen die nötige Mannschaft sich zu verschaffen.

So war es bis zum Ende des Jahres 1849 gelungen, den Grund zu einer Flotte zu legen, die einer weitern Entwickelung durchaus fähig gewesen wäre. Es waren zu jener Zeit vorhanden 9 größere Dampfschiffe mit zusammen 2520 Pferdekräften, sowie 2 große Segelschiffe. An Geschützen führten diese Schiffe hundert, die Besatzung betrug gegen zwölfhundert Mann. Ferner gehörten dazu 26 Kanonenboote mit 52 Geschützen zur Küstenverteidigung und von der schleswig-holsteinischen Flotte 2 Dampfer und 11 Ka-

nonenboote. Ein im Herbst 1880 von einem österreichischen Fregattenkapitän über die Flotte erstatteter Bericht hebt ihren durchaus kriegs- und seetüchtigen Zustand und die gute Ausbildung von Offizieren und Mannschaften hervor, zollt auch dem Admiral Brommy hohe Anerkennung.

Mit 5 322 404 Gulden war der Grund zur deutschen Flotte gelegt. Der Drang der äußeren Verhältnisse hatte diese Summe größtenteils aus Reichsmitteln zusammengebracht. Aber als die Unterhaltung weitere Mittel verlangte und diese durch Beiträge der deutschen Staaten aufgebracht werden sollten, waren diese nur teilweise zu erreichen. Schon seit dem Sommer 1849 war die Verwaltung der Marine nur mit großen Schwierigkeiten fortgeführt. Nur durch Vorschüsse, die Preußen und Hannover zahlten, wurde eine Auflösung noch verhütet. Aber der Keim dazu war in den verworrenen Verhältnissen gegeben. Noch war es nicht einmal gelungen, eine Reichskriegsflagge zur Anerkennung zu bringen, und Lord Palmerston hatte im Juni 1849 zu erklären wagen dürfen, daß er die drei Kriegsdampfer mit der schwarz-rot-goldenen Flagge, die bei Helgoland dem britischen Hoheitsgebiet zu nahe gekommen waren, als „Seeräuber" betrachte. Oesterreich leistete überhaupt keinen Beitrag, und so mußte endlich die Frage einer Auflösung der Flotte erwogen werden. Aber nicht nur die Uneinigkeit der Regierungen, auch die Teilnahmlosigkeit des Volkes führte den Niedergang herbei. Seit man in weiten Kreisen gesehen, daß ein einheitliches Deutschland auf dem eingeschlagenen Wege nicht zu erreichen sei, seit mit Dänemark wieder Friede geschlossen war und somit der ursprüngliche äußere Anlaß für die Notwendigkeit einer Kriegsflotte fortgefallen, hatte auch das Interesse an dieser Schöpfung aufgehört. Preußen war nicht gewillt, diesen unhaltbaren Zustand zum eigenen Schaden aufrecht zu erhalten, es mußte dann auf Ausbau seiner eigenen Flotte Bedacht nehmen, und Bismarck war es, der in richtiger Erkenntnis diesen Standpunkt scharf vertrat. Oesterreich wollte überhaupt zum Ausbau und zur Unterhaltung nichts beitragen, Hannover wünschte wohl die Beibehaltung einer Nordseeflotte, jedoch als Bundessache, aber nur, weil es fürchtete, daß Preußen dieselbe bei einer Auflösung erwerben möchte. Es wollte andernfalls lieber „die mit einer Auflösung verbundenen Gefahren durch „Verbrennung der Schiffe" vermieden sehen. So war denn, nachdem auch die Idee, daß die deutschen Nordseestaaten die Flotte übernehmen sollten, gescheitert war, ihr Schicksal besiegelt, und am 2. April 1852 faßte die Bundesversammlung den Beschluß zur Auflösung. Der wackere Brommy wurde mit den Offizieren seines Dienstes entlassen. Als er 1860 starb, deckte die dreifarbige Flagge, die auf der „Barbarossa" geweht hatte, seinen Leib, auf dem kleinen Friedhofe des oldenburgischen Dorfes Hammelwarden fand er seine letzte Ruhe, und eine von dem kürzlich verstorbenen trefflichen Dichter der Marschen, dem am 9. März d. J. heimgegangenen Hermann Allmers, herrührende Grabschrift auf seinem einfachen Denkmal sagt uns: „Karl Rudolf Brommy ruht in diesem Grabe, der ersten deutschen Flotte Admiral. Gedenkt des Wackern und gedenkt der Zeiten an schöner Hoffnung reich und bittrer Täuschung."

Als aber am 10. April 1852 auf der „Barbarossa" die deutsche Flagge niederging, stieg zugleich die preußische empor, denn die „Barbarossa" gelangte mit der „Eckernförde", die nun wieder den Namen „Gefion" erhielt, in den Besitz Preußens, und wie

in denselben Tagen das preußische „Seebataillon" seinen Namen empfing, so wurden bald darauf Verhandlungen mit Oldenburg eingeleitet, die im nächsten Jahre zur Abtretung von Heppens führten, wo dann der preußische Kriegshafen Wilhelmshaven entstand.

Wie Preußen allein im stande gewesen ist, den Traum und die Sehnsucht der Deutschen nach einem machtvollen Deutschen Reiche zu erfüllen, so konnte auch erst aus einer tüchtigen preußischen Marine aufs neue eine starke deutsche Flotte sich erheben. Möge das Schicksal ihrer Vorgängerin von 1848 immer eine Mahnung an das deutsche Volk sein, nicht nur, wie damals, wenn der Krieg an die Pforten pocht, sondern zu aller Zeit, dafür einzustehen in einmütiger Teilnahme und opferfreudiger Begeisterung!

Deutschland zur See.

Winde brausen, Wogen schäumen,
Straffes Segel schlägt die Raa —
Willst du noch am Strande träumen,
Hehre Frau, Germania?
Weit hinaus ins Blau der Meere,
In der Wellen Tanz und Streit
Ruft dich deines Namens Ehre
Und das Völkerlos der Zeit,
Deutschland zur See!
Laß deine Flaggen sich blähen und bauschen,
Zwiesprach mit wandernden Wolken zu tauschen,
Höher denn je!

So wie's kühn nach alten Sagen
Deines Heilands Jünger that,
Sollst auch du zu wandeln wagen
Gläubig auf beschäumtem Pfad.
Lorbeer um das Schwert geflochten,
Das du trägst in Siegerhand,
Stolz auf Fluten, unterjochten,
Schreite hin von Strand zu Strand,
Deutschland zur See!
Sieh, am Aequator mit Glutaureole
Krönt dich die Sonne, es krönt dich am Pole
Schimmernder Schnee.

Deutscher Hütte Eichenpfosten
Stehen trotzig eingerammt,
Wo zum Westen her aus Osten
Gottes heil'ge Sonne flammt;
Keines Eilands Felsenschwelle,
Die dein stiller Fleiß vergaß:
Deutsche Hand schwang Karst und Kelle,
Deutsche Hand hielt Lot und Maß —
Deutschland zur See,
Wappne dich kräftig in prachtvoller Schöne,
Daß nicht das Werk deiner mutigen Söhne
Spurlos vergeh'!

Wogen schäumen, Winde brausen,
Daß sich jedes Segel bläht;
Nicht in enger Hütte hausen
Soll uns Deutschlands Majestät.
Aus des Meeres Schaum und Schoße
Taucht der Sonnenball empor,
Aus dem Meere bricht die große
Weltenzukunft licht hervor!
Deutschland zur See,
Laß deine Flaggen sich blähen und bauschen,
Zwiesprach mit wandernden Wolken zu tauschen,
Höher denn je!

Max F. Becker.

Südbrasilien und die deutsche Wirtschaftspolitik.

Von

Herrmann Meyer.

Deutschland hat mit dem vergangenen Jahre eine böse Zeit hinter sich. Es beginnt sich langsam zu erholen nach schwerer Krankheit, in der Handel und Industrie große Einbuße erlitten. Die finanzielle Depression hat den ganzen Körper in eine Krisis gebracht, aus welcher er aber schließlich von allen schwachen und ungesunden Elementen geläutert hervorgehen kann. Aber noch streiten sich die Aerzte, denen die Heilung des Kranken anvertraut ist, um das Mittel, das für eine gänzliche Wiederherstellung des Rekonvaleszenten anzuwenden ist. Der Kampf ist ein schwerer, und es ist noch nicht abzusehen, welche Partei obsiegen wird. Der Zolltarif steht den Handelsverträgen gegenüber. Beide führen für ihre Berechtigung genug Argumente ins Feld, aber leider Gottes spricht das eigene Interesse der Streitenden ein zu großes Wort mit, das durchaus nicht immer mit den Interessen Deutschlands zusammengeht. Es ist eine sehr schwere Aufgabe für den leitenden Staatsmann, beiden Parteien soweit gerecht zu werden, daß die Gesamtheit dabei vor allem zur erstrebten Erstarkung gebracht wird. Unsere äußere Politik hat seit Jahren das Bestreben, unsere wirtschaftlichen Interessen im Ausland zu erweitern und die für einen regeren Austausch der Früchte deutschen Fleißes mit fremden uns notwendigen Produkten geeigneten Beziehungen anzuknüpfen. Dies ist Wille des Kaisers und entspricht durchaus dem deutschen Geiste. Wir sind im Welthandel in den Kampf der Konkurrenz mit anderen produzierenden Völkern eingetreten, und unser Bestreben ist, uns für den Kampf die passenden Waffen zu schmieden. Die deutsche Ware hat Stellung in der Welt erhalten und die fremde in vielen Punkten verdrängt. Die gesteigerte Nachfrage erhöhte die Produktion und vermehrte die Produktionsmittel. Aber noch war der Kampf ein gewagter, so lange der deutsche Handel das Rüstzeug der Handelsverträge nicht anlegen konnte. Dem schweren Geschütz der ausländischen Schutzpolitik gegenüber fehlten uns die Waffen, und so trug der deutsche Handel manche Schlappe aus dem Kampf davon. Seine glückliche Fähigkeit, stets durch Wechsel und Ersatz der unrentabeln Waren durch andere leicht das innere Gleichgewicht wieder herzustellen, schützte ihn vor zu schweren Verlusten; anders steht der Produzent, der mehr oder weniger auf eine Spezialität seiner

Herstellung beschränkt ist und in seinem Betrieb durch verminderte Nachfrage völlig lahmgelegt werden kann. Die Industrie erlitt schwere Einbußen, und große Betriebe mußten ihre Thätigkeit auf ein Minimum beschränken. Es gilt, diesen Schaden auszumerzen, d. h. die Produktion zu heben und sie in ruhigere Bahnen zu leiten. Das können wir durch die Handelsverträge erzielen, die uns die Sicherheit eines geregelten Austausches unserer Produkte ermöglichen. Die „amerikanische Gefahr", der drohende wirtschaftliche Druck der großen transatlantischen Republik hat nicht zum wenigsten unsere Kalamität herbeigeführt. Sie zu paralysieren ist für unsere Industrie eine Existenzfrage. Der geniale Gedanke des Kaisers, seinen Bruder mit der Mission zu beauftragen, den U. S. die Hand zur Freundschaft zu bieten, hat Sympathiebezeugungen des amerikanischen Volkes für unseren Prinzen und das deutsche Volk hervorgerufen, die höchst erfreulich sind. Aber die Vereinigten Staaten haben auch nicht mit der ausdrücklichen Erklärung zurückgehalten, daß sie den wirtschaftlichen Kampf mit uns fortführen wollen. Wir haben nichts dagegen, sobald dieser Kampf den gehässigen Charakter verliert, den er unter dem Eindruck jetzt hoffentlich beseitigter Mißverständnisse und absichtlicher Verhetzungen von englischer Seite, angenommen hatte. Das gilt für uns auch in Bezug auf die für unsere wirtschaftliche Entwicklung so wichtige Frage unserer Kolonisation in Südbrasilien. Die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Südbrasilien müssen gewahrt bleiben, und die Arbeit von hunderttausenden unserer Landsleute, die zu Ehren des deutschen Namens und zur Hebung unseres Handels und unserer Industrie thätig sind, darf nicht verloren gehen. Seit fast 100 Jahren hat sich in dem prächtigen und fruchtbaren Waldgebiet der Südstaaten ein starkes Deutschtum gebildet, das sich ganz aus sich selbst heraus entwickelt hat, denn von Deutschland aus ist herzlich wenig dazu gethan worden. Erst nachdem die Regierung durch Aufhebung des unglücklichsten aller Auswanderungsverbote, der lex v. d. Heydt, und durch Schaffung weiterer Konsulate von neuem Interesse für Südbrasilien zu gewinnen schien, wagte eine Reihe von thatkräftigen und unternehmenden Leuten hier und dort in dem weiten Gebiet praktisch für die südbrasilianische Entwickelung unserer Auswanderung einzutreten und Kraft und Vermögen einzusetzen, um einen neuen Stützpunkt für die deutschen Wirtschaftsinteressen durch Schaffung neuer Kolonisationsunternehmen und Sicherung wichtiger Bahn- und Landkonzessionen für deutsches Kapital zu gewinnen. So entstand auf dem Konzessionsgebiet des alten hanseatischen Kolonisationsvereins in S. Catharina die Kolonie Hansa, in Rio Grande do Sul erwarb die Rio Grande N. W. Bahngesellschaft ausgedehnte Strecken des fruchtbaren Landes zur Ansiedelung. Hier wie dort sind von sachkundigen Fachleuten genaue Vermessungen der konzessionierten Bahnstrecken vorgenommen werden, die Pläne liegen bereit, ausführliche Prospekte sind erschienen. Die brasilianische Regierung, speziell die Leiter des Staates Rio Grande erkennen die Bedeutung, die die

deutsche Kulturarbeit in Südbrasilien bereits verrichtet hat, und wenn das von ihnen den deutschen Konzessionären entgegengebrachte Wohlwollen, das sich in den weitgehendsten Konzessionen äußert, auch keiner inneren Sympathie entspricht, sondern auf rein praktischer Ueberlegung basiert, so brauchen wir nach den Beweggründen der Handlungen nicht zu fragen, wenn diese uns nur Vorteil bringen. Den Vorarbeiten der deutschen Pioniere in Südbrasilien auf kolonisatorischem und technischem Gebiet folgen die ethischen Bestrebungen, das deutsche Element innerlich durch Kirche und Schule zu kräftigen. Die Arbeiten der Barmer Mission, des deutschen Schulvereins, des Gustav-Adolf-Vereins u. a. haben viel Gutes in den deutschen Kolonieen Südbrasiliens geschaffen. Als ganz neue Schöpfung tritt die Blumenaustiftung hinzu, deren Aufgabe es ist, das Schulwesen in Südbrasilien durch Anwerbung tüchtiger, speziell für die Kolonieen gebildeter Lehrer, Gründung von Schulbibliotheken und dergleichen wesentlich zu heben und zugleich Söhnen von Deutschen in Brasilien hier in Deutschland eine praktische Erziehung zu ermöglichen.

Es ist schon manches Gute geschehen, was aber bedeuten diese Versuche gegenüber der gewaltigen Arbeit, die uns noch zu thun übrig bleibt, um das große Ziel zu erreichen in der glücklichen Lösung der Auswanderungsfrage, Deutschland zum Segen. Die Wichtigkeit, für Deutschland ein Gebiet wirtschaftlich zu sichern, in das wir unbedenklich den unaufhaltbaren Strom unserer Auswanderer leiten können, muß ja jedem klar in die Augen springen. Hat sich vielleicht eine unserer afrikanischen Kolonieen für die Aufnahme von Auswanderern schon bewährt? Nein. In Südbrasilien dagegen können unsere überschüssigen Kräfte im Anschluß an das schon lange erstarkte Deutschtum von über 100 000 wackeren gut situierten deutschen Bauern sich kräftig emporarbeiten und durch ihre Beziehungen zur alten Heimat zugleich Handel und Industrie zur größten Bedeutung emporheben. Trotz alledem verhielt sich das deutsche Großkapital ablehnend, und auch die Regierung schien der Sache bisher nicht die Förderung entgegenzubringen, die man von hr erwarten durfte. Unseren Agrariern aber braucht kein Gespenst eines neuen konkurrierenden Weizenlieferanten zu erstehen. Baut einmal Südbrasilien Weizen, so wird dieser noch lange nicht ausreichen, den eigenen Konsum zu decken, geschweige denselben nach Deutschland zu exportieren. Wenn in den letzten Jahren all die Notschreie und eindringlichen Mahnungen, die aus Deutschland und aus der großen Schar südbrasilianischer Landsleute an unser Volk und an die Regierung gelangten, wirkungslos blieben, so war es hauptsächlich die drohende Hand der Monroe-Doktrin, die jedes fremde Eindringen in Amerika strengstens verbot. Die Monroe-Doktrin ist aber neuerdings nach ihrer wirtschaftlichen Seite wesentlich modifiziert, seit Amerika überall das Prinzip der offenen Thür verkündet, das die freie Einwanderung von Menschen und Kapital sowie jede Form von nationaler Fürsorge in sich schließt. Bleiben die U. S. diesem Prinzip treu, so haben wir nach dieser Seite von ihnen keinerle

Unbequemlichkeiten zu erwarten. Den ehrlichen wirtschaftlichen Kampf aber scheuen wir nicht. Die deutsche Regierung hat in der Hauptsache auch die Wichtigkeit der wirtschaftlichen Entwickelung in Südbrasilien erkannt, daran ist nicht zu zweifeln, das zeigt die Errichtung der neuen Auskunftsstelle für Auswanderungswesen, die speziell unter der Leitung des früheren Riograndenser Generalkonsuls Dr. Koser stehen soll. Leider ist dieselbe am 5. März vom Reichstage vorläufig nur auf ein Jahr bewilligt worden. Die Regierung wird gewiß auch den Mut haben, für ihre Aufgabe einzutreten und sich mit Nordamerika auseinanderzusetzen, wenn das von einer Reihe von Hetzblättern gepflegte, prinzipiell überwundene Mißtrauen gegen unsere Auswanderungspolitik und unsere wirtschaftliche Arbeit in Südbrasilien wieder lebendig werden sollte. Daß Deutschland in Südbrasilien erobern will, glauben nur die Narren.

Auch muß sich jeder denkende Amerikaner sagen, daß er dank dem Prinzip der offenen Thür Vorteil mitgenießt, wenn die Südstaaten Brasiliens in Blüte gebracht worden sind durch jene deutsche Kraft, deren Wert sie jetzt in so weitgehender Weise anerkennen. Ohne Kolonisation wird aus den Ländern nie etwas, und wer wäre ein besserer Kolonist als der Deutsche? Auf unsere Auswanderer, die die U. S. mit zur Höhe gebracht haben, sind die Amerikaner auch in Südbrasilien angewiesen, wollen sie das Land nicht veröden lassen, wovon Nordamerika wohl schwerlich irgend welchen Nutzen ziehen würde.

Es ist hohe Zeit, daß Deutschland offen für seine berechtigten Interessen eintritt. In Südbrasilien steht für Deutschland ein ungeahntes Feld der Thätigkeit offen, Nordamerika aber wird in seiner besonderen Kulturarbeit durch die Unterstützung des deutschen Elements der Südstaaten nur Förderung erfahren, wenn es aufhört, einer natürlichen und gesunden Entwickelung entgegen zu arbeiten.

Freilich kann von deutscher Seite nicht alles der Regierung zugeschoben werden. Unsere leitenden Geldleute sollten sich ein Beispiel an den politiktreibenden nordamerikanischen Trusts nehmen, die sich anschicken, wirtschaftlich die ganze Welt zu erobern, ohne daß dabei die Regierung selbst thätig eingreift. Bei ähnlichem Vorgehen würden wir auch in Südbrasilien das Meiste erreichen können.

Bleiben aber unsere Banken dann trotz alledem in ihrer Reserve, dann in Gottes Namen mögen sie die Verantwortung tragen, wenn Südbrasilien für die deutschen Handelsinteressen verloren geht und fremde Nationen ihre Schienenstränge hindurchlegen, die Bergwerke ausbeuten und den deutschen Handel zu verdrängen suchen. Ein Trost bliebe freilich trotz alledem, die Auswanderer müßte doch Deutschland in erster Linie stellen und damit behielte Südbrasilien stets für uns einen gewissen sozialen Wert, wenn auch die wirtschaftliche Bedeutung für uns unrettbar verloren ginge. Nun, deutsches Volk, wähle!

Fedor Flinzer,

der Reformator des Zeichenunterrichts, ein Freund des deutschen Hauses.

Von

Victor Blüthgen.

Es besteht ein äußerer Anlaß, um an diesem Zeitpunkte eines Meisters zu gedenken, dessen Leben ein vollgerüttelt und geschüttelt Maß von Arbeit aufweist, frucht- und freudebringender Arbeit: Professor Fedor Flinzer, der Leipziger Zeicheninspektor und Zeichenkünstler, feiert am 4. April dieses Jahres seinen 70. Geburtstag. So rüstig er heute noch die Hand am Werk hat, im wesentlichen liegt dieses abgeschlossen vor und läßt sich übersehen: die Leistung eines originellen Kopfes, der sich auf seine Weise ausgelebt hat, sich seine Lebensziele eigen gesteckt und damit aufs reine gekommen ist. Die weise Begrenzung, die er sich entsprechend seiner eigentlichsten Begabung dabei vorgeschrieben, ist nicht zum wenigsten das Geheimnis seiner Erfolge gewesen. Ihr verdankt er, daß er heute als markante Persönlichkeit vor der Menge steht, die nicht übersehen werden kann und die unvergessen bleiben wird.

Der äußere Lebensgang Flinzers verläuft verhältnismäßig einfach. Schon von den ersten Lebensjahren an zeichnet ihm seine Begabung die Künstlerlaufbahn vor, und die Bedeutung, die er nachmals für den Zeichenunterricht erlangt, keimt bereits in seinen Studienjahren, ebenso wie er da schon das eigentümliche Feld entdeckte, auf dem seine späteren Erfolge als schaffender Künstler lagen. Das übrige ist reinlicher Auf- und Ausbau.

Er ist Sachse von Geburt und Sachse geblieben. Am 4. April 1832 zu Reichenbach im Vogtlande geboren, in kleinen kaufmännischen Verhältnissen, siedelte er 1840 mit der Familie nach Dresden über, wo er noch beim alten Gustav Nieritz Unterricht genoß. Obwohl er mit wahrer Leidenschaft bis dahin seine freie Zeit mit Zeichnen und Kolorieren ausgefüllt hatte, wurde aus Nützlichkeitsrücksichten doch der Versuch gemacht, ihn Kaufmann werden zu lassen. Aber seine ganze Art versagte da so völlig, daß man ihn sich selbst überließ: er suchte sich einen Platz auf der Akademie, die unter Meistern wie Ludwig Richter, Rietschel, Hähnel, Bendemann, Schnorr von Carolsfeld eines glänzenden Rufes genoß; er wurde ein begeisterter Schüler, der nebenbei bemüht war, sich durch den Verkauf kleiner Bilderchen und Skizzen wie Erteilung von Unterricht seinen Lebensunterhalt zu sichern, und der im Vollgefühl seines Künstlertums und seiner Jugend munter strebte und lebte. Mit glücklichem Instinkt warf er sich, in einer künstlerischen Umgebung, die für Naturstudien nicht viel übrig hatte, sondern lieber „komponierte", auf die Beobachtung der Tierwelt. Damit ward

Unbequemlichkeiten zu
scheuen wir
Wichti
nicht
war
G
t

in der schon damals zahl-
und sein Unterricht sehr beliebt;
von seinen Tierstudien Gebrauch. Er
des „sächsischen Katzenraffaels".

den Kriegsaussichten arge Lücken in die Fremdenkolonie
Künstlerexistenz in Dresden fraglich, und er zog es
in Chemnitz zu vertauschen, wo er alsbald mit
Künstlerhumor die Seele eines großen, für
einem erfindungsreichen
wurde. Aber hier war es auch, wo sein Beruf ihn
von Ideen zu gehen, die ihm schon während seiner
Studienzeit gekommen waren.

Mit seiner Kunst war er in Dresden auf das Zeichnen hingewiesen. Die Meister
dort waren vor allem Zeichner, bestenfalls Koloristen. Aber was den Unterricht betraf,
so hatte er für seine Zeichenkunst nicht zu viel von ihnen profitiert. Kopieren, Aktzeichnen
nach Gips, Meisterkorrekturen mit ein paar hingeworfenen Winken, das war alles.
Wer mehr wollte, studierte und ahmte die bewunderten Größen auf eigene Rechnung
und Gefahr nach. Nur Ludwig Richter regte in beschränktem Maße Naturstudium an.
Gerade der Wert des Naturstudiums aber war Flinzer durch die Studien am Tiere in
seiner vollen Bedeutung klar geworden: das Verständnis der Naturform als Voraus-
setzung für ihre zeichnerische Wiedergabe.

Auf diesem Satze mußte sich, so folgerte er, eine Methode aufbauen, die den An-
spruch erheben wollte, das Problem eines rationellen Zeichenunterrichts zu lösen. Und
sie mußte sehr sorgfältig durchdacht und von unten auf bis ins kleinste festgelegt sein,
wenn sie für den Massenunterricht in der Schule brauchbar sein sollte.

In diesem Sinne veröffentlichte Flinzer 25 Thesen, auf welche hin der Magistrat
von Leipzig mit ihm Verhandlungen anknüpfte. Man wurde dahin einig, daß man
Flinzer die Stellung eines Zeicheninspektors für sämtliche Leipziger Schulen, verbunden
mit eigener Lehrthätigkeit an einer höheren Schule, kreierte, worauf er sich mit seiner in
Chemnitz gewonnenen Braut, einer Großnichte Richard Wagners, vermählte und am
1. Januar 1873 nach Leipzig übersiedelte. Ohnehin war ihm Chemnitz durch Konkurrenz-
neid und Intriguen verleidet. Dort arbeitete er ungestört sein epochemachendes Werk:
Lehrbuch des Zeichenunterrichts an deutschen Schulen (Bielefeld und
Leipzig, Velhagen und Klasing), von dem jetzt bereits sieben Auflagen vorliegen, aus,
das seine Methode an seine unterstellten Lehrer weiter gab. Er legitimierte den un-
vergleichlichen Wert dieser Methode durch alljährliche Ausstellungen von Schülerarbeiten
und verfocht dieselbe siegreich wider allerhand Angriffe. Heute ragt ihre maßgebende
Bedeutung weit über die deutschen Grenzen hinaus, und nur rein äußerliche Gründe
sind schuld, wenn Flinzer heute nicht an der Spitze des gesamten preußischen Zeichen-
unterrichts steht.

Das Auge zum Sehen erziehen heißt, es mit dem Verständnis für die Formen
verbinden. Es handelt sich dabei um die Inanspruchnahme einer Verstandesthätigkeit
welche — so sagt er — in jedem Menschen je nach dem Maße seiner allgemeinen
geistigen Befähigung bis zu verhältnismäßig hohem Grade entwickelt werden kann, selbst

bei künstlerisch völlig Unbegabten, etwa vom zehnten Lebensjahre an. Man studiert an den Grundformen, wie die Mathematik, langsam, gründlich; der Schüler muß sich aussprechen können über das Verstandene, dann es in der Zeichnung anwenden, ohne Hilfsmittel, ohne Korrektur des Lehrers, nur mit Stift und Gummi, später Farbe. Ganz allmählich werden ihm die Gesetze des Lichtes, der Farbe, des Sehens überhaupt beigebracht. Und immer von Zeit zu Zeit Ausblicke, die das Gewonnene auf die Natur anwenden, und für die Begabtesten Versuche eigener Produktion.

Damit hört das Zeichnen auf, eine Fertigkeit zu sein; es wird ein geistiges Erziehungsmittel mit anderen, ein vollwertiges Glied des Allgemeinunterrichts. Und es schafft begeisterte Schüler und erstaunliche Leistungen.

Das ist Flinzer der Pädagoge, der Reformer.

Aber seine Arbeit liegt noch auf einem anderen Gebiete: dem des eigenen Kunstschaffens. Und hiermit ist er der Fedor Flinzer des großen Publikums, der deutschen Familie, vor allem der deutschen Jugend geworden. Der letzteren in besonderem Sinne: als der fleißigste Mitarbeiter an den 25 Jahres-Bänden jener klassischen Jugendschrift, die 1871 Julius Lohmeyer unter diesem Titel geschaffen und so mustergiltig geleitet hat.

Die ersten Anregungen dafür lagen wiederum in der Dresdener Zeit. Schnorr von Carolsfeld, vor allem Ludwig Richter wandten sich mit ihrer Kunst an das deutsche Haus, an die Jugend. Wie Oscar Pletsch, so nahm auch Flinzer diesen Zug auf, in Lohmeyers Zeitschrift, in einer Fülle weit verbreiteter Bilderbücher sich ausgebend. Aber während Pletsch immer derselbe blieb, entwickelte sich Flinzer in bemerkenswerter Weise. Welch ein Unterschied zwischen dem ersten simplen Chemnitzer Bilderbuch und seinem Hauptwerk: Der Tanz (Berlin, Neufeld und Henius) — den kolorierten Fibelbildchen und diesen malerisch und vornehm künstlerisch empfundenen Blättern in zarter Gouache! Und dazwischen welche Flut köstlicher, drolliger Bildchen, mit wachsender Freiheit und Sicherheit in Strichmanier für den Holzschnitt oder für den Farbendruck geschaffen! Vor allem ein quellender Reichtum an Einfällen, der seinesgleichen sucht, so herzerquickend lustig, naiv, liebenswürdig, originell, daß man schon ein hartgesottener Hypochonder oder ein ganz steifleinener Kritikfanatiker sein muß, um dem Schöpfer nicht von Herzen gut und dankbar zu sein.

Stets ist er auf der Höhe, wo er seiner eigentlichsten Begabung Ausdruck giebt: wir haben keinen zweiten Tierhumoristen gehabt, der an Flinzer heranreicht. Wie er den Tiercharakter, die tierischen Formen und Bewegungen studiert hat, wie er das mit genialem Instinkt verwertet, um das Tier sich menschlich gebärden zu lassen, kostümiert oder unkostümiert, das ist ganz einzig. So hat er die Fabeln von Sturm, Hey u. a., den Reineke Fuchs von Bormann, den Froschmäuselerkrieg von mir, Arbeiten Georg Böttichers, die ergötzlichen Tierschnurren sowie zahlreiche andere Bilderbücher Julius Lohmeyers, vor allem wertvoll dessen „König Nobel" illustriert, so im „Tanz" das Ballvergnügen der eleganten Welt travestiert. Insgesamt mehr als dreißig Werke. Vielfach muß man diese Bildchen erst genau studieren, um all die kleinen amüsanten Details zu bemerken, mit denen sie ausgestattet sind.

Flinzers Schaffen steht mit einer Blütezeit der Jugenddichtung in engstem Zusammenhang, die gezeitigt zu haben nicht das kleinste Verdienst des Herausgebers dieser Blätter

ist. Eine neue Zeit mag versuchen, Neues an die Stelle des Alten zu setzen, das ist ihr Recht. Vorläufig gehört der Schatz, den Meister Fedor durch ein reiches Leben ausgebreitet, unserem Volke noch lange nicht zum alten Eisen.

Mögen die Vielen, denen er Freude bereitet hat, am 4. April dankbar des Jubilars gedenken, dessen letzte Jahre ein hartes Schicksal — das letzte Weihnachtsfest noch hat ihm die treue Lebensgefährtin geraubt — mannigfach getrübt hat. Er hat ein gut Werk hinter sich. Wenn er auch als schaffender Künstler früher oder später „historisch" werden wird, der Grundgedanke, um den er die Pädagogik bereichert hat, wird fruchttragend lebendig bleiben für alle Zeit und sein Bild spätesten Geschlechtern gegenwärtig halten.

Ein Besuch bei Meister Fedor Flinzer in Leipzig.

(Zum 70. Geburtstage.)

Sei gegrüßt mir, liebe Schwelle,
Sei gegrüßt mit Klang und Reim!
Sonntagsstille, Winterhelle
Webt im trauten Künstlerheim.

Meister mit dem Kinderherzen,
Sinnig, ernst und frohgemut,
Auf den Lippen heit'res Scherzen,
In den Blicken stille Glut,

Gieb heut Antwort unsrer Frage,
Sprich, wo nimmst du alles her?
Deine Skizzenbücher, sage,
Werden sie denn nimmer leer?

Fünfzig Jahr mit vollen Händen
Streust du deine lust'ge Saat;
Wächst dein Schatz im frohen Spenden,
Lieber Künstler-Fortunat?

Wie aus einem Zauberbronnen
Unerschöpflich quillts und sprühts
Freudig auf zum Glanz der Sonnen
Aus der Tiefe des Gemüts.

Ha, welch fröhlich Schaun und Rasten!
Blatt um Blatt! Und Zug um Zug!
Wie in Noahs Archenkasten,
Eine Welt in jedem Buch!

Friedlich wie im Paradiese
Haust zusammen Lamm und Leu,
Tanzen fröhlich Fritz und Liese
Um den Panther ohne Scheu.

Du, dem wie Merlin dem Weisen
Aller Tiere Sprache kund,
Hielt'st in deinen Zauberkreisen
Mich gebannt noch manche Stund.

Dank für all die Wundergaben!
Nimmer sah ich mich noch satt!
Meinen Mägdlein, meinen Knaben
Bring ich heim manch köstlich Blatt.

Nun ade! du trautes Zimmer,
Teuren Meisters Arbeitsstatt!
Gruß und Dank! — Im Mondesschimmer
Wandl' ich durch die alte Stadt.

Julius Lohmeyer.

Was unſerem Volke not iſt.

Ein Sprechſaal für unſere Mitarbeiter.

I.

Blumenthal oder Shakeſpeare?

Ich pflegte die Tochter meiner ehemaligen Berliner Wirtin, eine junge Dame von Durchſchnittsbildung, inzwiſchen verlobt mit einem Ingenieur, gelegentlich mit ins Theater zu nehmen. Ich war Theaterkritiker und demgemäß gewohnt, mit künſtleriſchen und litterariſchen Maßſtäben auf meinem Platz zu ſitzen. Zwei dieſer Abende ſind mir im Gedächtnis geblieben. Von einem der älteren Stücke Blumenthals, einem jener rührſamen Salonſtücke, in denen ſich — nach Schillers Diſtichon auf Kotzebue — die Tugend zu Tiſch ſetzt, nachdem ſich das Laſter erbrochen, ging meine Begleiterin ganz und gar entzückt nach Haus. Ich ſtörte ſie in dieſem Entzücken nicht weiter. Einem Luſtſpiel Shakeſpeares aber, einem jener übermütigen, tollen Scherzſpiele der Renaiſſancezeit gegenüber, blieb dieſelbe aufgeweckte Berlinerin ziemlich ratlos. Es ſei ja „furchtbar luſtig“, meinte ſie zwar auch, lachte auch öfters — aber Blumenthal hatte ihr Herz. Mit ihrer Mutter war ſie in „Dorf und Stadt“, und beide weinten heiße Thränen, ſo ſehr waren ſie von der Kunſt und Seelentiefe der Frau Birch-Pfeiffer ergriffen und erſchüttert. Auch Wagners „Lohengrin“ fand ſie freilich herrlich; Goethe und Schiller ſeien „auch ſchön“, meinte ſie (die Tochter), aber — — der Nachſatz kam eigentlich nie ſo recht heraus. Alles in allem, wenn ich eine ungefähre Zuſammenzählung meiner Beobachtungen mache: für dieſe mittlere Bildungsſchicht haben Goethe, Schiller und Shakeſpeare nicht gedacht, nicht gedichtet. Es iſt nicht die unterſte Schicht: es iſt die breiteſte Schicht, es iſt die Mehrzahl deſſen, was man gemeinhin „Publikum“ nennt.

Gehen wir etwas höher. Wir ſind in der Wohnung eines penſionierten Offiziers. Hausherr, Hausfrau und erwachſene Töchter ſind lebhaft erfüllt von „Flachsmann als Erzieher“; hier ſind es, neben der Theaterwirkung, auch die Tendenz, die Moral und die Figuren, die in der Familie lebhafte Diskuſſionen anregen. Auch der I. Teil von „Ueber unſere Kraft“ hat beträchtlichen Eindruck hinterlaſſen. Man war zwar auch in „Macbeth“ oder ſonſt einem Shakeſpeareſchen Trauerſpiel, wobei Matkowski als ſehr intereſſant befunden wurde. Aber die junge Dame geſtand ungeniert, daß ſie für Trauerſpiele „überhaupt“ nicht viel übrig habe, wenigſtens für Rührung nicht zugänglich ſei. Es war gleichwohl kein unlitterariſches Haus; ich glaube ſogar, die Tochter des Hauſes ſchriftſtellerte ein wenig.

Wiederum einmal auf einer Abendgeſellſchaft, bei einem Univerſitätsprofeſſor. Die gebildete und ſehr geſcheite Tochter eines Geheimrats ſchwärmt mir zur Linken von

Sudermann. Sie hat „Das Glück im Winkel“ gesehen und kann nicht genug rühmen, wie „keusch“ das Problem behandelt sei. Die junge Dame zur Rechten spricht mir von Hauptmann; nicht von dessen Kunst oder Art, sondern in geheimnisvollen Andeutungen von dessen bürgerlichen Verhältnissen und Rautendelein-Verhältnissen und dgl. Ich vergleiche im Geist mit ähnlichen Gesprächen und komme auf dem Nachhausewege zu dem Schluß: auch hier ist es nicht Adel und Hoheit und Schönheit aus dem Lande der Dichtung, was diese gebildeten Damen füllt und fesselt.

An einem anderen Gesellschaftsabend schloß meine Nachbarin, eine ältere, ruhig-vornehme und scheinbar kühl-überlegene Dame ein litterarisches Gespräch mit den bedeutsamen Worten: „Ach ja, es giebt so wenig Gutes jetzt auf unsern Theatern, so wenig Stücke, an denen man sich unbefangen freuen kann! Aber da hab' ich neulich Etwas gesehen, das hat mir endlich wieder einmal wirkliche Freude gemacht!“ Was war's? Blumenthals „Fee Caprice“. — — —

Nun zur Sache. Kotzebue war mehrere Jahrzehnte hindurch der Leibdichter des deutschen Durchschnitts-Publikums; er schrieb meist nur Possen — da war er oft sehr spaßhaft, bühnengeschickt, — er schrieb auch Trauerstücke; er wurde damals neben Schiller genannt, er war im Auslande vielleicht noch bekannter als Schiller. Heute gilt das Wort „Kotzebue“ als der verächtliche Inbegriff hohler, rührseliger, seichter, aber geschickter Theatermache. Goethe und Schiller wurden von dem eitlen Theaterlieferanten, der auch als Gesellschaftsmensch zur Intrigue neigte, verärgert; seine riesigen Bühnenerfolge standen helfend hinter ihm. Um 1810 war er der weitaus meist aufgeführte Autor; Schiller und Goethe verschwanden daneben. Goethe, als Weimarer Theaterdirektor, mußte mit ihm rechnen und führte ihn häufig auf; aber Mensch und Autor waren ihm zuwider, ja, Goethe, der sich sonst grundsätzlich zur Objektivität erzog, haßte Kotzebue geradezu.

Und heute? Haben Goethe und Schiller dem künstlerischen Sinn der Nation ein vornehmes Gepräge aufgedrückt? Hat Kotzebue gesiegt?

Man beobachte und frage herum: was will die entscheidende Mehrzahl unseres Publikums? Will es überhaupt, und kann es überhaupt sich zu Hause fühlen in wahrhaft vornehmer Kunst? Hängen an unsern Wänden Meisterwerke ernst zu nehmender Adelsmenschen der Malerei oder gefällige Puppen und herkömmliche Landschaften? Würden ein moderner Goethe oder Schiller in diesem unvorbereiteten Volke Wiederhall finden? Man mache die Probe: hie irgend ein Bierbaum — dort Goethe! hie, nun — nomina odiosa: irgend ein „süßes Gesichtchen“ — dort Böcklin! Wer wird (Unkenntnis der Verfasser vorausgesetzt) in 90 von Hundert gebildeten Gesellschaften von heute den Preis davontragen?

Ich nehme es, wenn es bewußt geschieht, niemandem übel, wenn er seinen ermüdeten Kopf lieber in ein Lustspiel trägt als in eine Welt tragischer Poesie. Aber es sollte doch, im Volke der Dichter und Denker, zur elementaren Geschmacksbildung gehören, den grundsätzlichen Unterschied zwischen Kotzebue und Goethe, zwischen Blumenthal und Shakespeare zu fühlen und zu wissen. Ist das der Fall?

Wie haben Lessing und Herder, Goethe und Schiller sich abgemüht, ästhetisch zu reifen, den Geschmack zu veredeln! Welch ein geistiger Entwickelungsweg von der

Spaßhaftigkeit Kotzebues oder der Rührseligkeit Ifflands zum echten Humor Falstaffs, zur derben Laune der Auerbachs-Kellerszene, zur tiefen Empfindung der Gretchen-Tragödie!

Ihr modernen Erzieher, Lehrer, Hausfrauen von Geschmack und Bildung: ist nicht der Goethe-Schiller-Standpunkt das edlere Erziehungsideal? — In der Theorie, gewiß! In der Praxis aber?

Fritz Lienhard.

Wünsche eines Deutschen.

Ich hege große Zweifel darüber, ob sich ein Volk belehren lasse. Die geheimsten Ursachen seines Werdens liegen in Tiefen, in die der bewußte Wille des Stärksten nicht einzudringen vermag. Knospe, Blüte und Frucht gehorchen sicherlich Gesetzen, diese aber zu lenken ist vielleicht Menschen für immer versagt. Wie sich das, was wir Volksseele nennen, in den Zeiten vor der erkannten Geschichte keimartig entwickelt hat, wissen wir trotz aller Anthropologie so gut wie gar nicht. Aber schon damals bereiteten sich bestimmte Richtungen vor, in denen die Grundzüge für Tugenden und Mängel angedeutet waren, nicht selten derartig, daß beide miteinander in innigem Zusammenhange standen. Wie bei einzelnen Menschen ein Fehler oft die Rückseite eines Vorzugs darstellt, so ähnlich ist es auch bei den Völkern. Das Streben der Stämme, frei zu sein gegenüber den verwandten Stämmen; innerhalb des Stammes das Streben der einzelnen, sich in bestimmten Grenzen als Freie zu fühlen, bildet den Ausgang für Tugenden und Mängel. Hier entsprangen Vorzüge, in denen die Weltbedeutung deutscher Art wurzelt; hier aber entstanden zugleich die größten Mängel unseres Volkes: Zerrissenheit, Zwietracht der Sippen, ichsüchtiger Eigensinn, der um eines Scheinrechtes willen die Stimme des Bluts, die zum Anschluß an das Ganze drängt, überhört. Zwar ist auch dieser Mangel durchaus nicht ganz ohne Segen gewesen, denn er erzeugte Kampf, und jedes Kämpfen von Willenskräften und Gedanken kann fördern, indem es die Streitenden zur Betrachtung und dann Vertiefung ihrer Standpunkte zwingt.

Früher schon erkannten einsichtige Männer die Schäden dieser Seite unserer Eigenart. Vom Mittelalter her reicht die Reihe dieser Prediger, sie mehrt sich in den Zeiten, die großen geschichtlichen Stürmen vorangehen, und in den Tagen des Jammers und der Erniedrigung. Aus Feuerherzen sprechen sie Feuerworte, in anderen Wendungen, im Sinne aber stets gleich. So könnte uns die Geschichte belehren. Wer aber in der großen Menge hört auf die Geschichte? Frau Klio hält ihre tiefsinnigen „Kollegien" und warnt und deutet aus der Vergangenheit und der Zukunft. Aber die Hörsäle sind nur von wenigen besucht, und die meisten dieser wenigen entnehmen den Vorträgen zwar Wissen, aber nicht die Weisheit, die sich in Thaten umsetzt.

Jedes Jahrhundert stellt neue Aufgaben, die sich aus der Gesamtlage ergeben und oft ein Jahrzehnt vor ihrem Auftreten kaum ahnen lassen. Diesen wechselnden Aufgaben steht aber immer das in den Grundzügen sich gleich bleibende Volk gegenüber. Mögen auch vorausschauende und willenskräftige Führer zuweilen eine scheinbare Einheit bewirken, sie hält auf lange nicht vor. Kaum ist der Druck, den jede überragende Per-

sönlichkeit ausübt, vorüber, so bietet sich das alte Schauspiel, das zum Possenspiel aus-
arten kann. Die mühsam zusammengehaltenen Willenskräfte drängen nach allen Rich-
tungen auseinander. Nur eines vermag sie zu einheitlichem Thun zusammenzubringen:
das eiserne Gebot der Not. Ihr gegenüber verschwinden für einige Zeit der Eigennutz,
der lehrhafte Eigensinn, die vertrocknete Rechthaberei und der Sippenhaß. Aus dem
Tiefsten des Volkswesens bricht dann sturmgleich das Urgefühl der Gemeinsamkeit.

Wir haben die Pflicht, uns zu erhalten. In den Verhältnissen unserer Zeit, in
denen sich ein Weltleben von ungeheurer Ausdehnung zu entfalten beginnt, wie es
niemals noch vorher der Fall gewesen ist, dürfen wir uns nicht einklostern in die Grenzen
des Reichs. Aber wir vermögen nach außen hin nur dann zu wirken als wirkliche
Weltmacht, wenn wir im Innern alle Kräfte zusammenfassen. Der Gedanke an das
Vaterland muß so gestählt werden, daß er allen Parteien in den großen Fragen das
gemeinsame Ziel aufdrängt. Die einzelnen Interessenverbände müssen es lernen, sich in
ihren Sonderwünschen zu beschränken, damit jedem sein Recht werde ohne Nachteil für
die berechtigten Forderungen des andern. Die bürgerlichen Parteien müssen zu der
Einsicht kommen, daß die Fortführung und Vertiefung der sozialen Versöhnung für
unser Vaterland eine Hauptbedingung einer glücklichen Zukunft bedeutet.

Damit jedoch diese Ziele erreicht werden, ist vor allem eins nötig: die Vertiefung
unseres sittlich-religiösen Lebens. Eine Versöhnung der Stände ist undenkbar, wenn
ihre Gründe nicht im inneren Leben liegen. Aeußere Bedürfnisse und politische Ab-
machungen vermögen zwar für kurze Zeit Gegensätze zu verschleiern, aber was die Ich-
sucht verbindet, kann sie nach kurzer Zeit wieder zerreißen. Erst wenn das sittliche Be-
wußtsein die Stände im Innern vereint und jeden zur Achtung vor dem andern zwingt,
kann sich eine Einheit entwickeln, die durch höhere Gesetze bewirkt wird. In ihr sind
dann die besten Eigenschaften unserer besten Väter lebendig, die Tugenden der Wahr-
haftigkeit und der Treue, aus denen sich die Gerechtigkeit ergiebt. Nicht aber die des
äußerlichen Gesetzes, sondern die des Herzens. Dann wird von selbst die religiöse
Strömung innerlich erstarken. Dann aber werden die Einzelnen sich erst recht der
Pflichten gegen die Nächsten und gegen Staat und Volk bewußt werden. Der Unge-
ist des ethischen Materialismus wird zurückgedrängt sein, und kommen wird eine Zeit der
ernsten Arbeit für alle reinen Leitbilder unseres Volkes. Daß es so kommen möge, ist
der tiefste Wunsch meines Herzens.

Otto von Leixner.

Vorfrühling.

Die Bäume voll Knospen,
In Hoffnung verträumt,
Und gleitende Wölkchen,
So goldig umsäumt;

Und zitternder Sehnsucht
Erwachender Drang,
Und atmende Schollen
Die Felder entlang;

Und schimmernde Fernen
So freundlich erhellt —
O helle das Herz mir,
Du lenzende Welt.

Otto von Leixner.

Neuere deutsche Marinelitteratur.

Besprochen von

Georg Wislicenus.

I.

Unsere löbliche Zunft der Marineschriftsteller wächst von Tag zu Tage; trotzdem ist die deutsche Marinelitteratur bis heute ziemlich arm an Werken, die volle Selbständigkeit und Eigenart ihrer Schöpfer kennzeichnen, und die neben der fleißigen fachmännischen Arbeit auch echtes künstlerisches Streben offenbaren. Mit ihrem behaglichen und zuweilen gedankenlosen Dahinwandeln in tief ausgefahrenen Gleisen sticht noch heute die Mehrzahl deutscher „Marinebücher" wenig günstig von den oft genug groß angelegten und kräftig durchgeführten Werken der nordamerikanischen, der englischen, der französischen und auch der italienischen modernen Marinelitteratur ab. Nun, Deutschlands Seewesen ist ja selber immer noch nicht ganz aus den Kinderschuhen heraus, das mag als Entschuldigung oder doch wenigstens als Erklärung für den Mangel an Vertiefung und Vielseitigkeit in der deutschen Marinelitteratur gelten. Vertiefung und Vielseitigkeit sind freilich Gegensätze, über die nicht jeder, dem Tinte und Papier zur Verfügung steht, zu herrschen vermag, namentlich nicht in unserer Zeit des unentbehrlichen Spezialistentums, wo das Hunderterlei des Seekriegswesens hunderte von ganz einseitig schaffenden Fachleuten fordert, und wo der klare Ueberblick über das Ganze und die richtige Einschätzung des Wichtigen und des Nebensächlichen täglich schwieriger wird.

Die Seeromantik soll hier ganz aus dem Spiele bleiben; der vielbeschäftigte Fachmann haßt das Romanlesen, und die nautischen Hirngespinste schreibseliger Landratten machen ihn meistens seekrank, er begreift nicht, daß der biedere Binnenländer solche Kost verdauen kann. Alle Hochachtung vor Marryat, Jules Verne und Cooper; aber diesen Originalen ist bisher leider kein deutscher Schriftsteller gewachsen. Dagegen sind wir nicht arm an guten Schilderungen von Seereisen, die aber auch nicht zur Marinelitteratur zu rechnen sind, sondern nur eine Abart der Reisebeschreibungen bilden; freilich, die wundersamen, tief empfundenen Stimmungsbilder Pierre Lotis sind bisher von keinem deutschen Schilderer der Meeresnatur erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Einige Arbeiten meines lieben alten Schiffsgenossen, des Marinepfarrers Heims und einer klarblickenden Seefahrerin, der Frau Helene Pichler-Felsing haben unzweifelhaft dauernden Wert und zeigen tiefes Empfinden in der Darstellung des gewaltigen Meeres, stehen auch hoch über zahllosen anderen Beschreibungen dieser Art, aber zur vollen künstlerischen Meisterschaft fehlt auch ihnen noch einiges.

Zur Marinelitteratur im eigentlichen Sinne des Wortes rechne ich nur diejenigen belehrenden, aufklärenden, anregenden oder unterhaltenden Werke beschreibender oder

sönlichkeit ausübt, vorüber, so bietet sich das alte Schauspiel, das zum Possenspiel ausarten kann. Die mühsam zusammengehaltenen Willenskräfte drängen nach allen Richtungen auseinander. Nur eines vermag sie zu einheitlichem Thun zusammenzubringen: das eiserne Gebot der Not. Ihr gegenüber verschwinden für einige Zeit der Eigennutz, der lehrhafte Eigensinn, die vertrocknete Rechthaberei und der Sippenhaß. Aus dem Tiefsten des Volkswesens bricht dann sturmgleich das Urgefühl der Gemeinsamkeit.

Wir haben die Pflicht, uns zu erhalten. In den Verhältnissen unserer Zeit, in denen sich ein Weltleben von ungeheurer Ausdehnung zu entfalten beginnt, wie es niemals noch vorher der Fall gewesen ist, dürfen wir uns nicht einklostern in die Grenzen des Reichs. Aber wir vermögen nach außen hin nur dann zu wirken als wirkliche Weltmacht, wenn wir im Innern alle Kräfte zusammenfassen. Der Gedanke an das Vaterland muß so gestählt werden, daß er allen Parteien in den großen Fragen das gemeinsame Ziel aufdrängt. Die einzelnen Interessenverbände müssen es lernen, sich in ihren Sonderwünschen zu beschränken, damit jedem sein Recht werde ohne Nachteil für die berechtigten Forderungen des andern. Die bürgerlichen Parteien müssen zu der Einsicht kommen, daß die Fortführung und Vertiefung der sozialen Versöhnung für unser Vaterland eine Hauptbedingung einer glücklichen Zukunft bedeutet.

Damit jedoch diese Ziele erreicht werden, ist vor allem eins nötig: die Vertiefung unseres sittlich-religiösen Lebens. Eine Versöhnung der Stände ist undenkbar, wenn ihre Gründe nicht im inneren Leben liegen. Aeußere Bedürfnisse und politische Abmachungen vermögen zwar für kurze Zeit Gegensätze zu verschleiern, aber was die Ichsucht verbindet, kann sie nach kurzer Zeit wieder zerreißen. Erst wenn das sittliche Bewußtsein die Stände im Innern vereint und jeden zur Achtung vor dem andern zwingt, kann sich eine Einheit entwickeln, die durch höhere Gesetze bewirkt wird. In ihr sind dann die besten Eigenschaften unserer besten Väter lebendig, die Tugenden der Wahrhaftigkeit und der Treue, aus denen sich die Gerechtigkeit ergiebt. Nicht aber die des äußerlichen Gesetzes, sondern die des Herzens. Dann wird von selbst die religiöse Strömung innerlich erstarken. Dann aber werden die Einzelnen sich erst recht der Pflichten gegen die Nächsten und gegen Staat und Volk bewußt werden. Der Ungeist des ethischen Materialismus wird zurückgedrängt sein, und kommen wird eine Zeit der ernsten Arbeit für alle reinen Leitbilder unseres Volkes. Daß es so kommen möge, ist der tiefste Wunsch meines Herzens.

Otto von Leixner.

Vorfrühling.

Die Bäume voll Knospen,
In Hoffnung verträumt,
Und gleitende Wölkchen,
So goldig umsäumt;

Und zitternder Sehnsucht
Erwachender Drang,
Und atmende Schollen
Die Felder entlang;

Und schimmernde Fernen
So freundlich erhellt —
O heile das Herz mir,
Du lenzende Welt.

Otto von Leixner.

Neuere deutsche Marinelitteratur.

Besprochen von

Georg Wislicenus.

I.

Unsere löbliche Zunft der Marineschriftsteller wächst von Tag zu Tage; trotzdem ist die deutsche Marinelitteratur bis heute ziemlich arm an Werken, die volle Selbständigkeit und Eigenart ihrer Schöpfer kennzeichnen, und die neben der fleißigen fachmännischen Arbeit auch echtes künstlerisches Streben offenbaren. Mit ihrem behaglichen und zuweilen gedankenlosen Dahinwandeln in tief ausgefahrenen Gleisen sticht noch heute die Mehrzahl deutscher „Marinebücher" wenig günstig von den oft genug groß angelegten und kräftig durchgeführten Werken der nordamerikanischen, der englischen, der französischen und auch der italienischen modernen Marinelitteratur ab. Nun, Deutschlands Seewesen ist ja selber immer noch nicht ganz aus den Kinderschuhen heraus, das mag als Entschuldigung oder doch wenigstens als Erklärung für den Mangel an Vertiefung und Vielseitigkeit in der deutschen Marinelitteratur gelten. Vertiefung und Vielseitigkeit sind freilich Gegensätze, über die nicht jeder, dem Tinte und Papier zur Verfügung steht, zu herrschen vermag, namentlich nicht in unserer Zeit des unentbehrlichen Spezialistentums, wo das Hunderterlei des Seekriegswesens hunderte von ganz einseitig schaffenden Fachleuten fordert, und wo der klare Ueberblick über das Ganze und die richtige Einschätzung des Wichtigen und des Nebensächlichen täglich schwieriger wird.

Die Seeromantik soll hier ganz aus dem Spiele bleiben; der vielbeschäftigte Fachmann haßt das Romanlesen, und die nautischen Hirngespinste schreibseliger Landratten machen ihn meistens seekrank, er begreift nicht, daß der biedere Binnenländer solche Kost verdauen kann. Alle Hochachtung vor Marryat, Jules Verne und Cooper; aber diesen Originalen ist bisher leider kein deutscher Schriftsteller gewachsen. Dagegen sind wir nicht arm an guten Schilderungen von Seereisen, die aber auch nicht zur Marinelitteratur zu rechnen sind, sondern nur eine Abart der Reisebeschreibungen bilden; freilich, die wundersamen, tief empfundenen Stimmungsbilder Pierre Lotis sind bisher von keinem deutschen Schilderer der Meeresnatur erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Einige Arbeiten meines lieben alten Schiffsgenossen, des Marinepfarrers Heims und einer klarblickenden Seefahrerin, der Frau Helene Pichler-Felsing haben unzweifelhaft dauernden Wert und zeigen tiefes Empfinden in der Darstellung des gewaltigen Meeres, stehen auch hoch über zahllosen anderen Beschreibungen dieser Art, aber zur vollen künstlerischen Meisterschaft fehlt auch ihnen noch einiges.

Zur Marinelitteratur im eigentlichen Sinne des Wortes rechne ich nur diejenigen belehrenden, aufklärenden, anregenden oder unterhaltenden Werke beschreibender oder

sönlichkeit ausübt, vorüber, so bietet [illegible] sich mit Gegenständen innerhalb
arten kann. Die mühsam zus[illegible] lassen. Je nach der Wahl des Gegen-
tungen auseinander. [illegible] technisch, taktisch, historisch, juristisch, politisch,
das eiserne Ge[illegible] rein belletristisch sein. Zur Marinelitteratur
der lehrhafte[illegible] Fachleuten; aber den Grundsatz wird man wohl
Tiefsten d[illegible] Kenntnis auf dem großen Gebiete der Marinelitteratur
W[illegible] können. Vielleicht ist auf wenig Gebieten so viel
denen [illegible] der Marinelitteratur, wo schon so mancher, der kaum je ein
nier [illegible] drauf los schreibt und dann noch denen die Augen blendet, die
de[illegible] verstehen, als er selber. „Bücher schreiben ist leicht, es ver-
[illegible] und das geduldige Papier," sagt irgendwo Felix Dahn in
einer [illegible] Anwandlung; er hat nur zu recht. Aber auch die gründlichsten Fach-
kenntnisse machen allein noch nicht den Marineschriftsteller aus; es gehört eben auch
dazu mehr, als mancher denkt, der sich berufen fühlt, das geduldige Papier mit seinen
unschätzbaren Gedanken zu be—nutzen. Es ist ein eigen Ding, und gelingt lange nicht
jedem, technische oder andere Fachgegenstände dem Leser oder Zuhörer genießbar vorzu-
tragen. Rezepte, wie das zu machen ist, giebt es nicht, da hat jeder seine eigene Weise;
so gut auf hunderterlei mehr oder minder schöne Form der Frühling besungen wird, so
kann auch der sehr verzwickte Mechanismus des Fischtorpedos auf mannigfaltige Art dem
Laien mehr oder minder klar und anregend beschrieben werden.

Was der denkende Mensch arbeitet, soll doch wohl stets vernünftigen Zweck haben, soll nicht nur ihm selber, sondern mindestens auch seinem Volke förderlich sein, darf also nie nutzlose Spielerei werden. Allerdings gehört dazu klare Erkenntnis von dem, was dem Volke Nutzen schafft oder was ihm schadet. Wie nur der denkende Dichter und der echte Künstler belebend und erhebend auf Herz und Sinn ihrer Mitmenschen wirken, wie nur der fleißige und gewissenhafte Arzt oder Lehrer gute Erfolge erzielen, so muß auch der Marineschriftsteller wissen, was er will und was er zu thun hat, um mit seiner Arbeit nützliche Werte zu schaffen. Wie jeder gute Schriftsteller überhaupt, muß auch der Marineschriftsteller seine Leser erziehen, sie zu fesseln wissen; das kann er nur, wenn er seine Persönlichkeit — falls er eine hat — in seine Arbeit verflicht, wenn man auch bei ihm, wie bei jedem echten Mann der Feder, den Pulsschlag seines Herzens, seine heilige Liebe zur Sache und seine felsenharte Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit seines Schaffens scharf und deutlich durchfühlt. Auf dem Parkett mögen ja die nüchternen, langweiligen, stets vorsichtigen, äußerst sachlichen, man möchte sagen geschlechtslos objektiven, sauber gedrechselten und polierten Schachfiguren ganz „nett" aussehen, aber ein Buch, das ein Mensch mit Fischblut geschrieben hat, ist für die Gottlob immer noch kerngesunde warmblütige Natur des echten Deutschen ungenießbar und kaum als Schlafmittel nutzbar. Nochmals kurz gesagt, auch der Marineschriftsteller soll seine ganze Persönlichkeit in seine Arbeit hineinsetzen, dann wird er wirken, nur dann; so einfach diese Wahrheit ist, so unbekannt ist sie doch in der Zunft noch.

Die Marinelitteratur ist verschiedenen Zwecken gewidmet; ihre höchste und schwierigste Aufgabe ist die, sowohl den Fachmann wie den Laien nicht nur zu befriedigen, sondern auch aufzuklären, anzuregen und beide für die Sache zu fesseln und zu be-

geistern. Wesentlich weniger schwierig ist es, nur für die Belehrung oder Neugierde des Laien zu arbeiten. Da der Deutsche noch ein Neuling auf dem Gebiete des Seewesens ist, läßt oft genug auch der gebildetste Binnenländer sich bei uns manches auf dem Felde der Marineschreiberei bieten, was in England und Frankreich und selbst in Italien als albernes Gewäsch kaum in einem Winkelblättchen aufgenommen werden würde. Es ist damit ja in den letzten Jahren besser geworden, aber trotzdem begegnet man auch in der guten Presse noch oft genug haarsträubender Unkenntnis in verhältnismäßig einfachen Dingen. Zum Beispiel ging vor kurzem der Lloyds-Bericht über das „Schiffsgewerbe" (schon ein sehr sonderbarer Begriff) durch mehrere große Zeitungen, und zwar mit dem albernen Schlußsatze: „Unter normalen Verhältnissen läßt sich eine größere Fahrgeschwindigkeit als 17 Knoten pro Stunde nicht ermöglichen, es sei denn, daß die englische Regierung — wie in Deutschland — Prämien auf hohe Geschwindigkeit zahlt." Niemand hat dabei beachtet, daß die deutschen Schnelldampfer bedeutend mehr als 17 Knoten seit Jahren laufen und doch keine Prämien auf hohe Geschwindigkeit bekommen. Der ganze Bericht ist ein plumper englischer Schwindel, um das englische Parlament willfährig zur Prämienzahlung zu machen; und so etwas wird in Deutschland als baare Münze hingenommen. Noch ein Beispiel: in allen drei bisher erschienenen Jahrbüchern des deutschen Flottenvereins sind die kleinen alten Linienschiffe der „Sachsen"-Klasse stets mit 17 Knoten Geschwindigkeit angeführt, d. h. mit 1 Knoten mehr als die über 1 Jahrzehnt jüngeren Linienschiffe der „Brandenburg"-Klasse, während in Wirklichkeit die „Baden"-Klasse nach manchen Verbesserungen jetzt nur auf 15 Knoten kommt. Solche Fehler sind nur scheinbar Kleinigkeiten, doch sie beweisen zum mindesten eine sträfliche Rücksichtslosigkeit gegen den Leser, der dadurch irregeführt werden muß, besonders wenn er so wenig eigene Kenntnisse und so geringe Urteilsfähigkeit über die Sache hat, wie der deutsche Binnenländer. Was für Verwirrung muß bei einem unselbständigen Kopfe entstehen, wenn er sich aus solcher unzuverlässigen Flottenliste heraustiftelt, daß die schon längst ersatzbedürftigen alten Ausfallkorvetten der „Sachsen"-Klasse viel schneller laufen sollen, als die verhältnismäßig bedeutend kriegstüchtigeren Linienschiffe der „Brandenburg"-Klasse? Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Man vergesse dabei nicht, daß ein Hang zur Uebertreibung überhaupt in unserer Zeit in der Luft liegt; deshalb sind auch die höchst laienhaften Urteile über die Minderwertigkeit oder gar Schwäche der englischen Flotte, die in letzter Zeit wiederholt in deutschen Zeitungen und Zeitschriften auftauchten, nur ein Beweis für die Notwendigkeit, die Marineschriftstellerei ernst und sachlich und namentlich sehr kritisch aufzufassen. Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß seit länger als einem halben Jahrhundert die Werke der deutschen Marineschriftsteller nur geringe Unterschiede in der Stoffbehandlung von einander zeigen. Das sogenannte Marinebuch ist schon fast schematisch geworden; es ist ein Buch, dem je nach Geschick und Geschmack des Verfassers alles das einverleibt worden ist, was sich über das Seewesen im allgemeinen und über die deutsche Marine im besonderen erzählen und erklären läßt. Der Raum verbietet es, hier auf alle älteren Werke dieser Art einzugehen; aber die wichtigsten müssen doch erwähnt und kurz beleuchtet werden, um die Litteraturgeschichte des deutschen Marinebuchs voll zu würdigen. Das erste dieser Bücher trug den verständigen Titel „Die Marine" und war vom damaligen griechischen

auch frei schaffender oder kritisch abwägender Natur, die sich mit Gegenständen innerhalb des freilich sehr großen Gebiets des Seewesens befassen. Je nach der Wahl des Gegenstandes kann die Marinelitteratur technisch, strategisch, taktisch, historisch, juristisch, politisch, geographisch oder physikalisch, aber auch rein belletristisch sein. Zur Marinelitteratur rechnen natürlich nicht nur Werke von Fachleuten; aber den Grundsatz wird man wohl oder übel zugestehen, daß jedes Erzeugnis auf dem großen Gebiete der Marinelitteratur fachmännische Kritik muß vertragen können. Vielleicht ist auf wenig Gebieten so viel gesündigt worden, wie in der Marinelitteratur, wo schon so mancher, der kaum je ein Schiff gesehen, unverzagt drauf los schreibt und dann noch denen die Augen blendet, die von der Sache noch weniger verstehen, als er selber. „Bücher schreiben ist leicht, es verlangt nur Feder und Tinte und das geduldige Papier," sagt irgendwo Felix Dahn in einer sarkastischen Anwandlung; er hat nur zu recht. Aber auch die gründlichsten Fachkenntnisse machen allein noch nicht den Marineschriftsteller aus; es gehört eben auch dazu mehr, als mancher denkt, der sich berufen fühlt, das geduldige Papier mit seinen unschätzbaren Gedanken zu be—nutzen. Es ist ein eigen Ding, und gelingt lange nicht jedem, technische oder andere Fachgegenstände dem Leser oder Zuhörer genießbar vorzutragen. Rezepte, wie das zu machen ist, giebt es nicht, da hat jeder seine eigene Weise; so gut auf hunderterlei mehr oder minder schöne Form der Frühling besungen wird, so kann auch der sehr verzwickte Mechanismus des Fischtorpedos auf mannigfaltige Art dem Laien mehr oder minder klar und anregend beschrieben werden.

Was der denkende Mensch arbeitet, soll doch wohl stets vernünftigen Zweck haben, soll nicht nur ihm selber, sondern mindestens auch seinem Volke förderlich sein, darf also nie nutzlose Spielerei werden. Allerdings gehört dazu klare Erkenntnis von dem, was dem Volke Nutzen schafft oder was ihm schadet. Wie nur der denkende Dichter und der echte Künstler belebend und erhebend auf Herz und Sinn ihrer Mitmenschen wirken, wie nur der fleißige und gewissenhafte Arzt oder Lehrer gute Erfolge erzielen, so muß auch der Marineschriftsteller wissen, was er will und was er zu thun hat, um mit seiner Arbeit nützliche Werte zu schaffen. Wie jeder gute Schriftsteller überhaupt, muß auch der Marineschriftsteller seine Leser erziehen, sie zu fesseln wissen; das kann er nur, wenn er seine Persönlichkeit — falls er eine hat — in seine Arbeit verflicht, wenn man auch bei ihm, wie bei jedem echten Mann der Feder, den Pulsschlag seines Herzens, seine heilige Liebe zur Sache und seine felsenharte Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit seines Schaffens scharf und deutlich durchfühlt. Auf dem Parkett mögen ja die nüchternen, langweiligen, stets vorsichtigen, äußerst sachlichen, man möchte sagen geschlechtslos objektiven, sauber gedrechselten und polierten Schachfiguren ganz „nett" aussehen, aber ein Buch, das ein Mensch mit Fischblut geschrieben hat, ist für die Gottlob immer noch kerngesunde warmblütige Natur des echten Deutschen ungenießbar und kaum als Schlafmittel nutzbar. Nochmals kurz gesagt, auch der Marineschriftsteller soll seine ganze Persönlichkeit in seine Arbeit hineinsetzen, dann wird er wirken, nur dann; so einfach diese Wahrheit ist, so unbekannt ist sie doch in der Zunft noch.

Die Marinelitteratur ist verschiedenen Zwecken gewidmet; ihre höchste und schwierigste Aufgabe ist die, sowohl den Fachmann wie den Laien nicht nur zu befriedigen, sondern auch aufzuklären, anzuregen und beide für die Sache zu fesseln und zu be-

geistern. Wesentlich weniger schwierig ist es, nur für die Belehrung oder Neugierde des Laien zu arbeiten. Da der Deutsche noch ein Neuling auf dem Gebiete des Seewesens ist, läßt oft genug auch der gebildetste Binnenländer sich bei uns manches auf dem Felde der Marineschreiberei bieten, was in England und Frankreich und selbst in Italien als albernes Gewäsch kaum in einem Winkelblättchen aufgenommen werden würde. Es ist damit ja in den letzten Jahren besser geworden, aber trotzdem begegnet man auch in der guten Presse noch oft genug haarsträubender Unkenntnis in verhältnismäßig einfachen Dingen. Zum Beispiel ging vor kurzem der Lloyds-Bericht über das „Schiffsgewerbe" (schon ein sehr sonderbarer Begriff) durch mehrere große Zeitungen, und zwar mit dem albernen Schlußsatze: „Unter normalen Verhältnissen läßt sich eine größere Fahrgeschwindigkeit als 17 Knoten pro Stunde nicht ermöglichen, es sei denn, daß die englische Regierung — wie in Deutschland — Prämien auf hohe Geschwindigkeit zahlt." Niemand hat dabei beachtet, daß die deutschen Schnelldampfer bedeutend mehr als 17 Knoten seit Jahren laufen und doch *keine* Prämien auf hohe Geschwindigkeit bekommen. Der ganze Bericht ist ein plumper englischer Schwindel, um das englische Parlament willfährig zur Prämienzahlung zu machen; und so etwas wird in Deutschland als baare Münze hingenommen. Noch ein Beispiel: in allen drei bisher erschienenen Jahrbüchern des deutschen Flottenvereins sind die kleinen alten Linienschiffe der „Sachsen"-Klasse stets mit 17 Knoten Geschwindigkeit angeführt, d. h. mit 1 Knoten mehr als die über 1 Jahrzehnt jüngeren Linienschiffe der „Brandenburg"-Klasse, während in Wirklichkeit die „Baden"-Klasse nach manchen Verbesserungen jetzt nur auf 15 Knoten kommt. Solche Fehler sind nur scheinbar Kleinigkeiten, doch sie beweisen zum mindesten eine sträfliche Rücksichtslosigkeit gegen den Leser, der dadurch irregeführt werden muß, besonders wenn er so wenig eigene Kenntnisse und so geringe Urteilsfähigkeit über die Sache hat, wie der deutsche Binnenländer. Was für Verwirrung muß bei einem unselbständigen Kopfe entstehen, wenn er sich aus solcher unzuverlässigen Flottenliste heraustiftelt, daß die schon längst ersatzbedürftigen alten Ausfallkorvetten der „Sachsen"-Klasse viel schneller laufen sollen, als die verhältnismäßig bedeutend kriegstüchtigeren Linienschiffe der „Brandenburg"-Klasse? Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Man vergesse dabei nicht, daß ein Hang zur Uebertreibung überhaupt in unserer Zeit in der Luft liegt; deshalb sind auch die höchst laienhaften Urteile über die Minderwertigkeit oder gar Schwäche der englischen Flotte, die in letzter Zeit wiederholt in deutschen Zeitungen und Zeitschriften auftauchten, nur ein Beweis für die Notwendigkeit, die Marineschriftstellerei ernst und sachlich und namentlich sehr kritisch aufzufassen. Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß seit länger als einem halben Jahrhundert die Werke der deutschen Marineschriftsteller nur geringe Unterschiede in der Stoffbehandlung von einander zeigen. Das sogenannte Marinebuch ist schon fast schematisch geworden; es ist ein Buch, dem je nach Geschick und Geschmack des Verfassers alles das einverleibt worden ist, was sich über das Seewesen im allgemeinen und über die deutsche Marine im besonderen erzählen und erklären läßt. Der Raum verbietet es, hier auf alle älteren Werke dieser Art einzugehen; aber die wichtigsten müssen doch erwähnt und kurz beleuchtet werden, um die Litteraturgeschichte des deutschen Marinebuchs voll zu würdigen. Das erste dieser Bücher trug den verständigen Titel „Die Marine" und war vom damaligen griechischen

Fregattenkapitän, späteren Admiral der 48er Reichsflotte, Rudolf Brommy, verfaßt; in dem im Dezember 1847 in Athen geschriebenen Vorwort offenbart der hervorragend tüchtige und um Deutschland verdiente Mann den Zweck seines Buches: „Deutschland, obgleich einen bedeutenden Seehandel treibend, ist — um nicht geradezu entblößt zu agen — arm an darstellenden Schriften über Marine. Gierig werden die nautischen Romane fremder Nationen gelesen, ohne verstanden zu werden, da es leider kein Werk giebt, welches dem Leser einigermaßen als Leitfaden in dem Gewirre der ihm unbekannten Phraseologie dienen könnte . . ."

„Warum aber sollte gerade der Deutsche mit einem Gegenstande unbekannt bleiben, der ihm doch eben so interessant sein müßte, als wie dem Engländer, dem Franzosen des Binnenlandes?"

„— Preußen wird auch hierin ein Muster sein, Deutschland den Weg zu bahnen, um die Ehre seiner Flagge herzustellen, diese auf fremden Meeren wiederum geehrt und gefürchtet wehen zu lassen und die seit Jahrhunderten verschollenen Sagen in das Leben zurückzurufen. Was einst die Hanse, was Preußens Großer Kurfürst vermochten, sollte das im neunzehnten Jahrhunderte dem kräftigen deutschen Willen nicht möglich sein?"

Man sieht, Brommy faßte die Marineschriftstellerei gleich von der richtigen Kante an; er belehrte seine Leser und klärte sie über alle wichtigen Marinefragen seiner Zeit auf und arbeitete dabei mit aller Kraft daran, seine Landsleute für die Flottensache zu begeistern. Es lohnt des Vergleichs wegen mit den neuesten Formen, die Reichhaltigkeit des Brommyschen Buchs am Inhaltsverzeichnis zu prüfen; die erste Abteilung des Buches behandelt folgende Abschnitte: das Meer, die Schiffsbaukunst, das Schiffsgebäude, die Zurüstung (Takelung), die Ausrüstung (Anker, Boote, Kanonen u. s. w.), die Bemannung. Beigegeben sind 9 Tabellen über Preise von Kriegsschiffen in England und Frankreich; Zahl der Zimmerleute und Arbeitszeit für Herstellung verschiedener Kriegsschiffe; Abmessungen von Rundhölzern und Segeln; Gewichte der Kanonen und ihre Verteilung auf die verschiedenen Klassen der Kriegsfahrzeuge. Die zweite Abteilung behandelt die Abschnitte: das Arsenal; der Dienst im Hafen und auf der Reede; der Dienst zur See; die Seeschlacht; die Rückkehr. In einem allgemeinen Schlußabschnitt wird die politische Notwendigkeit für die Entfaltung der deutschen Seemacht gebührend betont. Erwähnt sei, daß schon dieses älteste deutsche „Marinebuch" mit 12 sehr guten Schiffsbildern und einer bunten Flaggenkarte ausgestattet ist. Das Buch hat ein seltsames Schicksal gehabt, seine zweite Auflage wurde von dem geistvollen österreichischen Fregattenkapitän, Heinrich von Littrow umgearbeitet und seine dritte Auflage gab 1878 der österreichische Hauptmann von Kronenfels heraus; die nationale Begeisterung Brommys war geschwunden und hatte einer, stellenweise den sachlichen Inhalt des Buches sehr störenden Salbaderei Platz gemacht, von der als kleine Geschmacksproben folgende Sätze angeführt seien: „Die geistige Arena ist der Ort, wo Prinzipe auf einander stoßen und Ideen ihren gegenseitigen Kampf bestehen," und „Der Olymp wird niedersteigen auf die Erde, weil der ewige Friede sie bewohnbar macht für Götter" u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

12. Februar. Veröffentlichung des „Reichsanzeigers" über den Pauncefoteschen Antrag vom 14. April 1898. — 14. China lehnt weitere Verhandlungen über den von Rußland verlangten Mandschureivertrag ab. — 15. Prinz Heinrich tritt auf dem „Kronprinz Wilhelm" seine Amerikafahrt an. — 17. Beilegung des Arbeiterausstandes und der Revolte in Triest. — 17. Ausstand in Barcelona, sozialistisch-revolutionäre Erhebungen in Katalonien. — 20. Eröffnung des italienischen Parlaments. — 21. Rücktrittsgesuch des Ministeriums Zanardelli. — 22. Arbeiterunruhen in Turin. — 23. Eintreffen des Prinzen Heinrich in New-York. — 23. Freilassung der Miß Stone. — 24. Sieg Delareys bei Klerksdorp. 16 englische Offiziere und 451 Mann gefangen, ca. 120 gefallen. — 25. Miß Roosevelt tauft die Kaiseryacht „Meteor". — 26. Lord Rosebery konstituirt die „liberale Liga". — 27. Militarisierung des italienischen Eisenbahnpersonals. — 27. Die spanische Regierung giebt kund, daß der Aufstand in Katalonien niedergeworfen sei. — Mitte und Ende Februar: Studentische und sozialistische Unruhen an den russischen Universitäten, speziell in Moskau und Kiew. — 2. März. Anarchistische Unruhen in Paris. — 3. Feier des 25. Krönungstages Papst Leos XIII. — 3. Reden des Grafen Bülow über die auswärtige Lage. — König Victor Emanuel III. lehnt die Demission des Ministeriums Zanardelli ab. — 4. Prinz Heinrich in Chicago. — 5. Unterzeichnung der Zuckerkonvention in Brüssel. — 5. Der deutsche Reichstag lehnt die Mittel zur Fortführung der ostafrikanischen Eisenbahn mit 120 gegen 98 Stimmen ab. — 6. Präsident Roosevelt lehnt jede Einmischung in den südafrikanischen Krieg entschieden ab. — 7. Sieg Delareys bei Tweebosch. Gefangennahme Lord Methuens. — 8. Rückkehr des Prinzen Heinrich nach New-York. — 11. Abreise des Prinzen Heinrich aus New-York, Einschiffung in Hoboken. — 14. Delarey giebt Methuen frei. — 18. Sendung Lord Wolseleys nach Südafrika. — Rückkehr des Prinzen Heinrich.

Wer von dem japanisch-englischen Bündnisvertrage eine plötzliche Wandlung in den internationalen Beziehungen erwartet hat, wird sich durch den ruhigen Gang, den trotz allem die in Ostasien rivalisierenden Nationen eingehalten haben, lebhaft enttäuscht fühlen. Vorläufig hat sich in der allgemeinen Lage im „großen Orient" nichts geändert, und wenn jener Vertrag geheim geblieben wäre, hätte man wahrscheinlich sogar die im englischen Parlament angekündigte Entfestigung von Wei-hai-wei als Symptom eines beginnenden englischen Rückzuges gedeutet. Heute müssen wir darin den ersten Schachzug eines weiter angelegten Spieles erkennen, in welchem die Preisgebung der Festungswerke von Wei-hai-wei etwa eine ähnliche Bedeutung hat, wie sie das freiwillige Opfern eines Bauern im Schachspiel gewinnen kann. Ob das Opfer im Vorteil Englands lag, muß der weitere Verlauf des Spieles zeigen, zu welchem nunmehr die Kombination England-Japan ihre Aufstellung gegen Rußland begonnen hat. Es läßt sich mit aller Bestimmtheit voraussagen, daß Rußland seine Partie vorläufig defensiv führen wird,

und niemand wird bestreiten können, daß die Stellung, die es zur Zeit einnimmt, für ein derartiges Verhalten außerordentlich günstig ist. Rußland ist heute in einer ähnlichen Lage wie 1829 nach Abschluß des Friedens von Adrianopel, da es durch seine Okkupationstruppen in den Donaufürstentümern auf die Türkei drückte und sich ihr zum besten Freunde oktroyierte, während es gleichzeitig die Feindseligkeit Englands und Oesterreichs durch das feierliche Versprechen parierte, seine Truppen zurückzuziehen, sobald die Verhältnisse es gestatten sollten. Das hat dann freilich beinah 5 Jahre gedauert und hätte wahrscheinlich zu einer Annektierung geführt, wenn nicht die Julirevolution die bereits angebahnte russisch-französische Allianz zu Fall gebracht hätte. Die Analogieen drängen sich förmlich auf. Setzen wir für Rumänien die Mandschurei und an Stelle der Türkei China, so giebt das eine merkwürdige Gleichung. Sogar der Gegner, England, ist derselbe geblieben, und wie Rußland damals der beste Freund des Sultans sein wollte, so beteuert es heute, das Beste der stammesverwandten Chinesen zum Ziel seiner Politik gemacht zu haben. Der französische Bundesgenosse aber ist heute wirklich gewonnen, und wenn es auch höchst unwahrscheinlich ist, daß diese Bundesgenossenschaft Frankreich zu einer gemeinsamen Aktion im großen Orient verpflichtet, so haben doch schon einmal, 1894 und 1895, beide Mächte in den ostasiatischen Gewässern zusammen gestanden, freilich mit Deutschland als drittem im Bunde. Das ostensible Ziel war damals, wie heute, die Integrität Chinas, nur mit dem einen wesentlichen Unterschiede, daß damals jener wider alle Wahrscheinlichkeit konstruierte Dreibund seine Spitze gegen Japan richtete, während heute England und Japan den unverkürzten Bestand des chinesischen Reiches gegen Rußland sichern wollen. Schon die Gegenüberstellung dieser Thatsachen schließt eine politische Ironie in sich, die unwillkürlich zur Kritik auffordert und uns nötigt, die Frage aufzuwerfen, welches denn das eigentliche, hinter jenen trügerischen Verheißungen und selbstlosen Motiven verborgene letzte und eigentliche Ziel der ostasiatischen Politik der Mächte ist. In Betreff Englands hat kein geringerer als der Vicekönig von Indien uns schon im Jahre 1896 die Antwort darauf gegeben. In seinem höchst lehrreichen Buche: „Problems of the far East Japan, Korea, China" formuliert er sich darüber folgendermaßen: „Großbritannien ist zwar ein europäisches, kanadisches, australisches Reich, vor allem aber eine asiatische Macht. Wir sind noch die erste Macht im Osten und es liegt in unserer Hand, es zu bleiben." An anderer Stelle sagt Curzon, die ohnehin große Bedeutung Englands in Ostasien werde noch größer werden, so daß wir wohl annehmen dürfen, daß in seinen Augen England bestimmt war, die Vormacht in Ostasien zu werden, „the paramount power", wie man in London auch in Betreff anderer Weltteile von England zu sagen liebt.

Aber seit 1896 hat sich die Weltlage wesentlich geändert. Auch Deutschland wurde für Ostasien ein Faktor, der sich nicht mehr übersehen ließ, Rußland brachte den Riesenbau der sibirischen und bald auch der mandschurischen Bahn der Vollendung nahe, und der durch die Boxererhebung und den Pekinger Gesandtenmord notwendig gewordene Exekutionsfeldzug aller großen Mächte, Amerika und Japan mit eingeschlossen, schuf eine völlig neue Lage. Die Niederlage Chinas nötigte die fremdenfeindliche Partei, die bisher das Heft in den Händen gehabt hatte, ihren Platz zu räumen, und die Rückkehr des Hofes nach Peking vollzog sich unter Voraussetzungen, die ihren meist charakteristischen

Ausdruck in der Konstituierung eines „auswärtigen Amtes“ gefunden haben, das an Stelle des Tsung li Yamen trat und nunmehr genötigt ist, die auswärtige Politik des chinesischen Reiches völkerrechtlichen Grundsätzen anzupassen, die bisher geflissentlich ignoriert wurden. Der von den Mächten vertretene Gedanke, der diese Wandlung herbeigeführt hatte, aber ging dahin, einerseits die Ausführung der Verpflichtungen zu sichern, die China nach Beendigung der letzten Wirren auf sich hatte nehmen müssen, und eine Wiederholung von Erschütterungen zu verhindern, wie sie das Jahr 1900 gebracht hatte, anderseits aber unter Wahrung der territorialen Verhältnisse, die vor Ausbruch der Boxerbewegung bestanden hatten, die wirtschaftliche Erschließung Chinas zu fördern. Der leitende Gesichtspunkt dabei sollte das „Prinzip der offenen Thür“ sein, ein ursprünglich amerikanischer Gedanke, der im Gegensatz zu dem speziell von England bis dahin vertretenen Prinzip der politischen und wirtschaftlichen Interessensphären, Licht und Luft unter den bei der Erschließung Chinas interessierten Nationen gleich verteilen wollte. Der zwischen England und Deutschland abgeschlossene Yangtsekiang-Vertrag ist das erste große Zugeständnis, das England diesem Prinzip gemacht hat, und es leuchtet sofort ein, daß damit der erste Schritt auf einem Wege gethan war, der von dem Programm Lord Curzons abführte. Es gab fortan nicht mehr ein der ausschließlichen Ausbeutung Englands vorbehaltenes Staatsgebiet, und es verstand sich von selbst, daß die Gleichberechtigung im wirtschaftlichen Wettkampf, die Deutschland sich hatte anerkennen lassen, auch den anderen als Mitbewerber auftretenden Mächten zu gute kommen mußte. Vor allem also auch den Vereinigten Staaten und Frankreich, die dadurch gleichsam freiwillige Bundesgenossen Deutschlands sind, wenn einmal die bindende Kraft dieses Yangtse-Abkommens in Frage gestellt werden sollte. Es scheint nun, daß man trotz der sehr präzisen Formulierung des Wortlautes unseres Yangtse-Abkommens sich englischerseits mit der Hoffnung getragen hat, Deutschland zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Stellung fortzureißen, welche inzwischen Rußland in der Mandschurei, wenn auch nicht rechtlich, so doch thatsächlich, gewonnen hatte. Aber die Anläufe, die nach dieser Richtung hin versucht worden sind, scheiterten an den bündigen, nicht mißzuverstehenden Erklärungen des Grafen Bülow im Reichstage. Deutschland nimmt prinzipiell, weder direkt noch indirekt, Anteil an der mandschurischen Streitfrage, so daß, wenn England hier eine wirkliche Gefährdung seiner Interessen zu erkennen glaubte, ihm nichts übrig blieb, als sich nach einem anderen Bundesgenossen umzuschauen. In Frage kommen konnten dabei nur die Vereinigten Staaten und Japan. Da nun die ersteren im wesentlichen die chinesische Frage ebenso beurteilen wie Deutschland, ihre Handelsinteressen und kapitalistischen Unternehmungen aber weiter ausdehnen, so daß sie auch in das Stromgebiet des Golfs von Petschili und in die eigentliche Mandschurei eingreifen, war von ihnen zwar eine Unterstützung zur Aufrechterhaltung des Prinzips der offenen Thür in jenen Regionen zu erlangen, nicht aber ein Vertrag, der die amerikanische Politik in Abhängigkeit von den besonderen Interessen Englands setzte und eventuell kriegerische Verwickelungen nach sich ziehen konnte. Das war nur von Japan zu haben, dem der siegreiche Feldzug von 1894 nur den kleineren Teil seiner Wünsche erfüllt hatte, und dem der Gewinn von Formosa keineswegs einen Ersatz für die verlorene Stellung auf der Halbinsel Liaotung und auf Korea bedeutete. An die Stelle des chinesischen Ein-

flusses hat hier überall der russische seinen Einzug gehalten, und aus den Wirren, die der 18. Juni 1900 zur Folge hatte, war dieser russische Einfluß so wesentlich verstärkt hervorgegangen, daß Japan sich in seiner politischen Stellung ernstlich bedroht fühlte.

Lord Curzon hatte im Jahre 1896 die Politik Japans so definiert, daß er als ihr Ziel eine Verständigung mit China zur Bekämpfung „des Moskowiters" bezeichnete. Mit dem Augenblick, da England sich dasselbe Programm zu eigen machte, ergab sich ein Zusammengehen beider ad hoc als logische Konsequenz. Auch scheinen die Verhandlungen, die zum Abschluß des Bündnisses vom 30. Januar 1902 führten, ziemlich weit zurückzuliegen. Lord Cranborne hat vor dem Parlament erklärt, daß dadurch nur ein thatsächlich schon vorher bestehendes Verhältnis in die Form eines Vertrages übergegangen sei. Das letzte Moment, das die schließliche Entscheidung herbeiführte, scheint nun die Reise des Marquis Ito über Petersburg nach London gewesen zu sein. Sie trug alle Merkmale einer politischen Rekognoszierungsreise und legte den Schluß nahe, daß der japanische Staatsmann sich davon überzeugt hat, daß ein annehmbarer Ausgleich zwischen den russischen und den japanischen Interessen sich nicht finden lasse. So kam es zur Unterzeichnung jenes Vertrages, und seine Veröffentlichung am 12. Februar zeigte der Welt, daß sie mit einer neuen politischen Kombination zu rechnen habe. Sie ist, wie schon in der letzten Monatsübersicht angedeutet wurde, in ihrer Spitze gegen Rußland gerichtet, läßt aber keineswegs einen Krieg der neuen Alliierten gegen Rußland als Notwendigkeit erscheinen. Die russische Politik hält nach wie vor an ihrer Erklärung fest, daß sie eine Annektierung der Mandschurei nicht beabsichtige, vielmehr das Land räumen wolle, sobald sie Garantieen für die völlige Herstellung der Ordnung und der Sicherheit im Lande erlangt habe, und es wird sich nicht bestreiten lassen, daß Rußland schon durch die große Wichtigkeit, die der von ihm gebauten mandschurischen Bahn zukommt, genötigt ist, solche Garantieen zu verlangen. Das Prinzip der „offenen Thür" aber will Rußland keineswegs verletzt haben, vielmehr das größte Interesse an der Durchführung dieses Prinzips haben. Es scheint nun, daß der Schwerpunkt der englisch-japanisch-russischen Gegensätze zunächst auf diese wirtschaftliche Frage fallen wird, zumal die Vereinigten Staaten sich bereit gefunden haben, diese Seite der Politik beider Mächte zu unterstützen. Aber absehen läßt sich noch nicht, wie die Dinge sich weiter entwickeln werden. Sie haben vorläufig dahin geführt, daß die Verhandlungen zwischen China und Rußland, die den Abschluß eines Sonderabkommens in Betreff der Mandschurei bezweckten, völlig ins Stocken geraten sind. Irren wir nicht, so wird Rußland im Osten eine möglichst passive Haltung behaupten und seine Gegenzüge an anderer Stelle führen. Die russisch-englischen Interessen stoßen an so weiten Grenzen aneinander, und die russische Position in Zentralasien ist eine so überaus günstige, daß von Persien bis nach Tibet hinein eine Gegenwirkung allezeit möglich ist. Schon jetzt liegen Anzeichen vor, daß in Afghanistan eine Rückwirkung des englisch-japanischen Vertrages sich fühlbar macht. Die freundliche Haltung, die der Emir dem Hadda Mullah gegenüber angenommen hat, verstimmt in Indien ganz außerordentlich und hat bereits zu gereizten Protesten geführt.

Wir wollen nicht behaupten, daß auch die häßliche Intrigue, die England in den Vereinigten Staaten gegen uns angezettelt hat, durch diese ostasiatischen Stimmungen und Verstimmungen hervorgerufen wurde, aber sie fällt chronologisch mit ihr zusammen.

Vielleicht haben wir darin den Ausdruck einer Enttäuschung zu erkennen. Als die Mobilisierung des englischen Imperialismus erfolgte, wurde fast als selbstverständliche Voraussetzung das englisch redende Amerika als der künftige Bundesgenosse antizipiert, und bei der wachsenden Abneigung, mit der man von England aus zu uns herüberblickt, jedes Symptom freundlicher Beziehungen zwischen der großen amerikanischen Republik und uns wie ein Eingriff in englische Rechte empfunden. Vollends die Ankündigung von der bevorstehenden Reise des Prinzen Heinrich nach Washington ging über das Maß des noch vorhandenen Restes von Geduld. Es begann jene hämische Kampagne, die das Verhalten Deutschlands vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges in amerikanischen Augen zu verdächtigen bestimmt war, und die in der Behauptung gipfelte, daß Deutschland auf eine gegen die Vereinigten Staaten gerichtete Aktion der europäischen Mächte hingearbeitet habe. Vielleicht wäre von deutscher Seite auch dann noch geschwiegen worden, wenn nicht der Unterstaatssekretär Lord Cranborne vor der großen Oeffentlichkeit des englischen Parlaments jene Verdächtigungen sich zu eigen gemacht hätte. Es folgte nun eine sehr bestimmte Erklärung der „N. Allg. Ztg." und als auch danach in der von England inspirierten Presse jene falschen Behauptungen aufrecht erhalten wurden, im „Reichsanzeiger" die Veröffentlichung der Depesche unseres Botschafters und die des englischen Wortlautes des Antrages, den Lord Pauncefote, der englische Botschafter in Washington, gestellt hatte, um einen gegen die Vereinigten Staaten gerichteten Schritt der Mächte herbeizuführen. Die Randbemerkungen, durch welche Kaiser Wilhelm jede Teilnahme an einem derartigen Vorgehen mit aller Entschiedenheit ablehnte, wurden gleichfalls veröffentlicht und dadurch die Niederlage Englands besiegelt. Da nun sowohl von russischer wie von französischer Seite durch offiziöse Erklärungen gleichfalls die völlige Haltlosigkeit der englischen Behauptungen bestätigt wurde, trat ein verlegenes Schweigen ein, während in Amerika, wo diese ganze Kampagne nicht geringes Befremden hervorgerufen hatte, die englische Politik sich Betrachtungen gefallen lassen mußte, die nicht eben schmeichelhaft waren.

Das war die Lage, als Prinz Heinrich seine Reise antrat. Wir wollen ihren Verlauf nicht kommentieren und ihre Wirkung nicht übertreiben. Aber übersehen läßt sich nicht, daß ihr ganzer Verlauf ein ungemein erfreulicher war. Der Eindruck, den die ungezwungene Herzensgüte des Prinzen, seine frische Natürlichkeit und die aufrichtige Anerkennung machte, die er dem großen Zuge zollte, der durch das gesamte Leben der Vereinigten Staaten geht, ist ohne Zweifel den Beziehungen von Nation zu Nation zu gute gekommen. Es ist, als ob wir uns gegenseitig besser kennen und schätzen gelernt hätten, und die Wolken des Mißtrauens sind geschwunden, die in der letzten Zeit so oft den politischen Horizont zu verfinstern drohten. Dabei, so hoffen wir, wird es bleiben, auch wenn, nach wie vor, in Einzelfragen wirtschaftlicher Natur der Konkurrenzkampf gelegentlich im alten Tempo wieder aufleben sollte. In solchen Kämpfen ziehen sich schließlich die Grenzen von selbst, und wir meinen, daß die Aussichten auf einen billigen Ausgleich dort am günstigsten liegen, wo ebenbürtige Bewerber einander gegenüber stehen.

In England haben, abgesehen von diesen asiatischen und amerikanischen Dingen, zwei Fragen das öffentliche Interesse meist in Anspruch genommen: die Konstituierung der „liberalen Liga" unter der Führung von Lord Rosebery und die Verhandlungen

des Parlaments über die Reorganisation der englischen Armee. Die Konstituierung der „Liga" bedeutet insofern eine Enttäuschung, als sie sich als einen Anner der großen von Campbell Bannerman geführten liberalen Partei, nicht als eine politische Selbstständigkeit, eingeführt hat. Sie wird mit den Liberalen stimmen, außer wo es sich um Home Rule für Irland oder um Fragen der imperialistischen Politik handelt. Man hatte von Lord Rosebery sowohl im liberalen wie im konservativen Lager mehr erwartet und fällt jetzt von beiden Seiten über ihn her. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß Rosebery erst am Anfang seines Spieles ist, und wir wollen nicht urteilen, bevor wir mehr von ihm gesehen haben. Wahrscheinlich rechnet er auf Fehler Campbell Bannerman's, der bei dem verschärften Charakter, den die irische Frage von Woche zu Woche annimmt, sich immer mehr in Gegensatz zu den augenscheinlichen Interessen der Nation setzen oder aber einen Rückzug antreten muß. In beiden Fällen muß Rosebery davon Vorteil ziehen.

Was aber die Armeereform betrifft, so hat Mr. Brodrick am 4. März unter großem Beifall der ministeriellen Majorität vor überfülltem Unterhause seine Pläne entwickelt. Sie können, unserer Ueberzeugung nach, nicht zum Ziel führen. Sein Heilmittel ist die Erhöhung des Soldes von 10 d zu 1 sh 6 d Tageslohn. Was er sonst in Vorschlag bringt, fällt mehr in das Gebiet der frommen Wünsche als einer mit Sicherheit und Bestimmtheit durchzuführenden Neu-Organisation, denn alles muß schließlich von der freiwilligen Unterstützung abhängen, die ihm das englische Volk entgegenträgt. Aus dem Gang der Verhandlungen aber klingt uns die allgemeine Furcht vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entgegen. Selbst die Opposition wagt nicht an dieser entscheidenden Frage zu rühren. Und doch hängt alles daran ob die Nation bereit ist, den Dienst im Felde als Ehrenpflicht auf sich zu nehmen, oder ob, wie bisher, die Verteidigung des Vaterlandes für die Bedürftigen ein Weg zum Erwerb, wie andere auch, und für die bemittelten Klassen ein Sport bleiben soll. Pflicht oder Sport! So lange der Gedanke der Pflicht nicht der entscheidende wird, muß jede Armeereform ein unvollkommenes Surrogat bleiben, und das wird auch das Schicksal der Brodrickschen Ideen sein.

In Frankreich steht alles unter dem Eindruck der großen allgemeinen Wahlen. Jedes andere Interesse tritt dem gegenüber in den Hintergrund oder wird als Mittel für diese eine Hauptsache verwertet. Der Kampf scheint die Wendung nehmen zu wollen, daß die monarchistisch-klerikale Opposition sich mit den Nationalisten gegen die Allianz der ministeriellen Republikaner und Sozialisten verbindet. Der Ausgang ist noch nicht vorherzusehen, aber gewiß spielen die großen Machtmittel mit, die jeder fungierenden Regierung zur Verfügung stehen. Auch die Einladung, die der Präsident Loubet nach Petersburg erhalten hat, wird für die regierende Partei ausgebeutet, und da bereits angekündigt wird, daß der Minister des Auswärtigen Delcassé den Präsidenten begleiten soll, scheint Herr Waldeck-Rousseau mit großer Bestimmtheit auf einen Sieg zu rechnen. Denn der Präsident denkt seine Reise am 17. Mai anzutreten und vom 21. bis zum 25. Mai in Petersburg zu bleiben, also zu einer Zeit, da die Entscheidung in Frankreich bereits gefallen sein muß.

Das in Rom am 20. Februar eröffnete italienische Parlament ist schon am folgenden

Tage durch eine Ministerkrisis gelähmt worden, die bis zum 3. März dauerte und einen vorläufigen Abschluß dadurch fand, daß das Ministerium Zanardelli, Giolitti, Prinetti sich entschlossen hat, bis auf weiteres die Geschäfte weiter zu führen. In der Zwischenzeit ist eine nicht ungefährliche sozialistische Bewegung, die den gesamten Verkehr in Italien zu lähmen drohte, durch die rechtzeitige Militarisierung des Eisenbahnpersonals zum Stehen gebracht worden. Aber die gleichzeitigen aufrührerischen Erhebungen in Triest und die anarchistischen Elemente, die hier wie bei der italienischen Bewegung in Turin in den Vordergrund traten, mahnen um so mehr zur Vorsicht, als parallel damit ein Aufruhr in Catalonien ausbrach, der zu einer spanischen Revolotion auszuwachsen drohte und nur durch das rücksichtslose Eingreifen der Truppen unter vielem Blutvergießen niedergeworfen werden konnte. Auch in Spanien sind italienische Anarchisten an der Arbeit gewesen, während bei den anarchistischen Unruhen, die Anfang März in Paris ausbrachen, nicht weniger als 5 russische Anarchisten beteiligt gewesen sind. Es ist aber doch namentlich die lateinische Welt, die an dieser anarchistischen Krankheit leidet, und wir fürchten, daß, so lange man sich darauf beschränkt, an den Symptomen herum zu kurieren, eine wirkliche Besserung nicht zu erwarten ist. Aehnliches möchten wir von den Studentenunruhen sagen, die heute durch ganz Rußland gehen und bisher sich als unvertilgbar erwiesen haben. Sie erhalten ihren besonderen Charakter dadurch, daß sie jetzt regelmäßig mit Arbeiterunruhen sozialistischer Natur verbunden sind und fast immer jüdische Studenten als Führer zeigen. Die Versöhnungspolitik, die der neue Minister der Volksaufklärung, General Wannowski inaugurieren sollte, läßt sich schon jetzt als gescheitert bezeichnen, und man gewinnt den Eindruck, daß die jungen Leute von Hintermännern geleitet werden, deren letzte Ziele mit den Fragen der Universitätsreform und mit studentischen Freiheiten absolut gar nichts zu thun haben.

Die russische Intelligenz drängt seit 40 Jahren darauf hin, die Verleihung einer Verfassung zu erzwingen, und das gerade will ihr die gegenwärtige Regierung unter keinen Umständen gewähren.

In Südafrika haben die Buren unter Delarey am 24. Februar bei Klerksdorp einen großen Erfolg errungen, und die englische Regierung hat dem Parlament eingestehen müssen, daß sie die Zahl der noch kämpfenden Buren wesentlich unterschätzt habe. Aber Lord Kitchener meldet Tag für Tag von neuen Gefangenen, die er gemacht, und ebenso fast täglich von der freiwilligen Unterwerfung größerer oder kleinerer Burenabteilungen. Andererseits ließen die hierher gelangenden Nachrichten aus dem Lager der Buren keinen Zweifel daran, daß ihr Widerstand noch lange nicht gebrochen ist. Der Beweis für diese Thatsache ist den Engländern am 7. März noch einmal von Delarey durch seinen Sieg über Lord Methuen so nachdrücklich geliefert worden, daß wohl auch die verblendeten unter ihnen jetzt wissen werden, daß das Ende des Krieges noch lange ausstehen kann, und daß von einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, wie Chamberlain sie erzwingen will, keine Rede sein darf. Lord Methuen war nächst Buller der populärste der englischen Generale, derjenige, der sich während der ganzen Dauer des Krieges kein einziges Mal hatte ablösen lassen und der immer dabei war, wo es ein recht gefährliches Unternehmen galt. Die ihn genauer kennen, behaupten freilich, er sei weder als Strateg noch als Taktiker mehr als eine wenig glänzende Mittelmäßigkeit. Die Schläge, die er bei Magersfontein

erhielt, hätten wohl auch die Engländer stutzig machen sollen. Man verzieh ihm aber die Niederlage, weil er ein tapferer Mann ist, und das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Engländer auch an ihre höheren Offiziere den Maßstab anlegen, den ihnen der Kultus des Sports giebt.

Jetzt aber liegt Methuen mit zerschmettertem Schenkel auf dem Schmerzenslager und er dankt es nur der Großmuth Delareys, daß er und der Rest seiner Leute wieder in das englische Lager zurück durfte. Und dabei war Lord Methuen, als ihn bei Tweeboſch das Unheil wie ein Sturmwetter überraschte, ausgezogen, um im Verein mit dem etwa gleich starken General Grenfell, Delarey zu fangen. So sicher fühlte er sich seiner Sache, daß die englischen Zeitungen bereits von dem großen bevorstehenden Schlage redeten, durch den der Krieg beendet werden sollte. Und nun ist alles so ganz anders gekommen. Freude im Lager der Buren und Trauer in England. Im englischen Parlament brachen, als die Trauernachricht verlesen ward, die anwesenden irischen Parlamentsmitglieder in lauten höhnischen Jubel aus, als wollten sie es den Engländern deutlich zeigen, daß sie nicht erst nach Südafrika zu gehen brauchen, um ihre Feinde zu finden.

Die Frage ist aber politisch betrachtet die: welche Wirkung wird der Sieg Delareys haben? Bedeutet er eine Aussicht auf Frieden, oder weiteren erbitterten Kampf? Wir fürchten das Letztere. Denn wenn unzweifelhaft als Folge des Sieges die Reihen der Buren frischen Zuzug aus dem Kaplande erhalten werden, so kann anderseits das Ministerium Salisbury-Chamberlain nicht zurück. Es wird weitere Verstärkungen nach Südafrika schicken — so lange es noch welche erhält. Schon heute aber läßt sich sagen, daß was an englischen Truppen in Südafrika mobil ist, nicht ausreicht, den Frieden zu erzwingen. Der Raum kämpft gegen England, und jene 250 000 Mann werden selbst unter bester Führung Südafrika nicht unterwerfen können, wenn dieses nicht freiwillig die Waffen niederlegt. Der Sieg Delareys hat diese Kombination noch unwahrscheinlicher gemacht, als sie ohnehin schon war, und so muß dieser entsetzliche Krieg weiter gehen mit all dem Jammer, den er, in noch weit höherem Grade als für die Engländer, für die Buren nach sich zieht. Vielleicht bietet aber die Sendung Lord Wolseleys nach Afrika eine erste Handhabe zu Verhandlungen, an die sich ein für beide Teile erträglicher Kompromiß anknüpfen läßt: Eine geographisch-beschränkte Unabhängigkeit, unter Preisgebung des Rands und der Diamantenfelder, würde den Buren wohl genügen, und wir glauben nicht, daß England, wenn es sich nicht der Möglichkeit aussetzen will, den Krieg noch ins Unbestimmte fortzusetzen, bessere Bedingungen erlangen kann. Aber auch die Buren müssen mit den immer möglichen Wechselfällen des Kriegsglücks rechnen; haben sie doch gerade darin reiche und trübe Erfahrungen gemacht. Den Zustand, der vor Ausbruch des Krieges bestand, können sie nicht zurückgewinnen, das sollten sie bedenken, und auch ihrerseits zugreifen, so lange die Stunde günstig ist. Wir wünschen Frieden um beider willen, wir wünschen ihn auch, weil wir den Faktor England aus der großen Politik nicht eliminiert wissen wollen. Die Entscheidung liegt in London, und die nächsten Wochen müssen zeigen, welche Richtung die Oberhand gewinnt: die zähe Hartnäckigkeit oder die ruhige staatsmännische Erwägung, die über dem Gedränge des Augenblicks und seiner Stimmungen die Zukunft und die großen Zusammenhänge der nationalen Interessen nicht aus den Augen verliert.

Wir schließen mit der traurigen Thatsache, daß der deutsche Reichstag die von der Regierung geforderten bescheidenen Mittel zur Fortführung der Usambarabahn mit 120 gegen 98 Stimmen abgelehnt hat. Es ist dies eine Politik, die in keinem anderen Parlament der Welt denkbar ist. Aber es scheint wirklich, daß wir unsere politische Erfahrung nicht anders als durch recht deutlich bewiesene Mißerfolge zu gewinnen verstehen. Hoffentlich wird in dem vorliegenden Fall die Strafe nicht zu hart sein, und die nächste Session dreifach gewähren, was die jetzige versagt hat.

Aussprüche von Heinrich von Treitschke.

Man darf den Polen keine Komplimente machen, das verdirbt sie nur.

So gewiß der Staat Macht ist, ebenso gewiß bleibt die Schwäche, auch die wohlmeinende Schwäche, unter allen politischen Sünden die schwerste.

Die Macht ist das Prinzip des Staates: wie der Glaube das Prinzip der Kirche, die Liebe das der Familie ist.

Wer in den Zeiten großer vaterländischer Kämpfe ganz unbefangen und leidenschaftslos zu bleiben vermag, der verdient nicht, sie zu erleben.

Zur That berufen sind jene feurigen Naturen, bei denen Charakter und Bildung zusammenfallen und jede Erkenntnis als ein lebendiger Entschluß in der Seele glüht.

.. Zwei Großmächte der Weltgeschichte, die Mächte der Dummheit und der Sünde...

Immer sind es nur die müden, geistlosen und erschlafften Zeiten gewesen, die mit dem Traum des ewigen Friedens gespielt haben.

Der eigentliche Zweck all unserer Wissensarbeit soll danach fragen, was wohl die weltordnenden Gedanken der göttlichen Vernunft in der menschlichen Geschichte gewesen sind.

Ein Volk, das keine Pietät hat vor einer bestehenden Dynastie, oder vor großen überlieferten Institutionen, ein solches Volk ist politisch unfähig.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

VII.

Der Zustand des parlamentarischen Lebens.

In den beiden letzten Monatsberichten an dieser Stelle ist versucht worden, die beiden ersten Entwicklungsstadien zu schildern, die die politische Hauptfrage unsrer Tage, die Angelegenheit des neuen Zolltarifs, bisher im Parlament zu durchlaufen hatte. Seit der Erklärung des Reichskanzlers beim Festmahl des deutschen Landwirtschaftsrats bis zu dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden (Anfang März), ist nun wieder ein Monat verflossen, der nicht einmal eine Klärung, geschweige denn eine Entscheidung in der großen Frage gebracht hat. Nur noch trostloser, verfahrener und verworrener scheint die Lage geworden zu sein, so daß vielleicht mancher Leser dieser Berichte unter der Empfindung stehen wird, als sei selbst der gelinde Optimismus, der ihm hier geboten wird, schon des Guten zu viel. Bisher aber lag thatsächlich kein Grund vor, die Aussichten der Zolltarifvorlage ganz und gar nur in dem trüben Lichte zu sehen, in dem sie nach den Parteimeinungen der Tagespresse erschienen. Die politische Erfahrung lehrt, daß bei solchen folgenschweren Kämpfen nichts verkehrter ist, als vorschnelle Schlüsse zu ziehen. Es ist eine der vornehmsten und besten Aufgaben der politischen Presse, über die verwirrenden Eindrücke und Stimmungen des Tages hinauszublicken und jede gute und nützliche Kraft von diesen herabdrückenden Einflüssen befreien zu helfen. Die Lage wird immer erst dann verzweifelt, wenn der Glaube der Führenden an ihre Sache ins Wanken gerät. Jeder echte Staatsmann und Politiker weiß, ebenso wie der gute Soldat und der gute Kaufmann, daß eine Sache, die ihre innere Berechtigung in sich trägt und sorgfältig und gewissenhaft unternommen wird, in der Regel nur dann verloren *ist*, wenn man sie verloren *giebt*. Freilich kann auch einmal dieser Glaube täuschen. Aber es giebt Voraussagen, deren man sich nicht zu schämen braucht, wenn sie nicht eintreffen, und schließlich hat das bitter resignierte Wort des sterbenden Talbot: „Unsinn, Du siegst!“ — doch immer nur beschränkte Geltung. Man darf nur nicht dulden, daß jede Schwierigkeit, jede Periode der Enttäuschungen und Verblendung, jede Uneinigkeit und Verwirrung einem trostlosen Pessimismus dazu dient, dem deutschen Volke das Mark auszusaugen. Ohne Zweifel stehen wir vor der Gefahr, einer politischen Hypochondrie zu verfallen, und demgegenüber müssen wir die Fahne eines gesunden politischen Optimismus hochhalten.

Dieser Optimismus enthebt uns aber nicht der Pflicht der Wachsamkeit gegenüber den Gefahren, die unserer inneren Entwickelung wirklich drohen. Nicht leichtfertiges,

blindes Uebersehen, sondern Ueberwindung und Heilung der Schäden giebt uns die Berechtigung, mit gutem Mut in die Zukunft zu sehen. Es ist darum wohl jetzt einmal der Augenblick gegeben, wo wir den Blick von den aktuellen Tagesfragen, die noch in der Schwebe sind, hinweg auf die allgemein politischen Begleiterscheinungen richten und uns Rechenschaft darüber ablegen können, aus welchen Quellen die politischen Sorgen dieser Tage fließen.

Man könnte freilich ein ganzes Buch darüber schreiben, und dieses Buch müßte den Titel führen: Der Niedergang des Parlamentarismus. Das äußerlich vor allen andern in die Augen springende Zeichen dieser betrübenden Erscheinung ist die bekannte chronische Beschlußunfähigkeit des Reichstags. Es ist ja viel darüber geschrieben worden, mit welchen äußern Mitteln dieser bedauerlichen Nichterfüllung einer noch dazu freiwillig übernommenen Pflicht der Abgeordneten entgegenzuwirken ist. Wer jemals an Stelle der 397 erwählten Vertreter des deutschen Volks das kleine Häuflein von 40, allerhöchstens 50 regelmäßigen Besuchern des hohen Hauses mit einigem Nachdenken betrachtet hat, wer sich dabei vergegenwärtigt, daß die wichtigsten Fragen des Reichs von diesem zur guten Hälfte noch dazu völlig teilnahmlosen, schlafenden oder schwatzenden Häuflein entschieden werden, der wird, wenigstens auf die Dauer, völlig außer stande sein, jenes tiefgehende Mißbehagen zu überwinden, für das wir Deutschen gern einen derberen Ausdruck setzen möchten, wenn es — parlamentarisch gestattet wäre. Aber es steht zu befürchten, daß alles Kopfzerbrechen über äußere Heilmittel gegen diesen unwürdigen Zustand nichts hilft. Es ist ja doch in der Hauptsache der Geist, der in den Verhandlungen waltet, was die allgemeine Teilnahmlosigkeit zur Folge hat. Geradezu erschreckend ist der geistige Tiefstand der weitaus meisten der Reden, die in dieser Versammlung gehalten werden, wo sich doch unzweifelhaft eine noch immer ansehnliche Summe von Kenntnissen, Fleiß und Tüchtigkeit zusammenfindet. Aber das ist eben das Wunderbare der allerneuesten Entwickelung des parlamentarischen Lebens, daß es wenig von diesen Eigenschaften an die Oberfläche bringt. Als der deutsche Parlamentarismus noch jung war, wirkte in ihm ein Stamm von Männern, die vorher schon im Kampf um die Neugestaltung des politischen Lebens wirkliche Vertrauensmänner und Führer der von ihnen vertretenen Volkskreise gewesen, und als solche erprobt waren; diese Männer hatten bereits ihren Platz im Vordergrunde der öffentlichen Meinung vermöge ihrer Bedeutung in Bezug auf Geist, Wissen und echte Beredsamkeit, ehe das Orakel der Wahlurne ihnen den Zutritt zur Tribüne des Parlaments öffnete. In der ersten Periode des Reichstags wirkten überdies die Eindrücke der großen Zeit, die man durchlebt hatte, erfrischend und befruchtend auf das ganze öffentliche Leben, und die Abgeordneten hatten das Glück, unter den Augen und unter der Leitung des größten Staatsmanns des Jahrhunderts den stolzen, prächtigen Neubau des Deutschen Reiches auszuführen. Diese mächtigen anspornenden Wirkungen waren ein Himmelsgeschenk, das die heutige Generation entbehren muß, wenn nicht echte, glühende Liebe zum deutschen Volk und zum deutschen Vaterland das Feuer in der eigenen Brust entzündet und der Persönlichkeit in sich selbst die Kraft giebt, über die Widerwärtigkeiten einer in Sonderinteressen versinkenden Zeit die Oberhand zu gewinnen. Unser parlamentarisches System begünstigt an und für sich nicht gerade das Hervortreten solcher Kräfte. Schon im ersten Reichstage trat in einzelnen

Persönlichkeiten die geschwätzige Mittelmäßigkeit — immerhin noch gemildert und verdeckt durch einen Anflug von Geist — auffallend hervor, und allmählich wurde die Ausnahme immer mehr die Regel, besonders seit den wachsenden Erfolgen der Sozialdemokratie. Immer mehr sind es die Zufälle der Wahl, die Fähigkeit, während der kurzen Dauer einer Wahlkampagne durch große Worte und dreiste Kritik den Massen zu gefallen, wodurch Elemente in das Parlament gebracht werden, die sonst auf Grund einer Prüfung ihrer politischen Fähigkeiten niemals aus dem wohlthätigen Dunkel hätten hervortreten können, in das ihr Wirken bis dahin gehüllt war. Selbstverständlich giebt es noch immer ehrenvolle Ausnahmen, Leute, denen man auch dann gern zuhört, wenn man ihre Ansichten nicht teilt, ja sie vielleicht sogar scharf verurteilt. Es giebt daneben auch schlichte, fleißige Männer im Reichstag, die in der Stille innerhalb ihrer Fraktionen und in der Arbeit der Kommissionen tüchtige Spezialkenntnisse und ausgiebige Berufserfahrungen zur Geltung zu bringen wissen. Aber ein Parlament bedeutet nach seinem ursprünglichen Wortsinn nicht umsonst eine Stelle, an der g e s p r o c h e n werden soll. Es genügt nicht, daß schlecht und recht ein gewisses Quantum gesetzgeberischer Arbeit geleistet wird, wie es eine aus Berufsjuristen und Sachverständigen verschiedener Berufsarten und Erwerbszweige gemischte Kommission wahrscheinlich ebenso gut verstände und wie es auch eine etwa nach dem Muster des russischen Reichsrats arbeitende Körperschaft zu leisten vermöchte; vielmehr sollen die öffentliche Meinung in ihren verschiedenen Schattierungen und die Regierung sich gegenseitig Rechenschaft vor dem ganzen Lande ablegen, wie sie sich Zweck und Wirkungen ihrer Arbeit denken. Nach diesem Meinungsaustausch sollen die Parteien sich gegenseitig kontrolieren, soll die öffentliche Meinung zur politischen Reife erzogen werden.

Dieser Zweck wird natürlich verfehlt, wenn den Reden die politische Disziplin mangelt und wenn in ihnen überwiegend die Mittelmäßigkeit zum Worte kommt. Die diesjährigen Debatten des Reichstags über den Etat bieten abschreckende Beispiele in Hülle und Fülle. Die Art, wie z. B. in den Sitzungen vom 8. bis 12. Februar der Etat der Reichsjustizverwaltung beraten wurde, kann als typisch für die Parlamentsverhandlungen unserer Tage gelten. Ein Sozialdemokrat ergreift das Wort mit der charakteristischen Entschuldigung, daß er die Nachmittagsruhe der Herren Abgeordneten stören müsse; er erörtert nun mit einer Ausführlichkeit, als ob das Gleichgewicht der Welt davon abhinge, einen allerdings bedauerlichen, aber doch vereinzelten Mißgriff der Justiz, die Fesselung des sozialdemokratischen Redakteurs Brodenbeck bei einem Transport und seine unangemessene Behandlung im Gefängnis. Erst dann ging der Redner auf weitere allgemeine Fragen der Strafrechtspflege ein, die er dann in einer ebenso langen Auseinandersetzung behandelte. Der Staatssekretär des Justizamtes konnte den ganzen ersten Teil der vorangegangenen Rede von seiner Beantwortung ausscheiden, da diese Frage allein die preußische Justizverwaltung anging. Das wußte der sozialdemokratische Redner vorher schon so gut wie der Staatssekretär, oder mußte es wenigstens wissen. Das hinderte ihn aber nicht, statt der halbstündigen Rede die seine übrigen Ausführungen umfaßte, eine mehr als einstündige zu halten; es hinderte aber ebenso wenig den folgenden Redner vom Zentrum, zunächst seine Meinung über denselben Fall zu sagen, ehe er auch seinerseits auf die ganze Reihe der Fragen aus dem Gebiet der

Strafrechtspflege einging. Dann kam allerdings noch etwas Neues hinzu: die Duellfrage. Damit war eine Reihe von Fragen aufgerollt, die selbstverständlich den Inhalt der weiteren Debatten bildeten. Bezeichnend war nur wiederum die Art, wie die folgenden Redner die schon recht ausführlich behandelten Themata immer wieder aufnahmen. In solchem Falle ist es doch sicherlich gerechtfertigt, daß jede Fraktion zur Vertretung und Begründung ihres Standpunktes nur einen Redner vorschickt, der möglichst nur bei den Punkten länger verweilt, in denen er eine von dem schon Gehörten abweichende Meinung zu vertreten hat. Daß mehrere Redner derselben Fraktion sprechen, hat doch nur dann seine Berechtigung, wenn dadurch eine gewisse Arbeitsteilung erreicht wird. Sehen wir uns die Liste der Redner beim Justizetat an, so erhalten wir folgende Statistik: Es sprachen 3 Konservative, 2 Reichsparteiler, 2 Nationalliberale, 6 vom Zentrum, 1 Pole, 1 Antisemit, 1 von der Freisinnigen Vereinigung, 4 von der Freisinnigen Volkspartei und 4 Sozialdemokraten. Diese Statistik giebt aber nur die Zahl der Redner wieder; es ist dabei zu bedenken, daß ein sozialdemokratischer Redner dreimal das Wort ergriff, ein anderer Sozialdemokrat, sowie ein Zentrumsabgeordneter und ein freisinniger Volksparteiler je zweimal sprachen. Danach erhöht sich die Zahl der Redner, die von den Vertretern der einzelnen Fraktionen gehalten wurden, in folgender Weise: es waren 7 vom Zentrum, 5 von der Freisinnigen Volkspartei und 7 von der Sozialdemokratie. Die Hauptsache aber ist, daß auf die Parteien, die die meisten Reden gehalten haben, auch die längsten Reden fielen, und daß alle diese Reden über sämtliche Fragen sich verbreiteten, die in der Debatte angeregt worden waren. Da nun in einzelnen Fragen, z. B. in der Duellfrage, die Auffassungen vieler sonst auseinandergehenden Parteimeinungen wesentlich übereinstimmen, so kann man sich eine Vorstellung von der Wirkung einer solchen Redeflut machen. Der Leser braucht nur in der obigen kleinen Statistik die Zahl der gehaltenen Reden von Zentrum, Freisinniger Volkspartei und Sozialdemokratie zusammenzuzählen, um zu der leider mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung stehenden Feststellung zu gelangen, daß in 19 Reden innerhalb 4 Tagen die Duellfrage von demselben Standpunkt aus behandelt wurde, und zwar mit ängstlicher Vermeidung jeder einigermaßen in die Tiefe gehenden Würdigung der Frage und mit ebenso ängstlicher Vermeidung jedes neuen oder auch nur praktisch brauchbaren Gedankens. Einen ähnlichen betrübenden Nachweis könnte man bezüglich mancher andern Frage des Strafrechts herstellen; indessen es mag hiervon genug sein. Nur wird man sich nicht mehr wundern dürfen, daß Leute, denen an der intakten Erhaltung ihrer Gehirnkräfte und ihres Nervensystems gelegen ist, sich, wo es nur irgend möglich ist, dem geistigen Folterungsprozeß entziehen, der mit der Anhörung der meisten Parlamentsreden allermodernster Art verbunden ist.

Es wirkt dabei auch eine unserer nationalen Eigentümlichkeiten mit, die von Hause aus sogar einen Vorzug bedeutet, aber in ihren Wirkungen dem parlamentarischen Leben nicht zum Nutzen gereicht. Wir haben das Bedürfnis, die Form dem Inhalt unterzuordnen, aber wir gelangen infolgedessen sehr oft dahin, die Form auch da zu vernachlässigen, wo sie ein wesentliches Mittel ist, dem Inhalt zur Wirkung zu verhelfen. Das gilt nicht nur von der Sprache, von dem Stil der Reden, sondern mehr noch von der Kunst des mündlichen Vortrags, mit der sie zu Gehör gebracht werden. Es ist er-

schreckend, wie dünngesät die Parlamentarier sind, die der freien Rede in wirkungsvoller Weise mächtig sind. Bei der Mehrzahl der Redner muß schon die Art, wie sie ihre Gedanken vortragen, das stärkste Mißbehagen der Zuhörer erregen.

Aber das würde man gern in den Kauf nehmen, wenn nur sonst die Verhandlungen wieder größere Bedeutung gewönnen. Durchaus zutreffend schrieb kürzlich die „Nationalzeitung" über dieses Thema: Die Bedeutung der parlamentarischen Verhandlungen hat früher nicht am wenigsten darauf beruht, daß in ihnen in der Regel nur geredet wurde, wenn für die Reden nach irgend einer Richtung eine bestimmte Wirkung beansprucht werden durfte . . . . . Je mehr sie (d. h. die parlamentarische Versammlung) das allgemeine Menschenrecht, über alles zu reden, ausübt, um so ähnlicher wird sie beliebigen andern Versammlungen, sei es großen in Volksversammlungssälen, oder kleinen an Stammtischen."

Dieser Volksversammlungs- und Stammtisch-Charakter der Parlamentsverhandlungen hält natürlich Männer von etwas weitergehenden geistigen Bedürfnissen, denen noch dazu ihr Beruf nicht den Luxus einer sinnlosen Zeitvergeudung gestattet, von der Bewerbung um ein Mandat oder, wenn sie aus zwingenden patriotischen Gründen dennoch dieses Opfer bringen, wenigstens von den überflüssigen Verhandlungen fern.

Der Ueberdruß an dieser Art, zu verhandeln, hat zugleich den Kommissionen eine Bedeutung verschafft, die nachgerade zu einem parlamentarischen Krankheitszustande geworden ist. Ursprünglich nur bestimmt, das Plenum von gewissen Einzelprüfungen zu entlasten und die Gelegenheit zu vertraulichen Auskünften der Regierung zu schaffen, die bei gewissen Fragen nicht öffentlich gegeben werden konnten, sind die Kommissionen immer mehr die Packesel für die arbeitsunlustige Gesamtheit der Volksvertreter geworden. In dem Maße aber, als die eigentliche Arbeit des Parlaments sich immer mehr in die Beratungszimmer der Kommissionen zurückzog, wuchs auch das Bedürfnis nach einer der wirklichen Sachlage entsprechenden Berichterstattung. Seit aber die Abgeordneten wissen, daß die Berichte über die Verhandlungen der Kommissionen in den Zeitungen ebenso vollständig gebracht und eifrig studiert werden, wie die über die Plenarsitzungen, sind sie auch der unausbleiblichen Rückwirkung verfallen, daß sie bestrebt sind, in den Kommissionssitzungen ebenso ausgiebig zu debattieren wie im Plenum. Der Unterschied zwischen Plenum und Kommission ist also vollständig verwischt; wir haben nur einige unerträgliche Wiederholungen mehr und eine unerhörte Verschleppung der Geschäfte.

Durch alles das erscheinen die vielen Reden im Reichstage noch langweiliger und überflüssiger, und sie büßen ihren vornehmlichsten Zweck ein, durch die Oeffentlichkeit der sachlichen Verhandlungen, aus denen als reife Frucht nachher die Gesetze hervorgehen, auf die politische Erziehung des Volks einzuwirken. Gleitet die ganze eigentliche gesetzgeberische Arbeit in die Kommissionen hinüber, so bleibt den Reden im Plenum nur die rein agitatorische, nicht dem fruchtbringenden Zweck, sondern der parteipolitischen Wirkung nach außen hin gewidmete Seite der Sache. Die verheerenden Wirkungen dieser Methode auf das Verantwortungsgefühl der Volksvertreter brauchen nicht weiter ausgemalt zu werden. Ueberdies wird in der öffentlichen Meinung der Anschein erweckt, als ob diejenigen Parteien, die diese schlechten Sitten nicht mitmachen, von den andern in der That beiseite gedrängt würden.

Die Partei, die am rücksichtslosesten in dieser Weise „zum Fenster hinaus" redet, ist die Sozialdemokratie. Sie beherrscht mit ihren Dauerreden und bei der Unverfrorenheit, mit der sie eine ganze Anzahl von Rednern zu einem Thema vorzuschicken pflegt, scheinbar die ganze Debatte. Wenn das Ansehen des Reichstags dadurch geschädigt wird, so ficht sie das nicht an; denn auch dieses Bourgeoisparlament ist ja doch nach ihrer Ansicht nur wert, daß es zu Grunde geht. Wollte aber der Reichstag den Versuch machen, durch Abänderung der Geschäftsordnung sich selbst zu helfen, so würde das als eine Einschränkung der parlamentarischen Rechte und damit zugleich der Volksrechte empfunden werden, und die sozialdemokratische Agitation würde dadurch neue Nahrung erhalten. Auch würde ein solcher Versuch wahrscheinlich gar nicht zur Durchführung kommen; er würde schon im Hause selbst nur Bruchteile der Rechten hinter sich haben und gänzlich Fiasco machen.

Aus dieser Schwierigkeit giebt es also keine einfachen und unmittelbaren Auswege. Aeußere Heilmittel für die Schäden würden uns auch nur hinwegtäuschen über den eigentlichen Sitz des Uebels. Wir dürfen nicht der Vorstellung Raum geben, als sei das Parlament nur eine Körperschaft mit der Bestimmung, gute Gesetze zu machen. Wäre dem so, dann läge nichts näher, als die unzweckmäßigen Arbeitsbedingungen einer solchen Körperschaft durch zweckmäßigere zu ersetzen. Aber das Parlament ist eine Volksvertretung und muß diesen Charakter behalten. Wichtiger, als ihre Mängel mechanisch zu beseitigen, ist es, sie als Wetterzeichen für die politischen Zustände der Allgemeinheit anzusehen. Wir werden nicht eher wieder ein leistungsfähiges und angesehenes Parlament gewinnen, als wir nicht zu einer Wiedergeburt des politischen Lebens im Volke gelangen. Dazu müßte vor allen Dingen viel mehr Klarheit und Geschlossenheit in unser Parteileben kommen. Die Zerfahrenheit und Grundsatzlosigkeit hat nahezu den höchsten denkbaren Grad erreicht. Es wird daher auch vorläufig völlig vergeblich sein, Besserungsversuche an den parlamentarischen Verhältnissen zu machen. Jeder, dem die nationale Entwickelung am Herzen liegt, möge nur zunächst den Versuch machen, in seinem Wirkungskreise das politische Pflichtgefühl, das heutzutage den unabhängigen Vertretern unserer Staats- und Gesellschaftsordnung fast abhanden gekommen zu sein scheint, wieder aufzurichten. Es handelt sich nicht um Verwischung der Parteiunterschiede, wie es heutzutage in berechtigtem Unwillen über die Kleinlichkeit und Unfruchtbarkeit des bestehenden Parteitreibens und über die Unverständlichkeit mancher dieser Unterschiede für die heutige Generation mitunter gefordert wird. An sich hat der Besitz abgerundeter, mit praktischen Erfahrungen und Interessen in Verbindung stehender Ueberzeugungen durchaus nicht die trennende Wirkung, die ihnen häufig zugeschrieben wird. Nur müssen bestimmte Grundsätze vorhanden sein, die alle diese Parteiauffassungen, mögen sie noch so verschieden untereinander sein, in eine feste, unlösbare Beziehung zum Gemeinwohl und dem Reichsgedanken bringen. Dann brauchen wir uns vor den Parteien nicht zu fürchten. Wir Deutschen können ein reich- und vielgestaltetes Innenleben nicht nur vertragen, sondern es ist uns sogar Lebensbedürfnis. Die Gründung eines nationalen Reichs ist uns gelungen, als uns ein genialer Staatsmann zum erstenmal die Möglichkeit bewies, daß wir die nationale Einheit haben konnten, ohne uns zu uniformieren und mit der geschichtlichen Vergangenheit zu brechen. Darum auch hinsichtlich des

Parteiwesens kein Pessimismus, sondern unverdrossene Arbeit an der Neubelebung der Parteien durch idealen Gemeinsinn. Es würde hier zu weit führen, im einzelnen nachzuweisen, wie weit in unsern großen Parteien die Entfernung von festen, leitenden Grundsätzen gediehen ist und worin die Momente ihrer Schwäche liegen. Dazu findet sich vielleicht später Gelegenheit. Hier sollte nur auf eine bedrohliche Erscheinung unseres innerpolitischen Lebens hingewiesen und daran die Mahnung geknüpft werden, nicht beim Schelten darüber stehen zu bleiben, sondern das Uebel an seiner Wurzel zu suchen.

Aus neuen Büchern.

März.

Sprich noch nicht vom Frühling, es ist zu früh!
so lockend die Sonne am Himmel blitzt,
so lockend alles glänzt und glitzt . . .
sprich noch nicht vom Frühling, es ist zu früh!
Da werden Tage wieder kommen,
bevor erblüht, wovon du träumst,
da alles wie vorher trostlos weh
In Regen sich begräbt und Schnee,
Tage voll Traurigkeit, Tage voll Müh —
sprich noch nicht vom Frühling, es ist zu früh!

Und doch und dennoch: mit jubelndem Liede
grüße dies frohe befreiende Blau
über all dem farblosen Grau,
Freu dich der flimmernden Mittagsstunde,
sonne das Herz dir zu keimender Kraft,
daß es dem müde machenden Winter
und seiner Enttäuschung sich wieder entrafft,

Nur warte, nur wart noch! Es wird sich erfüllen,
es wird sich erfüllen, was du ersehnst:
glutig auflodern wird es am Himmel,
über die Berge hin wird es wehn
und wie donnernde Osterglocken
wird es durch die Lande gehn . . . . .

Nur warte, nur wart noch und habe Geduld!
So schön und so köstlich dies blitzende Blau
mit seinen süßen stillen Locken,
es kommen Tage noch und Wochen
farblos grau
da alles wie vorher trostlos weh
in Regen sich begräbt und Schnee,
Tage voll Traurigkeit, Tage voll Müh —
sprich noch nicht vom Frühling, es ist zu früh!

Aus: „Caesar Flaischlen, „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens". Gesammelte Gedichte, Briefe und Tagebuchblätter aus den Jahren 1884 bis 1899. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Die Amerikanisierung der Erde. — Rückgang des englischen Zwischenhandels im Verkehr mit deutschen Häfen.

Bis vor einer kurzen Spanne Zeit, noch vor einem halben Menschenalter, war Europäisierung gleichbedeutend mit Zivilisierung. Allerwärts anerkannte man die kulturelle Herrschaft, die wirtschaftliche Ueberlegenheit und auch die politische Vormachtstellung der europäischen Welt. In dieser Meinung, ja in diesem Zustande ist um die Wende des Jahrhunderts eine Wandlung eingetreten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts zogen annähernd 20 Millionen Europäer über das große Wasser nach der neuen Welt und fanden dort nicht nur unermeßliche Bodenschätze, nicht nur weiten Spielraum, sondern auch völlige Freiheit für die Bethätigung ihrer Produktivität. Allmählich entstand aus dem Zusammenwirken und aus der Zusammenschmelzung der thatkräftigen und arbeitsfreudigen Zuwanderer verschiedener Rassen ein neues Gemeinwesen, ein neues Reich, ein Weltreich mit einer eigenartigen Bevölkerung, auf Grundlage der alten Kultur und ihrer Errungenschaften, aber mit einer neuen Kultur. Und diese neue Kultur zeitigte auf dem wichtigen Gebiet des wirtschaftlichen Lebens so erstaunliche Erfolge und Fortschritte, daß sie in wirtschaftlicher Hinsicht der alten Kultur über den Kopf wuchs. Bis vor einigen Jahrzehnten vollzog sich die Europäisierung der Welt und heute spricht man von der Möglichkeit ihrer Amerikanisierung. Was ist Amerikanisierung? Amerikanisierung im wirtschaftlichen Sinne bedeutet die Modernisierung der Methoden in Industrie, Handel und Landwirtschaft wie auf allen Gebieten des praktischen Lebens. Amerikanisierung im weiteren Sinne, auch gesellschaftlich und politisch, wäre dagegen als Demokratisierung und Materialisierung zu stigmatisieren. Die Stärke des nordamerikanischen Geistes liegt auf dem Gebiet des praktischen Lebens. Alle Erfahrungen der alten Welt hat man sich drüben zu nutze machen können, ohne sie erst erkämpfen, ohne Altes und vielleicht Verbesserungsbedürftiges erst beseitigen zu müssen. Unter den günstigsten Verhältnissen konnte man aufbauen und arbeiten, konnte überall die Zweckmäßigkeit walten lassen, um mit möglichst geringem Kraftaufwand möglichst große Wirkungen zu erreichen. Dieser Industrialismus ist nun an sich keine Eigentümlichkeit Nordamerikas, er findet sich mehr oder minder ausgebildet auch in den europäischen Kulturstaaten, er hat auch hier zu großen technischen Fortschritten, zur Vermehrung der Produktion und der Produktivität und zu einer erheblichen Erhöhung des Reichtums geführt. Aber in Europa sah er sich vielfach behindert durch überlieferte Verhältnisse, die er erst zu

beseitigen und zu überwinden hatte, und so konnte er sich nicht so frei und erfolgreich entfalten wie in Nordamerika. Dort entwickelte er sich gänzlich unbehindert, rascher und intensiver als in Europa, brachte es zu größeren Erfolgen und errang schließlich eine Oberherrschaft, die ihm in Europa noch streitig gemacht wird.

Aus einem Lande, das noch vor hundert Jahren politisch kaum beachtet wurde, hat der industrialistische Geist das wohlhabendste und konsolidierteste Reich geschaffen. Nichts stand ihm im Wege. Es fehlte und fehlt noch heute bis zu einem gewissen Grade in Nordamerika an religiösen, geschichtlichen und völkischen Ueberlieferungen. Der Nordamerikaner war und ist noch heute voraussetzungslos. Soweit er bei der Heranbildung seiner Kultur Vergangenes benutzte, verhielt er sich rein eklektisch und nahm, was ihm zusagte, wo er es fand. In der Ueberlieferung erblickte er lediglich eine lästige Fessel und schritt unbekümmert darüber fort. Der Entwickelung des industrialistischen Geistes kamen auch andere günstige Umstände zu statten, vor allem die isolierte Lage des Landes, fern von Krieg und Kriegsgeschrei. So konnte er, ohne schwere Militärlasten zu tragen, verblüffende Erfolge erzielen, seine Macht erweitern, noch immer mehr vergrößern und die Menschen, zunächst in Nordamerika, anspornen, durch zweckmäßigste Ausbeutung und Verarbeitung der Bodenschätze ihre Reichtümer fort und fort zu vermehren, bis er schließlich das ganze Leben und Treiben der Gesellschaft erfüllte und bestimmte, bis sich der Industrialismus zum Amerikanismus gestaltete, d. h. zu einer Weltanschauung, die alles vom industrialistischen Standpunkt aus beurteilt und darnach handelt. Die Kultur, die daraus entstanden ist, hat etwas Farbloses, Nüchternes, Seichtes erhalten, sie erinnert noch an die Bildung des reichgewordenen Emporkömmlings. Der Amerikanismus ist demokratische Kultur in höchster Potenz, er bewährt sich außerordentlich vorteilhaft für die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens, zeitigt aber bedenkliche Schattenseiten, wo er darüber hinausgreift, wo er andere Gebiete des menschlichen Schaffens durchdringt, wo er auch das politische und öffentliche Leben beeinflußt oder gar beherrscht.

In einer psychologischen Vereinigung der Union versicherte unlängst ein nordamerikanischer Gelehrter Dr. Russel, daß die angelsächsische Rasse in der Entartung begriffen sei. Heutzutage haben, wie er ausführte, die Menschen kaum Zeit, ihre Tageszeitung zu lesen, und thun es ja auch nur aus Geschäftsrücksichten oder ihres Vergnügens oder ihrer Liebhaberei halber; sie durchfliegen die Zeitungen nach den Tagesneuigkeiten, nach dem Kurszettel und nach den Sportberichten. Allerwärts herrscht die Spielwut. Für guten Lesestoff oder gründliches Nachdenken bleibt keine Zeit, weil die Jagd nach Reichtum und Genuß alles verdrängt. So erklärt der nordamerikanische Gelehrte die dürftige Litteratur und die Neigung für oberflächliches Wissen. Weder in England noch in Amerika gäbe es zur Zeit einen großen lebenden Dichter und Philosophen oder ein großes künstlerisches Genie. Es entstehe kein solches, weil kein Bedürfnis darnach empfunden werde. Das erscheint allerdings übertrieben. In dem Erwerb von Reichtum konzentriert sich jedenfalls weit mehr als in Europa der industrialistische Geist in Nordamerika. Im allgemeinen kann man noch immer von dem Europäer sagen, daß er erwirbt, um zu leben, während der Nordamerikaner im Durchschnitt lebt, um zu erwerben. Das Hasten nach Geld wird abgelöst nur von dem Hasten nach Genuß in den knapp bemessenen Mußestunden, zumeist durch Sport, ohne gesellschaftliches Behagen. Ein

jeder will möglichst rasch reich werden. Die Millionäre werden bewundert. Alleinherrscher wird König Dollar, und er entscheidet selbst über Fragen des Gesamtwohls.

So lange Nordamerika noch Raum für seine Volksvermehrung und für neue Zuwanderung hat, so lange es sich harmonisch entwickelt als Ackerbaustaat und zugleich als Industriestaat, so lange wird es auf gutes Gedeihen, wenn auch mit den Auf- und Abschwankungen der Konjunkturen, zu rechnen haben. In der alten Welt verkrüppeln zu viele Talente, wie Gewächse in zu kleinen Töpfen. Raum für alle hat vorläufig noch die nordamerikanische Erde. Indessen ist nun einmal dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die schrankenlose wirtschaftliche Freiheit gestattete zwar dem Einzelnen, seine Fähigkeiten zu entwickeln, aber sie führte doch schließlich nach erbitterten Konkurrenzkämpfen zu einer Zusammenballung der großen Kapitalien, wie sie nirgends wieder zu finden ist, zu ungeheuerlichen Trustbildungen, die ganze Zweige des Erwerbslebens beherrschen, zur Anhäufung ganz großer Vermögen in wenigen Händen, die mit der Zeit bedenkliche soziale Gegensätze und Gefahren hervorrufen müssen. Die schwächste Seite dieser wirtschaftlich so hoch stehenden Staatengemeinschaft liegt indessen auf dem Gebiet der Politik, der man allzulange geringere Aufmerksamkeit zuwendete als dem Erwerbsleben. Die Union ist so gut wie ohne Berufsbeamtentum, fast alle Beamten hängen mit ihren Stellen von dem Ausfall der Wahlen ab, sie werden beseitigt, wenn eine andere Partei ans Ruder kommt, und ersetzt durch Leute, die ebenfalls nur parteipolitisch dazu befähigt sind, die nur erwerben wollen und auch auf Nebeneinnahmen ausgehen. In Verwaltung und Gesetzgebung klagt man über die Korruption, im Senat giebt sie oft genug den Ausschlag, nicht selten sogar zu Gunsten ausländischer Interessenten, wenn diese die angedeuteten Verhältnisse zu nützen verstehen. Man beginnt in Nordamerika, diese politischen und gesellschaftlichen Schattenseiten der glänzenden wirtschaftlichen Entwicklung zu erkennen, man sieht die Notwendigkeit ein, Abhilfe zu schaffen, aber der Weg zur Beseitigung dieser konstitutionellen Gebrechen ist langwierig.

Nichtsdestoweniger sind die wirtschaftlichen Erfolge des industrialistischen Geistes in Nordamerika so große, daß sie die europäischen Völker zur Nachahmung anspornen müssen. Alex. Peez meinte schon in seiner ersten Schrift über die amerikanische Konkurrenz vom Jahre 1881, es müßten sich die europäischen Festlandstaaten einen Tropfen amerikanischen Bluts aneignen. Liebgewordene Träume, tausendjährige Vorurteile seien nicht länger haltbar.

Nach verschiedenen Richtungen hin zeigen sich bereits die europäischen Nationen bestrebt, die Nordamerikaner zum Vorbild zu nehmen und sich von ihrem Industrialismus beeinflussen zu lassen, um nicht zu weit hinter der Union zurückzubleiben. Dieses Bestreben ist durchaus zweckmäßig und zu empfehlen, soweit es sich um technische Fortschritte handelt, um die Erfindung und Anwendung von Maschinen zur Ersparung von Arbeitern, um die sog. Massenpräzisionsfabrikation, die sich in der Zahl der Typen der fabrizierten Gegenstände auf das äußerste beschränkt, wie überhaupt um die Nachbildung gewisser nordamerikanischer Methoden. Hiergegen kann sich die alte Welt nicht ablehnend verhalten. Vielmehr muß sie sich beeilen, alle diese Errungenschaften zu übernehmen. Das gilt nicht nur für Gewerbe und Handel, sondern auch für die Landwirtschaft. „Wir fabrizieren Korn," sagte einmal ein nordamerikanischer Land-

wird, „denn es wird von Maschinen gesäet, geschnitten, gebunden, gedroschen, gereutert, in Säcke verpackt und aufgespeichert. Auch Kartoffeln bauen wir mit Maschinen an.“ Man ist sich längst dessen bewußt, daß diese Lehre für die alte Welt beherzigt werden muß, dazu zwingt sie geradezu der industrialistische Geist, der von Amerika aus seinen Siegeszug über die Erde angetreten hat.

Vom Uebel ist aber, was darüber hinausgeht, was sich aus dem Industrialismus zum Amerikanismus gestaltet hat. Bedenklich ist die Anhäufung des beweglichen Kapitals in wenigen Händen, eine Folge der schrankenlosen Konkurrenzfreiheit im Erwerbsleben. Entgegenzuarbeiten ist den großkapitalistischen Trustbildungen und ihrer unerträglichen Herrschaft über die Märkte. Zu verhüten ist die Verschärfung der sozialen Gegensätze und Kämpfe. Aufzuhalten ist das Uebergreifen des monopolisierenden Großkapitals auf Gesetzgebung und Verwaltung, auf die ganze innere und äußere Politik. Zu bekämpfen ist die große Geldmacht und ihre unheilvolle Korruption, wie ihre Oberherrschaft nach allen Richtungen hin. Die soziale Gliederung, wie sie in Europa überliefert besteht, mag große Mängel und Schwächen haben, aber nicht nachahmenswert in ihrer Gestaltung und Entwicklung sind jene Länder, wo der Maßstab für die soziale Gliederung einzig und allein das Geld bietet. Zu verhindern ist endlich eine weitere Demokratisierung und Materialisierung des gesamten Lebens, wie sie der übergreifende Industrialismus, der Amerikanismus, mit sich bringt. Man wird diesen Kampf nicht ohne Erfolg führen, wo man festhält an den nationalen Ueberlieferungen, Gedanken und Idealen.

Ernsthaft wird zunächst England von der Amerikanisierung bedroht, weil es sich gegenüber der Union nicht auf die nationalen Schranken stützen kann, die den anderen europäischen Völkern zu eigen sind. Ich habe schon in meiner Schrift „Kommende Weltwirtschaftspolitik“ (Berlin 1898) darauf hingewiesen, und in der New Yorker Monatsschrift „The Forum“ veröffentlichte Anfang 1902 Earl Mayo einen Aufsatz über die Amerikanisierung Englands, der sich in demselben Gedankenkreise bewegt. Englands Reichtum und Macht, so führte ich vor Jahren aus, beruht darauf, daß seine Auswanderer zurückkehren, nachdem sie sich im Auslande Reichtümer erworben haben. Wenn nun aber einmal in diesem Kreislauf der Aus- und Einwanderung eine Ablenkung eintritt? Nach England strömen Menschen und Kapitalien nur so lange zurück, als es Mittelpunkt der angelsächsischen Kultur und ihres Verkehrs bleibt. Auf wirtschaftlichem Gebiet hat nun aber die Union England bereits mehrfach überholt. In absehbarer Zeit wird New York die englische Hauptstadt an Größe und Verkehr überflügelt haben. Wenn dann New York einmal der magnetische Mittelpunkt für das Angelsachsentum geworden ist, wenn es dort seinen Schwerpunkt hat, werden auch dann die englischen Auswanderer und Unternehmer fortfahren, mit ihren Kapitalien nach London zurückzukehren, werden sie nicht sich allmählich nach New York wenden? Würde England nicht als europäisches Land in Verfall geraten? Bereits arbeitet englisches Kapital in der Union schon nach Milliarden. Aus den nordamerikanischen Papieren, die sie besitzen, aus den Pflanzungen, Fabriken, Brauereien u. s. w., die sie eingerichtet haben, beziehen die Engländer mindestens 1 Milliarde Mark an Zinsen aus der Union und bezahlen damit ihre Bezüge an Lebensmitteln von dort. Der einzelne Engländer

gewinnt dabei, aber das Gesamtwohl Englands muß leiden, wenn die Engländer mit ihren Kapitalien die nordamerikanische Landwirtschaft befruchten, während die englische zurückgeht, wenn sie die nordamerikanische Industrie in die Höhe bringen und der englischen einen überlegenen Konkurrenten schaffen. Muß sich da nicht das wirtschaftliche Verhältnis zwischen England und der Union immer mehr zu Ungunsten Englands verschieben? Immer mehr englische Kapitalien, Auswanderer, Arbeiter und Unternehmer gehen nach der Union, weil sie dort günstigere Bedingungen ihres Gedeihens als im Mutterlande finden, und sie werden desto seltener zurückkehren, je glänzender sich das neue Land entwickelt. Mayo berichtet, daß bereits viele junge englische Kaufleute ihre Lehrzeit in der Union durchmachen, daß englische Professoren nach der Union gehen, um die Lehrmethoden und Organisierung der nordamerikanischen Hochschulen zu studieren. Andererseits sind nach Mayo schon Tausende von Amerikanern in England ansässig und haben einen großen Teil des Handels an sich gebracht. Die nordamerikanischen Erzeugnisse werden so geschätzt, daß viele englische Kaufleute ihre Waren als amerikanisches Fabrikat ausgeben. Stead, der englische Apostel des Weltfriedens, macht in seiner bemerkenswerten, an Uebertreibungen, aber auch an Thatsachen reichen Schrift „Die Amerikanisierung der Welt" eine ganze Reihe interessanter Angaben, um die bereits vor sich gehende Amerikanisierung Englands auf dem Gebiet der Religion, der Litteratur und Presse, der Kunst, Wissenschaft und Musik, des Theaters, des ehelichen und gesellschaftlichen Lebens, des Sportwesens, der Eisenbahnen und Schiffahrt ꝛc. zu beweisen, und bringt auch für das Vorhandensein einer amerikanischen Invasion in England auffällige Züge bei. Das Nationalgefühl der Engländer ist stark, aber gegenüber Nordamerika ohne innere Stütze, und stärker als das englische ist jedenfalls das nordamerikanische Vaterlandsgefühl, um nicht Nationalgefühl zu sagen. Und mehr und mehr wird der Nordamerikaner den Gedanken erfassen und bethätigen, daß der Mittelpunkt der angelsächsischen Völker, ihrer Kultur wie ihrer Macht, in der Union zu suchen ist. Aehnliche Gedanken wirft in seiner Schrift auch Stead auf. England wird nach seiner Meinung von der Union und ihrer Kulturentwicklung überflutet, allmählich verschlungen, schließlich aus seiner Weltmachtstellung verdrängt und zu einem zweiten Belgien heruntergedrückt werden, wenn es sich nicht entschließt, sich freiwillig zu amerikanisieren, d. h. Hand in Hand mit der Union zu gehen und mit ihr einen großen Bund der gesamten angelsächsischen Welt zu schließen, der dann mit überlegener Macht die Anglo-Amerikanisierung der übrigen Länder und Völker betreiben könnte. Ob Stead auf diesem Wege seine fixe Idee vom ewigen Weltfrieden und allgemeiner Glückseligkeit der Verwirklichung näher bringen wird, ist zu bezweifeln. Wohl aber läßt sich behaupten, daß die Verschmelzung Großbritanniens mit den Vereinigten Staaten die Amerikanisierung Englands und seine Herabdrückung auf einen Staat zweiten Ranges nachdrücklich beschleunigen würde. Für seinen Bundesvorschlag führt Stead auch eine Aeußerung des früheren auswärtigen Ministers Lord Derby an, der das höchste Ideal, das er für die Zukunft seines Landes sich denken konnte, darin fand, daß einst eine Zeit komme, wo die britischen Reichsteile (unter monarchischer Form?) in die amerikanische Union als Staaten eines großen Bundesstaates Aufnahme finden können. Das war vor einem Menschenalter. Inzwischen haben sich die Verhältnisse zu Ungunsten Englands ver-

schoben. England hat, abgesehen von den Kolonieen und Irland, nur 37 Mill. Köpfe, kann diese seine Bevölkerung nicht annähernd ernähren, befindet sich wirtschaftlich bereits in einer Abhängigkeit von der Union, die mit ihren 76 Millionen das Uebergewicht besitzt und die Führung an sich zu reißen nicht zögern wird. Mit diesem Problem haben sich englische Politiker von Adam Smith an wiederholt beschäftigt. So meinte Lord Rosebery vor einiger Zeit, man hätte von vornherein die Vertreter der amerikanischen Kolonieen in das britische Parlament aufnehmen sollen, um sie der britischen Krone zu erhalten. Mit der stetig wachsenden Bevölkerung Nordamerikas wäre dann allerdings die Mehrheit im Unterhause auf die kolonialen Vertreter übergegangen und der Schwerpunkt des Reiches jenseits des Meeres verlegt worden. Allein Großbritannien wäre dann, so tröstete sich Rosebery, der geschichtliche Ausgangspunkt und der europäische Vorposten des Weltreiches geworden. Diesen Zeitpunkt haben die Engländer verpaßt. Die Entwickelung vollzieht sich getrennt, und das Aufsteigen der Union ist nahezu gleichbedeutend mit dem Rückgang Englands, was zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete greifbar hervortritt. Aus den angedeuteten Verhältnissen werden voraussichtlich die leitenden Politiker Englands die Folgerung ziehen, daß sich zunächst das britische Weltreich in Gestalt eines größerbritischen Zollbundes nach dem Vorbild des deutschen Zollvereins konsolidieren muß, um mit der Union unter günstigeren Verhältnissen die weltwirtschaftliche Konkurrenz aufnehmen zu können.

* * *

In diesen Blättern, im Dezemberheft 1901 Seite 375, hat Dr. von Peez bereits auf den Rückgang des englischen Zwischenhandels im Verkehr mit den deutschen Häfen hingewiesen und den Unmut der betroffenen einflußreichen englischen Interessentenkreise als eine wesentliche Ursache der deutschfeindlichen Treibereien in England bezeichnet. Ehedem war England die große Niederlage für das festländische Europa. Dort strömten die tropischen und sonstigen überseeischen Erzeugnisse zusammen, wurden nach Deckung des britischen Bedarfs für die Weiterausfuhr durch Mischung ꝛc. hergerichtet und dann mit entsprechendem Preisaufschlag dem europäischen Festlande abgelassen. Von diesem Zwischenhandel, der eine ergiebige Quelle für den englischen Wohlstand war, suchten sich die Deutschen unter Führung der Hansestädte nach der Wiederaufrichtung des Reiches zu befreien und waren erfolgreich bemüht, den deutschen Bedarf unmittelbar aus den überseeischen Herkunftsländern zu beziehen. Einige Zahlen aus der neuesten Statistik der Hamburger Quaiverwaltung bestätigen, daß Deutschlands Schiffahrt und Handel sich allmählich der kommerziellen Suprematie Englands entzogen haben. Bis zum Jahre 1872 trafen im Hamburger Hafen mehr englische als deutsche Schiffe ein. Im Jahre 1872 belief sich der Gesamtverkehr Hamburgs auf 5913 Schiffe mit 2,1 Mill. Registertonnen (registrierter Raumgehalt, nicht Warenmengen), wovon 2541 deutsche mit 658000 Tonnen und 2388 englische mit 1,1 Million Tonnen. Die englischen Schiffe waren zwar nicht so zahlreich wie die deutschen, aber erheblich fassungskräftiger. Erst fünfzehn Jahre später wurde die englische Schiffahrt auch an Leistungsfähigkeit von der deutschen überholt. Unter 7308 Schiffen mit 3,9 Millionen Tonnen, die Hamburg 1887 anliefen, befanden sich 3674 deutsche mit 1 734 271 Tonnen und 2509 englische mit 1 696 181 Tonnen. Erst

seit 1895 ist die Ueberlegenheit des deutschen Schiffsverkehrs in Hamburg über den englischen eine dauernde geworden und hat sich seither stetig vergrößert. Im Jahre 1900 entfielen von 13102 Schiffen mit 8 Millionen Tonnen bereits 7640 mit 4,3 Millionen Tonnen auf die deutsche und nur 3442 mit 2,8 Millionen Tonnen auf die englische Schiffahrt. Etwa die Hälfte des englischen Anteils, 1816 Schiffe mit 1,3 Million Tonnen, bestand aus Kohlendampfern. Die deutschen Schiffe haben ein entschiedenes Uebergewicht erlangt, sie sind auch größer geworden. Im Jahre 1872 verhielt sich das deutsche Schiff zum englischen seiner Größe nach wie etwa 1 : 2. Heute ist das Verhältnis etwa wie 2 : 3. Englands Einfluß auf die Hamburger Schiffahrt ist also empfindlich zurückgegangen.

Die Befreiung Deutschlands von dem Uebergewicht der englischen Schiffahrt zeigt sich deutlicher noch in einem anderen Umstande. Der unmittelbare transatlantische Verkehr Hamburgs ist stärker als der Verkehr mit englischen Häfen gewachsen. Von 1899 bis 1901 nahm Hamburgs transatlantischer Verkehr um 279000 Tonnen zu, sein Verkehr mit den englischen Häfen aber nur um 210000 Tonnen. Im Jahre 1901 kamen in Hamburg an 11235 Schiffe mit 4,8 Millionen Tonnen aus europäischen Häfen und 1612 Schiffe mit 3,6 Millionen Tonnen aus transatlantischen Häfen.

Aus der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches, aus der Bismarckschen Zoll- und Handelspolitik und nicht zuletzt aus der von Bismarck veranlaßten Aufhebung seiner Freihafenstellung hat Hamburg Vorteile gezogen, die sich ziffernmäßig gar nicht berechnen lassen. Es weiß, warum es dem ersten Kanzler des Deutschen Reiches ein gewaltiges Denkmal setzt.

Der Rückgang der englischen Schifffahrt zeigt sich auch im Hamburger Quaiverkehr, der wegen seiner verhältnismäßig hohen Gebühren nur von Schiffen mit wertvoller Ladung aufgesucht wird oder von solchen Schiffen, die selbst zu wertvoll sind, um einen längeren Aufenthalt zu gestatten, die also schnelle Entlöschung erfordern. Dort trafen 1897 insgesamt 4341 Schiffe mit 3,5 Millionen Tonnen ein, darunter 1715 deutsche mit 1,9 Millionen Tonnen und 1768 englische mit 1,3 Millionen Tonnen, dagegen 1901 insgesamt 4973 Schiffe mit 4,7 Millionen Tonnen, wovon 2116 deutsche mit 2,9 Millionen Tonnen und 1862 englische mit 1,3 Millionen Tonnen.

Es ist begreiflich, daß man in England die zunehmende Selbständigkeit von Deutschlands Handel und Schiffahrt mißgünstig betrachtet. Allein man täuscht sich über die Ursachen, wenn man der Meinung ist, daß dieser Erfolg nur durch die Unterstützung des Reiches erzielt worden sei. Ein englischer Sonderausschuß untersuchte kürzlich das System der staatlichen Schiffahrtssubventionierung, und da behauptete ein Sachverständiger, daß infolge der deutschen Schiffahrtssubventionen immer größere Mengen englischer Waren von englischen nach deutschen Häfen verschickt und von dort nach überseeischen Ländern befördert werden. Das ist eine ganz neue Thatsache, und sie würde, wenn sie richtig wäre, darthun, daß Deutschlands Schiffahrt und Handel sich nicht nur unabhängig von dem kommerziellen Uebergewicht Englands gemacht, sondern dieses Uebergewicht auch im Verkehr mit anderen Ländern erschüttert und eine erfreuliche Ueberlegenheit bekundet haben. Thatsächlich hat in dem Bestreben, sich dem englischen Zwischenhandel zu entziehen, der deutsche Ausfuhrhandel noch weit größere Erfolge erzielt als

der deutsche Einfuhrhandel. Der deutsche Ausfuhrhandel umgeht immer mehr den kostspieligen und lässigen englischen Zwischenhandel und verkehrt unmittelbar mit den überseeischen Märkten. Nachhaltig, wenn auch unabsichtlich, wurde er dabei von den Engländern selbst gefördert durch die Auferlegung des „made in Germany", das die überseeischen Käufer unterrichtete, woher gewisse Waren kommen, die sie bis dahin aus England bezogen hatten. Nach der Versicherung des englischen Sachverständigen wäre die Thatsache, die er anführt, in erster Reihe eine Folge der Reichssubventionen an die deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaften und in zweiter Reihe zu erklären aus der thatkräftigen Förderung der Handelsinteressen durch die Reichsregierung. Dieser englische Sachverständige ist nicht sehr sachverständig, sonst würde er wissen, daß die Zuschüsse, die das Reich den deutschen Schiffahrtsgesellschaften gewährt, keine Zuschüsse sind, sondern lediglich Zahlungen für gewisse Gegenleistungen, insbesondere für die rasche und regelmäßige Beförderung der Post, die den beteiligten Reedereien entsprechende Ausgaben verursacht. Derartige Zuschüsse zahlt auch die englische Regierung den englischen Schiffahrtsgesellschaften. Im Jahre 1899 beliefen sich die Staatszuschüsse an die englischen Schiffahrtsgesellschaften auf rund 15,3 Millionen Mark, dagegen die Staatszuschüsse an die deutschen Schiffahrtsgesellschaften nur auf 7,8 Millionen Mark. Außerdem erhalten die englischen Gesellschaften noch 1,2 Millionen Mark jährlich gegen die Verpflichtung, eine Anzahl von Dampfern im Bedarfsfalle als Kreuzer der Regierung zur Verfügung zu stellen, während die deutschen Gesellschaften die gleiche Verpflichtung ohne Gegenleistungen übernommen haben.

Ist es richtig, was der englische Sachverständige behauptet, haben wirklich die deutschen Hansestädte als internationale Warenniederlagen schon so große Fortschritte gemacht, daß sie auch als Stapelplätze für englische Ausfuhrerzeugnisse Bedeutung besitzen, so darf diese weltwirtschaftliche Wandlung im wesentlichen als eine Folge der Lässigkeit des englischen Handels und als ein Verdienst des aufstrebenden und findigen deutschen Handels- und Schiffahrtsgeistes angesehen werden.

Und es ist zu hoffen, daß in Zukunft nicht mehr, was bisher nur zu oft der Fall war, fähige deutsche Kaufleute nach England übersiedeln, weil sie dort günstigere Erwerbsbedingungen zu finden glauben, daß sie dort bleiben, sich anglisieren lassen und dem deutschen Volke und Reiche verloren gehen.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich. — Deutsch-evangelische Kirchengemeinden. — Deutsches Schulwesen. — Die reichsdeutschen Städte für die Deutschen im Auslande. — Deutsche Litteratur und Kunst im Auslande. — England. — Nordamerika.

Prinz Heinrich in Nordamerika. Für die Deutsch-Amerikaner bedeutet die Fahrt des Prinzen Heinrich eine Stärkung ihrer gesellschaftlichen und politischen Stellung in der Union. Ihr deutsches Nationalbewußtsein ist gehoben worden durch die sympathischen und freundschaftlichen Gefühle, die der Prinz in Nordamerika für das Deutsche Reich und Volk, und für das Vertrauen in die loyale Politik des Reiches erweckt hat. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hatte sich die Stellung der Deutschen in der Union entschieden stets günstiger gestaltet, und wenn man auch gelegentlich noch heute von dem „damned Dutchman“ sprechen hört, so liegt darin eine Anerkennung der wirtschaftlichen Thätigkeit der Deutschen in der Union. In der Festausgabe der „Westlichen Post“ in St. Louis, mitbegründet von Karl Schurz, schrieb Dr. Emil Pretorius: „Der „Heinrichstag“ ist zugleich ein Tag der Verbrüderung des anglo-amerikanischen mit dem deutsch-amerikanischen Bürgertum“. Und er wies auf die sympathischen Besprechungen hin, die die anglo-amerikanische Presse nicht nur dem Prinzen Heinrich und dem Deutschen Reich, sondern auch dem großen deutsch-amerikanischen Bevölkerungselement und seiner epochemachenden Kulturarbeit widmete. Auf dem Festessen der nordamerikanischen Presse zu Ehren des Prinzen Heinrich hob Whitelaw Reid, der Leiter der „New York Tribune“, den mächtigen Einfluß des Deutschtums auf die Entwicklung der Union hervor, er erinnerte daran, daß die Stadt New York allein 322 000 in Deutschland geborene Einwohner zähle, und daß doppelt so viel deutsche Abkömmlinge in New York leben. Nach seiner Schätzung ist der fünfte Teil der 3½ Millionen Einwohner New Yorks deutsch von Geburt oder Herkunft, und in anderen Städten ist der Anteil der Deutschen noch größer. Ein Fünftel der 600 000 Seelen von St. Louis ist deutsch. In St. Louis bestehen 70 deutsche Kirchengemeinden und 120 deutsche Vereine. Wie der Bürgermeister von Chicago in seiner Ansprache an den Prinzen erwähnte, verdankt das heutige Chicago sein Dasein im großen Maße der Thatsache, daß seine Bevölkerung ½ Million Deutsche einschließt, die allen ihnen innewohnenden Fleiß, sowie Intelligenz und Pflichtgefühl mitbrachten. Auf dem Festbankett pries der ehemalige Generalpostmeister Smith die deutsche Intelligenz in einem Trinkspruch über „Sachsenblut, was wir Deutschland in Kunst, Wissenschaft und Litteratur verdanken“. Darüber ließe sich ein ganzes Werk schreiben. Unter Heranziehung von europäischen sollten die nordamerikanischen Deutschen daran gehen, solches Werk zu schaffen, das ihnen ein wohlverdientes Relief geben würde.

In Chicago betonte der Deutsch-Amerikaner Thies Lofens, es wäre undankbar, das deutsche Vaterland zu vergessen. Namens der deutschen Bevölkerung von Milwaukee versicherte der frühere Kongreßabgeordnete Deusler, die Heimatserinnerungen seien unauslöschlich, und schloß: „Wenn Eure königliche Hoheit zurückgekehrt sein werden, möge das teure alte Vaterland Ihr Zeugnis hören, daß wir nimmer vergessen können, wes Stammes wir sind."

Als Prinz Heinrich in Milwaukee vernahm, daß die Stadt ihre Entwickelung zum größten Teil dem deutschen Element verdanke, erklärte er, dieses Element als eines der stärksten Bande zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu betrachten. Zu den ehemaligen deutschen Studenten in New York sagte Prinz Heinrich: „Sie sangen soeben „Deutschland, Deutschland über alles", Sie alle tragen im Knopfloch das schwarz-weiß-rote und das rot-weiß-blaue Band. Ich hoffe, daß der deutsche Idealismus, die deutsche Sprache, das deutsche Lied, die deutschen Sitten und das deutsche Denken ein Bindeglied zwischen dem teuren Vaterland und den Vereinigten Staaten sein werden". In Chicago sagte er, daß die schönsten Worte, die er dort gehört, diejenigen waren über unser Vaterland und unser Volk, und den Deutsch-Amerikanern rief er zu: „Sie sollten hier die besten Bürger sein, aber niemals vergessen, daß Sie alle Deutsche oder deutscher Abstammung sind, sie sollten gute, loyale amerikanische Bürger sein, wie Sie im alten Vaterlande gute Bürger gewesen sind."

Was Prinz Heinrich gesprochen, wird von den nichtdeutschen Amerikanern aufrichtig gebilligt. Wie der Prinz, so erblickte auch der Bürgermeister von Chicago in der Thatsache, daß in allen Städten, Dörfern und Farmen sich Hunderttausende von Deutsch-Amerikanern befinden, die dem Adoptivvaterlande treu bis zum Tode, dennoch im Herzen eine nie ersterbende Liebe für das deutsche Lied, für die Sitten und Einrichtungen des Vaterlandes bewahren, eine Bürgschaft für eine dauernde wachsende Freundschaft zwischen der Union und dem Deutschen Reiche. Was der Enkel Kaiser Wilhelms des Ersten, des Begründers des Deutschen Reichs, hier gesprochen, wird von den Deutsch-Amerikanern sicherlich nicht vergessen, wird hoffentlich alle Zeit hochgehalten werden. Seine Mahnung, treue Bürger desjenigen Staates zu sein, dem sie angehören, aber dabei gute Deutsche zu bleiben, gilt nicht nur für die Deutschen in Amerika, sondern für alle Deutschen im Auslande, wo immer sie wohnen mögen, auch für die Deutschen in jenen Staaten, wo übel beratene Regierungen der Meinung sind, es sei im Interesse des Staates notwendig, die Deutschen zu entnationalisieren.

Im Anschluß an die Fahrt des Prinzen Heinrich hat bereits eine Konsolidierung der Deutsch-Amerikaner begonnen. In New York haben sich die deutschen Vereine zu einem Verbande unter dem Namen „Vereinigte deutsche Gesellschaften von Groß-New York" zusammengethan, um eine dauernde Organisation des New Yorker Deutschtums zu schaffen, zur Stärkung des Einheitsgefühls unter den deutschen Eingewanderten, zum Schutze ihrer angestammten Kultur, zur Erhaltung der deutschen Sprache und zur Einführung ihres Unterrichts in den öffentlichen Schulen, wo sie nicht bereits gelehrt wird. Außerdem will die Vereinigung alle Störungen der überlieferten Freundschaft mit dem Deutschen Reiche bekämpfen. — Auf Vorschlag des Professor Learned von Philadelphia wird

eine nationale Vereinigung ehemaliger deutscher Studenten zur Förderung beider Reiche begründet worden.

Deutsch-evangelische Kirchengemeinden. In neuerer Zeit haben sich viele deutsch-evangelische Kirchengemeinden im Auslande an die preußische Landeskirche angeschlossen. Zu diesem Zweck wird demnächst in Argentinien eine Synode von Vertretern deutsch-evangelischer Gemeinden in Amerika abgehalten werden. Bisher standen diese Gemeinden zumeist mit der Barmer Mission in Verbindung. — Am Weihnachtsabend wurde in Tientsin die deutsche Garnisonkirche eingeweiht. Von den wackeren Pionieren war der Plan entworfen und der Bau in kurzer Zeit ausgeführt worden. Inmitten des Lagers ragt das stattliche Gotteshaus empor als ein einfaches, aber würdiges Wahrzeichen. Die Weiherede hielt Divisionspfarrer de Haas.

Deutsches Schulwesen. Unter schweren Opfern ist es den Deutschen in Galatz gelungen, die Mittel zu einem neuen Schulhause aufzubringen. Noch im vorigen Herbst konnte das Gebäude in Angriff genommen werden, und zwei Monate später war es im Rohbau unter Dach gebracht, ein Denkmal deutscher Opferfreude und deutschen Gemeinsinnes. Allerdings fehlen den Deutschen noch etwa 10000 M. zur Vollendung des Baues und 5000 M. zur Beschaffung des Inventars. Doch hoffen sie sicher, daß sie diese Beträge durch weitere Sammlungen aufbringen werden. Glücklich wären sie, wenn ein begüterter Schul- und Vaterlandsfreund diese Summe ganz oder teilweise auf einige Jahre zinsfrei oder zu niedrigem Zinsfuß vorstrecken würde. Irgend ein Wagnis ist dabei ganz ausgeschlossen. Vielleicht findet sich unter den Lesern dieser Blätter ein Mann von deutschem Herzen und mit offenem Beutel, der den Wunsch der Galatzer erfüllt. Direktor E. A. Schaefer in Galatz ist gern zu jeder näheren Auskunft bereit. — Für den Wiederaufbau der deutschen Schule in Tokio (Doitsugaku Kirkaigakko), die Ende 1901 niederbrannte, erlassen Professor Jintaro Omura von der kaiserlichen Adelsschule in Tokio, zur Zeit Berlin W., Winterfeldtstraße 26, Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Verlagsbuchhändler Alfred Paetel, Berlin W. 30, Elßholzstraße 12, einen Aufruf an alle diejenigen, die für die Kräftigung und Förderung der deutschen Sprache in Ostasien ein warmes Herz haben, bei der Neuschaffung einer deutschen Bücherei hilfreiche Hand zu leisten. Erfreulicherweise sind die Mittel für den Aufbau vorhanden, doch fehlt es an einem Ersatz für die mitverbrannte Bibliothek, die mit ihrem Bestand von 13000 deutschen Büchern ein großes Hilfsmittel für die deutschen Studien war. Die Schule wird von dem japanischen „Verein für deutsche Wissenschaft" unterhalten. Der Erziehungsrat in Tokio hat beschlossen, neben der englischen auch die deutsche Sprache an den Mittelschulen einzuführen. — Auf Beschluß der Regierung wird in sämtlichen höheren Lehranstalten Mexikos vom 1. Januar 1903 neben der englischen die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand eingeführt werden.

Die reichsdeutschen Städte für die Deutschen im Auslande. Viele deutsche Städte, fast alle größeren, aber auch kleinere, gewähren deutschen Vereinen oder Anstalten im Auslande jährliche Zuschüsse und bethätigen dadurch eine Förderung des Deutschtums, die Anerkennung und Nachahmung verdient. Nach dem neuesten Berliner Stadthaushalt erhalten jährliche Unterstützungen von je 1000 M. das

„Deutsche Erzieherinnenheim in Wien", der „Deutsche Hilfsverein zu Paris", der „Deutsche Hilfsverein zu Wien", das „Deutsche Hospital (German Hospital, Dalston) zu London", die „Fremden-Hilfsgesellschaft (Society of Friends of Foreigners in Distreß) zu London", das „Pariser Doppelheim für deutsche Erzieherinnen und deutsche Mädchen" und der „Verein der deutschen Reichsangehörigen zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute in Warschau", ferner jährliche Unterstützungen von 500 M. die Vereine deutscher Lehrerinnen in London und Paris.

Deutsche Litteratur und Kunst im Auslande. Gregor Marasli, der frühere Bürgermeister von Odessa, ein reicher Grieche, hat griechische Gelehrte berufen und sie beauftragt, alle hervorragenden wissenschaftlichen Werke Deutschlands ins Neugriechische zu übersetzen und zu billigen Preisen verbreiten zu lassen. Bereits sind von der „Bibliothek Marasli" 50 Bände erschienen, enthaltend Werke von Curtius, Droysen, Herzberg, Jolly, Christ, Zeller, Mommsen u. s. w.

Lange Zeit war die deutsche Künstlerkolonie in **Rom** arg zersplittert. Nunmehr erscheint sie wieder in dem deutschen Künstlerverein vereinigt, der über 200 Mitglieder zählt, darunter 71 Künstler. Mitte Februar wurde in den Sälen des Vereins eine kleine, aber sehenswerte Ausstellung eröffnet, die einen Blick in die Werkstatt der deutschen Künstlerschaft Roms gestattete.

Deutsches Leben im Auslande. Vor 15 Jahren wurde, wie schon vorher in London und Wien, auch in Paris, Rue Brochaut 21, Quartier Batignolles, ein deutsches Erzieherinnenheim begründet mit der Aufgabe, deutsche Erzieherinnen und Lehrerinnen, die auf einige Monate nach Paris zu Sprachstudien kommen oder dort eine Stelle suchen, billige und angenehme Unterkunft zu gewähren und allen Fragen über Pariser Verhältnisse des deutschen Lehrerinnenstandes Auskunft zu geben. Mit dem Heim ist auch eine Stellenvermittlung verbunden, die im letzten Jahre 52 deutsche Erzieherinnen in Pariser Familien unterbrachte. In dem Heim wohnten während des Jahres 150 deutsche Erzieherinnen. Vorsteherin des Heims ist Fräulein Adele von Verschure, der Pastor Anthes zur Seite steht. In dem Heim verkehren auch nicht selten während ihrer Mußestunden solche Damen, die durch das Heim Stellung erhielten, ein Zeichen, daß es seinen Zweck erfüllt. In demselben Hause, aber streng von einander geschieden, mit einem andern Eingang, Rue Nollet 110, befindet sich ein deutsches Mädchenheim. In diesem Heim wohnten 1901 annähernd 500 Mädchen, wovon 228 durch das Heim untergebracht wurden. Deutsche Mädchen, die in Paris Stellung suchen, können nichts Besseres thun, als sich an dieses Heim zu wenden, doch wird ihnen im allgemeinen von der Zuwanderung nach Paris abgeraten. Die Löhne sind zwar höher, aber es wird auch durchweg mehr verlangt. Bereits sollen in Paris 5000 deutsche Dienstmädchen vorhanden sein. — Im Anschluß an die Aerztekammer wurde zu Hamburg eine Auskunftsstelle des Deutschen Aerztevereinsbundes begründet und zwar für die Besetzung ärztlicher Stellen im Auslande und auf deutschen Schiffen. Der Vorstand dieser Vereinigung besteht aus den Doktoren Oberg, Nocht, Piza, Müller und Jaffé in Hamburg. — In Hannover wird die Bildung eines Vereins früherer Fremdenlegionäre beabsichtigt, um junge Deutsche durch genaue Darstellung des wahren Wesens der französischen Fremdenlegion von dem Eintritt in dieses Korps

abzuhalten. Namentlich sind es junge Elsässer, die sich noch immer dazu verleiten lassen. Wie ein früherer Fremdenlegionär deutschen Ursprungs versichert, überwogen bis Mitte der achtziger Jahre die Elsässer und sollen noch heute die Hälfte der Fremdenlegion ausmachen. Wenn auch vielleicht manches übertrieben ist, was ehemalige Fremdenlegionäre erzählt haben, so ist doch unter allen Umständen das Eintreten junger Deutscher in die französische Fremdenlegion zu bekämpfen. Sollte sich ein Verein früherer Fremdenlegionäre in Deutschland bilden, so wird er sich ein Verdienst erwerben, wenn er an der Hand von Thatsachen vor dem Eintritt in die Fremdenlegion warnt. Da sich auch viele Deutsche für die holländische Kolonialtruppe anwerben lassen, so könnte der Verein von vornherein seine Thätigkeit erweitern und Verhältnisse klar stellen, über die man in Deutschland noch nicht genügend unterrichtet ist, um deutsche Reichsangehörige davor zu bewahren, für fremde Kolonialzwecke dahingeopfert zu werden. — Seit Beginn des Jahres erscheint in Tientsin ein „Wochenblatt für die Angehörigen der ostasiatischen Besatzungsbrigade“ mit der Aufgabe, ein enges Band der Kameradschaft um alle zu schließen, die in des Kaisers Rock, verstreut auf vielen kleinen Posten, im fernen Osten die Wacht bei Deutschlands Flagge halten. Das Wochenblatt soll bereits 1200 Abonnenten haben. — Auf dem deutschen Schützenplatz in der Nähe von Porto Alegre wurde Ende Januar der Grundstein zu einem Bismarckdenkmal gelegt. Der Vorsitzende des Schützenvereins, Julius Weise, verlas die Grundsteinurkunde. Auf einem Kommerse wurde sodann betont, daß die Deutschen im Auslande einig seien und zusammenhalten müßten.

England. Gelegentlich finden sich in englischen Blättern noch immer Klagen über die deutschen Zuwanderer nach England, die als Kommis, Kellner, Musikanten u. s. w. angeblich den Engländern das Brot wegnehmen. Thatsächlich ist aber die deutsche Konkurrenz gegenwärtig außerordentlich geringfügig, wenn sie wirklich jemals nennenswert gewesen sein sollte. Nach der letzten Volkszählung befanden sich in der ganzen Grafschaft London nur 1300 deutsche Handlungskommis, außerdem 2000 Bäcker, 1600 Kellner, 1300 Schneider, 1100 Friseure 2c. Insgesamt leben in der Grafschaft London 27 000 Deutsche, davon 16 000 Deutsche männlichen Geschlechts. In den letzten 10 Jahren vermehrte sich die Zahl der Deutschen in London nur um 500. Um so größer war dagegen die Einwanderung aus Rußland und Polen, die nachgerade in England als so bedenklich erachtet wird, daß man sie in Zukunft verhindern will. Bisher bestanden auch in Deutschland über die Zahl der Deutschen in London stark übertriebene Vorstellungen. Das Londoner Adreßbuch enthält allerdings viele deutsche Namen, ein Viertel aller größerer Cityfirmen mag sich in den Händen von Deutschen oder ihrer Nachkömmlinge befinden, das Bankiergeschäft zum überwiegenden Teil von Zuwanderern aus Deutschland und die Börse von den nämlichen Elementen bevölkert werden. Soweit diese Zuwanderer überhaupt deutscher Herkunft und Staatsangehörigkeit waren, haben sie beides längst aufgegeben und sind nur noch als Deutsche zu betrachten, insoweit sie sich selbst als solche fühlen und bethätigen.

Nordamerika. Auf Anregung von Universitätskreisen in Philadelphia ist eine deutsch-amerikanische historische Gesellschaft gegründet worden mit der Aufgabe, in allen Teilen des Landes planmäßig die Nachweise für die deutsche Mit-

wirkung am Aufbau der Republik zu sammeln, um örtliche Forschungen wie eine wissenschaftliche Behandlung des gesamten Stoffes anzuregen. Insbesondere will die Gesellschaft die litterarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika einschließlich der in Amerika entstandenen oder nachgedruckten oder übersetzten deutschen Litteratur, wie des Einflusses amerikanischer Litteratur auf deutsches Geistesleben untersuchen, ferner die sprachlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, das deutsche Drama und die deutsche Bühne in Amerika, deutsche Musik, deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, deutsche Erziehungsmethoden in Amerika, deutsche Turnvereine in Amerika, Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika einschließlich der deutschen Industrieen, Gewerbe und mechanischen Kunstfertigkeiten in Amerika, die deutsche Presse in Amerika, die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, die Deutschen in den amerikanischen Kriegen mit Lebensbeschreibungen hervorragender Deutschamerikaner ꝛc. Alles was von nationalem oder internationalem Interesse ist, will die Gesellschaft in der bereits seit einigen Jahren erscheinenden Zeitschrift „Americana Germanica“ veröffentlichen. Mitwirken sollen womöglich Landes- und Ortsvereine bei der Behandlung örtlicher Interessen. In dem Vorstand der Gesellschaft befinden sich J. G. Rosengarten in Philadelphia, Friedrich Wischau in Philadelphia, L. P. Henninghausen in Baltimore und Kuno Francke in Cambridge. Als Sekretäre sind Professor M. D. Learned und Adolf Timm thätig. Professor Learned wird als der eigentliche Leiter der neuen und zeitgemäßen Gesellschaft bezeichnet.

In dem Jahresbericht über die öffentlichen Schulen **Cincinnatis** versichert Superintendent Dr. Boone, daß für die Zöglinge der öffentlichen Schulen dieser Stadt reichlich Gelegenheit geboten sei, sich die Kenntnis des Deutschen anzueignen. Nach den schulgesetzlichen Bestimmungen des Staates Ohio *muß* die deutsche Sprache gelehrt werden, wenn 75 Steuerzahler in Vertretung von mindestens 40 Zöglingen darnach verlangen. Die deutsche Schulabteilung wurde im Herbst 1840 eingeführt und umfaßt jetzt 199 Lehrer. Deutsch wird in allen Klassen der Elementar- und Mittelschulen und in den High-Schools gelehrt. Nach dem erwähnten Bericht hat man in Cincinnati erfahren, daß es zweckmäßig ist, auch mit dem Unterricht im Deutschen bereits beim Eintritt des Kindes in die Schule zu beginnen. — In *Milwaukee*, der deutschesten nordamerikanischen Stadt, wollen die dortigen Deutschen ein *Schillerdenkmal* errichten.

Musikalische Rundschau.

Von

Leopold Schmidt.

V.

In den letzten zehn Jahren hat in Deutschland die dramatische Produktion der Musiker einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Es war ja nur natürlich, daß eine so überragende Erscheinung wie die Richard Wagners zunächst nicht nur alles um sich herum verdunkelte, sondern auch den Trieb und den Mut zum Wettbewerb auf längere Zeit lahmlegte. Der Zusammenhang mit der Vergangenheit war plötzlich abgebrochen; wer sich nicht zur unbedingten Nachahmung verstehen wollte, sah sich der weiteren Entwickelung der Dinge ziemlich ratlos gegenüber. Noch ein anderer Umstand kam hinzu. Wie es immer zu geschehen pflegt, hatte die einseitige Bevorzugung einer Richtung eine ebenso ausgesprochene Absonderung auf der andern Seite zur Folge: Die führenden Geister neben dem Dramatiker Wagner, ein Schumann, Liszt, Brahms, Franz und Bruckner, kultivierten ausschließlich die verschiedensten Gattungen der nichtdramatischen Musik. So erstand neben den Schöpfungen des Bayreuthers nichts von Bedeutung auf dem Gebiete der Oper, und wir sehen, wie die Periode unmittelbar nach ihm, soweit sie nicht durch das Ausland, durch italienische, tschechische, französische und russische Werke befruchtet wird, sich in ohnmächtigen Versuchen erschöpft.

Das ist im letzten Jahrzehnt doch anders geworden. Man kann doch wieder von einer modernen deutschen Oper sprechen, wenn auch ihre Selbständigkeit keine absolute ist, wenn auch das Suchen nach der Fortsetzung des Weges zu recht verschiedenen und schwankenden Ergebnissen geführt hat. Der erste, der nach der jetzt übelberüchtigten Cavalleria-Epoche, der Zeit, in der der sogenannte Verismus der jungitalienischen Schule den Geschmack beherrschte, die deutsche Oper wieder zu Ehren brachte, war Engelbert Humperdinck mit seinem „Hänsel und Gretel". Durch ihn kam die Märchenoper in die Mode, gewissermaßen ein Wagnerisches Stoffgebiet in verkleinertem Maßstab, aber nachhaltigen Einfluß auf den musikalischen Stil hat Humperdinck nicht geübt. Dann tauchte in Max Schillings eine prägnante Persönlichkeit auf, die zwar anfangs stark im Wagnertum steckte, sich aber in höchst eigenartiger Weise zu entwickeln scheint. Seine „Ingwelde" hob sich durch Erfindung, dramatisches Leben und eiserne musikalische Logik von den zeitgenössischen Erscheinungen bedeutsam ab; eigenere Töne und das Bestreben, der Musik einen neuen Stimmungsgehalt zu erobern, weist seine zweite Oper „Der Pfeifertag" auf. Vorher hatte schon Richard Strauß mit seinem „Guntram" ein Kunstwerk von gewaltigem Ernste geschaffen, und Felix Weingartner in seinen ersten Musikdramen

„Sakuntala", „Malawika" und „Genesius" versucht, aus dem Wagnerstile heraus einen eigenen zu begründen. In ganz besonderer Weise knüpfte August Bungert an das Vorbild aller an. Aehnlich der Tetralogie des Nibelungenringes schuf er sich einen Cyklus von Dramen „Die Homerische Welt", die er freilich, soweit es sich jetzt übersehen läßt, mit einer bei weitem weniger erhabenen und erfindungsreichen Tonsprache umkleidete, mit einem Gewande, das oft an die verpönten Flitter der älteren Oper recht auffällig gemahnt. Durch heiligen Ernst, der nur zu einer für die Bühnenwirksamkeit allzu asketischen Enthaltsamkeit sich steigert, lenkte ferner der „Arme Heinrich" Hans Pfitzners die Aufmerksamkeit auf sich; in den Vordergrund trat aber in letzter Zeit namentlich Eugen d'Albert, der nach seinen Triumphen als Klaviervirtuose sich mehr und mehr dem eigenen Schaffen, und zwar auf dramatischem Gebiete, zuwendet.

Auch die letzte Novität der königlichen Hofbühne war von d'Albert, die dreiaktige Oper der „Improvisator". Der Erfolg war kein unbestrittener; der anwesende Komponist wurde wohl gerufen und lebhaft gefeiert, aber die Presse verhielt sich im allgemeinen recht ablehnend, und ein längeres Leben dürfte dem Werke kaum bestimmt sein. Nach dem „Kain" und nach der „Abreise" namentlich hatte man etwas Anderes von d'Albert erwartet. Beide Werke sind freilich später als der „Improvisator" entstanden. Dieser wird, wie so manche Oper, an den Schwächen des Textbuches zu Grunde gehen. Es ist eine merkwürdige, immer wiederkehrende Erscheinung, daß Komponisten außerordentlich sorglos, oft unbegreiflich in der Wahl ihrer Texte verfahren. Und das muß um so mehr wunder nehmen, wenn man bedenkt, welche Summe von Arbeit in einer Opernpartitur steckt. Man sollte meinen, daß sich ein Künstler erst nach reiflicher Ueberlegung, nach Einholung der Ansicht Berufener zu solchem folgenschweren Schritt entschließen müßte. d'Albert hat nicht nur bei früheren Werken schon üble Erfahrungen gemacht; er ist auch, schon durch seine Gattin, ein intimer Kenner der Bühne und ihrer Bedingungen. Es scheint also, daß es außerordentlich schwer ist, sich vorher eine klare Anschauung von der Wirkung zu verschaffen, und daß sich die Musiker immer in Qualitäten ihrer Stoffe verlieben, die sich nachher nicht als die wesentlichen erweisen.

d'Alberts Musik hätte ein besseres Schicksal verdient, als an dieses Buch gekettet zu sein. Sie weist nicht nur ein außergewöhnliches musikalisches Geschick, sondern auch sehr viel Frische und Natürlichkeit auf. An Erfindung fehlt es dem Komponisten nicht, aber sie ist verzettelt und erhebt sich nur in dem dramatisch besseren ersten Akte zu höherer Bedeutung. Der Apparat des modernen Orchesters ist wirksam und nicht ohne Eigenart verwendet; weniger günstig ist die Behandlung der Singstimmen, denen oft unbehagliche Lagen und allerhand technische Schwierigkeiten zugemutet werden. Der Stil weicht auffällig von den Tendenzen der nachwagnerischen Schule ab. Von der symbolischen Bedeutung des Leitmotivs wird ein spärlicher Gebrauch gemacht; Ensemblesätze und liedartig abgeschlossene Formen weisen deutlich auf die ältere Oper hin, und der Komik ist ein ziemlich breiter Spielraum gegeben. Schon in der „Abreise" war d'Alberts Begabung für das heitere Genre deutlich hervorgetreten. In dem graziösen Einakter sprach sie sich aber viel feiner, gewählter aus, während im „Improvisator" auch das Derbere, Volkstümliche seine Stelle findet. Das Duett des vermeintlichen Bettlerpaares im zweiten Akt scheut selbst vor Wirkungen nicht zurück, wie sie Meyerbeer

in die Oper verpflanzt hat, und die dekorative Musik des letzten Aufzugs erinnert geradezu an den Stil einer längst, und man darf sagen, glücklich überwundenen Epoche.

Das alles ist nicht zufällig. Es ist vielmehr klar, daß den Komponisten hierbei, wie bei der Wahl des Stoffes, eine ganz bestimmte Absicht geleitet hat. Nachdem er sich in seinen dramatischen Erstlingswerken auf dem Gebiete der Romantik getummelt, dann in der „Abreise" das Muster einer modernen Konversationsoper, im „Kain" ein ganz neuartiges, fast oratorienhaft wirkendes Seelengemälde gezeichnet hatte, wollte d'Albert im „Improvisator" auf jene Gattung zurückgehen, die in anspruchsloserer Weise das Interesse der Theaterbesucher fesselt und einst in der sogenannten historischen Oper, dem musikalischen Intriguenstück, ihre Blüte erlebt hatte. Der Versuch ist nicht glücklich geraten, in seinen Motiven aber nicht unberechtigt und jedenfalls bezeichnend für eine Strömung, die im Gegensatz zu den Ausläufern des modernen Musikdramas das rein Musikalische wieder mehr in den Vordergrund zu rücken sucht. Wie der Sohn Wagners selbst, der dem Problem der Volksoper nachspürt, wie die Italiener der neueren Schule, glaubt d'Albert durch ein Zurückgehen auf die Vergangenheit der Entwicklung neue Impulse geben zu können. Was ihn dabei interessant erscheinen läßt und über andere hinaushebt, ist seine tondichterische Potenz, sein technisches Können und sein feiner musikalischer Geschmack. Manche Partieen des Improvisators weisen deutlich auf das Vorbild des Verdischen „Falstaff", ein erstes Zeichen, wie sich die Erkenntnis bereits Bahn bricht, daß in dem Altersstil des italienischen Meisters die Keime einer neuen Opernform, und zwar der entwickelungsfähigsten, liegen.

War aus der Aufnahme des d'Albertschen Werkes nicht ohne weiteres auf die Natur des Erfolges zu schließen, so war dies noch weit weniger der Fall bei einer andern Première, die unlängst in Leipzig stattfand. Dort führte Felix Weingartner sein dreiteiliges Musikdrama „Oreste" auf und erschien selbst am Dirigentenpulte. Die Anwesenheit des Komponisten war ein wesentliches Moment, denn unser musikalisches Premièrenpublikum (für das Schauspiel gilt nicht immer das Gleiche) hat einen entschieden gutmütigen Charakter. Es empfindet zunächst das Bedürfnis, dem anwesenden Autor einer ernsthaften Arbeit seine Achtung und Dankbarkeit zu bezeigen, mögen immerhin die Ansichten über das Gehörte stark auseinandergehen. Das ist eine löbliche Sitte, und es wäre nur zu wünschen, daß auch die Kritik stets diesem Beispiel folgte und über den Bedenken, die sie zu äußern verpflichtet ist, nie vergäße, der schöpferischen Kraft als solcher ihre Achtung zu zollen. Und Weingartners „Oreste" ist ein Werk, das, wenn es auch nicht überall so warm wie an jenem Abend in Leipzig begrüßt werden wird, doch verdient, ernst genommen zu werden.

Hier stehen wir wieder vor einem ganz anders gearteten neuen Versuche. Weit über die Jahrhunderte zurück schweift der Blick der Komponisten zur Antike, der man seit einiger Zeit wieder erneute Aufmerksamkeit widmet, aber nicht um sie musikalisch in archaisierender Weise zu beleben; nur das Stoffgebiet ist als ein für die moderne Oper neues herangezogen. Die ältere Oper entnahm ja den griechischen Sagen mit Vorliebe ihre Sujets; unter den lebenden Musikern war Bungert der erste, der mit seiner „Homerischen Welt", von der gerade jüngst in Hamburg die Nausikaa gegeben ist, auf das griechische Altertum zurückgriff. Weingartner unterscheidet sich nun von seinen Vorgängern dadurch, daß er

kein frei gestaltetes Textbuch aus der alten Dichtung formt, sondern, von geringfügigen Aenderungen abgesehen, die Fassung des Aischylos getreulich übernimmt. Die ganze Oresteia mit ihren drei Teilen „Agamemnon", „Das Totenopfer" und „Die Erinnyen", in einer guten und ziemlich genau dem Originale folgenden deutschen Nachdichtung ist auf diese Art die Grundlage einer modernen Komposition geworden.

Es erhebt sich nun die Frage: ist dies angängig, und inwieweit? Läßt sich die antike Dichtung in der für uns geltenden Weise komponieren? Ist es möglich, sie ganz in Musik zu setzen, ohne daß die Natur und Größe des Stoffes dadurch Einbuße erleidet? Wie mir scheint, muß diese Frage verneint werden. Unsere Tonkunst ist zu beweglich, zu reichgestaltet, das Wort des griechischen Klassikers zu gedankenschwer, um sich ganz in jene aufzulösen. Musik ist nur am Platze, wo sie steigern kann; das Meiste aber der alten Tragödien wird im Munde des Schauspielers bedeutsamer wirken. Musik kann ferner nur dramatisch sein, wo der Gegenstand selbst unser Gefühl anregt; wo dies nicht der Fall, wie bei so manchem in jenen Dichtungen, das uns kalt läßt, das wir nicht mehr ehrlich mitempfinden können, weil es unserem Anschauungskreise fern liegt, da wirkt sie opernhaft, theatralisch. Daher bietet das antike Drama der Tonkunst garnicht so viel Anhaltspunkte, wie man glauben sollte. Wir wissen zwar, daß es von vornherein auf die Mitwirkung der Schwesterkunst gestellt war, wenn wir auch über die Art der Mitwirkung nicht näher unterrichtet sind. Die Kenntnis dieser Thatsache war es ja, die um das Jahr 1600 zur Erfindung der Oper geführt hat. Aber die Musik der Griechen war doch etwas von der unsrigen zu wesentlich Verschiedenes, als daß eine ähnliche Verschmelzung mit modernen Mitteln sich erreichen ließe.

Deshalb hat man sich bisher immer begnügt, musikalisches Beiwerk im antiken Drama nur in sehr diskreter Weise zu verwenden. Am natürlichsten boten sich zur Komposition die Chöre dar. So haben Mendelssohn und Bellermann außer reinen Instrumentalstücken die Musik zu den Chören des „Oedipus", der „Antigone" u. a. geschrieben. Die rein deklamatorische Rezitation der Chöre wirkt ja auch stets durch Steifheit und Unnatur abstoßend. Einen eigenartigen Versuch hat neuerdings Max Schillings gemacht, der die „Orestie" zum großen Teil melodramatisch behandelt. Viel Interessantes ist da entstanden, sehr fein sind die Linien der Wortdichtung untermalt, aber zu einer starken, befriedigenden Wirkung kommt es auch bei ihm nicht. Das Neue in Weingartners Vorgehen liegt also darin, daß er das Ganze, Chöre, Monologe und Dialoge, gleichmäßig vertont und so ein einheitliches Musikdrama daraus gemacht hat. Dabei ist er glücklicherweise nicht in den Fehler verfallen, antikisieren zu wollen, was der Sache einen gelehrten Anstrich gegeben hätte; seine Tonsprache ist durchaus modern in melodischer wie harmonischer Beziehung, und alle Mittel der modernen Technik sind im Orchester und auf der Bühne zur Mitwirkung herangezogen. Will man die Tragödie in eine Oper umwandeln, so ist dieser Weg gewiß der einzig richtige. Die Stärke Weingartners liegt in der Behandlung des Orchesters; hier entwickelt er die lebendigste und schärfste Charakteristik. Die Singstimmen sind mehr im allgemeinen nachwagnerschen Stile gehalten, mit leisen Anklängen an Mendelssohn und frühere Meister, und individualisieren nicht genugsam die handelnden Personen. Sehr charakteristisch dagegen sind wiederum die verschiedenen Chorgruppen gehalten. Sie füllen die vielleicht wertvollsten Seiten der Partitur. Die

Soli verfallen häufig in einen fast rezitativischen Gesang; dann wird die Diktion abgerissen, kurzatmig und reizlos. Namentlich der erste Akt enthält viel solcher morosen, monoton wirkenden Stellen. Das Bestreben, schlicht zu sein, führt zuweilen zu Herbheit des Ausdrucks, aber mit großer Kunst ist doch bei aller Kompliziertheit in dem Ganzen eine gewisse Einfachheit des Stiles festgehalten, gegen die sich dann melodisch aufblühende Stellen um so eindringlicher abheben. Das Stimmgewebe des Orchesters ist geistreich und mit sicherster Kenntnis instrumentiert. Leitmotive kommen nur gelegentlich als Reminiszenzen und Umbildungen vor, mit Ausnahme eines kurzen Grundmotivs, das sich durch alle drei Teile zieht. Gegen den ersten Teil gehalten bringt das „Totenopfer" entschieden musikalisch eine Steigerung. Der dritte Teil schwächt sich wieder ab, vornehmlich durch die für unser Empfinden unmögliche Gerichtsscene, in der Pallas Athene unter Beihilfe athenischer Bürger zwischen Orestes und den Erinnyen verhandelt. Dieser Akt enthält jedoch andrerseits die Perle der Oper. Es ist dies die Scene im Hades, wo dem verfolgten Orestes der Geist des erschlagenen Vaters erscheint, eine freie Einfügung des Dichter-Komponisten. Wundervoll ist die Stimmung des schauerlichen Ortes wiedergegeben, gedämpfte Klänge entsteigen dem Orchester, und die Erfindung, die sonst nicht gerade durch starke Eigenart sich auszeichnet, nimmt hier, von glücklicher Inspiration getragen, einen höheren Flug. Auch die Scenerie, in deren nebelhafter Tiefe man schattenhafte Gestalten wandeln sieht, und die magische Beleuchtung thun einen Teil der Wirkung. Das Scenische und Dekorative spielt überhaupt eine große Rolle, und in der geschickten Verwertung aller Effekte zeigt sich die Hand des kundigen Theatermannes. Die Regie des Leipziger Stadttheaters wußte sich diese Vorzüge wohl zu nutze zu machen. Während die Solisten durchweg keine hervorragenden Leistungen boten, spielte das Orchester unter des Komponisten Leitung vortrefflich und hielten sich die Chöre, denen keine leichte Aufgabe zugewiesen ist, in anerkennenswerter Weise.

Die beiden genannten Werke und die hier schon früher besprochene „Feuersnot" von Richard Strauß sind die bemerkenswertesten Erscheinungen unter den Opern dieses Winters. Sie zeigen uns, jedes in anderer Weise, daß nicht nur das Interesse der schaffenden Musiker für das Theater wieder im Steigen begriffen ist, sie geben auch einen nicht mißzuverstehenden Hinweis auf die herrschende Stimmung. Eine Sehnsucht, aus dem Schatten der Wagnerschen Riesenwerke hinaus ins Freie eigener Bildungsformen zu gelangen, spricht sich vornehmlich an allen Enden aus, nicht weniger aber auch die Erkenntnis, daß vieles Gute früherer Epochen für unsere Weiterentwickelung noch verwertbar ist. Selbst bei Richard Strauß, dem überzeugtesten Fortschrittler, sehen wir eine Rückkehr zu leichteren, gefälligeren Formen, ein Beachten stilistischer Eigentümlichkeiten und Vorzüge eines Nachbarlandes. Bei d'Albert ist eine Art Reaktion unverkennbar; aber auch Weingartner, der ausgesprochenste Jünger Wagners unter den Dreien, ist insofern mit der Vergangenheit in Berührung getreten, als er in den Chören ältere, man könnte sagen oratorienhafte Elemente aufgenommen hat, obwohl man hier auch an einen Einfluß des „Parsifal" zu denken hat.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VII.

Otto Julius Bierbaum, Annamargareth und die drei Junggesellen. — Josef Lauff, Kärrekiek. — Wilhelm Fischer, Die Freude am Licht. — Richard Voß, Der gute Fra Checco und andere Geschichten.

Im Jahre 1905 wird Otto Julius Bierbaum sein vierzigstes Lebensjahr vollenden. Er wird bis zu diesem Zeitpunkt die deutsche Litteratur wahrscheinlich noch mit einigen schön ausgestatteten und ganz undeutsch billigen Büchern beschenkt, vielleicht auch für sich selbst eine neue Eigenart entdeckt oder die staunende Welt mit irgend einem neuen Unternehmen überrascht haben. Bei seiner vielseitigen Begabung hält das Prophezeien schwer. Sicher ist nur das Eine, daß man von ihm reden wird. Vielleicht nicht in der ernsthaften Litteratur, aber in den Zeitungen.

Dieser Otto Julius Bierbaum — eine Handvoll schöner Gedichte von ihm in Ehren! — gehört zu den amüsantesten litterarischen Seiltänzern der Gegenwart. Er hat vom ersten Auftreten an das Geschick gehabt, sich überall in den Vordergrund zu stellen und von sich reden zu machen. Er attachierte sich zuerst Liliencron, den er sehr verehrte, über den er sogar ein Buch schrieb, aber der begeisterte Schildknappe trat — ganz gewiß ohne derartige Absicht — so vor den Meister, daß alles Licht bald von ihm allein oder wenigstens ebenso stark von ihm, wie von Liliencron auszugehen schien. Galt es litterarische oder künstlerische Manifestationen der Jugend — wer trat an die Spitze? Otto Julius Bierbaum! Die allerdings herzlich schwachen Dokumente moderner Lyrik, die verschiedene Jahrgänge des modernen Musenalmanachs, tragen seinen Namen. Es gab keinen Brei, den er nicht quirlen und pusten mußte. Vor allem wohl, weil er das in Litteraturkreisen ungeheuer honorierte Talent hatte, stets Finanzleute für die unmöglichsten Unternehmungen zu finden. So spukte er im „Pan" herum, so gründete er die „Insel" und den Inselverlag, so ließ er das Jahrbuch „Der bunte Vogel" erscheinen. Dann kam die Ueberbrettl-Seuche, dann die „deutschen Chansons", dann das Trianon-Theater. Und weiter: was noch niemand fertig bekam, einen herrlich ausgestatteten, über 500 Seiten starken modernen Gedichtband für eine Mark herauszugeben, Otto Julius Bierbaum konnte es und erreichte damit, daß er der „gekaufteste" aller deutschen Lyriker ward. An den Gedichten lag es nicht, es lag am Buch.

Mit dem „Lustigen Ehemann" hat er das Ziel, das ihm, nach allem Vorangegangenen zu urteilen, als höchstes vorschwebte, erreicht: er ist beinah populär geworden. Und es scheint, als hielte er die litterarischen Allüren eigentlich nur noch honoris causa aufrecht. Denn mit der ernsten Dichtung hat er im Grunde nichts mehr zu thun. Man

soll gewiß nicht in den Fehler verfallen, der bei uns in Deutschland häufig ist, jemanden in Grund und Boden zu kritisieren, weil er Erfolg gehabt hat. Man soll auch Bierbaum nicht immer den lustigen Ehemann aufmutzen, der bei aller poetischen Bedeutungslosigkeit doch auch ganz nett ist. Aber wenn man die letzte große Gedichtsammlung und die letzten Prosabücher von Otto Julius durchblättert, erschrickt man vor dieser hoffnungslosen Geistlosigkeit und selbstgefälligen Plattheit, die sich darin breit macht, erschrickt man vor allem, weil nirgends auch nur ein Streben, ein ernsteres Wollen sich andeutet.

Wem anders als Bierbaum konnte der unglückselige Gedanke kommen, ein lyrisches Theater aufzumachen? Schon wer viel vorliest, weiß genau, daß die tiefsten und feinsten Schönheiten der Lyrik dem hundertköpfigen Publikum verloren gehen, daß nur ganz bestimmte Gedichte dramatischen Charakters oder humoristisch pointierte oder sentimentale allseitig aufgenommen werden. Und nun stelle man sich ein Theater vor, das seiner Natur nach grobe Striche verlangt! Wie muß wohl, möchte ich fragen, der Lyriker aussehen, der seine Herzenskunst auf die Bühne bringen will? Hier zeigt sich der ganze Bierbaum. Er hatte genug Temperament, um dem l'art pour l'art-Standpunkt den Rücken zu drehen. Aber er verfiel ins andere Extrem und haschte nach dem Publikum, anstatt die Volksseele zu suchen. In scharfer Gegenüberstellung: er marschierte von der litterarischen Verkünstelung, wie sie ein Stefan George darstellt, nicht auf die gute Mitte, die echte Volksdichtung zu, sondern gleich tiefer hinab, in die Niederungen des Gassenhauers. Da ist er nun, ob er es auch litterarisch verdecken will, glücklich angelangt. Und man möchte kopfschüttelnd fragen, wozu die Jugend, und Bierbaum mit ihr, eigentlich die große Litteraturschlacht geschlagen hat, wenn statt der alten Götzen nur wieder neue, innerlich ebenso hohle aufgestellt werden. Die Masse bleibt sich immer gleich; und die Götzen tragen von Generation zu Generation nur einen neuen Anstrich.

Unter den Bierbaumschen Gedichten giebt es, wie gesagt, einige hübsche und flotte, etwa die „Josephine" oder „zwei Prinzessen"; auch erfreut hier und da gesunde Natürlichkeit, besonders in den älteren Versen, als er sich mehr zu Liliencron hielt. Zwar übertrieb er nach Art des kleineren Talents von vornherein. Die entzückende Natürlichkeit seines Meisters, durfte ich schon vor sieben Jahren in der Einleitung zu meiner „Neueren deutschen Lyrik" schreiben, ward bei ihm bewußt und gespreizt; seine Frische und Derbheit traten mit zu viel Prätension auf, um ganz echt zu sein, und bei dem ewigen Kraftmeiern und Renommieren mit einem Naturburschentum hat sich seine Stimme schließlich überschlagen. Diese Worte, die speziell von den „Erlebten Gedichten", in denen das Erlebnis die Hauptsache schien, gesagt wurden, mögen noch heute gelten. Seitdem wurde Otto Julius vor lauter Natürlichkeit ganz unnatürlich und gelangte zu jenem Bombast und Wortschwall, der seit den Tagen von Hoffmannswaldau und Lohenstein in keinem guten Geruche steht. Die ungeheure Schwülstigkeit gab sich — ganz wie bei den verpönten Butzenscheibenlyrikern — minnesängerisch und mittelalterlich. Ritter, Knappen, Mägdelein stiegen aus der litterarischen Versenkung, der „Lobetanz" erschien und das Gedichtbuch: „Nemt Frouwe disen Kranz". Darauf ward Otto Julius Bierbaum Humorist, kopierte Hartleben und schrieb den „Pancrazius Graunzer", die „Schlangendame", den „Stilpe" und sein neuestes Opus „Annamargareth."

Was in Versen noch erträglich schien, weil die Form manches adelte und reinigte,

das ward in der Bierbaumschen Prosa fürchterlich. Aus der rot angeschminkten Gesundheit sieht der faule Kern. Diese „humoristischen" Bücher sind von Grund aus unsittlich, weil sie alle sittlichen Faktoren verzerren und verschieben. Ich möchte jeden einzelnen fragen, ob er mir den Unterschied zwischen Bierbaums „Annamargareth" und der üblichen pikanten Eisenbahnlektüre klar machen kann. Es giebt da keinen Unterschied. Es ist dasselbe für mich, ob ein Philister beim Skat schmatzend ein Zötchen erzählt, oder ob Bierbaum hier die Geschichte der „Annamargareth und der drei Junggesellen" vorträgt. Und das ist bei Gott keine Uebertreibung. Bierbaum will nichts, aber auch garnichts, als mit dieser kleinen Ferkelei das Publikum kitzeln. Er hat weder ein moralisches noch ein künstlerisches Ziel. Kein Wort, kein Satz, der in diesem hingeschleuderten Machwerk von einem leisen höheren Streben spräche. Alles mag hingehen — das nicht! Hätte Otto Erich Hartleben denselben Stoff ergriffen — man hätte sich an der Grazie der Form, an vielen Feinheiten erfreut, und wäre das Herz nicht auf die Rechnung gekommen, so wenigstens der Geist. Aber etwas muß doch da sein. Und hier ist nichts. Nichts, als selbstgefällige Gespreiztheit, als Claurensche Lüsternheit, als eine geschraubte Plattheit, ein gewollter, peinlicher sogenannter Humor. Wie gering muß Bierbaum das Publikum einschätzen, das ihn liest! Wie vielmals geringer noch sich selbst, daß er ohne Gewissensbisse solch ein Buch hinausgehen läßt. Wenn die „Annamargareth" in einer Bierzeitung verzapft wird — schön! Aber wenn man mit fast 37 Jahren immer noch nichts Besseres vorzutragen weiß, als den ewigen gepfefferten Bierulk, dann werden diejenigen, denen die deutsche Dichtung Herzenssache ist, völlig an Bierbaum vorbeigehen. Er mag sowieso erkannt haben, daß man ihn litterarisch nur noch halb ernst nimmt. Schlimm genug, wenn er sich selbst mit derartigen Veröffentlichungen das Zügenglöckchen läutet.

Das mußte einmal gesagt werden. Ich füge nur noch hinzu, daß der vollständige Titel des Büchleins lautet: Annamargareth und die drei Junggesellen. Eine Raubrittergeschichte. Der Meßner-Michel. Eine Profanlegende aus Tirol von Otto Julius Bierbaum. (Im Inselverlage, Leipzig 1902). Die Legende ist eine Nichtigkeit; in Versen hat Baumbach derartiges viel schöner und feiner geformt.

Hat mir dieses Buch gezeigt, daß ich seinen Verfasser noch nicht tief genug eingeschätzt habe, so hat mich ein anderes veranlaßt, dem, der es geschaffen, im Herzen ehrliche Abbitte zu thun. Ich meine einen Dichter, über den man in Deutschland mit einem halben Lächeln spricht, dessen Namen jeder kennt, dessen Werke die wenigsten gelesen haben, ich meine mit einem Worte: Josef Lauff.

Er hatte, wie männiglich bekannt, das Glück, durch sein Schaffen des Kaisers hohe Gunst zu erringen. Dieses Glück war sein Unglück. Mag sein, daß er auf höheren Wunsch manchen Stoff ergriff, den er aus innerer Notwendigkeit nie aufgenommen hätte. Es bleibt bestehen, daß er daneben und vorher Werke schuf, an denen man wohl dies und jenes aussetzen kann, die aber in jeder Zeile den echten Poeten erkennen ließen. Und vor jedem echten Poeten soll man salutieren. Er war auch schon auf dem besten Wege dazu, von der litterarischen Kritik auf eine der vordersten Bänke gesetzt zu werden — da plötzlich gefiel er dem Kaiser. Die Folge war, daß er schnell berühmt ward, und die weitere, daß jeder deutsch-freisinnige Reporter, jeder Litteraturjüngling, jeder Witzblatt-

redakteur durch ein paar billige Witze über den „dichtenden Major" seinen Mannesstolz vor Königsthronen, seine Unabhängigkeit und Geistesfreiheit dokumentierte. Ich wette, daß nicht zehn vom Hundert derer, die da spotteten, eine Zeile von Josef Lauff gelesen hatten. Man prügelte ihn nicht um seinetwillen, sondern man prügelte in ihm eine, wie man meinte, ihm aufgezwungene litterarische Geschmacksrichtung. Wäre dieser Lauff ein Shakespeare gewesen, man hätte ihn genau so geprügelt. So konnte es geschehen, daß ein echter Poet für weite Kreise zu einem mitleidig belächelten Poetaster ward. Nicht leicht mag dem ruhigen Beobachter etwas interessanter erscheinen.

Es ist eine „niederrheinische Geschichte", die Josef Lauff in seinem neuesten Buche erzählt. Doppelt hält besser, mag er gedacht haben, da fügte er dieser ersten Bezeichnung noch die andere: „Roman in zwei Büchern" hinzu. Aber Kärrekiek (Albert Ahn, Köln 1902) ist thatsächlich seiner Anlage nach eine Geschichte. Eine Erinnerung aus der Jugendzeit, zu Anfang und Ende von lyrischen Ranken umsponnen. Es wäre kein Fehler gewesen, wenn Josef Lauff das erste Kapitel gestrichen hätte. Es wäre ein Vorzug gewesen, wenn er desgleichen mit dem letzten Kapitel verfahren wäre, das den Eindruck nur abschwächt. Aber alles, was dazwischen liegt, ist ganz prächtig, von einem Dichterherzen gefühlt, mit Dichteraugen gesehen, in Dichtersprache geschrieben. Das gilt besonders von den Nebenfiguren. Pittje Pittjewitt, der Barbier, Leichenbitter und Schweinestecher, Pittje Pittjewitt mit dem Cylinder und dem Siegelring, Pittje Pittjewitt der Volksredner — „verflucht noch mal", möchte man mit ihm selbst sagen, das ist ein köstlicher Kerl! Wie er den zuckerhutförmigen Cylinderhut aufsetzt und lüftet, wie er Schweine sticht und mit Trauerflor, mit der „Pleureuse", sein Leichenbittergesicht durch die Straßen der kleinen Stadt trägt — „Gottdomie, Pittje Pittjewitt, man möcht Dir die Hand geben!" Und ihm nicht viel nachstehen Grades Mesdag und Jakob Verhage. Der eine, der Bas, der ohne viel Worte mit der flachen Hand einen horizontalen Strich durch die Luft macht, was so viel heißen sollte wie: vorgelesen, genehmigt, unterschrieben, punktum, streu Sand drauf. Der andere, der Stabstrompeter der Milhaudschen Kürassiere, der bei Smolensk, Borodino, Moskau und zuletzt an der Beresinabrücke geblasen hatte, der nun im Altmännerhaus in der Heimat saß bei seinen Vögeln und Meerschweinchen und auf seiner Trompete „Großer Gott, wir loben Dich" blasen wollte, wenn sein Junge, der Wilm, die Primiz hielt . . .

Aber der Wilm hat heißes Blut und liebt ein irdisch Weib mehr als die heilige Jungfrau, und er küßt in Lieb' und Sünd' Hanneke Mesdag, die zarte Tochter des Bas, die so gut weiße Lilien anfertigen kann und die Kirche damit schmückt. Daraus entwickeln sich viel Leid und Thränen, und eigentlich gehen alle daran zu Grunde, die beiden, die sich lieben, der Bas, und der einstige Stabstrompeter . . .

Am wenigsten herausgekommen sind nun die beiden Personen, die das Buch zur Geschichte, zum Roman machen, die Träger der Handlung. Man kann nicht gerade behaupten, daß das Liebespaar blaß ist, aber es ist seltsam unsicher beleuchtet, während alles, was darum steht, mit einer köstlichen Bestimmtheit gegeben ist. Hannecke Mesdag ist gar zu lilienhaft trotz ihrer vorbrechenden Sinnlichkeit gezeichnet, und Wilm Verhage schwankt zu sehr, als daß er uns tiefer packen könnte. In einem richtigen Gefühl scheint auch Josef Lauff selbst nur ungern an die beiden Gestalten herangegangen

zu sein. Nach der Anlage der Handlung mußten sie selbstverständlich die Hauptfiguren werden, die andere in ihren Sturz hineinreißen. Aber thatsächlich weicht ihnen der Dichter aus, wo er kann, geht immer im Kreise um sie herum und atmet auf, wenn er mit einem Kapitel, in dem sie zu thun haben, fertig ist. Ich kann mir nach diesem Buche denken, daß den Dramen Lauffs, die mir unbekannt blieben, die dramatische Linie ziemlich fehlt. Schon hier im Roman muß er zu Lauscherszenen greifen, um die Handlung vorwärts zu bringen.

Aber für diese bedenklichen Mängel entschädigt das prächtige Beiwerk. Es giebt da ganz köstliche Szenen, einen famosen Humor, Kleinstadtidyllen, die jeder, der aus einem solchen Neste stammt, mit herzlichstem Behagen liest. Und nirgends fade Süßlichkeit, sondern ein kräftiger Realismus überall, der sich vor nichts scheut. Auf Seite 232 und 233 wird etwas erzählt, was an eine weltberühmte Szene aus Claude Tilliers Onkel Benjamin erinnert. Seinen eigentlichen Charakter aber erhält das Buch durch die überreiche Fülle der intimsten Züge aus dem Naturleben, die mit verschwenderischer Hand überall eingestreut sind. Man springt vor Freude, wenn man eine dem Gedächtnis längst entschwundene Beobachtung: ewa wie die Meisen sich zum Schweineschlachten einstellen, hier wiederfindet. Und manchmal läßt Lauff beinahe gar zu viel Flügel durch die Seiten schwirren. Nach dem Ruf der Schilfdrossel: „Kärrekärrekiek“ ist das Buch auch genannt. Ich wünsche ihm viele Leser, denn in der Erinnerung darf ich den horizontalen Strich mit der Hand machen wie Grades Mesdag: gut und erledigt, und darf es trotz der erwähnten Mängel ein vortreffliches Buch heißen. Wie sagt Pittje Pittjewitt? „Es stimmt, Jupp!“ Und Jupp, der Monsieur Jupp der Geschichte, ist der Junge, aus dem jetzt der Dichter Josef Lauff geworden ist.

Einen eigentümlichen, zwei Bände starken Roman versendet der „Heimatverlag“ von Georg Heinrich Meyer in Berlin. Er stammt von Wilhelm Fischer in Graz und heißt „Die Freude am Licht“. Die allerälteste Zigeunerromantik spukt darin, besonders im zweiten Bande, daß man sich wirklich fragt, ob das Werk nicht vielleicht 100 Jahre irgendwo gemodert hat. Man ärgert sich über alle diese Unmöglichkeiten, die zu glauben uns zugemutet werden. Und doch liest man weiter und vergißt keinen Augenblick — so sonderbar das nach meinen Worten klingen mag —, daß man einen echten und eigentümlichen Dichter vor sich hat. Einen Dichter, der scheinbar nur halb in unsrer Zeit lebt, und zur andern Hälfte als Zeitgenosse von Novalis den Ritt ins alte romantische Land unternimmt, wo die blaue Blume blüht.

Es ist immerhin ein selten Ding, wenn man heutzutage auf einen Roman stößt, der gleichsam keinerlei Beziehungen hat zu alledem, was an Brüdern um ihn herum ist. Fortwährend mußte ich an den „Heinrich von Ofterdingen“ denken, als ich die „Freude am Licht“ las. Man wundert sich des Buches und gewinnt es lieb; man erfreut sich hier an einer reinen Linie, dort an einem schönen kräftigen treuherzigen Wort. Das Reine und Treuherzige giebt überhaupt den Grundton. Man meint wohl, dieser Fischer müsse eigentlich ein Lyriker sein, der alles, was er nicht in Verse band oder binden konnte, hier in Prosa niederlegte. Seine Sprache hat oft eine schöne Fülle; sie läßt sich Zeit und hastet nicht. Und wenn die Gestalten auch später verschwimmen, so hat

man wie von einem Gedicht doch etwas zurückbehalten: eine reine Offenheit der Seele, eine schöne Melodie.

Der erste Teil des Romans ist unvergleichlich feiner als der zweite. Die Geschichte einer Jugend kann jeder Poet erzählen. Und hier hat man seine Freude an dem Jungen, dem Zenz, an dem ehrenhaften Schlossermeister, an der Frau Kiener. Ganz prächtig zart ist besonders das erste kleine Liebesgeplänkel des Jünglings herausgekommen. Man würde gern noch doppelt so viel von Fräulein Adele hören. Auf dieser Höhe hält sich der zweite Band nicht. Es scheint, als verliere der Dichter da völlig den Boden unter den Füßen. Nur die Sprache erquickt auch hier durch ihre eigentümliche Färbung.

Es ist schwer, von der Art des Romans einen Begriff zu geben. Die Gestalten schweben manchmal, nur die Umrisse sind gezeichnet, es scheidet alles Zeitliche aus, nur ihr Reinmenschliches tragen die meisten uns entgegen. Sie sind nicht episch, in voller Breite, sondern sie sind lyrisch gefaßt. Und man stellt sich vor, daß Fidus vielleicht Zierstücke für das Buch zeichnen könnte. Jedenfalls reut es mich nicht, dieses wunderliche Gemisch von zartester dichterischer und blutigster Küchenromantik kennen gelernt zu haben. Der es geschaffen, ist kein Jüngling mehr, das merkt man aus vielem. Und ich hoffe ihm noch in reineren Gebilden zu begegnen.

Von deutscher Herzens- zu italienischer Brigantenromantik, von Graz nach der Villa Falconieri, von Fischer zu Voß. „Der gute Fra Checco und andere Geschichten" hat Richard Voß das rote Engelhornbändchen überschrieben. Von den drei Novellen, die es enthält, sind die beiden ersten doch wohl Verlegenheitsprodukte. Die dritte — — aber über die dritte möchte ich später reden.

Seit ich mich als Zwanzigjähriger für den „Michael Cibula" begeisterte, habe ich eine gewisse, halb melancholische Liebe für Richard Voß. Halb melancholisch ist sie, weil ich mir nicht verbergen kann, daß dieser genial angelegte Poet immer zu kurz fliegt. Er läßt nicht Sonne und Mond, er läßt nicht einen Stern steigen, sondern es ist immer eine Rakete, die für Augenblicke den Himmel erleuchtet, in deren Licht selbst die Sterne zu bleichen scheinen, die Funkengarben niedersprüht, aber die nach kurzer Bahn wieder verschwindet. Und die stillen Sterne bleiben.

Wer aber deshalb über Richard Voß mit nachlässigem Achselzucken hinweggehen will, hat seine Bücher doch nicht recht gelesen. Ich weiß nicht viele, die an Gewalt des Talents es mit ihm aufnehmen können. Wie viel poetisches Genie steckt in „Bergasyl", in „Michael Cibula", in „Dahiel der Konvertit", in den „Römischen Dorfgeschichten"! Wie leuchten und brennen die Farben darin, welch eine herrliche Schilderungskraft und -Glut entwickelt er im „Römischen Skizzenbuch"! In jedem der genannten Werke giebt es Partieen, die nur ein Dichter ersten Ranges schaffen konnte. Aber die Phantasie, die ihm die leuchtendsten Blumen bricht, hetzt ihn auch ab, frißt wie eine Wölfin seine Kraft und Ruhe. Die germanische Gelassenheit fehlt ihm ganz. Und ob das Feuer einer gewaltigen Phantasie seine besten Schöpfungen auch durchglüht, ob sie durch die Genialität des Wurfes hinreißen — sie erliegen doch dem Mangel an seelischer Durchdringung und schlichter Wahrhaftigkeit. Was wärmende Leuchte hätte sein sollen, wird bei Voß gar zu leicht verzehrende Stichflamme. Die augenblickliche Wirkung mag erhöht werden, die dauernde wird unterbunden und vernichtet. Eins der größten Talente, die wir

haben, verzehrt sich in sich selbst. Dieser Richard Voß, der als ein Herkules zu kommen schien, ward nicht der Herkules, der in ruhiger Kraft die zwölf unsterblichen Thaten vollführt, sondern der, auf dessen Körper schon verzehrend das Nessushemd brennt.

Die beiden ersten seiner neuen Novellen bestätigen allerdings die hohe Meinung, die ich trotz alledem von ihm hege, nicht. Sie haben mir weh gethan. Es ist leidig, wie Voß da mit sich selbst, seiner Persönlichkeit, seinem guten Herzen operiert. Es ist leidig, daß die Ironie nie zum freien Humor wird. Und auch stofflich geben die beiden Sittenbilder — es sind keine Novellen eigentlich — nichts Neues, nichts, was wir durch Voß nicht selbst schon wüßten. Kein Zweifel, daß wir sie zu seinen schwächsten Arbeiten zählen müssen. Es will ihm nicht gelingen, sich darin des Herzens oder wenigstens der Phantasie seines Lesers ganz zu bemächtigen. Man schaut ihm, der selbst nicht ganz sicher ist, der manches gegen seine sonstige Art breit tritt und wiederholt, kritisch und mißgestimmt zu. Nun aber die dritte Novelle: „Die Camaldolenserin". Es ist wahr: auf das Herz wirkt auch sie nicht, aber sie wirkt auf die Nerven. Es ist eine der tollsten Spuk- und Gespenstergeschichten, die mir vorkamen; auch sie etwas umständlich und weitschweifig angelegt. Nur in der Hauptsache kann ich die Handlung andeuten: ein junger deutscher Maler kopiert in einem unheimlichen Frauenkloster in Italien ein Altarbild. Die frühere, außerhalb der Klausur gelegene Strafzelle, vor der die 20jährige sündige Schwester Maddalena da Padua begraben ist, wird ihm zur Wohnung angewiesen. Jede Nacht weckt ihn ein Schauer, jede Nacht packt ihn das grausige Gefühl einer fremden Gegenwart, jede Nacht steht über dem Grabstein ein fahler langer Nebelstreif, der nach einer Stunde in den Boden sinkt. Von Nacht zu Nacht verdichtet sich der Dunst, das Gespenst materialisiert sich und fängt zu leben an, indem es vom Leben des Malers zehrt, es ist die sündige wunderschöne Nonne, die endlich, endlich auch Stimme und Leben gewinnt und durch einen geheimnisvollen Auftrag den Maler an sich bindet. Eine Kaspar-Hauser-Geschichte wird angedeutet; viel Aufregendes geht noch daneben her. Man wird mir zugeben, Hans und Hänschen können davor das Gruseln lernen.

Daß man irgendwelchen bleibenden Gewinn, auch wenn man dem Erzähler willig folgt, hier nicht davontragen kann, ist leicht ersichtlich. Nerven und Phantasie werden durch Gewaltmittel gereizt. Und je länger man dem Eindrucke, den dieses Novellenbuch hinterläßt, nachhängt, um so klarer fühlt man, daß Richard Voß hier ganz merkwürdig hinter sich selbst zurückblieb.

Bücherschau.

Kuno Fischer, Hegels Leben, Werke und Lehre. 2 Bände, 1902. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Hegels Philosophie hat lange Zeit die höchste Bedeutung gehabt. Sie errang schnell in allen Gebieten der Wissenschaft eine außergewöhnliche Macht und Gewalt. Hier war ein System aufgestellt, in welchem der Gedanke alles Sein aus sich heraus produzierte und eine in sich abgeschlossene Weltanschauung darbot, wie sie bisher noch keinem der konstruktiven Philosophen gelungen war. Eine große Zahl von Schülern schloß sich daher dem Meister begeistert an, wenn sie auch infolge der großen Dunkelheit und Schwerverständlichkeit seiner Philosophie bald in schroffe Gegensätze gerieten. So mußte freilich der Kampf unter Hegels Schülern, da sich jeder derselben für die Richtigkeit seiner Anschauung und Auffassung auf Hegel berief, innerhalb der Hegelschen Schule zur schließlichen Auflösung der Hegelschen Philosophie führen. Dennoch darf man nicht meinen, daß Hegels Anziehungskraft damit erloschen war. Nicht nur, daß er auch heute noch tüchtige Männer zu seinen Schülern zählt, es scheint auch, daß seine Gedanken wieder neue Macht zu gewinnen anfangen. Da ist es denn hocherfreulich, daß der bekannte Heidelberger Philosophiehistoriker Kuno Fischer als der Berufensten einer das seit mehreren Jahren in Aussicht gestellte Werk über Hegel soeben in zwei Bänden hat erscheinen lassen. Der erste Band dieses Werkes enthält die Geschichte des Lebens und der Werke des Philosophen, die Entstehung und die Anfänge seiner Lehre, die Darstellung seiner beiden Hauptwerke, der Phänomenologie des Geistes und der Wissenschaft der Logik; der zweite Band umfaßt die Naturphilosophie, die Wissenschaft vom subjektiven Geiste, d. i. die Anthropologie und die Psychologie, die Wissenschaft vom objektiven Geiste, d. i. die Rechtsphilosophie und die Philosophie der Weltgeschichte, und endlich die Wissenschaft vom absoluten Geiste, d. i. die Aesthetik, Religionsphilosophie und Geschichte der Philosophie. Es ist selbstverständlich, daß wir an dieser Stelle eine eingehendere philosophische Besprechung dieses Werkes nicht geben können. Außerdem will das umfangreiche Werk als Ganzes beurteilt sein. Der Leser findet in ihm die interessantesten Mitteilungen aus dem Leben des großen Philosophen. Hegels Herkunft und Lehrjahre, seine Stellung als Hauslehrer in der Schweiz, sein Aufenthalt in Frankfurt, Jena, Bamberg, Nürnberg, Heidelberg und endlich seine Wirksamkeit in Berlin werden in der anziehendsten Weise geschildert, wie man es von dem hochbegabten, durch klassische Darstellungs- und Redekunst berühmten Altmeister der Geschichte der Philosophie nicht anders erwarten kann. Während das erste Buch des ersten Bandes ein allgemeinerer, auch Nichtphilosophen verständlicher Abschnitt des Werkes ist, erfordern die folgenden Bücher teils mehr oder weniger der philosophischen Schulung, da sie sich näher mit Hegels System und Lehre befassen. Dennoch heben wir einige Kapitel heraus, welche unserer Ansicht nach für den nicht philosophisch geschulten Leser am verständlichsten sind: Hegels Aufsätze im kritischen Journal, die Religion und das absolute Wissen, die Naturphilosophie mit ihren drei Teilen: Mechanik, Physik und Organik, die Anthropologie, die Sittlichkeit, die Philosophie der Geschichte, die Aesthetik, die Religion und schließlich die Geschichte der Philosophie. Jedes einzelne dieser Kapitel, die in Hegels Werken nur unter größten Schwierigkeiten zu lesen sind, ist eine Fundgrube tiefer Gedanken. Kuno Fischer bedarf des Lobes nicht, auch sein Buch bedarf keiner Empfehlung. Die Neuherausgabe von Fischers umfassender Geschichte der neueren Philosophie als Jubiläumsausgabe zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum, und zwar in neun Bänden, unter denen unser Werk den achten bildet, ist wohl das deutlichste Zeichen für die hohe Bedeutung des Werkes. Möchte der etwas hohe Preis dieser Monographie, ungebunden 30, gebunden 34 Mark, der Verbreitung auch dieses Bandes nicht hinderlich sein!

Fermersleben. Otto Siebert.

Chamberlain, Worte Christi. 1901. München, Verlag F. Bruckmann, A.-G. 286 S. kart. M 4.50.

Der feinsinnige Chamberlain, dessen geistvolles Buch über die geistigen Grundlagen des 19. Jahrhunderts ihm viel dankbare Herzen erworben hat, hat uns hier ein eigenartiges Andachtsbuch geschenkt. Auf jeder Seite steht ein Wort Christi, nur eins, wie man auch sonst eines großen Mannes Lebensanschauung in prägnanten Sätzen dem stillen Sinnen des Lesers darbietet. Auf den ersten Blick mutet uns das sonderbar an, weil wir die Worte Jesu stets im historischen Zusammenhange zu lesen gewöhnt sind. Aber diese Gewohnheit hat uns die Fähigkeit genommen, den rein menschlichen Klang der Worte Jesu zu vernehmen; Historisches und Theologisch-dogmatisches verschränkt uns immer wieder die Sehnsucht und die Kraft, im schlichten und doch so herrlichen Ton der Worte Christi das Ewigmenschliche zu hören und es wirken zu lassen bis tief hinab in der Seele Grund. Das ist doch aber, rein religiös betrachtet, das Höchste, daß Jesu gewaltiges inneres Leben, wie es in seinen Worten ausströmt, unserer Seele Inhalt, Licht und Wärme giebt. Die reine Stimme Christi zu hören ist Chamberlain dadurch möglich geworden, daß er in seiner, weitherziger Bibelkritik die Persönlichkeit Jesu aus allen dogmatischen Hüllen gelöst hat. Der erste Teil des Buches erörtert diesen Weg, den er selbst gegangen, erörtert ihn in so vornehm-sachlicher Weise, daß das Buch sein ideales Ziel erreichen wird, die Menschen wieder in die Nähe Jesu zu führen, um in seinem Lichte zu leben.

Martinus.

Das deutsche Jahrhundert in Einzelschriften von 13 Verfassern, herausgegeben von **George Stockhausen.** I. Band. VIII, 784 S. Geh. 9 M. Berlin, 1902. F. Schneider & Co.

Den Werken, die am Ende des Jahrhunderts dessen Schlußrechnung zu stellen versuchen, reiht sich als knappstes und übersichtlichstes Sammelwerk „Das deutsche Jahrhundert" an. Dreizehn Verfasser sollen in zwölf Einzelschriften von gedrängtester Form ein knappes, aber desto übersichtlicheres Bild der Entwickelung der wichtigsten Gebiete des Könnens und Wissens im 19. Jahrhundert geben. Natürlich konnten nur die wesentlichsten Erscheinungen berücksichtigt werden. Das Werk wird also weniger zur eingehenden Belehrung als zur Anregung und zur schnellen Orientierung über ein gewaltiges Gebiet dienen können. Wer sich über Einzelnes genauer unterrichten will, dem geben die dem fortlaufenden Texte beigefügten Fußnoten die nötige zuverlässige Weisung. Der Herausgeber selbst hat sich seine Aufgabe nicht allzu schwer gemacht: seine Einleitung könnte tiefer graben und mußte vor allem das eigentlich Charakteristische des deutschen Jahrhunderts, den Uebergang vom Idealen zum Realen, den Weg von der ästhetischen Betrachtung und philosophischen Spekulation zur thatkräftigen Erfassung der wirklichen Welt, viel mehr hervorheben. Redensarten wie „Der Deutsche besann sich auf seine Menschenrechte" besagen wenig oder garnichts! Der vorliegende erste Band enthält sechs Einzelschriften. Die „Geschichte der deutschen Litteratur" von Carl Busse, die auch in einer Sonderausgabe erschienen ist, giebt in frischer, kecker Darstellung ein in großen Zügen gehaltenes Bild der Entwickelung der deutschen Dichtung von Klopstock bis Dehmel. Der Verfasser strebt überall danach, den Zusammenhang zwischen Litteratur und Leben aufzudecken wobei er kühne Vergleiche und Zusammenstellungen nicht scheut. Sein Urteil ist selbständig und geht eigene Wege, auf denen wir ihm nicht immer zu folgen vermögen, z. B. bei Hebbel, Grillparzer und überhaupt den Oesterreichern. Ueber die Anordnung des Stoffes und die Aufnahme und Weglassung einzelner Dichter könnte man mit Busse streiten, aber im ganzen herrscht die Freude vor, daß ein Verfasser von entschieden nationaler Weltanschauung gerade diese Arbeit im „deutschen Jahrhundert" leisten durfte. — Anregend und übersichtlich sind auch die übrigen Abschnitte des Bandes geschrieben: Max Osborns „Kunstgeschichte", Julius Dubocs und Paul Wieglers „Geschichte der Philosophie", „Wirtschaft und Recht" von A. Berthold, die politische Geschichte von Richard Schmitt und die Musikgeschichte von Leopold Schmidt. Wie weit Duboc oder Wiegler für die einzelnen Teile der Philosophiegeschichte verantwortlich sind, ist nicht ersichtlich: sachlich könnte ich mit der darin herrschenden Auffassung mich am wenigsten befreunden.

Worms. Karl Berger.

Materialien für eine Agende zum Gebrauch in den deutsch-evangelischen Gemeinden des Auslandes von **E. W. Bußmann**, erstem Pfarrer an der Gemeinde in Buenos-Aires und Vors. der La Plata-Synode. Berlin, 1901. E. S. Mittler & Sohn. XII, 208 Seiten. Geh. M. 3,50.

Mit Unterstützung des evangelischen Oberkirchenrats in Berlin ist ein in seiner Art neues und wertvolles Handbuch für die deutschen Geistlichen im Auslande geschaffen worden, die in der Regel nicht nur mit Deutschsprechenden zu thun haben, sondern auch mit stammverwandten Glaubensgenossen, mit evangelischen Holländern, Skandinaviern, zuweilen auch Engländern, ferner mit französisch redenden Protestanten, meist aus der Schweiz, endlich mit Angehörigen der einheimischen Volksstämme, mit Leuten, die schon evangelisch sind oder es werden wollen. Der deutsch-evangelische Geistliche im Auslande kann nunmehr seiner skandinavischen, holländischen, englischen und französischen Bibel eine Agende hinzufügen, die es ihm ermöglicht, kleine Gottesdienste und geistliche Amtshandlungen nicht nur in deutscher, sondern auch in den genannten fremden Sprachen auszuüben. Da die meisten deutschen Auslandsgemeinden in Verbindung mit der größten deutschen Landeskirche, der preußischen, stehen, so sind die deutschen Formulare an die preußische Agende angeschlossen und aus Zweckmäßigkeitsgründen auch übersetzt worden.

Paul Dehn.

Aus allen Welten. Reiseerinnerungen von **Karl Stangen** mit 82 Illustrationen und 1 Karte von Palästina. Berlin, bei Karl Stangen.

In diesem Buche veröffentlicht Karl Stangen eine Reihe hübscher und heiterer Erlebnisse und Zwischenfälle aus seinem Reiseleben. Man wird sie mit Interesse und mit Vergnügen lesen. Im Vorwort erzählt Karl Stangen kurz und schlicht, wie er dazu kam, sein Reisebureau zu gründen. Den ersten Anlaß gab die Pariser Weltausstellung von 1867. Die Brüder Stangen veranstalteten damals die ersten Gesellschaftsreisen nach Paris. Karl Stangen errichtete im Herbst 1868 das erste Reisebureau in Deutschland. Karl Stangen war auch der erste, der Gesellschaftsreisen nach dem Orient veranstaltete, noch früher als die englische Konkurrenz. Sein ganzer Betrieb ist altgerühmt. Es ist nicht nach jedermanns Geschmack, unter Leitung eines solchen Reisebureaus fremde Länder zu besuchen. Wer aber nur flüchtig reist und nicht sprachenkundig ist, wird jedenfalls an Geld sparen und wohl auch an Eindrücken gewinnen, wenn er sich an ein vertrauenswürdiges Reisebureau wendet.

Paul Dehn.

Das litterarische Echo. Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde. Herausgegeben von Dr. **Josef Ettlinger.** Dritter Jahrgang (1900 bis 1901). Berlin W., Fontane & Comp. M. 12,—.

In einem schweren und stattlichen Bande, dessen Inhalt an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, liegt uns hier der 3. Jahrgang des rasch eingebürgerten „Litter. Echo" zur Begutachtung vor. Alles in Allem: ein ganz gewichtig Stück Arbeit! Diese litterarische Zeitschrift, an der ich vor allen Dingen die Unbefangenheit und die umsichtige Redaktion schätze, ist uns bereits so gut wie unentbehrlich geworden. Sie sucht Extreme und Parteiungen streng zu meiden, läßt aber gleichwohl nach verschiedensten Seiten hin die charakteristischen Vertreter der Hauptströmungen zu Worte kommen, ist auch offensichtlich bemüht, farblose und unreifere Elemente in den kritischen Besprechungen nicht mitreden zu lassen, sondern nur Männer der Litteratur von irgendwie bereits deutlichem Gepräge. Ettlinger steht auf modernem Boden, ist aber klug genug, in keinem der wogenden Vorpostengefechte einseitig Stellung zu nehmen. Eine eigene Grundanschauung geht überhaupt nicht führend durch das Ganze, man kann höchstens ohne Lob oder Tadel feststellen, daß der Herausgeber etwas „nach links" neigt. Aber besonders die wertvolle Rubrik „Echo der Zeitungen" beweist, wie redlich und besonnen die Zeitschrift sich bemüht, aus dem bunten Chor der viel zu vielen Tagesblätter, ohne Stellungnahme, nur das Kennzeichnende anzuführen, soweit es sich eben auf Litteratur bezieht. Was diesen Sammelband noch besonders wertvoll macht, ist das überaus sorgfältige Inhaltsverzeichnis. Ein „Autoren-Register" bringt die Verfasser der Hauptartikel, der „Kurzen Anzeigen", der Proben und Stücke u. s. w.; ein „Sach-Register" nennt jeden besprocheneu Autor, jeden besprochenen Titel und Gegenstand, mit genauesten Unterabteilungen. Für den Litteraturfreund ist also, nochmals gesagt, diese reichhaltige Zeitschrift geradezu unentbehrlich. Fritz Lienhard.

Chamberlain, Worte Christi. Der feinsinnige [illegible] 19. Jahrhu[illegible] dachtsbu[illegible] großen bietet hiſto no[illegible] f[illegible]

Rudolph Vogel. Mit Bildern von Johs. Gehrts. Von Paul Waetzel. III, 218 S., geb. M. 4,50. [illegible] Auflage, vom Verfaſſer „ſeinen Kindern erzählt". [illegible] Märchenerzähler in der kräftigen, friſchen [illegible] auf dem Gebiete der Volksmärchenſtoffe, und hier liegt [illegible] Werkes: man wird überall, hier und da ſelbſt peinlich, [illegible] der Grund, weshalb ich in dem Buche eine wirklich wertvolle [illegible] Märchenlitteratur kaum erblicken kann. Im Stil der alten Volksmärchen [illegible] eine weit ſchwierigere Aufgabe, als ſich nach dem Vorbild [illegible] So kommt das Werk trotz großer Vorzüge doch über das „auch [illegible] nicht weſentlich hinaus. Die Illuſtrationen von Johannes Gehrts, vorſichtig [illegible] ſehr hübſch und erinnern zuweilen an die poetiſch-humorvolle Weiſe ſeines [illegible] früh geſtorbenen Bruders Carl Gehrts. Victor Blüthgen.

Land für Künſtlerhand. Ein- und Ausfälle von **Georg Lang.** Frankfurt a. Main, Verlag von Heinrich Keller. 1902. 78 S. M. 1,—.

Dieſe Sammlung von etwa 300 Sprüchen und auf Kunſt und Künſtler bezüglicher Reimworte iſt von dem Verfaſſer Anton von Werner zugeeignet worden. Georg Lang, der uns ſeit Jahrzehnten als einer der edelſten und feinſinnigſten Jugend- und Kinderdichter bekannt iſt, bietet uns hier Gedanken, Einfälle, Einwendungen eines von der hohen Kunſt, beſonders der italieniſchen Renaiſſance hochbegeiſterten Mannes, der, ſo wenig er für die Bedeutung auch der neueren Kunſtrichtungen unempfindlich iſt, doch von ihren Auswüchſen und Modethorheiten ſich tief verſtimmt und angeödet fühlt. Er wendet ſich in teils harmloſen, teils ſatiriſch-bittren Epigrammen gegen die Uebertreibungen, Koketterieen und Pietätloſigkeiten gewiſſer anmaßender Kunſtjünger unſerer Tage und betont mit Feierlichkeit die unvergänglichen Schönheitswerte jener Schöpfungen der großen Meiſter der Vorzeit. Freunden ähnlicher Anſchauungsweiſe ſei das beſcheidene Büchlein freundlichſt empfohlen. Julius Lohmeyer.

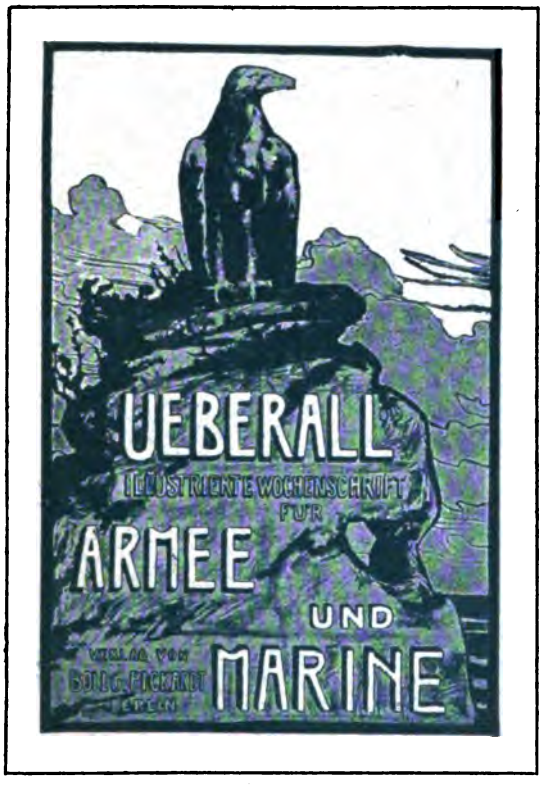
Aus zwei Weltteilen. Dichtungen von **K. Dove.** Heidelberg 1901. Druck und Verlag der Heidelberger Verlagsanſtalt und Druckerei (Hörning u. Berkebuſch). IV, 127 S. M. 2,—.

Das kleine beſcheidene Bändchen edler Dichtungen überraſcht uns als die Gabe eines namhaften Fachgelehrten und Forſchungsreiſenden. Wir ſind, offen geſtanden, gewöhnt, poetiſchen Verſuchen aus den Kreiſen fachwiſſenſchaftlicher Gelehrter, die gelegentlich zu uns dringen, nachgerade mit einem gewiſſen Mißtrauen zu begegnen, denn nur allzuoft haben uns derartige, mit nicht geringem Anſpruch auftretende Gaben breitſpurigen Dilettantismus verſtimmt. An dieſen anſpruchsloſen, formſchönen Liedern und geſchmackvollen Gedichten, aus denen eine großherzige vaterländiſche Geſinnung zu unſerer Seele ſpricht, und an der Reinheit und Ehrlichkeit dieſes deutſchen Empfindens wird ſich jedes Mannes Herz erfreuen können. In dem dramatiſchen Gedicht „Die Heimkehr des Odyſſeus" aber offenbart ſich eine Geſchloſſenheit der Form, eine edle Sprachmacht, die von einem wahrhaft künſtleriſchen Gefühl zeugt. Wir möchten beſonders die Leiter unſerer höheren Schulen auf die ſchönheitsvolle Dichtung aufmerkſam machen, die ſich zur Vorführung bei Schulfeierlichkeiten wie wenige eignet. Die das Bändchen abſchließende dramatiſche Epiſode aus den erſten Burenkämpfen: „Boomplaats", ein ergreifendes kleines Drama mit lebensvoll gezeichneten Charakterfiguren, Volkstypen, die der Dichter aus eigner Anſchauung kennen lernte, hat ſeine Bühnenwirkung bereits mehrfach bewieſen und kann in dieſen unſern Tagen auch den Leitern unſerer größeren Bühnen ſchon ihres aktuellen Stoffes wegen als Erfolg verſprechend zur Aufführung dringend empfohlen werden. Julius Lohmeyer.

Neuerſchienene Bücher für die Bücherſchau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einſenden zu wollen. Beſprechungen behält ſich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbeſondere das der Ueberſetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.



Einzelheft
30 Pfge.

Abonnement:
3 Mk. 25 Pfg.

Aufgabe der Zeitschrift ist die Verbreitung der Kenntnisse über unsere und fremde · Armeen · · · Marinen · · · Kolonieen · Länderkunde und überseeische Interessen, ferner Wasser-, Reit- und Jagdsport usw.

Reich illustrierte Aufsätze * Probehefte kostenfrei * Skizzen, Novellen, Romane

Boll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Deutsche
Schreibtische

100 Sorten
in jeder
Preislage
von 15 bis
500 Mk

eigenartig
zweckmässig
unübertroffen

Marke
Stolzenberg.

Fabrik
Stolzenberg

Berlin W. 8
Charlotten-
Strasse 23.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang. Mai 1902. Heft

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Maiheftes. Heft 8.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

	Seite
Leitspruch von Heinrich von Treitschke	161
Bernhardine Schulze-Smidt: „Im hinteren Thal". Eine Geschichte von der Treue (Fortsetzung)	161
Otto March: Der neue Stil	186
Frida Schanz: Scherzo, Trio	194
Alfred Kirchhoff: Südbrasilien und die deutsche Auswanderung	194
Richard Weltbrecht: Die Poesie, die Jugend und das Volk	205
Julius Lohmeyer: Erdengang	212
Philipp Zorn: Das Recht der Kolonieen. II.	213
Karl Dove: Die eisernen Mauern	223
Adolf Stern: Hadrian in Tivoli	224
Otto Siebert: Der gegenwärtige Stand der deutschen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Rudolf Euckens	225
Fritz Lienhard: Im ewgen Lichtreich	233
A. von Boguslawski: Die Kriege Friedrichs des Großen	234
Wilhelm Dibelius: Die Lage des Deutschtums in den Vereinigten Staaten	239
Johannes Trojan: Glockenklang	249
Lutz Korodi: Die Deutsch-Ungarn in ihrem Verhältnis zu Reichsdeutschen und Magyaren	250
Citate aus Gustav Frenssen: „Jörn Uhl"	255, 274, 309
Wilhelm Rohmeder: Nationale Selbstachtung. „Was unserm Volke not ist."	256
Hans Schliepmann: Autoritäten. „Was unserm Volke not ist."	258
Georg Wislicenus: Neuere deutsche Marinelitteratur. II.	260
Karl Dove: Unter dem Aequator	265
Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	266
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik. VIII.	275
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	282
Sprüche von Daniel	291
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande	292
Fritz Lienhard: Offenen Kampf!	300
Carl Busse: Litterarische Monatsberichte. VIII.	301
Leopold Schmidt: Musikalische Rundschau VI.	310
Eduard Paulus: Frühlingsahnung	315
Bücherschau von H. Mutheius, Richard Weltbrecht, Hermann Oncken, Martinus	316

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—
Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Erschreckend schnell schwindet dem neuen Geschlechte das, was Goethe den letzten Zweck aller sittlichen Bildung nannte: die Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor Gott, die Ehrfurcht vor den Schranken, welche die Natur den beiden Geschlechtern und der Bau der menschlichen Gesellschaft den Begierden gesetzt hat.

von Treitschke.

„Im finsteren Thal".

Eine Geschichte von der Treue.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Glühender Sonnenbrand. Sie fühlte ihn und sah die rote Kugel im fahlen Dunste des afrikanischen Himmels hängen. In der Treibhausschwüle der fade Gestank faulender Wassermelonen. Die waren, seitab von den Zelten, zu Haufen geschichtet. Die Zelte erfüllt von Aechzen und Stöhnen. Elendsgestalten, schwarz und braun, nackt und bloß, lagen in langen Reihen auf dem geborstenen Erdboden und regten und wanden sich in Krämpfen. Andre hatte der gütige Tod schon gestreckt. Die Missionare und irischen Nonnen bedeckten die starren Leiber, und dann wurden sie fortgeschafft in die ungeheure Grube, weit hinaus, da, wo die Küste wüst war. Der Boden hob sich zu mißfarbenen Krusten, von bitteren Wasserfäden durchsickert, und nichts wuchs aus ihm hervor als Dorn und Salzkraut und im zähen Schlamm ein dichter Schora-Wald, dessen Blätter der ewige Salzdunst bereifte. „Bir-Abbad" wurde der Strich genannt, und die Karawanenstraße aus der Nubischen Wüste zum Roten Meer durchschnitt ihn. Am Weg hin weißgraue Ruinen und verstreute Schokaben: die Reisighütten der Nomaden. Dazwischen modernde Tierkadaver; auf denen sammelten sich die Aasgeier mit gesträubtem Gefieder und heiserem Schrei. Auch um die ungeheure Grube kreisten sie. —

So war das Bild gewesen zur Zeit der „großen Krankheit". Einen anderen Namen für die Seuche kannte das Kind nicht, das an seiner Mutter Hand, weißgekleidet und furchtlos wie ein freundliches Engelchen, durch die Zelte ging und den Stöhnenden und Sterbenden Blumen und Erquickungen brachte. Die Mutter wollte es so. Hinter dem Kinde schritt ein brauner Knabe mit feurigen Augen, den feinen Kansu blau gegürtet. Er setzte seine nackten Sohlen in die Abdrücke der weißen Lederschuhchen des Kindes und trug ihm den flachen Korb nach, ge-

füllt mit Blumen und Geléeschalen und den silbernen Zweigen der Fieberweide. Das Kind schaute sich oftmals nach ihm um, und, wenn die Krämpfe eins der lebenden Gerippe am Boden schüttelten, dann griff das weiße Händchen rücklings nach der schwarzbraunen Knabenhand. — An des Knaben Knie gedrängt weinte das Kind auch seinen ersten, stürmischen Schmerz um den Tod der Mutter aus. — Die Mutter hatte ihr Erbarmen mit dem Leben bezahlt und ins Grab hinaus nach Bir-Abbad gemußt, ohne Gnade, wie die anderen Toten. — — Das Bild des Vaters war unsicher — schwankend — bald so, bald so. Er hatte ein herrisches Gesicht gehabt und sein Töchterchen verzärtelt. — — — — — — — — — — — Alles vergangen und versunken; nichts geblieben, als die Erinnerung an zwei Gräber. Das eine, das der Mutter, im kruſtigen Erdreich, einen Steinwurf weit von der ungeheuren Grube vor dem Schora-Walde von Bir-Abbad, das andere in der Tiefe des Mittelmeeres — unfindbar.

O Gott, an das konnte sie niemals ohne Grauen denken. In dem lag viel mehr begraben als ein toter Menschenleib, den ihre kindliche Seele einst inbrünstig geliebt und dann voll Furcht und Qual, bis zum letzten Ende. Ihr bestes Teil, Gottvertrauen, Menschenvertrauen, Glückshoffnung, das lag mit ihm da drunten. Was jetzt noch von ihr sein Erdendasein fristete, war nur Halbheit und Lauheit. Bittrer denn je empfand sie's in dieser Stunde. Nicht einmal mehr der Gedanke an ein Jenseits half ihr das Dasein tragen. Sie wünschte sich kein Jenseits; nur das Nichts. — Ein Leben war genug und zu viel.

Sie sprang auf, deckte ihr Gesicht mit den Händen, preßte es gegen die Wand und zitterte wie Espenlaub. Als sie sich beruhigt hatte und den Blick ins Zimmer zurückwendete fiel er auf den schief hängenden Oeldruck über Malchens Bett: Christus mit erhobener Hand vor dem Abendmahlskelche sitzend. Da ging ihr ein Stich durchs Herz. Sie dachte daran, daß Jener dort vor bald zwei Jahrtausenden auch an den bittren Wassern gewandelt und in der Wüste vom Bösen versucht worden war wie sie, und daß er tausendmal inbrünstiger geliebt und schwerer gelitten hatte als sie. In Kinderzeiten war er ihr Freund und Heiland gewesen, und jetzt — — —?

Vor vier Jahren hatte sie ihre Bibel an Jetty Latour geschenkt, die kleine Kollegin, die damals krank wurde und an der galoppierenden Schwindsucht starb. Jetzt bereute sie's nachträglich. Sie hätte sich in dieser Nacht voller Gedanken an Mutter und Vater gern das Kapitel gesucht, dessen erster Vers lautet: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." So stark war ihr plötzliches Verlangen danach, daß sie Malchens unordentliche Schubfächer zu durchstöbern begann, weil sie Malchen einmal beim Lesen im Neuen Testament ertappt hatte, vor acht Tagen ohne ersichtlichen Grund. In der untersten Kommodenlade, hinter den Gummischuhen und der Zuckerdüte fand sie das schwarze Büchelchen in einer leichtfertig dekorierten Bonbonschachtel versteckt. Es war eins von der aller-

billigsten Sorte, wie die Bibelgesellschaften sie verteilen lassen, und zwischen den zerlesenen Blättern viele Oblatenbilderchen und geflochtene Papierkreuzchen. Auf de Titelseite hatte eine Kinderhand geschrieben: „Elschen Witt für Mutti" — Darunter, in Malchens Schrift, das Datum des Sterbetages mit einem Kreuze daneben.

Heute vor acht Tagen. — Hanna verstand. Ehrfürchtig nahm sie das kleine Buch, setzte sich damit zur Lampe, Malchen den Rücken kehrend, und blätterte und weinte. — Sie beneidete Elschen Witt. —

Die ganze Bergpredigt las sie, und ihre Thränen wollten sich nicht stillen lassen.

Darauf trug sie das kleine Buch an seinen Platz zurück und nahm ihren Stuhl neben Malchens Bett wieder ein. Die Hände im Schoß verschlungen, die Augen geschlossen, blieb sie regungslos. Tapfer wollte sie versuchen, in Gedanken ihr Rautendelein zu memorieren, allein das Gebet des Herrn verdrängte den ganzen Spuk und die dichterische Uebersinnlichkeit. Klar und fest wie sieben kristallene Säulen reihten sich die sieben Bitten aneinander, und der königliche Schluß war das Tempeldach über ihnen. Davor kniete die bange Seele, die so lange pfadlos umhergeirrt war, hob flehende Hände auf und rang nach Worten, bis sie sich selbst bekennen durfte, daß sie noch beten konnte.

So sehr erschütterte sie dies Neubewußtsein in ihr, daß sie mit einem Schreckenslaute auffuhr, als drunten im Hofe der Haushahn krähte und gleichzeitig Malchen ihre Hand packte:

„Schrenkchen! Schrenkchen! Herrgott, Kind — — sind Sie das?"

„— — Ich — ich —? hier bin ich — — ja —!"

„Gott! Sie Seele von Mensch! — Nee wirklich — so was — —!"

„— verzeihen Sie, Malchen — —;" völlig verwirrt war sie.

Das Stübchen dunkel; die Lampe aus Oelmangel erloschen. Das erste Morgengrauen schimmerte gelblich herein; der Wind strich eiskalt durchs offene Fenster und blähte die zusammengesteckten Siebgardinen auf.

„Ich muß wahrhaftig geschlafen haben; wie unrecht von mir," dachte Hanna, holte ihre eigene Lampe herüber und beruhigte ihre Pflegebefohlene. Gottlob, kaum mehr Hitze, und die Schmerzen anscheinend erträglich in diesem Zustande halber Benommenheit: der Nachwirkung des Schlafpulvers.

„Schrenkchen — thun Sie mir'n Gefallen — stoppen Sie mir'n paar Strümpfe heil, da aus'n Korb — kommuner Gitterstoppen", sagte Malchen, als sie endlich anfing aufzuwachen, und streckte die Hand nach ihrer Wärterin aus. „Sie sind 'n gutes Tierchen; mir is, als hätt' ich mein Elseken noch. Ja, was meinen Sie? Ich hab' auch mal'n Dochterchen gehabt — selber geboren. Is wahr, Schrenkchen!" — — Dann nach einer langen Pause: „Sie, Schrenkchen: sein Sie so gut und geben mir aus'n untersten Schubfach die Bombonjère 'rüber.

Nachher, wenn Sie weg sind und mir wird's zu dumm, möcht' ich'n bisken knuppern".

Hanna legte den Wollstrumpf mit dem Loch über die halbe Sohle beiseite und holte die leichtfertig dekorierte Schachtel nochmals aus der Kommode. Sie wurde feuerrot, als sie damit zu Malchen trat, und sprechen konnte sie nicht. Aber sie bückte sich, küßte die fleischige Wange der Theatermutter, und dachte an keinen Ekel und keine Gewöhnlichkeit dabei.

„Sehn Sie, nu 'haben Sie über Nacht 'ne neue Rolle gelernt, mein Dochterchen, und das Kostüm is nich unerschwinglich", meinte Malchen, allein das Sprechen fiel ihr noch schwer. Sie schob sich die Schachtel unters Kissen, drehte sich gegen die Wand und schlief wieder ein. — Hanna blieb im Stübchen und stopfte an den hoffnungslos zerrissenen Strümpfen, bis es drunten im Gange laut ward und die Schelle des Kramladens zum erstenmal anschlug. Nun kam's treppauf und pochte, und sie ging und nahm dem Apothekerjungen das Paket ab. Ohne aufs Trinkgeld zu warten sprang er wieder hinunter.

Hanna wickelte aus. Eine Flasche Tokaier, ein Glas Fleischextrakt, eine Büchse kondensierte Milch. Sie stand vor den Schätzen, und die Thränen fingen ihr an zu rinnen vor Ueberraschung und Uebermüdung.

„So helfen können! — — Gott! so eine Nacht — — diese Nacht in meinem Leben — —!"

* * *

Um halb acht kam der Theaterbursche, brachte eine derbkomische Rolle für Malchen und nahm die Nachricht von ihrer Verhinderung für heute Abend zurück. Um halb neun erschien er wieder und sagte für Fräulein Schrenk Probe auf Punkt elf an. Es müsse „Kurmärker und Picarde" gespielt werden und hinterher „Sie hat ihr Herz entdeckt". In beiden Stücken fühle sich Herr Waldau unsicher ohne Probe. —

* * *

Hanna konnte sich garnicht ermuntern, als Malchen sie, nach einer Stunde Sofaschlaf, anrief: „Dreiviertel elf! Sie müssen weg, Schrenkchen!"

Also schlich sie zur Probe auf müden Füßen; Kopf und Magen leer und in der Tasche zwei fettige Rollenhefte.

In seliger Zufriedenheit blieb Malchen allein. Sie hatte sich die Frange frisch gebrannt und die Morgenjacke aus rosa Baumwollatlas mit crêmefarbenem Spitzenjabot übergezogen, in der sie ihre Baroninnen und Kommerzienrätinnen der eleganten Lustspiele darstellte. Seitwärts auf dem weißgedeckten Tischchen standen die Liebesgaben aus der Apotheke in Reih und Glied. Der Temperaturzettel mit Hannas Vermerk: „37,8" lag unter des Doktors Thermometer, und die bunte Schachtel, die „Elsekens" schwarzes Büchelchen barg, hielt sie vor sich auf

der Bettdecke. So fand sie ihren Zustand einfach himmlisch und freute sich, daß sie's gut hatte wie eine Königin-Mutter.

Doktor de Vries war längst dagewesen, als Hanna heimkehrte. Morgen durfte Malchen aufstehen: „und Sie genehmigen sich stantepeh 'n Fingerhutvoll aus meiner Weinflasche, Schrenkchen. Er hat das verordiniert; dalli, mein' Dochter!"

* * *

Die Abschiedsvorstellung der Nubier mußte um zwei Tage hinausgeschoben werden; „wegen dringender Reparaturen am Bestand" besagten die blauen Anschlagzettel etwas nebelhaft. Hanna jedoch traf Monniam-gse auf dem Buttermarkt herumlungernd und hörte, daß Alimins Erkrankung der wahre Grund sei. Ein Medizinmann brauche nicht zu kommen; Bana Bollan habe weiße Pulver und braune Pulver — viele, viele, viele! —

Dazu regnete es seit Nachmittag heftig und stetig, und die Welt stand Grau in Grau. Ihren armen Freund zu sehen gelang Hanna nicht. „Bana Djekta", wie die Schwarzen ihren Befehlshaber nannten, kam ihr auch nicht mehr als Galanthomme, sondern als Grobian. —

VII.

Doktor de Vries trabte eilig, unter den tropfenden Baumästen des Gartens, dem Hause zu und ins Eßzimmer zu ebener Erde, wo er seine Frau wußte. Das Koupé fuhr schon vor der Hausthür auf und ab. Er hatte sich in der Klinik mit seinem Vertreter auseinandergesetzt und verspätet. Nun mußten Besuche abgefahren werden und zwei Konsultationen, von denen Neuanmeldungen für seine Klinik abhingen. Seiner jungen Jahre ungeachtet gehörte er schon zu den beliebtesten Aerzten in Stadt und Landbezirk. — Nur geschwind zu Marion hineingeschaut und schleunigst Ade.

Im Eßzimmer, das von altem Porzellan und neuem Silber glänzte, fand er seine Mutter bei Marion am abgeräumten Frühstückstisch sitzen. Die Senatorin groß und stattlich im Sammetmantel und pflaumenblauen Ripskleide, Marion zierlich wie ein Püppchen.

Sie hatten ein mächtiges, neues Kontobuch zwischen sich. Die Senatorin erklärte ihrer kleinen Schwiegertochter das umständliche Schema der täglichen Haushaltseintragungen, so wie sie es bereits von ihrer Mutter überkommen hatte.

Marion hörte, als Gerd eintrat, sehr aufmerksam zu, allein ihr schönes Gesichtchen, das wie ein weiches Pastellbild im Rahmen der krausen Scheitel stand, trug einen so bänglichen Ausdruck, daß ihr ernster junger Gatte es doch lachend gegen sich drücken und streicheln mußte:

„Kleine Maus! Hast Du Schelte gekriegt?"

„Nein, Gerd —; Mama sieht nur mit fürchterlichem Kummer, was für eine dumme Frau Du Dir ausgesucht hast."

Nachher, wenn ... kn... Bernhardine Schulze-Smidt, Im stillen Thal.

... sitzen, Mama? Im Kopf oder in den Fingern?"

„Ach, wirklich? Wo hat sie denn ihre Dummheit sitzen, mein Kind. Sie soll sich bloß gleich in meine Anschreiberei einarbeiten. Schlurige Buchführung macht den besten Kram zu schanden. Thut mir leid, daß Aleida mich gerade jetzt auf sechs bis acht Wochen nötig hat, aber der kleine Gottessegen läßt sich nicht aufhalten nach unserm Belieben. Das werdet ihr wohl auch noch mal spüren, helf' Gott."

„Verzeihung, Mama —" (Gerd sah nach der Uhr) „— ich bin nämlich eilig. Wann reist ihr?"

„Morgen früh, Glocke sechs. Dann können wir zu Tisch in Duveleer sein. Onno holt uns mit dem Jagdwagen bei der Halteſtelle."

„— Papa geht doch diesen Abend mit uns zu den Nubiern?"

„Nein. Wenn er Großmutter unters Zelt zu den Schwarzen geführt hat, eh die Vorstellung angeht, bleibt er zu Haus, und wir legen uns zu guter Zeit aufs Ohr. Aleida will gern, daß wir alle Vier Sonntag das heilige Abendmahl in ihrer Kirche nehmen. Zu seiner Sitzung ist Vater wieder hier. Großmutter hat sich nun mal auf die Schwarzen versteift."

„Mamachen — es wäre so wonnig, wenn Du und Papachen heute Abend dabei wärt — thut es doch, bitte," sagte Marion. „Ich freue mich so sehr darauf. Nubier habe ich noch nie gesehen, und einer ist Prinz, denk doch!"

„Glaub' ich nicht."

„Findest Du's denn Sünde, Mamachen?"

„Wie soll ich rechtsprechen, Kind? Wir kriegen unsre Seelen von Gott anvertraut; jeder sehe zu, daß er seine behütet. — Mich interessieren schwarze Antichristen bloß in den Missionsblättern, wenn sie sich zu unserm Herrn Jesu bekehrt haben, aber ich will es nicht streiten, daß der Geschmack verschieden ist. Großmutter versteht euren Geschmack besser als ich. — Du mußt wohl an Deine Arbeit, Gerdje?"

Der Doktor nickte, steckte sein Zweitfrühstück für die Wagentasche bei und griff nach dem Tageblatt; aber Marion bettelte:

„Laß' mir die Beilage, — die Kritik, weißt Du, Schatz."

„Er schob ihr's zu, küßte sie, trug seiner Mutter Grüße für die Geschwister in Duveleer auf und strebte eilends von dannen.

Marion lief, da ihre Schwiegermutter noch sitzen blieb, in den anstoßenden Salon und kam mit einem dünnen, prunkvoll gebundenen Goldschnittbuche zurück.

„Siehst Du, Mamachen; wir sind bei uns zu Haus auch ordentliche Leute," sagte sie eifrig und legte ihren Arm zutraulich um die große, steife Frauengestalt. „Dies reizende Buch haben mir meine Kränzchenfreundinnen gleich zur Verlobung geschenkt. Ist es nicht wonnig hübsch? Alles, was man im Haushalt

braucht, steht schon fertig vorgedruckt für jeden Monat: Brot — Kuchen — Milch — Eier — — alles und jedes."

Die Senatorin nahm ihre offenen Hutbänder zusammen und band sich die große Schleife unterm Kinn, zum Zeichen, daß sie aufbrechen wollte.

„Das Buch paßt nicht an unsre Wasserkante", entschied sie. „Hier mußt Du auf vier Dinge den meisten Platz zum Anschreiben rechnen. Auf Fisch und Thee und Kandis und grüne Seife. Ohne die ist hierorts gar kein Auskommen. Nimm mein Buch, wenn Du klug werden willst, und das von Deinen Kameradinnen kannst Du auf Deinen besten Tisch zwischen die Albums legen."

Um Marions Lippen huschte ein Lächeln: „Glückliche Reise, meine liebe Mama", und sie empfing ihren Kuß auf die Stirn und das mütterliche Abschiedswort:

„Geht ja alle Tage zu Grootje, und Gott bleibe bei euch."

Vom Fenster aus sah Marion ihr nach, wie sie, trotz der hochgehobenen Röcke des Regenschmutzes halber, in ihrer ganzen Stattlichkeit zur anderen Straßenseite hinüberfegelte, um die Ecke bog und verschwand. — Sie seufzte und rieb sich mit zwei Fingern über Stirn und Brauen. Zuweilen saß da hinter den Augen, wo die Seele wohnen sollte, noch das Heimweh nach dem eignen fernen Mutterchen und der Geschwisterschar und that, als müßte es das liebe, schöne Glück hinwegquälen. — Unsinn; — eine Doktorsfrau durfte keine selbstsüchtigen Gefühle großziehen. „Du mußt jetzt mein halbes Herz und meine linke Hand sein —" wie innig hatte ihr Geliebter ihr das gesagt, beim ersten Frühstück im eigenen Heim. Gerd, der fast nie gefühlvolle Dinge sagte.

O, sie verstand wohl, was Gerd meinte. „Sein" nicht erst „werden" sollte sie, was er von ihr verlangte. „Du mußt jetzt —" also gleich anfangen. Er war die rechte, die Helfershand, und sie die linke, die garnicht zu wissen braucht, was die rechte austeilt, sondern von selbst ihre Pflicht thut. — In der Stille Gutes wirken nach Gerds Beispiel und in seinem Sinne; lindern, weil sie nicht heilen kann, anhören, trösten und schweigen, bis er nach ihrer bescheidenen Meinung fragt — oder verschweigen, wo es nötig ist.

Das war eine ernsthafte Aufgabe, aber mit zwanzig Jahren spielt man nicht mehr, und ein Herz voll Liebe lernt leicht. Und Mama hatte sie auch schon ein bißchen gern: „Gott bleibe bei euch" — wie lieb sie das zum Abschied gesagt hatte. Dafür nahm mans mit Lachen hin, daß sie ihr stilvolles Kränzchenbuch zu den altmodischen Albums auf den besten Tisch verstoßen hatte. — Halt! Respekt vor Gerds Heiligtümern mit den Familienbildern und Studententypen.

Marion lachte wirklich und trieb das Heimweh aus. So eine unmenschlich glückliche Frau Doktor von sechs Wochen wie sie! — Aber eine neumodische, junge Dame war sie trotzdem doch.

Deswegen — (ohne Unbescheidenheit) — verstand sie sich auch etwas besser

als Gerd auf Theaterkritiken, und über den vorgestrigen Theaterabend in Herwigs Saal erlaubte sie sich gleichfalls ihre eigene Meinung. Sie setzte sich ans Fenster und las die Rezension noch einmal. —

„— Herr Waldau ist entschieden ein vielverheißendes Talent — (‚solch einen Puppenstubenvater mit Perlenaugen und Knospenmund kann man doch nicht einmal zum Schein lieben — pfui!') ‚— was jedoch Fräulein Schrenk anbelangt, so war sie zwar Pikarde, aber nichts weniger als pikant, und das Herz, das sie entdecken sollte, haben wir, beim besten Willen, nicht in ihrem nachlässigen, verblasenen Spiele entdecken können" — — ‚verblasenes Spiel, was heißt das? — und sie sah so reizend aus, und so fein und zurückhaltend war sie gegen den greulichen Puppenstubenvater — armes Fräulein Schrenk: ich möchte wissen, ob das Theaterspielen ihr Vergnügen macht? — Gehässig ist die Kritik — grausam! — Ich wollte, daß ich Fräulein Schrenk etwas Freundliches anthun könnte; ja, nun gerade!'

Den letzten Satz sagte sie laut, setzte ihre kleine Faust energisch auf das Beiblatt, riß es in viele Fetzchen und warf dieselben, als erstes Opfer, in ihren neuen Papierkorb.

Nachträglich erschrak sie, weil Gerd das Blatt noch nicht gelesen hatte, und das Hausmädchen mußte, von der Arbeit weg, rasch drei Straßen weiter in die Druckerei laufen und die heutige Nummer noch einmal erstehen.

Uebrigens: — Gerd konnte ruhig sein Einschüchterungsgesicht ziehen und der strengen Mama zum Verwechseln ähnlich sehen; — das schadete nichts. „Irgendwie muß und will ich meiner herzigen Pikarde einen Spaß machen. Das fällt auch in die Linkshandpraxis, mein liebster Schatz! — Ich bespreche es mit Großmamachen."

Sprach's, klingelte nach Hut, Jäckchen und Handschuhen und lief, leichtfüßig wie ein Schulbackfisch, über die Brücke zum Kai hinunter.

VIII.

„Brr—rrr!" Der Direktor schüttelte sich wohlig, kippte sein Glas, damit kein Tropfen Genever verloren ginge, wischte sich über die grobe Schnurrbartbürste und zog sich den grüngestrickten Shawl fester um die Kehle. Ehe er zu Wort kam, hustete und spukte er. Die ganze Gesellschaft erkältet: dieser verfluchte Seenebel!

„Also: was is los mit'n Alimin, Bollmann?"

„Der Ahlemihn sagt, daß 'r unmeeglich mitmachen kann."

„Wah tschapkyn! So'n Hundsfott! Er muß! Nochmal verschieben? Jâ Rabb — das geht nicht mehr. Gieb ihm zehn Droppen —: na, von was denn? An Opium und Chinin glaubt er nicht mehr, der elende Hund. Was haben wir denn außer Opium und Chinin?"

„Kamillenthee und Baldrjahn, Herr Direkter.“

„Ejl dir! Gieb ihm Baldrian.“

„— aber er sieht wirklich schauderhaft aus, Herr Direkter; es is wirklich unmeeglich. Wenn wir nu statts ihm Abu-tureg als Neuen 'rausstellten? Der hat ja immer in' Hintergrund gehockt, und scheene is 'r auch. Mit'n rotbunten Turband — —?“

„Bismillah! Das ist so dumm, wie Du selber. Ohne Alimin wird nischt gemacht. Das fehlte noch, daß sie den letzten Abend trampeln und fordern ihr Entree wieder.“

„Ja, was soll ich denn bloß mit'n Ahlemihn angeben, Herr Direkter? Er hat nämlich gar keine richt'je Hautfarbe mehr und klappert — —“.

„Thut mir leid; lass' 'n klappern. Wenn 'r keine Farbe hat, wird 'r auf neu eingefettet. Am ganzen Leibe, auch wo der Kansu deckt, hörste? Am Ende gieb 'n den Baldrian lieber in Schnaps: warte. —“

Er verschwand linksherum in ein verschließbares Gelaß. Seine Vorratskammer und Garderobe, vollgepfropft mit Waffen, Gewandtröbel und barbarischem Schmuck; Eßbarem auf Tellerscherben und Trinkbarem in Flaschen. Kostümbilder mit Reißzwecken gegen die rohen Latten geheftet; Schmutz, wohin man blickte. Nur die Waffen tadellos gepflegt: blitzender Stahl, schillernde Intarsien, hartes Holz, blank vom Gebrauch, und die Nabelschilder mit den Fellen der Antilope und Giraffe überzogen.

Nachdem er Licht gemacht, rief er Bollmann zu sich, händigte ihm das überlaufende Schnapsglas für Alimin ein und jagte ihn damit hinaus: „Herrgott, es schlägt sechs! — Uscht! — vorwärts; haide, haide!“

Darauf begann er mit Hast sich aus dem ungeleckten Europäer in eine Art Wüstenscheck zu verwandeln, einen, der dem dummen Publikum großen Eindruck machte, mit türkisch-arabischen Brocken um sich warf und von seiner Nubierbande ebenso belächelt wie gefürchtet ward.

* * *

Im Schlafraum der Nubier, zur rechten, Schmutz in verstärktem Maße. Die eigentümlichen Ausdünstungen der dunklen Rasse beschwerten die eingeschlossene Luft. Die Petroleumflamme hatte ihren Cylinder schwarz angerußt und blakte; der Zugwind strich durch die Fugen der Bretterwände. Der Fußboden feucht; da und dort standen Regenpfützen, denn das Dach war eben so undicht wie die Wände. Gestern hatte der Schutzmann revidiert, und glücklicherweise war die Heizvorrichtung gerade kalt gewesen und nicht bemängelt worden. Jetzt strahlte sie ein malerisches, rotes Glühlicht aus. Sie war ein türkischer Feuerkorb, ein Mangal; die glimmenden Kohlen schimmerten durch die feinen Arabesken seines Gitterwerks und überluden die schwache Wärme mit ungesunden

Gasen. Dazu trugen die Nubier ihre Antilopenhörnchen, mit Gewürznelken und Krokodilsbisam gefüllt, nebst den Amulettbeuteln um Hals oder Oberarm geschlungen, — es gab ein betäubendes Gemisch von Gerüchen. —

Alimin kauerte teilnahmlos im roten Lichtinselchen vor dem Mangal. Als Bollmann ihm das Glas an die Lippen hielt, zog er das Gebräu von Fusel und Baldrian schlürfend in die Kehle, ohne seines Korans zu gedenken. Darüber war er hinweg. Seine Zähne schlugen krampfhaft gegen den Glasrand, und er preßte die lange Hand gegen seine Rippen, die unter dem Kansu hastig auf und nieder flogen. Seine sammetige Haut war rauh und spröde geworden, und das Blauweiß um die rollenden Augenbälle mißfarbig. Nachdem er den Schnaps getrunken, glitt er ganz auf den feuchten Boden nieder, versuchte sich zu strecken und kroch sofort wieder zitternd und winselnd zusammen:

„Bana Bollan — — kann nich Alimin — jâ Rabb —! ô bana — kann nich!"

„Das hilft Dich nischt, daß Du nich kannst," sagte Bollmann und ließ die Unterlippe vor Mitleid hängen. „Gucke: heut is die letzte Vorstellung für sechs Tage: die darfste den Direkter nich schmeißen. Morgen kannste ausspannen. Verstehste, mein alter Kerl?"

Er half dem Aermsten auf, indem er ihm den Kopf mit der Hand stützte und ihn am Arm zog. Eine schmale, rote Binde nahm Alimins fettsteife Haarflügel von den Schläfen zurück, und über jedem Ohr klirrten drei Münzen aneinander. „Na, so komm — so is recht", ermahnte Bollmann. „Wie siehst 'enn aus? Mordsschlecht, weiß der Deibel! Geh her, Moniam-gse; schmier'n mit Fette ein, da, aus'n Talighafen, daß 'r hibsch blank wird."

„ô bana! — — Nich Talli-Fetti, Alimin! Allach! Allach! ô —!"

Er keuchte zwischen den schwachen Gurgelworten; seine Augen schwammen in Wasser. Was nützte das? Er mußte. Die Kameraden umschnatterten ihn und zankten schon wild darob, wer von ihnen seine glänzende Rolle in der Fantasia spielen dürfte, falls er stürbe. — Moniam-gse hockte neben ihm und fettete ihm den schlotternden Leib mit kundiger Hand ein. Wie Milch zerrann der harte Talg unter den hurtig reibenden Fingern, als er die brennendheißen Flanken berührte.

Ein paarmal wälzte Alimin sich unter fauchenden Jammerlauten am Boden und suchte den reibenden Fingern zu entrinnen. Schließlich ergab er sich und stellte sich mühsam auf die Füße:

„Mehr Nappi-Nappi — mehr, mehr, bana — —".

Bollmann lief und holte in seiner Angst um die Vorstellung eine volle Flasche Schnaps. Er stahl sie seinem Herrn von hinten herum durch einen Schlitz in der Leinwand, und Alimin trank das fließende Feuer in sich hinein

wie rinnendes Wasser. — Sein Blut schlug gegen die Adern; heiße Nebel wallten in ihm auf, und ihm ward besser.

Nun stand er aufrecht unter dem Wandlämpchen, fettglänzend, mit wilden Augen und ließ sich das Manteltuch mit der Spange zusammenfassen. Dann spießte Bollmann ihm, zum Stachel, noch ein Dutzend Pfauenfedern strahlenförmig durch den Haarschopf. Gleich der Kazikenkrone auf den Bildern kindlicher Indianerbücher umgaben sie sein schönes Bronzegesicht. Schwert und Wurfmesser hingen ihm an kurzen Riemen von der Schulter nieder; Lanze und Nabelschild zur Fantasia lehnten neben ihm. Die Uebrigen, auch im Putz, hockten und lagen in malerischen Gruppen um die flachen Holzschüsseln mit Brei und Fleisch: — billiges Roßfleisch. Sie hüstelten und schnauften, aber frohen Mutes waren sie dennoch, weil ihnen allen eine Schnapsration versprochen worden. Allah und die Götzen kannten die kalten Länder nicht, und deshalb verboten sie das Feuerwasser. — „Maschallach! wie das gut wärmte. —! — ô —!"

Es fehlte noch eine knappe, halbe Stunde bis zum Beginn der Vorstellung. Das Innere des Zirkus prangte schon in Gala. Der Direktor hatte sein dunkles Völkchen den ganzen Vormittag zum Helfen angestellt gehabt, und so waren allerlei lustige Bizarrerien zwischen die herrlichen, bunten Herbstblätter der Guirlanden geraten: Perlenschnürchen, Korallenstücke, Hühnerfedern und langbaumelnde Kauri-Muschelchen an roten Fäden. — Erst eine Gasflamme brannte und warf einen grellen Lichtfleck auf den frisch eingeharkten Seesand, der die Arena deckte. Die rohe Gaskrone, ein Reif mit Lichtöffnungen, war gleichfalls mit herbstlichen Zweigen umflochten und gab einen phantastischen Riesenschatten her.

Der Direktor stand am Schiebfenster bei der phlegmatischen Kassendame, berechnete die Liste der vorausbezahlten Plätze und rieb sich die Hände. Das wurde eine Schlußvorstellung, die goldene Eier legte, zumal im Theater kein Spieltag war. Alimin und Al-Haschim, der Berber, hatten je zwei Sperrsitzbillets zum Verschenken erhalten; die übrigen je eines für den zweiten und dritten Platz. Damit war die Claque trefflich organisiert:

„Wenn mir der Eselssohn, der Alimin, nur bis neun feste auf den Beinen bleibt; nachher pack' ich'n in' Wagen und voraus damit," dachte der menschenfreundliche Wüstenschech gerade; da machte ihm die Kassendame ein Zeichen gegen den Eingang hin. Verwundert stellte er sich in Positur. Die Musik draußen spielte ja noch nicht einmal; wer ließ sich's einfallen, jetzt schon zu kommen?

* * *

Der Senator hob den Vorhang, bückte sich darunter durch und führte seine Mutter am Arm herein. Mefrau hatte eine wattierte Nebelkappe über die Rüschenhaube gesetzt und trug einen schwarzen Atlasmantel an breiter Schulterpasse. In der Hand hielt sie einen langen, gehäkelten Geldbeutel mit lauter holländischen Gulden gefüllt.

„Guten Tag, lieber Herr," sagte der Senator und betrachtete sich den Wüstenschech mit humoristischem Ergötzen. „Wir bitten um zwei Billets für den ersten Platz; hier sind fünf Mark. Im übrigen wollen wir aber Ihren Zirkus in Frieden lassen: meine alte Mutter möchte nur gern Ihren schwarzen Leutchen hinter den Kulissen einen Besuch machen. Für die Vorstellung ist sie mit Neunundachtzig schon zu alt und für's Gedränge zu unbeholfen. Ich bin Senator de Vries."

„Bitte sehr — das ist mir allerseits eine hohe Ehre!" Der Direktor legte die Rechte auf Stirn und Magen als perfekter Muselmane: „Bitte sehr gänzlich einzutreten, Herr Senator und geehrteste Dame; auf die Billets haben Sie alle Rechte. Vielleicht zuerst eine Besichtigung der festlich dekorierten Arena, meine Herrschaften?"

„Danke. Mutter will nur die Schwarzen sehen. Halt! ja keine Vorbereitungen, bester Herr. So wie sie gehen und stehen, möchten wir sie haben. Nicht wahr, Mutter?"

„Vier davon kenne ch schon," agte Mefrau, während sie durch die Arena zum Schlafraum gingen. „Was macht der niedliche, kleine Mohr und der hübsche Prinz, der vor ein paar Tagen so schlecht zu wege war? Ist der wohl wieder in Schick, Mijnheer?"

„Gänzlich noch nicht, verehrteste Dame, aber absolut leistungsfähig, hamd'ul illah! (pardon: Gott sei Dank!) Alle Schwarzen sind 'ne Spur schlapp in Europa; da muß man mit der Forsche streng dagegen an arbeiten, und das thue ich, ohne mich zu berühmen. Diese Völker muß man kennen, gleichermaßen volkswissenschaftlich, um es so auszudrücken. Da sind wir; hier nur 'rein: chosch geldinis', wie der Türke statt ‚willkommen die Herrschaft' sagt."

Mefrau trat geblendet einen Schritt zurück, legte die Hand über ihre schwachsichtigen Augen und drückte sich an ihres Sohnes schützenden Arm. Ihre welken Wangen erröteten fein, als sie zu erkennen begann und die halbnackten Männer und Knaben sie umschwärmten, weil sie das Geld im Beutel witterten. Moniam-gse drängte sich vor und streichelte, unter knurrenden Kehltönen, das vielversprechende Ding mit den glitzernden Stahltroddelchen, das die ehrwürdige Bibi in Händen hielt. Auch Ngbara-fuk, der Alte, kam herzu. Er sah aus wie der heilige König aus Mohrenland an des Christkindes Krippe, im wallenden Mantel, schneeweiß, und dabei der Turban maigrün. Als er jedoch, freundlich grinsend und zähnefletschend, den schwarzen Affenarm vorstreckte, wich Mefrau abermals zurück:

„Gerrit, mein Jung', teil Du aus — sprich Du mit den Leuten."

Der Senator beugte sich lachend zu ihr nieder und nahm sie fest in den Arm. „Wie soll ich das wohl anfangen, Maatje? Ihre Sprache klingt noch ärger als die Hundesprache, und der Direktor hat sich stillkens aus dem Staube

gemacht. Komm, wir wollen ihnen bar Geld zeigen; die Gold- und Silbersprache ist in der ganzen Welt verständlich."

Das war ein lustiges Zugreifen und Hüpfen und schnatterndes Danken, als ein blanker Gulden in jede der dunklen Hände wanderte, und dann wollte Mefrau den kranken Prinzen sehen: „der hat diese letzten Tage alle meine Sorge gehabt. Heißt er nicht mit seinem Namen ‚Alwin'?"

„Wir können es damit versuchen," meinte der Senator, und so rief er, auf gut Glück, in die lebhafte Gesellschaft hinein: „Alwin!"

Die Wirkung war verblüffend. Im nu stob der Schwarm auseinander, trat in zwei Reihen, genau ausgerichtet, zur Rechten und zur Linken und machte so den Fremden eine schmale Gasse frei. Kaum ein Dutzend Schritte lang, aber wie malerisch! Der Mangal begrenzte sie. Schwarz stand sein Arabeskenmuster auf rotglühendem Grunde. Davor eine kauernde Gestalt, im Profil, regungslos, gleich einem Götzenbilde, und nach ihr zeigten alle die Hände unter den weißen Manteltüchern hervor:

„Alimin, ordâ!" — Dort!" —

Mefrau ging, im Schutz ihres Sohnes, auf den leuchtenden Gegenstand zu, der wie Abels Opferaltar aussah, und erkannte ihren kranken Prinzen. Taumelnd raffte er sich vom schlüpfrigen Boden auf, und sie betrachtete ihn voll stummer und scheuer Bewunderung. Dann fing sie an den Kopf zu wiegen, und ihr Staunen ward erschüttertes Mitleid; „Kind Gottes — Kind Gottes —!" — Da griff der Elende plötzlich nach ihrem Mantelzipfel, hob ihn zu seinem Gesichte auf und winselte hinein: — ein Ton war's, der Mefrau durchs Mark schauerte. —

Kaum vermochte sie an sich zu halten. Sie strich mit ihrer zitterigen Hand an der mageren Wange des Aermsten hin, legte drei Gulden in seine fiebernde Linke, und jetzt wollte sie fort; sie konnte es nicht mehr ansehen.

Es war auch höchste Zeit. Das Publikum drängte schon auf die Plattform, und dort spielte die Musik: Trompeten, Pauken und klirrende Becken. Afrikanische Instrumente gab's erst drinnen im Zirkus.

Bollmann wartete schon an der Hinterthür auf die Herrschaften und führte sie, außen am Zelt entlang, auf verbuschten und unbelebten Steigen zur Bleichenstraße zurück.

Mefrau hatte ihren Florschleier vors Gesicht gezogen und hing, langsam schleichend, an ihres Sohnes Arm. Sie weinte. Seit Jahr und Tag hatte sie nicht mehr so weinen müssen.

„Was bin ich traurig über den armen Prinzen," sagte sie leise. Wenn ich Ihn doch bloß Gerd ans Herz legen könnte! Aber morgen reist die Gesellschaft ja wohl ab? Hast Du das nicht auch so verstanden, Gerrit?"

„Ja, Mutter. Komm, mein lieb', alt' Maatje, beruhige Dich. Du hast hm eine schöne Summe geschenkt. Dafür kann er sich acht Tage pflegen."

„Geld! das ist kalter Trost; harter Trost. — Ach, mein Gerrit — was haben wir's gut. Lasset uns mitteilen: Almosen geben armet nicht!" —

IX.

Der Zuschauerraum füllte sich. Auf den Bretterbänken des zweiten und dritten Platzes puffte sich der Pöbel: viel kleines Volk, Matrosen, Handwerker und Dirnen. Die feinen Leute, mit der Nummer für einen roten Kattunsitz auf dem Billet, ließen den großen Strom erst abebben und kamen dann gemächlich. Einzeln, paarweise und in Gruppen.

Die drei ersten Sitzreihen waren noch leer. Die vorderste blieb es auch meistens, weil bei den Kämpfen und Tänzen der Nubier der Sand über die niedrige Umfassung spritzte, und das war unangenehm. Nur ein einzelner Mann saß dort, die Mütze neben sich, beide Ellbogen breit auf die Brüstung gepflanzt, Butterbrot und Klappmesser in Händen. Mit beiden Backen kaute er, und hatte sich blankgewaschen und in seinen schönsten Staat gesteckt. Er fühlte sich ganz als vollbürtiger „Herr", der brave Adde, und seine Bekanntschaften, droben auf dem Olymp, mochten ihn von seinetwegen angröhlen, soviel sie wollten. Er saß hier mit gutem Rechte durch prinzliche Gnade.

Plötzlich drehte er sich um, weil er hinter sich eine bekannte Stimme hörte. „Goddsblikks! die kleine Jüffer von Harmenswolde!"

„Gu'n Abend, Jüfferke: wie geht's Ihr? — Das dauert lange, eh' daß es losgeht, was? — Kann ich Ihr 'n Butterbrot anbieten?"

„Danke, nein — danke vielmals —"

Gentleman Adde warf den Kopf auf, drehte sich kurzweg um, pflanzte die Ellbogen wieder auf die Brüstung und beendete seinen Schmaus allein.

„Als wie ich — ich hätte 'n Butterbrot angenommen," sagte Malchen Witt neben Hanna. „Knuppern Sie wenigstens mit aus meine Düte, Schrenkchen: Blätterteig."

Hanna verneinte. Sie sah abgespannt und traurig aus. Sagen mochte sie es Malchen nicht, daß der „Alte" ihr heute Nachmittag mit Kündigung gedroht hatte. Malchen knisterte mit der fettigen Düte in ihrem Schoße und führte sich einen Kringel nach dem andern zu Gemüte.

„Knuppern Sie 'n Happen, Schrenkchen," mahnte sie, aber Hanna hörte nicht. Sie blickte gespannt auf den Vorhang, der jetzt den Hintergrund der leeren Arena samt den Eingängen zu des Direktors Kammer und dem Schlafraume der Schwarzen abschloß. Ihr angstgeschärftes Ohr unterschied von fern scheltende Stimmen, einen Peitschenschlag, — heulendes Wimmern. Alimin! — Kalt kroch's ihr über die Haut: sie mußte sich schütteln. — Auf dem dritten Platze

ward schon gejohlt und getrampelt; der erste füllte sich rasch. — Sie horchte und horchte.

* * *

„Darf ich vorbei, bitte?" fragte eine helle Stimme unmittelbar vor ihr. Das Rot schoß ihr ins Gesicht, und sie machte sich so gering wie möglich, damit Marion de Vries zu ihrem Sitze gelangen konnte. Der Doktor stand noch drüben mit dem Kollegen Klostermann; der redete heftig in ihn hinein.

Marion setzte sich neben Hanna und legte Programm und Opernglas einstweilen auf Gerds leeren Platz. Reizend war sie in ihrer frischen Eleganz und offenbaren Freude über die interessante Nachbarin. Nachdem sie Hannas bauschigen, goldblonden Scheitel und die schönbewimperten, dunklen Augen verstohlen von der Seite betrachtet und ihre Persönlichkeit zweifellos festgestellt hatte, versuchte sie es schlankweg mit einer halblauten Anrede:

„Sie sind doch Fräulein Schrenk von unserem Theater, nicht?"

„Ja, gnädige Frau. Haben Sie mich spielen sehen?"

„Jawohl — die Pikarde und den goldigen Backfisch —"

„Ach — — das!"

„Wissen Sie: seien Sie nur nicht unglücklich über so etwas Dummes wie eine Kleinstadtkritik. Mir haben Sie sehr, sehr gefallen."

„Damit stehen Sie vereinzelt da, gnädige Frau. Innigen Dank."

„Wenn es Sie nur ein bißchen getröstet hat, Fräulein Schrenk, Sie thun mir so leid."

„— ich kann nicht darüber sprechen, gnädige Frau; — ich bin unfähig —"

„— unfähig? — Werden Sie doch etwas andres!"

Hanna schwieg und sah vor sich hin. Sie wollte der Fremden nicht sagen, daß sie das Wort ‚unfähig' keineswegs auf ihren Beruf gemünzt habe.

„Sie wirft immer gleich das Gewehr im Graben, gnä' Fräulein," mischte sich Malchen ein, beugte sich vor und schlug dabei das unechte Krimmercape vorn auseinander, damit die Dame ihren neuen Foulardeinsatz im Kleide bemerkte. „Ich sag immer und immer, sie grünt noch durch — —"

„— Erlauben Sie!"

Doktor de Vries arbeitete sich an Malchen und Hanna vorüber und nickte seiner Frau zu, die sich möglichst schmal machte: „Dies ist wirklich die Parabel von dem Kamel und dem Nadelöhr. Die Eltern lassen noch grüßen, und in der Pause wünscht Kollege Klostermann Dir vorgestellt zu werden. Er sitzt schräg hinter uns. Nun, ist das Lokal nicht nett, Maus?"

Sie bejahte freudig und suchte verstohlen nach seiner Hand, um sie zärtlich zu drücken. Augenscheinlich erkannte er die zwei Damen vom Theater nicht wieder. Marion jedoch guckte ein paarmal nach Hanna um und flüsterte dann ihrem Manne zu:

„Bitte, Schatz, meine Düte."

„Wie? Jetzt schon? Hast Du zum Thee nichts gegessen? — Hier."

Marion nahm die rosa Papierhülle mit dem Golddruck der Konditorfirma und bot Hanna daraus an.

„Möchten Sie nicht, Fräulein Schrenk? Es sind Cognac-Pralinés; die thun sehr gut. Sie sehen so elend aus."

Allein Hanna verzog nur den Mund zu einem schwachen frostigen Lächeln und lehnte dankend ab.

Bei der Namensnennung streckte der Doktor den Kopf vor, machte eine stirnrunzelnde Gebärde des Erkennens und hob die Hand an den Hut. Es war ihm unangenehm, daß seine Frau sich so eingehend mit den Schauspielerinnen befaßte; er hegte das starke, altmodische Vorurteil des Norddeutschen gegen die Leute von der Bühne. „So etwas muß meine Kleine sich abgewöhnen," dachte er. — „Endlich —! Da kommt die Musik."

Die Musikanten schlüpften einzeln durch den Vorhangsspalt, erstiegen die Estrade und hockten zu ihrer Kunstleistung nieder. Sechs Männer und ein paar Negerweiber, abschreckend von Gesicht und phantastisch zurechtgemacht. Für den Ethnographen des Achselzuckens sicher, für die Menge und ihre unklare Wißbegier eine Augenweide. Die Instrumente aus halb Afrika zusammengelesen. Da war die nubische Geige, die Rabbab, und die Bedawi-Mandoline, die Dingala; das Muschelhorn und die Rabanna, auf der die Schwarzen der Goldküste trommeln. Zuweilen ward das alles still, und die Nej erhob ihr süßes Stimmchen: die türkische Rohrflöte von paradiesischer Einfachheit. Dann und wann schwang ein schwarzes Bübchen fünf oder sechs Karawanenglocken am Bande, wie sie die Kamele tragen. Ueber Lärm und melodisches Getön hinweg gellte der näselnde Weibersingsang. — Es war eine höllische Disharmonie.

Adde auf der vordersten Bank hielt sich erschrocken die Ohren zu; Doktor de Vries zuckte mit den Brauen, und seine mitleidige, unvorsichtige Marion wendete sich abermals an ihre blasse Nachbarin.

„Liebes Fräulein, Sie zittern und beben ja! Gewiß können Sie den Lärm nicht vertragen. Sie thun mir so unendlich leid. Hier — nehmen Sie meinen Migränestift; er ist noch ganz neu. Manchmal soll er wirklich wundervoll helfen."

Mit Hanna jedoch war nichts anzufangen. Sie saß vornübergebeugt, Lippen verbissen und Augen gerötet; die Hände fest gefaltet. So kämpfte sie gegen das krampfhafte Zittern, das unablässig durch ihren Körper lief.

„Mir fehlt nichts — ich bin immer blaß —" sagte sie tonlos.

„Gerd — Du —!"

Der Doktor that, als hörte er nicht; runzelte die Stirn und schob die Unterlippe vor, und Marion dachte erschrocken:

„Was hab' ich gethan? Ich muß doch Interesse für leidende Menschen zeigen, wenn ich Gerds halbes Herz und linke Hand sein soll."

Majestätisch teilte sich der Vorhang. Zuerst der Direktor mit Troddelfes und breiter Streifenschärpe unter einer offenen Marinejacke; dann Bollmann in Zivil, dann die Wüstensöhne.

Marion klatschte mit den andern, daß ihr die Handschuhnähte sprangen.

Ihre Kinderaugen, die den Leuchtkugeln am Weihnachtsbaum glichen, strahlten hell vor Entzücken. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Mit beiden Händen umfaßte sie ihres Mannes Arm.

„Gerd! — wie herrlich! o, sieh doch, sieh! — und welcher ist Prinz Alimin vom Stamme der Hallenga?"

„Der Größte — der in der Mitte —" antwortete Hanna für den Doktor.

Der Doktor erhob sich: „Komm, Marion, wechsle den Platz mit mir; dann hast Du den Prinzen gerade vor Dir," sagte er, und damit waren alle Gespräche abgeschnitten.

Die Truppe bestand genau aus vierunddreißig Gliedern. Vierzehn Nubier, der Rest Neger, Mischlinge und der Berber Al-Haschim. Die Nubier waren hochgewachsen mit großen schönäugigen Zügen, die Backenknochen mäßig gehoben, die gebuckelten Stirnen intelligent und die Lippen üppig unter edlen Nasen. Alimin weitaus der Schönste und Hochragendste. Die Mehrzahl der Landsleute gehörten zu seinem Stamme, der östlich vom Atbarafluſſe, in der Kurb-Ebene, bis gegen Kassala und die abessynische Grenze hin, wohnt. Sie trugen Manteltücher über der bloßen Haut, Ledersandalen und die Wurfmesser im Gurt. Ihre Büchsen hingen um die Schultern, die Schilder am Arm, und die Speere hielten sie in Händen.

Lautlos erschienen sie und teilten sich in zwei Züge. Den rechten führte Angbara-fuk, den linken Moniam-gse. Im Gänsemarsch hüpften sie in den Vordergrund, während Alimin, auf seine Lanze gestützt, die Mitte der Arena behauptete, in „königlicher Einsamkeit".

„Was sich der staatsche Kerl diesen Abend krumm hält," bemerkte dieser und jener im Hintergrunde des Zuschauerraums.

Hart an der Rampe schnellten die Hüpfenden mehrmals auf und ab, gleich Hampelmännern an Fäden. Unschön zuckende Bewegungen zu zitternden Hüften. Dann fällten sie ihre Speere, rissen die geschlängelten Wurfmesser aus dem Gurt und schlugen damit gegen die hocherhobenen Schilde, daß es krachte. Die Fantasia begann: der festliche Scheinkampf rings um Prinz Alimin; ihm zu Ehren und unter wildem Schreien.

Das Publikum mäuschenstill. Ein angenehmes Gruseln vor dieser fremdländischen Kriegerschar schlich jedesmal durch die Reihen. Nur die wenigen

Kenner ließen sich nicht einschüchtern. Sie wußten, daß die Krieger mit Gebrüll und Waffengeklirr in ihrer Heimat friedliche Nomaden der großen Grassteppe waren.

Marion fürchtete sich auch ein bißchen. Sie saß halb hinter ihres Gatten breiter Schulter und fuhr bei jedem Kampfschrei mit der Hand vor die Augen. Adde auf der ersten Bank brachte seine Hände überhaupt nicht aus dem Gesichte, so stäubte der Sand, und der starke Atem der Keuchenden schlug ihm entgegen. Wenn er, in seiner dümmerlichen Benommenheit, nur recht gewußt hätte, wie er aus dem Teufelsspiel wieder in Herwigs Garten und auf die Straße nach Harmenswolde käme — heilfroh wäre er gewesen.

Zum Schluß der Fantasia sollte Prinz Alimin, „den die Direktion mit ungeheuren Opfern für die europäische Tournee gewonnen hatte," sein berühmtes Solo ausführen: den großen Lanzenschwung und den Wirbel um seine eigene Achse, nach dem Muster der Tanzer-Derwische. Dann, mit gefällter Lanze, einen Scheinsturm gegen das Publikum. Das gab den Glanzpunkt, und jede junge Dame würde glauben, daß die Feueraugen des Wüstenprinzen insbesondere sie anfunkelten. Die ganze weibliche Jugend schwärmte für das „prächtige, braune Raubtier", wie ein Zeitungsschreiber ihn getauft hatte. Ja, es ging die Sage, daß Briefträger Meints mehrere rosa und lila Briefchen „an Se. Hochwohlgeboren Prinz Alimin von Hallenga, p. A. Hirschfelds Zirkus" in seiner Ledertasche getragen, und daß Prinz Alimin besagte Briefchen sofort als Zigarettenpapier verwendet habe.

* * *

Indem Alimin, unsicheren Schrittes, in den Vordergrund kam, beugte sich Doktor Klostermann zu Doktor de Vries in der zweiten Reihe und sagte halblaut:

„Sehn Sie bloß, Kollege, — der Bengel ist ja total angerissen. Das ist ihm noch nie passiert, so oft ich hier gewesen bin."

Doktor de Vries sah nach oben und wischte sich den Aermel ab. Der Regen tropfte durch ein Loch im Zeltdach.

„Man kann es den armen Teufeln bei diesem Hundewetter nicht verdenken. Wunderbar in stand scheinen sie überhaupt nicht zu sein. Der Direktor wird die gute Verpflegung wohl auf seine Person beschränken."

„Ganz meine Meinung. Die Bande hat doll eingepackt. Seh'n Sie bloß, Kollege, wie dem Alimin die Rippen durchs Fell spießen."

„Hm — m — na: finden Sie?"

Der Kollege hatte keine Zeit mehr zur Antwort; er mußte Beifall klatschen, mit aller Kraft seiner großen Hände.

„Bravo! Donnerwetter — so was von Lanzenschwung! Fein — prima! Herrgott, hat der Kerl Ausdauer, und achten Sie mal auf die brillante Fesselung, Kollege; wie'n englisches Vollblut. Bravo! da capo!"

Der Kollege hörte nicht mehr zu. Urplötzlich erhob er sich, drängte, ohne ein Wort der Erklärung, an Marion und ihren Nachbarn vorbei und setzte sich in die vorderste Reihe neben Adde. Da blieb er, beide Hände um den Rand der Schranke gelegt, den Körper dagegen gestemmt und verwendete keinen Blick von dem, der dort auf seinen unsicheren Füßen stand, die Wut eines Maniakalischen in den Augen, und gefährliche Künste betrieb. — Der Kollege Klostermann war weitsichtig und er kurzsichtig.

Alimin wiegte, nach dem großen Schwunge, seine Lanze auf der Flachhand, lehnte sie an einen Pfosten und wartete, bis die Musik in den raschen Takt zum Wirbeltanz fallen würde.

Der Doktor nahm den Kneifer ab, hauchte dagegen, putzte und klemmte ihn wieder auf. — Aber der Mann schlotterte ja faktisch am ganzen Leibe, bis in die albernen Pfauenfedern hinein. — „Unsinn! — betrunken ist d e r nicht; der sieht aus wie 'ne ersäufte Katze, und was glänzt er denn so wunderlich? — Herrgott, der ist ja einfach aufgewichst! Schweinerei! — und wie er atmet — — wenn das nicht — —! — Um Himmelswillen — halt! — halt!"

Zu spät. Der Nubier fing an zu wirbeln. Er torkelte wie ein schlecht getriebener Kreisel — — er schwankte. — Dann ein heiserer Aufschrei; zappelnd warf er die Hände empor und brach zusammen. Wälzte und krümmte sich im Sande, streckte die Arme wagerecht von sich und lag für tot wie ein Gekreuzigter. — Im Publikum ungeheure Aufregung: Rufen und Kreischen; Drohen und Drängen zum Ausgang, und dann stand der Menschenstrom wieder wie eingedämmt, und die Augen glotzten angstvoll.

— —

Wer von den beiden zuerst über die Schranke setzte, Doktor de Vries oder Adde, das wußte niemand von den Entsetzten so recht. Jedenfalls sahen sie Doktor de Vries auf den Gestürzten zuspringen. Gottlob, da kniete er bei ihm im Sande, und sein breiter Rücken verdeckte den schaurigen Anblick.

„Zurück!" rief er, aufs Geratewohl, über die Schulter und darauf zum Kollegen Klostermann, der sich vergeblich abmühte, seinen Leibesumfang über die Schranke zu bugsieren: „Helfen Sie meiner Frau hinaus, Kollege, und daß bei mir in der Klinik benachrichtigt wird; — Wagen schicken — Decken — besten Dank!"

Der Kollege arbeitete sich wieder rückwärts; zwanzig Hände griffen nach ihm. Der Schutzmann kam eben recht, um Unheil zu verhüten. Er zerrte vor allem Fräulein Schrenk beiseite, die, von Malchen Witt mit Zetern und Händeringen beschworen, an der Schranke klebte. Ihr Kleid hing an einem langen Nagel in der Latte fest. Es gab einen riesigen Dreieckriß, und wie eine Unsinnige betrug sich die Schrenk: „— ja, ja! so eine vom Theater!" Der Schutzmann packte sie unsanft und ließ sie nicht zu Wort kommen, bis Doktor Klostermann sich Bahn brach, er und eine zweite Dame, ganz jung und wunderhübsch, aber keine vom

Theater. Die beiden nahmen die arme Schrenk zwischen sich, und die alte Witt lief hinterdrein und zeterte weiter.

In Eile und heißem Mitgefühl besserte Marion den Riß in Hannas Kleid mit zwei Diamantnadelchen aus, die ihren Spitzenshawl vorn zusammenhielten. Dann ließ sie sich von Doktor Klostermann im Eilmarsch heimgeleiten, und Malchen führte die verzweifelte Hanna, mit Gewalt und lauten Worten, am Torfgraben entlang zu Hause.

* * *

„Was kann ich für ihn thun? Er hat mir das Brilljet schenkt," sagte Adde zu Doktor de Vries. Er war kalkweiß, der starke Mensch, und knüllte seine Mütze in der kalten Hand. Ansehen mochte er den ohnmächtigen Schwarzen um keinen Preis.

„Hol Wasser und 'nen Genever," gab der Doktor zurück, ohne aufzublicken. Er sprach laut und ebenso zu den schnatternden Nubiern, die ihn umringten: „Ihr da! Direktor her! Vorwärts, vorwärts! Einer, nicht alle. Die anderen stellen sich an die Barriere: — Kette!"

Seine kurzen Worte und deutlichen Geberden wurden verstanden; ein bißchen Deutsch konnten sie auch sämtlich. „Bana Djecta! Bana Bollan!" schrieen die Stimmen. Moniam-gse lief ins Restaurant, wo er die beiden wußte, und Ngbara suk besorgte den Rest. Getreulich stand er vor der lebenden Kette seiner Gebrüder längs der Schranke, schlug Wurfholz und Schild dröhnend zusammen und rief mit seiner groben Gaumenstimme ins Gewoge hinein:

„Weg! Weg! Alli — weg! Adie! — adie!"

Fünf Minuten später hatte sich die Menge verlaufen; Adde brachte Wasserkrug und Branntwein und Moniam-gse den Direktor und seinen Adjutanten.

„Sünde und Schande das!" sagte Doktor de Vries zum Direktor. Er fühlte sich ob dieser Unmenschlichkeit so empört und erregt, wie es ihm noch niemals in seiner jungen Praxis geschehen war, und der zornblitzende Blick seiner weit offenen Blauaugen machte den Schuldigen förmlich klein. Er ließ sich kommandieren wie ein Schuhputzer und zu den gemeinsten Handreichungen erniedrigen. Denn der Doktor sprach eine sehr böse Drohung aus:

„Seien Sie zufrieden, wenn ich Sie nicht mit den Gerichten in Kollision bringe. Was Sie betreiben, geehrter Herr, nennt man zu deutsch fahrlässige Tötung, und das fällt unters Strafgesetz."

Außerdem stand neben dem Doktor der hellhaarige Mann aus dem Volke, kaltblickend, muskulös, die Hände, zu Fäusten geballt, in den Hosentaschen.

Im Zirkus war's nun leer und still. Durch die halboffene Ausgangthür strich der Regenwind herein. Der Kranke lag, hindämmernd und mit Murmeln phantasierend, auf einem herbeigeschafften Woilach, seinen Mantel übergedeckt. Neben ihm hockte Moniam-gse, hielt ein Glas Zitronenwasser zwischen den Knieen

und netzte mit dem langen Löffel seines Freundes Lippen unter näselnden Klagen. Die Uebrigen hatten sich in den Schlafraum zurückgezogen. Alles, was noch zum zweiten Teil der unterbrochenen Vorstellung an Prunk und Gerät aufgestapelt war, trieb sich ordnungslos herum. Der Mangal erloschen; das berußte Lämpchen trüb und traurig. Die ganze Schar fröstelte und hüstelte. Im Arbeitsdrang dieses Tages, des letzten vor der Abreise, waren die Gläubigen zu keiner Andacht gekommen. Nun holten sie das Versäumte nach, schon halb im Schlaf, spreiteten ihre zusammengerollten Teppiche aus und verrichteten, gegen Osten gekehrt, mit Kniebeugen, Händeheben und summendem Singsang ihr Abendgebet:

„Allach ekbar! Asha dü ann la illaha illa 'llach!"
„Gott ist groß! Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Gott!"

* * *

Doktor de Vries stand schon zehn Minuten lang neben dem Kranken, sah ungeduldig nach der Uhr in seiner Hand und wartete auf den bestellten Wagen.

Endlich hörte er Räderrollen und das trappelnde Anhalten seines Fuchses, und da war Kollege Klostermann in großer Eile:

„Frau Gemahlin richtig abgeliefert. Läßt grüßen. — N—na?"

„Pneumonie."

„Den Donner! Fauler Zauber. Was zu machen?"

„Muß sich finden."

„Wollen wir ihn ins Krankenhaus legen?"

„Nein. Ich nehme ihn zu mir."

„Na schön. — Na, denn man gleich zur That. Ich habe nämlich noch was Dringendes für die Nacht —"

„Bitte, lassen Sie sich nicht aufhalten. Besten Dank. Mein Mann hier steht, für ein gutes Wort, gewiß noch eine halbe Stunde zur Verfügung."

„Jewoll, Härr Dokter. Ich hab Verlaub bis zwölf."

„Gute Nacht, Kollege."

„Nacht, Kollege. Notabene: dem Inkulpaten würde ich aber 'ne gehörige scarificatio angedeihen lassen."

„Versteht sich."

Doktor Klostermann entfernte sich mit seinen kurzen, stapfenden Schritten, und Doktor de Vries winkte sich den Direktor heran:

„Ich nehme den Kranken in meine Klinik. Drei Wochen muß ich ihn, günstigsten falls, behalten. Sie haben mir gegen Quittung dreißig Mark bar und sofort zu erlegen."

Der Direktor griff in den Schärpengurt und brachte eine schmierige Brieftasche zum Vorschein. Der entnahm er drei Fünfmarkscheine.

„Mehr kann ich nich anwenden, Doktor. Mit zwanzig Pfennig pro Tag is 'r verpflegt, 'n halb Pfund Reis, macht zehn, und 'n Achtel Fett macht wieder zehn; Summa: zwanzig. Außerdem nur Wasser. Mehr verlangen die Kerls nicht. Bleiben elf und achtzig für Bett und Behandlung und wenn 'r eingeht —: ja Rabb! — —"

Doktor de Vries hob die Hand. „Ich ersuche noch um fünfzehn Mark. Die Quittung stelle ich Ihnen hier aus. Haben wir einen tödlichen Ausgang (was ich Ihnen nicht wünschen will, Herr), so geht der Rest aufs Begräbnis. — Nicht einen Pfennig lasse ich mir abhandeln: dreißig Mark. — Und dann noch zwei Mann zum Hinaustragen."

Der Direktor schnob in sich hinein, schickte Bollmann zur Kasse und rief einen Satz durch die Thür zum Schlafraum. Alsbald erschienen zwei stumme Bronzegestalten mit lebhaft rollenden Augen: Abu-tureg, der Djaalin, und Ham-dhal, der Schukrie.

Sie trugen, nachdem Quittung und dreißig Mark ausgewechselt, ihren armen Kameraden leicht und behutsam. Sie hatten ihm den Mantelzipfel aufs Gesicht gelegt und die baumelnden Arme über der Brust gekreuzt. Moniam-gse hielt den Wagenschlag offen; Adde mußte die Last drinnen aufnehmen, und der Doktor sprang nach. Es goß in Strömen.

Bollmann, der während der ganzen Verhandlungen seinen Mund nicht aufgethan hatte, stand allein unter dem Eingange und stierte durch den rauschenden Herbstregen hinter dem langsam fahrenden Wagen drein. Er schüttelte die Faust gegen den Zirkus, schlurrte durch die nassen, welken Blätter ins Gebüsch und erstieg seine Schlafstelle im letzten, grünen Wagen. Drinnen schob er den Riegel vor. Blinde Wut auf den Direktor arbeitete in ihm und doch — das Brot für seine Leistungen war reichlich: bis morgen verkochte die Wut wieder. So ging's allemal.

* * *

Zerschlagen an Sinn und Gliedern hatte sich Hanna, nur halb ausgekleidet, aufs Bett geworfen.

Schlafen konnte sie nicht; sie mußte denken — immer denken. — An Alimin und an ihr eigenes Los; in ihr wirbelte es wild durcheinander. Wie sie vor ein paar Tagen das tote Elschen Witt beneidet hatte, so beneidete sie in dieser Qualnacht Alimin. Der lag fern von der schlechten Welt und durfte ausruhen oder in Frieden sterben, und dann erlosch alles Unglück auf einmal.

Sie stemmte sich auf den Ellbogen, und ihre heißen Augen starrten furchtsam ins leere Schwarz der Stube. Aus dem Schwarz löste sich nach und nach ein weißlicher Fleck. Da, am Fußboden unter dem Fenster schimmerte er ungewiß herüber: ein Bogen Schreibpapier. Sie hatte ihn vorgefunden, als sie so

todesunglücklich aus dem Zirkus heimkam. Ihre schriftliche Kündigung: ‚in Anbetracht gänzlicher Talentlosigkeit.' Wenigstens ehrlich herausgesagt, ohne Umschreibung. — Die vergoldete Sonne des Kulissenhimmels war untergegangen für sie, ach — sie hatte es ja längst gefühlt — gewußt. Morgen würde sie ihre Rollen zurücktragen und um ihre volle Monatsgage betteln oder streiten müssen, und was dann? Talentlos! Zum Komödienspiel kein Talent, zum Dienen keines; vier Sprachen, und nicht eine davon grammatikalisch und dialektisch beherrschend. — Ihre Schrift in keinem Geschäfte zu brauchen, und die Mittel, um noch irgend etwas Nutzbringendes zu lernen, nicht vorhanden und nicht zu verschaffen. Freundlos und hilflos stand sie im Irrgarten. —

Sie preßte die Flachhände gegen einander und schüttelte sich, zitternd vor Seelenangst; dann warf sie sich vornüber, bohrte das Gesicht in die Kissen und schluchzte in die leere Finsternis hinein um Erbarmen oder den Tod.

Mitten in ihrer Verzweiflung sprang ihr ein Lichtgedanke auf: ‚Ich will zu Doktor de Vries gehen —!'

X.

„Ich muß jetzt hinüber zur Sprechstunde, dann in die Stadt; dann nach Wilgum und Harmenswolde," sagte der Doktor am nächsten Morgen zu seiner Frau und nahm stehend seinen letzten Kaffeeschluck. „Zu Halbzwölf stellst Du mir Zweitfrühstück bereit, Herz, für den Fall, daß ich vorbeikommen und flink einmal nach Dir sehen könnte. Ja, ja, Du hoffst es, aber ich bezweifle es. Nur eine Appetitschnitte und einen Schluck Portwein; meinen Notizblock daneben. Du mußt das nun alles am Schnürchen haben, Maus."

„Hab' ich schon, — und wenn nach Dir gefragt wird?"

„So schickst Du in die Klinik, oder, falls es drängt, telephonierst Du Schöning an, oder Klostermann. Na, Gott befohlen. Mittagessen nicht vor halbvier."

Er eilte in den Garten hinaus, der heute wieder hell übersonnt lag, blieb noch einmal stehen und rief:

„Marion!"

„Ja, Gerd?"

„Vergiß Großmama nicht, und höre: müßtest Du nicht Schritte wegen der beiden Nadeln von Mama thun? Du bist wirklich leichtsinnig, Kind. Mama würde wenig erbaut sein, wenn sie ahnte, wie Du mit ihren Diamanten umgehst. Wer weiß, ob die Person —"

„— nein, bitte, Schatz, das mag ich nicht hören. Fräulein Schrenk bringt mir meine Nadelchen sicher zurück, darauf verlass' Du dich."

„Thue nur etwas dazu. — Na — Schluß: addio!"

Damit verschwand er schon hinter dem grünen Mauerpförtchen, das in den Klinikgarten führte.

* * *

Schwester Lenore, einen Wäschestapel auf dem Arm, begegnete ihm vor den Krankenzimmern.

„Guten Morgen, Herr Doktor."

„Morgen, Schwester. Nun, wie steht's?

„Soweit zufriedenstellend. Nur in Nummer drei war die Nacht schlecht. Ich habe den Nubier doch hinüberschaffen müssen. Er störte den Dachdecker."

„Gut."

„Lindemann macht eben das Bad für den Nubier fertig."

„Gut. — Und Schwester Konstanze?"

„Schläft. Ueber Schwester Konstanze müssen wir noch sprechen, Herr Doktor. Sie scheint mir recht blutscheu und nicht besonders gelehrig. Ich fürchte, daraus wird nicht viel."

„Dann wechselt man. Sie ist ja, meines Wissens, nicht aufs Samaritern angewiesen. So, wir wollen hineingehen."

Sie schritt vor ihm her, die Halbtreppe zum inneren Korridor hinan. Alle ihre Bewegungen waren harmonisch, die herabhängende Linke wunderschön. Man dachte an kostbare Ringe dabei. Dann trat sie zur Seite und ließ den Doktor zu Alimin eintreten. Lindemann hatte eben das Bad hereingerollt und war dabei, den Nubier zu entkleiden. Der wehrte sich schnaubend und keuchend gegen den Zwang, die Augen fieberwirr und blutunterlaufen. Doktor und Schwester mußten mit Hand anlegen.

„Leicht wird er uns die Pflege nicht machen," sagte Schwester Lenore. „Er hat noch Kräfte für drei, und sein Deutsch ist gleich Null, und sein Arabisch ein böser Mischmasch. Ich habe auch wieder verlernt."

Der Doktor ging nicht weiter auf ihre Bemerkung ein, gab seine Verordnungen, machte die kleine Runde und begab sich dann in sein gemütliches Arbeitskabinett zu ebener Erde.

Im Wartezimmer nebenan ging's lebhaft zu. Hart an der Thür Bollmann mit drei Nubiern, die sich vor der Abreise, heute Nachmittag, durchaus nach Alimin erkundigen wollten. Am Mitteltisch ein verletzter Feuerwehrmann und die Frau des verunglückten Dachdeckers mit ihrem schreienden Kindchen im Umschlagetuch und, ganz zurück am Gartenfenster, Malchen Witt und Hanna, sehr übermüdet und krank aussehend. Ihre Rollenhefte waren ihr schon fortgeholt worden. Der Direktor gehörte zu den Potentaten, die sich selbst ihre Gesetze machen.

Malchen aß ihr Frühstücksbrot aus dem Pompadour, rückte unruhig auf dem Plüschstuhle hin und her und befragte fortwährend ihre dicke Taschenuhr im Gürtel. Um dreiviertel zehn hatte sie Probe; sie waren die letzten in der Sprechstunde, und Vordrängen — das litt Schrenkchen nicht. Endlich also erhob sie sich; die Brotkrumen fielen von ihrem Schoß auf des Doktors neuen Teppich: „es wird schon ohne die olle Witten geh'n, was, Schrenkchen?"

Hanna blieb allein. In ihre Fensterecke gedrückt wartete sie, einen finsteren verbissenen Ausdruck auf dem schmalen Gesichte, und steckte mechanisch Marions Goldnadeln mit den Brillantköpfen durch das rosa Briefkärtchen hin und her. Die Sonnenstrahlen fingen sich in den Steinen und lockten alle Regenbogenfarben daraus hervor.

Die Dachdeckersfrau und der Feuerwehrmann machten's kurz; der Doktor schien kein Mann von vielen Worten zu sein. Hanna hörte ihn kaum einmal sprechen.

Jetzt noch die Nubier mit ihrem Treiber. Hanna beugte sich vor und folgte den drei braunen Gesellen, die, sehr einwärts tretend, hinter Bana Bollan herliefen, mit den Blicken. Drinnen wirrte das bekannte Geschnatter durcheinander, und der Doktor antwortete einsilbig. Da waren sie schon wieder im Wartezimmer angelangt. Ham-dhal hielt Ben-Abbas am Jackenzipfel und Abu-tureg, der Lebhafte, fuchtelte heftig mit beiden Armen und bedrohte Bana Bollan, ergrimmt zischend. Seiner Meinung nach hatte Bana Bollan mit dem Medizinmann eine Verschwörung gegen Alimin angezettelt.

Ben-Abbas blinzelte Hanna zu und machte sich von Ham-dhal los: „Bibi Anna! Bibi Anna: salem alék!"

Hanna winkte ihn zu sich her. Ihre Freundschaft mit Alimin war der ganzen Truppe bekannt, und dies würde wohl das letzte sein, was sie von ihren Afrikanern sah. „Grüße mir Moniam-gse und Angbara-suk, und möge Segen mit euch hinwegziehen, ihr Guten," sagte sie ihm auf Arabisch und konnte vor schmerzlicher Bewegung kaum reden.

„Inschallach, Bibi Anna!" erwiderte Ben-Abbas, und mit ihrem ehrfürchtigen Gruße entfernten sich die Drei. Bana Bollan schlurrte nach und klappte die Thür laut ins Schloß.

Hannas Herz zog sich zusammen. Sie stützte die Stirn in beide Hände und schrak aus wachen Träumen empor, als Doktor de Vries sie anrief:

„Bitte, herein!"

Es klang scharf und ungeduldig; er hatte den Ruf zweimal wiederholen müssen. Das Blut schoß in Hannas Gesicht und wich im Fluge zurück. Totenblaß sah sie aus, und ihr war übel, weil sie seit gestern Mittag nichts genossen und die Nacht wach gelegen hatte. Sie wußte kaum, wie sie ins Sprechzimmer kam, und als Doktor de Vries ihr den Sessel neben seinem Schreibtische anwies, sank sie hinein wie zerbrochen und konnte ihrer stürzenden Thränen nicht Herr werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Stil.

von

Otto March.

„Das ist aber nur meine ganz unmaßgebliche Meinung. Denn von Architektur verstehe ich sogut wie gar nichts!“ Welcher Baukünstler hätte nicht immer wieder diesen Abschluß eines Kunstgesprächs aus dem Munde von Leuten gehört, die man vor einem Bilde, bei der Erstaufführung einer dramatischen oder musikalischen Neuheit mit dem leisesten Zweifel an ihrer Zuständigkeit empfindlich kränken würde. Eine solche Begrenzung des eigenen Urteils pflegt zwar nicht so bescheiden zu sein, wie sie klingt, und der Verzicht birgt stillschweigend den Anspruch auf sonstige besondere Urteilsberechtigung. Um so mehr muß es immer von neuem überraschen, daß künstlerisch empfängliche Menschen gerade zu derjenigen Kunst keine inneren Beziehungen zu gewinnen vermögen, deren Aeußerungen uns auf Schritt und Tritt begegnen, und die uns in unserer Wohnung, unserem Hausgerät, ja schließlich in der eigenen Gewandung körperlich am allernächsten berührt.

Die Zeit ist hoffentlich vorüber, in der unsere Architekten oder — mit Bismarcks verdeutschendem Ausdruck für diese gezierte Betitelung — unsere Baulente in solchen Verzichten auf eigenes Urteil eine Vertrauenserklärung und eine Art Huldigung erblickten. Ihr Gefühl der Befriedigung, für Mitglieder eines Illuminatenordens mit geheimen Wissenschaften und Schriftzeichen zu gelten, die nur derjenige verstehen kann, der sämtliche Weihen erhalten hat, fängt an, durch eine Stimme des bösen Gewissens beunruhigt zu werden. Der Schuldige wird nicht mehr allein in dem Laienvolk gesucht, wenn man sich Zustände zu erklären sucht, deren Unerträglichkeit auf der Seele aller Baukunstjünger lastet; das erste Morgenrot einer besseren Zeit bricht an. Daß eine Kunst, die sich nur an die Fachgenossen wendet, zur freudlosen Scholastik führt, zeigt der Mangel an Volkstümlichkeit unserer Baukunst, zeigt das Leben in unseren Architektenvereinigungen, deren Kundgebungen klanglos an dem Ohre der Mitwelt vorübergehen. Neuerdings noch offenbarte sich dieses gegenseitige Mißverstehen in der Heidelberger Schloß-Frage, als Vereinsbeschlüsse mit schulmeisterlicher Ueberlegenheit der anders

gesonnenen Volksmehrheit den Wiederausbau der Ruine zur Ehrenpflicht machen wollten.

Durch die Entwickelung unserer Kulturverhältnisse geht ein zwiespältiger Zug. Unermeßlich ist die Bereicherung der Mittel zur Erleichterung des äußeren Lebens, der zivilisatorischen Bequemlichkeiten für die Allgemeinheit. Aber die inneren Bedürfnisse des Einzelnen besitzen keine Mitteilungsformen, damit daraus eine höhere Kulturmacht im Leben der Gesamtheit sich bilden und nach innen und außen fühlbar machen könne. Die geistige Spannung unserer Besten, ihre Not im Ringen nach neuen religiösen, sozialen und nationalen Gestaltungen findet ihren äußeren Ausdruck nicht, der notwendig ein künstlerischer sein müßte. Was in die Erscheinung tritt, ist das Ueberwuchern niederer Ziele und Formen. Dem Luxus bleibt es überlassen, unser Geistestreiben nach außen zu spiegeln, in öden Gastereien die abstoßende Form für unsere Geselligkeit zu finden, die Bühnenkunst, die volkstümlichste aller Gedankenvermittelungen, zu einer nicht mehr zu unterbietenden Roheit des Geschmacks zu verführen. Man sollte glauben, daß unsere mit schweren Problemen sich tragende Zeit zur Sammlung des Geistes höchste Einfachheit der Umgebung, ruhige Würde verlangte. Daß unsere Baukunst mit abenteuernder Lust am Können sich sorglos in Formen übermütiger Freude in unserer gründlich unfrohen Zeit ergeht, beweist, daß eine andere Gesellschaftsschicht als die der nachdenklichen Leute ihr die Richtung weist. In Wirklichkeit hat sie dem jungen Reichtum zu dienen.

Unsere öffentlichen Baumonumente müssen bei der Beurteilung unserer baukünstlerischen Entwickelung ausscheiden, da sie mangels einer allgemein verständlichen heimischen Formensprache für lange noch auf die hergebrachten historischen Stile angewiesen sind. Solcher Verwendung herkömmlicher historischen Formen unbedingt den Vorwurf konventioneller Unfruchtbarkeit machen zu wollen, heißt verkennen, daß jede Kunst eine Fülle von Konventionen zur Grundlage hat. Sie ist eine von Menschen geschaffene Sprache und die Sprache selbst ist Konvention. Gilt dies schon ganz allgemein von den bildenden Künsten, die beständig aus den Quellen der Natur schöpfen können, so um so mehr von der Baukunst, deren Ausdrucksformen die freie Erfindung geistvoller Individuen und Völker sind. Aber unverkennbar ist die allgemeine Gleichgültigkeit den öffentlichen Bauten gegenüber. Sie erwärmen nicht, weil sie nicht gemütlichem, sondern wissenschaftlichem Phantasieleben entspringen. Unsere Museen und Theater, ja unsere Kirchen bringen es zu keinem anderen Grade der Teilnahme, als der Befriedigung eines eifersüchtigen Selbstgefühls. Nur die Rathäuser beginnen bezeichnenderweise eine Ausnahme hiervon zu machen. Alle Kunst muß im Hause beginnen und das Wohnhaus muß der Ausgangspunkt der Gesundung unseres Kunstgewissens sein.

Wie die Menschen wohnen, wie sie sich den äußeren Rahmen gestalten, in dem sich ihr Leben abspielt, giebt Zeugnis davon, worin sie den Schwerpunkt dieses

Lebens suchen. Keineswegs müssen künstlerischer Verkörperung immer höchste Mittel zur Verfügung stehen, auch die geringsten sind fähig, künstlerische Absichten zu verwirklichen, äußerer Aufwand verrät inneren Mangel. Wie heimelt uns nach den neuen Villen im närrischen Geschmack des Prinzen Carneval der Anblick eines einfachen Landhauses aus dem vorvorigen Jahrhundert an. Sein hohes einfaches Dach über den schlichten Architekturformen birgt gleichzeitig Anspruchslosigkeit und Selbstbewußtsein; der stolz zur Schau getragene Verzicht atmet Daseinsbefriedigung und die Poesie innerer Lebensfülle. Uns ergreift eine wehmütige Sehnsucht nach etwas Verlorenem angesichts unseres friedlosen Experimentierens, das der Selbstachtung entbehrt.

Das XVIII. Jahrhundert konnte noch von der Lebenskraft zehren, die sich in der zwar eng umgrenzten, aber geschlossenen Kultur des von der Aufklärung tiefschwarz gefärbten Mittelalters entfaltet hatte. Hier lebten volle und ganze Menschen, die den höchsten Fragen gegenüber im wesentlichen auf gleichem Boden standen, deren Dasein sich leiblich und geistig in gesonderten Gesellschaftsformen, aber in natürlichem Fluß vollzog. Nur noch die Kultur der Griechen besaß von dem uns deutlich Erkennbaren eine gleiche das ganze Leben durchdringende Kraft, eine schöpferische Lebenskunst, in der sich Form und Inhalt des Lebens deckten; diese Aristokraten schufen sich als Daseinsziel die Veredelung des körperlichen und geistigen Menschen, die Vorstellung einer schönen und guten Welt. Das Mittelalter erglühte auf dem breiteren demokratischen Boden des Christentums in der Inbrunst religiöser Gemeinschaft und gemeinsamer Sehnsucht. In beiden Kulturen lebten sich die Volkselemente trotz ihrer Trennung durch gesellschaftliche Vorschriften oder gerade wegen der den verschiedenen Begabungen entsprechenden Teilung der Lebens- und Arbeitsgebiete völlig aus; das ruhige Ausleben ist das Zeichen einer geschlossenen Kultur. Die Lobredner der guten alten Zeit werden, soweit es diese beiden Kulturen betrifft, im Rechte bleiben. Bei den Romanen ist solche innerliche Gemeinsamkeit als Grundlage ihrer Kulturen nicht zu beobachten; die gemeinsame Gesinnung als schöpferische Kraft für alle Lebensbeziehungen finden wir auch in dem prächtigen Schauspiel der Renaissance nicht. Auf Deckung von Lebensinhalt und Lebensdarstellung, nicht auf das glänzende Hervortreten einseitiger Künstler kommt es an, wenn man sich glückseliger Zeiten erinnert oder von zukünftigen träumt. Der innere Zusammenhalt zwischen Volk und Künstler ist bei uns zur Zeit verloren.

Die Bauten des vorvorigen Jahrhunderts sind die letzten, die zu uns von einer lebendigen Baukunst sprechen. Gesunder Wirklichkeitssinn nahm die Sachen und Aufgaben so, wie sie lagen. Noch fehlte die den Emporkömmling verratende Neigung, sich in ungewohnte Lebenskreise einzudrängen. Neben der Baupracht der Kirchen und Herrschersitze, die kirchliche und weltliche Macht schufen, entstand fortgesetzt das selbstbewußte bürgerliche Wohnhaus, ohne in gesinnungslosem Neid

verbilligte Formen von jener Pracht zu borgen, entstanden die ersten charakteristischen, ihren Zwecken ehrlich entsprechenden evangelischen Kirchen. Die Aufrichtigkeit ist das Wichtigste in jeder Kunst und das Lebenselement der Baukunst. Erst mit der französischen Revolution und mit dem Auftauchen des vierten Standes wurden im jähen Sturm diese ruhigen Gleise, in denen sich ehrliche Baugesinnung bewegte, verweht und im Kampf Aller gegen Alle die schützenden gesellschaftlichen Schranken beziehungsreicher Heimatkunst eingerissen. Jetzt beginnt die lange Zeit des ruhelosen Suchens nach dem verschütteten Faden, der durch labyrinthische Gänge in das glückliche Land der Schönheit zurückleiten sollte. Man gedenkt durch Wissen zu ersetzen, was nur Sache des Gefühls ist, und die Künstler flüchten scharenweise in das Traumland der Romantik.

Daß die rückblickende Art romantischer Geistesströmungen, daß die innige Vertiefung in das Wesen vergangener Bauarten es noch zu ganzen Kunstschöpfungen bringen kann, zeigt die Gestalt Schinkels, dem seither noch kein Ebenbürtiger erwachsen ist. Wenige Berliner würdigen den Schatz, den sie in dem Bauwerk des Schauspielhauses besitzen, das vollständig neue und moderne Gedanken mit Formen ausdrückt, die vor mehr als 2000 Jahren das wunderkräftige Volk der Helenen gefunden hat. Seine hoheitsvolle, selbstverständlich erscheinende Harmonie rückt das Gebäude in die Reihe der allerbedeutendsten Baudenkmäler. Und wenn man, den Rücken dem Kaiser Wilhelm-Denkmal zugewendet, von der Stelle, wo das Schloß den neuen Dom verdeckt, seine Blicke auf dem alten Museum ruhen läßt und die Morgensonne die farbigen Wandbilder hinter der hehren Säulenhalle träumerisch vergoldet, so kann man sich aus der Stadt der Politik und der Kritik weit entrückt fühlen. Die schlichte spröde Schule Schinkels hat auch trotz ihrer äußeren Unscheinbarkeit und der hochmütig abfälligen Beurteilung, die sie später erfahren hat, eine nachhaltigere Wirkung geübt, als eine der ihr hastig folgenden Stilübungen. Schinkel fand noch die stilvollen Menschen der Jahrhundertwende vor, bei denen er viel voraussetzen konnte, eine gesellschaftliche Stimmung mit geistiger Zucht, die sich als lebendiger Nachklang unserer klassischen Litteraturperiode erhalten hatte. Und das ist des Wesens Kern, wenn man an die Möglichkeit einer ästhetischen Kultur denkt: ein großer Inhalt muß da sein, eine Gemeinsamkeit der Geistesströmungen und inneren Bedürfnisse, eine gleiche Geistesverfassung bei Volk und Künstlern. Menschen, die die göttliche Gabe besitzen, die Quellen jener Unterströmungen künstlerisch zu fassen, — Künstler wird es immer geben, denn Kunstbegabung ist vom Menschentum unzertrennlich. Wie kann aber die Kunst höchste Fragen beantworten, wenn ihre Jünger die Fragestellung nicht verstehen?

Unsere Künstler werden als eine Sonderkaste im Dienste des privaten und öffentlichen Luxus behandelt. Die Lebensperspektiven sind zu verschieden geworden,

um die natürliche gesellschaftliche Gemeinschaft so leicht herbeizuführen, wie sie sich bei den einfacheren Lebensbeziehungen und begrenzteren Bildungsansprüchen in früheren Zeiten reicheren Kunstlebens von selbst ergab. Unsere Besten fühlen sich dem Volk der Künstler mit den anders gearteten Bildungshintergründen innerlich fremd. Sie sehen sich auch nicht im Besitz der Mittel, um irgendwie thatenfroh sich an dem Kunstleben zu beteiligen, und glauben in ihrer Sorge um deutsches Sein oder Nichtsein der Kunst ganz entraten zu können. Für die Künstler bedeutet dieser Verzicht den Verlust der fruchtbarsten Geistesförderungen. Schmollend finden sie sich in einer Art Künstler-Pessimismus zusammen, der mit philosophischem oder religiösem Pessimismus an sich nichts zu thun hat, und der sich in schwarzseherischen Anklagen gegen die stumpfsinnige Mitwelt ergeht. Es giebt keine pessimistische Kunst, die Kunst bejaht, und nur derjenige, den glühende Liebe zur Natur erfüllt und der dankbar für sein Dasein ist, kann ihr Jünger sein.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollendet sich mit der Begründung der wissenschaftlichen Archäologie auf dem Gebiete der Kunst, mit der Pose und der Rhetorik des jungen Deutschlands die verhängnisvolle Trennung zwischen Form und Inhalt. Die Kunst ist nicht mehr Sache des inneren Bedürfnisses und Genusses, sondern des Wissens, der Bildung, der Kritik. Keine Zeit hat soviel von Kunst gesprochen und geschrieben, wie die unsere. Winckelmann ist der Stammvater einer ganzen Zahl von Berufsarten geworden, die unermüdlich bereit sind, den Heißhunger des modernen Bildungsmenschen mit immer neuen Forschungsergebnissen zu stillen; sie rauben ihm mit der wissenschaftlichen Kunstbegründung den letzten Rest von Unbefangenheit selbständigen Urteils. Jetzt gewinnt das Wort Stil seine unheimliche Gewalt über die Geister. Ueber den immer neu aufgedeckten Untiefen kunstgeschichtlicher Errungenschaften wirft man dem verzweifelten Schwimmer einen Rettungsring nach dem anderen zu, einen neuen Stilbegriff, an den sich der mit dem Chaos Kämpfende aufatmend klammern kann. Der Stil ist die blinkende Kugel des Hypnotiseurs geworden, die das Opfer zum willenlosen Werkzeug des Meisters macht. Stil zeigt aber jeder Mensch, der mit eigener Verantwortlichkeit gleichgiltig gegen fremde Wertschätzung Wunsch und Streben nach seinen Lebensbedingungen meistert, Stil zeigt jede Sache, die plan- und maßvoll, ehrlich und aufrichtig in die Erscheinung tritt. Diesen tieferen Sinn hat das Wort verloren. Künstler, Kunstwissenschaft und Kunstkritik hantieren jetzt mit Stilen und haben sich nunmehr gemeinsam auf die Suche nach einem ganz neuen Stil begeben.

Durch Kunstbelehrung eine Kunstblüte heranziehen zu wollen, bleibt ein schöner Traum. Nur die sind zu bekehren, die schon bekehrt sind; auch hier gilt das tiefsinnige Christuswort: „Wer in der Wahrheit ist, der höret meine Stimme". Ausstellungen und Wettbewerbe, bis zu Krankheitserscheinungen entwickelte Früchte des Ueberangebots, machen die Welt klug, aber nicht weise. Ein wahres Virtuosentum der Kritik ist herangebildet, die in ihrem Mangel an Wohlwollen lähmt, aber

nicht fördert. Kunst und Künstler werden mit einer überlegenen Schärfe beurteilt, als ob sie nicht Teile unseres Volkswesens seien, oder sein müßten.

Zwischen dem alten Stil und dem neuen, zwischen den Alten und Jungen ist ein heißer Streit entbrannt, dessen Heftigkeit sich daraus erklärt, daß beide im Rechte sind. Die Jungen hegen den natürlichen leidenschaftlichen Wunsch, ihre Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Sie tragen die Fahne der Empörung gegen die Verfechter des Alten als die Urheber des angeblichen Verfalls, und die Alten verurteilen diese Auflehnung als Zügellosigkeit und Entweihung. Dabei kann sich denn ereignen, daß die besten Köpfe in beiden Lagern die heftigsten Gegner sind. Der Streit ist der Vater der Dinge. Wenn seine Wogen sich geglättet haben werden, wird die Kunst herzhaftere Luft atmen und klarer blicken können. Wir fühlen uns aber durch die Gaben der Neuerer nicht genügend bereichert, um uns leichtfertig der unermeßlichen Schätze zu entäußern, die uns die ruhige Lebensfreude und stille Tüchtigkeit eines befriedigteren Daseins in den Werken der Väter hinterlassen haben. Diese künstlerischen Zeugen geistigen Gleichgewichts verlieren ihre poetische Macht in heimlichen Stunden auch über die Modernsten nicht, denen von ihren Beglückern Unzufriedenheit zur ersten Bürger- und Menschenpflicht gemacht wird.

Mit ungestümer Rücksichtslosigkeit wird ein neues Formengesetz in der Baukunst verkündet. Für die Manier des historischen Stils erhalten wir die Manier der Laune, einen neuen Stil, der sich ebenso schnell in den ewigen Fluß der Entwickelung verlaufen wird wie die anderen. Dieser Stil ist ein papierner trotz aller selbstbewußten Betonung von Natur, Heimat und Werkstatt. Verlegerfindigkeit und Tagesruhmsucht der Künstler reichen sich dabei die Hände, und vermutlich verlieren sich auch die ersten Fäden der Dokumentausstellung deutscher Kunst in Darmstadt in die Schreibstube eines rührigen Wochenschriftleiters. Die aufgebauschte Fassung der von der jungen Schule aufgestellten Programme, der kindliche Urheberstreit sind journalistisch. Der große Stil verschmäht es, sogleich zu gefallen, er verzichtet auf das Urteil der Menge. Bei einem Erblühen der Baukunst wird die Ernte auch diesmal der von den Griechen am höchsten geschätzten Tugend, der Besonnenheit, zufallen.

Unsere Kunstfreunde wollen die Kunst nicht missen und pflegen den Glauben an ihre Blüte wie eine Religion. Aber auch im Geistesleben der Völker herrscht das Gesetz der Erhaltung der Kraft. Der Kampf um nationale Güter, soziale und religiöse, nimmt die Geisteswächter unseres Volkes so gewaltig in Anspruch, daß sie für das streitbare Ringen der Künstlerparteien kaum einen teilnehmenden Blick haben. Die Lehre vom ewigen Fortschritt, die unter allen Umständen an dem Glauben festhält, daß Deutschland seine ihm durch Veranlagung und Erziehung gestellten großen Aufgaben für die Entwickelung der ganzen Menschheit kraftvoll erfüllen muß, kann auch zum Wahn werden. Im Einzelleben und in der Entwickelung

von Völkern gehen Blüten zu Grunde, die die reichsten Früchte zu tragen berechtigt waren. Die Griechen des V. Jahrhunderts, die der Welt noch so viel zu sagen hatten, haben sicher nicht geglaubt, daß die Folgen ihrer kleinlichen politischen Scheelsucht sie nach so kurzer überreichen Blüte völlig vernichten würden. Erhält sich der deutsche Geist nicht die verpflichtenden Fähigkeiten, in ethischen und Kulturfragen Führer der Menschheit zu sein, so bedeutet das einen Verlust, zu dessen Ersatz andere Rassen schwerlich befähigt erscheinen. Daß auch starke Herzen mit dieser Möglichkeit rechnen, daß das Ueberwuchern der Neigungen einer mit allen Untugenden und Tugenden der Gewöhnlichkeit ausgestatteten Philisterei sie mit Besorgnis erfüllt, ist geeignet, ernst zu stimmen.

Die nervöse Tapferkeit der Stürmer und Dränger, die mit allerhand Kraftproben die träge Masse zum schöneren Dasein zwingen wollen, wird sich in Geduld fassen müssen. Der neue Stil kommt nicht ohne eine Wandlung der Gesinnung, und dieses Ziel ruft noch alle guten Geister des Volkes in den Kampf, ehe die Rast des goldenen Friedens winkt, die die Musen zum Bleiben nötigt. Nicht mit dreister Realistik, nicht mit exzentrischem Schwung werden die Erzeugnisse einer neuen Baugesinnung in die Erscheinung treten, sondern mit einer großartigen Einfachheit, die als Kunstrichtung überraschen müßte, wenn nicht gerade in ihr das neue Daseinsziel seinen angemessensten Ausdruck fände. Dann ist der neue Stil da; so lange er mit lautem Rufen gesucht wird, wird er sicher nicht gefunden. Das Große entspringt der Stille und Einsamkeit. Der Sozialaristokrat, der Realidealist und wie die schönen verpflichtenden Namen alle lauten, die den Deutschen an seine großen Weltaufgaben erinnern sollen, er wird, wenn er die ihm und seinem Wesen drohenden Gefahren überwindet, eine neue große Kultur erschaffen, die sein Wissen, Können und Glauben gleichmäßig umfaßt.

Die Anzeichen sind da, daß die Welt einer Kunstreform entgegenreift, ein Streben nach Wahrheit, ein Zug zur Freiheit dringt kräftig hervor. Die gleichmäßigen Ansprüche, die von der demokratischen Allgemeinheit an das Leben gestellt werden und Befriedigung verlangen, führen überall zur knappen Zweckmäßigkeit, zur Sachlichkeit, zum Thatsachenstil, auch in der Baukunst. Stil hängt nicht von Form und Farbe ab, er ist in dem allein berechtigten Sinne eine geistige Kraft. Erst Charakter, dann Kunst; erst Gesinnung, dann Stil.

Scherzo.

Aus dem wirren Meer der Gassen,
Unter nächt'gem Frühlingshimmel,
Ueber regennasse Dächer,
Tönt das heitre kleine Scherzo.

Rötlich strahlts aus der Mansarde.
Wie zwei frohe Liebesleute
Necken sich Klavier und Geige
In dem lieben kleinen Scherzo.

Blondes, rosiges, verliebtes
Jüngferchen auf weißem Lager
Spinnt sein Goldgarn, wacht und lacht
Mit dem holden kleinen Scherzo.

Bittre Wehmut, aufgescheucht
Aus dem träumerischen Sinnen
Ueber dieses Lebens Leid,
Zürnt dem armen kleinen Scherzo.

Kläglich weint ein kleines Kind.
Märzenstürme weben brausend. —
Aber ungestört und friedlich
Wirkt das traute kleine Scherzo
In die warme finstre Nacht
Seine feinen Silberperlen.

Trio.

Allegro, non troppo. — Kein Fliehn und Fliegen.
Gemächlich wandeln die drei dahin, —
Bratsche und Cello still-verschwiegen
Verliebt in die Geige, die Meisterin.

Sie wandeln liebe bekannte Steige,
Abendrot leuchtet auf erstem Schnee.
Aber die Geige
Spricht so süß von verwundenem Weh.

Für ihre Treue dankt sie den andern
Und sagt mit ihrem herrlichsten Klang:
„Es thut mir wohl, so mit euch zu wandern
Den stillen Erinnerungsstrom entlang!

Laßt heitere Freundschaft zwischen uns walten!"
Wie plaudern die anderen gut und traut,
So tröstlich, so heiter, so verhalten! —
Nur manchmal zittert ein Wehmutlaut. —

Aus: „Intermezzo", Gedichte von Frida Schanz.
F. A. Lattmann, Verlag. Berlin — Goslar. Mit Buchschmuck von M. Stiller-Walde.

Südbrasilien und die deutsche Auswanderung.

Von

Alfred Kirchhoff.

Das riesengroße Brasilien ist uns zumeist als ein Tropenland bekannt, als das Land des Amazonenstroms mit der schwülen Treibhausluft seiner unendlichen Urwalddickichte. Wenn wir jedoch die Breite der wundervollen Bai von Rio de Janeiro hinter uns haben und den südlichen Wendekreis überschreiten, so treten wir in einen wesentlich anders gearteten Teil dieser zweitgrößten Republik der Welt ein: in den subtropischen, der in seiner Temperaturhöhe eher den südlichen Mittelmeerlanden vergleichbar erscheint.

Es ist der Raum der plötzlichen Verschmälerung des sonst so breit gelagerten Brasilien, eine Zunge, die es längst der Ostküste südwestwärts ausstreckt zwischen dem Atlantischen Weltmeer auf der einen, Paraguay und dem Nordostzipfel Argentiniens auf der andern Seite bis zu dem seiner Natur nach Südbrasilien selbst nahe verwandten selbständigen Freistaat Uruguay. Drei brasilische Staaten teilen sich in den Boden dieses Südens: Parana, dessen Nordsaum noch etwas über den Wendekreis hinausragt, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, zusammen ungefähr dem Deutschen Reiche an Größe gleichkommend. Abgesehen von Küstenflüßchen, wie dem Itajahy Santa Catharinas, gehört dieses Land bereits dem Stromgebiet des La Plata an: der Parana-Strom, nach dem der Nordstaat Südbrasiliens heißt, bildet die Westgrenze desselben, seine großen östlichen Nebenflüsse Parana-Panema und Iguassu begrenzen ihn in Nord und Süd; der obere, westwärts gerichtete Uruguay scheidet die beiden Südstaaten von einander, umströmt sodann den Westen von Rio Grande do Sul, wie dieser größte Staat Südbrasiliens wieder durch einen linken Zufluß desselben vom kleineren Fremdstaat Uruguay geschieden wird.

Das Klima Südbrasiliens ist eins der allerschönsten auf Erden. Wie sehr es gerade den Deutschen zusagt, ersieht man daraus, daß unsere dortigen Ansiedler sich weit besserer Gesundheit erfreuen und sich viel rascher vermehren als die Deutschen in der alten Heimat. Nur in den Küstenplätzen stellt sich mitunter der unheimliche Sommergast des gelben Fiebers ein, das in Süd- wie

Nordamerika keineswegs streng auf die Tropen beschränkt bleibt. Das Innere ist fieberfrei. Es herrscht fast beständig warme Witterung; einen Schneewinter nach deutscher Art kennt man dort so wenig wie in Sizilien oder Andalusien, indessen zum Glück auch nicht die sommerlichen Dürren dieser europäischen Südlande. Das wichtige Gesetz, daß subtropische Regenarmut des Sommers den Ostflanken der Kontinente fehlt, bestätigt sich hier ebenso glänzend wie unter gleicher Breite in Natal, dem Garten Südafrikas. Die ansehnliche Fülle von mehr denn $1\frac{1}{2}$ m Niederschlag, die man auf Südbrasilien rechnen darf (also ungefähr dreimal so viel wie bei uns in Norddeutschland außerhalb der Gebirge), verteilt sich sogar hauptsächlich auf die wärmsten Monate vom Dezember bis zum April. Schon die Weihnachtszeit, die natürlich hier, wo das Sternbild des südlichen Kreuzes vom nächtlichen Himmel niederschimmert, in den Sommer fällt, führt kräftige Gewittergüsse herbei, noch mehr der heißeste Monat, der Januar. Im Südwinter fällt Regen seltener und spärlicher, mitunter führt ihn zugleich mit plötzlicher Temperaturerniedrigung der stürmische Südwest, der „Minuano", herbei, der gleichfalls zur Sommerzeit bei heiterem Himmel öfter einfällt und die Glutpfeile der Sonne abstumpft. Abgesehen von der dem Landmann viel günstigeren Verteilung der Niederschläge über die Jahreszeiten ähnelt das Klima, zumal im sanften Auf- und Abstieg der jährlichen Wärmekurve, ungefähr dem von Palermo. Blumenau am Itajahy, entspricht mit nahezu 21° Jahreswärme noch Kairo, Pelotas dagegen, nahe jenseits des Einfahrtshafens Rio Grande des gleichnamigen Staates, harmoniert fast genau mit dem Wärmegang Palermos: seine Mittelwärme des Jahres beträgt 18°, die des Juli 12°, die des Januar 24°. Es wechseln also mit heißen, gewitterreichen Sommern wunderbar milde Winter, in denen es wohl dann und wann einen Nachtfrost, jedoch fast niemals Schneefall giebt, außer im höheren Gebirge.

Hochgebirge besitzt Südbrasilien durchaus nicht, jedoch, abgesehen von dem Küstenstreifen und einigen Flußniederungen, auch keine eigentliche Tiefebene. Es wird größtenteils erfüllt von jener uralten Felsscholle, die unter dem Namen „Hochland von Brasilien" ungeheure Flächen Ostbrasiliens bis nahe an den Aequator einnimmt. Diese Scholle besteht aus archäischem Gestein, vorzugsweise aus Granit und Gneis, die zwar nach Ausweis des inneren Gefüges in Urzeiten zu gewaltigen Gebirgskämmen aufgefaltet wurden, deren Majestät aber in ungezählten Millionen von Jahren dem Zahn der Zeit erlag. Das Meer lagerte mächtige Systeme von Schichtgesteinen über diese meist glattgehobelten Urgesteinsmassen ab, und jene geschichteten Felsarten, unter denen rötliche Sandsteine vorherrschen, verharren seit paläozoischer Zeit in kaum gestörter Tafellagerung. Wohl ist die ganze Schollenmasse vielfach geborsten; aus solchen in die Tiefe dringenden Aufrissen sind vulkanische Laven emporgequollen, haben mit ihrem feuerflüssigen Magma die Oberfläche weithin übergossen, ragen auch noch jetzt vielfach in

kühnen Zinnen, mit orgelpfeifenähnlichen Wänden aus Säulenbasalt oder in Sargdeckelformen über ihre sedimentäre Umgebung. Jähe Gehänge indessen zeigt das Hochland seiner Entstehung gemäß nur an den Bruchrändern, vor allem längs der Küste, oder wo die fließenden Gewässer Steilschluchten eintieften. Sonst begegnen meist weichere Formen, äonenlang ausmodelliert von Wind und Wetter, von rinnendem Wasser, nicht selten an den Tafelberg bei Kapstadt erinnernde Berggestalten als Reststücke im übrigen ringsum abgetragener Hochlandtafeln.

In den uns beschäftigenden drei Staatsgebieten erreicht dies Hochland keine beträchtlicheren Seehöhen als unsere deutschen Gebirge; es senkt sich im allgemeinen von einem höheren Kremprand, der die Meeresküste begleitet, gen Westen hinab. Der schluchtig zerfressene Hochlandrand längs der Küste wird häufig Serra do Mar, d. h. Küstengebirge, genannt, obwohl er meist nur, von der Seeseite betrachtet den landschaftlichen Eindruck eines Kammgebirges macht. Diese Serra fesselt den Blick der Vorüberfahrenden längs den Küsten von Parana und Santa Catharina, denen sie stets nahe bleibt. Plötzlich wendet sich die Serra in Rio Grande do Sul vom Strand ab und biegt um nach Westen, oder vielmehr der Rand des Hochlandes knickt hier in scharfem Winkel um, aber sein nun nach Süden gewendetes Gehänge macht wiederum in seiner reichen Ausformung zu bergigen Hochlandfransen und wasserdurchtosten Thalschluchten, in die sich großartige Wasserfälle, dem Staubbach der Schweiz vergleichbar, niederstürzen, ganz den Eindruck eines wahren Gebirges und wird Serra Geral oder schlechtweg die Serra genannt (wie oft das Hochland überhaupt). Allerdings bei weiterem Abstand, etwa von der Hauptstadt Porto Alegre aus, gewahrt der Beschauer doch die Natur dieses vermeintlichen Gebirges als Hochplattenrand: da verschwinden die Miniatureinschnitte der Randzähnelung, wie ein dunkelblauer Wall erscheint da das Ganze ohne tiefere Einschnitte, ohne überragende Gipfel. Nach Westen erniedrigt sich dieser Gebirgswall naturgemäß, denn, wie wir schon bemerkten, es senkt sich ja nach dieser Richtung das Hochland, ja, es löst sich gegen den Uruguay hin in sogenannte Cochilhas auf, d. h. in langgedehnte Höhenrücken, durch die Erosion aus der Plattenform herausgearbeitet, durch die Verwitterung an ihrer Oberfläche abgerundet. Gerade aus dem Riograndenser Hochland sind uns Mineralschätze mannigfachster Art bekannt geworden, die übrigens auch den beiden anderen Staaten nicht ganz fehlen. Die fast das Ganze deckende rotbraune Trapprinde vulkanischen Gesteins birgt Unmassen der schönsten Achate und fein gebänderter Chalcedone, mit denen gefüllt alljährlich Hunderte von Fässern nach Idar in unserem Nahethal versandt werden, wo sonst die dort blühende Achatschleiferei schon längst hätte eingehen müssen wegen erschöpfender Ausbeutung des heimatlichen Gebirges, das vormals an Achaten so reich war. Der unter der Trappdecke lagernde rote Sandstein, der besonders in der Serra Geral weit und breit zu Tage tritt, liefert einen vorzüglichen Bau-

stein. Namentlich aber scheint das überall unterteufende Urgestein großartige Erzlager zu bergen. Außer vielfachen, obwohl nirgends ansehnlichen Funden von Gold im Flußsand kennt man Lagerstätten gediegenen Silbers, Zinnerzes, kupferreichen Azurits und Malachits, silberhaltigen Bleiglanzes, trefflichen Roteisen- und Magneteisenerzes. Nutzbar gemacht sind bereits die Steinkohlenlager am Tabarão in der Südostecke Santa Catharinas, also in günstigster Meeresnähe, noch mehr die am rechten Ufer des Jacuhy bei San Jeronymo.

Letztere führen uns in das Flachland der Südhälfte von Rio Grande do Sul, dem der Jacuhy, nachdem er im Südlauf die Serra Geral durchbrochen hat, schon angehört. Dieses Flachland erhebt sich durchschnittlich nur 2—300 m über See, stellt indessen keine Tiefebene, sondern ein welliges Hügelland in Cochilhasformen dar, in geognostischer Beziehung aufs engste verbunden mit dem benachbarten Hochland. In seinem Westen ziehen die von dem roten Sandstein unterlagerten vulkanischen Deckgesteine der sogenannten Trappformation von Norden herein, sodaß hier auch noch die Achatsammler gute Ausbeute finden; und hier ist auch orographisch die Schwelle gegen das Hochland sehr verwischt, wenig serrenhaft. Der Hauptteil des Flachlandbodens gehört dem Urgestein an, das hier gewöhnlich nur in Muldentiefen, wo die Abtragung minder einzugreifen vermochte, von anderen Gesteinsarten, wie jenem langgestreckten Streifen der Steinkohlenformation, überdeckt wird. Zwei niedrige kleine Gebirgsrücken im Osten des Flachlandes, die Serra dos Tapes und die Serra do Herval, bestehen ganz wie der Hochzug der Serra do Mar aus Granit und Gneis; im übrigen herrscht auch hier ein roter Lehm, anscheinend echter Laterit, vor, wie er als Verwitterungskruste aus den verschiedensten, archäischen sowie vulkanischen Bodenarten in heißen Klimaten hervorgeht. Lediglich der litorale Südosten unseres Südstaates ist völlige Tiefebene, eine ganz fremdartige Ansäumung an das uralte anstehende Felsgestein der südbrasilischen Scholle, ein Erzeugnis erst neuerlichen Rückzugs des Meeres. Daher ist hier nichts zu sehen von der sonst allverbreiteten roten Erde; Sanddünen ziehen längs des Strandes gleichwie in Hinterpommern, dahinter leuchtet eine Menge kleiner Flachlagunen aus tafelglatter Sandflur, in die zwei große Haffseen eingebettet liegen: die Lagoa Mirim und die Lagoa dos Patos. Diese nimmt nicht bloß bei Pelotas den Abfluß der Mirimlagune auf, sondern vereinigt in sich überhaupt fast sämtliche Riograndenser Gewässer, soweit sie nicht dem Uruguaysystem angehören, namentlich empfängt sie von Porto Alegre her den viele Kilometer breiten Guahyba, zu dem sich der Rio Jacuhy erweitert, indem er jener Hauptstadt gegenüber noch den Cahy und den Rio dos Sinos empfängt. Im Meeresniveau selbst belegen, wird die Lagoa dos Patos stets von neuem brackig, weil bei sommerlich verstärkter Verdunstung Salzwasser über die Sandbarre eindringt, die an der Verknüpfungsstelle der Lagune mit dem offenen Meer ein schlimmes Hindernis für die Schiffahrt verursacht an diesem Seethor von Rio Grande.

Nahen wir uns dieser Seepforte von außen her, so fühlen wir uns eher an die atlantische Küste der Sahara als in die unmittelbare Nähe Brasiliens versetzt. Jenseit einer weiß aufschäumenden, tosenden Brandung erblicken wir nichts als einen unabsehbar langen Streifen gelblich weißen Sandes; bis auf spärliche grüne Stellen, die eine magere Grasnarbe deckt, fehlt jeglicher Pflanzenwuchs. Dahinter indessen wogt ein unendliches grünes Meer von Gräsern, es ist die Landschaft der Campos, das Kampland, wie es der deutsche Ansiedler nennt. Das ganze Hügelgelände des südlichen Rio Grande führt danach den Namen der Campinha. Sie trägt wesentlich den Charakter der argentinischen Pampas, ist wie diese zwar sehr gut benutzbar für Weizenbau, fast durchweg aber jetzt zu extensiver Viehzucht verwertet, gelegentlich noch durchjagt von flüchtigen Rudeln des Nandu, des kleineren, südamerikanischen Straußes. Wo Bäche und Flüsse ihren Uferboden mit Feuchtigkeit tränken, gedeiht geselliger Baumwuchs; sonst schauen wir nur oasenhaft kleine Wäldchen, sogenannte Capões, aus niederen Bäumen nebst Gesträuch gebildet, aus der Grasflur hervorragen; den Grasteppich selbst unterbrechen nur wenige beigemischte Stauden, dann und wann eine Kaktee oder eine Zwergfächerpalme. Hochwald wächst nur auf den beiden schon erwähnten kleinen Gebirgen nahe der Patoslagune, besonders auf ihrem Ostgehänge, an dem der Seewind seine Hauptregen entladet.

Den stolzesten Wald trägt aus dem nämlichen Grunde das südbrasilische Randgebirge, die Serra Geral, zumal in ihrem östlicheren Verlauf, und das gesamte Küstengebirge bis über das Staatsgebiet von Parana hinaus. Der Charakterbaum dieser Waldung ist die schlanke Konifere Araucaria brasiliensis, wegen der nahrhaften Samenkerne ihrer Zapfen sehr begehrt von den krächzenden Scharen buntbefiederter Papageien. Araukarienbestände überkleiden mitunter weite Strecken; in ihrem Schatten wächst in kleineren Gruppen der nützliche Maté-Baum, die Ilex paraguayensis, das Geschwister unseres westdeutschen Hülsenbaums oder der „Stechpalme", deren getrocknete und zu einem gelblichen Mehl zerriebene Blätter als Herva Maté im außertropischen Südamerika den chinesischen Thee wie den Kaffee ersetzen, daß man jährlich über 30 Mill. Kilo davon aus Südbrasilien nach Argentinien und Chile ausführt. Je weiter wir im Küstengebirge dem Aequator uns nähern, desto mehr rückt schon in Santa Catharina und Parana der nordisch eintönigere Araukarienwald auf die höhere Gebirgsstufe; auf den gleichmäßiger durchwärmten Unterstufen dagegen stellt sich mehr und mehr das bunte Tropengewirr der mannigfaltigsten Baumgestalten ein mit Farnkräutern und Orchideen als Epiphyten im Geäst, mit Schlinggewächsen, die wie Guirlanden die Wipfel verbinden, und dem dichten Unterholz, durch das man oft nur mit dem Buschmesser sich Bahn brechen kann. Brüllaffen nehmen vor dem Eindringling Reißaus durch das Dickicht, wo es von zahlreichen Insekten wimmelt, prachtvolle Falter ihre glänzenden Farben zeigen.

Erst im Binnenland, dem minder benetzten, ziehen sich selbst in diesen niedrigeren Breiten dichtere Gehölze an die Flußufer, und es beherrscht trocknere Fluren eine Savannenlandschaft mit vereinzeltem, schwächlicherem Baumwuchs, die Katingaformation.

Was uns aber zur Zeit an diese drei Staaten so fesselt, das ist der Mensch, und zwar vor allem der deutsche Kolonist, der einzig und allein auf diesem Boden außerhalb Europas sein Deutschtum dauernd bewahrt hat.

Als Deutsche seit 1824 hier sich anzusiedeln begannen, fanden sie das Land nur ganz spärlich bevölkert. Die wenigen Eingeborenen, die braunhäutigen Indianer, waren schon ins Innere verscheucht und zählten so gut wie gar nicht mehr mit. Zahlreicher waren die Neger, die man aus Afrika herübergeholt hatte, hauptsächlich, um sie Sklavendienste in den viel Zuckerrohr und Kaffee bauenden Küstengegenden des tropischen Brasiliens verrichten zu lassen. Auch hier in Südbrasilien hielten sich allerdings die sehr zur Trägheit neigenden Herren des Landes, die aus Portugal und von den Azoren stammenden Lusobrasilianer, schwarze Sklaven, z. B. als Diener und Dienerinnen selbst für die leichtesten Arbeiten, zu denen sie sich selbst zu vornehm dünkten. Gegenwärtig stockt natürlich der Zustrom von Negern, da seit Mai 1888 in ganz Brasilien die Sklaverei aufgehoben ist, und fortan gehen auch hier die festländisch-amerikanischen Neger in der Vermischung mit Weißen als eigene Rasse ihrem Untergang entgegen.

Von Anfang an hatte der deutsche Kolonist also eigentlich nur mit dem Lusobrasilianer, in dessen Adern oft genug etwas Negerblut floß, den unschweren Wettbewerb zu bestehen. Draußen im Kampland des Südens zeigte sich noch der romantische Typus desselben als Gaucho: oft athletische Gestalten von ritterlicher Haltung, ganz verwachsen mit dem Roß, an alle Strapazen gewöhnt, von Wind und Wetter gebräunt. Auch des Riograndenser Gauchos Hauptbeschäftigung war stets die Sorge um sein Vieh, das er trefflicher mit dem stets am Sattel befestigten Lasso einzufangen wußte. Stolz ritt er daher mit silberbeschlagenem Sattelzeug, im Kremphut und grellfarbigem Prunkgewand, nahm fürlieb mit einer halbzerfallenen Lehmhütte als Obdach und übte grenzenlose Gastfreiheit. Mit dieser protzen auch die lusobrasilianischen Stadtbewohner gern, nur macht diese ihre unüberwindliche Arbeitsscheu meist zu bettelstolzen Gesellen. Ihre übergroße Kinderliebe verdirbt die Erziehung; alle sind sie Mundhelden, von ihren eigenen Talenten tief überzeugt. Im Schweiß ihres Angesichts den Boden zu bearbeiten, scheint ihnen eines Herrn unwürdig, sie trachten nach einer Beamtenstellung, die ihnen einen volltönenden Titel verleiht, oder betreiben Handel, am liebsten verdarben sie seit alters die Zeit mit leidenschaftlichem Politiktreiben, was, so lange das Kaiserreich bestand, also bis 1889, über phrasenreiches Parteigezänk zwischen Liberalen und Konservativen kaum je hinauskam.

Dem Lande fehlte mithin vornehmlich der produktive Stand des zäh arbei-

tenden Landmanns und des fleißigen Handwerkers. Diese Lücke gefüllt zu haben, ist seit etwa achtzig Jahren das unvergeßliche Verdienst der deutschen Ansiedler. Wir finden sie heute sowohl in Parana als in Santa Catharina in ansehnlicher Zahl über die küstennäheren Gegenden verbreitet: dort besonders im Bezirk der schon hochgelegenen, von Araukarienwäldern umkränzten Hauptstadt Curitiba, hier besonders in und um Blumenau. Tiefer ins Innere reichen deutsche Siedelungen in Rio Grande do Sul; hier gediehen sie vor allem prächtig im Urwaldgebiet der Südrand-Serra nach dem Vorbild der 1824 begründeten Erstlingskolonie São Leopoldo am Rio dos Sinos. Dort gewahren wir deutsche Bauernsiedelungen in dichter Reihe, mit Einschaltung zweier Viereckflächen mit italienischen Ansiedlungen, vom oberen Sinosfluß bis nach Jaguary. Schon dringt indessen deutsche Kolonisation auch tiefer ein in das Riograndenser Hochland; ja über Santa Cruz hinaus blühen seit kurzem zukunftsreiche Kolonien der Unsrigen auf im wäldergrünen Stromgebiet des oberen Uruguay, so die vortrefflich geleiteten Privatkolonien des Leipziger Dr. Hermann Meyer, Neu-Württemberg und Schingu (Xingu). Auch im Westen der Patoslagune erzielen deutsche Siedler gute Erfolge auf gerodetem Waldboden im Herval- und Tapesgebirge wie auf dem Kampland um São Lourenço unweit Pelotas, wo sie die sonst in der Campinha fast ganz eingegangene Weizenkultur wieder zu Ehren bringen. Außer der stark überwiegenden Anzahl bäuerlicher Siedler unseres Volkes leben in Südbrasilien als Handwerker, Kaufleute, Industrielle, Feldmesser, Lehrer, Geistliche noch so viele Deutsche, auch außerhalb der genannten deutschen Ansiedelungsbezirke im engeren Sinne des Wortes, daß man vermutlich die Summe der Deutsch-Brasilianer in diesem Süden auf 300 000 schätzen kann, was angesichts der Gesamtziffer der Bewohner der drei Staaten nach einer Berechnung für 1888 (die Ergebnisse der Zählung von Anfang 1901 liegen leider immer noch nicht vor) sehr viel bedeutet denn jene ergab wenig über eine Million Seelen. Für Rio Grande do Sul veranschlagt einer der besten Kenner der dortigen Verhältnisse, Alfred Funke,*) die Zahl der gegenwärtig daselbst ansässigen Deutschen auf 150 000 ($^2/_3$ Protestanten, $^1/_3$ Katholiken), in der etwa 100 000 Einwohner zählenden Hauptstadt Porto Alegre allein auf 25 000.

Auf diesen, Italien an Größe nicht viel nachstehenden Südstaat wenden sich darum jetzt unsere Blicke hauptsächlich, weil auf seinem überaus fruchtbaren Boden, unter seinem milden Himmel unser Stamm erfahrungsgemäß in gesundheitlicher wie wirtschaftlicher Beziehung vorzüglich fortkommt. Trifft es zu, daß kaum über 30 000 deutsche Auswanderer dorthin gezogen sind, so hat sich in deren Nachkommen diese Zahl verfünffacht, und zwar im Verlauf von noch nicht achtzig

*) Vergl. dessen soeben erschienene lehrreiche Broschüre: Deutsche Siedlung über See, ein Abriß ihrer Geschichte und ihr Gedeihen in Rio Grande do Sul. Halle a. S., 1902.

Jahren, was sicherlich nicht geschehen wäre, falls jene dem veralteten Sprüchlein nachgelebt hätten: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ Behauptet man doch auf Grund sorgfältiger Beobachtung, daß unter je 1000 Riograndenser Deutschen das Jahr über nur 10 sterben, hingegen 40 bis über 50 geboren werden, was auf einen Zuwachs von mindestens 30 Promille hinweisen würde, wogegen in unserem Reiche der natürliche Zuwachs der Bevölkerung sich zur Zeit aus 37 Geburten und 21 Sterbefällen aufs Tausend zu 16 Promille berechnet.

Gerade der Serra-Urwald, dessen Rodungsschwierigkeit die Lusobrasilianer zurückgeschreckt hatte, zog mit seiner erstaunlichen Ergiebigkeit für mannigfaltigsten Anbau den deutschen Landmann an. Vorzugsweise waren es Hunsrücker und Pommern, die hier mit Axt, Hacke und Pflug Wunder wirkten, sodaß ihr Fleiß, ihre Arbeitsausdauer, ihre Sparsamkeit, auf dem dürftigen Sand des deutschen Nordostens oder dem unfruchtbaren Höhenboden des rheinischen Schiefergebirges erzogen, sie in diesem ungleich dankbareren Neuland aus armen Bauern, ja Tagelöhnern, die sie daheim geblieben sein würden, gar bald zu behäbigen Gutsbesitzern, bisweilen mit fast fürstlichen Marställen werden ließ. Für spottbilliges Kaufgeld, gewöhnlich sogar nur mit einer kleinen Teilanzahlung, erwarb man dicht zur Seite von ausgewanderten Genossen ein großes Landrechteck, das mit der Schmalseite regelmäßig an eine 7 m breite Schneise („Pikade“), also einen schnurgeraden Aushieb im Urwald anstieß. Hier wurde dann „Roce gemacht“ (wie der Deutschbrasilianer sich nach dem portugiesischen Wort roça für Rodung ausdrückt), d. h. mit Feuer und Axt die Waldespracht grausam niedergelegt, auf daß die Glut der Sommersonne in dem Chaos halb niedergebrannten, halb niedergefällten Pflanzenwerks dörrend weiter aufräumen helfe. Noch dampfte wohl der mit fruchtbarster Asche nun gedüngte, von Kohle geschwärzte rötliche Waldboden, da säte man bereits Mais hinein, und, siehe da, in vier Monaten heimste man schon eine ganz stattliche Ernte ein, hatte somit nicht bloß sein Brot, sondern auch bestes Futter für die Schweine, die wieder durch ihr vielgesuchtes Schmalz bar Geld oder sonstige erwünschte Ware auf dem Tauschweg im Kaufhaus einbrachten. Denn an geeigneter Stelle baute man regelmäßig ein solches nebst Kirche, Schule, Unterkunftshaus für Nachzügler u. dergl. auf dem „Stadtplatz“ inmitten der „Pikade“, wie man zusammenfassend die Siedelungen an jenen Schneisen und den sie verbindenden Querwegen, überhaupt mithin die ganze Kolonie nannte.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß der jungfräuliche Boden bei richtigem Fruchtwechsel an die sechzig Jahre zu tragen pflegt, ohne Düngung zu verlangen. Und mit welch vielfältigem Ernteſegen lohnte er die Mühe, wenn erst der Pflug nach dem Abfaulen der zunächst stehen gelassenen Baumstümpfe regelrecht die Furchen zog! Je nach der Höhenlage gediehen alle deutschen Getreidearten, vornehmlich aber neben dem Weizen der körnerreiche Mais, dazu der Maniok, dieser Euphorbiaceenstrauch, dessen riesige Knollenwurzel das nahrhafte grobe Mehl

(die „Farinha") liefert, die „schwarzen Bohnen" (eine unserer Schminkbohne nächstverwandte Leguminose, die das landesübliche Hauptnahrungsmittel darbietet), in geschützter Thallage sehr guter Tabak, selbst Baumwolle und hoch aufschießendes Zuckerrohr mit nicht geringerem Zuckergehalt wie in den Tropen. Außer den deutschen Kirschen und Pflaumen erntete man bald auch Pfirsiche und Aprikosen, in Ueberfülle Apfelsinen, so daß man gelegentlich die Schweine mit goldenen Hesperidenäpfeln fütterte. Um die Wette mit dem aus Welschtirol oder Oberitalien stammenden Nachbar pflegte man in prangenden Rebengeländen den Wein, verlegte sich neben ergiebiger Bienenzucht wohl auch nach dem Vorbild der Italiener auf trefflich rentierende Seidenraupenzucht, denn der das Nährblatt liefernde Maulbeerbaum wucherte allerwegen aufs üppigste. Der Stolz des Bauern war selbstverständlich sein Marstall; das Pferd wie sein Blendling mit dem Esel, das Maultier, war ihm in der That auch unentbehrlich, da man zu Fuß auf den anfangs meist sehr schlechten Wegen kaum fortzukommen vermochte, zumal wenn ein kräftiger Gewitterguß den zähen roten Lehm breiartig erweicht hatte. Sommer und Winter weidete ja das Vieh auf dem Potreiro, dem Grasanger, neben dem sauber aus Back- oder Bruchstein errichteten Haus, unter freiem Himmel. Eine ordentliche Milchwirtschaft mit sorgsamer Zuchtwahl zur Heranbildung eines tüchtigen Rinderschlages haben erst unsere deutschen Bauern in Südbrasilien eingeführt, während die zahllosen Millionen der unabsehbaren Rinderherden in der Campinha allein als Schlachtvieh benutzt werden, um Charque (portugiesisch Xarque), d. h. gedörrtes Rindfleisch zu gewinnen, das immer noch den Hauptausfuhrgegenstand von Rio Grande ausmacht. Die Schweine, eine merkwürdige, überaus fettreiche Kreuzung des europäischen Schweines mit dem chinesischen, dem sogenannten Makaoschwein, tragen zum Wohlstand unserer Bauern in Südbrasilien umsomehr bei, als letzteren der Mais in solchen Unmassen zuwächst und, in Schmalz, Speckseiten, Schinken verwandelt, sich ungleich besser verkäuflich erweist, die Schweine dort zu Lande aber zweimal im Jahr durchschnittlich je zehn Junge werfen. Endlich hat auch jeder Bauer an Eiern die Hülle und Fülle und, wenn er will, nicht nur des Sonntags, nein, Tag für Tag sein Huhn im Topf, weil die Hühner gleichfalls so massenhaft sich vermehren und bei der riesenhaften Insektenfülle des Landes keiner Fütterung bedürfen.

Und nach diesem Paradies auszuwandern, verbot die preußische Regierung durch das ominöse, 1859 erlassene, jüngst erst aufgehobene „Reskript von der Heydt", das, wenigstens jedem preußischen, Staatsbürger harte Strafe androhte, wenn er für Auswanderung nach Brasilien warb! Verweilen wir nicht bei der traurigen Thatsache, daß man im größten deutschen Staat so lange verwechseln konnte das tropische mit dem außertropischen Brasilien und die ungerechtfertigste Verallgemeinerung beging, indem man den schurkenhaften Mißbrauch, den einige Kaffeepflanzer von São Paulo mit unseren Auswanderern auf Grund der bald

gänzlich untersagten Parceriaverträge getrieben, dermaßen aufbauschte, als gehe der Deutsche in dem „fieberbrauenden" Brasilien überhaupt entweder raschem Tode oder der Sklaverei entgegen! Betonen wir es vielmehr fortan frank und frei: kein Land über See ist dem Deutschen, der auswandern will, ohne arbeitsscheu zu sein, mit reinerem Gewissen zu empfehlen als Südbrasilien, denn hier winkt ihm Gesundheit mit Wohlstand gepaart, und — hier bleibt er Deutscher!

Ueberall anderwärts verlieren unsere überseeischen Auszügler, wie allbekannt, mit der deutschen Sprache allmählich geistig, noch früher wirtschaftlich die Fühlung mit dem deutschen Vaterland, ganz besonders in den weiten Landen englischer Zunge, in die sich doch eben der Hauptstrom unserer Auswanderer hinlenkt. In den drei Südstaaten Brasiliens allein erwuchs (wie sonst nur noch in Siebenbürgen) eine nach Hunderttausenden zählende Schar deutscher Ansiedler, die heimischer Sprache und Sitte treu verblieben mitten unter den Welschredenden. Von den Lusobrasilianern trennte sie von Anfang an in den Städten eine im Gegensatz des Wesens begründete wechselseitige Abneigung, in den Pikaden die herrliche Einsamkeit des Waldes, für den das deutsche Herz in allen Zonen schlägt. Freilich setzten sich, wie wir sahen, zwischen unseren wackeren Bauern der Serra-Pikaden viele Tausende von Italienern fest, vom fürsorglichen Kaiser Pedro II. seit 1874 gerufen ob ihrer Anstelligkeit und Genügsamkeit. Doch es kam zwischen ihnen und den deutschen Nachbarn nur zur Berührung, nicht zur Vermischung. Hinzu tritt der Umstand, daß der Italiener arm ankommt, um bald, wenn er genug Geld verdient hat, wieder zu gehen; ferner, daß er als Kolonist chinesenhaft unstet bald hier Winzer ist, bald dort als Felsenbrecher mit der Dynamitpatrone beim Eisenbahnbau hilft, während der deutsche Kolonist die einmal der Kultur gewonnene Scholle viel zu lieb gewinnt, um sie über kurz oder lang zu verlassen, vielmehr sparsam seine Habe zusammenhält, um durch Parzellieren seines großen Gutes oder durch Ankauf neuer Kolonieloſe seinen Kindern und Kindeskindern Nährboden an Ort und Stelle zu schaffen, sein ganzes Geschlecht festwurzeln zu lassen in der neuen Heimat.

Wird aber, so fragen wir zum Schluß, dieser holde Zauber eines blühenden Neu-Deutschland im fernen Brasilien nicht wie ein Phantom zerfließen, wenn beim nunmehr in Rio Grande schon in der Ausübung begriffenen umfassenderen Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr die Abgeschlossenheit der deutschen Gruppenansiedelungen ins Wanken kommt? Wird sich dann das Deutschtum gegen das Romanentum widerstandskräftig behaupten, wo bereits die jetzt aufwachsende Generation der Deutschbrasilianer großenteils nicht lesen noch schreiben kann wegen Beschränkung des von den Bauern nicht gerade begeisterungsvoll aus eigener Tasche gepflegten deutschen Schulunterrichts oft nur auf das 10. bis 12. Lebensjahr?

Sicherlich droht hieraus Gefahr. Die Staatsgewalt Brasiliens weiß ja den

Wert deutscher Einwanderung zu schätzen, indessen eine sonderliche Fürsorge für deutsche Schule, deutsche Kirche in den Urwaldpikaden des Südens darf man ihr nicht zumuten. Hier erwächst vielmehr für uns im alten Vaterland die Pflicht, hilfreich die Hand über das Weltmeer zu strecken, um den Unsrigen dort drüben in Stadt wie Land beste Kräfte für ihre Verwaltung des Kirchen- und Schulwesens zu spenden ohne engherziges Vordrängen konfessioneller oder politischer Parteiinteressen. Selbstverständlich gebietet es fernerhin die nationale Pflicht, in gesunder Reaktion gegen das von der Heydtsche Reskript alle unsere Kraft dran zu setzen, vom Hauptstrom deutscher Ueberseewanderung, dem nordamerikanischen, einen möglichst breiten Seitenstrom in die Küstengewässer Brasiliens abzuzweigen, damit jener tüchtig schaffende Außenposten unseres Volkes erweiternden und sein Deutschtum durch „frische Deutschländer", wie man drüben sagt, belebenden Nachschub erhalte, statt in der doch immer noch starken Majorität der Welschen aufgeschlürft zu werden, wie es anderwärts nur zu oft geschehen. Verkehren doch Monat für Monat die schönen Dampfer unserer Hamburg-Amerika-Linie zwischen Hamburg und Rio Grande, und kostet doch selbst nach der neuerlichen Preissteigerung die Ueberfahrt im Zwischendeck nicht über 220 Mark, während die nach den Kolonien Dr. Meyers gehenden Auswanderer sogar nur 160 Mark zu zahlen haben. Zu guterletzt ist es aber nicht minder Pflicht jedes Vaterlandsfreundes, der sich weiteren Umblickes um das Erdenrund befleißigt, die thörichte Furcht des deutschen Kapitals vor Anlagen in südbrasilischen Unternehmungen zu bekämpfen. Das zaghafte Zurückhalten unserer Finanziers von letzteren erfüllt unsere Konkurrenten in Frankreich, Belgien und England mit heller Schadenfreude! Die Riograndenser Nordwestbahn-Gesellschaft, der die Hauptaufgabe der kulturellen Hebung des Landes durch Besiedelung der ihr laut Konzession zufallenden ausgedehnten und fruchtbarsten Landstriches im Uruguaybogen zufällt, kommt leider durch die gänzliche Teilnahmlosigkeit deutscher Finanzkreise für dieses großartige Unternehmen in Gefahr, letzteres dem Ausland überlassen zu müssen, falls Deutschland nicht noch in zwölfter Stunde es als seine Pflicht erkennt, durch kräftige Unterstützung die bisher aufgewandten Mühen und Mittel deutscher Unternehmer für unsere Nation zu retten. Gleichgültigkeit in solcher Hinsicht steht uns übel zu Gesicht, die wir Dank dem Festhalten der dortigen Deutschen an deutscher Art und Dank der Thatkraft sowie der Intelligenz führender deutscher Männer besonders in Porto Alegre, Pelotas, Rio Grande, für unsern Ausfuhrhandel. für den Absatz deutscher Industrieerzeugnisse namhaften Vorteil aus Südbrasilien ziehen. Dies wird nur dann andauern, wenn wir uns ebenso klug wie selbstlos des südbrasilischen Tochterlandes würdig zeigen.

Die Poesie, die Jugend und das Volk.

Von

Richard Weltbrecht.

Liest das Volk Poesie und hat unsere heutige Jugend Sinn für Poesie? Diese Fragen sind mir aufgestoßen, als ich zu einem bestimmten Zweck mich vor einiger Zeit mit der umfassenderen Frage beschäftigte, was das Volk überhaupt liest. Unter Volk verstehe ich hier den sogenannten Mittelstand, die Arbeiter und die Bauern, unter Jugend befasse ich die gesamte Jugend unseres Volkes, also nicht etwa bloß die Besucher der Volksschulen. Oft genug schon habe ich mich auch gefragt: Wer kauft und liest die alljährlich zu Dutzenden erscheinenden Gedichtbände unserer Dichter und dichterischen Dilettanten alten Schlages oder modernen Stils?

Eine Statistik hierüber wäre sehr anziehend, wenn sie so leicht zu machen wäre. Es sind aber nur einige Vorarbeiten dazu da, und diese wieder beziehen sich auf den gesamten Lesestoff des Volkes, nicht bloß auf die Poesie im engeren Sinne. Man ist auf ziemlich unsichere Angaben der Verleger, der Leihbibliotheken, einzelner Beobachter angewiesen, und ich bin mir bei den nachfolgenden Ausführungen mehr als sonst bewußt, daß ich bei Beantwortung der Frage, die ich an die Spitze gestellt habe, voraussschicken muß: Irrtum vorbehalten!

Mit dieser Verwahrung glaube ich sagen zu können: *das Volk liest keine Poesie, und unsere heutige Jugend hat viel weniger Sinn für Poesie als die vergangener Zeiten.* Und unsere sogenannten Gebildeten gehen hierin mit schlechtem Beispiel voran. Die Zeitungsleserei und die Romanseuche haben sie um die Fähigkeit gebracht, überhaupt Poesie verstehen und begreifen zu können, ganz abgesehen davon, daß mehr dazu gehört, den Wert eines lyrischen Gedichtes zu würdigen, als oft den eines Werkes der bildenden Kunst. Die meisten Gebildeten stehen einer Dichtung ebenso hilflos gegenüber wie einem Musikstück, ja noch hilfloser, und nur der gefälligen Dienerin Presse verdanken sie es, daß sie überhaupt ein Urteil haben, wenn nicht ein eigenes, so doch das des Kritikers.

Wenn das bei dem Gebildeten der Fall ist, dann sicher noch viel mehr bei dem Volke und bei der Jugend, an denen man freilich sonst die „Empfänglichkeit" zu rühmen pflegt. Gegenüber der Poesie zeigen sie aber sehr wenig davon. Neunundneunzig Prozent von allem, was die deutsche Poesie Gutes hervorgebracht hat und hervorbringt, sind für das Volk einfach nicht vorhanden, für die Gebildeten noch keine zehn Prozent.

Zwar unsere Klassiker und nicht wenige andere Dichter werden in den billigen

Ausgaben von Reclam, Hendel, Meyer massenhaft verkauft. Reclam allein hat bis 1901 von Schillers Tell 619 000 Exemplare, von Goethes Hermann und Dorothea 490 000 Exemplare, von Faust I. Teil 290 000 Exemplare abgesetzt, und von Shakespeares Werken nicht viel weniger. Auch die Hendelsche „Bibliothek der Gesamtlitteratur" weist die größten Absatzzahlen auf für Goethes Hermann und Dorothea, ferner für Heines Buch der Lieder; geringere schon für die Gedichte Schillers und Goethes, sowie für Uhland und Chamisso, wieder geringere für Spitta: Psalter und Harfe, Droste-Hülshoff, Eichendorff und Lenau. Damit ists fertig. Nur Busses Sammlung neuerer Lyrik kommt noch mit größerem Absatz in Betracht, sonst geht alles nicht über den Durchschnitt hinaus, nach dem der Deutsche Dichtungen erwirbt! Der Absatz von Tell und Hermann und Dorothea kommt wohl in erster Linie auf die Jugend; sie sind einfach Schulbücher geworden, weil sie im deutschen Unterricht regelmäßig behandelt werden; Faust ist das Buch, nach dem der Gebildete und, wie aus Pfannkuches Untersuchung[1]) hervorgeht, der deutsche Arbeiter greift. Die Gesamtausgaben deutscher Klassiker und Shakespeares werden deshalb so viel gekauft, weil sie der Gebildete in seiner Bibliothek haben muß oder sie seinen Kindern zu Weihnachten schenkt, das erfordert nun einmal die Bildung. Ob er sie liest, ist wieder eine andere Frage. Beim Volke wird man vergeblich nach unseren Klassikern suchen. Es sucht sie aber auch nicht in Leihbibliotheken. Das steht für den Mittelstand und für den Bauern fest, Pfannkuches Schrift beweist es auch für den Arbeiterstand. Von 40 Bänden Goethe wurden in einer großen Bibliothek nur 8 für ein Jahr ausgeliehen, von 8 Bänden Schiller nur 5, von 15 Bänden Lessing nur 6, aber von 3 Bänden Sudermannscher Dramen 50, von 6 Bänden Hauptmann 34, darunter „Die Weber" allein 10 mal — die beiden letzten wahrhaftig nicht um ihres poetischen Gehaltes willen! Von neueren Dichtern ist, als aus dieser Bibliothek entlehnt, überhaupt nur Julius Wolff angeführt. Und das Verhältnis von Poesie und Prosa stellt sich bei einer großen Bibliothek folgendermaßen: von der gesamten deutschen Dichtung (Gesammelte Dichtungen, dramatische Werke) wurden in einem Jahre 400 Bände ausgeliehen, an Prosasachen mehr als 3000, ähnlich in anderen Bibliotheken. Die Zahlen für alle untersuchten Entlehnungen aus Bibliotheken, die für die Arbeiter bestimmt sind, aber stellen sich, um nur einige Beispiele anzuführen, so: Zola 433 mal entlehnt, Marlitt 270, Gerstäcker 268. Von den Dichtern steht ihnen am nächsten Heine mit 215 (aber gewiß auch nicht wegen des „Buches der Lieder"!), Goethe 137, Schiller 106, Freiligrath 33, Lessing und Byron 27. Das übrige Volk liest aber auch von diesen Dichtern so gut wie nichts.

Der wohlgemeinte Versuch Jakobowskis, durch eine ganz billige Auswahl von Gedichten die Poesie unter das Volk zu bringen,[2]) scheint vollständig gescheitert zu sein, wozu freilich die nichts weniger als glückliche Auswahl mit die Schuld getragen haben mag. Es war freilich auch naiv, zu hoffen, daß unser Volk sich von der Kolportagelektüre so rasch zur Dichtung bekehren lasse, vollends gar zur lyrischen. Und wenn wir

[1]) Pfannkuche: Was liest der deutsche Arbeiter? Tübingen, Mohr. 1900.

[2]) Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk zusammengestellt von Dr. L. Jakobowski. Berlin, M. Liemann. 155 S. 10 Pf.

gelegentlich von großen Erfolgen neuer Dichter hören, z. B., daß von Otto Julius Bierbaums „Im Irrgarten der Liebe" in kurzer Zeit ca. 25 000 Exemplare abgesetzt wurden, von den „deutschen Brettl-Chansons" (Liedern) sogar mehr als 40 000, so hat dazu vor allem die Billigkeit des Preises beigetragen — ein paar Hundert Gedichte nur eine Mark! — und die Abnehmer sind sicherlich nicht unter dem Volke zu suchen, sondern am ehesten noch unter der gebildeten Jugend, die überhaupt den Sammlungen von Ueberbrettlliedern ein großes Interesse entgegenbringt. Wenn unsere Jugend freilich sich an dieser größtenteils frivolen oder läppischen Poesie nährt, dann ists kein Wunder, wenn sie gegen andere Poesie stumpfsinnig wird und sogar den Sinn für die Prosadichtungen wirklicher Dichter verliert. Es ist überhaupt eine Abnahme des Sinns für Poesie in jedem Sinne, für die Poesie der Natur und des Menschenlebens wie der gedruckten unter unserer heutigen Jugend festzustellen. Die innige Liebe und Begeisterung, mit der wir in unserer Jugend die allmählich frei und billiger werdenden Klassiker, ferner die Uhland, Lenau, Körner, auch die zeitgenössischen Möricke, Geibel u. s. w. aufnahmen, ist längst verschwunden: die Jugend steht der Poesie überhaupt kühler und reservierter gegenüber. Das liegt sicherlich nicht bloß an der Art unseres Schulwesens selbst, von dem Wachler in seiner Schrift: „Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste"[3]) nicht mit Unrecht sagt: „Das Erziehungswesen der Schulen bildet, seiner Abkunft von Anstalten der mittelalterlichen Geistlichkeit gemäß, durch eine langjährige Stubenabrichtung Halbgelehrte voll buntscheckiger, unvereinigter Kenntnisse aus, Unfertige, deren Sinn und Haltung geschwächt sind, doch keinen an Leib und Geist blühenden, jungen Deutschen, innig vertraut mit der Natur und kunstempfänglich." Aber das Schulwesen war vor 50 Jahren ganz gewiß auch nicht besser als heute, und doch war viel mehr Empfänglichkeit für Poesie vorhanden. Das liegt an den tausenderlei auf die Jugend eindringenden Eindrücken des modernen Lebens mit seinem bunten Wirrwarr, die die sanften Eindrücke der hohen Dichtkunst übertäuben und die innere Sammlung verhindern; das hängt mit unserer harten, sich drängenden und stoßenden, der Natur entfremdenden Gegenwart und den realistischen Fragen der Zeit, sowie mit der unidealistischen, teilweise geradezu materialistischen Weltanschauung zusammen. Dieser kommt ein gut Teil der modernen Poesie, auch der genannten Brettllieder, entgegen, darum ist für diese Art Poesie einige Empfänglichkeit bei der Jugend vorhanden.

Anders steht es mit der Poesie im Volksleben. Aus drei Bestandteilen setzt sich der dichterische Schatz des Volkes zusammen: Gesangbuchlieder, Soldatenlieder und Couplet- und Ansichtspostkartenpoesie. Das Volkslied, einst vom Volke hervorgebracht, ist längst verstummt, und zwar nicht bloß so, daß keine Volkslieder mehr gedichtet, sondern auch, daß bald keine mehr gesungen werden. Es ist ganz erstaunlich, wie in den letzten fünfzig Jahren die Kenntnis des Volksliedes beim Volk zurückgegangen ist, wie eins um das andere der Volkslieder oder zum Volkslied gewordenen Lieder verstummt. Und fast ebenso erstaunlich ist, wie rasch die Großstadtcouplets beim Volk Eingang finden.

Ich habe es selbst erlebt, wie ein solches Couplet, dazu von der dümmsten Sorte und der fadesten Melodie, nachdem es einigemal bei einem Vereinsabend vorgetragen war, sich in kurzer Zeit fast das ganze Städtchen eroberte. An alle Ecken und Enden

[3]) Eine Streitschrift von Ernst Wachler. Berlin, Richard Heinrich. 1897.

erklang es und die Jugend pfiff es. Es ist ein wahrer Jammer, daß die herrlichen Melodieen unserer Volkslieder, die freilich unseren ländlichen Gesangvereinen, von deren Sünden am Volke und an Dichtung wie Musik auch ein betrübendes Lied zu singen wäre, längst nicht mehr gut genug sind: daß diese Melodieen zusamt dem Text gerade von Kouplets verdrängt werden, soweit sie nämlich nicht schon durch Soldatenlieder verdrängt sind. Ich will nicht leugnen, daß darunter manche recht schöne, auch im guten Sinne volksmäßige sind. Aber in der großen Mehrzahl sind sie, ganz abgesehen vom geringen dichterischen Wert, nichtsnutzigen, wenn nicht geradezu unsittlichen Inhalts; mindestens haben sie ein oder zwei Schlußverse mit oft sehr eindeutigen Hinweisungen. Und Jahr für Jahr bringt unsere männliche Jugend diese Lieder und neue dazu nach Hause, während die weibliche aus der Großstadt, wo sie im Dienst stand, die zweifelhafteste Großstadtpoesie mitbringt. Dazu kommt die Poesie der Ansichtspostkarten, eines der traurigsten Gewächse, die den Geschmack des Volkes verderben. Ich denke hier nicht an die gut gemeinten Verse, die die Schreiber solcher Karten selber zusammenreimen und leimen, sondern an das, was auf diesen Karten an Versen gedruckt ist. Etwas Elenderes nach Form und Inhalt kann man nicht finden, und doch läge es so nahe, da nun einmal die Ansichtskarte in den verschiedensten Spielarten millionenfach verbreitet ist, sie zu benutzen, um echte Poesie ins Volk zu bringen. Und wahrhaftig, schwer wäre das nicht, denn ob ein schlechter, dummer und fader Vers darauf gedruckt wird, oder ein guter, ist für den Drucker und Setzer ganz gleichgiltig. Vielleicht nicht für den Verleger, weil er mit jenem bessere Geschäfte macht! Etwas Aehnliches gilt, wenn auch in anderem Sinne, für die Bierfilzel aus Sägemehl, die für das Volk der Großstadt in diesem Sinne nutzbar gemacht werden könnten. Auf diese sind ja häufig Verse aufgedruckt, und ich pflege, wo solche aufliegen, den Inhalt zu studieren. Da stehen neben Aufforderung zum Trinken und allgemeinen Sprüchen von mehr oder minder anfechtbarer Weisheit oft Verse, deren Inhalt recht gut ist. Poesie kann man ja wohl von den Bierfilzeln nicht verlangen, aber wie gut thäte es manchem, wenn er wenigstens auf einen gesunden Inhalt träfe. Hundertmal mag er darüber weglesen, einmal kann doch das eine oder andere in ihm haften.

Doch das liegt schon auf einem anderem Gebiete, das wir hier nur streifen wollten.

Am frühesten und nachhaltigsten tritt dem Volke, wenigstens in dem evangelischen Teile, die Poesie nahe in den Liedern des Gesangbuchs. Ich erkenne den unschätzbaren Wert des evangelischen Kirchenlieds, um das uns die katholische Kirche beneidet, selbstverständlich vollkommen an, wenn ich auch seinen Einfluß auf die Hebung des Sinnes für Poesie nicht bloß gering anschlage, sondern thatsächlich eher schädlich nenne. Schon deshalb, weil die Gesangbuchlieder Memorierstoff sind, ganz naturgemäß sein müssen; was aber in der Schule eingebläut, unter Umständen eingeprügelt wird, das erregt eher Abneigung als Liebe. Und wie leicht pflegt die Jugend zu verallgemeinern! Doch davon abgesehen; wenn die Gesangbuchlieder der Maßstab für die Poesie sind, dann muß so ziemlich alles, was gereimt ist, für Poesie angesehen werden, dann wird die Unterscheidung zwischen wirklicher und Scheinpoesie unmöglich. Unsere Gebildeten haben schon kaum Unterscheidungsvermögen dafür, besonders wenn einige poetische Ausdrücke, Bilder oder Gleichnisse darin vorkommen, wie viel mehr das Volk, das noch weniger Sinn für die Schönheit der Form

wie für dichterischen Inhalt hat. Und da nun mindestens zwei Drittel unserer Gesangbuchslieder — von ihrem unvergänglichen religiösen Wert sehe ich hier natürlich ganz ab — dichterisch betrachtet Reimerei sind, so darf man sich nicht wundern, wenn das mit solcher Poesie genährte Volk keinen Sinn für wahre Poesie hat. Dabei ist allerdings die merkwürdige Beobachtung zu machen, daß nicht bloß im verständigen achtzehnten Jahrhundert, sondern auch noch im neunzehnten z. B. die Gellertschen Lieder sich der größten Beliebtheit erfreuten. Und diese stehen ja dichterisch so ziemlich auf dem niedersten Standpunkt, den Gellert selbst prächtig so formuliert hat, daß der Zweck der Poesie sei, dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen, was denn ein betrübendes Licht auf den Verstand unseres Volkes werfen würde, wenn bei der Hochschätzung der Gellertschen Lieder nicht noch andere Dinge in Betracht kämen.

Anderseits liebt unser Volk wieder das Gegenteil von nüchterner Poesie, nämlich den Schwulst, vielleicht weil es den für höhere Poesie hält. Mit Andacht und Inbrunst habe ich das Volk Lieder singen hören wie das Liebeslied:

Dein gedenk ich, wenn ich erwacht,
Du bist mein Stern in dunkler Nacht,
Am blauen Himmel glänzt mir Dein Bild
Und von den Sternen strahlt es so mild —

ein Vers, der sicherlich keinen Wiederhall im natürlichen Gefühle unseres Volkes findet. Da aber auch unsere Gebildeten und sogar unsere modernen Dichter Schwulst mit Poesie verwechseln, so darf man mit dem Volke nicht allzusehr ins Gericht gehen.

Aber man wendet überhaupt ein: ob unser Volk und unsere Jugend Empfänglichkeit für Poesie haben, ist gleichgiltig. Wenn jenes nur zu essen hat und Mittel zu einer anständigen Lebenshaltung, und diese fleißig lernt, um etwas zu werden im Leben, so ists genug. Dieser Standpunkt ist das Gegenteil von dem, der alles Heil davon erhofft, daß die Kunst, wie man sich schön ausdrückt, ein Faktor im Volksleben werde. Jede Art von Kunst. Bei der bildenden ist es aus verschiedenen Gründen schwer, leichter bei der dichtenden.

Was die Jugend betrifft, so ist allerdings eine Jugend zu bedauern, die keinen Sinn für das höchste, außer Religion und Vaterland hat: für die Poesie. Es fehlt ihr etwas, was durch nichts anderes zu ersetzen ist, der männlichen wie der weiblichen. Mich überkommt immer ein gelinder Schauder, wenn ich eine solche Jugend aus den sogenannten besseren Ständen sehe, die auf alles, was Poesie heißt, pfeift und für Nietzsche (dessen hinreißende Wirkung freilich gerade auf seinem dichterischen Feuer beruht, ohne daß seine Verehrer es merken, und so ein Zeugnis für die Macht der Poesie ist), Ibsen, den lieben Sudermann und — Brettllieder schwärmt. Meistenteils pfeift sie zugleich auf Religion und Vaterland. Beim Volke ist das etwas Anderes. Man kann gar nicht verlangen, daß die Poesie eine Macht in ihm ist, und ich glaube unsern Schulmeistern auch nicht, die uns versichern, bei den Griechen sei dem so gewesen. Aristophanesreif mögen sie in ihrer Mehrzahl gewesen sein, aber ihrem Aeschylus oder Sophokles stand die große Masse, abgesehen vielleicht von der Stunde der Aufführung mit ihrem gottesdienstlichen Charakter, sicher nicht anders gegenüber als unser Volk seinem Schiller und Goethe.

Aber ist es denn ein so großes Unglück, wenn unser Volk keinen Anteil nimmt am

dichterischen Leben der Nation? Es wird für die Größe unserer Nation ja nicht viel verschlagen, ob ein paar hunderttausend mehr oder weniger teilnehmen an den dichterischen Schätzen, und gute Soldaten und thatkräftige Bürger werden wir haben, auch ohne daß die Gesamtheit des Volkes teilnimmt an den hohen Gütern der Kunst. Die Widerstandskraft der Buren beruht sicherlich nicht auf der künstlerischen Bildung des Burenvolkes, sondern auf nationalen und religiösen Tugenden, und die Sieger von 1870/71 hätten bei dem Befähigungsnachweis für poetisches Verständnis schlecht bestanden.

Aber dennoch bleibt es ein Nachteil, wenn die große Masse eines Volkes dem Höchsten, was ein Volk hervorbringt, und das ist die Poesie, gleichgiltig und verständnislos gegenüber steht, weil die innerliche Einheit, auf der die Stärke einer Nation beruht, darunter leidet. Dann auch aus sozialen Gründen, weil es stets vom Uebel ist, wenn an geistigen Gütern nur ein kleiner Teil eines Volkes Anteil hat. Denn die Gemeinschaft an denselben Gütern ist eines der stärksten Bande, die ein Volk umschließt, und ein Band des Friedens, wie kein anderes. Endlich ist es an und für sich ein unnatürlicher Zustand, wenn die Dichter eines Volkes in die Luft dichten, und die Erfindung des Grundsatzes l'art pour l'art ist nur ein sauersüßer Trost oder ein fadenscheiniges Mäntelchen.

Es gilt also, unser Volk für die Poesie zu erziehen. Und da es keine Poesie liest, so muß man sie ihm durch mündlichen Vortrag nahe bringen. Ich meine hier nicht die Theater; denn das allerletzte, wonach die Zuschauer hierbei fragen, ist die Poesie eines Dramas. Das gilt auch von den Volksfestspielen, so hoch ich sie sonst in ihrer Wirkung auf das Volk stelle. Vielmehr halte ich viel von Vortragsabenden, und die obengenannte Statistik Pfannkuchs beweist wenigstens für die Arbeiter, daß nach einem entsprechenden Vortragsabend über einen Dichter auch dessen Werke in der Bibliothek gesucht, also gelesen werden. Es wäre doch etwas Anderes, wenn unser Volk wieder mehr nach den Werken seiner Dichter griffe, als nach dem Feuilletonroman seiner Zeitung oder nach den schmierigen Bänden seiner Leihbibliothekromane. Und je mehr es der Religion entfremdet ist, um so nötiger ist das. Nicht als ob wir die Kunst irgendwie als Ersatz für die Religion ansähen; aber die Erhebung der Menschenseele über das Materielle und Zeitliche ist schlechterdings notwendig, wenn der Mensch nicht verkümmern und sich geistig zurückbilden soll. Diese Erhebung bringt die Poesie, und sie kann geradezu eine Brücke werden zur Religion.

Die Wirkung von dichterischen Vortragsabenden ist mannigfach erprobt und sollte noch weiter erprobt werden. Pfarrer Dr. Paul Luther hat sogar den Versuch gemacht, ein Buch zu diesem Zweck mit Dichtungen lebender Dichter verschiedener Richtung zusammenzustellen.[4]) Ich selbst habe schon vor Jahren den Versuch bei einer Bauerngemeinde gemacht, und ich habe selten in Stadt und Land aufmerksamere Zuhörer gefunden, als dort in jenem kleinen, tabaksqualmigen Wirtshaus des Dorfes, wo ich z. B., natürlich mit etlichen Auslassungen, Shakespeares „Kaufmann von Venedig" vorlas. Aber auch mit Uhland, Körner u. s. w. habe ich ähnliche günstige Erfahrungen gemacht.

Ist es auch immer zuerst das Stoffliche, was das Volk anzieht, z. B. eben bei

[4]) Deutsche Volksabende. Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende. Für die Praxis zusammengestellt von Dr. Paul Luther. Berlin, Alexander Duncker. 1898.

Shakespeare: ganz unberührt von dem Hauche der Poesie bleiben die Zuhörer doch nicht, und allmählich werden sie Sinn und Verständnis für die gewaltige Wirkung wirklicher Dichtung und für die unzertrennbare Einheit von Form und Gehalt bekommen; wenn sie es sich auch nicht begrifflich klar machen können, sie werden doch dunkel fühlen, daß Poesie etwas ganz Anderes, Höheres ist als alle Prosa und eine ganz andere innerliche Erhebung bewirkt. Uebrigens wäre solcher Vortragsabend für die sogenannten Gebildeten ebenso notwendig wie für das sogenannte Volk. Denn auch die Gebildeten, die sich einbilden, Kunstverständnis zu haben, brauchen Anleitung und Einführung in die Dichtung, die sie zum großen Teil gar nicht kennen oder doch bloß dem Namen nach. Und das Volk unterscheidet sich von ihnen nur dadurch, daß es nicht einmal die Namen kennt.

Das sind nun freilich künstliche Wege. Von Rechts wegen müßte die Poesie ihren Weg ganz von selbst zum Volke finden. Aber das kann ein großer Teil der Dichtung der Vergangenheit, zum Teil auch die klassische, nicht, weil sie nicht in unserm Volkstum wurzelt, sondern im Klassizismus. Das kann die Dichtung der Gegenwart nicht, weil sie sich fast durchaus an Vorbilder aus fremdem Volkstum, nordischen, west- und neuerdings osteuropäischen anlehnt, und weil sie in der Mehrheit Großstadtkunst ist, in allen drei Fällen also nicht auf Wiederhall im deutschen Volksgemüt rechnen kann. Soll die Poesie überhaupt nicht bloß für Literaten und einige Gebildete da sein, so muß sie im wahrsten Sinne Heimatkunst werden, wobei allerdings zu bemerken, daß diejenige Kunst, die längst und am meisten Heimatkunst ist, die Dialektdichtung, keineswegs die besondere Beachtung und Liebe des Volkes erfährt. An der Dialektdichtung erfreut sich nur ein ganz kleiner Bruchteil des Volkes; die, welche sie genießen, gehören vielmehr fast durchaus den gebildeten Ständen an. Das hat nun freilich eine Reihe von Ursachen, die zu erörtern hier zu weit führen würde. Soweit die Kunst Heimatkunst ist, hat sie Aussicht, sich das Volk zu erobern, vielleicht langsam, aber unaufhaltsam; soweit sie das nicht ist, werden alle Versuche, sie in das Volk einzuführen, umsonst sein. Was in der Literatur leben will, muß seine Wurzeln im Volksboden haben; sonst blüht es vielleicht treibhausartig auf, aber verwelkt um so rascher, und seine Spur ist verschwunden, ehe es nur recht zur Entfaltung gekommen.

Was wir von unseren Dichtern verlangen müssen, hat Wachler in der genannten Schrift mit etwas pathetischen Worten, aber im Grunde durchaus richtig gesagt, und Volk und Jugend wird sich erst dann, jenes überhaupt, diese wieder der Poesie zuwenden, wenn man angefangen hat, seine Grundsätze gelten zu lassen und in dichterische That umzusetzen. Ich kann diese Ausführungen deshalb nicht besser schließen als mit seinen Worten: „Wir verlangen nicht eine zierliche Stimmungskunst für Künstler, sondern eine machtvolle Volkskunst für die Nation; voll Unerschrockenheit, Glut und Größe, mit würdigen Gegenständen, getragen von der Eigenart unserer Gaue, auf dem Boden unserer Landschaften, von der Kühnheit echten Deutschtums durchlodert; voll Freude an der Gegenwart und voll Kenntnis unserer Vergangenheit. Will der Künstler den zerrissenen Zusammenhang mit dem Volkstum wiederherstellen, so darf er nicht, ein markloser Verarbeiter, jedweden Stoff zurechtdrechseln, nicht abgeschlossen im Zimmer, vereinzelt im großstädtischen Gewühl schaffen, vielmehr muß er, wandernd oder seßhaft, mit Gefühl und Denkart in die Volksgemeinschaft eintauchen und aus ihr heraus gestalten.

Kennt er seinen Gau, die Bräuche und Launen, die Lieder, Sagen, Märchen, Sprichwörter und Rätsel der Gegend, empfindet er Freud und Leid mit seinen Landsleuten, klingt die Provinz, die alte Zeit, das Handwerk in seiner Sprache wieder, verschmäht er fremde Maße und Wörter, die dem Bauer unverständlich: so wird ihn auch sein Volk verstehen und ihm auf die Höhen seiner Kunst folgen können. Vor der Einfalt und Einheit solcher volksmäßigen Dichtung verschwinden Bekenntnis, Partei, Bildung, trennende Gewalten, die der künstlerische Ausdruck deutscher Weltansicht in der durchgeistigten Darstellung irdischen, zumal heimatlichen Lebens bezwingt. Teilt so der rechte Künstler, dankbar Natur und Leben verherrlichend, von der eigenen Heiterkeit und Weltfreude seinem Volke mit, zieht er männlich zu sich empor durch eine tiefsinnige und heldenhafte Kunst aus der dumpfen Beschränktheit des Werktages: so fördert er seine Gesundheit, schärft seinen Blick und begeistert es, gleich den Sängern des Befreiungskrieges, zu hohen Thaten als ein Künder seines Volkstums, als ein Erzieher und Mahner der Nation."

Erdengang.

Das blaue Meer, der Sonne Flammenrund,
Der Abendröte Paradiesesgärten,
Des Morgens Perlentrift, der Mondnacht Zauber,
Des Waldes lichtdurchwirkte Schattennacht,
Der Firnen Silberlicht und über allem:
Des Sternenfirmamentes Demantblitzen —
Das alles nennst du *dein*; dir scheint die Welt
Dein strahlender Palast; reich wie ein Gott
Durchwandelst du der Erde Schönheitswunder;
Und dann — nur eine heißre Welle Bluts
Nach Hirn und Herz — ein stöhnend Atemholen —
Still steht die Uhr dir — *deine* Welt versank. — — —

— — — Weit blinkt das Meer hinaus im Sonnenglanze,
Die Wolken ziehn, die Wälder rauschen fort,
Die Firnen leuchten und die Sterne funkeln
Durch Ewigkeiten fort — nur *dir* nicht mehr!
Der Erdengarten blüht, als hätte nie
Dein Fuß sein blumiges Geländ durchschritten. — — —

— — — Vielleicht ist *dieser* Erdentag noch dein;
O schau dich freundlich um und wandle sachter. —
Sieh, *nichts* ist *dein* hier, nicht ein Blütenblatt,
Kein Halm, kein Tröpflein Tau, kein Sonnenstrahl;
Der Garten blüht der *Ewigkeit*, nicht *dir*;
Dein ist der *Dank* nur, dein ist das *Entzücken*
Dem Gärtner, der dir dieses Edens Thor
Für eine Sonnenstunde hat erschlossen.

Julius Lohmeyer.

Das Recht der Kolonieen.

Von

Philipp Zorn.

II.

VIII. Die innere Verwaltung.

1. Allgemeines. Was endlich die Einrichtung der inneren Verwaltung angeht, so sind in sämtlichen Kolonieen mehr oder minder weitreichende Anfänge gemacht. Der Gedanke, hier konsularrechtliche Gesichtspunkte wie bei der Rechtspflege zu Grunde zu legen, schloß sich von selbst aus; diese Aufgabe mußte selbständig angegriffen werden. Hierfür waren einmal die handelspolitischen Gesichtspunkte maßgebend, welche überhaupt den Ausgangspunkt unserer kolonialen Entwickelung bildeten; der Schutz der in den Kolonieen bereits vorhandenen Handelsinteressen, sowie die Anknüpfung und Förderung neuer Handelsbeziehungen, sei es einzelner Handelshäuser, sei es von Handelsgesellschaften, mußte in erster Linie als Gegenstand einer fürsorgenden und weitsichtigen Lokalverwaltung in den Kolonieen erscheinen. Gerade in diesem Punkte vor allem lag ja der Zusammenhang der Kolonialpolitik mit der Weltpolitik, die Bedeutung der Kolonieen für die Entwickelung der Seemacht und der Weltmachtstellung des Deutschen Reiches.

Dazu trat von Anbeginn ein zweiter hochwichtiger Gesichtspunkt: die Erziehung und Kulturpflege der Eingeborenen. Es muß aufs schärfste zurückgewiesen werden, wenn behauptet wurde: lediglich zur Ausbeutung und zur Erzielung von Handelsgewinn habe das Reich die Kolonieen und deren einheimische Bevölkerung sich unterworfen. Nicht dem Kaufmann nur, auch dem Missionar und Forscher folgte der deutsche Staat in der Erwerbung jener weiten Gebiete bisheriger Unkultur, und dieser ethische Gesichtspunkt ist im Laufe der Jahrzehnte immer stärker hervorgetreten und hat sich immer mehr verallgemeinert. In der Kongo-Akte Art. 6 (Kol.-Ges. S. 68) haben die Vertragsmächte, also alle europäischen und die amerikanische Großmacht, feierlich das Versprechen abgelegt: alles, was in ihren Kräften stehe, thun zu wollen für Erhaltung und Erziehung der unzivilisierten einheimischen Völkerschaften des afrikanischen Kontinents in erster Linie, aber selbstverständlich ebenso der Kolonialgebiete in

anderen Weltteilen; das Deutsche Reich speziell hat in seinen Südseeländern und in Asien seiner Verwaltung dasselbe Prinzip zu Grunde gelegt wie in Afrika. Eine große Anzahl hochinteressanter Rechtsvorschriften des deutschen Kolonialrechtes beruht auf diesem Prinzipe, so die Vorschriften gegen die Opium- und Alkoholvergiftung der Eingeborenen, das Verbot der Kreditgewährung an Eingeborene, die vielfachen und einschneidenden Vorschriften über die Behandlung der eingeborenen Arbeiter, insbesondere die scharfen Bestimmungen gegen Sklavenjagden und Sklavenraub sowie für allmähliche Beseitigung der Sklaverei überhaupt, selbst in der milden Form der sog. Hausſklaverei (s. über letztere die ganz neuerdings erlassene Verordn. des Reichskanzlers v. 21. Febr. 1902 für Kamerun und Togo).

2. Das Finanzwesen. Die Einrichtung der Kolonieen in militärischer Beziehung, in Verwaltung und Rechtspflege, sowie die Erfüllung der der deutschen Verwaltung gestellten handelspolitischen und ziviliſatorischen Aufgaben erforderte und erfordert bedeutende Geldmittel. Weder konnte bis jetzt daran gedacht werden, aus den eigenen Erträgen der Kolonieen diese Geldmittel zu decken, noch war es möglich, aus den kaufmännischen Unternehmungen, denen die deutsche Besitzergreifung zunächst zu gute kam, diese Kosten zu entnehmen. Der Kolonialetat ist von Jahr zu Jahr gewachsen; nur ausnahmsweise konnten Handelsunternehmungen ganz oder zu erheblichem Teile zur Erstattung der erwachsenden Kosten herangezogen werden; die Kosten mußten in der Hauptsache von Reichs wegen getragen werden. Und dies wird für geraume Zeit noch so bleiben. Nur die Kosten der Verwaltung der Marschall-Inseln trägt die Jaluit-Gesellschaft; die Togo-Kolonie, welche bis vor kurzem keinen Reichszuschuß brauchte, bedarf nun auch eines solchen, wenn auch allerdings nur zur Herstellung besserer Verbindungen.

Eine oberflächliche Betrachtung könnte hieraus den Schluß ziehen, daß die ganze Kolonialpolitik völlig verfehlt sei und man die Kolonieen so bald und so billig als möglich „losschlagen" müßte. Dies ist das Evangelium, das bei jeder Gelegenheit im Reichstage der Abgeordnete Eugen Richter predigt. Aber auch die größte Redegewandtheit kann doch niemand, der offene Augen hat, darüber hinwegtäuschen, daß dieser typische Vertreter des „Fortschrittes" heute völlig rückständig geworden ist und das Empfinden der Nation nicht mehr auszudrücken, ja nicht einmal mehr zu verstehen die Fähigkeit hat. — In der traurigen Aera Caprivi neigte bekanntlich auch die Regierung zu solchen Anschauungen, und bei der Beratung des Kolonialetats hören wir alljährlich diese Klagen und Anklagen in langen Reichstagsreden von monotoner Einförmigkeit auch heute noch immer wieder. Ich unterlasse dem gegenüber, Gedanken der Weltmachtpolitik, ja selbst nur der allgemeinen Seehandelsinteressen und der erzieherischen Bedeutung der Kolonieen für den so lange ganz eingeschlafenen Unternehmungsgeist des deutschen Volkes geltend zu machen. Zwei

Gesichtspunkte aber müßten gerechterweise selbst die eingeschworenen Gegner der deutschen Kolonialpolitik anerkennen: Einmal daß die Anfänge jeder Einrichtung mit Kosten verbunden sind, und daß man Erträge eines Unternehmens doch erst erwarten darf, wenn man das Unternehmen in Gang gebracht hat. Alle Kolonialmächte haben diese Erfahrung gemacht, und sie kann uns, der jüngsten Kolonialmacht, eben auch nicht erspart bleiben. Daß man dabei mit Risiko arbeitet, kann sicherlich auch nicht geleugnet werden; aber der Umstand, daß unsere Kolonieen für andere Staaten sehr begehrliche Objekte sind, spricht doch wohl nicht für deren völlige Wertlosigkeit.

Und dazu kommt noch ein Zweites. Bis das Reich aus den Kolonieen finanzielle Ueberschüsse erzielt, wird es noch lange dauern, wenn es überhaupt dahin kommt. Aber darauf kommt es garnicht in erster Linie an. Der Reichtum der Engländer und der Holländer als Volk ist in erster Linie aus den Kolonieen gezogen; nicht umsonst heißen im Haag die schönsten Straßen: Java-Straße, Sumatra-Straße u. dgl. Und auch bei uns ist, das darf ruhig gesagt werden, schon bis jetzt genug Geld aus den Kolonieen gewonnen worden; die klugen Hamburger Kaufleute würden nicht in den Kolonieen arbeiten, wenn sie nicht dabei reichlich verdienten. Diese Thatsache aber wirft das ganze alljährliche Lamento beim Kolonialetat über den Haufen. Indirekt durch den Gewinn deutscher Kaufleute kommen heute schon unsere Kolonieen auch finanziell dem Staate zu gute, und dieser Vorteil wird noch bedeutend, ja enorm, anwachsen.

Für die formelle Behandlung der Finanzverhältnisse unserer Kolonieen sind durch ein besonderes Gesetz vom 30. Mai 1892 (Kol.-Ges. S. 127) die allgemeinen Grundsätze unseres Reichsrechtes als maßgebend erklärt worden: der Kolonialetat wird alljährlich und zwar selbständig gegenüber dem allgemeinen Reichsetat aufgestellt; er bedarf eines Gesetzes, also der Zustimmung von Bundesrat und Reichstag. Die im letzten Kolonialetat (1902) enthaltenen Summen sind folgende:

Ostafrika	8 051 496	Mk.,	davon	aus	Reichsmitteln	4 865 200	Mk.
Kamerun	4 236 600	"	"	"	"	2 295 100	"
Togo	1 650 000	"	"	"	"	1 015 000	"
Südwestafrika	9 458 000	"	"	"	"	7 634 900	"
Neu-Guinea	822 000	"	"	"	"	722 000	"
Karolinen 2c.	338 100	"	"	"	"	305 000	"
Samoa	441 400	"	"	"	"	170 400	"
Kiautschou	12 404 000	"	"	"	"	12 044 000	"

3. **Die Lokalverwaltung.** Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die innere Verwaltung selbst, so ist die Organisation derselben allenthalben derart durchgeführt, daß erstens für die allgemeine Verwaltung unter den Gouverneuren kleinere Verwaltungsbezirke mit der Bezeichnung: „Bezirksämter"

— 4 für Kamerun, 23 für Ostafrika, 6 für Südwestafrika, 3 für die Karolinen — gebildet wurden, die, wo dies erforderlich erschien, mit der militärischen Organisation in Verbindung gebracht sind. Für die weitere Ausgestaltung sind vom Kaiser als dem Träger der Staatsgewalt dem Reichskanzler zwei große Vollmachten in blanco gegeben: erstlich (Verordnung vom 2. Mai 1894, Kol.-Ges. S. 61) auch in den oben charakterisierten Interessensphären jederzeit, sobald dies thunlich und rätlich erscheint, die deutschen Verwaltungseinrichtungen herzustellen; und zweitens (Verordnung vom 3. Juli 1899, Kol.-Ges. S. 157) in den einzelnen Kolonieen die Bildung von Gemeindeverbänden in die Wege zu leiten, sobald der Zeitpunkt hierfür als gekommen erachtet wird. Beide Punkte sind interessant und werden für die Weiterentwickelung der Kolonieen sehr wichtig werden. In Ostafrika ist in sämtlichen Küsten-Bezirksämtern, sowie in drei Bezirksämtern im Innern die Kommunalverwaltung bereits hergestellt, wie dies aus dem dem Reichstag vorgelegten Jahresbericht hervorgeht.

Neben der allgemeinen Verwaltung finden sich jetzt schon bedeutsame Anfänge von Spezialverwaltungen, so besonders für Zollwesen überall, für Bergwesen in Südwestafrika und in Ostafrika, für Forstwesen in Ostafrika, für Postwesen, ja selbst für Schulwesen.

Was den Inhalt der Verwaltung angeht, so zeigt sich in diesen staatlichen Anfängen, wie wir sie in den Kolonieen gewissermaßen physiologisch beobachten können, daß alle Staatsverwaltung im Anfang Polizei ist, und zwar nach den beiden Gesichtspunkten der alten Schule: teils Sicherheits- teils Wohlfahrtspolizei; vielfach laufen ja auch beide Gesichtspunkte in einander über. Zum Zwecke der raschen und sachgemäßen Erledigung dieser Verwaltungsaufgaben ist das kaiserliche Verordnungsrecht in sehr weitem Umfange den Gouverneuren der Kolonieen übertragen worden.

Dem Gesichtspunkte der Sicherheitspolizei dienen vor allem die in unseren sämtlichen Kolonieen erlassenen Verordnungen über die Aus- und Einfuhr sowie den Verkauf von Waffen und Munition (die wichtigsten s. Kol.-Ges. S. 238 ff.). Sie verfolgen den Zweck, die deutsche Staatsgewalt jederzeit in genauer Kenntnis der vorhandenen Bestände zu erhalten und den Eingeborenen nicht in unbegrenzter Weise kriegerische Hilfsmittel zu gewähren, die auch gegen die deutsche Staatsgewalt Verwendung finden könnten.

Für Rechtspflege, allgemeine und besondere Verwaltung, bedurfte es einer wenn auch nicht sehr großen, doch immerhin erheblichen Zahl von deutschen Beamten. Man entnahm sie dem deutschen Offizier- und Beamtenstand, ohne bis jetzt besondere Qualifikationsbedingungen für den deutschen Kolonialdienst aufzustellen. Zur besonderen Ausbildung von Kolonialbeamten wurde durch Gesetz vom 23. Mai 1887 (Kol.-Ges. S. 137) im Anschluß an die Universität Berlin eine Bildungsanstalt unter der eigentümlichen Bezeichnung „Orientalisches Seminar"

errichtet; sie dient in erster Linie zur Erlernung der in unseren Kolonieen gebrauchten einheimischen Sprachen; die Errichtung eines Lehrstuhles für Kolonialrecht hat man trotz der großen Schwierigkeit dieser Materie bis jetzt nicht für notwendig befunden.

Zur Regelung der Beamtenverhältnisse in den Kolonieen erging eine besondere Verordnung vom 1. August 1896 (Kol.-Ges. S. 138 ff.) auf der Grundlage des allgemeinen Reichsbeamtengesetzes; eine Reihe von Einzelverordnungen schloß sich daran für die einzelnen Kolonieen. Disziplinarkammer und Disziplinarhof haben ihren Sitz in Berlin. Daß man diesen unter besonders schwierigen Verhältnissen arbeitenden deutschen Beamten auch besondere Vorteile, vor allem hinsichtlich des Verkehrs mit der Heimat, zuwenden mußte, erscheint selbstverständlich.

In besonders anerkennenswerter Weise hat die deutsche Staatsgewalt sich den Schutz der Eingeborenen gegen sich selbst und ihre verderblichen Leidenschaften zur Aufgabe gestellt. Nicht Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung zu kaufmännischem Vorteil, sondern ihre Erziehung zu menschenwürdigem Dasein ist der Endzweck, den die deutsche Staatsgewalt in betreff der Eingeborenen in den Kolonieen erreichen will. Die einheimische Bevölkerung soll nicht ausgerottet, sondern entwickelt werden. Dieser Aufgabe dienen vor allem die zahlreichen Vorschriften gegen die Unmäßigkeit, die in sämtlichen Kolonieen ergingen: das Verbot der Bereitung des berauschenden Pembo-Weines, das Verbot des Verkaufs von Opium, das Verbot oder die weitgehende Beschränkung der Einführung von Branntwein; die Errichtung von Wirtschaften und Schankstätten ist überall von Staatsgenehmigung abhängig gemacht, und sie werden strenge überwacht. Auch das Verbot der Kreditgewährung an Eingeborene gehört in diesen ethischen und rechtlichen Zusammenhang. (Das hochinteressante Material der einschlägigen zahlreichen Verordnungen siehe in der Kolonial-Gesetzgebung S. 274 ff.)

In besonders sorgfältiger Weise haben aus dem gleichen Gesichtspunkte unsere deutschen Behörden in den Kolonieen sich mit der Arbeiterfrage befaßt. So merkwürdig es klingt: die soziale Frage bildet in jenen wilden Ländern einen der Hauptbestandteile der deutschen Staats- und Kulturarbeit. Man hat hierfür eine sehr breite und interessante Grundlage gelegt. Volkszählungen wie bei uns im Reiche sind draußen in den Kolonieen zur Zeit noch nicht durchführbar, die Schätzung der einheimischen Bevölkerung ist vorerst eine nur approximative (13—14 Millionen).

Diese eingeborene Bevölkerung ist, wie oben dargelegt, zwar nicht deutsch im Sinne der Reichsverfassung und des Staatsangehörigkeitsgesetzes, sondern bedarf, um dies zu werden, erst der Naturalisation; wohl aber ist sie deutsch im Sinne eines staatsrechtlichen Unterthanenverhältnisses gegenüber der deutschen Staatsgewalt. Und zwar ist dieser Rechtsgedanke in den Kolonieen viel schärfer ausgeprägt als im Reichsgebiet der Reichsverfassung: während hier jeder Deutsche — abgesehen von gewissen militärischen Beschränkungen — mit oder ohne Aufgabe

der Staatsangehörigkeit frei auswandern kann, ist dies in den Kolonieen grundsätzlich nicht der Fall, sondern das dauernde Verlassen des deutschen Gebietes ist für Eingeborene nur statthaft kraft Erlaubnis der Behörde. In diesen Anfängen staatlicher Bildungen macht also der Staat ein hartes Recht auf die Menschen geltend, ein Prinzip, das bekanntlich in den Kulturländern längst verschwunden ist (vgl. Kol.-Ges. S. 409).

Der Status der nichteingeborenen Bevölkerung in den Kolonieen wird durch eine Matrikel evident erhalten, die amtlich geführt wird und der Konsularmatrikel nachgebildet ist.

Ueberaus sorgfältig sind dann ferner die Vorschriften über die Behandlung der einheimischen Arbeiter ausgebildet; auf der Grundlage der großen Brüsseler Antisklaverei-Akte v. 2. Juli 1890 (abgedruckt Kol.-Ges. S. 564 ff.) erging das deutsche Gesetz v. 28. Juli 1895 gegen Sklavenraub und Sklavenhandel (ebenda S. 615) und zahlreiche besondere Verordnungen für die einzelnen Kolonieen; und wie die wirkliche Sklaverei bekämpft, bestraft und vernichtet werden soll, so soll auch keine Scheinsklaverei durch menschenunwürdige Behandlung der eingeborenen Arbeiter stattfinden. Demgemäß sind strenge Vorschriften erlassen für die Beförderung solcher Arbeiter, die für hierzu verwendenden Fahrzeuge nach Raumgehalt und Einrichtung, die zu gewährenden Nahrungsmittel, die mitzuführenden Medikamente, Verbandmittel u. dgl. — wohlthuende Zeugnisse rein menschlicher edler Fürsorge, die die deutsche Staatsgewalt gegenüber den ihrer Obhut unterworfenen Wilden als sittliche Pflicht anerkannt und in strenge rechtliche Form gebracht hat. Nicht ohne innere Bewegung mag man diese von schöner Menschenliebe gegen arme schwarze Menschenkinder zeugenden Verordnungen durchlesen; die deutsche Staatsgewalt hat sich durch sie ein hohes ethisches Verdienst erworben. Daß die Engländer darin vorangegangen sind, soll gern bezeugt werden; um so furchtbarer freilich stechen dagegen ab die völkerrechtswidrigen Barbareien des südafrikanischen Krieges gegen Weiße, deren einziges Verbrechen ein bewundernswerter Heldenkampf für Vaterland und Heimatserde ist.

Diesen dem Schutze der Eingeborenen dienenden Vorschriften steht eine Reihe von anderen gegenüber, welche von dem gemeinsamen Grundgedanken beherrscht sind, unsere farbigen Staatsgenossen — allerdings sind sie dies ja nur in einem weiteren Sinne des Wortes — allmählich zur Erfüllung staatlicher Pflichten heranzubilden und zu erziehen.

Frankreich stellt grundsätzlich seine Kolonieen so bald als möglich in den Verband des großen französischen Reiches ein und läßt sie zur Vertretung im Parlament zu. Davon sind wir wohl noch weit entfernt; wir sind doch wohl auch heute noch von der demokratischen Phrase nicht soweit verblendet, daß wir dies auch nur als Ziel heute: schon in Aussicht genommen hätten. Aber eine Reihe von Anfängen nach dieser Richtung haben doch auch wir heute schon zu verzeichnen.

Vor allem: der Eingeborene kann, wie oben bemerkt, naturalisiert werden und hat dann alle Rechte und Pflichten des Deutschen, der unter der Reichsverfassung lebt. Abgesehen davon sind ferner die Eingeborenen zur Rechtspflege herangezogen in der Form der Eingeborenen-Schiedsgerichte, allerdings bis jetzt nur in der immerhin ziemlich hochentwickelten Kolonie Kamerun, außerdem besteht eine ausgedehnte Selbstverwaltung der Eingeborenen, gleichfalls mit Gerichtsbarkeit, in Samoa. Die Eingeborenen sind noch nicht der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen; aber militärische Anfänge sind vorhanden einmal in der obligatorischen Heranziehung der Bastards in Südwestafrika zu militärischen Dienstleistungen sowie in der allerdings auf freiem Vertrag beruhenden Einstellung von Farbigen in die Kolonialtruppen, die sich besonders in Kamerun und in Ostafrika in größerem Umfange bewährt hat; nicht wenige farbige Soldaten tragen deutsche Ehrenzeichen für Tapferkeit im Felde auf der Brust. Auch eingeborene Zivilpersonen können schon mit Orden ausgezeichnet werden (vgl. die hierüber ergangenen Verordnungen, Kol.-Ges. S. 158, 189, 235).

Weiter kann durch den Kaiser den Eingeborenen die Handelsschiffahrt unter deutscher Flagge gestattet werden, und sie haben dann die Rechte dieser Flagge und deren Pflichten; eingehende Verordnungen sind hierüber erlassen für Ostafrika und die Marschall-Inseln (Kol.-Ges. S. 355, 370).

Endlich sind auch bereits umfassende Anfänge in der Besteuerung gegenüber den Eingeborenen gemacht, sei es in der rohen Form der Kopf- oder der Haus- und Hüttensteuer, sei es in der bereits entwickelteren Form von Erbschafts-, Handels- und Gewerbesteuern. Hohe Erträge sind ja von diesen Steuern im Anfange nicht zu erwarten; aber sie tragen in sich eine große Entwicklungsfähigkeit nach dem Maße der Gesamtentwickelung unserer Kolonieen. Auf den Marschall-Inseln wird eine Kopra-Steuer pro Kopf der Eingeborenen-Bevölkerung erhoben; Südwestafrika hat bereits eine Hundesteuer von 10 Mark; auf den Marianen hat jeder Eingeborene jährlich 3 Mark, in Samoa 4 Mark Steuer zu bezahlen. Wesentlich höher sind zur Zeit schon die finanziellen Ergebnisse der Zollverwaltung: jede Kolonie ist für sich und dem Mutterlande gegenüber selbständiges und abgeschlossenes Zollgebiet. Dies liegt für den Anfang in der Natur der Verhältnisse; die spätere Entwickelung freilich wird auf wesentlich andere Bahnen führen müssen, und wenn auch bei uns kaum an die monopolistische Ausbeutung der Kolonieen gedacht werden wird, der England seinen ungeheuren Nationalreichtum verdankt, so wird es doch späterhin als selbstverständlich erscheinen, daß deutsche Kolonieen in erster Linie das Absatzgebiet für deutschen Handel und deutsche Industrie bilden, und daß dies Prinzip durch wirksame Zollmaßregeln zur Durchführung gebracht wird. Zur Zeit ist in dieser Hinsicht nur durch Beschluß des Bundesrates der Grundsatz anerkannt, daß den Kolonieen gegenüber die vertragsmäßigen Zollsätze, also die sog. Meistbegünstigung, gelten. Andererseits wird der Bezug von Kolonial-

produkten aus unseren eigenen Gebieten — Kaffee, Tabak, Kakao u. s. w. — unzweifelhaft noch einen großen Aufschwung nehmen und zu gegebener Zeit gleichfalls durch energische Zollmaßregeln geschützt werden müssen.

Eine große Anzahl von Verordnungen bezieht sich sodann auf den Schutz der Gesundheit von Menschen und Tieren. Die schwierigen klimatischen Verhältnisse in unseren fast durchweg dem tropischen und subtropischen Klima angehörenden Kolonieen mußten das Augenmerk der deutschen Verwaltung sofort und in besonderer Weise auf diesen Punkt richten. Demgemäß wurde fast allenthalben durch besondere Quarantäne-Ordnungen eine strenge sanitätspolizeiliche Ueberwachung des gesamten Schiffahrtsverkehrs eingerichtet, und zu Lande soviel als möglich eine dem heutigen Stande der medizinischen Wissenschaft entsprechende Sanitätsverwaltung geschaffen (Impfzwang für Togo, Verordn. gegen Menschen- und Rinder-Pest u. a. m., Kol.-Ges. S. 274 ff.). Auch die oben erwähnten Verordnungen über alkoholische und sonstige berauschende Getränke gehören in diesen Zusammenhang. Ebenso die interessanten baupolizeilichen Vorschriften, die allerdings auch andere Zwecke verfolgen; für einzelne besonders wichtige Orte, wie insbesondere die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, Dar-es-Salâm, sowie für ganz Südwestafrika, ferner für Togo wurden vollständige Bau-Ordnungen erlassen. (Kol.-Ges. S. 257 ff.) Für Südwestafrika, wo die Viehzucht den Haupterwerbszweig bildet, ergingen umfassende veterinärpolizeiliche Verordnungen. Großes Interesse bieten auch die forst- und waldpolizeilichen Maßnahmen der deutschen Regierung: für Südwestafrika und die Landschaft Usambara in Ostafrika hat man zum Schutze der Wälder vollständige Waldordnungen gegeben (Kol.-Ges. S. 289 ff.), und uns älteren Leuten — dem stolzen Bewußtsein unserer deutschen Jugend ist das ja schon selbstverständlich geworden — kommt es doch immer noch wie eine Merkwürdigkeit besonderer Art vor, wenn wir in einer deutschen Verordnung lesen: „Das Töten von Straußenhennen und Straußenküken, sowie von Elefantenkühen und Elefantenkälbern ist verboten" oder „Die Jagd auf Paradiesvögel bedarf der Genehmigung des Landeshauptmanns". (Kol.-Ges. 265. 271.)

In sehr interessanter Weise ist auch für diejenigen Kolonieen, die wertvolle Edelmetalle haben, nämlich für Südwestafrika, Ostafrika, Kamerun, Neu-Guinea, das Bergwesen geordnet und eine besondere Bergverwaltung eingerichtet worden; den inländischen Berggesetzen tritt in höchst eigentümlicher Weise ein ostafrikanisches und südwestafrikanisches deutsches Bergrecht zur Seite. (Kol.-Ges. 449 ff.)

Dem allgemeinen Verkehr dienen die das Münzwesen, sowie die das Maß- und Gewichtswesen betreffenden Verordnungen. Das Ziel wird ja hier sein können und sein müssen die allmähliche Einführung des deutschen Reichsrechtes. Für einzelne Kolonieen, nämlich Kamerun, Togo, Neu-Guinea, Marschall-Inseln, Samoa ist dies Ziel auch bereits erreicht und die deutsche Reichswährung eingeführt; in anderen Kolonieen bedurfte es transitorischer Anordnungen, um allmählich

einen Ausgleich zwischen den bisherigen Zuständen und den neuen deutschen Verhältnissen zu erreichen. (Kol.-Ges. S. 236 ff.) Nach allen diesen Richtungen hatte die deutsche Verwaltung eine große und fruchtbare Kulturaufgabe, der sie sich mit strengem Pflichteifer und mit unverkennbarem Erfolge gewidmet hat.

Zur Entwickelung des Verkehrs ist ferner in sämtlichen Kolonieen ein mehr oder weniger entwickeltes Netz von Post- und Telegraphenstationen geschaffen worden; schon jetzt hat die koloniale Postverwaltung einen erheblichen Umfang angenommen (genaue Angaben im Kolonialhandels-Adreßbuch 1902 S. 126 ff.), der aber selbstverständlich einer weiteren Steigerung mit der weiteren Entwickelung der Kolonieen noch bedarf und sie finden wird. Für Südwestafrika wurde eine vollständige Wegeordnung erlassen. Den Postverkehr mit der deutschen Heimat vermitteln die in großartiger Weise eingerichteten und entwickelten Postdampferlinien nach Afrika, Asien und der Südsee, eine der stolzesten Schöpfungen deutschen Welthandels und deutscher Weltpolitik.

Dagegen wirkt der zersplitterte, reichsverfassungswidrige Zustand des deutschen Eisenbahnwesens im Mutterland in dieser hochwichtigen Frage sehr schädlich auf die Kolonieen zurück. Hätten wir eine einheitliche, starke, zielbewußte Zentralbehörde des Eisenbahnwesens fürs Reich, wie wir sie fürs Postwesen haben, so wären wir in dieser Frage gewiß weiter, als wir sind (der damalige Zustand angegeben im Kolonial-Adreßbuch 1902 S. 121 ff.). Für einzelne Kolonieen ist die Eisenbahnfrage geradezu eine Lebensfrage, so besonders für Ostafrika, wohl auch für die anderen afrikanischen Kolonieen. Aber es hält unendlich schwer, die erforderlichen Geldmittel hierfür zu beschaffen: das Privatkapital will das hohe Risiko solcher Unternehmungen nicht laufen, und der Reichstag entschließt sich, wie wir dies eben jetzt wieder erfahren, auch nur schwer, die erforderlichen Gelder zu bewilligen.

Endlich noch eine kurze Bemerkung über die Anfänge einer verwaltungsrechtlichen Gestaltung des Kirchen- und Schulwesens in den Kolonieen. Deutsche Männer sind hinausgegangen in das neue Deutschland jenseits der Meere, um dort deutsche Art und den deutschen Staat zu pflanzen und deutsche Unternehmungslust zu bethätigen. Den Männern sind Frauen gefolgt und deutsche Familien sind allenthalben in diesem deutschen Neuland vorhanden. Daraus folgt unmittelbar das Bedürfnis nach Schule und Kirche. Dazu kommt, daß Schule und Kirche als weitaus die wichtigsten Erziehungsanstalten für die sittliche und überhaupt die Kulturerziehung der Eingeborenen erscheinen. Von diesen Gesichtspunkten aus hat das Reich auch seine Verpflichtung anerkannt, staatliche Schuleinrichtungen herzustellen, bezw. solche der Missionen zu unterstützen, welche sich wohl jetzt allenthalben in den Kolonieen in gedeihlichen Anfängen finden.

Anders liegt die Sache mit den kirchlichen Einrichtungen. Diese Sorge hat man bis jetzt noch den privaten Missionsanstalten überlassen (genaue Angaben

m Kolonialhandels-Adreßbuch 1902, S. 74 ff.). So dankbar nun das segensreiche Wirken der Missionen unserer beiden großen Konfessionen hervorgehoben werden muß, so bietet doch der gegenwärtige Zustand auch mancherlei Schwierigkeiten und Bedenken. Man wird nicht umhin können, auch nach dieser Richtung eine Rechtspflicht des Reiches anzuerkennen, die für die kirchlichen Bedürfnisse der Beamten und Soldaten erforderlichen und damit eben überhaupt geordnete kirchliche Einrichtungen in den Kolonieen zu schaffen und aus seinen Mitteln zu unterhalten. Es ist unwürdig, wenn das Reich die Befriedigung dieses Bedürfnisses seiner Beamten und Soldaten, das es doch anerkennen muß, dem Klingelbeutel der privaten Liebesthätigkeit überläßt.

IX. Schluß.

Die Betrachtung der Entwickelung unseres Kolonialrechtes giebt uns den Einblick in eine weite reiche Staats- und Kulturarbeit deutscher Art in fernem, fremden Land, in anderen Weltteilen jenseits der Meere. Noch sind nicht zwei Jahrzehnte verflossen, seit wir diese Arbeit begonnen und uns damit auch in fremden Weltteilen einen immerhin bescheidenen „Platz an der Sonne" gesichert haben. England und die Niederlande haben ihren gewaltigen Volksreichtum aus ihren reichen Kolonieen gewonnen; Rußland, Frankreich und neuestens auch die amerikanische Union finden ein Hauptstück ihrer Weltmacht in den starken Positionen, die sie sich in fremden Welten an den Küsten und auf Inseln des Weltmeeres geschaffen haben. Daß unsere Anfänge Anfänge sind, ist selbstverständlich; wir haben, abgesehen etwa von Samoa, nirgends fertige Resultate übernehmen können; und aller Anfang ist schwer. Aber es ist doch eine harte Ungerechtigkeit, dem die Anerkennung versagen zu wollen, was deutscher Fleiß, deutscher Mut, deutsche Unternehmungslust und deutsche Ausdauer in den Kolonieen jetzt schon geleistet haben. Und vor den großen Aufgaben draußen in der Wildnis der Urwälder und des weiten Weltmeeres schweigt das kleine armselige deutsche Gezeter und Gezänke der Parteien und des Partikularismus. Wer da draußen steht, über sich nur Gott und vor sich nur seine schwere Arbeit, der mag wohl vergessen, ob er Koburger oder Meininger, ja selbst, ob er Bayer oder Preuße ist, der weiß nur, daß er Deutscher ist.

Uns Aelteren mag es ja schwer fallen, uns in die kolonialen Dinge deutscher Tropenländer hineinzudenken. Aeltere Leute, auch Reichstagsmitglieder, mögen die Empfindung einer Fata Morgana haben, wenn deutsche Negersoldaten oder gar schwarze Offiziere kaiserliche Ehrenzeichen auf der Brust tragen, wenn wir deutschen Kaffee trinken, wenn in deutschem Gebiet keine Elefantenkälber geschossen werden dürfen und deutsche Einjährige in Südwestafrika ihr Jahr abdienen.

Aber in unserer deutschen Jugend erwacht, wenn ich recht sehe, mehr und mehr das Verständnis, ja die Begeisterung für diese deutschen Dinge jenseits der Meere, die, dem engen Horizont von Krähwinkel und Tuntenhausen entrückt, an deutschen Mut und deutsche Kraft die höchsten Anforderungen stellen. Unserer deutschen Jugend ist es schon selbstverständlich geworden, daß die deutsche Forstpolizei über Palmen und die deutsche Jagdpolizei über Löwen und Elefanten, über Flußpferde und Paradiesvögel gebietet, daß der deutsche Arm über Flächen und Küsten und Inseln im fernsten Weltmeer herrscht.

So sind unsere Kolonieen ein reiches, großes, interessantes Stück Welt an sich. Aber — und das ist nach meiner Ueberzeugung mehr und wichtiger — in unseren Kolonieen liegt auch eine starke und strenge Erziehung für unser deutsches Volk: die Erziehung zu einem stolzen, freien, weiten Denken in Dingen des Vaterlandes, heraus aus dem engbeschränkten Horizont der Kleinstaaterei und der Fraktionsrednerei und des Kleinkrames, der uns zu Hause oft weltwichtig dünkt und der draußen in der weiten Welt ein jämmerliches Nichts ist.

Möge ein guter Stern über der treuen und schweren deutschen Arbeit in unseren Kolonieen walten, mögen sie wachsen, blühen und gedeihen. Und mögen sie insbesondere unserem heranwachsenden Geschlecht eine Erziehung sein zu der heißen, heiligen Begeisterung fürs Vaterland, die nicht nur draußen auf dem Weltmeer und über dem Weltmeer, sondern auch hier zu Hause kein höheres Gesetz kennt als das ernste und gewaltige Mahnwort des Großen Kurfürsten:

Gedenke daran, daß du ein Deutscher bist!

Die eisernen Mauern.

Die alten Mauern von Holz und Stein,
Sie wichen den neuen von Eisen,
Und wer die eisernen Mauern nennt sein,
Den mag einen Helden man preisen,
Wenn er sein Volk zu Glück und Ehr
Hinausführt über das weite Meer
Den Weg, den die Sterne ihm weisen.

Drum helfe, wer immer helfen mag,
Gewaltige Mauern zu bauen,
Die eiserne Rüstung dem eisernen Tag,
Der aufsteigt über dem Grauen
Des Morgens hoch zur sonnigen Höh;
Auch unserem Volke, ihm schenke die See
Das mutige starke Vertrauen.

Karl Bove.

Hadrian in Tivoli.

Der Anio donnert in die Kluft,
Die Waſſerſchäume ziſchen,
Der Kaiſer ſchaut zur Stromesgruft
Hinab, umhaucht von Roſenduft
Aus kühlen Marmorniſchen;
Sein Auge folgt mit düſterm Glühn
Dem Flutenſturz, dem Tropfenſprühn,
Und wieder, immer wieder
Senkt er den Blick hernieder:

Ein blödes Spiel iſts, wenn im All
Sinnloſe Kräfte währen,
Die in den Tod mit wildem Schall
Sich ſtürzen, wie der Waſſerſchwall,
Und doch ſich neu gebären;
Dräng' nur ein Hauch zum nächſten Stern,
Ein Tropfen in der Erde Kern —
Es müßte uns gelingen,
Zur Urkraft nachzudringen.

Wer ſchaut den Tropfen, faßt den Hauch,
Der ins Verborgne leitet?
Wer weiß, ob aus den Tempeln auch
Ein Hymnenklang, ein Opferrauch
Empor und abwärts gleitet?
Der Himmelswölbung Lichtazur,
Der Tiefe Felswand — ohne Spur
Sind ſie vom Nieerſchloſſnen —
Der Wurzel des Entſproſſnen.

Uns läßt die karge Spanne Zeit
Nur eine dumpfe Frage —
Rom und die Welt, Genuß wie Streit
Sind ſchal, und ſchal die Herrlichkeit
All meiner Kaiſertage,
Wenn ich der Frage, rätſelvoll,
Nie eine Löſung finden ſoll,
Und wie der Strom verrauſche,
Dem ich hier müßig lauſche!

Indeſſen ſo der Kaiſer träumt,
Schielt, hinter der Agave,
Zum Kiſſen, purpurrot geſäumt,
Zum Weinkrug, drinnen Kühlung ſchäumt,
Ein brauner Gartenſklave
Und wähnet, wenn er weich dort ſäß
Und ſchlürfte aus dem Goldgefäß,
Daß er der Götter ſpotte
Und würde ſelbſt zum Gotte!

Adolf Stern.

Der gegenwärtige Stand der deutschen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Philosophie Rudolf Euckens.

Von

Otto Siebert.

Wenn wir die geistige Entwickelung des 19. Jahrhunderts in unserm deutschen Vaterlande überblicken, so hat es bei oberflächlicher Beobachtung wohl den Anschein, als ob Religion und Philosophie den übrigen Lebensgebieten gegenüber ihr Ansehen fast verloren haben. Als die Naturwissenschaften auf Grund unleugbarer Entdeckungen und großartiger Erfindungen die Führung auf dem gesamten Gebiete menschlicher Forschung an sich gerissen hatten, wandte sich die allgemeine Stimmung immer mehr von höheren, zumal ethischen und religiösen Idealen ab und klammerte sich ängstlich an das Greifbare und Faßliche, um es nur ja nicht wieder zu verlieren. Die wirtschaftlichen Interessen drängten sich in den Vordergrund des menschlichen Lebens und ließen die Menschheit für idealere Ziele erstarren, so daß ein aufs Materielle gerichteter Nützlichkeitszug auf den Plan kam, dessen Macht sich allenthalben entfaltete. Dieser materialistische Zug hat unstreitig auch heute noch in vielen Schichten unseres Volkes eine erschreckende Gewalt; er zeitigt immer noch Früchte, die uns bange in die Zukunft blicken lassen. Dennoch ist unverkennbar, daß sich diesen Angriffen gegenüber eine idealere Art emporzuringen beginnt, welche viele kluge Leute schon zu Grabe getragen wähnten. Religion und Moral haben aufs Neue ihr Haupt erhoben. Der Widerspruch der Innerlichkeit ist erwacht, die Einsicht, daß alle Naturvergötterung ihr tiefstes Sehnen unbefriedigt läßt, ja unterdrückt, und mit unwiderstehlicher Kraft sucht sich die alte Wahrheit wieder durchzusetzen, daß dem Menschen nichts näher ist als seine Seele und nichts wichtiger als die Rettung seines geistigen Selbst. Dieser Zug hat auch die Philosophie ergriffen. Als die großen Heroen der klassischen Zeit, Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel u. s. w., vom Schauplatz getreten waren, schien die produktive Kraft der Philosophie erschöpft zu sein, natürlich zur größten Genugthuung derer, welche in der Geschichte der Philosophie nur die Geschichte der menschlichen Irrtümer sahen. Das Zusammenbrechen des Hegelschen Systems schien mit dem Zusammenbruch

der ganzen Philosophie identisch. Es ist anders gekommen; eine allgemeine Wiederaufnahme der philosophischen Arbeit ist heute im vollsten Gange, und viele tüchtige Geister ringen und suchen unter lebhaftem Interesse der Edelsten und Besten unseres Volkes auf der Grundlage der alten Systeme und mit sorgfältigster Benutzung der Resultate der empirischen Wissenschaften neue Systeme zu schaffen, welche einen Neuaufschwung der Philosophie erwarten lassen. Wir nennen nur Namen wie Wundt, Claß, Schuppe, Rehmke, Sigwart, Siebeck, Volkelt, Flügel, Liebmann, Windelband, Bergmann, Paulsen und Eucken, die auch in der außerphilosophischen Welt einen guten Klang besitzen. Wer eine genauere Einsicht in den gegenwärtigen Stand der deutschen Philosophie verlangt, sei unter anderem auf unsere „Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel" (Göttingen, Vandenhöck und Ruprecht) verwiesen; er findet hier den Nachweis, daß die Haltlosigkeit der intellektualistischen wie materialistischen, der realistischen wie positivistischen Systeme mit Notwendigkeit zum Neuaufsuchen einer geistigen Wirklichkeit jenseit des sinnlichen Daseins geführt hat. Unsere heutige Aufgabe besteht nun darin, eine neuere philosophische Richtung etwas näher vor Augen zu führen, welche unseres Glaubens unter den gegenwärtigen die bedeutendste ist. Sie knüpft sich an den Namen Rudolf Eucken.

Euckens philosophisches System ist dem modernen Idealismus und Realismus gegenüber das neue System der Personalwelt, welches die Geistigkeit in letzter Hinsicht in einer alles menschliche Dasein überragenden intelligiblen Welt begründet, die als jene überlegene Macht erscheint, welche alle Wirklichkeit trägt, alle Mannigfaltigkeit zusammenhält, die beständig thätige Wurzel des menschlichen Lebens bildet. Die verschiedenen Lebensordnungen erscheinen hier als eine Auseinanderlegung der Geisteswelt für die Wirklichkeit des Menschen, d. h. als verschiedene Stufen, die gegen einander eine selbständige Bedeutung haben, sich aber fortwährend ergänzen müssen, und zwar unter beständiger Beziehung auf die begründende Geisteswelt, um ihr Recht und ihre Bedeutung behaupten zu können. Der Naturalismus bedeutet hier einen vollständigen Irrweg. Der Anspruch des Naturalsystems, alle echte Wirklichkeit zu enthalten und aus eigener Kraft das geschichtliche Dasein auf seine Höhe zu bringen, bricht in sich selbst zusammen. Schon die Theorie desselben widerspricht seinem Thun. Die von ihm verlangte Erhebung über das sinnlich Gegebene, seine Scheidung von Erscheinung und Wesen, sein Aufsuchen von Gesetzen und Kräften und ihren Beziehungen zu einander, sind Leistungen, welche über die bloße Sinnlichkeit hinausführen, weil sie einem rein sinnlichen Wesen nicht zuzutrauen sind. Ebenso verkennt der Naturalismus die Eigenart des Geistigen. Urteil, Begriff, Schluß, Anschauung, Gedächtnis sind etwas so eigenartiges, daß sie sich nur aus der ursprünglichen Organisation des menschlichen Geistes begreifen lassen. Auch die Moral ist nicht aus den äußeren Beziehungen des Zusammenseins mittels Anpassung, Gewöhnung

und Vererbung Entstandenes, so daß die menschlichen Handlungen den Leistungen einer Maschine glichen, sondern etwas der Natur gegenüber völlig Selbständiges, Ausdruck und Anzeige einer allgemeinen Lebensführung, welche die Entwickelung der Menschheit thatsächlich erreicht hat, und die in dem Aufbau einer selbständigen Innenwelt neue Güter erzeugt, zugleich aber an das Thun und die Beweggründe des Einzelnen Anforderungen stellt, denen der Nützlichkeitsgedanke nicht im Geringsten gewachsen ist. Dabei hat der Naturalismus auch kein Verständnis für das Dasein beharrender Größen und Ziele, welche sich im Lauf der Geschichte wohl ändern können, aber niemals aufhören, als ideale, d. h. als erstrebenswerte Güte, zu bestehen. Was den Menschen anzieht und gewinnt, ist niemals die bloße Bewegung, sondern immer die Bedeutung ihres Inhalts. Die Güter des sinnesgeistigen Prozesses, der Nutzen und die Lust, sind unvermögend, die geistige Arbeit der Menschheit zu führen. Das menschliche Dasein geht nicht in den Naturprozeß auf, sondern steht in einer eigentümlich geistigen Welt, ohne welche es keine Verbindung der Menschheit zu gemeinsamer Arbeit und keine Erhebung über die Bedürfnisse der physischen Existenz geben würde.

Das menschliche Leben schließt die beiden Stufen von Natur und Geist in sich. Das Seelenleben bildet einmal die bloße Fortsetzung der uns sinnlich umfangenden Natur, so daß es sich einem weiteren Rahmen derselben einfügt, andererseits weist es neue Kräfte, Ziele und Formen auf, deren Zusammenhang ein neues Sein gegenüber aller bloßen Natur einführt. So gewiß das Seelenleben ein Stück des natürlichen Lebensprozesses bleibt, ebenso gewiß zeigt es Weiterbildungen und Wandlungen, die eine höhere Stufe ergeben. Das menschliche Thun wird nicht gänzlich von der Selbstbehauptung festgehalten, sondern es richtet sich auch darüber hinaus auf das Wohl der anderen. Innere Zusammenhänge menschlicher Gemeinschaft entstehen und vermögen das Individuum bis zur völligen Aufopferung für ihre Zwecke zu gewinnen. Die geistige Arbeit zieht den Menschen an sich und unterwirft sein Streben einer sachlichen Notwendigkeit. Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Technik, u. s. w. schaffen große Zusammenhänge und zwingen den Menschen in ihren Dienst. Ebenso offenbart sich die Thatsache, daß sich der Lebensprozeß der bloßen Berührung mit den Dingen entwindet, indem er sowohl das Seelenleben in sich selbst vertieft als auch über die bloße Erscheinung hinaus zu einem Wesen der Dinge strebt. Das von draußen Aufgenommene wird weitergeführt und eigentümlich umgebildet, so daß neue Formen und Kräfte erscheinen. Mehr und mehr schließt sich das innere Leben zu einer Einheit zusammen, verfolgt eigene Bahnen und übt eine Gegenwirkung gegen die äußeren Eindrücke. Zum bloßen Geschehen an uns gesellt sich nunmehr ein Handeln aus eigener Entscheidung, wobei der Selbständigkeit der Einzelseele eine größere Selbständigkeit der Menschheit entspricht. Die Menschheit entwickelt gegenüber dem Reich der Natur ein eigenes Reich, das Reich der Kultur.

Ein gemeinsames, in sich selbst gegründetes Ge[ist] zweigung und bietet dem Menschen ein ne[ues] aller subjektiven Lust entstehen hier [Werte] in eine fortwährende Aufgabe. [Er] mehr auf sich selbst zurück[gewiesen] selbständigen Innerlichke[it] von ihm erfüllt und [getragen] und Vorwurf, welch[es] und wirken auf [ihn] nicht der letzt[e] einen uner[meßlichen] Kraft n[ach] durch [sich] wir[d].

[Diese] zusammenschließen und uns [ge]geben. Ein Stück Wirklichkeit ist damit [ge]schaffen, das dem Leben einen festen Halt in sich selbst [und] seiner Selbständigkeit gegen Launen und Stimmungen, das [Wechsel] des Wertes. Freilich bringt die Arbeit noch nicht [die] Ruhe. Diese geht weiter und strebt dahin, daß der Gegen[satz] in den Lebensprozeß aufgenommen und zugleich in einem [höheren] eine volle Ueberwindung des Gegensatzes erreicht wird. [Auf] der Stufe des Schaffens oder der Liebe. Schaffen und [Lieben] im menschlichen Leben und Zeugnisse einer neuen Wirk[lichkeit]. Seine innere Befestigung aber verlangt das Schaffen erst im Werke. [Hier] arbeitet der Mensch sich selbst in die Höhe, hier erringt er seine geistige [Individualität] und mit ihr das Bewußtsein einer geistigen Realität, es ist die [Verklärung] von Arbeit und Schaffen und bildet wie einen Gipfelpunkt des [Lebens] so einen Abschluß des Strebens. Doch auch dieser Abschluß ist noch [nicht] das Letzte. Gerade was das Werk groß macht, bezeichnet zugleich seine [Grenze], und die Größe ist nicht erreichbar ohne die Hülfe von Kräften, welche [das] Werk nicht erzeugt, sondern voraussetzt. Damit weist auch das Werk wieder [über] sich selbst hinaus. Dieses Hinausstreben ist aber auch zugleich ein Hinaus[streben] über die ganze Kultur nach einer Einheit, welche jenseit aller Kultur und [aller] Spaltung der Kräfte und Leistungen liegt, nach einer Begründung des [Lebens] auf die eigene Thätigkeit und nicht auf ein naturgegebenes Dasein, nach einem [inneren] Beharren bei allem Wandel der Vorgänge, nach einer beherrschenden [Idee], in der sich alle verschiedenen Bewegungen zusammenschließen. Und dieser [Zusammenschluß] bedeutet schließlich nichts Geringeres als ein Selbst im Geistes[leben] oder eine Selbständigkeit der Geisteswelt. Wir sehen das Streben sich vom [natürlichen] Ich ablösen und in solcher Ablösung neue Kräfte entwickeln; woher [sollten] diese Kräfte kommen und woher sich auch die neuen Ziele rechtfertigen, [wenn] nicht im Geistesleben ein eigenes Sein aufstiege, in ihm ein neues Selbst [entstünde], das sich in den Lebensbewegungen entfaltet und behauptet? Schaffen [und] Liebe gestalten eine neue Welt, und das Geistesleben erweist sich hier als [ein] Wirklichkeitsbilden; aber wie will diese Wirklichkeit bestehen und sich durch[setzen], wie kann sie einen Sinn erlangen, wenn sie nicht die volle Selbständigkeit [gewinnt], die ihr allein die Entwickelung eines Selbst, ein bei sich selbst befindliches [Gesamtleben] geben kann? Und was soll jene Bewegung gegen das Abschließen [bei] der Vielheit, jenes Bestehen auf Ursprünglichkeit, Absolutheit, Unendlichkeit, [jenes] Verlangen nach Seele nicht neben, sondern in der Arbeit, wenn nicht [schließlich] alles einmündet in ein Gesamtleben, dessen Inhalt und Ziel in seiner [eigenen] Verwirklichung liegt? Alle einzelnen Bewegungen können aber einen Zu[sammenschluß] und die nötige Kraft nur gewinnen, wenn jenes Leben aus dem

-unde hervortritt und mit seinem Vermögen alle Mannigfaltigkeit treibt. ·ir unsere Begriffe immer etwas Jenseitiges behalten, da sie vornehm- ıfe der Arbeit und des Werkes angehören; es ist die axiomatische und die bewegende Seele alles Strebens nach Geistigkeit. Nun ıe Innenwelt entfalten und eine Innerlichkeit auch den Individuen ei der Zurückziehung alles Lebens auf ein umfassendes Selbst ıtrengerem Sinne von einem Inhalt sprechen und dieser Inhalt in ıhätigung und Erfahrung aufsuchen.

Es erhebt sich nun weiter die Frage nach der Seinsart dieses Geisteslebens. Die unbefangene Erörterung dieser Frage leidet Schaden durch ein starkes Vorurteil der Zeit. Der Gedanke einer Ueberwelt wird von vielen in jeder Gestalt verpönt als ein Rückfall in eine mittelalterliche Denkweise, auch die meisten von denen, welche eine Selbständigkeit und einen Selbstwert des Geistes verfechten, bestehen darauf, sie lediglich innerhalb des Daseins zu suchen. Demgegenüber bekennt Eucken, daß ihn jene vermeintliche Selbstverständlichkeit nicht einschüchtern *kann*, da solches der Zeitmeinung Selbstverständliche weit mehr einem dunklen Affekt als klarer Einsicht zu entspringen pflegt. Im Besonderen bekräftigt in ihm jede Zeit nachdrücklich das, was sie ihrer unmittelbaren Vorgängerin als charakteristische Behauptung entgegenhält. Behauptung aber ist nicht Wahrheit. Wer also die Wahrheit jenseit der Zeitmeinung sucht, dem muß gegenüber solchen Vorurteilen lediglich die innere Notwendigkeit der Sache den Weg vorschreiben. Schritt für Schritt entwickelte das Geistesleben einen Gegensatz zum empirischen Dasein und forderte es eine diesem überlegene Stellung. In der Moral entfaltete sich ein Leben, das aus den bloß menschlichen Verhältnissen weder entstehen noch in ihnen sein Ziel finden konnte. Das Schaffen war nicht möglich ohne eine innere Ueberwindung des Gegensatzes, der das empirische Leben spaltet; diese Ueberwindung konnte nur in einer neuen Sphäre erfolgen. Alle schöpferischen Geister haben das Gelingen des Werkes weder als einen glücklichen Zufall noch als eine Leistung eigener Kraft, sondern als einen Ausfluß einer überlegenen Ordnung, als eine Gabe höherer Gewalten verstanden. Ebenso zeigt sich die Ueberlegenheit des Geisteslebens über die Erfahrungswelt darin, daß der Lebensprozeß nicht bloß in einzelnen Richtungen die Schranken der Erfahrungswelt durchbricht, sondern daß er am Ganzen einer neuen Welt teilgewinnt, welche jener selbständig gegenübersteht und allem, was sie an Geistigkeit aufweist, erst einen Grund und Halt giebt. Ferner zeigt das ganze menschliche Leben ein Verlangen nach Unendlichkeit, Unmittelbarkeit und Selbstthätigkeit. Dieses Verlangen ist garnicht begreiflich, wenn nicht von vornherein, als eine ursprüngliche Kraft und aller Endlichkeit wesentlich überlegen, ein Vermögen der Unendlichkeit im Geiste wirkte sein Zusammenstoß mit der Endlichkeit ist es eben, der das menschliche Streben und Weiterstreben hervorruft. Schließlich ist auch zu bedenken, daß beim Menschen

Ganze der Arbeit zu einem selbständigen Lebenskreise zusammenschließen und uns das werden, was wir unsern Beruf nennen. Ein Stück Wirklichkeit ist damit von uns innerlich angeeignet, es giebt dem Leben einen festen Halt in sich selbst und gegen sich selbst, eine Ueberlegenheit gegen Launen und Stimmungen, das Bewußtsein eines unangreifbaren Wertes. Freilich bringt die Arbeit noch nicht den Abschluß der Bewegung. Diese geht weiter und strebt dahin, daß der Gegenstand ganz und gar in den Lebensprozeß aufgenommen und zugleich in einem neuen erhöhenden Wirken eine volle Ueberwindung des Gegensatzes erreicht wird. Das aber geschieht auf der Stufe des Schaffens oder der Liebe. Schaffen und Liebe sind große Mächte im menschlichen Leben und Zeugnisse einer neuen Wirklichkeit. Seine innere Befestigung aber verlangt das Schaffen erst im Werke. Am Werk arbeitet der Mensch sich selbst in die Höhe, hier erringt er seine geistige Individualität und mit ihr das Bewußtsein einer geistigen Realität, es ist die Verkörperung von Arbeit und Schaffen und bildet wie einen Gipfelpunkt des Lebens so einen Abschluß des Strebens. Doch auch dieser Abschluß ist noch nicht das Letzte. Gerade was das Werk groß macht, bezeichnet zugleich seine Grenze, und die Größe ist nicht erreichbar ohne die Hülfe von Kräften, welche das Werk nicht erzeugt, sondern voraussetzt. Damit weist auch das Werk wieder über sich selbst hinaus. Dieses Hinausstreben ist aber auch zugleich ein Hinausstreben über die ganze Kultur nach einer Einheit, welche jenseit aller Kultur und aller Spaltung der Kräfte und Leistungen liegt, nach einer Begründung des Lebens auf die eigene Thätigkeit und nicht auf ein naturgegebenes Dasein, nach einem inneren Beharren bei allem Wandel der Vorgänge, nach einer beherrschenden Idee, in der sich alle verschiedenen Bewegungen zusammenschließen. Und dieser Zusammenschluß bedeutet schließlich nichts Geringeres als ein Selbst im Geistesleben oder eine Selbständigkeit der Geisteswelt. Wir sehen das Streben sich vom natürlichen Ich ablösen und in solcher Ablösung neue Kräfte entwickeln; woher sollten diese Kräfte kommen und woher sich auch die neuen Ziele rechtfertigen, wenn nicht im Geistesleben ein eigenes Sein aufstiege, in ihm ein neues Selbst entstünde, das sich in den Lebensbewegungen entfaltet und behauptet? Schaffen und Liebe gestalten eine neue Welt, und das Geistesleben erweist sich hier als ein Wirklichkeitsbilden; aber wie will diese Wirklichkeit bestehen und sich durchsetzen, wie kann sie einen Sinn erlangen, wenn sie nicht die volle Selbständigkeit gewinnt, die ihr allein die Entwickelung eines Selbst, ein bei sich selbst befindliches Gesamtleben geben kann? Und was soll jene Bewegung gegen das Abschließen bei der Vielheit, jenes Bestehen auf Ursprünglichkeit, Absolutheit, Unendlichkeit, jenes Verlangen nach Seele nicht neben, sondern in der Arbeit, wenn nicht schließlich alles einmündet in ein Gesamtleben, dessen Inhalt und Ziel in seiner eigenen Verwirklichung liegt? Alle einzelnen Bewegungen können aber einen Zusammenschluß und die nötige Kraft nur gewinnen, wenn jenes Leben aus dem

Hintergrunde hervortritt und mit seinem Vermögen alle Mannigfaltigkeit treibt. Mag es für unsere Begriffe immer etwas Jenseitiges behalten, da sie vornehmlich der Stufe der Arbeit und des Werkes angehören; es ist die axiomatische Voraussetzung und die bewegende Seele alles Strebens nach Geistigkeit. Nun erst kann sich eine Innenwelt entfalten und eine Innerlichkeit auch den Individuen mitteilen; erst bei der Zurückziehung alles Lebens auf ein umfassendes Selbst läßt sich in strengerem Sinne von einem Inhalt sprechen und dieser Inhalt in aller Bethätigung und Erfahrung aufsuchen.

Es erhebt sich nun weiter die Frage nach der Seinsart dieses Geisteslebens. Die unbefangene Erörterung dieser Frage leidet Schaden durch ein starkes Vorurteil der Zeit. Der Gedanke einer Ueberwelt wird von vielen in jeder Gestalt verpönt als ein Rückfall in eine mittelalterliche Denkweise, auch die meisten von denen, welche eine Selbständigkeit und einen Selbstwert des Geistes verfechten, bestehen darauf, sie lediglich innerhalb des Daseins zu suchen. Demgegenüber bekennt Eucken, daß ihn jene vermeintliche Selbstverständlichkeit nicht einschüchtern kann, da solches der Zeitmeinung Selbstverständliche weit mehr einem dunklen Affekt als klarer Einsicht zu entspringen pflegt. Im Besonderen bekräftigt in ihm jede Zeit nachdrücklich das, was sie ihrer unmittelbaren Vorgängerin als charakteristische Behauptung entgegenhält. Behauptung aber ist nicht Wahrheit. Wer also die Wahrheit jenseit der Zeitmeinung sucht, dem muß gegenüber solchen Vorurteilen lediglich die innere Notwendigkeit der Sache den Weg vorschreiben. Schritt für Schritt entwickelte das Geistesleben einen Gegensatz zum empirischen Dasein und forderte es eine diesem überlegene Stellung. In der Moral entfaltete sich ein Leben, das aus den bloß menschlichen Verhältnissen weder entstehen noch in ihnen sein Ziel finden konnte. Das Schaffen war nicht möglich ohne eine innere Ueberwindung des Gegensatzes, der das empirische Leben spaltet; diese Ueberwindung konnte nur in einer neuen Sphäre erfolgen. Alle schöpferischen Geister haben das Gelingen des Werkes weder als einen glücklichen Zufall noch als eine Leistung eigener Kraft, sondern als einen Ausfluß einer überlegenen Ordnung, als eine Gabe höherer Gewalten verstanden. Ebenso zeigt sich die Ueberlegenheit des Geisteslebens über die Erfahrungswelt darin, daß der Lebensprozeß nicht bloß in einzelnen Richtungen die Schranken der Erfahrungswelt durchbricht, sondern daß er am Ganzen einer neuen Welt teilgewinnt, welche jener selbständig gegenübersteht und allem, was sie an Geistigkeit aufweist, erst einen Grund und Halt giebt. Ferner zeigt das ganze menschliche Leben ein Verlangen nach Unendlichkeit, Unmittelbarkeit und Selbstthätigkeit. Dieses Verlangen ist garnicht begreiflich, wenn nicht von vornherein, als eine ursprüngliche Kraft und aller Endlichkeit wesentlich überlegen, ein Vermögen der Unendlichkeit im Geiste wirkte sein Zusammenstoß mit der Endlichkeit ist es eben, der das menschliche Streben und Weiterstreben hervorruft. Schließlich ist auch zu bedenken, daß beim Menschen

das Geistesleben niemals gegen die Natur aufkommen könnte, wenn es dem bloßen Menschen angehörte. Das Geistesleben kann sich bei uns gegen die Natur nur durchsetzen, wenn unser Sein in einem Weltleben steht, wenn gegenüber der empirischen Welt die Kraft einer anderen wirkt. Wer aber das anerkennt, darf sich auch durch keine Bedenken davon abhalten lassen, dem Geistesleben eine selbständige Wirklichkeit, einen übermenschlichen und überweltlichen Bestand zuzuerkennen. Und damit ist auch der Uebergang zur Religion gefunden. Die neue Weltordnung ist nicht möglich ohne das Wirken einer allem menschlichen Vermögen überlegenen Macht. Was nun endlich die einzelnen Lebensgebiete anlangt, so sind dieselben im System des Geisteslebens keine bloßen Anwendungen und Ausführungen, sondern selbständige Mitarbeiter. Es wird nicht in einem einzelnen Gebiete das Gesamtbild des Lebens abgeschlossen, um sich den anderen Gebieten nur zu weiterer Ausführung mitzuteilen, sondern wie das Hauptproblem jenseit aller Verzweigung liegt, so geht es durch sie alle hindurch; jedes einzelne Gebiet kann die Gesamtfrage bei sich aufnehmen, an seiner Erfahrung prüfen und in seiner Weise beantworten. Die Religion ist hier keine bloß allgemeine Weltansicht, sondern sie wird anerkannt als ein neues Einsetzen, ein geschichtliche Durchbrechen befreiender und umwandelnder Mächte. Die vollkommenste Religion ist das Christentum; es ist keine besondere Religion neben anderen, sondern die Religion der Religionen, eine geschichtliche Verwirklichung ewiger Wahrheit, die Erfüllung eines Verlangens, das deutlich oder versteckt durch alles Menschenwesen und Menschenleben hindurchgeht, wenn auch seine äußere Existenzform mannigfacher Umbildung bedarf. Die ethische Aufgabe wird von dem System des Geisteslebens in den Mittelpunkt der ganzen Lebensarbeit gestellt, deren Gewinn ein echtes geistiges Selbst ist. Es eröffnet sich hier auf der Stufe der überwindenden Geistigkeit eine reine Innerlichkeit persönlichen Lebens und Wesens, wo die Herzensbildung zum Zweck aller Zwecke wird, und wo vor den Erweisungen sittlichen Wesens in Treue und Wahrhaftigkeit, Liebe und Dankbarkeit auch die glänzendsten Leistungen der Weltarbeit verblassen. Auch die Kunst bildet in dem System des Geisteslebens einen wichtigen Faktor zur Erhöhung des Lebens. Das innere Leben kommt hier zu reinerer und stärkerer Entfaltung, das Gleichgültige wird ausgeschieden, das Leben wird kräftiger und charaktervoller und vermag durch die Kunst die Mattheit des natürlichen Daseins eher zu überwinden. Freilich behalten nur diejenigen Schöpfungen eine bleibende Wirkung, welche die innersten Bedürfnisse der Zeit zum Ausdruck bringen und das Ewige in die Form der Zeit kleiden. Der empirische und naturalistische Zug, der jetzt die Kunst beherrscht, führt nicht zur Veredlung und Erhöhung des Lebens, sondern zu seiner Erniedrigung. Nicht anders würde der Ertrag unserer heutigen Bestrebungen werden, wenn die Abneigung der letzten Jahrzehnte gegen einen geistigen Aufschwung noch heute dieselbe wäre, wenn unsere Zeit sich nicht zur Einheit des Lebens und zu leitenden Ueber-

zeugungen aufzuraffen vermöchte. Aber glücklicherweise ist eine Wendung zum Bessern bereits gekommen. Wir sehen die Versuche, mit naturalistischen Theorien die letzten Probleme zu lösen, trotz alles äußeren Erfolges innerlich mehr und mehr erschlaffen. Die geistigen Probleme treten mehr in den Vordergrund, und es bedarf nur der Wendung von einer mehr empirischen und zerstreuten zu einer prinzipiellen und systematischen Behandlung, um die begonnene Bewegung glücklich weiterzuführen. Was immer hier noch unfertig und unklar sein mag ein siegreiches Vorrücken auf dieser Linie ist völlig sicher, da hier hinter dem Streben ein unabweisbares Bedürfnis der Menschheit steht. Diesem Bedürfnis will auch das System der Wesensbildung dienen. Es thut das, indem es seinen Standpunkt zur Begreifung der Wirklichkeit im Geistesleben nimmt, ohne damit die unermeßliche Thatsächlichkeit und die festen Zusammenhänge der Natur gering zu achten, indem es das Geistesleben in ein Ganzes zusammenzufassen und ein der Zerstreuung und Sinnlosigkeit der unmittelbaren Erfahrung überlegenes Prinzip zu finden sucht, dabei aber nicht in konstruktiver Weise alle Wirklichkeit einfach ableitet, sondern das Prinzip selbst erst durch den Kampf mit der Erfahrung weiterbildet und in sich vertieft.

Euckens wichtigste Werke sind: Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart (2. Aufl. 1893), Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens (1885), Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit (1888), Die Lebensanschauungen der großen Denker (4. Aufl. 1902), Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (1896), der Wahrheitsgehalt der Religion (1901).

Im ewgen Lichtreich.

Am Hochfeld starb das hehre Abendrot.
Mein Tag war eng und heiß, mein Tag ist tot.

Auf nun, ihr Geister, die ihr mich umhaucht,
Die ihr in Frieden meine Seele taucht.

Die ihr auf Lichtgewölk und Strahlen thront,
Die ihr zu Haus seid, wo kein Wandel wohnt:

Webt eine Brücke mir zum Vollmondlicht,
Das groß und ruhvoll aus dem Schwarzwald bricht!

Laßt auf dem Lichtpfad Sphärenmelodien
Als Himmelsgäste in das Herz mir ziehn.

Denn ach, mein Tag war unaussprechlich klein —
Im ewgen Lichtreich will ich Bürger sein!

Fritz Lienhard.

Aus: Fritz Lienhard. Gedichte. Erste Gesamtausgabe.
Leipzig und Berlin SW. 46 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag. 1902.

Die Kriege Friedrichs des Großen.

Werke des Großen Generalstabes. Kriegsgeschichtliche Abteilung II.

Von

H. v. Boguslawski, Generalleutnant z. D.

Der preußische große Generalstab zählt zwei historische Abteilungen. Nr. I beschäftigt sich mit den neueren Kriegsereignissen und Erscheinungen im Heerwesen und in den Kriegswissenschaften; Nr. II mit den älteren etwa bis einschließlich der Befreiungskriege.

Die zweite Abteilung hat schon vor mehreren Jahren begonnen, ein auf den sorgfältigsten und ausgedehntesten Forschungen beruhendes Werk „Die Kriege Friedrichs des Großen" zu veröffentlichen. Bis jetzt ist die Geschichte des ersten und zweiten Schlesischen Krieges und die des Siebenjährigen (III. Teil) bis zur Schlacht bei Prag erschienen.

Diesem Teil schickte die Abteilung II zwei höchstbedeutende Einzelschriften voraus. Die erste, welche 1899 erschien, betitelt sich „Friedrich des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwickelung von 1745 bis 1756;" die andere (1900): „Die taktische Schulung der preußischen Armee während der Friedenszeit 1745—1756." (Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.)

Die erste Einzelschrift giebt uns ein anschauliches, klares Bild von der Gedankenarbeit des Königs, von den in seinen Werken und Anweisungen für seine Heerführer niedergelegten Erfahrungen aller Art und gewonnenen Anschauungen, endlich von seiner praktischen Einwirkung auf die Armee und die Truppenführung im Großen und Kleinen. Die Schrift sagt: „Wie in dieser wunderbaren Persönlichkeit glühende Phantasie und kalte Berechnung hart bei einander liegen, so bleiben Widersprüche in dem schriftlichen Niederschlage von Friedrichs Geistesarbeit nicht aus."

Das ist sehr richtig, und enthält dieser Satz die auch schon von mir des öfteren betonte Lehre, nicht jede Aeußerung eines großen Feldherrn gleich für ein Dogma zu erklären und darauf Systeme errichten zu wollen. Auch in Napoleons I. Aeußerungen finden sich Widersprüche genug.

Die erste Einwirkung auf die weitere Entwickelung von Friedrichs Feldherrntum ist, wie die Schrift abermals sehr richtig sagt, die in den Schlesischen Kriegen gewonnene Erfahrung; sodann aber die Fähigkeit, aus der Erfahrung die richtigen Schlüsse zu ziehen; ferner ein eingehendes Studium anderer, von großen Generalen geleiteten Feldzüge und der einschlägigen Militärlitteratur älterer und neuerer Schriftsteller. Dazu trat nun das große schriftstellerische Talent des Königs, das er in Lehrschriften, sogar in poetischen, Befehlen und Instruktionen aller Art bewährte. — Seine Aeußerung, daß die Kenntnis der Geschichte großer Feldherren den Feldherrn bildet, stimmt ganz mit den Ansichten Napoleons I. überein. Es handelt sich keineswegs nur um die materiellen

Mittel, welche die Zeit uns bietet, sondern die geistige Potenz des Feldherrn und die innere Kraft des Heeres bleiben immer die Hauptsache. Daß sich dabei ein Zurückbleiben in jenen hart strafen kann (Oesterreicher 1866) ist selbstverständlich.

Die Schrift führt uns nun die hauptsächlichsten Studien des Königs vor Augen und geht dann zuerst zu den speziellen Instruktionen für einzelne Truppenführer, sodann zu den allgemeineren über. Hier sind hervorzuheben: die „Generalprinzipien vom Kriege," die mehrfach umgearbeitet wurden; sodann die „pensées et règles générales pour la guerre," entstanden kurz vor dem siebenjährigen Kriege; weiter ein Auszug aus den Kommentaren Folards, eines berühmten französischen Taktikers; endlich das Lehrgedicht L'art de la guerre, das den Stoff klar, aber auch mit großem dichterischem Schwunge bemeistert. Im Uebrigen ist der König von jeder Prinzipienreiterei weit entfernt, und sein Sinn immer auf das Praktische gerichtet, wie er denn zum Belag seiner Ansichten gewöhnlich Beispiele aus den Schlesischen Kriegen heranzieht. Aus den historischen Schriften ist die „Histoire de la guerre de sept ans" gleichfalls eine Fundgrube von taktischen und strategischen Grundsätzen, die man mit leichter Mühe aus den Berichten über die Aktionen selbst herausliest.

Während man im 18. Jahrhundert dem strategischen Manöver, den verschanzten Stellungen, den Kontremärschen und dem Wegnehmen von Festungen einen zu großen Raum einräumte, und die Schlacht sogar in einzelnen Vorschriften verschiedener Armeeen, z. B. der Sächsischen, als ein verzweifeltes und höchst seltenes, so zu sagen, erzwungenes Mittel angesehen wurde, so erblickte der König, den Lehren der Alten und des Machiavell folgend, in der Schlacht das stets zu suchende Entscheidungsmittel, falls man ein an Tüchtigkeit dem Gegner überlegenes Heer habe, und dies war in der That auf preußischer Seite zu finden. Im Gegensatz zu der langsamen methodischen Kriegführung sucht er den Krieg durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen rasch zu entscheiden. Dabei aber, und dies ist ein weiterer Ruhmestitel des Königs, ging er über die Verwendbarkeit seiner Mittel nicht hinaus. Der Verpflegung widmete er die höchste Sorgfalt, doch ist es unrichtig, daß er sich der Magazinalverpflegung allein bediente. —

Was die Taktik in der Schlacht anbetrifft, sa reifte damals in ihm der Gedanke der schiefen Schlachtordnung, die er, besonders bei Leuthen, mit dem größten Erfolg anwendete. Vor allen Dingen aber ist es der Geist der Offensive, den er zum Hauptgrundsatz erhoben, seinem Heer einhauchte, und auch hierin kommt er mit Napoleons „activité, célérité, énergie" überein.

Wenn in der besprochenen Schrift die Geistesarbeit geschildert ist, mit welcher der König seine Feldherrngaben weiter entwickelte, so legt die zweite umfangreichere dar, wie er die taktische Ausbildung seiner Armee im Großen und im Einzelnen förderte und zwar mit einer Gründlichkeit, Mühewaltung und Genauigkeit, die seitdem ein Erbteil und eine Eigenthümlichkeit der preußischen — jetzt der deutschen Armee — geblieben sind und hoffentlich immer bleiben werden.

Die Schrift giebt zuerst eine Schilderung der Besichtigungen, die der König im Frühjahr, im Sommer und Herbst, mit Ausnahme einer kurzen Sommerpause, ausführte. Seine Reisen mit untergelegten Relais waren Flüge. Die Besichtigungen bestanden in Spezialrevuen, in denen alle Einzelheiten im Exerzieren, der Bewaffnung, Bekleidung,

Ausrüstung, die Zusammensetzung der Mannschaft und der Offiziersatz, die angenommenen Junker, besichtigt wurden. Ferner in den Generalrevuen, bei welchen Gefechtsexerzizien in größeren Massen gezeigt wurden, und endlich die Herbstmanöver, in denen zwei Parteien, oder eine gegen einen markierten Feind, manöverierten. Kein Souverän hatte das Prinzip, Alles selbst zu sehen und zu verbessern, bisher mit dieser Gründlichkeit durchgeführt wie der König — denn die meisten sahen die Truppen nur in sogenannten Lustlagern — und die Folge der Thätigkeit des Königs war eine Anspannung der Truppen, die sie zu dem vollkommensten Kriegs-Werkzeug der Welt machte. Aus dem überreichen Material, das dieser Band liefert, greifen wir nur einzelne Momente heraus.

Obgleich er schon nach Mollwitz gesagt hatte, daß die Infanterie aus lauter Cäsaren bestände, wurden deren Exerzierübungen und ihre Reglements fortwährend verbessert. Indes der König war nicht unfehlbar, und es giebt keinen menschlichen Fortschritt, der nicht zugleich einen Nachteil in sich trüge. So verleitete ihn sein Drang, durch den unaufhaltsamen Angriff möglichst schnell zu entscheiden, dazu, auf den Angriff der Infanterie mit dem Bajonett ohne Feuer hinzuwirken. Daß dies nicht durchführbar war, zeigte sich in den ersten Schlachten des Siebenjährigen Krieges. Die Schrift hat das Verdienst, diesen Umstand zuerst dargelegt und belegt zu haben, wie sie auch die übertriebenen Behauptungen von der Schnelligkeit des preußischen Infanteriefeuers auf das richtige Maß zurückführte.

Die Kavallerie, welche bei Mollwitz das harte Urteil des Königs erfahren hatte, sie tauge den Teufel nichts, hatte schon 1745 bei Hohenfriedberg ihren Ruf hergestellt, wurde aber in den Friedensjahren durch die sorgfältige Ausbildung im Einzelnen und durch die Uebungen in großen Massen auf eine Höhe gebracht, die nicht wieder erreicht worden ist. Das Prinzip, sich niemals angreifen zu lassen, sondern rücksichtslos zuerst zu attackieren, und zwar wie eine Mauer geschlossen, wurde auf den Schild erhoben, und die richtigen Führer an ihre Spitze gestellt.

Die Artillerie war damals noch das Stiefkind der Armee. Jedes Bataillon führte 2 leichte Geschütze, welche mit der Infanterie vorgingen und mit Kartätschen feuerten; sie wurden von Infanteriemannschaften bedient; die schwere Artillerie war aus Geschützen verschiedener Kaliber zusammengesetzt und wirkte, in Batterieen vereinigt, vor der Front der Armee. Aber dem Scharfblick des Königs entging die Bedeutung dieser Waffe, besonders den verschanzten Stellungen der Oesterreicher gegenüber, nicht, er vermehrte sie und verbesserte die Technik nach eigener Entscheidung. Die Einführung der reitenden Artillerie war sein Werk.

Im Großen muß besonders die Einübung des schrägen Angriffs in Echellons hervorgehoben werden. Indem man den Angriff schräg auf einen Flügel der damals lang gestreckten dünnen Schlachtlinie ansetzt und durch das Vorgehen in schrägen Staffeln einen Flügel der eigenen Schlachtlinie zurückhält, gleichsam als eine Reserve, ist man in der Lage, die feindliche Linie aufzurollen, was besonders bei Leuthen mit dem größten Erfolge geschah, andernorts mißlang. — Nur so vorzüglich eingeübte Truppen wie die preußischen vermochten ein solches Manöver auszuführen.

Der erste Band des Siebenjährigen Krieges weist im Gegensatz zu manchen neueren Behauptungen nach, daß Friedrich auf das Eifrigste bemüht war, den Frieden

zu erhalten, daß die alte neuerdings angefochtene Ansicht die richtige ist, nach welcher er gezwungen war, gegen ein ihm bekanntes Bündnis und die Absicht, ihn 1757 anzugreifen, das Präveniere zu spielen, und daß er dies durch seinen Einfall in Sachsen mit rascher Entschlossenheit that. Die Einleitung ist meisterhaft und überzeugend abgefaßt. Es geht der Erzählung der Kriegsereignisse eine treffliche Schilderung der auftretenden Armeen voraus, in welcher auch der österreichischen und sächsischen Armee alle Gerechtigkeit widerfährt, dagegen deutlich darauf hingewiesen wird, wie das Fehlen des Kriegsherrn in Oesterreich auf die Schlagfertigkeit der Armee, und die Verschwendung des Hofes in Sachsen nachteilig einwirkten.

Friedrich hatte seine Gegner, die den Krieg nach Vollendung ihrer Rüstungen zu eröffnen gedachten, überrascht, sah aber weitere Operationen durch die verschanzte Stellung der Sachsen bei Pirna, die er durch Blokade, nicht durch einen opferreichen Sturm, gewinnen wollte, gehemmt. Die gegen den endlich zum Entsatz heranrückenden österreichischen Feldmarschall Brown von dem König gelieferte Schlacht bei Lobositz ist prächtig geschildert. Sie enthält zwei sehr beachtenswerte Momente. Der eine ist die ohne Befehl und ohne Verständnis der Lage ausgeführte große Attacke der gesamten preußischen Kavallerie, die unglücklich endete; der andere ist der Kampf am Loboschberge, in welchem die nur auf das geschlossene Gefecht in Linie geschulte preußische Infanterie gezwungen wurde, ein großes langdauerndes Schützengefecht in den Weinbergen zu führen und sich in dieses neue Verhältnis mit überraschender Findigkeit fand. Die Kavallerie, der stets und mit Recht der Grundsatz gepredigt worden war, zuerst zu attackieren, wendete ihn im unrechten Moment an und scheiterte. Die Infanterie am Loboschberge entschied die Schlacht durch einen großen Bajonettangriff. Dies zeigt, wie ein einziger kräftiger Entschluß oft eine mißliche Lage günstig wenden kann. — Die Kapitulation der Sachsen war die Folge.

Der zweite Band „Prag" enthält den Feldzug von 1757 bis zur vielbesungenen Prager Schlacht, ein Ereignis, welches, abgesehen von seiner militärischen Größe, von poetischem Schimmer durch den Heldentod Schwerins und seines Gegners Brown verklärt ist, wie denn das ganze Jahr 1757 das unvergleichlichste Heldengedicht der neueren Zeit bildet, an der wir, trotz Sedan und Königgrätz, doch immer noch nicht heranreichen.

Ueber den Feldzugsplan des Königs beim Beginn des Jahres 1757, seine Entstehung, seine Ziele und seine Ausführung, ist viel geschrieben und verschieden geurteilt worden. — Die Entstehung schreibt sich von schriftlichem und mündlichem Gedankenaustausch zwischen Friedrich und seinen Generälen, vorzüglich Schwerin und Winterfeldt, her. Schwerin wollte, im Geiste der damaligen Kriegführung, indessen die Ziele niedriger stecken als der König, der die treibende Kraft blieb und ganz im Sinne Napoleonischer und Moltkescher Kriegführung auf eine Entscheidungsschlacht ausging. Daß dieser Feldzug bis zur Schlacht bei Prag auf die Entschlüsse Moltkes zur Führung des Feldzuges von 1866 mit eingewirkt hat, kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, wenn auch die Stellung der österreichischen Armee 1757 eine ganz verschiedene war. Jedenfalls verstand Friedrich, ebenso wie König Wilhelm und Moltke 1866, die getrennten Kolonnen, mit denen er in Böhmen einmarschierte, zur richtigen Zeit bei Prag zur Schlacht zu ver-

einigen, wobei er allerdings einen bedeutenden Heeresteil auf dem linken Moldauufer ließ, um ein Ausweichen der Oesterreicher nach dieser Richtung zu verhindern. Wir sehen also das moderne Vernichtungsprinzip hier voll entwickelt, und ist damit meine Ansicht, daß die großen Feldherren aller Zeiten immer wieder zu den wahren, unvergänglichen Grundsätzen der Strategie greifen, bestätigt.

Die Einleitung der Schlacht besteht in einem großen Flankenmarsch der vereinigten Heeresteile Schwerins und des vom Könige selbst geführten, um die starke Frontstellung der Oesterreicher in der rechten Flanke anzugreifen. Die Oesterreicher bemühen sich, sobald diese Absicht erkannt ist, die Front zu verändern, was ihnen jedoch nur teilweise gelingt.

Der erste Angriff der Preußen mißlingt, Schwerin fällt. Brown wird schwer verwundet, der Prinz Karl von Lothringen, der den Oberbefehl führt, hat einen Ohnmachtsanfall, der König dagegen führt den Befehl mit unerschütterlicher Besonnenheit fort und dirigiert die Truppen derart, daß die Höhenstellung der Oesterreicher endlich erstiegen wird, und die vom linken Flügel derselben anlangenden Divisionen nach und nach geschlagen werden. Der große gelungene Kavallerieangriff Zietens auf dem linken preußischen Flügel war der Anfang der glücklichen Wendung. Die unübertreffliche Tapferkeit und Disziplin der preußischen Infanterie, die an diesem Tage den Bajonettangriff, ohne zu schießen, im unaufhaltsamen Vorwärtsgehen ausführte, thaten das Uebrige. Aber der Sieg war mit ungeheuren Opfern erkauft. Die Preußen verloren von 64 000 Mann 401 Offiziere und 14 000 Mann, die Oesterreicher von 61 000 Streitern 412 Offiziere 12 912 Mann, darunter 40 Offiziere 4235 Mann Gefangene. Der Verlust der Preußen hält sich mit dem in der Schlacht bei Vionville in einem zwölfstündigen Kampfe gegen eine doppelte Uebermacht erlittenen von 16 000 Mann also ohngefähr die Wage und beweist wiederum, daß die Schlachten, trotz der Einführung der verbesserten Waffen, durchschnittlich nicht blutiger geworden sind als früher, und so wird es auch in Zukunft ein, trotz aller Behauptungen des Gegenteils, die besonders von Milizfreunden und Parteigängern der ewigen Friedensbewegung in die Welt gesetzt werden.

Selten, oder sagen wir besser, noch niemals, hat der Generalstab eine größere und fruchtbringendere litterarische Thätigkeit entwickelt als mit der Herausgabe der hier besprochenen Bände. Die beiden Einzelschriften bringen sichere Ergebnisse neuer Forschungen, die überall quellenmäßig begründet sind. Sie unterscheiden sich sehr von den auf gewagte Hypothesen gegründeten Entdeckungen, welche die Ergebnisse älterer Anschauungen über den Haufen werfen wollen und oft nur neue Legenden aufbauen. — Die beiden historischen Bände enthalten eine Fülle von charakteristischen Einzelheiten, ohne die verhältnismäßig knappe Darstellung der Begebenheiten zu überfluten. Der Styl ist überall klar und durchsichtig, die Betrachtungen sind kühl und sachgemäß, sie sind nicht durch einseitige Auffassung irgend einer Methode beeinflußt und beurteilen auch den Gegner, der unserer durchaus würdig war, gerecht. — Das Kartenmaterial ist geradezu glänzend.

N

Die Lage des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

Von

Wilhelm Dibelius.

Der glänzende Empfang, den Prinz Heinrich in Amerika gefunden hat, ist nicht nur für unsere hohe Politik von Bedeutung gewesen, sondern hat auch für das amerikanische Deutschtum eine neue Aera eingeleitet. — So stand es wenigstens schwarz auf weiß gedruckt in allen Tageszeitungen, und wer da las von den begeisterten Huldigungen deutscher Vereine, von schwungvollen Reden und ergreifenden Liedern, der mochte wohl glauben, daß auch jenseits des Ozeans das Deutschtum fest gegründet sei für alle Zeiten. —

Aber der deutsche Michel singt nur gar zu gern „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein", wenn auch die Sturmflut schon näher und näher kommt. Wenn wir etwas kühleren Blutes all' die Reden mustern, mit denen man den Bruder unseres Kaisers begrüßte, so sagen sie doch nicht allzu viel. Sie zeigen uns, daß da drüben noch viele Deutsche wohnen, die ihre Muttersprache bewahrt haben und sich dankbar des Heimatlandes erinnern. Ob diese Deutschen aber auch Mut und Selbstverleugnung genug besitzen, deutsch zu bleiben, wo es Opfer kostet, ob sie imstande sein werden, der ganzen Wucht des Yankeetums zum Trotz ihre Kinder deutsch zu erhalten — das ist eine Frage, die nüchtern erwogen sein will, auf die Festesjubel und Liederklänge allein noch keine Antwort geben.

Wenn die deutsche Jugend deutsch bleiben soll, so muß sie in einer deutschen Schule erzogen werden. Der Satz klingt trivial, und doch wird er von den Deutschen im Auslande nur zu wenig beachtet. Opferwillige Kaufleute und Lehrer, große Zuschüsse des Auswärtigen Amtes und des Allgemeinen Deutschen Schulvereins haben an manchen Orten des Auslandes hervorragende Erziehungsanstalten geschaffen, und doch — „was ist das unter so viele?" Der Mangel an guten deutschen Auslandschulen wird immer fühlbarer, je besser unser nationaler Nachrichtendienst organisiert ist, und wir dürfen uns nicht darüber täuschen — so ziemlich am schlimmsten sieht es aus unter den Deutsch-Amerikanern.

Leider kann ich diese Behauptung nicht durch Zahlen belegen; denn statistische Aufstellungen über die deutschen Schulen der Vereinigten Staaten giebt es nicht; auch die gehaltreichen Zusammenstellungen des offiziellen Report of the Commissioner of Education liefern nur ganz dürftiges Material, da dort die Schulen nicht nach Nationalitäten gruppiert sind. Doch hoffe ich, diese Behauptung durch viele traurige Thatsachen erhärten zu können. Vorerst aber die Gründe.

Deutsche amerikanische Schulen gab es in großer, giebt es noch jetzt in beträchtlicher Zahl. Leider geht eine Schule nach der anderen ein, oder nimmt allmählich englischen Charakter an. Besonders die letzten Jahre haben erschreckend unter den deutschen Schulen aufgeräumt, weil das Deutschtum einen großen, aber in seinen ersten Folgen verhängnisvollen Sieg erfochten hat. Es ist gelungen, in einer ganzen Anzahl von Städten den Unterricht im Deutschen in allen Schulen, selbst den untersten, einzuführen. Ein großer Erfolg für das Deutschtum; denn einmal ist die Verbreitung der deutschen Sprache an und für sich Gewinn genug, und auch von der praktischen Seite her können uns nur Vorteile daraus erwachsen. Diejenigen Amerikaner, die unserer Sprache mächtig sind, haben sich meist entschieden gegen den kurzsichtigen Nativismus gewisser Yankeekreise ausgesprochen, und es ist zu hoffen, daß größere Vertrautheit mit unserer Sprache auch in Zukunft größeres Verständnis für unseren Charakter zeitigen wird, und wer da weiß, wie tief Pflichttreue und Dankbarkeit im deutschen Wesen wurzeln, wie fern ihm alle Abenteurerneigungen sind, der wird auch die Bestrebungen der deutschnationalen Kreise Amerikas besser verstehen und in ihrer ganzen Harmlosigkeit begreifen; er wird erkennen, daß die Deutschen schon ihrer Charakteranlage nach nicht die Ziele verfolgen können, die ihnen die gelbe Presse Amerikas anzudichten pflegt: Eroberung südamerikanischer Republiken durch das Deutsche Reich, Ausschließung amerikanischer Erzeugnisse von Europa und dergleichen mehr; der wird verstehen, daß der Deutsche ein treuer Sohn seines neuen Vaterlandes bleiben will, wenn er auch nicht anerkennt, daß amerikanisch und englisch gleichbedeutend sind, und er sich nicht dazu verstehen will, seine Sprache und sein Volkstum aufzugeben. So gern wir darum zugestehen wollen, daß die Einführung des Deutschen in amerikanischen Schulen einen großen Fortschritt bedeutet, so läßt sich doch nicht verhehlen, daß die unmittelbarsten Folgen dieses Sieges für das amerikanische Deutschtum verhängnisvoll gewesen sind. Früher hatte der Deutsche nur zwei Möglichkeiten, seine Kinder zu erziehen: er schickte sie in die deutsche (Kirchen- oder Privat-) Schule und sicherte ihnen eine deutsche Erziehung, freilich oft unter schweren Geldopfern, oder er vertraute sie der englischen Kommunalschule (Public School) an, wodurch sie zwar unentgeltlichen Unterricht erhielten, aber auch mit Sicherheit ihres Deutschtums verlustig gingen; einen Mittelweg gab es nicht. Diese klare Fragestellung war ein Segen für unsere Nationalität: mancher wackere Deutsche zahlte lieber die hohen Kirchensteuern, die hohen Unterhaltungskosten und das hohe Schulgeld, als daß er seine Kinder der sicheren Anglisierung ausgeliefert hätte. Nunmehr aber giebt es an vielen Orten kein klares Ja oder Nein mehr: auf der amerikanischen Schule wird ja auch deutsch gelehrt, wozu also brauchen wir besondere deutsche Schulen? Man schickt die Kinder ruhig zu den amerikanischen Lehrern, dort treiben sie ein wenig Deutsch während einiger Stunden in jeder Woche, hören aber sonst nur englische Laute von Schulbank und Katheder, im geographischen und geschichtlichen Unterricht vernehmen sie nur das Wenige, was man dem amerikanischen Kinde von Deutschland erzählt. Zu Hause wird womöglich Rücksicht darauf genommen, daß der Junge doch tagsüber englisch sprechen, und zwar gutes Englisch sprechen muß, und auch Vater und Mutter bedienen sich des fremden Idioms — als halber Yankee verläßt der Junge die Schule; die paar Stunden deutschen Unterrichtes haben ihm seine Nationalität nicht erhalten können.

Daß der deutsche Unterricht in den amerikanischen Schulen in seinen unmittelbarsten Folgen wenigstens ein Danaergeschenk für uns war, sieht man da drüben mehr und mehr ein. Und was mancher bei oberflächlicher Betrachtung vielleicht für einen Vorteil hält, erweist sich als schwerer Nachteil, nämlich ihr zum größten Teile geistlicher Charakter. Die deutschen höheren Schulen sind zwar oft oder meist in privater Hand, aber der Elementarunterricht ist der Regel nach Sache der deutschen Kirchengemeinden. Nun soll nicht verkannt werden, daß die deutschen evangelischen Pfarrer — von den katholischen hört man so gut wie nichts — an manchen Orten die einzigen Stützen des Deutschtums sind; ja ihr nationaler Opfermut geht oft so weit, daß sie selbst Schule halten, wenn die Lehrerstelle gerade nicht besetzt ist, und manchmal verlängert sich ein solches Provisorium auf Monate und Jahre. Aber der Pfarrer hat schließlich höhere Aufgaben als die Schulmeisterei, und in Amerika ist die Vereinigung von Schule und Kirche unter einer Leitung besonders bedenklich. Wir haben es dort mit eigenartigen kirchlichen Verhältnissen zu thun. In Deutschland ist fast die ganze Bevölkerung entweder evangelisch oder katholisch, jeder gehört durch seine Geburt zu einer großen kirchlichen Organisation und bleibt in ihr, wenn er nicht überhaupt eine andere Konfession annimmt. In Amerika aber sind die Angehörigen der numerisch stärksten Konfession, die Evangelischen, in viele Sekten zerspalten und keins dieser vielen Bekenntnisse hat über alle anderen ein erdrückendes Uebergewicht. Und was das Wichtigste ist: Konfession und Organisation fallen nicht immer zusammen. Eine lutherische Gemeinde z. B. kann sich dieser oder jener kirchlichen Gemeinschaft anschließen, deren jede in einer anderen Synode gipfelt, und es ist garnicht selten, daß eine Gemeinde, ohne ihren Glauben zu wechseln, von dieser Organisation zu jener übergeht; es giebt in den Vereinigten Staaten nicht wie in Deutschland eine scharfe territoriale Scheidung der Kirchen, und keine von allen Gemeinschaften hat eine ähnlich beherrschende Stellung wie z. B. die preußische Landeskirche bei uns. Es fehlt somit da drüben an dem festen Halt, den eine große Landeskirche bieten kann, aber auch an der Erstarrung, der jede große Kirchengemeinschaft leicht verfällt. Viele der dortigen Organisationen haben dauernd um ihre Existenz zu kämpfen, und das hat viel Gutes. Sie müssen ihren Gemeinden und durch diese den einzelnen Christen etwas bieten, sie sind gezwungen, die einzelnen Seelen im Innersten zu packen, sonst haben sie keinen Bestand. Sie müssen darum die Seelsorge mit dem größten Eifer betreiben. Für alles andere, so z. B. die Schule, können sie nur wenig Zeit und Geld übrig haben. So ist es erklärlich, daß der Pastor, dessen Zeit nicht nur durch Amtshandlungen, sondern auch durch Jünglings-, Jungfrauen-, Missionsvereine und wie die unendliche Reihe christlicher Thätigkeiten heißen mag, aufs äußerste belastet ist, für seine Schulthätigkeit nur wenig Zeit erübrigen kann, und wenn die Gemeindebehörden alle verfügbaren Mittel für Werke der unmittelbaren Seelsorge verwenden müssen. Mag man auch noch so sehr von der Notwendigkeit deutschen Unterrichtes überzeugt sein, die Verhältnisse sind oft stärker als der gute Wille des Einzelnen. So haben denn nicht nur viele deutsche Steuerzahler, sondern auch manche Pastoren und Kirchenältesten es mit Freuden begrüßt, daß der deutsche Unterricht in der Public School für die deutsche Kirchenschule Ersatz zu bieten schien — auch die treuesten Stützen des Deutschtums sind wankend geworden. Und wer will ihnen unter solchen Umständen einen Vorwurf machen?

Es fehlt freilich unter den kirchlichen Deutschamerikanern nicht an Stimmen, die für die deutsche Kirchenschule auch um der Kirche willen eintreten. Sie glauben, und zwar mit vollem Recht, daß Kinder, die in der Schule englischen Unterricht erhalten, Gefahr laufen, der deutschen Kirche entfremdet zu werden. Neben den deutschen Kirchengemeinschaften giebt es auch englische Parallelorganisationen, die im allgemeinen über größere Mittel verfügen und darum eine energischere Seelsorge treiben können. Ueberall wo der Deutsche beginnt, gleich gut und gern englisch zu sprechen wie deutsch, ist er in Gefahr, der reicheren und oft thatkräftigeren englischen Gemeinde sich anzuschließen; auch kommt in Betracht, daß mancher Deutsche, der nationalen Sinn genug hat, die deutsche Erziehung seiner Kinder über alles zu stellen, leicht zu einer anderen deutschen Kirchengemeinschaft übergeht, die ihm neben der deutschen Predigt auch die deutsche Schule gewährt. Aus diesen Gründen verlangt eine starke Partei, die auch in den obersten kirchlichen Körperschaften noch die Mehrheit hat, volle Aufrechterhaltung der deutschen Schule. Aber jeder unbefangene Beobachter muß sehen, daß diese Mehrheit Tag für Tag geringer wird; wo der deutsche Gemeindevorstand nicht weiß, wie er für die nächstliegenden kirchlichen Zwecke das Geld aufbringen soll, können alle Synodalbeschlüsse der deutschen Kirchenschule nicht helfen. Alle schönen Worte und Ermahnungen haben den Niedergang des deutschen Schulwesens nicht verhindern können.

Denn hier kommt noch ein Faktor in Betracht, der wichtigste von allen: die deutschen Kirchen in Amerika sind auf dem Wege, sich langsam zu anglisieren. Die Gemeinden bestehen nicht mehr nur aus Reindeutschen, sondern zum Teil bereits aus nationalen Mischlingen, die auf dem Wege sind, der englischen Parallelorganisation sich anzuschließen. Um diese Elemente zu halten, greift man zu dem tiefbedauerlichen Mittel, englische Predigten neben deutschen einzuführen, d. h. um die halben Deutschen zu fesseln, stellt man das ganze Deutschtum in Frage. Ein grelles Licht auf diese Zustände wirft der Sitzungsbericht der letzten Generalkonferenz der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika (September 1901), einer der größten deutsch-evangelischen Kirchengemeinschaften, welcher 1129 Gemeinden angehören. Einige Proben mögen genügen: Der Indianadistrikt hat eine besondere deutsch-englische Vereinigung gegründet, um die englische Seelsorge innerhalb der deutschen evangelischen Kirche zu fördern, und plant die Herausgabe englischer Erbauungsschriften. Aus dem Distrikt Neu-York wird berichtet, daß die meisten Gemeinden Pfarrer verlangen, die deutsch und englisch predigen können; Buffalo klagt darüber, daß die anglisierten Elemente sich noch nicht zu einer englischen Gemeinde innerhalb der deutschen Kirchengemeinschaft haben zusammenfassen lassen! In Ohio hat man in großem Umfange englische Predigten eingeführt, ohne sich an einen früheren Synodalbeschluß zu kehren, der dies nur unter gewissen Bedingungen gestatten will. Pennsylvanien, das einst eine Hochburg des Deutschtums war, verlangt bessere Ausbildung der Kandidaten im Englischen, denn sonst litten die Gemeinden darunter; man müsse damit rechnen, daß das Englische in Zukunft noch weitere Fortschritte mache. Westmissouri bedauert, daß die kleinen Gemeinden in Bezug auf englische Kenntnisse der Pastoren fast unbegrenzte Ansprüche machen. Jowa berichtet, indem es sich nur gegen die allzu schnelle Anglisierung ausspricht: „Der Distrikt ist in allen seinen Gemeinden, mit wenig Ausnahmen, noch deutsch und wünscht das auch noch einige Zeit zu bleiben. Wir sind uns wohl

bewußt, daß das nicht immer so bleiben wird!" Und noch trüber werden die Aussichten auf die Zukunft, wenn wir den Bericht des deutschen Predigerseminars zu Elmhurst lesen, das einen großen Teil des Nachwuchses der deutschamerikanischen Geistlichkeit heranbildet. Auch dort sinnt man auf Mittel, wie man die Kandidaten im Englischen besser ausbilden kann, und im Proseminar hat man sogar englischen Unterricht in bedeutendem Umfange eingeführt: in englischer Sprache werden gelehrt Geographie, Rechnen, Algebra, Physiologie, Botanik und Zoologie, sowie Geschichte der Vereinigten Staaten, dazu in den obersten Klassen Lateinisch. Die Synode hat zwar beschlossen, in letzterem Fache den deutschen Unterricht wieder einzuführen, dafür soll aber die Physik englisch gelehrt werden. Die schlimmsten Befürchtungen erweckt eine Stelle des Berichtes, die sich gegen weitere Einführung des Englischen wendet. „Schon jetzt" so heißt es in der Begründung, „ist es keine leichte Sache, unsere jungen Leute dahin zu bringen, daß sie mündlich wie schriftlich das Deutsche wirklich beherrschen lernen. Je länger, desto schwerer wird es u. s. w." Was soll aus dem Deutschtum in Amerika werden, wenn die Geistlichkeit einer deutsch-amerikanischen Kirchengemeinschaft das Deutsche als eine fremde Sprache erlernen muß! Der Präses des Indianadistriktes deutet es an, indem er vom Jubiläum des Predigerseminars spricht: „Das goldene Jubiläum feierte die deutsche Synode; das Centennarium wird aber mitgefeiert werden von einer großen evangelischen Synode englischer Zunge. Gott walt's!"

Wenn deutsche Geistliche so sprechen, wie wird es um die Schulen bestellt sein, die ihrer Obhut anvertraut sind? Die Berichte sind traurig genug. Im Indianadistrikt hat sich der Schulbesuch zwar stark gehoben; aber doch „wird die deutsche Gemeindeschule bald zu den gewesenen Einrichtungen gehören"; von den 950 Kindern, die sie besuchen, werden keine 15% gute Glieder einer rein deutschen Gemeinde bleiben. In Michigan hat sich das evangelische Leben überall gehoben, mit Ausnahme des Gemeindeschulwesens, das langsam zurückgeht. Missouri meldet in klassischer Kürze, daß in 46 Gemeinden „noch immer" deutsche Schule gehalten werde. Der Etat von Süd-Illinois zeigt fast bei allen Posten eine erhebliche Steigerung der Ausgaben innerhalb der Periode 1898—1901, nur beim Kapitel „Lehranstalten" wird eine Abnahme von 16% gemeldet. West-Missouri berichtet mit Wehmut das sanfte Entschlafen der deutschen Gemeindeschule. Im Distrikt Wisconsin, (darin Milwaukee, die große Deutschenstadt!) giebt es nur noch fünf Lehrer an den Schulen der Synode; „außerdem erhalten noch 41 Pastoren die Gemeindeschule am Leben". Der Distriktspräses fügt hinzu: „Ist diese Mitteilung der Statistik korrekt, so wäre das eine Anklage, die wie die Posaune des jüngsten Gerichtes in die Ohren gellt."

Ich habe die Verhältnisse dieser einen Kirchengemeinschaft ausführlich besprochen, um an einem Beispiel zu zeigen, wie der deutsche Unterricht unter geistlicher Leitung zurückgeht. Leider ist dieser Fall typisch: überall, wo Berichte vorliegen, hört man vom langsamem Absterben der Gemeindeschulen, vom Eindringen des Englischen in Predigt, Seminar — ja Schulunterricht; es giebt sogar Schulen deutscher Gemeinden, die den amerikanischen Public Schools zum Verwechseln ähnlich sehen.

Geht die Entwickelung so weiter, so haben wir in zehn bis zwölf Jahren überhaupt keine deutsche Schule in Amerika mehr, und dann ist das Deutschtum in den Vereinigten Staaten dem Untergange geweiht. Schon jetzt hört man klagen, daß die ein-

gewanderten deutschen Familien in der zweiten Generation oft, in der dritten zumeist dem Deutschtum verloren gehen. So gering ist die Widerstandsfähigkeit des Deutschen, daß selbst Kinder, die noch in deutschen Schulen erzogen worden sind, dem Amerikanertum erliegen; wie muß es erst werden, wenn deutsche Schulen seltener und seltener werden, wenn Erziehung in englischer Sprache immer mehr die Regel wird? Sicherlich wird sich dann der Auffaugungsprozeß, der jetzt oft erst in der dritten Generation vollendet ist, schon innerhalb der zweiten vollziehen. Vielleicht braucht er dann nicht einmal so lange. Jetzt finden die Einwanderer noch fast überall große deutsche Gemeinschaften, denen sie sich anschließen können. Sind aber diese erst dem langsamen Zerstörungsprozeß zum Opfer gefallen, so wird der Ankömmling immer öfter von Anfang an allein stehen und er wird noch weniger die Kraft haben, sich deutsch zu erhalten. Diese Befürchtung wird um so größer, wenn man bedenkt, daß die deutsche Einwanderung ständig nachläßt, daß immer seltener die Einwanderer in größeren Gemeinschaften herüber kommen und immer weniger befähigt werden, in der neuen Heimat zusammenzuhalten und eine neue deutsche Organisation zu schaffen.

Was ist unter diesen Umständen zu thun, um das Deutschtum in den Vereinigten Staaten lebensfähig zu erhalten?

Man hat in der letzten Zeit viel geredet von den großen deutsch-nationalen Unternehmungen, die von der Harvard-Universität in Massachusets geplant werden. Man will ein germanisches Museum errichten, das den Anteil des Deutschtums an der gesamten Kulturentwickelung veranschaulichen soll. Der Plan erfreut sich des Wohlwollens der höchsten amerikanischen Kreise: Präsident Roosevelt und der amerikanische Botschafter in Berlin, White, der sich als treuer Freund des Deutschtums stets gezeigt hat, gehören zu den Ehrenförderern des Unternehmens, und auch in Deutschland hat man dafür Stimmung zu machen gewußt: der deutsche Kaiser hat bekanntlich Abgüsse der bedeutendsten deutschen Bildwerke für das neue Museum versprochen, und augenblicklich versucht man, durch Sammlungen ein großes Nationalgeschenk des deutschen Volkes für diesen Zweck aufzubringen. Der Gedanke ist recht schön und gut, ob aber das amerikanische Deutschtum davon Vorteil ziehen wird? Einmal liegt der Gedanke nahe, in einem germanischen Museum nicht nur Erzeugnisse deutscher, sondern auch sonstiger germanischer Kultur zu vereinigen, und die Förderung des Unternehmens durch die offiziellen Kreise der Republik deutet stark auf derartige Pläne hin. Damit hätte aber das Unternehmen jeden deutsch-nationalen Wert eingebüßt, es würde ein Museum, wie es so manche andere giebt, recht gut und nützlich für allerhand kulturelle Zwecke, jedoch nichts, was dem Deutschtum in Amerika besonders nützen könnte. Aber auch gesetzt den Fall, es würde ein Museum der deutschen Kulturgeschichte, etwa wie das Germanische Museum zu Nürnberg, welchen Nutzen kann der deutsche Ansiedler daraus ziehen, der seine Kinder deutsch erhalten will? Es kann ihm Anregung geben zu schönen Festreden und ergreifenden Gedichten, aber für die Prosa des Alltagslebens mit ihrem beständigen Kampf der Nationalitäten kann es nur herzlich wenig leisten.

Anders steht es schon mit dem Plane, der im Anschluß an dies Unternehmen aufgetaucht ist, der Gründung eines deutschen Hochstiftes für Amerika. Man will die deutsche Wissenschaft in deutscher Form dem amerikanischen Publikum darbieten:

berühmte deutsche Hochschullehrer und Schriftsteller sollen veranlaßt werden, in Amerika deutsche Vorträge zu halten. (Professor Pfleiderer von der Berliner Universität ist bereits für einen theologischen Kurs im nächsten Jahre gewonnen worden.) Hier hätten wir thatsächlich etwas, wovon das Deutschtum erheblichen Nutzen ziehen könnte. In Frankreich hat man längst erkannt, was nationale Wissenschaft und Litteratur für das französische Element im Auslande bedeuten: Die Alliance française, das Gegenstück zu unserem deutschen Schulverein, entsendet alljährlich Wanderredner in alle Städte des Orients, wo starke französische Kolonieen vorhanden sind, und für Amerika besteht eine große Stiftung, die es ermöglicht, die hervorragendsten Größen der französischen Litteratur zu Vorträgen in den Vereinigten Staaten heranzuziehen. Es wäre unzweifelhaft ein Gewinn für das Deutschtum, wenn es gelänge, eine ähnliche deutsche Einrichtung zu schaffen. Die Amerikaner würden mit unserem Geistesleben besser vertraut, und was das bedeutet, ist oben bereits angedeutet worden. Weit wichtiger aber ist es, daß man dadurch den intelligenteren deutschen Kreisen in deutscher Sprache geistige Genüsse böte, an denen es bisher noch fast völlig mangelt. Für den Deutschamerikaner ist das Deutsche — man darf sich dieser Thatsache nicht verschließen — fast ausschließlich die Sprache des Hauses und gewöhnlichen Lebens. Zwar giebt es deutsche Zeitungen in beträchtlicher Menge. Aber abgesehen davon, daß ihre Zahl in den letzten Jahren stark abgenommen hat, so können sie sich meist mit den großen amerikanischen Blättern nicht messen. Hinter keiner deutschen Zeitung stehen so viele Finanzgrößen und einflußreiche Politiker, wie hinter einer englisch-amerikanischen; weder an Schnelligkeit der Berichterstattung, noch an politischer Macht können sie es daher zumeist mit den Weltblättern in englischer Sprache aufnehmen, so pflegt denn dem gebildeten Deutschen seine deutsche Zeitung oft nicht zu genügen; er hält daneben noch eine englische. Und noch mehr fällt ins Gewicht, daß die amerikanischen Deutschen keine belletristische Zeitschriftenlitteratur besitzen, die es mit den meist vorzüglichen englisch-amerikanischen Magazines aufnehmen könnte. Die Zeitungslektüre ist also auch für den Deutschen der Union in erster Linie englisch. Will der Deutsche ferner einen Vortrag hören, so ist er englisch, die Predigt wird immer häufiger englisch, die Verhandlungen öffentlicher Körperschaften sind in 99 von hundert Fällen englisch, das Theater ist englisch — nur äußerst selten, und auch nur in den größten Städten wird dem Deutschen eine deutsche Vorstellung geboten. Es ist tief beschämend für uns, aber es ist wahr: in Amerika ist die Sprache Goethes, Schillers und Bismarcks fast nur eine Umgangs-, kaum eine Kultursprache; das höhere geistige Leben spielt sich zumeist in englischer Sprache ab. Und auch die großen Werke unserer Klassiker werden drüben leider viel seltener gelesen als bei uns; die Abneigung gegen das Bücherkaufen hat der Deutsche aus der Heimat mitgebracht, und in den öffentlichen Leihbibliotheken ist deutsche Litteratur verschwindend gering oder gar nicht vertreten. Unter diesen Umständen wäre es für das Deutschtum von großem Werte, wenn aus Deutschland beständig neue große kulturelle Anregungen kämen; wenn dem Deutschen von Neu-York, Chicago und Milwaukee Gelegenheit gegeben würde, in deutscher Sprache über die neuesten Errungenschaften des Menschengeistes unterrichtet zu werden. Das Deutsche würde aufhören, in Amerika dieselbe niedrige Rolle zu spielen, die das Polnische und Dänische in Deutschland ein-

nehmen, es könnte auch jenseits des Ozeans werden, was es in Europa schon lange ist, eine der edelsten Kultursprachen, die hinter keiner anderen zurückzustehen braucht.

So aussichtsvoll jedoch der Plan des deutschen Hochstiftes ist, man wird seine Bedeutung nicht überschätzen dürfen. Wissenschaftliche Vorträge können einmal nur in größeren Städten gehalten werden, und dann wenden sie sich immer nur an den verhältnismäßig kleinen Kreis von Gebildeten. Gerade aber diese fallen den Einflüssen fremder Kultur nicht so leicht zum Opfer wie die ungebildete Masse, deren nationales Empfinden meist nur dumpf hinter der Schwelle des Bewußtseins schlummert, und der die geistigen Waffen zum nachhaltigen Widerstande fehlen. Die große Menge des amerikanischen Deutschtums können wir nur durch die Schule deutsch erhalten, und damit kehren wir wieder zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück.

Wie läßt sich die absterbende deutsche Schule vor dem gänzlichen Verfalle schützen? Daß in dieser Frage die Entscheidung über die Zukunft des amerikanischen Deutschtums beschlossen liegt, hat man da drüben längst erkannt. Eine nachhaltige Bewegung ist im Gange zu Gunsten der schwerbedrängten Kirchenschule. Man bestürmt die Synoden, daß sie alles aufbieten, um die noch bestehenden Schulen am Leben zu erhalten, man verlangt Schutz gegen weitere Anglisierung von Unterricht und Predigt. Da die Mehrheit der Synoden entschieden schulfreundlich ist, hat man auch recht gesinnungsvolle Beschlüsse erzielt — mehr nicht. Es ist überaus zweifelhaft, ob man mehr erreichen kann; wo alle Verhältnisse mit zwingender Notwendigkeit dahin drängen, Arbeitskraft und Geldmittel ausschließlich in den Dienst der Seelsorge zu stellen, können noch so gut gemeinte Synodalbeschlüsse den Todeskampf der deutschen Kirchenschule höchstens etwas verlangsamen, nicht dem siechen Körper neues Leben einhauchen. Man kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Proteste ein erstrebenswertes Ziel mit unzureichenden Mitteln verfolgen.

Und selbst gesetzt den Fall, die Bewegung hätte Aussicht auf Erfolg — lohnt es sich wirklich, die deutsche Kirchenschule am Leben zu erhalten? Mancher wackre Deutschamerikaner wird über diese Fragestellung entrüstet sein, und dennoch ist es eine Frage, die in aller Ruhe überlegt sein will. Ich weiß, was die deutsche Kirchenschule geleistet hat, und gehöre zu ihren aufrichtigsten Bewunderern; aber mit dem Besten teilt sie auch die Eigenschaft, daß sie sich noch vervollkommnen läßt. Vielleicht haften dieser Einrichtung doch in ihrem Wesen begründete Mängel an, die sich anderweitig vermeiden ließen, ohne daß man ihre Vorteile zu missen brauchte. Die Geschichte fast aller europäischen Staaten hat doch wohl zur Genüge bewiesen, daß es kein Vorteil ist, wenn die Schule vom geistlichen Oberhirten geleitet wird; der einzelne Pfarrer mag noch so vorurteilsfrei und wohlmeinend sein, es besteht immer die Gefahr, daß der kirchliche Einfluß hemmend auf den Unterricht wirkt. Erst wo die Schule in die Hand einer weltlichen Organisation überging, konnte sie zur rechten Blüte gelangen, und auch für die Kirche ist es vom Segen gewesen, wenn sie ihre ganze Kraft ihrer eigentlichen geistlichen Aufgabe zuwenden konnte. Wer die Schule von der Kirche trennt, erweist beiden einen Dienst; diese Ueberzeugung ist bei uns wohl, wenigstens in evangelischen Kreisen durchgedrungen; sehen wir doch heutzutage, wie manche Pfarrer — und es sind nicht die schlechtesten! — für die Ablösung des Ortsschulinspektorats von ihrem Amte eintreten.

Sie thun es nicht nur, weil sie damit unnützen Reibungen mit Lehrern und Schulvorständen aus dem Wege gehen wollen, sondern weil sie sehen, daß hier ein rein weltlicher Beruf den Geistlichen von seiner rein geistlichen Aufgabe ablenkt, sicher nicht zum Heile der Kirche und sicher zum Schaden der Schule.

Nun lassen sich freilich europäische Erfahrungen nicht ohne weiteres auf Amerika übertragen. Wo in einem entlegenen Orte die kleine deutsche Kolonie eine Schule gründen will, wird der Pfarrer gewiß der gegebene Leiter sein; er ist am Orte die einzige Persönlichkeit mit genügender Autorität, und in kleinen Verhältnissen lohnt es sich nicht, neben der kirchlichen Organisation noch eine weltliche zu schaffen. Sicherlich aber läßt sich auf diese Weise immer nur ein vorläufiger Zustand erreichen; sowie die Ansiedelung wächst, wird die Trennung von Schule und Kirche immer notwendiger werden und sich schließlich durchsetzen — die Geschichte so mancher Auslandschule liefert den Beweis dafür. So wird denn in manchen kleinen Orten Amerikas die Kirchenschule immer noch notwendig sein; daß aber heute fast der gesamte deutsche Elementarunterricht in den Händen der Kirchengemeinden liegt, ist sicher nicht nötig und darum dem Aufblühen der Schule ungünstig. Neben den allgemeinen Gründen spricht hier gegen die Kirchenschule die oben angedeutete konfessionelle Zersplitterung Nordamerikas. Wo eine bestimmte Organisation an einem Orte fast alleinherrschend ist, mag freundliches Entgegenkommen gegen die Minderheiten vielleicht Unzuträglichkeiten vorbeugen, wo aber acht bis zwölf verschiedene Sekten an einem und demselben Orte vertreten sind, kann die Schule nur gar zu leicht die traurigsten Zwistigkeiten hervorrufen — dies kann nicht nur sein, sondern ist leider schon oft der Fall gewesen. Gerade dies letzte Moment sollte jeden Freund der deutschen Schule davon überzeugen, daß es nicht ratsam sei, mit allen Mitteln die Kirchenschulen am Leben erhalten zu wollen. Wer eine lebenskräftige deutsche Schule will, der muß ihr eine neue, und zwar eine weltliche Organisation geben!

Wer aber soll der Träger der neuen Organisation sein? Die politischen Gemeinden kommen nicht in Frage, wenigstens für den Augenblick nicht. In einem Lande mit englischer Staatssprache städtische Schulen zu gründen, in denen der Unterricht deutsch erteilt wird, dürfte auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen; wir können zufrieden sein, wenn man deutsche Privatanstalten duldet. Private Organisationen kommen allein in Betracht. Ob die zahlreichen Krieger-, Schützen-, Gesang-, Turn- und bloßen Gemütlichkeitsvereine sich zu solch einem Werke aufschwingen werden, muß noch bezweifelt werden; möglich dürfte es nur dann sein, wenn sich die verschiedenen Vereine einer Stadt zu gemeinsamem Handeln vereinigen wollten. Dies aber scheint in der That vielfach der Fall zu sein. Gegen Ende des März meldete der Telegraph, daß die deutschen Vereine von Neu-York sich zu einem großen Verbande zusammengethan hätten zu gemeinsamem Vorgehen in nationalen Fragen. In Chicago und Milwaukee scheint, wenn ich einige ziemlich orakelhafte Zeitungsnachrichten richtig verstehe, dasselbe stattgefunden zu haben. Welche Ziele die neuen Verbände sich im einzelnen gesteckt haben, wird erst die Zukunft lehren, aber das eine ist sicher: sie bilden bereits eine Grundlage, auf der die Neugründung der deutsch-amerikanischen Schule ins Werk gesetzt werden kann.

Indessen genügend ist ein solcher Zusammenschluß der Ortsvereine noch keineswegs, so freudig man ihn auch begrüßen mag. Soll die deutsche Schule unter weltlicher Hand

nehmen, es könnte auch jenseits des Ozean[s] [illegible] Organisationen eine gemeinsame eine der edelsten Kultursprachen, die [illegible] Synoden bilden. Und auch hierfür

So aussichtsvoll jedoch [illegible] Dezember 1900 wurde zu Chicago der deutsch- Bedeutung nicht übersch[illegible] in größeren Städte[illegible] Er entstand unter dem frischen Eindruck hältnismäßig kl[illegible] gelbe Presse zur Zeit des spanisch-amerikanischen fremder Kultu[illegible] hat. Damals erschienen nach langem Schweigen Empfinden [illegible] Zeitungen auf dem Kampfplatz, und zum erstenmal die geistige[illegible] Staaten zeigten die Deutschen, daß sie sich als Macht kanischer[illegible] Unabhängigkeit traten sie gegen die Verleumdungen unseres Reiches kehren[illegible] und ihr Auftreten war nicht umsonst; der Ton der führenden Blätter wurde doch erheblich ruhiger. In jenen Tagen des Kampfes

T[illegible] gesamte Deutschtum der Vereinigten Staaten zu organisieren, damit reifte der Plan, das es stets seine ganze Kraft zur Abwehr entfalten könnte, wenn etwa eine neue deutsch- feindliche Bewegung losbrechen sollte, und es hat sich gezeigt, daß das Unternehmen nicht so aussichtslos war, wie es zunächst schien. Zuverlässige Nachrichten über die Mitgliederzahl des Bundes sind zwar noch nicht nach Deutschland gelangt; wir wissen jedoch, daß fast alle von Deutschen stark bewohnten Distrikte, namentlich die Staaten Pennsylvanien, Maryland, Ohio und Minnesota, bereits von einem Netz von Orts- gruppen überzogen sind, und gerade die letzten Wochen mit den erhebenden Eindrücken der Prinzenreise haben dem Bunde einen erfreulichen Zuwachs gebracht; an verschiedenen Orten haben sich die neugegründeten Verbände der Lokalvereine als Ortsgruppen in den Bund aufnehmen lassen.

Der deutsch-amerikanische Nationalbund will einmal eine Kampforganisation sein: In der auswärtigen Politik will er gegen die Phrase von der angelsächsischen Ver- brüderung, die jüngst erst durch den Pauncefotefall in ihrer ganzen Hohlheit zu Tage getreten ist, energisch Front machen und ein möglichst freundschaftliches Verhältnis mit dem Deutschen Reiche anzubahnen suchen. Im Inneren soll alle nativistische Unduld- samkeit bekämpft und den Deutschen freie Bethätigung ihrer Sprache und Sitte gewährt leistet werden. Gleichzeitig aber will man auch positive Ziele erstreben. Alle Maßnahmen zur Kräftigung des Deutschtums sollen gefördert, Theater, Schulen, Volksbibliotheken begründet oder unterstützt werden.

Bis jetzt ist freilich von diesem weitausschauenden Programm noch wenig oder nichts verwirklicht; dies ist auch bei der kurzen Spanne Zeit, die seit der Gründung des Bundes verflossen ist, nicht recht möglich; zunächst mußte alle Kraft darauf gerichtet werden, überall leistungsfähige Ortsgruppen zu gründen. Jedoch eins ist wohl ohne weiteres klar: Wenn es eine Stelle giebt, von der aus die Neugründung der deutschen Schule ins Werk gesetzt werden kann, so ist sie hier zu suchen. Es dürfte kaum Aufgabe des Bundes sein, die noch bestehenden deutschen Kirchenschulen durch kleine Unterstützungen notdürftig am Leben zu erhalten, sondern, wenn er wirklich dem Deutschtum einen großen Dienst erweisen will, so muß er eine Reorganisation der Schule zu Wege bringen; er muß Unterrichtsanstalten gründen und die bestehenden allmählich in seine Hand zu bringen suchen, sowie die bisherige Leitung die Ansprüche der Schule nicht mehr zu befriedigen vermag.

Unter der Leitung des Nationalbundes kann die deutsche Schule wieder zu neuem Leben erstarken. Denn der Bund fragt weder nach dem politischen, noch dem religiösen Glaubensbekenntnisse seiner Mitglieder; er kann eine unparteiische und weitblickende Leitung verbürgen, und er kann auch dort eine Gründung versuchen, wo viele Kirchengemeinschaften vertreten sind, deren keine einzeln stark genug war, eine Schule zu unterhalten. Und es liegt auch im eigensten Interesse des Bundes, nicht nur durch Almosen zu wirken, sondern ein Werk größten Stiles zu unternehmen. Wenn er wirklich danach strebt, alle Deutschen der Vereinigten Staaten zu umschließen, so muß er durch eine große That beweisen, daß er nicht nur nützlich, sondern unentbehrlich ist. Was er sonst plant, politische Agitation, Volksbibliotheken, Theatervorstellungen, ist gewiß recht gut und schön; *aber dies alles wird nicht helfen, wenn die deutsche Bevölkerung aus Mangel an deutschen Schulen mehr und mehr dahinschwindet. Hier ist die Stelle, wo das Deutschtum am empfindlichsten krankt, wo rasche, aber auch weitblickende Hilfe am Platze ist.*

Wenn der Nationalbund sich dieser Aufgabe unterziehen will, dann erscheint auch die gutgemeinte Agitation zur Aufrechterhaltung der Kirchenschule in anderem Lichte. Sie ist durchaus am Platze, wenn man sich entschließt, die geistliche Schule als einen unentbehrlichen Uebergangszustand zu betrachten, bis zur Neugründung einer weltlichen Schule geschritten werden kann. Es wäre aber ein verhängnisvoller Fehler, wenn man kein anderes Heilmittel wüßte, als Wiederherstellung des alten Zustandes, den nun einmal die Geschichte fast aller Völker als unvollkommen erwiesen hat. Es wird gewiß an manchen Orten einen heißen Kampf kosten, ehe die deutschen Gemeinden sich dazu entschließen werden, ihre alten liebgewordenen Schulen anderen Händen anzuvertrauen; aber die deutsche Sache verlangt gebieterisch dies Opfer; mögen die deutschen Gemeinden genug Entsagungsfreudigkeit und der Nationalbund genug Entschlußfähigkeit haben, um die deutsche Schule aus der jetzigen Krisis heraus einer besseren Zukunft entgegenzuführen!

Wir sind nicht in der Lage, die sehr beachtenswerten Mahnungen und Vorschläge des verehrten Herrn Verfassers nach allen Seiten hin nachprüfen zu können, und werden daher gern zustimmende Aeußerungen entgegennehmen, oder etwa entgegenstehende aus den Kreisen vorurteilsloser Deutsch-Amerikaner zur Diskussion stellen. *Der Herausgeber.*

Glockenklang.

Der Heimat denk ich, der Jugendzeit,
Als die Glocken klangen in Freud und Leid!
In manche Stunde, so froh, so bang,
Wie schallte mächtig hinein ihr Klang!
Ueber der Großstadt steinernem Meer
Ist die Luft so stumm, ist die Luft so leer.
Unten Drängen, Lärmen und Toben,
Und keine Stimme ruft von oben.

Johannes Trojan.

lebensfähig sein, so muß auch für die vielen örtlichen Organisationen eine gemeinsame Spitze geschaffen werden, wie sie jetzt die kirchlichen Synoden bilden. Und auch hierfür sind bereits die Ansätze vorhanden. Im Oktober 1900 wurde zu Chicago der deutsch-amerikanische Nationalbund gegründet. Er entstand unter dem frischen Eindruck jener empörenden Hetze, welche die gelbe Presse zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges gegen Deutschland betrieben hat. Damals erschienen nach langem Schweigen endlich die deutsch-amerikanischen Zeitungen auf dem Kampfplatz, und zum erstenmal in der Geschichte der Vereinigten Staaten zeigten die Deutschen, daß sie sich als Macht fühlten; mit größter Entschiedenheit traten sie gegen die Verleumdungen unseres Reiches in die Schranken, und ihr Auftreten war nicht umsonst; der Ton der führenden Blätter gegenüber Deutschland wurde doch erheblich ruhiger. In jenen Tagen des Kampfes reifte der Plan, das gesamte Deutschtum der Vereinigten Staaten zu organisieren, damit es stets seine ganze Kraft zur Abwehr entfalten könnte, wenn etwa eine neue deutschfeindliche Bewegung losbrechen sollte, und es hat sich gezeigt, daß das Unternehmen nicht so aussichtslos war, wie es zunächst schien. Zuverlässige Nachrichten über die Mitgliederzahl des Bundes sind zwar noch nicht nach Deutschland gelangt; wir wissen jedoch, daß fast alle von Deutschen stark bewohnten Distrikte, namentlich die Staaten Pennsylvanien, Maryland, Ohio und Minnesota, bereits von einem Netz von Ortsgruppen überzogen sind, und gerade die letzten Wochen mit den erhebenden Eindrücken der Prinzenreise haben dem Bunde einen erfreulichen Zuwachs gebracht; an verschiedenen Orten haben sich die neugegründeten Verbände der Lokalvereine als Ortsgruppen in den Bund aufnehmen lassen.

Der deutsch-amerikanische Nationalbund will einmal eine Kampforganisation sein: In der auswärtigen Politik will er gegen die Phrase von der angelsächsischen Verbrüderung, die jüngst erst durch den Pauncefotefall in ihrer ganzen Hohlheit zu Tage getreten ist, energisch Front machen und ein möglichst freundschaftliches Verhältnis mit dem Deutschen Reiche anzubahnen suchen. Im Inneren soll alle nativistische Unduldsamkeit bekämpft und den Deutschen freie Bethätigung ihrer Sprache und Sitte gewährleistet werden. Gleichzeitig aber will man auch positive Ziele erstreben. Alle Maßnahmen zur Kräftigung des Deutschtums sollen gefördert, Theater, Schulen, Volksbibliotheken begründet oder unterstützt werden.

Bis jetzt ist freilich von diesem weitausschauenden Programm noch wenig oder nichts verwirklicht; dies ist auch bei der kurzen Spanne Zeit, die seit der Gründung des Bundes verflossen ist, nicht recht möglich; zunächst mußte alle Kraft darauf gerichtet werden, überall leistungsfähige Ortsgruppen zu gründen. Jedoch eins ist wohl ohne weiteres klar: Wenn es eine Stelle giebt, von der aus die Neugründung der deutschen Schule ins Werk gesetzt werden kann, so ist sie hier zu suchen. Es dürfte kaum Aufgabe des Bundes sein, die noch bestehenden deutschen Kirchenschulen durch kleine Unterstützungen notdürftig am Leben zu erhalten, sondern, wenn er wirklich dem Deutschtum einen großen Dienst erweisen will, so muß er eine Reorganisation der Schule zu Wege bringen; er muß Unterrichtsanstalten gründen und die bestehenden allmählich in seine Hand zu bringen suchen, sowie die bisherige Leitung die Ansprüche der Schule nicht mehr zu befriedigen vermag.

Unter der Leitung des Nationalbundes kann die deutsche Schule wieder zu neuem Leben erstarken. Denn der Bund fragt weder nach dem politischen, noch dem religiösen Glaubensbekenntnisse seiner Mitglieder; er kann eine unparteiische und weitblickende Leitung verbürgen, und er kann auch dort eine Gründung versuchen, wo viele Kirchengemeinschaften vertreten sind, deren keine einzeln stark genug war, eine Schule zu unterhalten. Und es liegt auch im eigensten Interesse des Bundes, nicht nur durch Almosen zu wirken, sondern ein Werk größten Stiles zu unternehmen. Wenn er wirklich danach strebt, alle Deutschen der Vereinigten Staaten zu umschließen, so muß er durch eine große That beweisen, daß er nicht nur nützlich, sondern unentbehrlich ist. Was er sonst plant, politische Agitation, Volksbibliotheken, Theatervorstellungen, ist gewiß recht gut und schön; aber dies alles wird nicht helfen, wenn die deutsche Bevölkerung aus Mangel an deutschen Schulen mehr und mehr dahinschwindet. Hier ist die Stelle, wo das Deutschtum am empfindlichsten krankt, wo rasche, aber auch weitblickende Hilfe am Platze ist.

Wenn der Nationalbund sich dieser Aufgabe unterziehen will, dann erscheint auch die gutgemeinte Agitation zur Aufrechterhaltung der Kirchenschule in anderem Lichte. Sie ist durchaus am Platze, wenn man sich entschließt, die geistliche Schule als einen unentbehrlichen Uebergangszustand zu betrachten, bis zur Neugründung einer weltlichen Schule geschritten werden kann. Es wäre aber ein verhängnisvoller Fehler, wenn man kein anderes Heilmittel wüßte, als Wiederherstellung des alten Zustandes, den nun einmal die Geschichte fast aller Völker als unvollkommen erwiesen hat. Es wird gewiß an manchen Orten einen heißen Kampf kosten, ehe die deutschen Gemeinden sich dazu entschließen werden, ihre alten liebgewordenen Schulen anderen Händen anzuvertrauen; aber die deutsche Sache verlangt gebieterisch dies Opfer; mögen die deutschen Gemeinden genug Entsagungsfreudigkeit und der Nationalbund genug Entschlußfähigkeit haben, um die deutsche Schule aus der jetzigen Krisis heraus einer besseren Zukunft entgegenzuführen!

Wir sind nicht in der Lage, die sehr beachtenswerten Mahnungen und Vorschläge des verehrten Herrn Verfassers nach allen Seiten hin nachprüfen zu können, und werden daher gern zustimmende Aeußerungen entgegennehmen, oder etwa entgegenstehende aus den Kreisen vorurteilsloser Deutsch-Amerikaner zur Diskussion stellen. Der Herausgeber.

Glockenklang.

Der Heimat denk ich, der Jugendzeit,
Als die Glocken klangen in Freud und Leid!
In manche Stunde, so froh, so bang,
Wie schallte mächtig hinein ihr Klang!
Ueber der Großstadt steinernem Meer
Ist die Luft so stumm, ist die Luft so leer.
Unten Drängen, Lärmen und Toben,
Und keine Stimme ruft von oben.

Johannes Trojan.

Die Deutsch-Ungarn in ihrem Verhältnis zu Reichsdeutschen und Magyaren.*)

Von

Lutz Korodi.

Es ist nur unlängst, nicht zum erstenmal und auch nicht das erste Mal in so öffentlicher und aufdringlicher Weise, den ungarischen Staatsangehörigen deutscher Nationalität empfohlen worden, sie mögen die Beziehungen zum Deutschen Reich, insonderheit zu den verdienstvollen Führern nationaler Schutzvereine lösen. Und es giebt gewiß, bei der unter uns Deutschen insgesamt vornehmlich in politischen Dingen grassierenden „Objektivität", denkende, zu vieles bedenkende Leute genug, die da meinen, man erspare sich deutscherseits hüben und drüben am ehesten alle Unannehmlichkeit, wenn man diesem wohl oder übel gemeinten Rat folge und den Dingen ihren freien Lauf lasse; das hieße freilich, wenn man den Gedanken in allen seinen Konsequenzen verfolgt, worunter wir die Lockerung aller Bande verstehen, die uns Deutsch-Ungarn mit dem Mutterland verbinden: ein völliges Aufgeben der Deutschen in Ungarn nach reichsdeutscher Seite hin, und von seiten jener Deutschen womöglich eine Befreundung mit der von ihnen bisher mit solcher Beharrlichkeit angefochtenen magyarischen Nationalstaatsidee, wonach in absehbarer Zeit alle etwa 20 Millionen Bürger Ungarns eine einheitliche Nation im ethnographischen Sinn des Wortes und dadurch eine „einheitliche" Mauer gegen das Slaventum des Ostens bilden werden.

*) Wir bringen diese Erörterung des hochgeschätzten siebenbürgischen Reichstagsabgeordneten und tapfern Vorkämpfers für das Deutschtum in Ungarn besonders auch im Hinblick auf unsere dortigen Leser.

In Deutschland giebt es wohl keinen politisch Zurechnungsfähigen, der den deutschen Volksgenossen in Ungarn zumuten sollte, daß sie sich freiwillig zu magyarischem Kulturdünger hergeben möchten. Wir tragen vielmehr die feste Ueberzeugung, daß das Deutschtum in Ungarn seine Widerstandskraft auch in Zukunft nicht einbüßen wird. Der vorliegende Aufsatz erscheint besonders geeignet, auch über den rein politisch-praktischen Wert der Erhaltung des Deutschtums in Ungarn weitere Kreise aufzuklären. Die Magyaren müßten völlig blind sein, wenn sie im Hinblick auf ihre Kämpfe mit Slaven und Rumänen den hohen Wert eines loyalen Verhältnisses mit den Deutschen Ungarns dauernd verkennen sollten, während ihnen hingegen eine unkluge Entnationalisierungspolitik in keiner Weise einen nennenswerten Nutzen versprechen könnte.

Ueber die Kraftverhältnisse der ungarischen Deutschen giebt sehr wertvollen Aufschluß die bezeichnenderweise in Ungarn verbotene, in allen Einzelheiten durchaus verläßliche Schrift von F. G. Schultheiß „Deutschtum und Magyarisierung", München, 1898. Die Redaktion.

Indem wir diesen Gedanken verfolgen, wollen wir zunächst von allem absehen, was etwa von einem streng realpolitischen Standpunkte als politische Sentimentalität angesehen werden dürfte. Man könnte sich ja einreden, — und jene angedeutete Objektivität *kann* solches! — die Magyarisierung der 2 Millionen ungarländischen Deutschen geschehe im Dienste des Deutschtums, das ja doch „im Reich" seine mächtigste und wertvollste Verkörperung findet. Und uns Deutsch-Ungarn fiele dann die wahrhaft heroische Rolle zu, unser individuelles deutsches Volkstum freudig hinzugeben, um der großen deutschen Nation zu dauerndem Leben mit zu verhelfen. Der Gedanke kann fürwahr erhaben gedacht werden! Aber auch nur gedacht, — denn so unvermittelt wie das Faustische „Allein ich will!" die Windungen des Mephisto durchkreuzt, so stellt sich jener nationalpolitischen Konjektur schroff und verständnislos gegenüber die bedingungslose Verneinung des Willens zur Magyarisierung von seiten der Deutsch-Ungarn.

So lange indes die Ausführung eines Problems nur auf physischen Widerstand stößt, ist dessen Widersinn noch nicht erwiesen. Es kann ja jener Widerstand durch andere rein mechanisch wirkende Faktoren aufgehoben werden, so daß nun der Realisierung des Problems nichts im Wege stände. Annehmen darf man doch in der Theorie, daß diese halsstarrigen Deutsch-Ungarn Vernunft annehmen und als eine Art Volks-Iphigenie den Opferaltar besteigen, damit das große deutsche Staatsschiff guten Wind in die Segel bekomme, oder daß — in der *Theorie* ist selbst dieses möglich — der Wille dieser Deutsch-Ungarn durch die Wucht der ungarischen Staatsgewalt und der neuerdings *mobilisierten* magyarischen Gesellschaft gebrochen und sie endlich ihr Volkstum auf dem Altare des Vater-, wie des Mutterlandes opfern. Und da nichts leichter ist, als einem Problem zu lieb, dessen innere Kraft man erproben will, alle äußeren Hindernisse — in der Theorie — hinwegzuräumen, so wollen wir weiter annehmen, auch die $2^1/_2$ Millionen Rumänen, die Serben und die Slowaken ließen sich allesamt ebenso bereitwillig magyarisieren, wie sie es heute thatsächlich weniger denn je thun, — aber wir *müssen* dieses annehmen, weil sonst die Arbeit nicht einmal die halbe, das Opfer der Deutschen ein vergebliches wäre, — all dies angenommen, nun so hätten wir, mühevoll zwar, aber doch mit schönem Erfolg jenen (sprachlich) *einheitlichen magyarischen Nationalstaat* theoretisch aufgebaut, in dem von Preßburg bis Kronstadt und von Leutschau bis Weißkirchen kein Mensch eine andere Muttersprache bekennte, als die magyarische.

Und was wäre nun der praktische Nutzen: 1. für das Deutsche Reich; 2. für die deutsche Nation; 3. für den Staat Ungarn; 4. für die umgeschmolzene magyarische Nation und endlich 5. für jenen Teil dieser magyarischen Neubildung, der sich einst deutsch nannte?

Würde dies Ziel erreicht, wie es in solcher Reinheit allerdings nur von den entschiedensten magyarischen Chauvinisten gepriesen und angestrebt wird, so müßte auch die *künftige* neumagyarische Nation in all ihren einzelnen, alten und neuen Teilen diesen Lehrmeistern gleichen; und sie, diese idealsten Chauvinisten, sind programmgemäß auch zugleich *die ausgesprochensten* — Deutschenfeinde. Von dieser Seite werden immer neue Pläne ausgeheckt, wie man sich lieber mit Tschechen und Franzosen,*) ja selbst mit den seit 1848/49

*) Solche Vorschläge machte vor nicht langer Zeit der Abgeordnete *Csavolszky*.

wenig geliebten Russen verbinden solle, um sich nur dem lästig empfundenen Einfluß deutscher Kultur zu entziehen; von dieser Seite wurde nun unlängst die Eventualität erwogen, daß unsere Monarchie in einem deutsch-französisch-russischen Kriege neutral bleiben solle, wofür sie als Lohn (!!) — es gäbe keinen bitterern „Lohn"! — Preußisch-Polen beanspruchen dürfte. Jenes neumagyarische Ungarn, wie es sich die Politiker vom Schlage Gabriel v. Ugrons träumen und wie es nur durch gewaltsame Einschmelzung von zwei Dritteilen der Landesbevölkerung in die magyarische Nation denkbar ist, wäre somit nicht ein Bundesgenosse des Deutschen Reiches, sondern gravitierte, schon um jede Gefahr der Regermanisierung zu vermeiden, folgerichtig, wie es Herr v. Ugron mit großer Zielbewußtheit und Klarheit darthat, nach Frankreich und Rußland.

Die deutsche Nation aber in rein ethnographischem Sinn — einen andern giebt es schon nach der Etymologie des Wortes eigentlich nicht, nur unser ungarisches Nationalitätengesetz hat sich für unsere besonderen Landeszwecke den Begriff einer verschiedensprachigen (politischen) Nation zurechtgemacht — diese deutsche Nation hätte nach Aufbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates einen Verlust von 2 Millionen ihrer Angehörigen und deren Nachfahren zu verzeichnen, die nun in ihrer Eigenschaft als Neumagyaren mithälfen, die Feinde des Deutschtums numerisch und moralisch enorm zu stärken. Denn jenes Neumagyarentum würde sich unbedingt zum Feinde des Deutschtums entwickeln aus den oben angedeuteten und nicht aus der Luft gegriffenen Gründen eines falschverstandenen nationalen Selbsterhaltungstriebes. Die Hoffnung deutscher Politiker auf einen solchen magyarischen Nationalstaat als eines kräftigen Dammes gegen die slavische Gefahr erwiese sich also sehr bald als trügerisch.

Ob aber nicht Ungarn als Staat von der in der Theorie vorgestellten, wenn auch in der Praxis nie durchführbaren Umwandlung zum „homogenen magyarischen Nationalstaat" einen hervorragenden Nutzen ziehen würde? Der Gedanke wäre zu erwägen und dessen Erwägung vom Standpunkte des staatlichen Egoismus selbstverständlich zulässig; und gelänge das Problema dem Staate zum Heil, so würde wahrscheinlich die Geschichte nachträglich wenig danach fragen, ob den Völkern, mit denen hierbei auf Leben und Tod experimentiert werden müßte, auch Recht in einem absoluten Sinne des Wortes geschehen sei. Die Schöpfung dieses „homogenen magyarischen Nationalstaates", der „magyarisch ist nicht nur politisch, sondern auch gesellschaftlich", empfiehlt neuerdings der frühere Ministerialrat Gustav Beksics und derzeitige Chefredakteur des hochoffiziösen Regierungsblattes „Magyar Nemzet" in seiner letzten, zu Anfang dieses Jahres erschienenen Broschüre über die „Nationale Aktion". Er spricht zwar hier — vorläufig nur noch im kühnen futurum exactum — noch von „Ueberbleibseln der Rasseneigentümlichkeiten der im Lande lebenden Rassen", jedoch nur um zu versichern, daß diese dann „weder den staatlichen noch den nationalen Einklang stören" werden. Dabei vertraut er auf die „Expansivität der magyarischen Rasse", indem er in bedauerlicher Selbsttäuschung die papierenen Erfolge der Volkszählung mit des Lebens goldenem Baum, der natürlichen Vermehrung, verwechselt, der hingegen nirgends mehr grünt als bei den am meisten gefürchteten — Rumänen. So ist es auch erklärlich, warum Herr Beksics den Ausbau des Nationalstaates als eine so pressante Aufgabe bezeichnet. Es wird ihm vielleicht auch das unvermutete nationale Erwachen der südungarischen Deutschen zu denken geben.

In der Theorie aber, wir beharren darauf, können und müssen wir für unsern gegenwärtigen Zweck den „homogenen magyarischen Nationalstaat" für möglich halten. Und was wäre seine Wirkung auf sich selbst? Kulturell der enorme Schaden, daß die natürlichen Beziehungen zu andern Kulturen, besonders der deutschen, abgeschnitten würden, denn es fehlt vor allem im Lande selbst die Anregung zur Erlernung der deutschen Sprache. Beziehungen zur französischen Kultur könnte wohl eine Schar Gelehrter unterhalten, aber nicht die Nation, die mit Frankreich in keiner natürlichen Interessenbeziehung stände. Und nach russischer Kultur gelüstete es wohl auch den eingefleischtesten Neumagyaren nicht! Eine politische Annäherung an den Balkan schlösse sich von selber aus, weil die Balkanvölker in ihrem Naturburschentum noch nicht auf der Höhe der politischen Objektivität ständen, wie der höchst abgeklärte Deutsche, und darum dem Magyarentum es nie verzeihen könnten, daß es ihnen Millionen von Sprach- und Stammverwandten abgerungen hätte. Rußland aber würde seinerseits die politische Freundschaft mit Neuungarn gewiß nicht bis zu entsagungsvoller Sentimentalität treiben, sintemalen es fürchten müßte, daß Deutschland das nun ohnehin feindliche und nunmehr auch feindlich zu behandelnde Land im richtigen Augenblick für sich mit Beschlag belegen würde, bevor sich der Russe in diese bergumgürtete, seit mehr als anderthalb Jahrtausenden hartumstrittene Bastion Südosteuropas hineinsetzte. Und Frankreichs Weg nach Ungarn führt — übers Deutsche Reich.

Der Wert dieser gedachten Neugestaltung der Dinge in und für Ungarn ist also recht problematisch. Es ist nach dem Gesagten kaum nötig, ein Wort darüber zu verlieren, was für ein Nutzen sich für die Magyaren als Volksindividualität bei einem solchen Sprung ins Dunkle erwarten ließe. Sie ständen als Volk stärker da als je, und nicht minder — vereinsamt; noch lange aber nicht so stark, um eine solche glänzende Vereinsamung eher zu vertragen, als das unvergleichlich mächtigere und an seiner Vereinsamung trotzdem unverkennbar krankende Albion. Ein sicherer Gewinn im Vergleiche zu dem jetzigen Zustand innerhalb des Dreibunds ließe sich in der erträumten Zukunft nicht feststellen, dafür eine ganze Reihe von Eventualitäten, die dem Staate Ungarn, wie der magyarischen Nation verhängnisvoll werden könnten.

Die Deutschen in Ungarn, wenn sie kraftlos genug wären, ihr Volkstum aufzugeben, hätten es in der Uebergangsperiode, bis es ihnen gelungen wäre, sich ihres Volkstums völlig zu entäußern, und sich die Aufpfropfung auf den magyarischen Stamm glücklich vollzogen hätte, wahrscheinlich sehr gut: sie wären die Schoßkinder der Regierung und der magyarischen Gesellschaft, und wenn sie es nur verständen, sich ein wenig teuer zu geben, sich ein wenig zu zieren, um dann doch den von Herrn Bekics vorgeschlagenen „Umarmungen" zu erliegen und sich dann endlich „an den Berührungspunkten zu assimilieren", so könnten sie, natürlich unter Verzicht auf jegliche Achtung selbstbewußter Völker, ohne Zweifel sehr viel für sich herausschlagen. Solche Beispiele bieten sich dem aufmerksamen Beobachter auch heute dar; und merkwürdigerweise nimmt solche „Klugheit" unter den Deutschen doch nicht im gewünschten Maße überhand, ja es wirkt eher, wie das Beispiel der lebenskräftigen Banater Schwaben beweist, das starke, stolze Nationalgefühl des Magyaren ansteckend. Darum wird denn auch von Herrn Bekics konstatiert: „Unsere Gesellschaft hat bisher einseitig alles vom Staat erwartet . . . Aber

der nationale Staat ohne die nationale Gesellschaft ist — ein Hirngespinst." Man gesteht also bisher eigentlich ein Fiasko ein.

Den Deutsch-Ungarn ginge es also in jener Uebergangsperiode, wo ihnen ihr Nationalkleid abgezogen und ein anderes angezogen würde, vortrefflich. Wären sie aber einmal zu Neumagyaren umgewandelt, so erwartete sie dasselbe Schicksal, wie ihre neuen Volksgenossen im „homogenen Nationalstaat". Um den Verlust der deutschen Kultur und Rasseneigentümlichkeit thäte es ihnen natürlich nicht leid, weil schon ihre Vorfahren diese Güter — wir sprechen selbstverständlich immer nur hypothetisch! — nicht zu schätzen wußten, was ihnen hingegen die Ertragung der politischen schmerzhaften Folgen — es würden sich daraus gar bald auch wirtschaftliche ergeben! — um nichts erleichtern würde.

Es ist erstaunlich, wie diesem kühnen, aber in seinen Folgeerscheinungen für die Magyaren am allerwenigsten verlockenden Problem gegenüber, für die Wirklichkeit in Ungarn so wenige Staatsmänner dieses Landes ein offenes Auge haben. Wohl erkennen die nüchternen und verantwortlichen Politiker den eminenten Vorteil, vor allem die beruhigende Sicherheit, die uns das Bündnis mit dem Deutschen Reich verbürgt. Nichtsdestoweniger treibt man, halb unbewußt, halb getrieben von der nirgends so tyrannisch wie in Ungarn waltenden „öffentlichen Meinung", immer mehr dem Ziele zu, das den Magyaren, wie wir oben gezeigt, mit Naturnotwendigkeit dem Deutschen überhaupt und dem Deutschen Reich insbesondere entfremden muß. Einsichtige Magyaren verschließen sich auch dieser Perspektive nicht;*) aber jene „öffentliche Meinung" wacht mit Argusaugen darüber, daß sich politische Vernunft nicht zu weit und nicht zu unverhüllt hervorwage. Wir sind glücklich schon so weit, daß man den Chauvinismus, also eine ausgesprochene politische Krankheitserscheinung, in heimischen Blättern und Flugschriften als eine Tugend hinstellt, und in einem Feuilleton des „Budapesti Hirlap" las ich kürzlich sogar von einem „vernünftigen Chauvinismus", so zu sagen von einer klugen Narrheit ... Was Wunder also, wenn die einfachsten Regeln der Vernunft als Wahnsinn, das z. B. bei den Siebenbürger Sachsen traditionelle entschiedene Festhalten am angestammten Deutschtum von jenem wohltemperierten Hitzkopf Chauvin als Staatsverrat stigmatisiert werden!

Wir Sachsen leben der entschiedenen Hoffnung, daß einmal ein Umschlag in der wohlverstandenen öffentlichen Meinung Ungarns eintreten müsse. Eine starke äußere und damit verbundene innere Erschütterung bedeutete wohl eine radikalere Kur; es braucht jedoch kaum versichert zu werden, daß wir eine solche nicht wünschen, schon weil unser kleines Völkchen darunter am allerschwersten leiden würde. Aber man kann ja freilich Niemanden daran hindern, uns auch diesen Wahnsinn zuzumuten, wie man uns

*) Es berührte während der eben fließenden Budgetdebatte ungemein wohlthuend, daß doch auch zwei Magyaren (Hollaky u. Ugron János) mit achtungswertem Freimut für eine liebevollere und vernünftigere Behandlung der Nationalitätenfrage eintraten. Mit den stammesechten Magyaren, deren liebenswürdigen Charakter auch jeder Deutsche vollauf zu schätzen weiß, wäre eine billige Auseinandersetzung auch denkbar, wenn nicht selbst die führenden Politiker in Ungarn heute noch zu sehr unter dem zwingenden Banne jener Magyaronen stünden, denen eigentlich das Wohl des Magyarentums zum allerwenigsten am Herzen liegt, weil sie eben ihrem innersten Wesen nach international sind.

mit ernstester Miene über „Puszta und Polakei" hinüber der „politischen Gravitation nach dem Deutschen Reich" bezichtigt. Unsere geistigen Beziehungen zu Deutschland lassen wir uns freilich von Niemand absprechen, und sie kommen doch, wie alles Deutschtum, das sich in Ungarn bethätigt, schließlich nur unserem Vaterlande zu gute. Aggressiv ist das Deutschtum hier nie gewesen, man lasse es darum nur der Gesetze vollen Schutz genießen und ihm Wohlwollen zu teil werden, so wird eine solche Behandlung Niemandem eher zu Nutzen werden, als — dem Magyaren. Möchte der Magyare nur jenes, besonders durch nichtgenetische „Magyaren" sorgfältig gepflegte Vorurteil aufgeben, daß er in jedem Nichtmagyaren seinen Feind sehe, insofern er für die Geltung seines Volkstums eintritt, es stände besser um die Gemütsruhe der magyarischen Volksseele. Heute ist diese Seele krank vor Erregung, in die sie durch gewissenloses politisches Spekulantentum hineingehetzt wurde, und wo die Seele sich in nie erfüllbarer Sehnsucht krankhaft verzehrt, da muß auch der Körper leiden. Gönnte man doch beiden endlich, endlich Ruhe, indem man sich erreichbarere und beglückendere Ziele setzte, als das Phantom jenes „homogenen Nationalstaates", so stände es nicht schlechter um unser Vaterland und dessen Völker. Als Ministerpräsident Széll ans Ruder kam, sprach er den Nationalitäten gegenüber ein Programm aus, dessen Durchführung Ungarn zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hätte. Ob er es auch nur versucht hat, mit jener unfaßbaren, wie ein heimliches Gericht herrschenden „öffentlichen Meinung" zu ringen, wissen wir nicht; auch ist es die Frage, ob einzelne, auch noch so starke Individualitäten von der Kommandobrücke des ungarischen Staatsschiffes aus einen neuen Kurs für dieses bestimmen können. Thatsache aber ist, daß man „Volldampf voraus" im Fahrwasser jenes „Nationalstaates" segelt, ohne zu sehen, daß er den Blicken trotz aller Selbsttäuschung immer wieder entrückt wird, daß aber inzwischen das nationale Selbstgefühl der Nichtmagyaren im selben Maße immer heftiger angefacht wird, je mehr die Glühhitze des magyarischen Chauvinismus sie anweht.

Vorfrühling.

„Die weichen Lüfte schmiegen und schmeicheln an alle die Eiskrystalle, gleiten und streicheln. Und wie es geht: das Weiche siegt zuletzt überall auf der Erde. Die Liebe siegt. Das Klingen und Klirren und Waffengerassel hört auf. Die Eiskrystalle lassen die blanken Waffen fallen. Es schmelzen ihre Harnischr, es laufen ihnen die Augen über; sie sinken der weichen Luft in die Arme. Wenn einer nur durch den Wald geht, hört er, wie es gleitet und fällt, und wie es in Träumen leise und eintönig redet. Schön ist es, zu sehen und zu hören, wie der Wald auftaut, schöner noch ist es dabei zu sein, wenn ein Mensch auftaut."

Aus: Gustav Frenssen, Jörn Uhl.

Was unserem Volke not ist.

Ein Sprechsaal für unsere Mitarbeiter.

Nationale Selbstachtung.

Zu den edelsten Gefühlen, deren der Mensch überhaupt fähig ist, gehört jene Form des Gemeinsinnes, welche wir mit dem Ausdruck „Vaterlandsliebe" bezeichnen. Eine der Wurzeln, aus welchen sie erwächst, ist die Erkenntnis von dem Werte des eigenen Volkstums, und damit im Zusammenhang: die Liebe zu demselben und die Treue gegen dasselbe.

Die Bethätigung dieser Eigenschaften giebt die Kraft zur Aufopferung des eigenen kleinen Ichs im Dienste und zum Wohle der Volksgemeinschaft; sie erzieht ein Volk zu jener harmonischen Vereinigung von nationalem Empfinden, nationalem Pflichtgefühl und nationalem Selbstbewußtsein, die wir Deutsche in der Geschichte und in der Gegenwart so oft in hervorragender Weise an anderen Völkern wahrzunehmen und zu beneiden Gelegenheit und Veranlassung haben, und deren Mangel nicht nur an zahllosen Individuen, sondern auch an ganzen Zonen und Schichten unseres Volkes tagtäglich beschämend in die Erscheinung tritt.

Sie schließt die Anerkennung des Wertes und der Leistungen eines anderen Volkes nicht aus. Im Gegenteil. Im Einzelleben zeitigt und bewährt die harmonisch entwickelte und des eigenen Wertes sich bewußte Natur das feinste Empfinden und die rücksichtsvollste Bedachtnahme für die Gefühle und die Rechte der anderen. Es wäre ein idealer Zustand, wenn solches auch stets im Verhältnis der Völker zu einander zum Ausdruck käme.

Diese edle, entsagungsfreudige, aufopferungsfähige Pflichttreue gegenüber dem eigenen Volkstum ist eine Tugend, aus welcher zur fordernden Stunde die heroische That hervorgeht. Aus ihr entspringt auch jener schwer zu bethätigende Heroismus des Verzichtes auf Geltendmachung der eigenen Person und der persönlichen Vorteile, den niemand wahrnimmt und niemand bewundert. Sie hat nichts gemein mit dem unfruchtbaren und schädlichen „Hurrapatriotismus", der an bloßen Worten sich genügen läßt — an jenem Rausch der Phrase, der im deutschen Volke zu Zeiten nahezu so verderblich wirkt wie der Alkoholgenuß.

Ebensowenig hat sie gemein mit jenem häßlichen und gefährlichen Zerrbild von Vaterlands- und Volksliebe, welches in einseitiger Uebertreibung des eigenen Wertes und in der Herabsetzung der Eigenschaften und der Leistungen anderer Völker sich nicht genug thun kann.

Der Mangel an nationalem Empfinden, Pflichtgefühl und Selbstbewußtsein ist ein tiefeingewurzeltes altes Nationallaster bei den Deutschen. Vielleicht hängt er zusammen mit dem ausgeprägten deutschen Individualismus, mit dem Streben nach Herausarbeitung der eigenen Persönlichkeit. Laster sind ja gar häufig die Kehrseiten von

Tugenden. Die weltbürgerliche Veranlagung des Deutschen gereicht gleichfalls dem Volk als Ganzem mehr zum Schaden als zum Vorteil. Während der Deutsche in der Fremde unter schwierigen Verhältnissen als Mensch seltener untergeht, giebt er bekanntlich anderen Nationalitäten gegenüber sein eigenes Volkstum leichten Herzens auf. Unsere geschichtliche Entwickelung in den letzten vier Jahrhunderten war freilich auch wenig dazu angethan, nationales Selbstbewußtsein zu wecken und zu pflegen, war aber selbst wieder nur die Folge tiefer liegender, ererbter Anlagen

Im Vorjahre erschien in Hamburg ein Büchlein, welches unter der Bezeichnung „Undeutsches" eine Sammlung von Vorgängen und von Handlungen einzelner unserer Volksgenossen darbot, wie gleich Beschämendes eine andere Kulturnation wohl kaum aufzuweisen haben wird. Das war indes nur eine willkürlich und zufällig zusammengestellte Blumenlese, die leicht ins Tausendfache bereichert werden könnte.

Vermögen wir doch kaum eine Nummer einer größeren Zeitung in die Hand zu nehmen, ohne daß darin über Handlungen von Volksgenossen berichtet wird, die den Menschen mit feinerem nationalen Empfinden verlegen machen oder ihm die Röte der Scham ins Gesicht jagen.

Wenn jährlich Tausende von Deutschen in fremden Volkstümern aufgehen und den ererbten Namen wechseln; wenn reichsdeutsche Unternehmer zur Sicherung von Geschäftsvorteilen sich verpflichten, deutschfeindliche Bestrebungen der Tschechen, Polen, Magyaren u. s. w. materiell zu unterstützen; wenn reichsdeutsche Besitzer und Vertreter einflußreicher industrieller und kommerzieller Unternehmungen geflissentlich den Umgang mit den volksgenössischen Kreisen meiden und ausschließlich fremdnationale Gesellschaftskreise aufsuchen und deren Veranstaltungen fördern; wenn Tausende und Abertausende deutscher Kaufleute und Gewerbetreibender sich in ihren Geschäftsanzeigen der französischen und englischen Sprache bedienen, nicht etwa für das französische oder englische Ausland, sondern für ihre einheimischen Abnehmer; wenn deutsche Wirte in polnischer Sprache zum Besuche ihrer Wirtschaften einladen; wenn Deutsche im Auslande in unwürdiger Liebedienerei gegen das fremde Volkstum, unter dem sie leben, zu öffentlicher Mißbilligung der Gefühle und der Handlungsweise des Mutterlandes auffordern — so machen diese und tausend andere Vorkommnisse ähnlicher Art die Mißachtung erklärlich und begreiflich, mit welcher der Deutsche als Glied einer Nation im Auslande auch heute noch oft genug betrachtet und behandelt wird, jene Mißachtung, die ihren bezeichnendsten Ausdruck in dem magyarischen Liede findet: „Megis hunzcut a nemet!" Entspringen sie doch alle dem gleichen vergifteten Grundwasser, aus welchem die oft beklagte vaterlandslose Gesinnung der deutschen Sozialdemokratie und des deutschen Großkapitals, sowie jenes Ultramontanismus hervorgehen, der grundsätzlich stets gegen das eigene Volkstum Stellung nimmt, wenn dessen Interessen gegen diejenigen eines fremden Volkes in Frage kommen.

Diese gefährliche, unsere nationale Erziehung hemmende und unsere allmähliche Entwicklung zu einer großen Nation in Frage stellende Unterströmung in unserem deutschen Volksleben heißt: „Mangel an nationaler Selbstachtung."

Wilhelm Rohmeder.

Autoritäten.

Autoritäten der Menge! Es ist schier unbegreiflich und jedenfalls noch nicht berechenbar, so lange uns eine Phänomenologie der Dummheit fehlt — auch übrigens etwas, das unserem Volke bitter not thäte! — — es ist ganz wunderlich, wie die Menge sich ihre Autoritäten auswählt. Grundlegend ist freilich bei dem Vernageltsten noch der Satz: „Ich verstehe alles. Ich entscheide!" Das wäre ja nun eigentlich noch nicht einmal das Uebelste. Ja, es wäre das Ersehnenswerteste, wenn jeder nach eigenem Urteil strebte. Nur müßte er wissen, wie ein Urteil nun thatsächlich zu stande kommt; wie es bei Hinz und Kunz lediglich aus Wünschen und in der Luft schwebenden, angelernten oder angeschmeichelten Vorurteilen beruht — woher denn auch die liebe Empfindlichkeit kommt, sobald die faulen Stützen solcher Urteile einmal von ruhiger Logik aufgedeckt werden. Und man müßte sich drum Mühe geben, solche Klippen zu meiden, wirklich zu urteilen und, wo man's nicht mehr vermag, weil feste Stützen in der Erkenntnis der Sachlage fehlen, sich zu bescheiden.

Gälte es nur wenigstens endlich allgemein als ein höheres Zeichen von Klugheit, zu sagen: „Davon verstehe ich nichts," als einen, bei der Ausdehnung unserer Wissensgebiete doch nur natürlichen Mangel an Sachverständnis durch eine verunglückt schlaue Grimasse und nebelige Redensarten zu verhüllen! Das ist doch das erste Zeichen der Urteilsfähigkeit, daß ich meine Grenzen kenne, und das erste von Wahrheitsliebe und Vorwärtsstreben, daß ich offen sage: ja gut, hier hilf nun Du mir weiter; hier war meine Grenze!

Wenn nun aber doch einmal alles Vertuschen der eigenen Urteilslosigkeit vergebens ist und alles Selbstgefühl der Beschränktheit den guten Leuten, deren einziger Daseinszweck ist, Zeitgenosse zu sein, nichts hilft, so muß schließlich doch irgend eine Autorität der Rechthaberei Vorspanndienste thun. Aber weit gefehlt, daß man nun etwa anfragt, wo wirkliche Belehrung zu holen wäre. Im Untergrund der Empfindung ist die „Meinung" nämlich doch längst fertig; es soll nur ein Eideshelfer heran, der dieses „dustere", aber dafür desto zäherlebige Gefühl bestätigt. Da nun aber neue Erkenntnisse das Gedankenleben ungeheuer beeinflussen, ist hundert gegen eins zu wetten, daß die wirkliche Autorität anderer Meinung sein muß, als Gevatter Zeitgenosse. Solche Autoritäten sind daher unbrauchbar, verdrießlich, geradezu eklig. Wenn die Schafe dagegen hübsch unter sich sind, jeder nur ein Mää zur Verfügung hat, und eines vermag das ganz besonders überzeugt und eindrucksvoll herauszubringen, so ist's eine helle Freude, mit- und nachzublöken, und an dem Urmää ist gar kein Zweifel mehr! Zumal sie ja alle dasselbe blöken. „Alle Leute sagen's doch," ist ja stets der Borniertheit Haupttrumpf.

Kaltblütig sind Gevatter Maurer und Straßenreiniger und — Kuponabschneider gleichermaßen sofort überzeugt, daß der Reichskanzler ein Esel ist, wenn er nicht ihrer sogenannten Meinung ist, und daß jeder, den sie nicht begreifen, zweifellos verrückt oder dumm oder niederträchtig ist. Nur vor einem haben sie noch die Gläubigkeit: vor ihrem Parteipapst, der ja eben auch nur Fleisch von ihrem Fleisch ist, und vor der Druckerschwärze ihres Leibblattes. Auch darin ist ja ein Untergrund satanischer Vernunft:

Das Leibblatt ist ja heuer nichts als ein Geschäftsunternehmen, begründet auf die Meinung möglichst Vieler hin. Die Abonnentenzahl ist die Hauptsache; das Bestellgeld des Banausen ist nicht geringer als das des — leider oft genug noch aus Fahrlässigkeit mitabonnierenden und so das Allerweltsblatt mit stützenden Gescheiteren. So kommt die verschwommene, verlotterte, nein, direkt nichtswürdige Massenmeinung immer mehr zur Macht. Gevatter Zeitgenosse also findet wirklich das angestammte Mää, dessen er bedarf, dort am ehesten, sein Herdentrieb ist durchaus befriedigt.

Gut! Mit der Masse ist nichts zu machen! Der Ausschuß muß immerdar beiseite liegen bleiben. Wer über vierzig Jahre offenen Auges sich umgesehen, muß es teilen, das granitene letzte Aristokratenbekenntnis unseres edelsten Idealisten:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen!"

Aber die vielen „Mittelschlächtigen", um die Engel und Teufel sich streiten, die hinaus wollen aus der Masse und doch noch nicht Einzelne geworden sind: *sie* wenigstens sollten spüren, mit was für Spülicht ihnen gemeinhin ihrer Partei Meinung gekocht wird! Es müßte Zwang werden, was ja aus Sensation schon gelegentlich, nur natürlich in verlogener und unzulänglicher Art bei einigen dieser Allerweltsmeinungslieferanten geschieht, daß über jedem Aufsatz der Herr Verfasser, aber ungeschminkt und in ganzem Habitus, abgebildet stände, damit das Volk einsehen lernte, von was für Geistern ihm die „Wahrheit" verzapft wird, was für Gründlinge ihm die Litteratur- und Kunstmeinung zusammenschwadronieren, welche unverfrorenen Geschäftsleute ihm das Romanfutter „sensationell" einstampfen und die Tagesereignisse in die Parteibeleuchtung rücken, bis Schwarz Weiß und Weiß Schwarz geworden!

Die „Mittelschlächtigen" wenigstens würden dann wissen, daß fast überall — die wenigen inseratendünnen Blätter überzeugter, idealgesonnener Minderheiten ausgenommen — die „Meinung" zur Geschäftssache geworden, daß man mit Witzkapriolen und mit Umschmeichelung der ewig gestrigen Allerweltsansicht zur Autorität zu gelangen sucht. Daß somit aber nicht Autoritäten vorhanden sind, sondern nur Majoritäten. Daß man daher auch um die *Prüfung* der Autoritäten nicht herum kann! Daß man gerade da *erst recht* zuhören muß, wo man eine *andere* Meinung vernimmt als die eigene, anstatt empfindlich aufzubegehren. Daß allein auf den Minderheiten, den Denkenden, der Fortschritt ruht. *Daß man los muß von der Masse und Einer werden muß, auf daß die Minderheiten der Tüchtigen immer größer werden. Wie not ist uns das!*

Hans Schliepmann.

Neuere deutsche Marinelitteratur.

Besprochen von

Georg Wislicenus.

II.

Das bekannteste deutsche Marinebuch ist zweifellos Reinhold von Werners „Buch von der deutschen Flotte“; vor kurzem erschien seine achte Auflage; die erste wurde schon vor 33 Jahren als „Buch von der Norddeutschen Flotte“ bei demselben altberühmten Verlagshause von Velhagen und Klasing herausgegeben. Neben der neuesten liegt die zweite Auflage des Werkes vom Jahre 1873 vor mir, die mir schon im Jahre 1875 zu meinem ersten Flottenvortrage in der Obertertia als Grundlage diente. Werner hat Schule gemacht, er, der jugendfrische Altmeister der deutschen Marinelitteratur, ist aber auch vom Belt bis zum Bodensee, und vom Niemen bis zur Mosel bei Jung und Alt bekannt und beliebt. Der Vizeadmiral Reinhold von Werner ist noch eine der typischen Seemannsnaturen aus der längst geschwundenen, guten alten Segelschiffszeit; damals hatten die Seeoffiziere noch Zeit und Lust zum Fabulieren, die langen Reisen im lauen Passat verlockten unwillkürlich dazu, sich behaglichem Gedankenspinnen hinzugeben. Die Poesie des alten Seemannslebens hat denn auch Excellenz von Werner in verschiedenen Schriften packend geschildert. Deshalb ist es eine wahre Freude, die wirklich verführerisch fein geschriebenen Erlebnisse des Seekadetten Vogel auch noch in der neuesten Auflage wiederzufinden, trotzdem sie Seebilder vergangener Zeiten sind. Diese kleine Geschichte hat unvergänglichen Wert, sowohl der Frische halber, mit der sie erzählt ist, wie auch als unvergängliche Urkunde über das Leben und Treiben an Bord während der Jugendzeit unserer Flottenentwickelung; köstlich ist nicht nur die Schilderung des pfiffigen und doch tüchtigen Seekadetten Vogel, sondern auch die des ersten Offiziers, des Wachtoffiziers Bölting und verschiedener Maate, sowie des Bootsmanns. Der Hauptteil des Werkes behandelt lediglich die deutsche Flotte, wobei neben den technischen Beschreibungen gelegentlich historische Episoden eingeflochten sind. Die Abschnitte behandeln im einzelnen: Bau und Ausrüstung der Kriegsschiffe, die Bemannung, die Schiffe der deutschen Marine, den Dienst an Bord, unsere Kriegshäfen und die deutsche Seewarte. Dem ganzen ist ein kurzer geschichtlicher Rückblick vorausgeschickt, den allerlei Bilder von den Schiffen und Fahrzeugen der Wikinger, der Hansen und des Großen Kurfürsten schmücken. Vergleicht man den Inhalt der neuesten mit dem der zweiten Auflage, so überblickt man den Fortschritt der Marinetechnik innerhalb eines Menschenalters, wenn auch nur in großen allgemeinen Zügen, aber doch mit guter Betonung des Wesentlichen. Auch in der neuesten Auflage hat von Werner daran festgehalten, bei dem Leser keinerlei maritime

Kenntnisse vorauszusetzen; er führt zunächst den Leser über die Werft, wo die Schiffe gebaut werden, und giebt dabei im Erzählertone Beschreibungen und Erklärungen alles dessen, was uns auf dem Rundgange auffallen kann. Das bringt Mannigfaltigkeit in die Darstellung, erschwert aber die Uebersichtlichkeit für den, der sich in eine bestimmte Sache vertiefen will. Die Vorliebe des alten Seemanns für die Schiffe seiner Zeit macht sich in seinem Buche dadurch fühlbar, daß er den Erklärungen über die Bemastung und Betakelung den vierfachen Raum zubilligt, als denen über die Maschinen, trotzdem die Takelung auf den wirklichen Kriegsschiffen jetzt ausgestorben ist und die Maschinen ausschließlich zur Fortbewegung dienen; und im Laufe der Jahre hat sich das Schiffsmaschinenwesen zu einem der wichtigsten Zweige der Marinetechnik entwickelt. Der Abschnitt über die Bewaffnung ist wesentlich reichhaltiger als die vorher genannten, ist aber auch nur imstande, ganz ungefähr in die Marinewaffenkunde einzuführen; über den Kernpunkt, nämlich über die Wirkung der modernen Schiffsgeschütze verschiedenen Kalibers ist nicht viel zu finden. Am besten ist die Beschreibung der Schiffe unserer Marine gelungen, bei der alle alten und neuen Schiffsgattungen zu ihrem Rechte kommen, und die Leistungen einzelner Schiffe gebührend hervorgehoben werden; dieser Abschnitt ist auch durch vorzügliche farbige und andere Vollbilder von Schiffen sehr glücklich erläutert und ausgeschmückt. Jedes der sechs farbigen Bilder nach Aquarellen von Prof. H. Bohrdt ist ein kleines Meisterstück. Die Verlagshandlung hat die ganze Ausstattung mit liebevollster Sorgfalt behandelt, so daß Werners Flottenbuch auch äußerlich jung und frisch geblieben ist.

Schon als die erste Auflage des Wernerschen Buches erschien, empfand man, wie Bernhard Graser in der Vorrede zu seinem Stücke „Norddeutschlands Seemacht“ (bei Friedr. Wilh. Grunow 1870 in Leipzig erschienen) sagt, daß es mehr eine novellistische Schilderung des Lebens zur See sei, mit so kurzem Eingehen auf das technische Detail, daß der Nichtfachmann doch keine ganz deutliche Vorstellung davon gewinnt; Graser fühlte sich darum damals berufen, ein sehr nüchternes, sachlich um so fleißiger bearbeitetes, ausführliches Hand- und Nachschlagebuch über den Stand der Marinetechnik seiner Zeit, und besonders über das Schiffsmaterial der norddeutschen Flotte, sowie über ihr Personal und ihre Häfen zu schreiben. Eine ähnliche Aufgabe, allerdings noch allgemeiner, hat sich kürzlich Kapitän zur See a. D. Foß in seiner „Marinekunde, eine Darstellung des Wissenswerten auf dem Gebiete des Seewesens“ (1. bis 4. Aufl. 1890 bei der Union in Stuttgart erschienen), gestellt. Der Verfasser sagt selbst im Vorworte: „Die Marinekunde soll dem Nichtseemann über alles das Belehrung bringen, was den Laien in Marinefragen irgend welcher Art interessieren kann. Die Marinekunde will das Interesse wecken und das Verständnis vertiefen für alle Angelegenheiten, welche mit den Seeinteressen des Reichs in irgend welcher Beziehung stehen. Das ist in vorliegendem Werke in ernster, sachlich wissenschaftlicher — nicht in belletristisch verführerischer — Weise erstrebt worden“. Der Verfasser hat im großen und ganzen sein Ziel erreicht, er hat ein sehr reichhaltiges Handbuch geschaffen, das als erste Einführung in die Einzelheiten des Schiffbaues sowohl als in die Wissenschaft der Seekriegführung für Laien belehrend wirken muß, wenn sie an der Hand der ausgezeichneten Abbildungen das Buch lesen; aber freilich — qui trop

embrasse, mal embrasse — man darf von solchem Buche nicht zu viel verlangen, zur Vertiefung in Einzelheiten fehlen Ruhe und Raum; das geht so weit, daß von dem wichtigsten Schiffsinstrument, dem Kompaß, überhaupt keine Abbildung zu finden ist und daß der sonst bei nebensächlichen Dingen weitläufigere Text diesem Pfadfinder über See knapp drei Zeilen widmet. Es fehlt also dem Werke an einem durchdachten Plan. Außer dem Kompaß fehlen auch Bilder des Sextanten und des Chronometers; der Text der Seefahrtskunde (Navigation nennt sie der Verfasser noch) ist entsprechend leicht und knapp behandelt. Allzu wissenschaftlich ist die Arbeit also nicht geworden, wie sich an manchen Einzelheiten zeigen läßt; z. B. ist Seite 295 Trägheitsmoment mit Beharrungsvermögen verwechselt. Auch bei historischen Angaben ist größere Vorsicht geboten, als der Verfasser sie walten läßt: das auf Seite 69 erwähnte Werk des Jesuitenpaters G. Fournier ist nicht 1657, sondern 1643 erschienen, ist auch keineswegs „das erste Werk über Schiffbau und Hydrographie", sondern behandelt nur (unter dem Titel „Hydrographie") die Theorie und Praxis der Seefahrtskunde, aber auch nicht als erstes Werk der Marinelitteratur; älter z. B. sind die uns Deutschen viel näher liegenden Werke von Cornelius Lastmann, Konst der Stürliden (1634) und das älteste deutsche Werk über Schiffbau von Joseph Furttenbach aus dem Jahre 1629. Sieht man von den hauptsächlich astronomischen Werken des Gemma Frisius und Pedro Nuñez (Nonius), sowie von William Bourne's Rules of Navigation (1567) und desselben Regiment for the Sea (1577) und einigen anderen nautisch-astronomischen Werken ab, so muß wohl die sehr reichhaltige Nautica Mediterranea von Bartolomeo Crescentio Romano aus dem Jahre 1607, die dem gelehrten Kardinal Aldobrandini gewidmet ist, als ältestes Werk über Schiffbau und Schiffahrtskunde, also als erste gemeinwissenschaftliche Marinekunde gelten. Daß ferner die ersten Kanonen, wie Seite 150 (wahrscheinlich auf die meist unzuverlässigen englischen Quellen gestützt) behauptet wird, schon 1327 in England gebraucht worden sein sollen, ist sehr unsicher, denn die älteste urkundliche, zweifellose Nachricht über Verwendung von Geschützen im Landkriege stammt aus dem Jahre 1331, als deutsche Ritter die italienische Stadt Cividale beschossen; daraus, sowie aus anderen Gründen ist anzunehmen, daß zuerst die hansischen Schiffe, früher als englische und andere, mit Geschützen bewaffnet wurden. Unter einigen kleineren historischen Ungenauigkeiten muß erwähnt werden, daß nicht (wie Seite 238 zu lesen ist) der Norddeutsche Lloyd, sondern der französische Admiral Cloué sich zuerst um die Einführung bestimmter Dampferwege zwischen Europa und Neu-York bemüht hat: suum cuique! Auch in der Darstellungsform und Ausdrucksweise sind manche recht unwissenschaftliche Eigentümlichkeiten, z. B. Seite 46 wird von einem „verrechneten" (also doch falschen!) Besteck gesprochen, während ein „berechnetes" gemeint ist; „sich den Ort zurecht zu kombinieren" soll heißen: den Ort zu finden. Wie die wissenschaftliche Seefahrtskunde vernachlässigt ist, so sind andere Gebiete über Gebühr hervorgehoben; von den Innenräumen deutscher Handelsdampfer sind nicht weniger als 24 Ansichten gegeben, darunter nicht weniger als 4 Damenzimmer und 2 Kinderzimmer. Der Text beschreibt diese Räume über Gebühr ausführlich, erwähnt sogar (S. 250) Karussell, Schaukel und allerlei Spielzeug im Kinderzimmer!! Was diese, meist den bekannten Reklameheften entlehnten, sonst aber sehr gefälligen Möbelbilder in einer ernsten, sachlich-wissenschaftlichen Marinekunde zu

suchen haben, ist mir nicht klar geworden. Ebensowenig haben die vielen hübschen Photographieen aus unsern Kolonieen mit der geplanten Marinekunde zu thun. Der Wert des Werks als Bilderbuch wird dadurch freilich erhöht; aber der Bilderbuchcharakter ist auch nicht durchgeführt, denn die letzten 100 Seiten des Buchs enthalten nichts weiter, als den Abdruck eines Heftes des Flottenvereins über die Laufbahnen in der Kriegs- und Handelsmarine, das sonst auf Wunsch jedem kostenfrei vom Verein geliefert wird. Natürlich bietet solch umfangreiches Werk, das ein geistreicher Mann geschrieben hat, auch viele Glanzpunkte, die aber besser zur Geltung kämen, wenn man sie nicht erst mühsam zwischen allerlei Ballast suchen müßte. Zum besten Teile des Werkes muß der Abschnitt über den Seekrieg gerechnet werden, der den deutschen Laien gute Aufschlüsse über die Eigentümlichkeiten der Seekriegführung giebt. Die kritische Besprechung einzelner wichtigen Seeschlachten wird auch für Fachleute, namentlich für jüngere Seeoffiziere manche Anregung bringen. Im dritten Abschnitt „Entwickelung und Geschichte der deutschen Seemacht" nehmen die Kolonialerwerbungen unverhältnismäßig großen Raum ein. Der vierte Abschnitt: „Notwendigkeit einer starken deutschen Flotte" ist ja sachlich sehr lobenswert geschrieben, betont aber für das bessere deutsche Durchschnittsgefühl zu sehr die materiellen Interessen, bringt also nichts Neues gegenüber den trefflichen Nauticus-Schriften; meines Erachtens hätte auch das leicht genug zu begründende deutsche Seemachtsbedürfnis aus rein seepolitischen Erwägungen, ohne unmittelbare Rücksicht auf die Wirtschaftspolitik betont werden müssen. Im fünften Abschnitt ist die Gliederung unserer Marine streng sachlich ausgeführt. Mit der verführerisch schönen Ausstattung des Werks verdient die emsige Verlagsgesellschaft Union höchstes Lob, der Preis (von 10 M.) ist für das Gebotene nicht hoch. Leider fehlt dem Buch ein Register.

Noch eine zweite wichtige Abart des erwähnten Graserschen Marinebuchs ist hier anzuführen, und zwar ein Buch, dessen streng sachlich-wissenschaftlicher Charakter zwar nicht im Vorwort betont, aber im Texte sehr glücklich durchgeführt wird. Es handelt sich um das Werk „Modernes Seekriegswesen" vom Kontreadmiral M. Plüddemann (mit 8 Voll- und 95 Textbildern im Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von Mittler u. Sohn, Berlin 1902 erschienen), das zwar vom Verfasser in erster Linie für den Armeeoffizier als Nachschlagebuch bestimmt ist, aber auch den gebildeten Nichtfachmann in den Stand setzt, manche Seenachrichten besser zu verstehen. Ein vorzügliches Register erleichtert den Gebrauch des Buchs. Die Darstellung ist fast durchgängig sehr übersichtlich, und alle Erklärungen sind gründlich und doch so knapp wie möglich; z. B. sind dem Kompaß $2^1/_2$ Seiten mit zwei sehr guten Abbildungen gewidmet, während freilich andere für den Zweck des Buches minder wichtige Gegenstände, wie die Technik des Schiffbaues, sehr knapp gehalten sind. Die Reichhaltigkeit des Inhalts ist aus folgendem zu ersehen: von den Abschnitten behandeln 1. Marinepersonal, 2. Schiffbau, 3. Seemannschaft, 4. Maschinenanlage, 5. Artillerie, 6. Torpedowaffe, 7. Kommandoelemente, 8. Besondere Schutzmittel (Seeminen, Hafensperren u. s. w.), 9. Navigation, 10. Landanlagen, 11. Schiffsklassen (Bezeichnung der Kriegsschiffe), 12. Flaggen, 13. Signale, 14. Organisation der deutschen Marine, 15. Geschwaderformationen, 16. Seetaktik, 17. Beschießung von Seeplätzen, 18. Bootsangriffe und Landungen, 19. Transport und Landung von Truppen, 20. Gemeinschaftliche Land- und Seeunternehmungen, 21. Blockade,

22. Kreuzerkrieg, 23. Strategisches, 24. Aus dem Dienstbetrieb auf Kriegsschiffen, 25. Seezeremoniell, 26. Seerecht, 27. Seekriegsrecht. Hervorragend wichtig sind die Abschnitte 15 bis 23; es wäre zu wünschen, daß der schon durch sein vorzügliches Werk über den „Krieg um Cuba im Sommer 1898" gut bekannte Admiral die deutsche Marinelitteratur künftig um ein Werk über die Abschnitte 15 bis 23 bereichern möchte; solches Werk fehlt, und keiner ist berufener als er, es zu bearbeiten. Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung hat das Plüddemannsche Werk vorzüglich ausgestattet.

Unter den jüngeren Marineschriftstellern hat das zweckmäßigste und beste Marinebuch Graf Reventlow geschaffen; es ist nur ein einfaches Volksbuch, aber im guten Sinne des Worts, und führt den Titel „Die deutsche Flotte. Ihre Entwickelung und Organisation" (erschienen 1901 bei Fr. Lehmann in Zweibrücken i. Pfalz) mit 142 Textbildern, 2 Lichtdruckbildern und 51 farbigen Bildertafeln). Der Verfasser sagt ganz bescheiden im Vorwort: „Viel Neues konnte das vorliegende Buch in Anbetracht der umfangreichen Marinelitteratur der letzten Jahre dem Stoffe nach nicht bieten". Aber die Anordnung des Stoffes ist geschickt durchgeführt, die Behandlung ist streng sachlich und dabei doch recht gut dem Verständnis des einfachen Mannes angepaßt. Das Buch wird sicherlich im deutschen Volke große Verbreitung finden. — Wer über die Einteilung und über den Dienstbetrieb in der deutschen Marine die ausführlichste und so gut wie amtliche Auskunft haben will, der thut gut, sich den Leitfaden für den Dienstkenntnis-Unterricht anzuschaffen, der vom Korvettenkapitän Ferber unter dem Titel „Organisation und Dienstbetrieb in der Kaiserlichen Marine" (3. Auflage 1901, Berlin, Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn) in vorzüglich übersichtlicher und zuverlässiger Weise bearbeitet worden ist.

Unter den in letzter Zeit erschienenen marinehistorischen Arbeiten verdient ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der preußischen Marine aus den Jahren 1820—1838 hervorgehoben zu werden; „Maritime Rückblicke" nennt der Verfasser, Ernst Teja Meyer seine Arbeit, (erschienen 1901 bei C. J. E. Volkmann in Rostock) die aus hinterlassenen Papieren eines preußischen Generals geschöpft ist. Die sehr geschickt ausgewählten Notizen geben ein vorzügliches Bild über den Marineplan vom Jahre 1820, über den Schiffsbestand der preußischen Marine in den folgenden Jahren, sowie über allerlei Einzelheiten des preußischen Schiffahrtswesens jener Zeit. Auch die Betrachtungen des alten Generals über Seetaktik sind sehr lesenswert; dieser Soldat war ein weitblickender Patriot: „Mir däucht", so sagt er, „man schätzt in unsern Kreisen oft und gar meistens den Seemann nicht nach Gebühr; ich sage aber aufrichtig: alle Achtung vor einem echten Admiral! Wollte unser Herrgott uns einen richtigen Mann schicken, der es fertig brächte, eine Königliche Kriegsmarine zu organisieren, so wäre das wahrhaftig ein Gnadengeschenk und dürfte zu unermeßlichem Segen werden, — nicht nur für Preußen direkt, sondern für alle deutschen Stämme überhaupt. Nur mal erst ein Anfang, — sie würde sich schon durchfressen!" Allein schon diese Perle macht das Büchlein zu einem Wert- und Schmuckstück; aber auch die Nachrichten über die fremden Flotten derselben Zeit sind sehr wertvoll. Der sardinischen Flotte prophezeit der General: „Wird sich gut entwickeln, ist ihr auch zu gönnen und wäre auch zu wünschen".

In demselben rührigen Rostocker Marineverlag erscheint seit kurzem eine unab-

hängige und gut geleitete Zeitschrift „Meer und Küste“, die neben dem Seewesen selbst auch die Seefischerei und den Seebäderverkehr u. ähnl. behandelt. Die Seefischerei ist für das Gedeihen der deutschen Seegeltung als Pflanzschule tüchtiger Matrosen höchst wichtig; der musterhaft geleitete Seefischereiverein verdient darum schon jetzt auf Grund seiner Leistungen den Dank des Vaterlandes. Wer sich an dem gemeinnützigen Schaffen dieses Vereins beteiligen will, der schaffe sich den „Deutschen Seefischerei-Almanach für 1902“ (herausgegeben vom Deutschen Seefischereiverein, Hannover) an; dieser Almanach giebt Kunde von dem segensreichen Wirken des Vereins und zugleich ausführliche Auskunft über den Stand und die Fahrzeuge der deutschen Seefischerei. Möge der Binnenländer stets dessen eingedenk sein, daß die riesige Entwickelung der holländischen Heringsfischerei dem Aufblühen der holländischen Seemacht voranging! Kein anderer Seemann hat mit der See so hart ums Leben zu ringen, wie der Nordseefischer, darum ist keiner so tüchtig wie er für den Seekrieg. Ihr aber, deutsche Dichter und Denker, wenn ihr die Flotte besingt, vergeßt des rauhen und einfachen Fischers nicht, der den Kern der tüchtigsten Kriegsschiffbesatzungen ausmacht! Je größer und seetüchtiger die deutsche Fischerflottille, um so kriegsbereiter wird die Flotte sein, denn der Seefischer ist der beste und stets bereite Reservemann für die Kriegsflotte.

Unter dem Äequator.

Im Abendlicht erglänzt ringsum die Flut,
Die Wolken fliehn, die Schatten drüber hin,
Vom Westen purpurn seh ich letzte Glut
Den Flammenweg zu meinem Schiffe ziehn.

Schon strahlt die Nacht, die stille naht und hehr,
Hoch über mir in voller Sternenpracht,
Es ruht der Wind und mit ihm ruht das Meer,
Bis wieder fern der junge Tag erwacht.

Ihr Bilder, wohl habt ihr mirs angethan,
Du, südlich Kreuz, in ungetrübtem Schein,
Zu Häupten du, Orion, deine Bahn
Vollendend wie vor frühstem Erdensein.

Doch wie ihr glänzt, eins gabt ihr mir nicht her;
So oft ich sah in solcher Zaubernacht
Hernieder auf ein leise atmend Meer,
Hab deiner nur, mein Nordland, ich gedacht.

Karl Bove.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

März 15. Vertrauensvotum für das Ministerium Zanardelli. — 17.—19. Debatte im englischen Parlament über die Lieferungsverträge. Sieg der Regierung. — Arbeiterunruhen in Batum. — 18. Schönerers „Hoch und Heil dem Hause Hohenzollern" im österreichischen Abgeordnetenhause. — 19. Neukonstituierung des Ministeriums Sagasta in Madrid. — 20. Mitteilung der russischen und der französischen Regierung über die Ausdehnung der Alliance franco-russe auf Ostasien. — 21. Amtliche Veröffentlichung des russisch-französischen Bündnisvertrages vom 3./13. März 1902. — Amtliche Veröffentlichung über die am 5./18. März erfolgte Verhaftung des Oberst-Leutnants Grimm wegen Staatsverbrechens im Dienst zu Warschau. — 22. Abreise des Reichskanzlers Grafen Bülow nach Italien. — Schalk Burgher mit Begleitern trifft unter Parlamentärflagge in Pretoria ein. — 23. Tod Koloman Tiszas, ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten. — Abreise Schalk Burghers nach Kroonstad. — Veröffentlichung der englisch-persischen Telegraphenkonvention. — Rekonstruktion des russophilen bulgarischen Ministeriums Danew. — 25. Einladung des serbischen Königspaares nach Livadia. — 26. Einladung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien zu den russischen August-Manövern. — Verhaftungen in Moskau. — Cecil Rhodes stirbt in Kapstadt. — Einberufung des spanischen Parlaments auf den 3. April. — 27. Prinetti trifft in Venedig ein. — Zusammenstoß türkischer und bulgarischer Grenztruppen. — 28. Terauchi wird japanischer Kriegsminister, Kudomu Generalgouverneur von Formosa. — 30. Schluß der französischen Kammer. — Eisenbahnunfall in Baberton (Transvaal). — April 1. Verstärkung der Garnison von Kuschk. — 2. Schalk Burgher tritt in Verbindung mit dem Präsidenten Steijn. — 3. Ausstand der Hafenarbeiter in Fiume. — 4. Unruhen in Albanien und Makedonien. — 7. Freisprechung Kruizingers. — 8. Unterzeichnung des Mandschurei-Vertrages. — 9. Emeute in Belgien. — Graf Bülow trifft in Wien ein. — 10. Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Italien.

Die letzten 4 Wochen haben die politische Weltlage wesentlich geklärt. Wenn wir in unserer jüngsten Monatsübersicht eine Ausdehnung des russisch-französischen Bündnisses auf den ostasiatischen, gegenwärtig so umstrittenen Boden noch als höchst unwahrscheinlich bezeichnen mußten, so ist dieses Unwahrscheinliche nunmehr eingetreten. In der ungewöhnlichen Form einer identischen offiziellen Mitteilung durch die beiderseitigen Botschafter an den Höfen der Mächte, die das Pekinger Protokoll vom 7. September 1901 unterzeichneten, haben Frankreich und Rußland der Welt kundgethan, daß ihre Allianz auch der Erhaltung des status quo in China und Korea, sowie der Behauptung des Prinzips der offenen Thür gelte. Schon dieser Vordersatz des russisch-französischen Communiqué unterscheidet sich dadurch von dem Inhalt des englisch-japanischen Vertrages, daß er nicht die Erhaltung der Integrität Chinas schlechthin, sondern auch des status quo in der Mandschurei und in Korea ausdrücklich mit einschließt, der Schlußsatz

aber lautet direkt drohend: „Ihrerseit indessen genötigt, entweder die Möglichkeit feindseliger Handlungen anderer Mächte, oder die Wiederholung von Unruhen in China, die die Integrität und die freie Entwickelung des Himmlischen Reiches verletzen können, nicht außer acht zu lassen, behalten sich die beiden verbündeten Regierungen vor, in diesem Falle durch die Ergreifung entsprechender Maßnahmen zur Wahrung ihrer Interessen Sorge zu tragen." In den Petersburger Blättern wurde diese vom 3./16. März 1902 datierte Note als „Mitteilung der Regierung" am 8./21. März mit einer Einleitung veröffentlicht, in der es heißt, „angesichts der unaufhörlichen Agitation anläßlich des englisch-japanischen Vertrages" vom 17./30. Januar 1902, hätten Rußland und Frankreich für notwendig erachtet, „ihre Ansicht über den erwähnten Vertrag mit vollkommener Bestimmtheit zu erklären."

Gleich nach Veröffentlichung dieser wichtigen Kundgebung erfolgte noch eine Korrektur ihres Textes: es solle nicht heißen „anderer Mächte", sondern „einer dritten Macht", wodurch der casus foederis auch dann gesetzt wurde, wenn Rußland oder Frankreich von nur einer Macht in Ostasien angegriffen, wenn Unruhen in China zum Ausbruch gelangten, oder die Integrität Chinas und Koreas und der ostasiatische status quo, so wie Rußland und Frankreich ihn interpretierten, in Frage gestellt wurde.

Da das englisch-japanische Bündnis nur wirksam wird, wenn eine der beiden kontrahierenden Mächte mit mehr als einer Macht in Konflikt gerät, stellte somit die russisch-französische Kombination die wirksamere Verbindung dar.

Nun haben wir ja im Verlauf des letzten Menschenalters die Erfahrung gemacht, daß Allianzen zu Schutz und Trutz, auch wenn ihre Richtung nach den Absichten oder Wünschen eines oder des anderen Alliierten eher auf Krieg als auf Frieden geht, noch lange nicht eine Störung des Friedens als notwendige Folge bedingen. Bündnisse rufen Gegenbündnisse hervor, und es läßt sich als allgemeine Regel der Satz aufstellen, daß die auf Erhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen stets auch im feindlichen Lager Verbündete finden. In seiner ungeheueren Majorität wird jedes Volkstum für den Frieden sein, und ganz ebenso läßt sich behaupten, daß die am Ruder stehenden verantwortlichen Persönlichkeiten schon durch ihre Stellung zu einer Friedenspolitik geführt werden. Die Gefahr liegt in den unzufriedenen Minoritäten, die durch jede Wandlung zu gewinnen meinen; sie wird auch dort zu suchen sein, wo unleidlich gewordene innere Verhältnisse eine Ablenkung nach außen wünschenswert erscheinen lassen, oder ein unbefriedigter nationaler Ehrgeiz ein Feld der Bethätigung sucht.

Prüfen wir von diesen Gesichtspunkten ausgehend die Lage in Ostasien, so stellt sich zunächst als völlig unbestritten die friedliche Gesinnung Chinas dar. Gewiß wünscht die regierende Dynastie, das heute in russischen Händen liegende mandschurische Gebiet zurückzugewinnen. Aber sie weiß auch, daß trotz der allseitig proklamierten Notwendigkeit, die Integrität Chinas aufrecht zu erhalten, von einer freiwilligen und rückhaltlosen Auslieferung der durch eine russische Eisenbahn durchquerten Gebiete keine Rede sein kann, und hat den Gedanken einer gewaltsamen Wiedererwerbung gewiß überhaupt nicht zu fassen gewagt. Vom chinesischen Standpunkte aus erscheint zudem auch ein Eintreten dritter Mächte zu Gunsten Chinas keineswegs wünschenswert. Jeder Krieg um die Erhaltung der Integrität Chinas müßte auf chinesischem Boden geführt werden und

wäre ohne Opfer Chinas an Menschen und Kapital überhaupt nicht zu führen. Die Unruhen, die heute in den Südprovinzen und in Petschili ausgebrochen sind, deren Bedeutung zwar übertrieben wird, aber auch nicht unterschätzt werden darf, sind zum Teil durch die pekuniären Lasten hervorgerufen worden, die der Boxeraufstand und die dadurch bedingte Aktion der Mächte hervorrief, sie schließen außerdem ein antidynastisches Element in sich, und beides muß den Pekinger Hof wünschen lassen, daß der Friede nach außen hin unter allen Umständen gewahrt bleibe. Ein Krieg der beiden Koalitionen wäre für China ein Unglück, während die Thatsache, daß jene Koalitionen bestehen, den Chinesen die Aussicht bietet, nach beiden Seiten hin ihre Stellung nicht nur leidlich zu behaupten, sondern zu bessern. Unwiederbringlich verloren ist nur jenes Leben für sich, ohne mehr als die oberflächlichste Berührung mit der verhaßten und verachteten Kulturwelt des Abendlandes; die Aufgabe der Regierung und des Volkes ist, sich in die neue Lage zu finden, und wenn, wie es scheint, die chinesische Regierung sich aufrichtig von dieser unabweisbaren Notwendigkeit überzeugt hat, verlangt ihr nächstes Interesse, auch das chinesische Volk zu dieser Ueberzeugung zu führen. Die Revanche Chinas wird später einmal kommen, wie ein elementares Ereignis, das zur Ueberschwemmung zunächst Russisch-Asiens durch chinesisches Volkstum führen wird.

Darüber kann kein Zweifel sein, und diese Entwickelung hat bereits begonnen. Seit die mandschurische Bahn an die sibirische geschlossen ist, und seit die sehr intelligenten und praktischen Chinesen erkannt haben, daß sich damit für sie ein weites Feld zur Besiedelung und zur Ausbeutung öffnet, ist auch die Wanderung nach Norden zu in Gang gekommen, und in einem Jahrzehnt werden wir hier die allererstaunlichsten Wandlungen erleben.

Kurz, es will sich daraus wohl ergeben, daß China, was an ihm liegt, thun wird, den Frieden zu erhalten. Die Frage ist nur, ob es seinen Willen anders als durch passives Verhalten bethätigen kann? Ein „Veto" Chinas kann es heute nicht geben, wo die andern wollen, und so stehen wir der andern Frage gegenüber, wie das Gewicht und die Interessen beider Allianzen zu einander sich verhalten.

Wir schicken dabei voraus, daß es als ein außerordentliches Glück zu betrachten ist, daß unsere Stellung in Schantung unter allen Umständen einen ruhigen Punkt im Fall eines Konflikts darstellt, und daß die amerikanische Politik und, was dasselbe ist, das amerikanische Interesse sich in dieser Hinsicht mit uns identifizieren muß. Deutschland hat kein Interesse, der natürlichen Entwickelung, wie sie sich in der Mandschurei vorbereitet, entgegenzuwirken, und ebenso greifen die Rivalitäten, die um Korea bestehen, nicht in den Kreis unserer Interessen oder der amerikanischen. Indem so Deutschland und die Vereinigten Staaten recht eigentlich als die Vertreter der gemeinsamen Interessen der abendländischen Kulturvölker erscheinen, bietet sich die Aussicht, daß die immer möglichen Konflikte der Staaten, die hier territoriale Machtinteressen vertreten, sich werden lokalisieren lassen.

Denn, recht erwogen, ist es der gebotene Gegensatz Rußlands und Englands in ganz Asien, der die Lage bestimmt. Japan und Frankreich sind als mitinteressierte Hilfsmächte herangezogen worden, wie schon die Thatsache ergiebt, daß keine dieser beiden Mächte aus eigener Initiative die gegenwärtige Situation hätte schaffen können, während sie

zwischen England und Rußland, wenn auch in minder ernster Form, bereits bestand. Es ist aber nicht denkbar, daß England und Rußland ihre Ansprüche freiwillig herabsetzen, denn für beide handelt es sich um Lebensfragen. Rußland kann ebensowenig auf seine Stellung am eisfreien Golf von Petschili und auf die Behauptung der mandschurischen Gebiete verzichten, durch welche die mit ungeheuren Kosten und erstaunlicher Energie gebaute Eisenbahn führt, wie England eine Ausdehnung des russischen Einflusses nach Süden hin dulden kann, weil dadurch sein Ansehen und seine Sicherheit in ganz Südasien gefährdet werden. Alle die Rezepte, die in den letzten Monaten in so reicher Fülle dem politischen Europa vorgelegt wurden, um diesen natürlichen russisch-englischen Gegensatz zu kurieren, sind an dieser Thatsache gescheitert, und das englisch-japanische Bündnis mußte als politische Notwendigkeit sich dem Ministerium Salisbury octroyieren, sobald sich dieses nicht mehr stark genug fühlte, allein Rußland in die Schranken zurückzuwerfen, deren Aufrechterhaltung das britische Interesse nun einmal verlangt. Bekanntlich haben Rußland und England einander niemals auf asiatischem Boden mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden. Sie haben sich stets indirekt bekämpft, und wenn russischerseits behauptet wird, die Eintracht zwischen beiden Staaten werde mit dem Moment hergestellt sein, wo ihre asiatischen Territorien direkt an einander stoßen, so giebt es keinen besonnenen englischen Politiker, der diese Theorie zu erproben Neigung hätte. England ist nicht Territorialmacht, seine Zwangsmittel Rußland gegenüber reichen nicht über die Tragweite der englischen Marinegeschütze hinaus, und namentlich heute, da die englische Armee durch Südafrika gelähmt wird, kann es ohne einen landmächtigen Bundesgenossen nicht gegen Rußland kämpfen. Die japanische Allianz war bestimmt, für ernst erwogene Möglichkeiten, diese Bundesarmee zu schaffen, und vom englischen Standpunkte aus war daher jener Allianzvertrag eine kluge und notwendige Maßregel — *solange England sich die Leitung der großen Politik in Ostasien gesichert hielt.* Hier aber liegt der wunde Punkt. England ist Japans nicht sicher. Es liegt in Japans Händen, den Augenblick zu wählen, an dem es mit dem russischen Rivalen abrechnen kann, und nichts ist unwahrscheinlicher, als daß die Japaner die fünfjährige Allianz ungenutzt vorbeiziehen lassen. Auch glauben wir zu erkennen, daß Japan sich auf eine Aktion vorbereitet. Die Ausdehnung der russisch-französischen Allianz auf Ostasien ist durch Ernennung des bisherigen Kriegsministers Kudomu zum General-Gouverneur von Formosa beantwortet worden, eine innere Anleihe ist in Japan glänzend untergebracht worden, die japanische Kriegsflotte ist völlig in Stand, und nichts weist darauf hin, daß Japan Neigung hätte, seine koreanischen Pläne aufzugeben. Aehnlich aber, wie die Politik Japans heute England bindet, ist die Politik Frankreichs durch Rußland gebunden, und da, sobald die russisch-französische Allianz in Anlaß einer japanischen Aktion zusammenwirken sollte, England genötigt ist, auf Grund seines Vertrages mit Japan den Franzosen in den Arm zu fallen, ergiebt das Zukunftsmöglichkeiten, deren Ernst und deren mögliche Rückwirkung auf Europa sich nicht verkennen läßt. Auch in Rußland scheint man alle möglichen Eventualitäten ins Auge zu fassen. Soeben ist das Projekt bestätigt worden, das die in Wladiwostok ausmündende Eisenbahn in Verbindung mit der transkaspischen Bahn setzen soll; die Besatzung von Kuschk ist um eine Kompagnie Festungsartillerie verstärkt worden, und was besonders bedenklich erscheint, es mehren sich die Gerüchte

von bevorstehenden Thronstreitigkeiten in Afghanistan. Der alte Isaak Khan oder vielmehr sein Sohn, die beide auf russischem Territorium leben, beginnen sich zu regen. Nebenher gingen aber die sehr eifrig betriebenen Verhandlungen Rußlands mit China wegen Räumung der Mandschurei unter Bedingungen, mit denen auch England und Japan sich zufrieden geben könnten; sie haben am 8. auch wirklich zum Abschluß eines Vertrages geführt, der die Termine festsetzt, an welchen der Abzug der russischen Truppen aus den okkupierten chinesischen Gebieten erfolgen soll, doch sind Bedingungen daran geknüpft, deren vornehmster Zweck wohl ist, Zeit zu gewinnen. Unter keinen Umständen aber ist daran zu denken, daß Rußland die faktische Oberherrlichkeit in den von der mandschurischen Bahn beherrschten Gebieten aufgeben sollte.

Widerspruchsvoll sind nach wie vor die Meldungen vom südafrikanischen Kriegsschauplatz. Lord Kitchener setzt sein Blockhaussystem fort und verbindet damit eine Art Kesseltreiben, um die Hauptführer der Buren Delarey, de Wet und Botha zu fangen. Bisher ist der Erfolg ein minimaler. Trotz der 100 bis 200 Köpfe, die allwöchentlich den Engländern in die Hände fallen, nimmt der Widerstand der Buren nicht ab, vielmehr scheint er im Kaplande und im westlichen Transvaal an kühner Initiative und an Nachhaltigkeit gewonnen zu haben. Von den seit Ende März aufgenommenen Verhandlungen zwischen Schalk Burgher, Reitz, Lukas Meyer u. a. auf der einen, Steijn und Delarey auf der anderen Seite, weiß man nicht mit Sicherheit, ob sie auf englische Initiative oder auf die der Buren zurückzuführen sind. Ebensowenig ist das Geringste darüber bekannt, zu welchen Zugeständnissen beide Teile bereit sind. Ein sich hartnäckig haltendes Gerücht will wissen, daß es König Eduard VII. sei, der Lord Wolseley nach Afrika geschickt habe, und setzt damit die Bemühungen um den Frieden in Zusammenhang. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß die Schwierigkeiten, die sich einer Verständigung entgegensetzen, ganz außerordentlich groß sind. Von unbedingter Unterwerfung, d. h. vom alten Programm Salisbury-Chamberlain kann keine Rede sein. Ebensowenig von Entwaffnung der Buren und von Bestrafung der Kaprebellen. Sie gerade bilden jetzt den Hauptstock der Kämpfer. Das Unglück liegt darin, daß man in England dem vollen Ernst der Lage nicht ins Auge sieht, und daß in den Kreisen der Buren noch an eine restitutio ad integrum gedacht wird. Ohne Kompromiß ist der Friede für beide Teile nicht zu haben, und dauert der Kampf noch lange weiter, so wird der Goldboden Südafrikas ein blutiger Kirchhof sein.

Jetzt haben sie Cecil Rhodes begraben, den unheilvollen Mann, dessen Genie zwar Großes errang, aber schließlich scheiterte an seiner Unfähigkeit, ein anderes Recht anzuerkennen als das seiner ehrgeizigen Pläne und seiner Rasse. Es heißt, und unwahrscheinlich ist es nicht, daß seine letzten Gedanken auf einen afrikanischen Staatenbund nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen. Erst mit England, in Zukunft einmal gegen England. Das ist auch der Gedanke, der seinem Testament zu Grunde liegt. Er hat seinen schönen Sitz in Kapstadt zur Amtswohnung des künftigen ersten Ministers der südafrikanischen Föderation bestimmt, als sähe er diesen Lieblingstraum bereits im Geiste erfüllt. Auch läßt sich nicht verkennen, daß trotz der reichen Stiftungen, mit denen Cecil Rhodes sein Mutterland bedacht hat, ein gewisses Gefühl des Unbehagens durch die englische Presse geht. Der Mann war

mehr südafrikanischer als englischer Patriot, und er hat sein Rhodesia für England erworben nur, weil es füglich nicht ungestützt existieren konnte. Sehr merkwürdig ist die Klausel des Testaments, durch welche Cecil Rhodes 15 Stipendien für deutsche Studenten, die je 3 Jahre in Oxford studieren sollen, zur Disposition Kaiser Wilhelms stellt. In unserer Presse ist diese Stiftung nicht günstig beurteilt worden. Man hat gesagt, daß jene jungen Leute dadurch der Anglisierung ausgeliefert würden. Aber abgesehen von dem nationalen Kleinmut, der dieser Befürchtung zu Grunde liegt, halten wir, auch von anderen Erwägungen ausgehend, die Sorge für unbegründet. Da Kaiser Wilhelm die Stipendiaten zu bestimmen hat, liegt es auch in seiner Hand festzusetzen, unter welchen Verpflichtungen sie nach Absolvierung der Oxforder Studienjahre ihre staatlichen Rechte in Deutschland, die auf der Voraussetzung eines anderen Bildungsganges ruhen, geltend machen können. Wir zweifeln nicht, daß in dieser Hinsicht alle notwendigen Kautelen getroffen werden, und halten andererseits fast für ausgeschlossen, daß einer jener Stipendiaten Neigung zeigen oder auch nur die Aussicht finden sollte, ganz in England zu bleiben. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die Oxfordschüler sich mit Nutzen im Konsular- und Kolonialdienst, wohl auch in kaufmännischen Geschäften und ähnlichen Berufen verwenden lassen. Mit dem Untergrund einer deutschen Gymnasialbildung bietet die Oxforder Schulung keine üble Erweiterung des Horizontes. Und solche Leute können wir brauchen.

Am 30. März hat die französische Kammer ihre Sitzungen geschlossen. Die Neuwahlen stehen bevor, und eine ungeheuere Agitation geht durch das Land. Es handelt sich um die Entscheidung der großen Frage, ob der durch das Ministerium Waldeck-Rousseau ans Ruder des Staates gelangte Kollektivismus sich behaupten, oder ob die liberalen Republikaner, als deren Verbündete die arg mißhandelten Klerikalen und auch die übrigen Gegner des gegenwärtigen Regiments, Nationalisten und Monarchisten, auftreten, den Sieg erringen. Der alte Republikaner und ehemalige Ministerpräsident Méline hat in einer Wahlrede, die er am 30. März in Remiremont hielt, dem Ministerium Waldeck-Rousseau seine Sünden vorgehalten und das Programm seiner Freunde folgendermaßen formuliert: „Bruch mit dem Kollektivismus, Rückkehr zur alten Politik der republikanischen Partei, die darin bestand, mit allen zu regieren, und nicht nur für einige wenige die Republik beliebt machen, sondern jede Freiheit verteidigen, denn das ist die Ehre und der Rechtsgrund für die Existenz der Republik." Der Parlamentarismus arbeite schlecht, die Kammerverhandlungen trügen den Charakter von Volksversammlungen, die Redefreiheit werde beeinträchtigt, und, was das Schlimmste sei, die parlamentarischen Majoritäten maßten sich an, alle Gewalten, die richterliche, die ausführende und die administrative, zu bevormunden. So sei man in Zustände geraten, wie sie die convention nationale darbot. Nicht die Regierung führe die Kammer, sondern umgekehrt die Kammer regiere, und das habe ganz besonders verderblich auf alle Finanzangelegenheiten zurückgewirkt.

Den durch Millerand in das Ministerium eingeführten Kollektivismus definiert Méline folgendermaßen: „Es ist die Lehre, welche verkündigt, daß man die gegenwärtige Gesellschaftsordnung stürzen müsse, um sie zu reformieren, und daß man erst auf ihren Ruinen eine neue Gesellschaft aufbauen könne, deren erste Aufgabe sein werde, das

persönliche Eigentum und die Freiheit der Arbeit aufzuheben." Dadurch, daß die französische Regierung mit dieser Doktrin ihren Frieden schloß und einen ihrer Führer zum Minister machte, sei sie zum Gefangenen des Kollektivismus geworden und müsse sie seinem Willen gehorchen: deshalb habe das Kabinett die Republikaner bekämpft, der Republik überall Feinde erregt, die Gewissensfreiheit und das Wesen der Freiheit des Unterrichts verletzt; zwischen Kapital und Arbeit habe sie stete Konflikte herbeigeführt, die großen Arbeiterausstände zu revolutionären Bewegungen umgebildet, die Arbeiter der unerträglichen Tyrannei der „roten Syndikate" unterworfen, endlich eine Kampagne gegen das Militär ins Werk gesetzt, die im Laufe von weniger als zwei Jahren zu einer nationalen Gefahr geworden sei.

Wenn man berücksichtigt, daß Méline ohne Zweifel einer der gemäßigtsten Staatsmänner Frankreichs ist, wird man aus dieser Probe sich eine Vorstellung von der Leidenschaftlichkeit des Wahlkampfes machen können, in den Frankreich eingetreten ist. Die Regierung scheint aber sehr siegesgewiß zu sein, und Waldeck-Rousseau hat kein Hehl daraus gemacht, daß er auch vor die neue Kammer als Ministerpräsident zu treten hoffe. Aber voraussehen läßt sich, trotz der ungeheueren Anstrengungen, die das Ministerium macht, um sich die Wähler zu sichern, und trotz des lebhaften persönlichen Interesses, das sich für die einzelnen Abgeordneten an ihre Wiederwahl knüpft, der Ausgang doch nicht. Die Kammer hatte in einer der letzten Sitzungen beschlossen, daß in Zukunft das Mandat der Abgeordneten nicht 4, sondern 6 Jahre währen solle; gewiß auch das ein Zeichen, mit welcher Bestimmtheit die Mehrzahl der Abgeordneten auf eine Wiederwahl rechnet; im Senat ist dieser schmachvolle Antrag glücklich gefallen! Das Merkwürdigste ist aber wohl, daß dem Präsidenten der Republik der Ausgang gleichgültig sein kann. Die Kammer hat ihm am 24. den Kredit zur Reise nach Petersburg bewilligt, und er wird am 16. Mai abreisen, gleichviel ob die Regierung siegt oder unterliegt, freilich nicht mit Herrn Millerand, der wegen seiner Theorieen nach russischer Praxis sofort nach Sibirien verschickt werden müßte, sondern mit Herrn Delcassé, dem wohl seine orientalischen und anglophilen Ketzereien inzwischen dank dem ostasiatischen Bündnis verziehen sein werden. Inzwischen sind zwei neue Ehrgeizige als Bewerber um ein Mandat aufgetreten: Doumer, der bisherige General-Gouverneur von Französisch-Hinterindien, und Marchand, der Märtyrer von Faschoda, der eben jetzt aus Rußland heimkehrt und zu seinen afrikanischen und asiatischen Lorbeern noch die Gunst der nation amie et alliée heimbringt. Für beide liegen die Aussichten auf einen Sitz in der Kammer, eventuell auf einen Ministerposten nicht ungünstig. Nur müßte Marchand den Dienst quittieren und das dürfte erst geschehen, wenn er volle Sicherheit hat, gewählt zu werden. Jedenfalls werden beide Männer noch viel von sich reden machen. Aber erstaunlich ist doch immer die russisch-französische Kombination, wenn man den Kampf verfolgt, den die russische Regierung gegenwärtig im Innern zu führen für notwendig hält. Was sie bekämpft, sind nicht die Theorieen Millerands, so weit wie der französische Minister gehen nur die verzweifeltsten Köpfe in Rußland, sondern jene Anschauungen, die Méline für Frankreich zu retten sucht; man übersieht eben in Petersburg, daß die gegenwärtigen Unruhen, wie sie unter den Studenten und Arbeitern chronisch stattfinden, einer Agitation folgen, die von oben nach unten geht, nicht umgekehrt, wie es in Frankreich der Fall ist. Die

französischen politisch-sozialistischen und kollektivistischen Ideen sind in die Spitzen der russischen Gesellschaft eingedrungen und sickern seit einigen Jahren nach unten durch, und dieser Prozeß hat neuerdings so sehr an Intensität gewonnen, daß jetzt bereits eine Verbreiterung der Propaganda stattfindet, die von Arbeiter zu Arbeiter übergeht. Aber das sind Dinge, die man in Petersburg nicht sehen will, und wir geben zu, daß die Notwendigkeiten der auswärtigen Politik einen Systemwechsel fast unmöglich machen.

Spanien tritt dem Augenblick immer näher, da der junge König die Regierung zu eigenem Recht übernehmen soll. Wir hoffen das Beste, denn die spanische Nation ist doch im Grunde monarchisch gesinnt, und Sagasta hat es verstanden, die Gefahren, welche die Arbeiterunruhen der letzten Wochen brachten, glücklich zu beschwören. Aber es geht eine bedenkliche Gärung durch die gesamte lateinische Welt, von der Spanien unter den wirtschaftlichen und politischen Nachwehen des unglücklichen kubanischen Krieges und mit dem Erbe einer schweren Vergangenheit belastet, besonders zu leiden gehabt hat. Die parallelen Unruhen in Italien waren weniger bedenklich, schon weil die Regierung dort auf festeren Füßen steht und die politische Stellung des Königreichs klarer ist. Die Verhandlungen, die zwischen dem italienischen Minister des Auswärtigen, Prinetti, und dem Grafen Bülow in Venedig stattgefunden haben, müssen gleichfalls beruhigend gewirkt haben, denn wenn sie, wie wir nicht bezweifeln, zur Erneuerung des Dreibundes führen, sichern sie Italien den Frieden, der ihm in der gegenwärtigen Weltlage leicht gefährdet werden könnte. Wir denken dabei nicht an ein Eingreifen Italiens in die orientalische Frage, obgleich dazu die Neigung offenbar vorhanden war, sondern an die Notwendigkeit, sich Frankreich anzuschließen, was mit der Trennung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn sofort eintreten müßte und Italien auch in einen Gegensatz zu England führen kann, wie die neue ostasiatische Stellung Frankreichs es mit sich bringt. Schon die Gerüchte von der angeblichen Absicht Italiens, gegen Tripolis vorzugehen, haben nach dieser Richtung hin schädigend gewirkt. Uebrigens hat die regelmäßig jedes Frühjahr wiederkehrende Aufregung auf der Balkanhalbinsel diesmal einen recht bösartigen Charakter angenommen. Zu den steten Unruhen an der albanisch-serbisch-montenegrinischen Grenze sind beunruhigende Nachrichten aus Makedonien getreten, wo das gewissenlose Treiben der Banden des makedonischen Comités eine ernste Gefahr heraufbeschworen hat. Es ist nur dem Zusammenwirken Rußlands und Oesterreich-Ungarns zu danken, daß der Friede gewahrt blieb, aber man hat den Eindruck, daß es ein erzwungener Friede ist und ein kurzer Augenblick der Schwäche alles wieder in Frage stellen könnte. In Serbien und in Bulgarien dominiert heute der russische Einfluß. Sowohl Fürst Ferdinand wie König Alexander und die Königin Draga haben die heißersehnten Einladungen nach Rußland erhalten. Zur Zeit ist der neue bulgarische Ministerpräsident Danew in Petersburg, um eine Anleihe zu negotiieren, die Bulgarien vor dem Staatsbankerott retten soll; der Dank dafür wird in Makedonien zu zahlen sein, aber Fürst Ferdinand ist in der üblen Lage, nicht allzu entschieden gegen Sarafow auftreten zu können, da es in Bulgarien nichts Populäreres giebt, als die Agitation in Makedonien. Zum Glück stehen sehr beträchtliche türkische Streitkräfte auf dem heißumworbenen Boden, und so läßt sich hoffen, daß hier der Friede erhalten bleibt; ein Krieg auf der Balkanhalbinsel wäre heute eine Kalamität für alle Welt. —

Da wir diese Betrachtung schließen, trifft die Nachricht von einer sozialistisch-anarchistischen Emeute in Belgien ein. Dieser klerikale Musterstaat hat soziale Zustände gezeitigt, die weit schlimmer sind, als an irgend einem anderen Punkte Europas. Die Unbildung und Verrohung eines riesig angeschwollenen Proletariats, das in dem gewissenlosen Treiben des belgischen Kapitalismus den Rechtsgrund seiner Ausschreitungen findet, hat die Frage des allgemeinen Stimmrechts zum Vorwand der Emeute genommen, und es wird nur von der Zuverlässigkeit der belgischen Miliz und danach der Armee abhängen, ob die Emeute zur Revolution und zur sozialistischen Republik führt. Vielleicht bietet sich dann der Welt die Gelegenheit, an einem praktischen Beispiel zu sehen, wie der Zukunftsstaat regiert.

Citate aus neuen Büchern:

„Ich wollte den Kindern helfen," sagte Jörn Uhl, „ich war giftig auf die verdammten Hunde." — „Du mußt alles thun um Gotteswillen, als Gottesdienst," sagte der Schneider. — Das verstand Jörn Uhl nicht. „Ehrlich gesagt, ich dachte nur an das kleine Ding, das schrie wie besessen." — „Du hast dies eine Mal das Gute auf eigene Faust gethan, und das war schön. Wenn du aber durch dein ganzes Leben und immer das Gute thun willst, und willst rechte Freude haben, dann mußt du mit Gott Handschlag wechseln und aus Liebe zu ihm das Gute thun. Du mußt es nicht thun, weil du giftig warst auf die Hunde, oder weil du die Angst der Kinder nicht mit ansehen konntest, sondern weil Gott neben dir stand und dich ansah und sagte: „Spring zu, Jörn Uhl! Rette das Kind! Faß den Hund an, Jörn Uhl!" — „Ja . . , das ist doch einerlei, ob ich es mit oder ohne Gott thue." — „Lange nicht, Jörn. Denn sieh mal: Wenn du es auf eigene Faust thust, wirst du stolz und bildest dir was ein, wirst ein Breitspuriger und vielleicht ein Narr. Auch thust du nicht immer das Gute; auch triffst du nicht immer das Rechte; auch hast du keine rechte Freude daran, weil du es nicht um seiner selbst, sondern deinetwegen und wegen der Leute thust. Wenn du dich aber an Gottes Seite stellst und alles so von Gottes Seite aus thust, dann bleibst du fein demütig, lachst, freust dich, weißt sicher, daß du gerade das Richtigste thust, und hast für alles Verständnis und trotzest und freust dich der ganzen Welt. Unser Herz bei Gott, Jörn, und unsere Hände gegen die Hunde, gegen alles Schlechte: das ist das Christentum." — „Das läßt sich hören," sagte Jörn, „bei Gott stehen und dann, von da aus, das Gute thun: wahrhaftig; das ist nicht übel. Ich meine aber . . . " — „Der Heiland hat es auch so gemacht, Jörn. Immer an Gottes Seite und immer gegen die Hunde! Bloß daß zuletzt zu viel Hunde da waren: sie wurden ihm über und zerrissen ihn. Was hat er sonst gewollt und gethan, als mit Gott auf Leben und Tod für das Gute streiten?" — „Das ist gut; gewissermaßen im Bunde mit Gott." — „Auf Treu und Glauben, Jörn." — „Ganz recht, auf Treu und Glauben gegen alles Böse, gegen Hunde und Faule, gegen Trinker und schlechte Pflüger." — „Ganz recht, Jörn, und zuerst gegen die eigenen Fehler." — „Das ist klar," sagte Jörn Uhl.

Aus „Jörn Uhl". Roman von Gustav Frenssen. Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

VIII.

Die Parteien und die innere Lage.

Das Osterfest hat in der inneren Politik eine Zeit des Ausruhens und Ausspannens gebracht, die diesmal sogar noch etwas reichlicher bemessen worden ist, als in früheren Jahren zu geschehen pflegte. Es ist das die natürliche Folge der Thatsache, daß es zur Zeit eigentlich nur eine einzige Frage ist, die die Politik beherrscht; man hat mit Vergnügen die Gelegenheit zu einer längeren Pause wahrgenommen, wohl in der leisen Hoffnung, daß die parlamentarische Ferienzeit mit dem Aufhören der täglichen Redeschlachten und mit der näheren Berührung zwischen den Abgeordneten und ihren Wählern auch ein klein wenig mehr zur Beruhigung und Klärung beitragen werde. Ob diese Hoffnung erfüllt werden wird, läßt sich in dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht übersehen.

Wie sich nun aber die Lage weiter gestalten wird, das hängt so sehr von der Entwickelung und dem Verhalten der konservativen Partei ab, daß die Würdigung des Geschehenen, wie des zu Erwartenden eine ausführlichere Betrachtung nach dieser Richtung hin erfordert. Dabei werden sich Rückschlüsse auf die innere Lage ergeben, die auch die Bestrebungen anderer Parteien in ein helleres Licht rücken.

Die deutschkonservative Partei ist eng verbunden mit den Interessen der Landwirtschaft. Ihre Gegner führen dies darauf zurück, daß die Großgrundbesitzer, die ihre Stellung und ihren Einfluß im Staate zu erhalten wünschten und daher selbstverständlich konservativ seien, nur ihr eigenes wirtschaftliches Sonderinteresse vertreten, wenn sie Forderungen zu Gunsten der Landwirtschaft erheben. Das Urteil in dieser Allgemeinheit ist einseitig und ungerecht. Die Landwirtschaft ist die unentbehrliche Kraftquelle unseres Volks, die wir erhalten müssen. Die Tüchtigkeit unserer Industrie kann vorhandene Kräfte entwickeln, der Handel den nationalen Wohlstand vermehren; eine nie versiegende Quelle nationaler Kraft werden wir doch nur so lange haben, als wir unsern Bauernstand besitzen. Es ist aber unmöglich, den Bauernstand zu erhalten, so lange nicht die Landwirtschaft als Gewerbe auf gesunden Füßen steht. Die Fürsorge für die Landwirtschaft ist daher eine Pflicht, der sich ein konservativer Politiker niemals entziehen kann. Es ist also falsch, diese Ueberzeugungen lediglich auf Egoismus zurück-

zuführen. Andererseits gilt von dieser Partei, wie von jeder andern, daß sie nicht bloß aus Leuten besteht, die sich ihr auf Grund theoretischer, auf wissenschaftlichem Wege gewonnener politischer Ueberzeugungen anschließen, sondern natürlich auch aus solchen, die der Parteifahne folgen, weil sie ihre praktischen Interessen dabei am besten gewahrt sehen. So wird der Arbeiter Sozialdemokrat, nicht, weil er wissenschaftlich von der Richtigkeit der marxistischen Theorie überzeugt ist, sondern weil die Nutzanwendungen der Parteilehre, die ihm in der Praxis entgegentreten, seiner Gedankenrichtung am nächsten liegen, und er deshalb glaubt, diese Partei eigne sich zur Vertretung der Sonderinteressen des Arbeiters. Ebenso ist der Liberalismus an und für sich eine politische Anschauung, die viel tiefer wurzelt, als in irgend welchen äußerlichen Interessen. Es wäre Frevel, an der Ehrlichkeit aller derjenigen zu zweifeln, die auf diesem Wege die beste Lösung aller politischen Probleme zu finden glauben. Und doch werden unzählige liberale Börsenleute die völkerbeglückenden Gedanken ihrer freisinnigen Leibblätter wohl nur mit einem stillen Augurenlächeln lesen können; sie sind eben liberal, weil sie auf diesem Wege bessere Geschäfte machen können, als unter einer nach konservativen Grundsätzen zugeschnittenen Gesetzgebung. Also eine Beimischung von Elementen, bei deren Parteizugehörigkeit der materielle Interessenstandpunkt den Ausschlag giebt, ist in jeder Partei zu finden. Die Thatsache, daß auch in der konservativen Partei materielle Sonderinteressen und eigensüchtige Bestrebungen ihr Wesen treiben, berechtigt noch nicht zu dem Vorwurf, daß das besondere Interesse der konservativen Partei für die Landwirtschaft nur auf Egoismus zurückzuführen sei. Dieses Interesse folgt vielmehr mit Notwendigkeit aus der konservativen Staatsauffassung.

Nun muß aber freilich verlangt werden, daß innerhalb einer Partei die politische Gesamtauffassung, die auf reiner Ueberzeugung ruht, die Oberhand behält über die Utilitarier und Egoisten, die um des materiellen Vorteils willen in ihrem Gefolge wandeln. Auch vom Gegner soll man lernen. So entschieden man auch die Sozialdemokratie bekämpfen mag, anerkennen muß man doch die Folgerichtigkeit, mit der Parteileitung und Parteiorganisation die Scharen der Mitläufer, die nur durch die vermeintliche Wahrnehmung der Arbeiter-Interessen in ihre Reihen geführt werden, beständig unter das Joch der revolutionären Parteidoktrin zu zwingen suchten. Ob oder wie lange noch mit dem gleichen Erfolge, ist dabei eine Frage für sich; die Führer setzen wenigstens alle ihre Kräfte ein, die Fahne hochzuhalten.

Der konservativen Partei ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie der gleichen Pflicht in ihren Reihen nicht völlig genügt hat. Sie ist nicht bei derjenigen Vertretung landwirtschaftlicher Interessen stehen geblieben, die sich aus den allgemeinen Grundsätzen der Partei ergiebt, sondern sie hat der Gruppe, der es nur darum zu thun ist, die Partei zur Unterstützung einseitiger Sonderinteressen und extremer Forderungen der Agrarier in Anspruch zu nehmen, fast ganz und gar die Führung überlassen, und das durfte nicht kommen. Allerdings sind den Konservativen mildernde Umstände zuzubilligen. Es zeigt sich auch hier wieder, wie stark das Sündenkonto der Aera, die unmittelbar auf die Entlassung des Fürsten Bismarck folgte, belastet ist, indem sie es fertig brachte, diejenige Erwerbsgruppe, die die natürlichste und zuverlässigste Stütze jeder gesunden und ruhigen organischen Staatsentwickelung ist, in einen erbitterten Kampf um ihre

nächsten Lebensinteressen hineinzutreiben. Wenn man eine willig dienende Kraft zum Widerstande drängt, so beraubt man sich nicht nur einer Hilfe, die dann als einfaches Plus auf der Gegenseite erscheint, sondern man verliert noch weit mehr, da eine Opposition unter solchen Verhältnissen viel schneller ein stärkeres und schärferes Machtbewußtsein gewinnt. Eine Minderheit, die sich durchringen und dabei von Anbeginn an das Maß ihrer Kraft beständig richtig einschätzen muß, pflegt mit wachsendem Erfolg maßvoller zu werden; anders eine Gemeinschaft, die sich ihrer Kraft erst dadurch bewußt wird, daß sie unerwartet zum Widerstand gedrängt wird, weil sie um ihre Existenz kämpfen muß. Dann kommt es wohl, daß jung Siegfried im Zorn sich ein eigenes Schwert schmiedet, ob dabei auch der Ambos in den Grund fährt, und es gegen den Herrn und Meister zückt.

Der Bund der Landwirte kann, einmal auf die Bahn des politischen Machthungers geraten, nicht mehr zurück. Einmal zusammengekittet durch den Kampf um die Existenz und berechtigte Interessen und dadurch zum Bewußtsein seiner Macht gelangt, folgt er dem im politischen Leben überall mächtig wirkenden Trieb, sich als Machtfaktor zu erhalten, und da dies einer wohlwollenden und auf den alten Weg zurückgekehrten Regierung gegenüber nicht mit den früheren Mitteln möglich ist, so werden die Sonderinteressen, die der Bund vertritt, mit immer größerer Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit verfochten. Das geschieht um so mehr, je stärkere Mittel angewandt werden müssen, um die von Natur der Agitation abgeneigte, ruhig denkende und loyale Masse der deutschen Landwirte in der Gefolgschaft der Leiter und Wortführer zu erhalten. Man braucht nicht so weit zu gehen, daß man diese letzteren beschuldigt, wider bessere Ueberzeugung die Unzufriedenheit der Landwirte zu schüren; man kann den Führern ganz und gar die optima fides zugestehen. Aber sie haben sich in der Meinung festgerannt, daß die Landwirtschaft ein Recht habe, ihre besonderen Interessen in einer machtvollen Organisation unbekümmert um alles Andere durchzusetzen, und so tritt in ihrem Bewußtsein diese Organisation vollständig an die Stelle der Allgemeinheit; sie glauben zuletzt wirklich, durch Erregung der egoistischen Wünsche der agrarischen Massen und durch rücksichtsloses Streben nach Macht der Allgemeinheit zu dienen, die nach ihrer Vorstellung nur der schädlichen Herrschaft anderer Interessengruppen anheimfällt, falls die agrarische Bewegung in ihre frühere Ruhe zurücksinken sollte.

Für die konservative Partei war es in der That nicht leicht, den rechten Augenblick zu erfassen, wo sie ihre Wege von denen der extremen Agrarier trennen mußte. Sehr wohl wissend, daß man sie in weiten Kreisen im Lande für schlechthin gouvernemental hielt und daß in diesem von vielen ihrer Mitglieder nicht ganz unverdienten Ruf eine Schwäche der Partei lag, war sie nicht ganz unempfänglich für die Lockung: „Wenn Ihr der Führung des Bundes der Landwirte folgt, so liefert Ihr den besten Beweis, daß Ihr eine selbständige und volkstümliche Partei seid.“ Die Vorstellung, daß eine Regierung, die den Excessen der agrarischen Bewegung gegenüber ihre Selbständigkeit behauptete, nicht anders zu bewerten sei als das System Caprivi, fand auch leider nicht das nötige Gegengewicht in einer weiterblickenden, staatsmännisch veranlagten, energischen und vorurteilslosen Führerschaft der Partei.

Erst jetzt drängt sich den besonnenen Elementen der Partei immer deutlicher die Erkenntnis auf, daß man im Begriff steht, den Bogen zu überspannen und dadurch eine

wohlwollende Regierung zu Schritten zu nötigen, die der Partei einen schweren Schlag versetzen müssen. Aber nun ist es allerdings schwer, den Rückweg aus der Sackgasse zu finden. Die vom Bund der Landwirte unabhängigen Organe der Partei bemühen sich, von Zeit zu Zeit einer Verständigung das Wort zu reden und ein vernünftiges Nachgeben vorzubereiten, aber zwischendurch verfallen sie auch wieder in Ausführungen, die damit in offenbarem Widerspruch stehen. Sie sind das deutliche Zeichen der nervösen Gereiztheit, die aus den Schwierigkeiten der Lage entspringt und dadurch noch verstärkt wird, daß die intransigenten Agrarier nicht aufhören, die zum Kompromiß geneigten Elemente in strengen Vorhaltungen aufzustacheln und sie ihre Macht fühlen zu lassen. Es ist leider kein Führer da, der Einfluß genug besäße, die zahlreichen unabhängigen und wohlgesinnten Angehörigen der Partei zu sammeln und mit sich fortzureißen, die sehr wohl einsehen, daß es mit der bündlerischen Taktik so nicht weitergeht, aber sich den Eindrücken der rücksichtslos betriebenen Agitation und ihrer scheinbar so einleuchtenden Gründe nicht gewachsen fühlen. Die Agrarier machen sich die Beweisführung leicht; sie verweisen auf die thatsächliche Not der Landwirtschaft und rufen den Besonnenen und Bedenklichen zu: „Eure Nachgiebigkeit ist von der Furcht diktiert, — Furcht vor der Regierung, Furcht vor der Opposition, Furcht vor Neuwahlen!“ Dergleichen wirkt, denn es ist eine bekannte, wenn auch paradox klingende Erfahrung, daß nichts die Menschen so sehr bis zur wirklichen Feigheit einschüchtert, als die Furcht, feige zu erscheinen.

Es ist also vollkommen erklärlich, daß die Umstände den Sieg des konservativen Prinzips über eine wirtschaftliche Interessenpolitik bedeutend erschweren. Daß aber ein solcher Sieg dennoch kommen muß, wird man getrost annehmen können, sobald die einsichtigen Elemente der konservativen Partei eine praktische Stütze gewonnen haben an der Erkenntnis der thatsächlichen Aussichtslosigkeit der extrem-agrarischen Bestrebungen. Diese Erkenntnis hängt ab von der Entschlossenheit und Festigkeit der Regierung, sich in keiner Weise von ihrem bisherigen Wege abdrängen zu lassen. Es ist glücklicherweise genügender Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß es an dieser Festigkeit nicht fehlen wird.

Freilich kann es mitunter fraglich erscheinen, wieweit überhaupt in der konservativen Partei das konservative Prinzip im allgemeinen noch gilt. Man hat sich immer mehr daran gewöhnt, eine Partei als eine Anstalt zur Förderung konkreter Bestrebungen zu betrachten und nicht als Ausdruck einer bestimmten Auffassungsart des politischen Lebens überhaupt. Die Art der Beurteilung wirtschaftlicher Fragen, die heute von konservativer Seite häufig vertreten wird, ist ihrem Wesen nach alles andere als konservativ. Sie will die großen Fehler der Wirtschaftspolitik in dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts einfach rückgängig machen und den Zustand vor 1892 wiederherstellen. Das ist aber ein Gedanke, der schlimmer ist als Reaktion, denn er stellt eine ganz und gar unmögliche Forderung dar, deren Wirkung ein wirtschaftlicher Umsturz der schlimmsten Art sein würde. Ein wirtschaftliche Entwickelung kann man nicht einfach aufheben und zerstören, ohne das Ganze zu gefährden. Ob die Entwickelung unserer Industrie und ihrer Absatzmärkte bedauert oder mit Freuden begrüßt wird —, so viel steht fest, daß ein konservativer Politiker im wahren Sinne des Wortes niemals dazu

mitwirken kann, sie einfach zu zerstören. Selbst wenn er die Dinge in eine andere Bahn hinüberführen will, muß er doch die gegebene Grundlage achten. Es erscheint daher völlig unbegreiflich, daß man im konservativen Lager mit solcher Leichtherzigkeit über die Möglichkeit eines Zollkrieges, über die Folgen eines vertragslosen Zustandes für den Absatz unserer Industrieerzeugnisse und die sozialen Rückwirkungen allzu hoher Einfuhrzölle urteilen kann. Man kann doch keinesfalls den Charakter des reinen Agrarstaates dadurch wiederherstellen, daß man der Industrie und dem Handel die Entwickelungsmöglichkeiten abschneidet. Alles, was man thun kann, ist, unter Wahrung der heute bestehenden wirtschaftlichen Grundlagen, der Landwirtschaft wieder zur Gesundung verhelfen. Dann aber kommt man notwendig auf den Standpunkt der Regierung.

Die Frage, ob die Vorschläge der Regierung bezüglich der Mindestzollsätze für Getreide ausreichen, um auch nur irgendwelche Wirkung auf die Verbesserung der Lage der Landwirtschaft auszuüben, wird ja freilich von Vielen verneint, und zwar scheinbar gerade von der sachverständigsten Seite, von den Autoritäten unter den praktischen Landwirten. Es ist ja richtig, daß diese eigentlich am besten wissen müßten, wo sie der Schuh drückt und was ihnen nützt oder schadet. Das soll man auch anerkennen. Aber der Fachmann ist auch Interessent, und ob er als solcher gerade der richtige Mann ist, um die Grenzlinie zwischen dem Notwendigen und dem nur Wünschenswerten mit genügender Objektivität zu bestimmen, — das ist mindestens zweifelhaft. In einem umfassenderen Gemeinwesen wird sich jeder schließlich die Nachprüfung von anderer Seite gefallen lassen müssen, ob das von ihm als notwendig Gewünschte auch wirklich notwendig ist. Es sind doch nicht minder sachverständige Leute, die als das Notwendige nur einen solchen Zollschutz für die Landwirtschaft ansehen, daß der Anreiz zur übermäßigen Einfuhr von Getreide aus billiger produzierenden Ländern fortfällt, eine die heimische Produktion ergänzende und die Preise stabil erhaltende Getreideeinfuhr aber bestehen bleiben kann. Daß der heimische Getreidebau sich darauf einrichten und die Landwirtschaft dabei sich ganz wohl befinden kann, ist schon jetzt die Ueberzeugung unzähliger verständiger Landwirte. Haben doch schon in früheren Jahren hervorragende agrarische Führer wiederholt erklärt, daß stabile Preise in mittlerer Höhe für die Landwirtschaft wertvoller seien als hohe Preise. Daß aus diesem Grunde schon eine mäßige Erhöhung der Getreidezölle jedenfalls einen Vorteil bedeutet, der nicht leichtfertig preisgegeben werden dürfe, ist eine Einsicht, die sich mit dem Augenblicke durchsetzen muß und wird, wo mit vollem Ernst die Ueberzeugung zum Bewußtsein kommt, daß mehr nicht zu erreichen ist. Da es an Anzeichen nicht fehlt, daß dieser Augenblick naht, so ist die Zuversicht, daß die konservative Partei doch noch die Möglichkeit findet, sich von dem Terrorismus des Bundes der Landwirte zu befreien, nicht so unbegründet, wie sie manchem heute noch scheint.

Dann aber fällt auch für die Freikonservativen, die Nationalliberalen und das Zentrum jeder Grund fort, von der Regierung mehr zu fordern, als sie bewilligen will. Die Nationalliberalen stehen der Mehrzahl nach ohnedies auf dem Boden der Regierungsvorlage; es bedarf nur noch eines kleinen Anstoßes, um die Differenz zu beseitigen, die durch agrarische Strömungen innerhalb der Partei herbeigeführt worden ist. Das Prinzip der nationalliberalen Partei, in wirtschaftlichen Fragen volle Freiheit zu gewähren,

wäre in diesem Falle allerdings beinahe verhängnisvoll geworden; denn es muß natürlich das Ansehen einer Partei stark erschüttern, wenn sie gerade in einer entscheidenden, alles beherrschenden Frage nicht einig ist. Man hatte sich wohl die allgemeinen politischen Folgen einer solchen Spaltung anfangs nicht genügend klar gemacht, auch wohl zu sehr der Vorstellung nachgegeben, daß die Regierung dem starken agrarischen Druck doch zuletzt weichen müsse. Die Einsicht, daß das erste ein Fehler, die letztere Vorstellung ein Irrtum war, hat der Partei noch zu rechter Zeit die Notwendigkeit gezeigt, daß sie zwischen den recht verschieden gearteten Interessenkreisen, die sie in sich selbst birgt, die mittlere Linie finden muß. Wenn aber die engeren Gesinnungsgenossen des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim und die Freunde der „National-Zeitung" politisch bei einander bleiben wollen, so müssen sie wohl oder übel auf den Boden der Regierungsvorlage treten.

Dann befindet sich auch das Zentrum vor der klaren Notwendigkeit, zu wählen zwischen Freunden und Gegnern des Tarifs. Es findet sich dann wieder in seiner Lieblingsrolle als „ausschlaggebende" Partei, und es wird sich diese Stellung sicher nicht verscherzen. Es kann nach seiner bisherigen Haltung den Tarif nicht zu Fall bringen wollen und muß daher helfen, die geschlossene Mehrheit dafür zu stande zu bringen. Preßbetrachtungen, Versammlungen und Besprechungen haben um die Osterzeit dieser Auffassung der Lage mehr oder weniger deutlich Ausdruck gegeben.

Allmählich muß doch auch allen diesen Parteien zum Bewußtsein kommen, welche ungeheure Verantwortung sie auf sich laden, wenn sie die Erledigung dieser Frage so lange verzögern, daß sie im nächsten Jahre zur Wahlparole bei den Reichstagswahlen wird. Angesehene konservative Blätter haben absichtlich die Zeit der Parlamentsferien benutzt, um nach dieser Richtung hin einen Mahnruf ergehen zu lassen, und auch aus den Reihen des Zentrums liegt eine bedeutsame Kundgebung vor. Der Abgeordnete Trimborn hat in Köln in einer Rede vor seinen Wählern sehr dringend die Notwendigkeit betont, die Zolltarifangelegenheit vor den Neuwahlen zu erledigen. Der Bund der Landwirte allein giebt sich den Anschein, diese Neuwahlen nicht zu fürchten, und er hat auch einen gewissen Grund dazu, da er mit Hilfe einer maßlosen Agitation wohl darauf rechnen kann, in den überwiegend landwirtschaftlichen Kreisen die gemäßigt konservativen Abgeordneten durch Leute extrem-agrarischer Färbung zu ersetzen. Und so weit sind diese Herren ja schon in der Schule der Demagogie gediehen, daß ihnen alles übrige gleichgültig ist. Aber für alle nationalen Parteien, die als notwendige Faktoren in unserem politischen Leben erscheinen, wäre es ein unheilbarer Schade, wenn die Neuwahlen unter der „Brotwucherparole" vollzogen würden. Die Sozialdemokratie würde ungeheuren Gewinn davontragen, und die wertvollsten Stimmen unseres öffentlichen Lebens würden zum Schweigen gebracht. Wir würden ein Parlament erhalten, das noch weit unter dem Niveau des jetzigen stehen würde. Das sind Erwägungen, die darum nicht an Ernst verlieren, weil sie von den Agrariern als Angstmeierei verspottet werden.

Schon die Ersatzwahlen der letzten Zeit sind ein deutliches Mene Tekel, selbst wenn man den üblichen schablonenmäßigen Betrachtungen der Tagesblätter keinen Glauben schenkt, die es immer so herrlich verstehen, aus den Vergleichungen der Stimmenzahlen genau das herauszuholen, was in den eigenen Parteikram paßt. Es war selbstverständlich, daß in Breslau an Stelle des verstorbenen Schönlank wieder ein Sozialdemokrat

gewählt wurde; daß dies gerade Eduard Bernstein war, ist ein interessanter Nebenumstand, der hier nicht in Betracht kommt. Es war ebenso selbstverständlich, daß in Rastenburg-Gerdauen der verstorbene konservative Graf Klinckowström wieder durch einen Konservativen ersetzt wurde, also Herr v. Rautter Sieger blieb. Und ebenso hat in Elbing-Marienburg der Agrarier Herr v. Oldenburg noch knapp eine Handvoll Stimmen über die absolute Mehrheit erhalten. Bemerkenswerter aber als das Ergebnis der Wahlen selbst sind die Verschiebungen in den Stimmenverhältnissen, und da ist es doch sehr auffallend, daß man nicht nur die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen feststellen kann, sondern auch die der freisinnigen Stimmen. Die politischen Verhältnisse sind sonst im allgemeinen nicht danach angethan, einen Aufschwung des ziemlich heruntergekommenen Freisinns zu begünstigen. Wenn sich ihm die Stimmen aus dem bürgerlichen Lager, die sich scheuen, den Uebergang zur Sozialdemokratie zu vollziehen, aufs neue zuwenden, so ist das ein Symptom, das den konservativen und gemäßigt liberalen Kreisen nahe legen sollte, auch den Schein einer Interessenpolitik sorgfältig zu vermeiden und die Probe auf das Vertrauen der Wähler nicht mutwillig herbeizuführen.

Mit der Bildung einer Mehrheit für den Tarif würde freilich nur der erste Schritt gethan sein. Man fürchtet mit Recht, daß dann die Obstruktionsversuche der Linken einsetzen werden. Um eine geschickt geführte Obstruktion niederzukämpfen, dazu gehört nicht nur eine geschlossene Mehrheit, sondern vor allem eine Mehrheit, die in solcher Zahl wirklich anwesend ist, daß sie in jedem Augenblick die Beschlußfähigkeit des Hauses gewährleisten kann. Immer entschiedener setzt sich die Ueberzeugung durch, daß die Gewährung von Diäten an die Mitglieder des Reichstags auf die Dauer nicht bei Seite zu schieben sein wird. Ueber die Diätenfrage ist in letzter Zeit viel hin und her gestritten worden, ohne daß sie bis jetzt irgendwie gefördert worden ist. Innerhalb der verbündeten Regierungen überwiegt aber die ablehnende Strömung. Die maßgebenden Persönlichkeiten halten gerade den Augenblick und die Gelegenheit zur Diätenbewilligung nicht für geeignet, und sie wollen sich um so weniger drängen lassen, als die Mehrheitsparteien auch in dieser Frage nicht einmal ganz einig sind. Zwar treten sie für die Diäten ein, indessen es bestehen noch Unterschiede. Zentrum und Nationalliberale sagen, man müsse, wenn man einmal Diäten bewillige, sie bedingungslos geben; auf konservativer und noch mehr auf freikonservativer Seite aber sind Neigungen vorhanden, die Gewährung von Diäten von Zugeständnissen auf dem Gebiete des Wahlrechts abhängig zu machen, — eine höchst unglückliche Idee, die auf die Parteien der Rechten zu dem Odium des unpopulären Zolltarifs noch ohne Not das Odium einer Beschränkung der Volksrechte häufen würde. Indessen diese ganze Frage liegt bei der Haltung der Regierung noch nicht so sehr nahe vor uns, und es wird in einem späteren Zeitpunkt unsere Aufgabe sein, davon zu reden.

Jetzt müssen wir uns damit begnügen, daß in der so vielfach dunklen und schwer berechenbaren Taktik der Parteien sich die ersten Anzeichen eines Verständigungsbedürfnisses etwas deutlicher zeigen. Es steht zu hoffen, daß sich doch noch daraus die ersehnte Einigung entwickelt.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

The African Bubble. — Ein deutsch-niederländischer Postverein? — Die Eisenbahnen als Mittel für politische Zwecke. — Die Ugandabahn.

Die Börse hat in unseren Tagen einen Einfluß gewonnen, der die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag! Mexiko und Egypten sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, „um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren." Diese Bemerkung macht Moltke im dritten Bande seiner „Denkwürdigkeiten". Bestätigt wurde, was er sagte, durch den Feldzug Nordamerikas gegen Spanien, zu dem in erster Linie nordamerikanische Zuckerspekulanten und Armeelieferanten aufriefen, und in das hellste Licht gerückt durch das Vorgehen Englands gegen die Burenrepubliken.

Eine so enge Verquickung von Politik und Finanz, wie sie die genannten Kriege bloßgelegt haben, ist immerhin neu in der Weltgeschichte. Ehedem kam es kaum zu Kriegen infolge reiner Geldinteressen. Selbst der berüchtigte Opiumkrieg der Engländer war zugleich eine Probe auf die Widerstandsfähigkeit Chinas. Hauptquelle der Kriege ist heute wie früher der politische Ehrgeiz der Staatsoberhäupter, der leitenden Staatsmänner, des gesamten Volkes oder seiner führenden Schichten. Wo die Vertreter großer Geldmächte ein kriegerisches Vorgehen anstreben, da müssen sie vor allem bemüht sein, den politischen Ehrgeiz als eigentliche Quelle des Krieges flüssig zu machen. Das erfolgt durch Beeinflussung oder Ankauf verbreiteter Tagesblätter, also durch künstliche Herstellung einer entsprechenden öffentlichen Meinung, und sodann durch Korruption der leitenden oder ausschlaggebenden Kreise. Naive Gemüter könnten meinen, es sei in den Kulturstaaten der Gegenwart eine Korruption der öffentlichen Meinung, der Staatsverwaltung und der Volksvertretung ausgeschlossen. In Wirklichkeit läßt sich unter den heutigen Verkehrsverhältnissen diese Korruption leichter und rascher als je bewerkstelligen. Ein Blick auf Nordamerika zeigt zur Genüge, wie es dort den großkapitalistischen Interessenten gelang, die Organe der öffentlichen Meinung für den Krieg gegen Spanien zu gewinnen, die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu machen, eine kriegslustige Stimmung zu erzeugen und zuletzt den imperialistischen Geist zu entfachen, der noch heute in Nordamerika herrscht. Voraussetzung für das Gedeihen der Korruption ist hinreichender Sumpfboden. Daran fehlte es auch in England nicht, und so konnte auch dort ihr Werk gelingen. Als ein angesehener Engländer, Lord Charles Beresford, vor Jahr und Tag sich über die Zukunft der angelsächsischen Rasse äußerte, beklagte er, daß die Korruption des Geldes

in allen Schichten der englischen Gesellschaft bereits fürchterliche Schäden angerichtet habe. Die englische Gesellschaft, sagte er, ist vom Krebs des Geldes angefressen. Der Baum ist verfault. Sittenlose Leute gelten als Menschenfreunde. Die Intelligenz hat als Drahtzieher die Plutokratie. An den Folgen dieses Uebels sind im Altertum Babylon und Rom zu Grunde gegangen.

Cecil Rhodes war bereits ein vielfacher Millionär, reich geworden sozusagen über Nacht durch Spekulationen in Diamantgruben und durch Monopolisierung des Diamantgeschäfts mit Beit und Genossen, als er 1889 die Chartered Company gründete und mit Hilfe hoher Kreise, die er für sich gewann, den Charter für die Gesellschaft erlangte. Mit Chartergesellschaften hatten zwar die Engländer schlechte Erfahrungen gemacht, beeilten sich aber, neue zu gründen, als Bismarck es damit versuchte. Für gewissenlose Staatsleiter sind Chartergesellschaften überdies sehr bequem. Verübt eine Chartergesellschaft Grausamkeiten und Verbrechen, so weiß der Minister nichts oder will nichts davon wissen. Zu gelegener Stunde nimmt er den Chartergesellschaften, was sie zusammengebracht haben, ohne danach zu fragen, wie sie dazu gekommen sind. Und weltfremd muß sich schelten lassen, wer etwa behauptet, daß Chartergesellschaften unter Umständen eine große Gefahr für den Staat bedeuten, weil sie in ihrem zügellosen Bestreben, möglichst viele Ländereien zu erwerben und möglichst viel Geld zu gewinnen, niemandem verantwortlich sind.

Was die Chartered Company wollte und sollte, hat Rhodes Anfang 1897 selbst verkündet, sie sei nur gebildet worden, um von Afrika möglichst viel in englischen Besitz zu bringen. Rhodes erhielt als Leiter der Chartered Company königliche Machtvollkommenheiten und Privilegien über das Matabelegebiet, das später unter dem Namen Rhodesia zusammengefaßt wurde und etwa dreimal so groß ist wie das Deutsche Reich. Erworben wurde dieses Land, wie am 19. Mai 1896 die „National-Ztg." auf Grund einer englischen Darstellung berichtete, durch Betrug und Verbrechen von dem trinkfustigen Häuptling Lobengula. Leiter der Verwaltung war jahrelang Dr. Jameson. Alles, was wertvoll in Rhodesia war, das Land, die Bergwerke, Städtegrundstücke u. s. w. wurden von der Chartered Company in Anspruch genommen. Man raubte den Einwohnern wiederholt mehr als die Hälfte ihres Rindviehes und verübte grausame Mißhandlungen, wodurch sich die Aufstände erklären. Konzessionen für den Minenbetrieb konnten nach Gutdünken der Gesellschaft bewilligt oder verworfen werden. Wurden Konzessionen erteilt, dann beanspruchte die Chartered Company die Hälfte des Kapitals als Uebertragungsgebühr, dieselbe Gesellschaft, deren Leiter sich über die Burenregierung beschwerten, daß sie die Mineninduſtrie drücke, während in Transvaal nur vier Prozent erhoben wurden. Die Chartred Company verletzte ihre Pflichten, führte vielfach Zwangsarbeit ein und hatte eine beispiellose Kolonialmißwirtschaft zur Folge.

Die Chartered Company gab zuerst 1 Million Aktien zu je 1 Pfund aus, 1895 500 000 Aktien zum Kurse von $3^1/_2$ Pfd. mit einem Erlös von $1^3/_4$ Mill. Pfd., 1896 500 000 Aktien zum Kurse von je 2 Pfd. mit einem Erlös von je 1 Mill. Pfd., 1897 500 000 Aktien zum gleichen Kurse, mit dem gleichen Erlöse, 1898 250 000 Aktien zum gleichen Kurse mit einem Erlös von $^1/_2$ Mill. Pfd., 1899 625 000 Aktien zum Kurse von $2^1/_2$ mit einem Erlös von 1,6 Mill. Pfd., dazu Schuldscheine in Höhe von 1,2 Mill. Pfd.

Somit erhielt die Gesellschaft für ihre Aktien und Schuldscheine insgesamt über 8 Mill. Pfund = 160 Mill. Mark. Alljährlich arbeitet die Gesellschaft mit einem steigenden Fehlbetrag, der für 1897/98 12 Mill. M. ausmachte. Nach Skinners „Stock Exchange Yearbook for 1901" beliefen sich ihre Ausgaben von 1891 bis 1898 auf 48, ihre Einnahmen auf 21 Mill. M. Diese Angaben sind unzulänglich und undurchsichtig. Die Lage der Gesellschaft verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Dividenden wurden bisher noch niemals gezahlt.

Der Kurs der Aktien ging anfangs rasch in die Höhe, vorübergehend bis zu 8 Pfund. Er schwankte in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre zwischen 2½ und 4 und stellte sich unmittelbar nach Rhodes' Tod noch immer auf 3½. Eine Zeit lang versicherte und hoffte man, daß der Kurs auf 20, ja auf 50 und 100 steigen werde. Bisher gelang es, den Kurs zu halten, da man Jahr für Jahr ankündigte, daß in Rhodesia reiche Goldlager vorhanden seien, daß es außerdem noch andere Mineralschätze, namentlich an Kupfer, Kohlen ꝛc., berge. Auch in der allerjüngsten Zeit hat man solche Verheißungen veröffentlicht und in der Folge sogar ein kleines Aufwärtssteigen des Kurses hervorgerufen.

Ende 1895 waren die Aktien von den Großinteressenten mit Hilfe der Presse auf 9 Pfund in die Höhe getrieben und auch festländische Börsen dafür interessiert worden. Um diese Zeit wurde der Flibustierzug Jamesons nach Transvaal vorbereitet. Darüber waren die Leiter der Chartered Company in London genau unterrichtet und konnten nunmehr ihre Spekulationen einleiten, je nachdem sie ein Gelingen oder ein Mißlingen Jamesons berechneten à la Hausse oder à la Baisse. Vor dem Ausschuß zur Untersuchung des Jameson-Einfalles gestand im Mai 1897 der Herzog von Fife, ein Schwiegersohn des Königs, im Herbst 1895, also kurze Zeit vor dem Jameson-Einfalle, 1000 Aktien zu dem damaligen hohen Kurse von 6 verkauft zu haben. Der Herzog von Fife blieb im Vorstand der Chartered Company, auch nachdem seine Mitschuld an dem Jameson-Zug festgestellt worden war. In den vornehmen Kreisen Londons waren die Absichten der Rhodes, Beit, Jameson u. s. w. damals so bekannt, daß nach der „St. James Gazette" Anfang Dezember 1895 englische Offiziere versuchten, Urlaub zu erlangen, um sich nach Südafrika einzuschiffen und den Spaß mit anzusehen.

Fruchtbar war die Chartered Company nur in der Erzeugung neuer Aktiengesellschaften. Nach dem „South African Telegraph" bestanden Ende der neunziger Jahre in Rhodesia 140 Gesellschaften mit einem Stammkapital von 400 Mill. Mark, die zumeist, wie die Muttergesellschaft, verlustbringend arbeiteten. Als Leiter dieser Gesellschaften waren die Rhodes, Beit mit ihrer Gefolgschaft namentlich englischer Adliger und Offiziere eingetragen.

In einer Schrift über die Vorgänge in Transvaal und dem Matabelelande sagt der Engländer Dr. Rust, daß Lobengula mit seinem tapferen Volk noch heute unbehelligt sein würde, wenn die Matabeleberge nicht Goldspuren gezeigt hätten. Der Durst nach Gold war der treibende Beweggrund für die Chartered Company und ihre Leiter, und sie wurden nicht müde, auf die Goldschätze des Matabelelandes hinzuweisen und den Aktionären daraufhin glänzende Dividenden in Aussicht zu stellen. Die Organe der

Gesellschaft behaupteten, daß endlich Ophir, die alte Goldquelle der Egypter, entdeckt worden sei. Wiederholt versicherte Rhodes, daß die Schätze des Rand in Transvaal ein Kinderspiel seien gegen das, was Rhodesia an Gold besitze. Noch am 10. Februar 1896 ließ Rhodes durch die „Times" verkündigen, daß er in Rhodesia unter britischer Herrschaft ein neues und größeres Johannesburg gründen werde. In fünf Jahren werde die Bevölkerung von Rhodesia reicher sein, als jetzt die Ausländer in Transvaal.

Aber die Goldausbeute in Rhodesia blieb gering. Die Aktionäre der Chartered Company wurden mißtrauisch. Da lenkten die Rhodes, Beit und Genossen ihre Blicke auf Transvaal, dessen Goldausbeute fortwährend wuchs. Noch sollen in Transvaal 14 Milliarden Mark Gold verborgen liegen. So begann das Ränkespiel der Goldmagnaten gegen die Burenrepublik. Man reizte die englischen Arbeiter in Johannesburg auf, obwohl sie dort weit besser daran waren als in Kimberley, wo die Debeers Gesellschaft die Arbeiter hart bedrückt und arg ausbeutet, und zugleich behauptete man, daß durch die schlechte Verwaltung Transvaals der Betrieb der Goldbergwerke bei Johannesburg erwürgt werde, während thatsächlich die dortigen Gesellschaften sich immer ergiebiger zeigten und erstaunliche Gewinne brachten. In der europäischen Presse suchte man Stimmung zu machen gegen die Buren und ihre Rückständigkeit, die erst verspätet Verteidiger fanden. Wäre der Anschlag der Chartered Company gegen Transvaal geglückt, so würde Rhodes in Johannesburg ein zweites Kimberley geschaffen haben, eine Goldmonopolgesellschaft mit den Herren des Diamantenmonopols an der Spitze, so würde er auch den Aktionären der Chartered Company eine Dividende haben zukommen lassen, so würde er groß dastehen, reich an Ruhm und vielleicht noch etwas reicher an Gold. Jamesons thörichter Flibustierzug wurde indessen mit Leichtigkeit zurückgeschlagen. Nun fiel ein helles Licht auf die ganze englische Politik in Südafrika, richtiger auf die Treibereien der Chartered Company unter Führung der Rhodes, Beit, Philipps und Genossen. Denn mit diesen großen und grundsatzlosen Spekulanten ging Rhodes beständig Hand in Hand, was seine Bestrebungen und Ziele nicht gerade als ideale kennzeichnet. Ein Mann wie Rhodes, der zuerst jede Kenntnis von dem Jameson-Zuge ableugnete und dann angesichts erdrückender Beweismittel zugestehen mußte, daß er diesen Zug veranlaßte, ein unwahrhaftiger Mann, der mitten im Frieden einen feindlichen Anschlag auf einen Nachbarstaat unternommen hatte, blieb Präsident der Chartered Company und behielt seine Macht über hohe und einflußreiche Kreise und über die meisten Organe der öffentlichen Meinung in England.

Mit welchem Erfolg die Rhodes und Genossen ihre Ränke weiterspannen, ist bekannt. Als es endlich zum Kriege kam, jubelte der Kaffernzirkus an der Londoner Börse, wie die Abteilung für Minenspekulanten dort genannt wird. Die Börsianer veranstalteten Kriegskundgebungen und sangen patriotische Lieder. Wenn keine Goldfelder in Transvaal gewesen wären, würde es nie zum Kriege gekommen sein, sagt der Londoner Publizist Stead und teilt eine cynische Aeußerung Beits mit, der, nachdem der blutige Krieg bereits zwei Jahre gedauert hatte, äußerte, die Goldminen sind all' die Opfer wert! Viele Stimmen patriotischer Engländer sprachen sich gegen den Krieg aus, aber sie konnten nicht durchdringen. Im Unterhause behauptete am 19. März 1901 A. B. Markham, daß der Krieg in Südafrika herbeigeführt, unvermeidlich gemacht wurde durch

die „gewissenlosen Machinationen" der dortigen Finanziers, und, indem er die beiden ersten Firmen Beit und Eckstein nannte, durch eine „Bande von Gaunern und Dieben."

England begehrt nichts, so verkündeten die Disraeli, Rosebery, Salisbury u. s. w., England will keinen neuen Landbesitz, keine Goldfelder. Und während sie solches versicherten, nahmen sie Cypern, Egypten, Birma, Natal, Rhodesia. So dürfen sich die Engländer nicht wundern, daß man sie nicht als Weltbeglücker verehrt, daß man ihnen Mißtrauen entgegenbringt, wenn sie beteuern, den Krieg gegen Transvaal nur im Interesse der Freiheit für alle Rassen, der Menschenrechte und der Zivilisation zu führen. Vielmehr wird man sich außerhalb Englands der Meinung anschließen, die Harcourt, ein Führer der Opposition, im Unterhause äußerte, indem er das Treiben der Chartered Company „ein schmutziges, unsauberes Bild einer Jobberreichspolitik" nannte, das den Ruf des britischen Namens in der ganzen Welt gröblich bloßstelle. „Machenschaften dieser Art haben das Schimpfwort vom perfiden Albion geschaffen." In seinem „Truth" nannte Labouchère die Chartered Company eine der abscheulichsten und skandalösesten Gesellschaften, die jemals bestanden hätten.

Gelegentlich spotten die Engländer über den Byzantinismus der Völker des europäischen Festlandes. Aber was ist das für ein Byzantinismus, der einen Rhodes beweihräuchert als „Kap-Napoleon", als „ungekrönten König Südafrikas", als Reichsmehrer, als Weltreichsschöpfer und Nationalhelden! Mit seinen Fehlern, die sein „edelstes Werk" verdarben, schrieb die „Times", steht er wie eine „Heldenfigur" da. Man hat es gewagt, Rhodes als Urheber des Jamesonschen Zuges mit Garibaldi, Schill und Lützow zu vergleichen, die ebenfalls Rebellen gewesen seien. Rhodes selbst behauptete eine Analogie zwischen dem Einfalle Jamesons und der damaligen Invasion auf Kreta. Da rief Labouchère dazwischen: „Giebt es auf Kreta auch Goldminen?" und warf die Rhodessche Analogie über den Haufen.

Nach seiner Aussage wollte Rhodes ein großes einheitliches südafrikanisches Reich schaffen, aber doch nur ein Reich mit Rhodes an der Spitze in Verbindung mit dem britischen Reich, und zwar unter weitestgehender Selbständigkeit, und die Drohung, die er einmal ausstieß, Südafrika vom britischen Reiche loszulösen, wäre er unter Umständen auszuführen im stande gewesen.

Später hat er seine Ziele noch weiter gesteckt und die Losung ausgegeben „Afrika englisch vom Kap bis zum Nil!" in Verbindung mit seinem Bahnprojekt Kapstadt-Kairo. Das war nicht mehr ernsthaft zu nehmen. Diese Bahn wird niemals gebaut werden, weil sie mit dem Seewege nicht konkurrieren kann. Dieses Projekt war nur ein Blendwerk für die Aktionäre der Chartered Company. Klarer und glücklicher als der Politiker war der Geldmann Rhodes. Seine Politik trug den Charakter der Spekulation. Ein englischer Publizist, F. Reginald Statham, hat zutreffend von dem „spekulativen Imperialismus" des Rhodes gesprochen. Rhodes mag ein einheitliches südafrikanisches Reich angestrebt haben, aber wichtiger war ihm in diesem Reiche das Monopol über alle Goldbergwerke, das er anstrebte, nachdem er das Monopol der Diamantgruben hergestellt hatte. Als nicht mehr zu verhüllen war, daß Rhodes den Einfall Jamesons angezettelt, äußerte Chamberlain am 9. Mai 1896 im Unterhause: „Wenn es nicht Engländer wie Rhodes gegeben hätte, so würde die englische Geschichte viel ärmer, der britische Besitz

viel kleiner sein." Niemals hat Chamberlain wahrer gesprochen. Sind wirklich die Engländer mit Chamberlain der Meinung, daß das große britische Reich wesentlich von Flibustiern und Gewaltmenschen wie Rhodes zusammengebracht worden ist, daß eine andere Methode der kolonialen Erfolge noch erfunden werden muß, und daß somit die Rhodes und Genossen zu unterstützen sind, so ist das eine Auffassung, die, gelinde gesagt, völlig mittelalterlich erscheint. Ein englisches Blatt, der „Daily Chronicle", schrieb Anfang 1896: „Niemals in der englischen Geschichte hat es eine solche Verquickung politischer und finanzieller Interessen gegeben wie bei der Chartered Company". Genug davon. An ihrem eigenen Leibe müssen es die Engländer empfinden, daß sie verleitet wurden, den „African Bubble", wie noch 1896 das Treiben der Chartered Company genannt wurde, zu einer großen nationalen Frage auswachsen zu lassen.

* * *

Mit der Schärfe des natürlichen Instinkts erkannte man sowohl in Afghanistan wie in China die politische Bedeutung der Eisenbahnen. Ihre umwälzenden Rückwirkungen im Innern ahnt man nur dunkel. Klarer ist man sich über ihre verhängnisvollen Folgen für die Unabhängigkeit des Landes gegenüber der europäischen Welt. In seinen Lebenserinnerungen hat der verstorbene Emir von Afghanistan wiederholt seine entschiedene Abneigung gegen Eisenbahnen geäußert und vor dem Bau von Eisenbahnen durch Afghanistan nachdrücklich gewarnt. Sollten einmal Eisenbahnen durch Afghanistan geführt werden, dann würde es, wie er glaubte und versicherte, mit der Unabhängigkeit des afghanischen Reiches zu Ende sein. So empfahl er seinen Nachfolgern, jedes Vordringen der Schienenwege, gleichviel ob sie von Rußland oder Indien kommen sollten, abzuwehren. Thatsächlich hat sich überall gezeigt, daß da, wo Eisenbahnen angelegt worden sind und betrieben werden, das Land, das sie durchziehen, aufgeschlossen und von derjenigen Macht, die die Eisenbahnen in der Hand hat, beherrscht wird. Ohne Hilfe der Eisenbahnen hätte Rußland in Mittelasien nicht annähernd so gewaltige Fortschritte machen können, wie es sie infolge seiner Eisenbahnbauten gemacht hat. In der That hat der neue Emir verkündet, daß er die Absperrung des Landes vollständig aufrecht erhalten und nicht nur die Erbauung von Eisenbahnen, sondern auch die Anlage von Telegraphenlinien unbedingt verweigern werde.

Die Politik der Eisenbahnen, die Rußland in Mittelasien bethätigt, ist erfolgversprechend. Von den Eisenbahnverbindungen in Mittelasien erwartet man in der russischen Hauptstadt ein ungeheures Anwachsen der Macht des russischen Reiches, eine Erhöhung seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit, vermehrten Glanz und erweitertes Ansehen im Westen und im Osten. „Vom Pamir aus ist es im Notfalle nicht schwer", so schrieb Ende 1901 die Petersburger „Birshewija Wjedemosti", „einen Weg nach Indien zu finden. Von Merw hat man es ganz nahe bis Afghanistan. Die transkaspische Bahn sichert uns den Einfluß auf Nord- und Mittel-Persien." Gelegentlich versuchen die staatlichen Organe in Rußland, die politische Bedeutung der mittelasiatischen Eisenbahnen abzuschwächen. Anfang März hatte der „Westnik Finansow", das Organ des russischen Finanzministeriums, einen Beschwichtigungsversuch an die Adresse Englands gerichtet. Wenn einmal die russischen und englischen Grenzen durch eine Eisenbahn über Herat

aneinandergerückt sein werden, wenn eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden Reichen besteht und sie Gelegenheit haben, sich besser kennen zu lernen, wenn sie ihre wirtschaftlichen Beziehungen enger aneinander verflechten, dann werden, so versicherte damals das russische Blatt, die Wolken des Mißverständnisses zwischen dem russischen und britischen Reiche sich allmählich zerstreuen, und der gordische Knoten des Mißtrauens wird auf den Höhen des Pamir durchhauen werden. Von diesen Ausführungen äußerte damals das Londoner Wochenblatt „Sunday Special", daß sie die Naivität des britischen Publikums doch überschätzten. Es handle sich darum, ob Afghanistan unter britischem Einfluß bleiben oder der russischen Interessensphäre einverleibt werden solle. Das Londoner Blatt bedauerte das stürmische Draufgehen der britischen Vicekönige von Indien, da sie die englischen Eisenbahnen nicht nur geradeswegs zur afghanischen Grenze, sondern sogar von Quetta über Candahar bis New Chaman jenseits der afghanischen Grenze vorschoben. Jedes Vordringen Englands bewirke ein entsprechendes Vordringen des russischen Militäreisenbahnsystems. Mit der Taschkend—Orenburglinie würde es möglich sein, Truppen aus dem Innern Rußlands rasch und ohne Umladung nach Herat zu werfen. Gestatte man den Russen, mit Schienenwegen in Afghanistan einzudringen, so werde das Schicksal dieses Landes das gleiche sein, wie das Chinas, Bucharas, Turkestans und Persiens. Dann werde in dem großen Kampf um die Vorherrschaft in Mittelasien Rußland ohne Schwertstreich die Grenzen des englischen Einflusses von den Ufern des Oxus bis zu denen des Indus zurückdrängen und Afghanistan, das bisher als eine Schutzmauer Indiens galt, zu einem Haupteinfallsthore auf Indien machen.

Mit Hülfe von Eisenbahnen dringt Rußland auch in Persien vor. Es hat zunächst eine Landstraße von Enselei—Resht am Südende des Kaspischen Meeres nach Teheran (350 km) gebaut, die einzige Kunststraße Persiens. Es hat ferner eine Eisenbahn von Alexandropol nach Eriwan an der transkaspischen Bahn fertig gestellt und verfügt über die beiden besten und billigsten Verbindungen nach dem wohlhabenden Nordpersien, nach dem Handelsmittelpunkt Täbris und nach der Hauptstadt Teheran. Fremden Waren ist die Benutzung dieser beiden Wege untersagt. Außerdem hat Rußland vorläufig bis 1915 sich das alleinige Recht gesichert, in Persien Straßen und Eisenbahnen zu bauen. Rußland strebt danach, sich Eisenbahnen durch ganz Persien zum Persischen Meerbusen oder zum Indischen Ozean zu schaffen, und hätte damit schon längst begonnen, wenn nicht diese Bahnen unter außerordentlichen Schwierigkeiten über hohe Gebirgsketten mit tiefen Einschnitten geführt werden müßten. Aber der Bau dieser Bahnen ist doch schließlich nur eine Frage der Zeit.

Bekanntlich verfolgt Rußland das Bestreben, durch Eisenbahnen seine politische Macht zu erweitern, auch gegenüber der Türkei. Als die Bagdadbahn greifbare Gestalt annahm, mußte sich die türkische Regierung verpflichten, die Konzession zu Eisenbahnbauten im Nordosten des Reiches und zwar in einem Teil des Vilajets von Erzerum und in der Nähe des Schwarzen Meeres an russische Kapitalistengruppen zu vergeben. Das ist freilich nicht gleichbedeutend mit einer Annexion der betreffenden Gegend durch Rußland, aber immerhin mit einer wirtschaftspolitischen Angliederung dieser Gegend an Rußland, vorausgesetzt, daß die betreffenden Eisenbahnen wirklich gebaut werden. Dazu ist noch erst ein besonderer Erlaß des Sultans notwendig. Immerhin hat die türkische

Regierung den Russen ein großes Zugeständnis gemacht, sie hat sich für ihre Bezirke zu Gunsten der Russen eines wichtigen Teiles ihrer Hoheitsrechte enteignet. Denn nunmehr können diese Bezirke Eisenbahnen nur erhalten, wenn Rußland sie bauen wird, und die türkische Regierung ist in ihrem eigenen Gebiet ohnmächtig, mindestens hat sie sich die Hände binden lassen.

Mit fieberhafter Hast hat endlich Rußland den Bau der Eisenbahn durch die Mandschurei betrieben und provisorisch sogar schon fertig gestellt. Dadurch ist die Mandschurei zu einem russischen Interessengebiet geworden und wird es bleiben, so lange die Eisenbahn in russischen Händen ist. Darin ändert der neue Mandschureivertrag nichts. Nach dem Uebereinkommen Rußlands mit China von 1896 ist Rußland sogar berechtigt, Kavallerie und Infanterie an den wichtigsten Punkten zum Schutze der chinesischen Ostbahn aufzustellen. Mit Hilfe der Eisenbahn wird die Mandschurei den Russen als reife Frucht von selbst in den Schoß fallen. Die nämliche Eisenbahnpolitik haben die Engländer in Afrika bethätigt, im egyptischen Sudan, in Britisch-Ostafrika und in ihren südafrikanischen Besitzungen.

* * *

Zwischen Deutschland und Holland bestehen verhältnismäßig lebhafte Verkehrsbeziehungen. Der gesamte deutsch-holländische Briefverkehr belief sich 1899 auf nahezu 22 Mill. Stück, er ist zwar nicht so groß wie der Briefverkehr mit Oesterreich-Ungarn (38 Mill.), mit Großbritannien (35 Mill.), mit Frankreich (32 Mill.), aber größer als mit der Schweiz (20 Mill.), mit Rußland (19 Mill.), mit Nordamerika (18 Mill.), mit Belgien (14 Mill.), mit Italien (10 Mill.). Auch der deutsch-holländische Güteraustausch ist sehr bedeutend, er belief sich 1900 auf 611 Mill. M., er bleibt zwar hinter dem Güteraustausch mit Großbritannien (1753 Mill. M.), mit Nordamerika (1460 Mill. M.), mit Oesterreich-Ungarn (1234 Mill. M.), mit Rußland (1041 Mill. M.), zurück, übertrifft aber den Güteraustausch mit Frankreich (583 Mill. M.), mit der Schweiz (462 Mill. M.), mit Belgien (473 Mill. M.), mit Italien (314 Mill. M.). Vom holländischen Standpunkt aus erscheinen die Verkehrsbeziehungen mit Deutschland noch viel inniger, da nahezu die Hälfte der holländischen Auslandsbriefe und nahezu die Hälfte der holländischen Ausfuhr sich nach Deutschland richtet. Deutschland und Holland stehen sich viel näher, als man glaubt, sagte ein anscheinend höherer deutscher Postbeamter in einer Schrift „Die Frage eines deutsch-niederländischen Postvereins" (Berlin 1901 bei Goose u. Tetzlaff). Er befürwortet darin einen solchen Postverein auf ähnlicher Grundlage, wie er zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn schon seit Jahren besteht, und stellte genaue Berechnungen an über die finanziellen Wirkungen eines Postvereins für die beiderseitigen Postverwaltungen. Ein Postverein, der im Verkehr zwischen Deutschland und Holland die geltenden Weltposttarife auf die inländischen Sätze, also um die Hälfte, herabsetzt, würde für beide Teile eine Verminderung der Posteinnahmen zur Folge haben und zwar für Holland eine größere, aber erfahrungsgemäß doch nur eine vorübergehende, da bei Verkehrstarifermäßigungen in der Regel die Steigerung des Verkehrs den Ausfall rasch wieder deckt, nicht selten sogar in einen Ueberschuß verwandelt. Inzwischen hat der Gedanke eines deutsch-niederländischen Postvereins in Holland Anklang gefunden.

Auf Anregung der Utrechter Handelskammer soll er in einer Besprechung von Vertretern holländischer Handelskammern und Provinzialhauptstädte eingehend erörtert werden. Auch die rheinpreußischen Handelskammern haben ihn sympathisch aufgenommen. Es ist nunmehr abzuwarten, welche Stellung die holländische Regierung einnimmt, denn ihr muß der erste Schritt überlassen werden. Kommt es zur Bildung eines deutsch-niederländischen Postvereins, dann wird sicherlich auch die Schweiz nicht zurückbleiben, da der deutsch-schweizerische Verkehr ebenfalls außerordentlich entwickelt ist und da auch in der Schweiz die Hälfte der Briefpostsendungen ins Ausland nach Deutschland geht. Der Abschluß eines deutsch-holländischen und eines deutsch-schweizerischen Postvereins würde nach mehr als einer Richtung hin einen Fortschritt bedeuten. Das neue deutsch-holländische Kabelübereinkommen zeigt, daß gemeinsame Interessen zwischen Deutschland und Holland vorhanden sind und daß diese Gemeinsamkeit beiderseits erkannt wird.

* * *

Als die Nachricht kam, daß die Schienenlegung der Ugandabahn (935 km, Gesamtkosten 106,4 Mill. M. = 113,700 M. für den km) bis zum Viktoria-See vorgerückt sei, machten sich einige Londoner Blätter über die Deutschen lustig und verglichen die Deutschen, die Kolonieen gründen, mit Knaben, die es versuchen, Backsteinhäuser zu bauen. Deutsch-Ostafrika sei nur ein geographischer Begriff, außer Militär und Beamten sei wenig darin zu finden, alles werde von der Regierung erwartet. Nach Vollendung der Ugandabahn sei Deutsch-Ostafrika in Gefahr, wirtschaftlich Britisch-Ostafrika völlig tributpflichtig zu werden. Es ist ja nun allerdings richtig, daß die Ugandabahn in das Hinterland der deutschen Kolonie hineingreift und es in die englische Interessensphäre zieht, daß der deutsche Personen- und Eilverkehr mit den Seen auf die Ugandabahn abgeleitet werden und daß dieser deutsche Verkehr dazu beitragen wird, den Ertrag der Ugandabahn zu erhöhen. Allein tributpflichtig wird deshalb Deutsch-Ostafrika dem Nachbarlande Britisch-Ostafrika nicht werden, und wenn die Engländer hoffen, auf Grund der Ugandabahn Deutsch-Ostafrika wenigstens wirtschaftlich in ihren Kreis einzuziehen, so werden sie sich täuschen. Maßgebend für den Bau waren nicht wirtschaftliche Bedürfnisse, sondern politische Erwägungen. Mit Hilfe der Ugandabahn kann England seine Stellung am Oberlauf des Nils festigen und seine Eroberungen am mittleren Nil besser sichern, es kann indische Truppen heranziehen, die von Bombay aus mit der Ugandabahn sich in wenigen Wochen nach dem oberen Nil befördern lassen. Gleichzeitig wird dadurch der Verkehr mit Indien verbreitert und die Möglichkeit gegeben, Indiens Menschenüberfluß nach dem Gebiet der Ugandabahn zu leiten, wo er auf englischem Machtgebiet verbleibt. Im Besitz der Ugandabahn und der Nilstellung können die Engländer auf Eisenbahnen in Abessynien verzichten, wo ihnen französischer Einfluß mit russischem Rückhalt ernstlich entgegentritt. Im übrigen darf man deutscherseits dem englischen Kolonialhochmut ein gutes Gewissen gegenüberstellen. Die englische Kolonialpolitik will im wesentlichen nur ausbeuten und herrschen, sie hat diese Grundsätze nur zu oft bekundet und ist rücksichtslos über Kultur und Menschlichkeit hinweggegangen. Vorbildlich ist in dieser Beziehung die englische Kolonialpolitik nicht. Die Deutschen haben andere Ziele, sie denken nicht lediglich an den eigenen Vorteil, sondern haben zugleich den Vorteil der

fremden Länder und Völker im Auge. Nicht als ausbeutende Händler wollen und sollen die Deutschen den fremden Völkern gegenübertreten, sondern ihnen auch als wohlwollende Berater und Erzieher zur Seite stehen und sie werden in dieser Art der Kolonisierung fortfahren, wie auch immer englischer Hochmut darüber spotten möge. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

In englischen Blättern verheißt man sich von der Ugandabahn einen Wandel in dem Verkehr des östlichen Afrikas bis zum Tanganjika hin. Die Entfernung vom Südende des Viktoriasees nach dem Nordende des Tanganjikasees beträgt zwar nur 300 km, aber der Verkehr ist schwierig, und der Bau der Kap-Kairobahn, die allerdings die beiden Seen verbinden würde, nicht abzusehen. Selbst wenn der Bau aber in den nächsten Jahren erfolgen sollte, so würde er abhängig sein von der Zustimmung der Reichsregierung, und diese Zustimmung wird nur dann gegeben werden können, wenn die Verkehrsverhältnisse Deutsch-Ostafrikas soweit entwickelt worden sind, daß durch die Kap-Kairobahn der Verkehr des Hinterlandes von den deutsch-ostafrikanischen Häfen nicht abgelenkt wird. Auch von dem Bau einer Eisenbahn von dem schiffbaren Teil des oberen Kongos nach dem Tanganjika, wie ihn der Kongostaat plant, hätte Deutsch-Ostafrika eine Ablenkung seines Verkehrs zu besorgen, doch dieser Plan steht noch auf dem Papier und wird sich nicht so leicht verwirklichen lassen. Immerhin wird man in Deutschland genötigt sein, der Verkehrsentwickelung im östlichen Afrika ernste Aufmerksamkeit zu widmen, um einer Isolierung des Schutzgebietes vorzubeugen, die eintreten müßte, wenn die erwähnten Eisenbahnen wirklich gebaut werden sollten.

Inzwischen hat auch das Deutsche Reich eine ansehnliche Kolonialbahn fertiggestellt, die Strecke von Swakopmund nach Windhoek (380 km), die im Herbst 1897 begonnen wurde und demnächst eröffnet werden wird. Die Bahn hat eine Spurweite von 60 cm und steigt über Karibib nach Windhoek bis zu einer Höhe von 1637 m. Bedeutende Schwierigkeiten waren bei dem Bau zu überwinden. Personenzüge werden in zwei Tagen mit Uebernachtung in Karibib, Güterzüge in drei bis 4 Tagen die Strecke durchmessen. Immerhin ist der Verkehrsfortschritt vergleichsweise außerordentlich groß und genügt auf lange Zeit dem Bedürfnis.

Sprüche von Daniel.

Stets bleibt ein unglaubwürdig Ding
Für Raupenseelen der Schmetterling.

♡

Zur Unzeit geschwiegen, zur Unzeit gesprochen,
Hat mancher Freundschaft das Rückgrat gebrochen.

♡

Zwei sinds, die gern und still zuhören mögen:
Die Herzensfreundlichen, die Geistesträgen.

♡

Zwei echte Perlen nur birgt das Leben:
Liebe empfangen und Liebe geben.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Deutsche Auswanderung. — Deutsche Handelskammern im Auslande. — Deutsche Soldaten im Auslande. — Deutsche Vereine. — Deutsches Schulwesen. — Holland. — Nordamerika. — Brasilien. — Japaner in Deutschland. — Nationale Bestrebungen anderer Völker im Auslande.

Auswanderung. Merkwürdig ist die stetige Abnahme der deutschen Auswanderung. Anfang der achtziger Jahre wanderten über 200 000, Anfang der neunziger Jahre über 100 000 Deutsche jährlich aus, und seither ist diese Zahl allmählich auf 22 000 im Jahre 1901 herabgegangen trotz der starken natürlichen Volksvermehrung, die in Deutschland auf jährlich 800 000 Köpfe geschätzt wird, und trotz des wirtschaftlichen Rückganges. Nach wie vor gehören die meisten deutschen Auswanderer überwiegend den landwirtschaftlichen Kreisen an, nach wie vor kommen sie zumeist aus Posen und den östlichen Provinzen, nach wie vor gehen sie (1901 : 19 500) nach der nordamerikanischen Union. Nur 2000 deutsche Auswanderer suchten im Jahre 1901 andere Ziele, 400 schifften sich nach Brasilien ein, 230 nach Argentinien, 217 nach Australien, 551 nach Afrika u. s. w. Dabei ist der Auswanderungsverkehr über die deutschen Häfen gestiegen, weil die Zahl der Auswanderer aus den östlichen Nachbarländern Preußens zunahm. Im Jahre 1901 wurden über Bremen 100 000 und über Hamburg 67 000 fremde Auswanderer nach Amerika befördert, darunter 52 000 aus Oesterreich, 55 000 aus Ungarn, 57 000 aus Rußland und 1700 aus den Balkanländern. Auch diese Auswanderer gingen zum größten Teil nach Nordamerika. Unter ihnen befanden sich auch Auswanderer deutscher Herkunft, u. a. 600 deutsche Kolonisten aus dem russischen Gouvernement Saratow, die sich in Argentinien niederlassen wollen.

In dem Entwurf eines Auswanderungsgesetzes vom März 1897 wies die Reichsregierung auf die Notwendigkeit hin, eine in wirtschaftlicher und nationaler Hinsicht zielbewußte Auswanderungspolitik in die Wege zu leiten, die Auswanderung von ungeeigneten Zielen abzulenken und nach geeigneten Zielen hinzulenken mit dem Bestreben, das Deutschtum unter den Auswanderern zu erhalten und die Auswanderung für die Interessen des Mutterlandes nutzbar zu machen. Dieser Aufgabe widmete sich bereits der Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt in Hannover, unter Leitung des Professor Dr. Kettler. Am 1. April 1902 ist nunmehr die Auskunftsstelle der Deutschen Kolonialgesellschaft für deutsche Auswanderer ins Leben getreten, die unter Oberaufsicht des Reichskanzlers steht und vom Reiche einen jährlichen Zuschuß von 30 000 M. für die Kosten der Auskunfterteilung erhält. Der Reichstag hat zwar diesen Betrag vorläufig nur auf ein Jahr bewilligt, aber diese Bewilligung wird sicherlich alljährlich und hoffentlich bald dauernd erfolgen. Die neue Auskunftstelle für Auswanderer in Berlin steht

unter Leitung des Generalkonsuls a. D. Koser, der aus seiner vieljährigen Thätigkeit in Porto Alegre die südamerikanischen Verhältnisse genauer kennen gelernt hat. Die Auswanderungsstelle soll den Auswanderungslustigen zuverlässiges thatsächliches Material über die Länder, die sie interessieren, sowie über die Reise dorthin kostenlos erteilen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß hier kein Unterschied gemacht wird zwischen deutschen Reichsangehörigen und anderen Deutschen, daß vielmehr jeder Deutsche, welche Staatsangehörigkeit er auch habe, auf seine Frage die erbetene Auskunft erhält. Eine Beeinflussung der Auswanderung unter dem Gesichtspunkt des nationalen Gesamtinteresses wird in erster Reihe den deutschen Auswanderern zu gute kommen.

Für die deutschen Hansestädte war die Auswanderung von großem Wert. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wanderten etwa 4 Millionen Personen über Hamburg und Bremen nach Nordamerika aus, davon 3,7 Millionen Deutsche und 0,7 Millionen Ausländer, meist Slaven und Juden aus dem Osten. Dieser Verkehr befruchtete die Reederei der Hansestädte und drängte sie dazu, immer größere und leistungsfähigere Schiffe zu bauen. Auf den leeren Schiffen konnten amerikanische Waren zu niedrigen Frachten nach Europa mitgenommen werden. Indessen entwickelte sich bald ein dauernder Personenverkehr zwischen Europa und Amerika, und man berechnet die Zahl der nordamerikanischen Lustreisenden, die alljährlich im Frühjahr nach Europa kommen und im Herbst wieder zurückkehren, auf über 100 000. Allerwärts erfreuen sich die deutschen Dampfer der größten Beliebtheit, nicht nur bei Nordamerikanern, sondern auch bei den slavischen Auswanderern. In ihnen besitzen die deutschen Schiffahrtsgesellschaften eine gute Kundschaft. Verwandte und Freunde, die bereits die Fahrt gemacht haben, empfehlen den Nachzüglern die deutschen Schiffe, wo viele der armen Tschechen, Slovaken, Russen, Polen, Juden u. s. w. ein so reinliches Unterkommen und eine so reichliche Verpflegung fanden, als je zuvor in ihrem ganzen Leben. Am 18. März ging der Norddeutsche Lloyddampfer „Batavia" mit nahezu 2696 Personen, meist Auswanderern, nach New-York ab. Es ist eine ganze kleine Stadt, die da ein Lloydschiff in sich aufgenommen hatte

Deutsche Handelskammern im Auslande. Der Reichstag hat den Antrag, 20 000 M. für die Vorbereitung der Errichtung von Handelskammern im Auslande zu bewilligen, abgelehnt, nachdem Staatssekretär Freiherr von Richthofen sich dagegen ausgesprochen hatte. Schon Bismarck konnte für die Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande nicht erwärmt werden. Graf von Bülow erklärte Anfang 1900, daß die Reichsregierung von dem Bedürfnis zur Gründung deutscher Handelskammern im Auslande noch nicht überzeugt sei. Hiermit dürfte indessen die Sache nicht erledigt sein. Alle Einrichtungen, die geeignet sind, die Deutschen im Auslande zusammenzufassen, zu organisieren und sie dem Mutterlande näher zu bringen, erheischen Beachtung und Förderung. Thatsächlich bestehen und wirken seit Anfang der siebziger Jahre Auslandshandelskammern in ansehnlicher Zahl, seit 1872 britische Handelskammern in Paris, Konstantinopel, Alexandrien, Nizza und Smyrna, seit 1876 französische Handelskammern in Neu-Orleans, Lima, Montevideo, London u. s. w.. insgesamt etwa 30, italienische Handelskammern in der Levante und Amerika, insgesamt 12. Ferner befinden sich in Paris eine belgische und eine russische, in London eine nordamerikanische, in Hamburg

eine holländische Handelskammer u. s. w. Es wäre zu untersuchen, welche Erfolge diese Handelskammern erzielten. Von Freiherrn von Gienanth wurde in Brüssel 1894 eine deutsche Handelskammer errichtet, sie hat ihre Lebensfähigkeit bekundet und sich notwendig und nützlich erwiesen. Erst kürzlich ist in Bukarest eine deutsche Handelskammer für Rumänien gegründet worden mit der Aufgabe, Gutachten aller Art zu erstatten, kaufmännische Auskünfte zu erteilen, bei Einziehung ausstehender Forderungen mitzuwirken u. s. w. Ordentliche Mitglieder der Kammer können werden alle solche Kaufleute in Rumänien, die deutsche Reichsangehörige oder unmittelbare Nachkommen im ersten Gliede eines deutschen Reichsangehörigen sind, doch können als außerordentliche Mitglieder auch andere Kaufleute in Rumänien aufgenommen werden, soweit sie deutsche Handelsinteressen vertreten, ferner Kaufleute, kaufmännische und industrielle Korporationen in Deutschland selbst. In Bukarest besteht bereits eine belgische und eine italienische Handelskammer. So lange die Reichsregierung sich gegen die Errichtung deutscher Handelskammern im Auslande als öffentlich rechtliche und von Reichs wegen unterstützte Körperschaften ablehnend verhält, ist von den deutschen Interessenten die Errichtung solcher Handelskammern in Gestalt freier Privatvereinigungen und aus eigenen Kräften hinzustreben. Dann wird sich vor allem herausstellen, wo solche Handelskammern als ein Bedürfnis empfunden werden. Das dürfte hauptsächlich der Fall sein in den britischen Kolonieen, im russischen Reich und im türkischen Orient, besonders aber in den mittel- und südamerikanischen Staaten.

Deutsche Vereine. Ende März hielt die Deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaft in London ihr Jahresmahl ab. Es wurde in Deutschland beanstandet, als bei dem Festmahl vor zwei Jahren der Vorsitzende Wernher, anscheinend der Geschäftsteilhaber des sattsam bekannten Goldminenspekulanten Beit, die Festrede hielt und in englischer Sprache zuerst der Königin von England, dann dem Prinzen von Wales und erst an dritter Stelle dem deutschen Kaiser einen Trinkspruch brachte. Damals war die ganze Veranstaltung englisch, nicht nur die Trinksprüche, sondern auch die Tafelordnung, Dekoration u. s. w. Hoffentlich ist inzwischen ein so bedenklicher Mangel an nationaler Selbstachtung, wie er damals in der Deutschen Wohlthätigkeitsgesellschaft zu London hervortrat, beseitigt worden. Wenn nicht, so werden sich diese Deutschen nicht darüber beklagen dürfen, daß sie von den Engländern mit Geringschätzung angesehen werden. — Der Verein Deutscher Reichsangehöriger in Moskau unter dem Vorsitz von Dr. Anton Krüger hat seinen 22. Jahresbericht für 1901 veröffentlicht. Der Verein gewährt deutschen Reichsangehörigen in Fällen der Bedürftigkeit Unterstützung, Rechtsbeistand, Stellenvermittelung, Heimbeförderung und älteren Leuten Aufnahme in das Friedrich-Wilhelm-Viktoria-Stift des Vereins. In den Parkanlagen dieses Stiftes wurde eine überlebensgroße Bronzebüste Bismarcks aufgestellt. Für dieses Stift hat der Verein bisher nahezu 90 000 M. verausgabt. — Der Verein Deutscher Reichsangehöriger in Hermannstadt (Siebenbürgen) will daselbst ein deutsches Heim und deutsches Stift begründen und fordert zu Beiträgen auf. — Vereinigungen Deutscher Reserve- und Landwehroffiziere bestehen in Wien, London, Antwerpen, Brüssel und Petersburg. Die Petersburger Vereinigung, die älteste ihrer Art, konnte am 25. Februar bereits ihr dreißigjähriges Stiftungsfest feiern.

Angeregt wurde ihre Gründung durch den Prinzen Friedrich Karl. Von vornherein stellte sie sich die Aufgabe, einen engeren Zusammenschluß des Deutschtums in Petersburg zu bewirken. An den deutschen Wohlthätigkeitsvereinen hat sie regen Anteil genommen und ihnen wiederholt Beträge geselliger Veranstaltungen zugeführt.

Deutsches Schulwesen. Im nächsten Heft wird dieser Abschnitt auszugsweise die Grundbestimmungen bringen, wie sie Herr Dr. Rohmeder in München zur Organisation einer Zentralstelle für deutsche Auslandsschulen entworfen hat.

Holland. Auf Einladung der Studentengenossenschaften der theologischen Fakultäten der holländischen Universitäten hielt Professor Dr. R. Eucken-Jena Mitte März je zwei Vorlesungen über Hauptprobleme der Religionsphilosophie in Utrecht, Leyden und Amsterdam. In Groningen wird er nächsten Winter sprechen. Ein gutes Zeichen für den Geist der studentischen Jugend und auch ein Ausdruck der Sympathie für deutsche Wissenschaft. Selbstverständlich sprach Professor Eucken deutsch.

Nordamerika. Unter den 46,4 Millionen Bewohnern der Union befanden sich nach der Volkszählung von 1900 neben 8 Millionen Farbigen 10,4 Millionen = 14 Proz. fremde Staatsangehörige. Dieser Prozentsatz fremder Staatsangehöriger ist, vom europäischen Standpunkt aus betrachtet, außerordentlich groß. In Deutschland leben nur 1 Proz., in Frankreich etwa 3 Proz. und in der Schweiz etwa 8 Proz. fremde Staatsangehörige, und man findet in der Schweiz, daß dieser Prozentsatz zu hoch ist, daß er bedenkliche Konsequenzen haben könnte und daß es nötig sei, die Aufnahme in die Eidgenossenschaft zu erschweren, um die Zahl der fremden Staatsangehörigen zu vermindern. Die nordamerikanische Republik braucht ähnliche Befürchtungen allerdings nicht zu hegen, denn sie ist weit vom Schuß. Nach der Volkszählung von 1890 wohnten in Nordamerika nur 9 Millionen fremde Staatsangehörige, es hat sich also ihre Zahl seit zehn Jahren vermindert.

Von den Fremden waren 2,7 (1890: 2,8 Millionen) deutsche Reichsangehörige, 1,6 (1890: 1,9 Millionen) Irländer, 0,8 (1890: 1,3 Millionen) Engländer, 0,8 (1890: 1 Million) Kanadier, 0,6 (1890: 0,5 Millionen) Schweden, 0,5 (1890: 0,2 Millionen) Italiener u. s. w. In der Zeit von 1891 bis 1900 sind etwa 450 000 Reichsdeutsche nach Amerika ausgewandert. Da in der gleichen Zeit die Zahl der deutschen Angehörigen in Nordamerika um etwa 100 000 zurückgegangen ist, so haben während des letzten Jahrzehnts mindestens 550 000 Deutsche die nordamerikanische Staatsangehörigkeit angenommen. Immerhin ist die Zahl der deutschen Reichsangehörigen in der nordamerikanischen Union erstaunlich groß, weit größer als in irgend einem anderen Lande, und vermutlich größer, als die Zahl der deutschen Reichsangehörigen im Auslande überhaupt. Um so erstaunlicher erscheint es, daß diese große Zahl deutscher Reichsangehöriger mindestens in politischer Beziehung über kurz oder lang dem Deutschen Reiche verloren gehen wird. Dasselbe Schicksal erleiden zwar auch die Angehörigen anderer Staaten, die sich in Nordamerika niederlassen. Allein die Zahl der deutschen Auswanderer nach Amerika ist noch immer trotz aller Verminderung die größte, das Deutsche Reich wird also am meisten betroffen. Selbst Irländer und Engländer zusammengenommen sind nach der neuesten nordamerikanischen Statistik nicht so stark, als die Deutschen allein. Alle übrigen europäischen Nationen kommen kaum in Betracht, auch nicht die Italiener,

die in den letzten Jahren die stärkste Zahl der Einwanderer stellten und insbesondere die deutsche weitaus übertrafen. Bei den Italienern liegen aber die Verhältnisse günstiger als bei den Deutschen. Einmal bekunden sie einen innigen nationalen Zusammenhang, obwohl sie an Bildung und Stellung tief unter den Deutschen stehen, und außerdem sind alle Italiener von dem Gefühl beseelt, nach der Heimat zurückzukehren, wenn sie einigermaßen genügende Ersparnisse gemacht haben, und Tausende von ihnen kehren thatsächlich alljährlich in die Heimat zurück. Dasselbe gilt von den noch ärmlicheren und noch niedriger stehenden Slovaken. Und dabei muß man noch in Betracht ziehen, daß in Italien der Staat so gut wie keinerlei fürsorgliche Thätigkeit übt, in Ungarn aber die Slovaken von der magyarischen Verwaltung geradezu übelwollend behandelt werden. Und dann noch dieses starke Heimatsgefühl! In dieser Hinsicht lassen die Deutschen doch noch viel zu wünschen übrig. Die Gesamtzahl der Bewohner deutscher Herkunft in der Union wird auf 10 bis 12 Millionen veranschlagt. Nach der nordamerikanischen Statistik wanderten von 1821 bis 1900 über 5 Millionen Deutsche ein, etwa 25 Proz. der Gesamteinwanderung. Was wäre aus diesen Millionen geworden, wenn sie nationalen Stolz auf ihre Herkunft bekundet und fest zusammengehalten hätten, etwa wie die Iren, die trotz ihrer quantitativen und qualitativen Inferiorität ungleich größeren politischen Einfluß erlangten als die Deutschen. Allmählich scheint bei den Deutschen eine Wandlung zum Besseren einzutreten, zunächst da, wo sie gereizt werden. Ende März bewarb sich der bisherige Abgeordnete Richardson in Lisgar, einem Ort der kanadischen Provinz Manitoba, aufs neue um den Parlamentssitz, erlitt aber eine Niederlage, da die Deutschen gegen ihn stimmten. Und die Deutschen hatten allen Grund, seine Wiederwahl zu verhindern, da er im Parlament erklärt hatte, Kanada habe schon genug deutsche Einwanderer, man wolle Leute von guter Abstammung und freien Anschauungen haben, Leute, auf die Kanada vertrauen könne u. s. w. Wo die Deutschen nicht eigene Bewerber durchbringen können, sollten sie wenigstens dahin wirken, daß deutschfeindliche Bewerber nicht gewählt werden. Von den Deutschen in Nordamerika meint ein englischer Beobachter, daß sie zu sehr im Erwerbsleben aufgehen, zu engherzig Deutsche bleiben und sich mehr für die Angelegenheiten ihres Mutterlandes als für die Politik ihres Adoptivvaterlandes interessieren. Der Engländer wird in Neu-York rasch amerikanisiert, der Ire mit seinem Genie für Politik ist von Anfang an Amerikaner, der Deutsche bleibt zu engherzig Deutscher, und so hat er die Zahl für sich, aber keinen Einfluß, und außer Karl Schurz kann sich kaum ein Deutscher rühmen, eine leitende Stellung in Washington eingenommen zu haben. Daß die Deutschen in Nordamerika zu den besten Bevölkerungselementen gehören, haben statistische Erhebungen über die Nationalität der in Straf- und Wohlthätigkeitsanstalten befindlichen Personen gegeben. Darnach befanden sich von jeder Million Einwohner amerikanischer oder irischer Abkunft 3257 in Gefängnissen und 3844 in öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, von jeder Million Einwohner deutscher Abkunft aber nur 782 in Strafanstalten und 1349 in öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten.

Während der Anwesenheit des Prinzen Heinrich in Nordamerika will man beobachtet haben, daß dort mehr deutsch gesprochen wurde als je zuvor. Leute, die ihr Deutschtum bis dahin sorgfältig geheim gehalten hatten, bekannten es offen. Infolge der ver-

minderten Einwanderung aus Deutschland war in der Union das Deutschtum merklich zurückgegangen. Nur zu häufig zeigten sich die deutschen Abkömmlinge bestrebt, alles zu unterdrücken, was an ihre Abstammung erinnerte. Dieses Gebaren hatte gerade bei den Amerikanern das Gegenteil dessen hervorgerufen, was es bezwecken sollte. Die große Liebe, die der Amerikaner für sein Vaterland empfindet, setzt er auch bei anderen voraus, sonst achtet er sie nicht. Man verlangt in Nordamerika von den Deutschen durchaus nicht, daß sie ihre Eigenart aufgeben, man erblickt vielmehr darin eine nationale Schwäche der Deutschen, man ist der Meinung, daß die Deutschen dem neuen Vaterlande am meisten nützen könnten, wenn sie ihre nationale Eigenart und damit ihre nationale Kraft behielten. Man wünscht geradezu ein Erstarken des deutschen Elementes, das in der Geschichte der Union so oft für den Sieg guter Grundsätze den Ausschlag gegeben hat. Angenehm berührte es, als Prinz Heinrich im Neu Yorker „Liederkranz" das Lied „Meine Muttersprache", eine Komposition des Oesterreichers Engelsberg, noch einmal zu hören wünschte. Das war für die Deutschen, die es anging, eine Mahnung, höher als bisher ihre Muttersprache zu achten.

Gegenüber einigen deutschen Veteranen in Boston äußerte Prinz Heinrich bei seinem Besuch, er sei verwundert über die große Anzahl Deutscher, die er im Westen getroffen habe, aber auch darüber, daß sie ihn in englischer Sprache anredeten und, wenn er dann deutsch antwortete, sehr schlecht deutsch sprächen. Prinz Heinrich war durch den Mangel an Liebe und Anhänglichkeit, die jene Leute für ihre Muttersprache an den Tag legten, unangenehm berührt. Doch überwand er, wie er selbst sagte, diesen Eindruck, als er bemerkte, welche warmen Empfindungen dieselben Männer für das Land ihrer Geburt an den Tag legten.

Ein angesehenes und verbreitetes Tageblatt in San Franzisko, der „California Democrat", bestreitet in seiner Nummer vom 3. März die Richtigkeit der Meinung, die mit einigen Thatsachen an dieser Stelle im Februarheft wiedergegeben wurde, daß nicht nur die Zahl der deutsch-amerikanischen Zeitungen empfindlich abgenommen habe, sondern ihr Niedergang auch in qualitativer Hinsicht zu Tage getreten sei. Gerade in den letzten Jahrzehnten seien deutsch-amerikanische Zeitungen entstanden, die verbreiteter seien als die deutschen Zeitungen früherer Zeit. In vielen großen Städten habe sich die Auflage der deutsch-amerikanischen Zeitungen seit zehn Jahren mehr als verdoppelt. Indessen giebt der „California Democrat" zu, daß eine Menge kleiner deutscher Lokalzeitungen, namentlich Wochenblätter in Gestalt von Plattenzeitungen, eingegangen sind, doch seien sie durch die besser ausgestatteten und auch billigeren Wochenausgaben der großen deutschen Tagesblätter ersetzt worden. Aus dem Eingehen vieler kleiner deutschen Zeitungen auf den raschen Rückgang der deutsch-amerikanischen Bevölkerung zu schließen, sei ganz und gar irrig. In San Franzisko, sagt der „California Democrat", wissen wir nichts von einem Rückgang des Deutschtums. Auch an neuem deutschen, frisch eingewanderten Blute fehlt es uns nicht, so daß die Lücken, die der Tod in die Reihen der Alten reißt, immer wieder ausgefüllt werden.

Einzelne Einzelstaatsregierungen haben bei der Bundesregierung beantragt, es möge von Bundes wegen die deutsche Sprache als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in sämtlichen staatlichen Lehranstalten Nordamerikas eingeführt

werden. Ob die Bundesregierung in Washington auf diesen Antrag eingehen wird, ist noch nicht bekannt. Vom deutschen Standpunkt aus hat er zwei Seiten. Erfreulich ist einerseits, daß die Bedeutung der deutschen Sprache als Weltsprache in Nordamerika anerkannt wird. Andererseits hat sich gezeigt daß die Durchführung des Antrages die weitere Anglisierung der Deutsch-Amerikaner beschleunigt. Wenn in den öffentlichen Schulen Amerikas einige Stunden wöchentlich auch der deutschen Sprache gewidmet werden, dann werden viele Deutsch-Amerikaner sich bewegen lassen, ihre Kinder nicht mehr in deutsche Schulen zu schicken, wo sie noch bestehen, sondern in die öffentlichen anglo-amerikanischen Schulen, weil dort ja auch deutsch gelehrt wird. Der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen der Union würde aber nicht viel mehr zu bedeuten haben, als etwa der französische Unterricht in Deutschland. Es wird zunächst Aufgabe der deutsch-amerikanischen Zeitungen sein, diese naheliegenden Bedenken zu erörtern.

In eben diesem Hefte der „Deutschen Monatsschrift" wird von einem guten Kenner der Verhältnisse eine Darstellung der Lage des Deutschtums in den Vereinigten Staaten veröffentlicht und darin besonders der Rückgang der deutschen Schulen beleuchtet. Was schon früher an dieser Stelle bei der Ankündigung des „deutsch-amerikanischen Nationalbundes" (Deutsche Monatsschrift, Heft 3, Seite 439/40) anempfohlen wurde, befürwortet auch dieser Kenner der Verhältnisse, es möge sich der „Nationalbund" wie das amerikanische Deutschtum überhaupt in erster Reihe bethätigen durch Gründung und Unterstützung von deutschen Schulen, durch die Popularisierung dieser Schulen bei den Bewohnern deutscher Herkunft, alles in allem durch die Organisation deutsch-amerikanischer Schulvereine, die sich dieser überaus wertvollen nationalen Kleinarbeit unterziehen.

Mitte April wurde in **Neu-York** die geplante Vereinigung deutscher Studenten gegründet. Im Vorstand sitzen zehn Deutsche und zehn Amerikaner. Präsident ist Dr. Beck, Generalsekretär Louis Viereck, der früher in München und Berlin lebte.

Brasilien. Um sich über die Zeiten der wirtschaftlichen Krisis hinwegzuhelfen, sucht die dortige Regierung, nach einem Bericht der „Köln. Ztg." aus Rio Grande do Sul, von Ende Februar, ihre Kassen durch Landhandel zu füllen, und läßt auf den von Privatpersonen beanspruchten oder besetzten Ländereien Nachprüfungen anstellen, ob die Vermessung richtig und der Besitztitel gültig ist. Die Landfrage ist ein sehr verzwicktes Rechtsgebiet. Unter Umständen läßt sich in Brasilien fast aller Grundbesitz anfechten, da die früheren Besitzer, die Großen des Reiches, nicht selten Landstrecken eigenmächtig besetzten oder geschenktes Land trotz Nichterfüllung der daran geknüpften Verpflichtungen ruhig behielten. Man wollte es mit diesen einflußreichen Leuten nicht verderben und bestätigte ihren Besitz. Heute, so berichtet die „Köln. Ztg.", sieht man diese Besitztitel an, weil man nur deutsche Bauern vor sich hat. Bereits seien Hunderte deutscher Kolonisten aus ihrem Besitz verjagt oder gezwungen worden, ihr Land nochmals zu kaufen. Einen Rechtsschutz dagegen gäbe es bei den brasilianischen Zuständen kaum. Nach der „Köln. Ztg." vertreten Frankreich und Italien thatkräftiger als Deutschland ihre nationalen Interessen. Nur deutsche Kolonisten werden von den Besitzbedrohungen betroffen, sagt die „Köln. Ztg." und schließt: „Ja, wenn wir Italiener wären, dann blieben wir von

solchen Quälereien verschont." Das sei der allgemeine Seufzer der Deutschen in Brasilien. Dazu wird uns von kundiger Seite geschrieben, daß allerdings die Landenteignung in Rio Grande do Sul viel Staub aufgewirbelt habe. Doch sei der Bericht der „Köln. Ztg." übertrieben. Seit Jahren wurde in Brasilien von Spekulanten ein arger Landschwindel mit Staatsland getrieben, das nicht rechtlich erworben worden war. Die Behörden ließen die Sache lange gehen, bis die betreffenden Spekulanten sich politisch unliebsam machten. Dann erst schritt man gegen sie ein und ernannte einen Ausschuß zur Untersuchung der Landbesitzfrage in den zumeist beteiligten Bezirken. Dieser Ausschuß ging sehr genau vor und fand zum Teil unglaubliche Verhältnisse. So war in der Gemeinde Santa Cruz den sog. Besitztiteln und Vermessungsplänen nach ungefähr doppelt so viel Land verkauft worden, als innerhalb der Gemeinde überhaupt vorhanden war. Mehrere Abschnitte standen nur auf dem Papier d. h. ein und derselbe Plan war mehrere Mal verkauft worden. Nur die Namen der Flüsse fanden sich dabei verändert. Man kann es dem Staate nicht verübeln, wenn er da reine Wirtschaft gemacht hat. In einzelnen Fällen ist es allerdings vorgekommen, daß deutsche Ansiedler, die solches widerrechtlich erworbene Land von Spekulanten gekauft hatten, vor die Wahl gestellt wurden, entweder das Land noch einmal zu bezahlen oder es zu verlassen, nachdem sie sich über die Rechtlichkeit des Besitztitels nicht genau unterrichtet hatten. Immerhin sind bei dem Vorgehen der brasilianischen Regierung Härten und Ungerechtigkeiten hervorgetreten, und mancher Unschuldige ist in Mitleidenschaft gezogen worden. Man darf sonach erwarten, daß die Vertreter der Reichsregierung von Fall zu Fall einschreiten und sich der deutschen Besitzer nachdrücklich annehmen werden. Ein rasches und entschiedenes Auftreten wäre namentlich dann geboten, wenn die Meinung begründet sein sollte, daß es sich um einen planmäßigen Feldzug gegen das Deutschtum handelt. In solchen Fällen entwickeln die englischen, französischen und italienischen Vertreter in der Regel eine größere Thatkraft und dringen auch leichter mit ihren Forderungen durch.

Bei den Kolonieen, die eine Gesellschaft unter Führung des Herrn Dr. Herrmann Meyer-Leipzig aufgeschlossen hat, konnten irgend welche Beanstandungen nicht eintreten, da die betreffenden Landstrecken zum größten Teile unmittelbar vom Staate erworben worden waren. Die Entwickelung der Meyerschen Kolonieen schreitet erfreulich vorwärts. Da die vermessenen Kolonieen größtenteils besetzt sind, so wurde Anfang 1902 das Areal um das Doppelte vergrößert. Für die Seelsorge und den Schulunterricht wird Pfarrer Faulhaber in wenigen Monaten nach Neu-Württemberg abgehen. Schulunterricht wurde bereits bisher, wenn auch in primitiver Weise, abgehalten.

Nationale Bestrebungen anderer Völker im Auslande. Ende Februar hielt in London die „Nationale Vereinigung von Lehrern der französischen Sprache in England", begründet im Jahre 1881, eine Preisverteilung ab. Dabei dankte der anwesende französische Gesandte im Namen seiner Regierung der Vereinigung, die allezeit an der Ausbreitung der französischen Sprache und des französischen Einflusses wie an der Erhaltung des Friedens zwischen zwei großen Staaten arbeite.

Seit 1889 besteht in **Italien** die „Società Dante Alighieri", eine Gesellschaft wie der Deutsche Schulverein, mit der Aufgabe, italienische Schulen und Kindergärten im Auslande zu unterstützen, den Landsleuten draußen zu raten und zu helfen und bei ihnen

die Muttersprache und das Bewußtsein der unzertrennlichen Gemeinschaft mit dem Mutterlande zu pflegen. Diese Vereinigung zählt gegenwärtig 9000 Mitglieder in 71 italienischen und 21 ausländischen Ortsgruppen und steht unter Leitung des Senators Pasquale Villari. Die Ausgaben beliefen sich im letzten Jahre auf 60 000 Lire. Die Italiener im Auslande bekunden bekanntlich ein weit stärkeres Nationalgefühl als die Deutschen. Das bezeugten Edmondo de Amicis und Angelo de Gubernatis, ferner der Abg. Carlo de Rudini, die das lateinische Amerika, d. h. die italienischen Kolonien in Argentinien und Brasilien bereisten. Nach Argentinien wanderten in den letzten fünfzig Jahren 1,1 Mill. Italiener aus. Dort leben sie am dichtesten im Staate Santa Fé am Parana und haben zusammenhängende blühende Ansiedlungen begründet. In Buenos Aires erscheinen italienische Zeitungen, dort wurde im letzten Herbst eine Besprechung von Vertretern aller italienischen Gesellschaften Argentiniens abgehalten. In Argentinien bestanden Ende 1900 gegen 300 italienische Schulen mit 4335 Schülern. In Brasilien sitzen die Italiener weniger geschlossen, zählen aber 1,3 Mill. Köpfe gegenüber nur 0,3 Mill. Deutschen. Am dichtesten finden sie sich im Staate San Paulo, wo sie nahezu ein Drittel der Bevölkerung ansmachen. In Rio Grande do Sul leben 160 000, in Santa Catharina annähernd 150 000 Italiener, meist als Bauern oder Kaffeepflanzungsarbeiter. Diese Italiener gehören überwiegend den unteren Klassen an, sie veramerikanisieren nicht, sondern sie bleiben Italiener, sie behalten ihre Eigenart, sie fahren fort, italienisch zu sprechen und italienisch zu handeln, sie sind stolz darauf, Italiener zu sein, und halten in bedingungsloser Liebe blindlings zu dem fernen Vaterlande, obwohl es so wenig für sie gethan hat. — Auch die italienischen Konsuln treten nachdrücklich für die Italiener im Auslande ein. In ihren neuesten Berichten warnen die italienischen Konsuln zu Stuttgart, Frankfurt a. Main und Hamburg die italienischen Arbeiter vor der Auswanderung nach Deutschland, da es dort entweder an Arbeitsgelegenheiten fehle oder aber die Unternehmer zunächst an öffentlichen Bauten sich verpflichtet hätten, in erster Reihe einheimische Arbeiter zu verwenden.

Offenen Kampf!

An unsrer Hüfte klirrt nicht mehr,
Wie in der starken Städterzeit,
Das ungefüge Bürgerschwert,
Zu ehrenfestem Stoß und Streit.

Auf unserm Langhaar blinkt nicht mehr
Der Helm von glatter Lederwand,
Kein Raubgesindel hebt im Busch
Zu Mord und Tod die derbe Hand.

Und doch — das ist ein Kämpfen heut
So giftig und so würdebar,
Daß tausendmal die alte Zeit
Die bessre und gesündre war!

Gebt mir ein Schwert zu offnem Kampf!
Stellt einen Mann mir, der sich wehrt!
Der Teufel aber hol das Gift,
Das spritzend aus der Feder fährt!

Fritz Lienhard.

Aus: Fritz Lienhard. Gedichte. Erste Gesamtausgabe.
Leipzig und Berlin SW. 46 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag. 1902.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VIII.

Clara Viebig, die Wacht am Rhein. — Hedwig Dohm, Christa Ruland. — Emil Marriot, Menschlichkeit. — Johannes Richard zur Megede, das Blinkfeuer von Brüsterort. — Maxim Gorjki, die alte Jsergil.

Durch eine Rundfrage bei den größten deutschen Leihbibliotheken stellte das „litterarische Echo“ vor kurzem fest, daß Clara Viebigs Dienstbotenroman „Das tägliche Brot“ das meistgelesene Buch des letzten Jahres gewesen sei. Es erscheint mir richtiger und wertvoller, das meistgekaufte Buch zu ermitteln, das sich nur selten mit dem meistgelesenen decken dürfte. Jedenfalls beweist das mitgeteilte Ergebnis aber, daß Clara Viebig den Leuten zu Danke erzählt. Und wer noch nichts von ihr kennen gelernt hätte, könnte durch vorsichtige Rückschlüsse doch leicht die Art ihrer Begabung, wenn auch nicht die Höhe, daraus erraten. Man wird nicht fehl gehen, wenn man einer solchen Schriftstellerin Eigenschaften zuschreibt, die dem Durchschnittspublikum entgegenkommen. Man braucht nicht lange danach zu suchen.

Es ist nicht so die künstlerische und sittliche Seite, auf der diese Eigenschaften liegen, es ist die geistige. Clara Viebig stellt an ihre Leser nicht allzugroße Ansprüche. Ihre Bücher sind kräftig und lebendig geschrieben und von robuster Gesundheit getragen; ein scharfer Blick für das Reale verrät sich darin, die Ursprünglichkeit einer ungebrochenen derben Natur erfreut, eine nicht eben häufig zu findende dichterische Gestaltungskraft zwingt zur Hochachtung. Wenn ich dazu noch eine sichere Tapferkeit und Ehrlichkeit rühme, so ist damit gesagt, daß die Viebigschen Werke, deren rein künstlerische Schwäche immer in der Komposition liegt, gewiß nicht unterschätzt werden dürfen.

Nun allerdings hat sich die gesamte deutsche Kritik, soweit ich sie zu überblicken vermag, dahin geeinigt, in diesen Büchern Meisterwerke deutscher Erzählungskunst zu sehen. Und dafür fehlt mir allerdings jedes Verständnis. Denn bei allen vortrefflichen Eigenschaften, die ich absichtlich sofort stark betonte, läßt sich doch nicht leugnen, daß diese Bücher weder eine Höhe noch eine Tiefe haben, daß sie — das „Weiberdorf“ mit eingeschlossen — im letzten Grunde einen kleinbürgerlichen Charakter tragen. Es ist ein Kleben am Stofflichen überall, und das Stoffliche gerät ausgezeichnet, doch ist es nicht nur die Oberfläche, sondern es ist leider auch das Ganze. Man kommt von der satten Bürgerlichkeit nicht los; man ißt stets Erbsen mit Pökelkamm. Ein ausgezeichnetes Gericht; aber wo sind die Flügel, die mich nach oben reißen, wo das Wort, das mich der Enge entrückt und mich von mir selbst erlöst, wo der Spiegel, in dem ich mich erkenne,

daß ich zittre? Das alles fehlt. Man bleibt in der Enge, die mit großer plastischer Kraft vor uns hingezwungen wird; man sitzt wie ein Falter in der kunstvoll geschliffenen Glasglocke und stößt sich den Kopf an den Schranken.

Ich fürchte, daß gerade der normale gesunde Menschenverstand, der in den Viebigschen Werken regiert, ihnen diese große Beliebtheit im Lesepublikum verschafft hat, in höherem Grade verschafft hat, als die Vorzüge. Gevatter Schneider und Handschuhmacher erkennen sich mit Behagen in den Romanhelden; es ist alles „so natürlich", nicht nur weil in der That Clara Viebig „mit unbestochenen Augen" sieht und das Gesehene gestaltet, sondern doch auch, weil sie höhere Gefühlswerte, als sie dem Durchschnitt gerade noch zugänglich sind, selbst nicht in Rechnung stellt. Alle ihre „Helden" sind mehr oder minder subalterne Naturen. Das ist, wenn es mit dieser Ausschließlichkeit geschieht, schon bedenklich. Gewiß, der große Dichter kann das Höchste aus dem Unteroffizier gerade so gut entwickeln, wie aus dem Genie und Himmelsstürmer. Man denke nur an Raabe! Clara Viebig jedoch sieht, wenn sie einen Feldwebel in den Mittelpunkt rückt, selbst mit Feldwebelaugen, sieht über Kasernenwände, Essen und Trinken und den Dienst nicht hinaus. Und deshalb kann ich mir unmöglich vorstellen, daß man einen Roman von ihr öfter als einmal lesen kann. Ich bekenne offen, daß ich immer gleichgültig an ihre Werke ging. Nur ihre Kunst interessierte mich, das Litterarische. Eine menschliche Durchschüttelung und Läuterung ergab sich nie; die große Herzenssehnsucht konnten diese braven Alltagsnaturen, die kaum ein dumpfes Streben kennen, nicht befriedigen und erlösen. Und daß ich mich in ihnen nie zu erkennen vermochte und deshalb nie den vollsten Anteil an ihnen hatte, das ist doch die Schuld oder vielmehr ein Mangel der Dichterin, nicht etwa, wie man einwerfen könnte, eigener geistiger Hochmut. Warum berühre ich mich mit dem Bettler, dem Bauern, der Botenfrau, die große Poeten — und auch ganz realistisch — vor uns hinstellten? Weil ihr rein Menschliches reiner und freier über die äußere Hülle dringt, so daß ich Bruder zu ihnen sagen kann. Nichts ist an sich so gering, daß es nicht ein Teilchen des Ewigen in sich trüge. Es kommt nur auf die Augen an, die es sehen. Noch immer gilt, daß die Sonne sich nicht nur im See spiegelt, sondern auch im Tautropfen blitzt. Aber Clara Viebig, so scharf sie sieht, sieht nicht tief genug. Sie sieht die enge Gasse, aber sie sieht doch nicht recht die Sterne, die darüber stehen und die von der Hütte nicht weiter sind als vom Palast. Mit einem Worte: der Ewigkeitsgehalt fehlt ihren Schöpfungen, die wir als kräftige Zeitillustrationen schätzen, die aber mit der Zeit selbst doch vergehen werden.

Es erschien mir Pflicht, diese allgemeineren Worte über Clara Viebig zu sagen, ehe ich von ihrem neuen Roman rede. Denn bei einer Persönlichkeit, die wie sie im Vordergrund des litterarischen Lebens steht, kommt es nicht auf das einzelne Buch an. Ob die „Wacht am Rhein" etwas besser ist als die früheren Werke oder etwas schlechter — das ist eine ziemlich untergeordnete Frage. Man soll kräftig schaffende Geister niemals auf Ein Werk festlegen. Die Hauptsache bleibt die Herausschälung des Wesentlichen der Persönlichkeit, das in der langen Reihe der Schöpfungen immer wiederkehren wird.

Wenn man „Die Wacht am Rhein" (Berlin, F. Fontane & Co. 1902) gegen die vorhergehenden erzählenden Werke der Viebig abwägt, so wird man zu einem zwiespältigen

Urteil kommen. Man wird dieses Buch wohl als ihr schwächstes ansprechen müssen und gleichzeitig wieder als ihr erfreulichstes. Der letztere Eindruck überwog sogar bei mir. Denn zum erstenmal scheint es, als strebe Clara Viebig bewußt aus der Enge hinaus, und die Freude darüber konnte sich dadurch, daß sie ihr Ziel nicht erreichte, wohl mindern, aber sie blieb doch. Ein größeres und freieres Streben ist selbst dann nicht zwecklos, wenn dadurch, wie hier manchmal, der Zwiespalt zwischen Wollen und Können peinlich hervortritt. Es bleibt ein Segen dabei, auch wenn es nur der ist, daß man die Grenzen seiner Begabung nunmehr genauer erkennt.

Man hätte Clara Viebig schon vorher getrosten Mutes das Horoskop stellen können, daß sie an dem gewählten Stoffe scheitern müsse. Viel hat sie geträumt, nach Großem gerungen: sie wollte die gewaltige Zeit etwa von 1848—1871, die Zeit der deutschen Einheitskämpfe, in ein bezwingendes dichterisches Gebilde fassen, sie wollte — oder konnte nur — Schmerz und Not und Größe der Epoche in Alltagspersönlichkeiten und Kleinbürgern spiegeln, sie wollte zeigen, wie der Partikularismus von rechts und links im großen deutschen Nationalgefühl aufgeht, und was das Weib, die deutsche Frau und Mutter dazu, also zuletzt zur Erreichung des herrlichen Ziels einer Reichs-Einheit, gethan hat.

Eine imperatorische Kraft, die Feldherrnkunst, die Massen zwingt und ordnet, das große Kompositionstalent gehörten dazu, um diesen Stoff frei zu beherrschen. Und gerade die kompositionelle Energie, die größere Gebilde zusammenhält, geht Clara Viebig völlig ab. Ihr künstlerisch am höchsten stehender Roman ist eine lang geratene Skizze, und nur die Energie der Darstellung täuscht darüber hinweg. Man hat den Frauen ja überhaupt die künstlerische Kompositionskraft abgesprochen und darauf verwiesen, daß gerade im Drama, welches die starre, durchgehaltene Linie am stärksten fordert, die Frauen nichts geleistet haben. Wie dem auch sei: ebenso wie der phantasiereiche Julius Grosse den gleichen Stoff im Volkramslied in episch-lyrisches Stückwerk zerblasen hat, so hat ihn Clara Viebig in erzählendes Stückwerk zerblasen. Ihr Roman ist unheilbar zerfahren; man kann das geistige Band, das die ungleich geratenen Stücke binden soll, nur mühsam festhalten. Und die handelnden Personen sind doch mehr in einen äußerlichen als einen inneren Zusammenhang gesetzt mit den großen Weltereignissen, so daß man sich manchmal fragt, warum eigentlich der Riesenapparat der Weltgeschichte hier in solchem Maße mitspielt. Es geht so weit, daß man oft zweierlei zu lesen glaubt, was garnicht zusammengehört. Man liest hier von Kleinbürgern, vom Feldwebel Rinke, vom Sergeanten Conradi, vor allem von Josephine Conradi, geb. Rinke, — und auf der andern Seite sind wir im großen Leben der Zeit, in den Straßenkämpfen von 1848, in den Siegen, den großen Schmerzen, der größeren Begeisterung von 1870. Beides, das Kleine und Große, spielt natürlich zusammen, oft ganz geschickt zusammen, aber ohne absolute, jede Möglichkeit der Trennung ausschließende Notwendigkeit. Und die natürliche Folge ist, daß man in der großen Herzensbewegung, die durch die Schilderung der deutschen Glanz- und Siegeszeit hervorgerufen wird, das Kleine vergißt, daß man über die Personen, die eigentlich das Buch zum Roman machen, völlig hinwegsieht.

Auch Clara Viebig scheint sie zu Zeiten ganz vergessen zu haben. Vielleicht sind sie ihr selbst manchmal kleinlich vorgekommen. Sie schildert mehr, als sie es sonst thut; und die Barrikadenkämpfe in Düsseldorf, die Schilderungen der siebziger Begeisterung

nehmen für einen Roman ungebührlichen Raum ein. Aber hier ist doch der Flügel, von dem ich oben sprach, der Flügel, der zur Höhe reißt. Das ist allerdings nicht Clara Viebigs Verdienst — das Gedicht und Gericht von 1870/71 klingt selbst aus dem Munde eines Stammlers für jeden Deutschen überwältigend.

Viel ließe sich noch weiter sagen. Wie sich eine leichte Unsicherheit im ersten Teile verrät, wo das alte vormärzliche Düsseldorf lebt und auf die Preußen schimpft — eine Unsicherheit, die sich durch Einfügen und Auflegen allzuvieler Details offenbart. Es ließe sich noch der Schluß des zweiten Buches rühmen, noch mehr die schönen Worte am Ende des ganzen Werkes. Aber wenn auch der Raum herhielte — wozu? Das sind und bleiben — ob sie nun rühmenswert sind oder nicht — Einzelheiten. Der Roman selbst, das Ganze ist ohne Frage verfehlt. In der Kunst hat das in magnis voluisse sat est keine oder nur sehr bedingte Geltung. Aber für Clara Viebig selbst, hoffe ich, für ihre menschliche und dichterische Persönlichkeit kann doch aus diesem verfehlten Werke ein Gewinn erblühen. Sie wird daraus lernen und sich auf ihr engeres, aber eigenstes Gebiet beschränken, auf dem sich — was gewiß nicht bestritten werden soll — ihre kräftige Gestaltungskraft oft bewährte. Vielleicht mußte der Weg zu vollem Gelingen über dieses Mißlingen führen, das doch von so großem strebenden Bemühen redet. Es würde mich jedenfalls nicht wundern, sondern nur freuen, wenn ihren späteren Schöpfungen in irgend einer Art zu gute käme, daß sie sich hier einmal in freiere Lüfte und größere Räume gewagt hat. —

Mit der „Wacht am Rhein" kann oder muß man sich ernstlich auseinandersetzen — mit Hedwig Dohms „Christa Ruland" (S. Fischer, Berlin 1902) ist das überflüssig, oder gar unmöglich. Ich hätte bis vor kurzem nicht geglaubt, so von einem Buche der Frau, die „Sibilla Dalmar" geschrieben hat, reden zu müssen. Diese „Christa Ruland" — das ist eine Salatschüssel geistreicher Aperçus; ein Buch ohne Kraft und ohne Glauben; ein Buch voll unangenehmer Eitelkeit; ein Buch von Berliner Wurzellosigkeit, hohl, erschrecklich hohl und leer, aber übertüncht von modernem Bildungsfirnis und garniert von jener halb überlegenen, halb melancholischen Ironie, unter der naive Gemüter stets eine Tiefe vermuten. Auf einen Haufen ist hier die widerwärtige Gaukelei und Blenderei jener Berliner Salons gekehrt, in denen man die neuen Moderichtungen wie die Sandwichs verzehrt. Und Hedwig Dohm steht nicht mit freiem Lachen über dieser Gesellschaft, fährt nicht in dreimal heiligem Zorn wie der Engel mit dem feurigen Schwert unter sie, reißt nicht die Larven von den Gesichtern, sondern behagt sich darin und nimmt alles — trotz der zeitweiligen Ironie — ernst. Und das ist das Haltlose, ja Widerwärtige an dem „Roman". Diese Menschen haben alle ein ausgebranntes Herz, sind blasiert und gieren nach immer neuen geistigen Sensationen. Novarum rerum cupidi wechseln sie ihre Götter in jeder Saison, je nach dem Schriftsteller, der gerade Mode ist. Sie drapieren sich heut mit Nietzsche und morgen mit Stirner; sie suchen mit Flaubert des parfums nouveaux, des fleurs plus larges und finden sie, wurzellos, bei modernen Wurzellosigkeiten, bei dem lyrischen Schaumkuchenbäcker Stefan George und seiner Schule, den „Epheben", bei Huysman und in der Renate Fuchs. Wenigstens in der vorigen Saison, wo „Christa Ruland" geschrieben ward. Heute werden es andere sein. Sie purzeln einen Monat lang vielleicht auch zu Sveden-

borg hinüber und werden, wenn mit Tolstoi oder einem andern das Christentum modern wird, Jünger Jesu Christi sein, ohne die Verruchtheit zu merken, die darin liegt. Jeder sucht, den Rekord in „Entwickelungen" zu übertrumpfen, und mit der Geschwindigkeit, die keine Hexerei ist, entwickeln sie sich in einem Jahrzehnt durch 40 der verschiedensten und einander entgegengesetzten Weltanschauungen hindurch. Ganz ähnlich wie der bekannte Thomas Truck, nur noch oberflächlicher. Ueberall naschen diese Weibchen à la Christa Ruland, und wenn in der Ferne der Hemdzipfel eines neuen Propheten weht, so stürzen sie mit Hosianna ihm nach, bezahlen natürlich den neuen Lehrer und Geistesgenossen mit sich selbst, finden nirgends Befriedigung und werden am Schlusse ihres Lebens vielleicht katholisch. Aber vor welchem Gott, Göttchen oder Götzen sie auch auf den zarten Knieen liegen — sie stellen immer Spiegel um sich herum, damit sie sich selbst in ihrer ganzen Bedeutung genießen können. Und diese Weibchen verlangen außerdem, daß ein ernster Mann sie ernst nimmt!

Weshalb dieses Buch eigentlich geschrieben ist, wird mir ewig ein Rätsel bleiben. Die einen festen Standpunkt des Geistes haben, werden darüber lachen oder die Achseln zucken; die schwer und ernst nach Befreiung und Erlösung, nach großen Lebenszielen Ringenden werden es mit heiligem Zorn beiseite schleudern, weil zu oberflächlichster Garnierung, zum modischen Dekorationsstück verwendet wird, was ihnen Herzenssache ist; die verwirrt Suchenden werden noch immer verwirrter werden, weil Hedwig Dohm selbst weder Weg noch Ziel weiß; und diejenigen, die sich unterhalten wollen, kommen nicht auf ihre Kosten, weil das Buch für sie zu langweilig ist. Wen also soll es denn erfreuen? Oder soll es etwa Typen geben? Nun, diese Art von Asphalt- und Salonpflanzen, die sich hier zum Rendezvous versammelt, gedeiht zum Glück für unser Volk nur in eng umgrenzten Kreisen von Berlin W.; im Volksganzen ist sie durchaus unwesentlich. Aber Bücher wie „Christa Ruland" fördern die Abneigung gegen den großen Wasserkopf Berlin und die mißduftige Blüte der „Berliner Litteratur" — eine Abneigung, die schon hunderttausend der besten Herzen erfüllt. Das Heil kommt immer aus Nazareth, kommt aus der Provinz; noch nie hat das stolze Berlin einen Dichter hervorgebracht, es hat sie nur an sich gezogen, zermürbt und dann gekreuzigt. Wenn das Dohmsche Buch durch sein Dasein diese Erkenntnis fördert, dann hat es doch auch sein Gutes gewirkt. —

Von den drei Frauenromanen, die heute vorliegen, steht künstlerisch wohl am höchsten der dritte: Emil Marriots „Menschlichkeit" (Berlin 1902, G. Grote). Aus dem Titel gähnt uns graue Theorie und frostige Abstraktion entgegen, aber in diesem Falle hält das Buch mehr, als der Titel verspricht. Es ist ein kluges, fast trotzig bis in die letzten Konsequenzen durchgehaltenes Buch. Es ist ein Problem-Roman und doch wieder keiner. Dr. Norberg, der Arzt eines großen Tiroler Dorfes, hat in den Fällen, wo es sich um unheilbar Kranke, etwa gar unnütze und schädliche Kreaturen handelte, ihre qualvollen Leiden verkürzt; er hat ihnen „aus Menschlichkeit" etwas plötzlich zum Tode verholfen. Das kreist als dunkles Gerücht, und der Pfarrer, der empört darüber ist, daß ein Mensch aus eigner Machtvollkommenheit dem göttlichen Willen so vorgreift, sorgt dafür, daß dieses Gerücht festere Formen annimmt, daß ein neuer Arzt sich in Maria im Walde niederläßt, daß die Bauern einer nach dem andern von Dr. Norberg

abfallen, bis er sich förmlich gemieden und geächtet sieht. Trägt er schwer daran, so trägt seine Frau schwerer. Auch sie hört das Gerücht, sie erinnert sich des plötzlichen Todes der eigenen krebskranken Mutter, sie schauert zurück vor dem „Mörder", zu dem zuletzt nur noch eine steht: des Pfarrers Schwester Susanne, seine Geistesfreundin und Genossin. Trefflich sind die beiden Frauen, die herbe, strebende, tiefer angelegte Susanne und Frau Käthe, die schöne Puppe, das „Weibchen", das ihrem Manne nur sinnlich etwas bedeutet, einander gegenüber gestellt. Und das Schicksal nimmt seinen Lauf. Bubi, Norbergs Kind, an dem Frau Käthe mit allgewaltiger Liebe hängt, erkrankt an Diphtheritis, und — die verzweifelte Mutter in ihrer furchtbaren Angst läßt den Vater, den eigenen Gatten, den „Mörder", der den letzten Versuch einer Rettung durch eine Operation machen will, nicht an das Kind heran, sondern flüchtet in halber Geistesverwirrung mit dem sterbenden Knaben ins Unwetter hinaus, um vor dem Pfarrhaus zusammenzubrechen. Die Szene ist kühn erdacht und großartig durchgeführt. Beide, Mutter und Kind, gehen zu Grunde; ein dem Leben abgestorbener Mann verläßt Dr. Norberg das Dorf.

Ein Problem-Roman, und doch keiner! Denn das gestellte oder wenigstens angeschnittene Problem soll nicht allgemeingültig gelöst, sondern ein einzelnes Menschenschicksal soll gestaltet werden — das Schicksal eines Menschen, der sich für eine von der Allgemeinheit nicht geteilte Auffassung entschieden hat. Das ist echt künstlerisch gedacht. Und die Marriot wird an einer Stelle fast unkünstlerisch, weil sie zu künstlerisch verfuhr und nun die Furcht hat, mißverstanden zu werden. Deshalb legt sie dem Arzte am Schlusse die Worte in den Mund: „Sagen Sie nichts mehr, keine moralische Nutzanwendung, daß das Schicksal, das ich meistern wollte, mir den Herrn gezeigt und mich zertreten habe .." Die Worte, so hell sie die Marriotsche Auffassung beleuchten, stören fast. Aus dem Roman selbst muß sich das ergeben und ergiebt es sich. Eine allgemeine Lösung des Problems — um es zu wiederholen — ist nie beabsichtigt. Das individuelle Geschick eines Mannes, der das Problem individuell gelöst hat, wird künstlerisch dargestellt. Ob dieser Mann in höchster Ehre lebt oder zertreten wird, das will für die Frage, ob der Arzt in entsprechenden Fällen dem Erlöser Tod vorgreifen darf, garnichts besagen. Und ich sehe in dieser Zurückdrängung des Allgemeineren, Abstrakteren zu Gunsten des Individuellen einen Beweis für das reife Künstlertum der Marriot.

Dem entspricht auch die Ausführung und Gestaltung im einzelnen. Es läuft nirgends eine mit schmächtigem Körper umkleidete Theorie herum, sondern Menschenschicksale rollen unerbittlich ab, und Weltanschauungen stoßen nicht in Worten und Sprachrohren, sondern in blutvollen Persönlichkeiten aufeinander. Die Marriot scheut nicht zurück vor der Schilderung ekelhaft Kranker, vor bäuerlicher Verworfenheit und dörflschen Lastern. Sie häuft sie eher, als daß sie sie wegräumt. Sie gehört zu den Persönlichkeiten, die sich beinahe wohl fühlen, wenn sie sich den Stachel ins Herz drücken können; sie schenkt dem Leben keine Grausamkeit, aber mit bezwingender künstlerischer Kraft ist alles gegeben; so folgerichtig ist alles aufgebaut, daß sich kaum der leiseste Riß zeigt. Vielleicht möchte man meinen, daß jene Landstreicherin und ihr krankes Kind, das die Katastrophe herbeiführen hilft, zu äußerlich eingefügt sind und daß ohne diese zufällige Affäre die dramatische Steigerung der Handlung unmöglich sei — doch das sind nebensächliche Bedenken.

Also ein gutes und großes Buch, ein Dichterbuch? Im Grunde doch: nein! Ohne alle Frage ein Künstlerbuch, aber kein angenehmes, eins von einer gewissen klaren Kälte. Ein Buch, das nicht im Tiefsten erwärmt, ein Buch, das nicht stark und fröhlich und ein hohes Labsal ist, wie es ein Dichterbuch sein soll. Es wappnet uns nicht mit Mut und goldner Rüstung, es befreit unsere Kraft nicht, es fehlt ihm doch auch zuletzt die große Liebe, die rein menschliche Güte. Emil Marriot hat noch eine Bitterkeit und einen Groll im Herzen. Man merkt es an der Art, wie sie das „Weibchen" charakterisiert; einen Groll, der gewiß im eigensten Erleben wurzelt, der eben nur ein bittrer Groll ist, kein reiner hoher Schmerz. Und ehe sie den nicht niedergezwungen und überwunden hat, wird sie ein wahrhaft großes Buch nicht schreiben. Im Künstlerischen kann sie schwerlich noch höher kommen. Und ein dichterischer Aufstieg ist nur zugleich mit einem menschlichen möglich. Man soll den Dichter und Menschen trennen. Ja, trennt sie nur! Trennt die Aehre von dem Boden, der sie getragen hat! Fragt nicht nach dem Wind, der sie gewiegt, der Sonne, die sie beschienen, dem Hagel, der sie zerschlagen hat! Sie selbst wird dem Betrachter mit tausend Zungen davon reden; sie selbst wird Zeugnis ablegen von allem Guten und Bösen, das ihr geworden und durch das sie geworden ist.

Emil Marriot, die die Bitterkeit nicht überwand, die in ihrem Roman unfröhlich ist, die kaum eine Gestalt darin hat, der wir Freund sein möchten, — sie müßte sich erst ganz verlieren, um sich zu finden. —

Da bleibt mir von deutschen Autoren für dieses Mal noch Johannes Richard zur Megede, der in seinem neuen Roman „Das Blinkfeuer von Brüsterort" ein sehr erfolgreiches Buch geschrieben zu haben scheint. Denn das vor nicht zu langer Zeit erschienene Werk steht nun schon bei der vierten Auflage (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt).

Herr zur Megede ist seit seinem Roman „Quitt" beim Lesepublikum sehr beliebt. „Quitt" entzückte nicht nur die Abonnenten der Leihbibliothek, sondern erwarb sich bis in litterarische Kreise hinein Anhänger und Verehrer. Vielleicht hätte ich mich auch dazu zählen dürfen, wenn ich es nicht gleich nach Sudermanns „Es war" gelesen hätte. Da erschien mir — mit Recht oder Unrecht — die ostpreußische Geschichte Megedes nicht recht eigentümlich, trotzdem einzelnes, wie die Wagenwettfahrt, mit erstaunlicher Darstellungskraft gegeben war. Seitdem ist manches Neue von ihm erschienen. Aber es hat nur bewiesen, daß ein Autor unter Umständen die Eigenart überspringt, um gleich zur Manier zu kommen. Oder soll ich doch „Quitt!" als Dokument Megede'scher Eigenart ansprechen?

Wie dem auch sei: „Von zarter Hand", „Félicie" und jetzt „Das Blinkfeuer von Brüsterort" — sie sind alle über einen Leisten geschlagen. Megede operiert fast stets mit einem Rassefrauenzimmer, das unverstanden, meist an eine zweibeinige Mittelmäßigkeit gefesselt, mit grünen suchenden Augen herumläuft, bis der Ausnahmemann, die Herrennatur ihren Pfad kreuzt, beide sich finden und — aus diesem oder jenem Grunde — wieder verlieren. Das ist flüssig und elegant, oft gewollt geistreich erzählt. Und Megede hat ein ausgezeichnetes Rezept, dem braven Bürgersmann zu imponieren. Er markiert den Lebemann, er markiert etwas Feudalismus und junkerliches Ostelbiertum, das in einer Brühe von weltmännischer Blasiertheit und etwas müder Ironie schwimmt. Natürlich ist das nur die Außenseite; darunter steckt selbstverständlich menschliche Größe und tiefe Sehnsucht, geboren aus einer alten unglücklichen Liebe. Ich zweifle nicht, daß diese

Megedeschen Helden alle Backfische entzücken werden, wie einst der wachsbleiche Graf in Hauffs Mann im Monde. Aber es giebt auch Leute — böse Menschen, die die Dekoration fortschieben und die der genial-schmerzensreichen und blasiert-ironischen Poesie abhold sind.

Wir wollen uns nicht aufhalten: „Das Blinkfeuer von Brüsterort" ist die übliche Unterhaltungslektüre, nur giebt es sich anspruchsvoller und entfaltet eine peinliche Geistreichigkeit. So sagt das Rassenweib Esther: „Aber wenn der einzige Weg zum Glück durch einen scheußlichen Sumpf ginge?" Und die Herrennatur, von Dühling, antwortet: „Vielleicht geht jeder Weg zum Glück über den Sumpf." Wenn das nicht geistvoll ist —! Ich empfehle dem Leser, sich in solchen Aperçus zu üben. Mit etwas Gewandtheit produziert man einige hundert in der Stunde, und ab und zu fällt doch einer darauf hinein.

In derselben Weise geistreich ist der Schluß. Die beiden Rassemenschen haben sich gefunden; sie stehen kurz vor ihrem höchsten Ziel: sie werden sich heiraten. Das schreibt von Dühling der Frau, um die er drei Jahre seines Lebens gelitten hat. Aus ihrer Antwort ersieht er, daß er ein Thor war, daß sie eine zahme Seele ist. Anstatt sich zu freuen, weil er nun ganz frei ist, ganz seiner Esther gehört, alles Frühere abgestreift ist — drückt ihn die Enttäuschung und das Bewußtsein, ein Narr gewesen zu sein, so nieder, daß er — schleunigst auch seine neue Liebe verläßt. Esther, das Rassenweib, findet das sehr begreiflich und ertränkt sich.

Ich leugne nicht, daß ein großer Dichter durch die ganze Anlage des Helden diesen Schluß begreiflich, ja notwendig hätte machen können. Aber Megede ist kein großer Dichter. Er hat diesen Schluß nur gewählt, weil er aparter ist als die erwartete Heirat. Man muß distinguiert sein! Da schüttelt man eben nur den Kopf. Der ganze Schluß steht durchaus auf der Höhe des mitgeteilten tiefsinnigen Gedankensplitters.

Das „Blinkfeuer von Brüsterort" ist wirklich ein Blink- und Blendfeuer. Es täuscht viel vor und hält garnichts. —

Vor drei Monaten habe ich an dieser Stelle von Maxim Gorjki, der neuesten russischen Berühmtheit, in einem kurzen Satze gesprochen und der Meinung Ausdruck verliehen, daß Leistungen und Weltruhm hier wohl in keinem rechten Verhältnisse stünden. Im kurzen Zeitraum von etwa 2 Jahren ward ein ganzer Rattenkönig Gorjkischer Werke über uns ausgeschüttet; drei, vier Verleger und eine große Schar von Uebersetzern beeilten sich, bis zum letzten Schnipsel alles, was der Dichter geschrieben, dem deutschen Publikum vorzusetzen; die Fanfarenbläserei in den Zeitungen wollte kein Ende nehmen, und als Gorjki krank wurde, gab es lange Privattelegramme. Es war also wohl nötig, sich mit dem Manne auseinanderzusetzen. So las ich denn Verschiedenes von ihm — nichts jedoch, was irgendwie Anlaß zu besonderer Begeisterung hätte geben können. Das waren gewiß kräftig angefaßte Geschichten, doch man kannte Art und Stil längst, und wenn es schon Russen sein sollten, so waren mir Korolenko und über alle hinaus Turgeniew ein gut Teil lieber. Ich gestehe, daß ich ein neues Bändchen der gesammelten Erzählungen von Maxim Gorjki zur Hand nahm, um — falls es wieder Mittelware bergen sollte — eine fröhliche Attacke gegen den russischen Litteraturheiligen zu reiten. Und nun, um es vorweg zu nehmen, hat er mich doch bezwungen.

Das Buch, mit dem es geschah, heißt „Die alte Isergil". Gesammelte Erzählungen von Maxim Gorjki. Aus dem Russischen von Michael Feofanoff (Eugen Diederichs, Leipzig,

1902). Erst dadurch hab ich begriffen, woher die Begeisterung für Gorjki stammt. Er ist ein wunderbarer Stimmungspoet. Das Rauschen des Meeres begleitet eintönig hier eine Erzählung, in der andern dehnt sich weit und traurig und eintönig die Steppe, über der dritten rauscht der Wald mit mächtigen Wipfeln, und so wächst fast jede auf einem großen und eigentümlichen Grunde, und die Schicksale der Menschen, der vergänglichen, verknüpfen sich mit der ewigen, unvergänglichen Natur.

Man weiß, wo Gorjki seine Helden sucht. Das Volk der Landstraße, kleine Bauern, Arbeiter, Zigeuner, Diebe, Mörder treibt er an uns vorüber. Und am liebsten erzählt er, wie sich in den Elenden und Verlorenen ein besseres Gefühl emporringt, dessen sie sich fast schämen, das sie nicht zeigen wollen; wie über das verrohteste und starrste Herz die Tauwasser gehen, und menschliche Güte emporblüht wie eine reine Blume aus Schutt und Trümmern. Kein Funken Sentimentalität dabei — die innere Güte suchen diese Patrone durch größere äußere Roheit fast wettzumachen.

Sechs Erzählungen bringt das Buch im Ganzen. Die meisten sind vortrefflich. Stoffliche Originalität verbindet sich mit künstlerischer Darstellung. Auch die Uebersetzung ist tadellos. Es ist klar, daß ein derartiges Buch nur in die Hand reiferer Menschen paßt. Sie werden besonders von den drei ersten Erzählungen ergriffen werden und vielleicht mit mir bedauern, daß unsere honorarhungrigen Uebersetzer sich kein Gewissen daraus machen, auch alle schwächeren Arbeiten Gorjkis auf den deutschen Markt zu werfen. Wer den Russen kennen lernen will, mag sich an die schön ausgestatteten Diederichsschen Ausgaben halten. Es scheint, daß hier auch in der Auswahl mit Sorgfalt vorgegangen wird. Ein sehr liebenswürdiger Künstler, Otto Ubbelohde, hat zur „alten Jsergil" den Buchschmuck gezeichnet. Ich meine allerdings, daß Ubbelohde und Gorjki solche Extreme darstellen, wie man sie suchen soll, und daß der Buchschmuck, wenn er schon keine Beziehungen zum Text hat, doch auch keinen Gegensatz dazu bilden darf.

Citate aus neuen Büchern:

„Es war ja alles ganz gut und recht, daß der Gefreite Jürgen Uhl bei seinen jungen Jahren nicht in der Herde lief, sondern gedankenvoll wohlerwogene Wege selbständig ging. Aber daß er seine Jugend für tot hielt und zur Feier ihres Begräbnisses dieses lange, gerechte Gesicht machte und Augen dazu, als wenn alle vorsichtige Ueberlegung aller vorsichtigen Menschen in ihm lag: Das war seine Lächerlichkeit. Die Jugend wird sich an dir rächen, Jörn Uhl! Auf, junges Blut! Daß Jörn Uhl kein Narr wird!"

„Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zu viel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die anderen, als Gott in den Knien lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtswissers, welcher das Wort klagt hat: „Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen."

Aus Gustav Frenssen, „Jörn Uhl".

Musikalische Rundschau.

Von

Leopold Schmidt.

VI.

Dem verflossenen Winter läßt sich Gutes und Schlimmes nachsagen. Ein Rückblick zeigt, daß die Zahl der Veranstaltungen gegen die im Vorjahre noch gewachsen ist, und daß das Uninteressante, Mittelmäßige infolgedessen sich noch breiter gemacht hat als sonst. Am bedauerlichsten ist es, daß dadurch der Ueberdruß gesteigert, die Andacht und Empfänglichkeit der Hörer herabgemindert wird. Es hieße aber undankbar sein, wollte man nicht auch das viele Gute, ja Hervorragende anerkennen, das uns heimische und auswärtige Künstler geboten haben. Auch der März und die ersten Wochen des April, die uns heute beschäftigen sollen, brachten noch genug des Bedeutsamen. Unfruchtbar verlief der Winter nur auf produktivem Gebiete; kein Opernerfolg, von dem die Geschichte Notiz nehmen wird, keine neue Erscheinung im Konzertsaal von bleibender Bedeutung sind zu verzeichnen.

Als wichtigste Neuerung, die unserm Musikleben wirklich eine bisher noch fehlende Nüance gegeben hat, bieten sich die von Richard Strauß ins Leben gerufenen Abonnementskonzerte des Berliner Tonkünstlerorchesters dar. Ob sie sich dauernd erhalten werden, ist bei dem fühlbaren Mangel an guten Novitäten allerdings fraglich. Immerhin ist hier einmal der Versuch gemacht, der noch um ihre Existenz und Anerkennung kämpfenden Neukunst eine Stätte zu bereiten, und ein Orchester von bis dahin untergeordneter Bedeutung ist durch gewissenhaftes Studium und geniale Leitung zu einem brauchbaren und gefügigen Instrument umgewandelt. Zu welcher Leistungsfähigkeit die „Tonkünstler" gediehen sind, zeigte sich recht deutlich in den beiden letzten Konzerten. Wie an den früheren Abenden stand jedesmal eine sinfonische Dichtung von Liszt auf dem Programm, die Wiedergabe dieser Tongemälde und der D-moll-Sinfonie Bruckners waren ganz hervorragende Orchesterleistungen. Außerdem kamen Strauß (Don Juan und Pilgers Morgenlied), Schillings und Reznicek zum Wort. Die beiden letztgenannten Komponisten dirigierten ihre Werke selbst. Schillings hatte mehr Erfolg mit seinen Liedern als mit der sinfonischen Orchesterphantasie „Morgengruß", die wohl die Grundstimmung des Heineschen Gedichtes wiedergiebt, in ihrer Ausdehnung aber monoton wirkt und nicht dieselbe Erfindungskraft zeigt wie Schillings' dramatische Musik in ihren besseren Partieen. Einen wenig bedeutenden Eindruck machte Rezniceks Ouvertüre zu einer noch ungeführten Oper „Till Eulenspiegel". Wir haben es da mit einer innerlich leeren Musik zu thun, die ihre Wirkung nur aus der geschickten Verwendung der moderne

Orchestermittel holt. An beiden Abenden wurde übrigens die Stimmung wesentlich durch die Mitwirkung zweier hervorragender Solisten gehoben. Karl Scheidemantel sang das schwungvolle „Morgenlied" von Richard Strauß mit einer Begeisterung, die einschlug und das stürmische Verlangen nach Wiederholung des Stückes weckte, und trug die Schillingsschen Lieder mit unübertrefflicher Meisterschaft vor. Im letzten Konzert, dessen Ertrag einem Pensionsfond des Tonkünstlerorchesters bestimmt war, trat Willy Burmester auf. Von den jüngeren Geigern ist er wohl der ernsteste. Trotz seiner virtuosen, auf allen Gebieten unfehlbaren Technik ist erfreulicherweise immer der vornehme und innerlich empfindende Musiker in ihm wirksam; es lebt in ihm ein ausgesprochen deutsches, im besonderen norddeutsches Element. Das E-moll-Konzert von Spohr und Bachs Ciaconna waren dazu angethan, diese Eigenart voll hervortreten zu lassen.

Im Bunde mit den Strauß-Konzerten fanden wie immer die von Weingartner und Nikisch geleiteten Abende die meiste Beachtung. Von der königlichen Kapelle im Opernhause konnte man eine ganz meisterhafte Aufführung der Faust-Ouvertüre Richard Wagners hören; vortrefflich gelang auch die Jupiter-Sinfonie und Berlioz' sinfonische Dichtung „Harald in Italien", wenn auch in letzterer der Vertreter der wichtigen Solobratsche zu wünschen ließ. Eine willkommene Bereicherung unserer Kenntnis älterer Musik war die Wiederaufnahme eine jener Nachtmusiken, die Mozart für kleineres (in diesem Fall aber vierfach geteiltes) Orchester geschrieben hat. Die Serenade in D (No. 8) ist überaus reizvoll und von köstlicher Lustigkeit; sie wirkte auf die Hörer mit einer Frische, als ob sie ein Jahrzehnt, nicht aber über ein Jahrhundert geruht hätte. In der Darstellung solcher feinen und zierlichen Dinge ist übrigens Weingartner außerordentlich glücklich. Nicht so ganz einverstanden kann man sich mit ihm erklären, wenn es den letzten Beethoven gilt. Wie schon seit einer Reihe von Jahren machte auch diesmal die „Neunte" den Beschluß. Wer sie je unter Bülow oder Hans Richter gehört hat, mußte in Weingartners Auffassung noch manches Unreife, jugendlich Unabgeklärte empfinden, obgleich die Aufführungen des Werkes unter ihm gegen früher schon entschieden gewonnen haben.

Die Philharmonischen Konzerte nahmen, nach einer leisen Abschwächung, im März wieder einen erneuten Aufschwung. Kein Wunder, denn mit der pathetischen Sinfonie von Tschaikowsky, der phantastischen von Berlioz, mit Beethovens C-moll und der Tannhäuser-Ouvertüre spielte Nikisch seine stärksten Trümpfe aus. Namentlich liegt ihm das geniale Werk des russischen Meisters wie kaum etwas Anderes und läßt alle Eigenheiten seines Temperamentes und seiner glänzenden Dirigentenbegabung in das hellste Licht treten. Auch dafür, daß er das Andenken Robert Volkmanns durch Aufführung seiner besten Sinfonie (No. 4 in D-moll) ehrte, verdiente sich Nikisch unseren Dank.

Nach einigen ziemlich mißglückten Versuchen in der ersten Hälfte des Winters haben sich in der zweiten Nikisch sowohl wie Weingartner von Novitäten ferngehalten. Da andererseits Richard Strauß unmöglich alle Wünsche lebender Komponisten befriedigen konnte, ist es erklärlich, daß manche von ihnen auf eigene Hand mit ihren Arbeiten an die Oeffentlichkeit traten. Die gewöhnlichen Sinfonie-Abende des Tonkünstlerorchesters im Deutschen Hof boten dazu vielfach die Gelegenheit; wer die Mittel hatte, wagte wohl auch ein eigenes Konzert. Was man dabei kennen lernte, war alles so unbedeutend

wenn nicht unerfreulich, daß es der Kritik versagt blieb, ermutigend für das Neue einzutreten. Namentlich mußte das prätentiöse Gebaren derer verstimmen, die für sich einen ganzen Abend und — wie ein junger Komponist bei Kroll — einen ungewöhnlichen Apparat in Anspruch nahmen. Dergleichen ist schon unklug, wenn man etwas zu sagen hat, denn nur von den Allergrößten verträgt man die Aufeinanderfolge mehrerer Werke; die meisten Novitäten entbehrten jedoch jener Eigenart, jenes persönlichen Zuges, ja selbst der technischen Vollkommenheit, die wenigstens für das Einzelne hätte interessieren können. Zu denken geben besonders gewisse Erscheinungen auf dem Gebiete des begleiteten Liedes, die einem jetzt häufiger begegnen: ich meine die secessionistischen Gesänge Derer, die sich vornehmlich zur Vertonung der neuesten Lyrik eines Julius Hart, Liliencron, Dehmel, Stefan George und ihrer weniger bedeutenden Nachahmer und Nachahmerinnen berufen fühlen. Es ist erschreckend zu sehen, zu welchen Resultaten solche auf dem Boden der ultra-modernsten Richtung erstandenen Bestrebungen führen konnten. Man steht da manchmal einem musikalischen Unvermögen und einer Verschrobenheit gegenüber, die betrüben müßten, wenn nicht glücklicherweise ihnen eine ernste Aufnahme, vorläufig wenigstens, versagt bliebe. Immerhin verdient der Umstand, daß so etwas möglich ist, als Zeichen der Zeit eine gewisse Beachtung.

Ueber den Mangel an Novitäten auf chorischem Gebiete ist in diesen Blättern schon einmal geklagt worden. Er zwingt die Leiter der großen Chorvereine, immer wieder auf ältere Meister zurückzugehen. Die Singakademie, die unter Georg Schumanns Leitung ein frischeres Leben entwickelt, griff außer zu der nach altem Brauche am Karfreitag aufgeführten Matthäus-Passion zu Albert Beckers B-moll-Messe, einem Werke, das in der neueren kirchlichen Litteratur mit Recht eine bevorzugte Stellung einnimmt. Siegfried Ochs veranstaltete mit seinem Philharmonischen Chor einen Bach-Abend, an dem ausschließlich Kantaten des Altmeisters, und zwar einige seiner allerschönsten, zu Gehör gebracht wurden. Wenn auch der Kultus großer Persönlichkeiten von dem Gros der Menge verständnislos, aus Mode und Nachahmungstrieb mitgemacht wird, so ist es doch erfreulich, daß die Liebe zu Bach in immer weitere Kreise dringt. Für die Entwicklung unserer künstlerischen Verhältnisse kann das jedenfalls nur von Vorteil sein. Ein hier noch nicht gehörtes modernes Werk bereitet augenblicklich der Sternsche Gesangverein vor; in dessen letztem Konzerte wird uns Friedrich Gernsheim mit der Passionsmusik von Felix Woyrsch bekannt machen, die anderwärts sich schon mit Ehren behauptet hat.

Zu diesen Aufführungen großer Körperschaften kamen natürlich allabendlich die Konzerte von Virtuosen beiderlei Geschlechts. Hier genügt es, die bedeutendsten herauszugreifen, bevor wir zum Schluß noch einen Blick auf die Opernbühne werfen. So viele auch das Podium betraten, die Entdeckung eines neuen Talentes, das Ungewöhnliches verspräche, wollte nicht glücken; die Träger bewährter Namen beherrschten diesmal ausschließlich die Situation. Alfred Reisenauer, der technisch und musikalisch genial veranlagte Pianist, beendete vor einem nicht sehr zahlreichen, aber beifallsfreudigen Zuhörerkreis seinen Zyklus von Klaviervorträgen. Nur der letzte Abend brachte ein gemischtes Programm; die andern waren einzelnen Komponisten gewidmet. Diese Sitte reißt jetzt mehr und mehr ein. Ob sie gutzuheißen, darf wohl bezweifelt werden; sie hat wie alles, was einen instruktiven Beigeschmack hat, auch etwas Unkünstlerisches an-

ist wohl nur in Ausnahmefällen gerechtfertigt. Aus demselben Grunde sind die sogenannten „historischen" Programme zu verwerfen, denn sie würfeln oft Musik zusammen, die aus rein ästhetischen Rücksichten besser getrennt genossen würde. Neben Reisenauer ist Conrad Ansorge zu nennen. Ansorge ist nicht ohne Temperament, aber ein grüblerischer Zug in seinem Spiel führt ihn oft absonderliche Wege. Sein Anschlag bringt im pianissimo zauberische Wirkungen hervor; im übrigen mußte man bemerken, daß die Sicherheit seiner Technik ins Wanken gerät, je mehr er einer an sich rühmenswerten Verinnerlichung der Darstellung nachstrebt. Virtuosentum im Sinne der älteren Schule und unbefangeneres, der eigenen Wirkung froheres Musizieren wurde von zwei weiblichen Vertretern der pianistischen Kunst geübt. Teresa Carreño entzückte im letzten Konzert der Philharmoniker wie in zwei eigenen Abenden durch ihre unverwüstliche Frische, ihre Kraft und ihr warmblütiges und dann wieder so anmutiges Wesen. Man kann über manches mit ihr rechten, sie nimmt es nicht immer allzugenau; aber man freut sich ihrer trotzdem von dem Moment an, wo sie in die Tasten greift. Sophie Menter trat nach langer Pause im Konzert der Wagner-Vereine auf und bewies, daß sie noch immer eine geschmackvolle Musikerin ist, und daß ihre seltene Meisterschaft kaum etwas eingebüßt hat.

Für die Gesangskunst traten am erfolgreichsten zwei Antipoden ein: Eugen Gura, der Abgott einer hinter uns liegenden Epoche, der sich nun von seinen Freunden verabschiedet und in dem gespendeten Beifall gewiß den Dank für eine lange und verdienstvolle Thätigkeit erkennt, und Ludwig Wüllner, der Ganzmoderne, der für seine zwischen Gesang und Deklamation schwebende Kunst sein Publikum erst herangebildet hat. Zwischen beiden steht Raimund v. Zur-Mühlen, halb flotter Musikant, halb raffinierter, ja krankhaft sensibler Vortragskünstler. Von ihm führt wieder eine Brücke zu dem Ehepaar Franz und Magda v. Dulong, deren aufs feinste ausgearbeitete Gesänge immer eine Spezialität unter den vokalen Darbietungen bedeuten. Diese alle vertraten das moderne Lied, während Frau Melba in einem mit Joachim veranstalteten Konzerte die herrliche Schönheit ihrer Stimme im italienischen und französischen Ziergesange bewundern ließ.

Berühmte Geiger konzertierten, Burmester ausgenommen, nur in Verbindung mit Pianisten. Marteau spielte mit Risler, Ysaye mit Pugno, die Neruda mit Gernsheim. Und zwar waren es ausschließlich „Sonaten-Abende", eine neuerdings sehr in Aufnahme gekommene Mode musikalischer Unterhaltung. Jede Gruppe hatte dabei etwas Typisches. Die Verbindung Neruda-Gernsheim stellte sich gewissermaßen auf den deutschen akademischen Standpunkt; Marteau-Risler waren die Repräsentanten des französischen Kammerstils in etwas verweichlichter Auffassung, während Ysaye-Pugno das ungebundenste Virtuosentum zu Worte kommen ließen. Natürlich war der lebhafteste Erfolg auf seiten dieser letzten beiden; ihr Vortrag der Kreutzersonate riß das Publikum zu Kundgebungen hin, wie sie in unseren Konzertsälen selten sind.

Der Kammermusik fehlte es auch sonst nicht an trefflichen Interpreten. Unter den Quartettvereinigungen nimmt die der „Böhmen" eine mehr und mehr geachtete Stellung ein. Die Herren Hoffmann, Suk, Nedbal und Wihan verdanken diesen Erfolg vor allem ihrem Temperament, das allerdings, zumal beim Vortrag slavischer Musik, unge-

ahnte Wirkungen erreicht. Recht günstig führte sich das „Brüssler Streichquartett" bei uns ein. Auch hier liegt die Stärke in nationaler Eigenart; wenigstens traten die Vorzüge des Zusammenspiels in einem Werk des Franzosen César Franck am überzeugendsten in die Erscheinung. Endlich sei noch eines Trios gedacht, das sich kürzlich hier aufgethan und in dem für solche Zwecke sehr geeigneten Oberlichtsaal der Philharmonie seine Soiréen begonnen hat. Die neue Vereinigung beabsichtigt, zu einem billigen Eintrittspreise einem zwanglos an Tischen sitzenden Publikum das zu bieten, was unter solchen Umständen bisher noch nicht geboten ist: Kammermusik, allerdings untermischt mit Solovorträgen instrumentaler und vokaler Natur. Die Idee wird voraussichtlich dauernd Anklang finden, um so mehr, als sich in den Herren Wittenberg (Violine), Hekking (Cello) und Schnabel (Klavier) drei ausgezeichnete Künstler verbunden haben und die bisher aufgestellten Programme eine glückliche Hand verraten.

* * *

Im Anschluß an die im vorigen Bericht behandelten Opern mögen hier noch zwei ältere Werke erwähnt sein, die, für Berlin wenigstens, den Reiz der Neuheit hatten. Das Theater des Westens brachte im März in abgerundeten Aufführungen den „Kuß" von Smetana und „Im Brunnen" von Wilhelm Blodek († 1873). Smetana gehört zu den bekannten Bühnenkomponisten, seitdem seine „Verkaufte Braut" die Runde über alle Theater gemacht hat; weniger ist es ihm gelungen, sich mit seiner symphonischen und seiner Kammermusik zu allgemeinerer Geltung zu bringen. Smetana ist der Begründer der nationalen Oper der Tschechen. Seine Musik wurzelt im böhmischen Volksliede, in der böhmischen Tanzweise und empfängt von hier ihre stärksten Impulse. Das giebt ihr ihren besonderen Reiz, aber auch ihre Einseitigkeit, ihre Beschränktheit für den dramatischen Ausdruck. Wo das Lokalkolorit zu zeichnen war, ist sie von glücklichster Wirkung; für die psychologische Entwicklung der handelnden Personen, das liegt auf der Hand, können so scharf geprägte Gebilde nicht immer ein fügsames Material sein. Und was im Original vielleicht noch verdeckt ist, bei der Uebersetzung tritt es klar zu Tage: die mangelnde Durchdringung von Wort und Ton, die nach unseren Anschauungen erst den wahrhaft dramatischen Ausdruck ermöglicht. Dazu kommt noch, daß Smetanas Opern mehr oder weniger an uninteressanten, prosaischen Textbüchern leiden. Auch der „Kuß", dem eine ganz hübsche Idee, der Streit zweier Liebenden aus Zartgefühl, zu Grunde liegt, enthält nur wenige anmutende, bühnenmäßig wirkende Scenen. So ist also der Genuß, den die Oper gewährt, mehr ein rein musikalischer, sozusagen instrumentaler. Die Handlung giebt gewissermaßen nur die Anregung zu Stimmungen, die dann in der Musik selbständig verarbeitet werden. Diese Musik aber ist ungemein fein, voller Erfindung, von eigentümlichem Reize in ihren zarten, melancholischen Partieen, und durch und durch das Werk eines erfahrenen und berufenen Meisters. Erscheint daher das Stück als solches auch etwas verblaßt, und wird es kaum jemals eine rechte Theaterwirkung erzielen, die Schönheiten der Partitur verdienen, daß man sie zum Leben erweckt. Es werden sich ihrer sicher nicht wenige freuen.

Sind schon die Opern Smetanas nicht eigentlich modernen Charakters, so mutet der Einakter von Blodek geradezu altmodisch an. Schon die Handlung nimmt sich auf

unseren Bühnen merkwürdig aus. Eine harmlose Dorfgeschichte, aber nicht realistisch behandelt, sondern mit der ganzen Verlogenheit der älteren Theaterei, das Ganze nur ein Vorwand für Arien, Duette und Ensemblesätze. Diese Musikstücke sind jedoch wirklich hübsch; sehr einfach, aber vor allem frisch und natürlich. Die Schreibweise des Komponisten ist volkstümlich, gewandt, wenn auch nicht kunstvoll im höheren Sinne. Es begegnen einem Wendungen, die in ihrer Einfalt fast an die dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erinnern. Blodek war Professor am Prager Konservatorium, selbst für seine Zeit ein Reaktionär; das Streben nach Neuerungen lag ihm fern, für ihn ist das Theater noch ein dramatischer Konzertsaal. Seine Musik ist lange nicht so national gefärbt wie die Smetanas, obwohl auch Blodek von Geburt Tscheche war. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß beide Männer in geistiger Umnachtung starben.

Da die Kleinigkeit sich anspruchslos giebt, gefiel sie und fand fröhlichen Beifall. Man konnte sich auch bei dieser Gelegenheit überzeugen, daß die Wiederbelebung älterer Opern noch immer ihre Freunde findet. Aus demselben Gefühl, das unsere lebenden Tonsetzer zu allerhand Kompromissen zwischen Altem und Neuem, Fremdem und Nationalem treibt, wendet sich auch das Publikum gern wieder einer gesunderen Kost zu, als ihm so manchmal in schwülstigen und innerlich hohlen Erzeugnissen geboten wird. Das giebt wohl zu denken dem, der sich gern ein Bild von der zukünftigen Gestaltung der Dinge entwirft und zugleich, rückschließend auf die Vergangenheit, diese nicht als eine abgeschlossene Epoche, sondern im Zusammenhang mit der gesamten Geschichte unserer Tonkunst zu begreifen sucht.

Frühlingsahnung.

Wann kommt des Frühlings Wonne,
Daß sie mein Herz erquickt, —
Nach jedem Strahl der Sonne
Mein Auge sehnend blickt,
Nach jedem Windesweben,
Nach jedem Wolkenzug,
Nach jedem Knospenstreben,
Nach jedem Vogelflug.

Schon schimmert an dem Himmel
Ein hoffnungsreiches Blau,
Der Wolken dicht Gewimmel
Wird licht und silbergrau, —
Bald trägt die Erde wieder
Ihr grünes Feierkleid,
Und Nachtigallenlieder
Versüßen alles Leid.

Eduard Paulus.

Wir sprechen unser lebhaftes Bedauern darüber aus, daß durch ein schwer verständliches Uebersehen im Aprilheft das herrliche Gedicht „Renaissance" die Unterschrift Ernst Paulus trägt, die selbstverständlich „Eduard Paulus" lauten sollte. Der Herausgeber.

Bücherschau.

Cornelius Gurlitt, Geschichte der Kunst. In zwei Bänden. Stuttgart 1902. Arnold Bergsträßer. Preis M. 44,—.

Das Unternehmen, eine allgemeine Geschichte der Kunst zu schreiben, muß naturgemäß von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwieriger werden. Der Stoff wächst auf allen Seiten und in allen Ecken an, fernliegende Gebiete werden aufgeklärt, müssen einbezogen werden und werfen oft verändernde Rücklichter auf frühere Gebiete. Zudem wird der Grundsatz allgemeiner, die Kunstgeschichte nicht mehr von dem engen Gesichtswinkel einer Entwickelungslehre der Formen, sondern als einen Teil der allgemeinen menschlichen Kulturgeschichte zu behandeln. Es wäre bei dieser Sachlage noch denkbar, eine den neuen Anforderungen entsprechende Kunstgeschichte in einer langen Reihe von Bänden zu schreiben. Es aber in zwei Bänden zu thun, ist ein höchst schwieriges Unternehmen. Der Verfasser muß stets vor der Wahl stehen, entweder die allgemeinen Entwickelungen oder das Detail zu unterdrücken. Das letztere würde dem Werke in den Augen vieler schaden, übrigens noch weniger verhängnisvoll sein als das erstere. Von dem reichen Illustrationsmaterial, das wir neuerdings gewöhnt sind, muß selbstverständlich in so engem Rahmen abgesehen werden.

Bedenkt man alle diese Schwierigkeiten, so muß man sagen, daß Cornelius Gurlitt seine Aufgabe meisterhaft gelöst hat. Der Text liest sich flüssig trotz der enormen Einschränkungen, die sich der Verfasser auferlegen mußte. Es ist gerade genug Detail vorhanden, um über alle bedeutungsvollen Namen, Werke und Vorgänge Aufschluß zu geben, und doch beherrscht ein scharf gezeichneter, klarer Entwickelungsgang das ganze Buch. Nur in den Abbildungen hat sich der Verfasser eine wirklich empfindliche Zurückhaltung auferlegt: es sind zusammen nur 30 Tafeln beigegeben. Diese sind allerdings sehr gut ausgewählt und vorzüglich, zum Teil farbig, wiedergegeben. Der Leser wird daher sein Anschauungsmaterial anderwärts aufzusuchen haben, was ja heute nicht schwer wird.

Schon in seiner vor zwei Jahren erschienenen deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts führte Gurlitt einen Grundsatz der Geschichtsschreibung ein, der damals viele stutzig machte: er verzichtete freiwillig auf die sogenannte objektive Schilderung. Er gab von vornherein zu, daß andre andrer Meinung sein könnten, und daß er die Geschichte nur so wiedergäbe, wie sie sich ihm persönlich abgespielt zu haben scheine. Dies war ganz besonders am Platze gegenüber von Erscheinungen, die fast bis in die Gegenwart hineinreichen und die noch bis vor kurzem der Gegenstand von teils heftigen Parteistürmen waren. Der Verfasser erhielt dadurch eine Freiheit der Betrachtung, die sonst unter keinen Umständen möglich gewesen wäre. Er überträgt diesen Grundsatz jetzt auch auf das vorliegende große Werk. „Schon längst habe ich gelernt, darauf zu verzichten, daß etwa ein Katholik und ein Liberaler, ein Franzose und ein Deutscher durch Belehrung oder Aussprache den andern zu *seiner* Auffassung der Weltgeschichte bekehrt, so sehr vielleicht alle vier sich mühen, dem andern gerecht zu werden. Die so heiß erstrebte Objektivität ist ein Ziel, das zwar einen Gott begeistern kann, einem Menschen aber nie erreichbar ist: denn wir leben in der Bedingtheit des Seins und mithin auch des Urteilens. Ich aber möchte mir beim Urteilen dieser Bedingheit stets klar bleiben." — Diese Bedingtheit giebt die volle Unbefangenheit des Urteils und Ausblickes, die Möglichkeit, die großen Züge unbeeinflußt zu zeichnen, die der Verfasser uns in dem großen Buche vorführt. „Wagt es einer, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich den Augenblick frei" sagt Goethe.

Indessen gegenüber den großen geschichtlichen Thatsachen der Vergangenheit ändert doch selbst die bewußt persönliche Auffassung nicht mehr allzuviel. Im allgemeinen steht die Wertung der großen Ereignisse auch in der Kunstgeschichte fest. Dagegen verbleibt Spielraum in Fülle in den Beziehungen und Zusammenhängen. Und hier kommen wir auf den

großen Wert von Gurlitts Buche. Die kulturgeschichtliche Begründung ist in einem kunstgeschichtlichen Werke wohl noch nie in dieser Schärfe zum Ausgangspunkt der Betrachtung gemacht worden wie hier. Dabei sind ganz neue Begründungen und Ursprünge für wichtigste Entwicklungen gefunden. So ist der Nachweis höchst interessant, daß die gewaltigen Raumschöpfungsgedanken, welche in den römischen, frühchristlichen und einem Theil der saracenischen Bauten angetroffen werden und im Gewölbe- und Kuppelbau gipfeln, aus der gemeinsamen Quelle der syrischen Kunst abstammen. Hier, wie in andern Fällen, ergiebt sich ein weites Feld für die Einzelforschung, um die großen Züge der Gurlitt'schen Ausblicke zu vervollständigen. Viele anderen wichtigen Ereignisse rücken für den Leser in ein neues Licht, sie erscheinen dabei einleuchtend und notwendig. Die großen Züge, mit denen der Verfasser die Gänge und Wandlungen in der antiken Kunstwelt zeichnet; die klaren Anschauungen über die kulturgeschichtlichen Unterströme, welche die gotische Kunst und namentlich die verschiedenen Kirchenanlagen erzeugten; die sich stets gleich bleibende unproduktive Stellung Roms zur Kunst („Rom gebiert nicht Kunst, sondern saugt sie auf"), dann wieder die neueren, anschaulich und plastisch hingesetzten Entwickelungen seit der Renaissance, das alles zeigt selbständigste Auffassung, eine unbedingte Meisterschaft der Behandlung und eine erstaunliche Beherrschung des Gesamtstoffes. Bis nach China und Japan reichen die Fäden der Betrachtung, und die slavische, persische, indische Kunst bilden in der älteren Geschichte ebenso notwendige Bindeglieder wie etwa die italienische oder niederländische Kunst in der neueren.

Freilich bringt eine örtlich so weit ausgreifende Betrachtung einen kleinen Nachteil mit sich: sie unterbricht die Entwickelungsdarstellungen der Kunstzentren häufiger als dies erwünscht ist. Gurlitt sucht den Mißstand durch Anbringung von Randhinweisen auszugleichen, die fast in der Fülle auftreten, wie sie unsere heutige Bibelbearbeitung zeigt. Dadurch ist ungemein viel gewonnen. Aber man muß häufig blättern, und um das Buch bei solcher Arbeit ganz durchsichtig zu machen, wäre vor allem ein Register dringend notwendig gewesen, das auffallender Weise weggeblieben ist. Kein wissenschaftliches Buch sollte ohne ein ausführliches Sachregister erscheinen. Es schließt den Inhalt erst auf, der sonst der Welt wie ein verschlossener Schatz erscheint. Selbst wer das Buch von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat, bedarf des Registers, um Stellen, deren er sich erinnert, wiederzufinden. Ja selbst der Verfasser selbst muß es haben, um seinen Stoff stets kontrollfähig in der Hand zu behalten.

Doch dieser äußerliche Fehler läßt sich in einer folgenden Auflage leicht beseitigen. Die ganze Kunstwelt muß dem Verfasser dankbar sein für die treffliche Lösung seiner schwierigen Aufgabe. Das Buch ergänzt und erweitert die bisherige Kunstlitteratur in einer sehr zeitgemäßen Weise. Die große That, die in ihm geleistet ist, wird freilich erst nach Jahren sichtbar werden. Das Buch enthält zu viel Neues, um vom Standpunkte der alten schulmäßigen Betrachtung der Kunstgeschichte sogleich voll gewürdigt und unwidersprochen hingenommen werden zu können. H. M.

Neue Novellen von **Adolf Schmitthenner.** Leipzig, A. W. Grunow. 1901. 437 S. 8. Preis gbd. M. 6.—.

In den drei Abteilungen dieser Novellensammlung mit je drei Stücken zeigt der Verfasser sein großes novellistisches Können auf drei verschiedene Arten. Die erste, bedeutendste, bekundet seine Meisterschaft auf dem Gebiete der kulturhistorischen Erzählung. Und unter diesen wieder nimmt die mittlere, „Wildfang", den ersten Rang ein, aber nicht bloß unter diesen, sondern überhaupt unter den kulturgeschichtlichen Novellen unserer Litteratur. Aber auch die anderen zwei, „Das Eheexamen" und „Tilly in Nöten" sind, als Novellen angesehen, vorzüglich. Was diese drei Erzählungen zu guten kulturhistorischen Novellen macht, ist nicht bloß das kulturgeschichtlich richtige Drum und Dran, sondern die Kunst, die Konflikte ganz ungezwungen aus der Zeit herauswachsen zu lassen, und mit ihren Bedingungen zu lösen, ohne daß uns die Sache im geringsten archaistisch anmutet. Und welch prächtige Gestalten und welch lebensvolle Bilder vergangener Zeiten stellt Schmitthenner wieder vor uns hin! Vielleicht hat uns noch kein Dichter die Gestalt Tillys so liebenswürdig und doch wahr geschildert wie Schmitthenner in der

kleinen Heidelberger Episode; ich möchte sie mit C. F. Meyers „Gustav Adolfs Page" in eine Linie stellen. Die zweite Abteilung bringt leichtere Ware: zwei Kindergeschichten mit entzückenden Einzelheiten und eine lustige Verspottung der Vereinsmeierei, „Unser Cello", die zwar immer noch Geist, aber wenig von Schmitthennerschen Geist hat. Endlich in der dritten Abteilung begiebt sich der Verfasser auf das Gebiet des phantastisch-symbolistisch-märchenhaften, als ob er, der dichterischeste Realist unter unseren Erzählern, seinen Kunstgenossen zeigen wollte: Seht, ich kann auch das so gut wie Ihr! Vorzüglich ist, insbesondere in der ersten Skizze „Feuer", die Stimmung eingehalten: sie läßt uns nicht los und hält uns noch lange nach dem Lesen in ihren Bann. Im ganzen aber kann ich derartigen Halbverständlichkeiten keinen Geschmack abgewinnen und gestehe offen, daß ich mit der zweiten und dritten Skizze nichts rechtes anzufangen weiß und über den unangenehmen Zwiespalt nicht weggekommen bin: steckt nun da unendlich viel Tiefes dahinter oder gar nichts? Ueber das Aergerliche dieses Zwiespaltes vermag den Leser keine Kunst, selbst die Schmitthennersche nicht, wegzubringen.

Wimpfen. Richard Weitbrecht.

Neue Flugblätter. Volkstümliche Lieder mit Zeichnungen deutscher Künstler. Breitkopf & Härtel. O. J. 50 Blatt auf imitiertem Büttenpapier in Mappe 5 M. Einzelne Blätter 10 Pf. (Größe 34 : 27 cm.)

Ich möchte mit dieser Anzeige auf ein, wie ich sehe, noch viel zu wenig bekanntes Unternehmen hinweisen, das geeignet ist, jeden Freund volkstümlicher deutscher Kunst mit großer Befriedigung zu erfüllen. Darin sind wir, glaube ich, einig, daß an dem Kunstleben der Nation unser Volk noch so gut wie keinen Anteil hat, und ferner darin, daß bis jetzt die Voraussetzungen dafür, daß man es Anteil nehmen läßt, gar nicht vorhanden waren. Ein Anfang ist mit dieser Veröffentlichung gemacht, der Anfang nämlich, um eine lächerlich geringe Summe Bilder moderner Maler, welche die Dinge mit Wirklichkeitssinn und doch mit idealen Maleraugen ansehen, in die Häuser unseres Volkes zu bringen. Und mit den Bildern wieder die alten lieben weltlichen und geistlichen volkstümlichen Lieder; denn diese sind auf den Bildern abgedruckt, und dazu noch neuere. Von jenen nennen wir: Es ist ein Ros entsprungen, Ein feste Burg, Vom Himmel hoch, Nun danket alle Gott, Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, Aennchen von Tharau, Es waren zwei Königskinder u. a., von diesen Morgenrot, Wem Gott will rechte Gunst erweisen, In einem kühlen Grunde, Deutschland, Deutschland über alles, Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, Der Mai ist gekommen bis zum Kutschkelied und dem deutschen Flaggenlied. Alle diese Lieder wieder oder überhaupt unter das Volk zu bringen, ist an und für sich schon eine Sache, die sich der Mühe lohnt. Und dazu in welcher Gestalt! Zwar weiß ich ganz gut, daß ein großer Teil unserer Gebildeten noch nicht dazu erzogen ist, auch nur die entzückenden Bilder Heinrich Steinhausens zu Vom Himmel hoch und Nun danket alle Gott oder Es fiel ein Reif zu würdigen, geschweige andere, wie Thoma's Es ist ein Schnitter; ich weiß ebenso gut, daß mancher, der sie zu würdigen weiß, sich sagt: dem großen Haufen gefällt so etwas nicht, dem muß man anderes bieten! Aber ich habe das Zutrauen zu unserem Volke, das Ludwig Richter verstanden und lieb gewonnen hat, daß es doch einen Sinn für ernste deutsche Kunst besitzt, und daß es z. B. Steinhausens Weihnachtsbild lieb gewinnen wird. Und viele andere Bilder dieser Sammlung. Wenn man garnicht damit anfängt, unserm Volk derartige Bilder in die Hand zu geben, so wird man es auch nie zum Verständnis deutscher Kunst erziehen. Also man fange einmal an und zwar mit diesen billigen Bildern!

Natürlich sind nicht alle Bilder dieser Sammlung gleichwertig; einzelne scheinen mir als Bilder fürs Volk verfehlt, insbesondere wo irgend welche Allegorien ihr Wesen treiben, z. B. Ein feste Burg, Deutschland über alles, oder das archaistische wie O Haupt voll Blut und Wunden u. a. Leider zeigt unser Volk auch für die entzückendsten Darstellungen von Landschaften oder Landschaftsausschnitten, wie sie sich hier finden, noch keinen rechten Sinn; aber ich glaube, durch diese Blätter wird der Sinn mehr und mehr bei ihm erweckt werden; vielleicht langsam, aber es wird ihn bekommen.

Mit diesem mangelnden Sinn für Landschaften wird auch ein anderes volkstümliches Unternehmen rechnen müssen; wir meinen den „Künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus," größere Bilder (farbige Originalsteindrucke), die im Verlag von Teubner & Voigtländer eben zu erscheinen beginnen. Wir werden nächstdem auf diese Bilder zu sprechen kommen. Für heute aber wollen wir nachdrücklichst auf die „Neuen Flugblätter" hinweisen. Wer es weiß, welche bedeutsame Rolle die Flugblätter früherer Jahrhunderte gespielt haben, wir erinnern nur an die aus der Reformationszeit oder aus dem dreißigjährigen Krieg, der wird dieses richtige Mittel, an die Volksseele zu kommen, auch unter den heutigen, ja ganz anderen Verhältnissen nicht verwerfen, sondern sich seiner bedienen. Ich wage zu behaupten, daß das Bild und Lied: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" unter Umständen mehr moralischen Nutzen, um auch von diesem zu reden, schaffen kann als manche Moralpredigt, und das mag auch die veranlassen, nach diesen Bildern zu greifen, die von der künstlerischen Bildung unseres Volkes sich wenig Nutzen versprechen.

Wimpfen. Richard Weltbrecht.

Aus Eduard Laskers's Nachlaß. Herausgegeben von **Dr. Wilhelm Lahn.** Erster Teil. Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866—1880). Berlin, Georg Reimer 1902. VI, 168 Seiten. M. 2,40.

Diese Veröffentlichung aus Laskers Nachlaß enthält in der Hauptsache (S. 1—137) eine im Jahre 1882 verfaßte und nicht ganz vollendete historisch-politische Denkschrift über die damalige Lage der liberalen Partei, einsetzend etwa mit der Stein-Hardenbergischen Reformgesetzgebung, in breitern Zügen seit der Neuen Aera und der eigenen parlamentarischen Mitarbeit Laskers sich entwickelnd und bis zu den Zolltarifkämpfen von 1879 fortgeführt: ein Rückblick auf die preußische Geschichte vom liberalen Standpunkt. Die engeren Parteifreunde haben die Schrift mit seinem Tode als ein Vermächtnis an sie selber gepriesen, heute hat das Ganze nur noch als ein historisches Zeugnis für die innere Verfassung des preußisch-deutschen Liberalismus der 60er und 70er Jahre und insbesondere ihres namhaften parlamentarischen Taktikers eine gewisse Bedeutung. Es sind kluge, aber nirgends tiefe Ausführungen, trotz mancher treffenden Einzelurteile (so über Bismarcks Politik im Konflikt: „Er nahm die Situation vom persönlichen Standpunkt aus und fühlte sich in der Lage eines Mannes, der große Schuldposten sich anhäufen sieht mit dem beruhigenden Gefühl, daß in nicht langer Zeit der nasse Schwamm über die ganze Rechnung hinfahren werde; eine nicht seltene Erscheinung in dem Lebenslaufe solcher Männer, welche die auswärtigen Angelegenheiten zum Schlüsselpunkt ihrer gesamten Politik machen und bei denen das Spiel um so hohe Einsätze geführt wird, daß die kleineren Posten der inneren Politik dagegen wie Rechenpfennige erscheinen.") Auffallend altmodisch erscheint uns heute, nach zwanzig Jahren, der doktrinäre Standpunkt Laskers, der fast ausschließlich mit dem Schema liberal oder konservativ arbeitet, als wenn darin die ewigen Gegensätze der Menschheit beschlossen wären und als ob besonders die preußische Entwicklung allein darauf zurückgeführt werden dürfte; altmodisch auch die geringe Einsicht in die sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen der politischen Parteien, und die geringe Tragkraft seiner positiven politischen Gedanken: Rechtsgleichheit, und Identität zwischen liberaler Tendenz und wirtschaftlichem Fortschritt. Um so stärker ist der Glaube, daß die Organisation, die Einheitlichkeit, die Taktik der Partei das eigentlich Ausschlaggebende seien: daher wird schon die Spaltung bei der Indemnitätsvorlage von 1866 als verhängnisvoll bezeichnet, daher ist sein Hauptziel: Neubildung einer großen liberalen Partei „damit die Liberalen siegen, die Herrschaft über die Gemüter zurückerobern, die Regierung im Staate an sich bringen".

Unter den Anlagen ist die interessanteste ein Brief Bennigsens an Lasker vom 30. Juni 1878 mit Mitteilungen über seine Varziner Verhandlungen mit Bismarck, vor allem aber über den ihm von Bismarck vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 gemachten Antrag, im Fall einer Besetzung Hannovers durch preußische Truppen dort an die Spitze einer preußischen Regierung zu treten. Bennigsen lehnte den Antrag ab und verbat sich jede weitere Verhandlung darüber; er sieht mit Recht darin ein Zeugnis für die rücksichtslos entschlossene, revolutionäre Art, wie

Bismarck nicht allein selbst den entscheidenden Kampf um die Oberherrschaft Preußens zu führen gedachte, sondern das gleiche auch von andern erwartete, welche dieses politische Ziel verfolgten. Vor dieser auf das eine Ziel losstürmenden Energie erscheint in diesem Falle die spezielle Menschenkenntnis wie ausgelöscht.

In zwei weiteren Bänden dieser Veröffentlichung sollen der Briefwechsel Laskers mit seinen politischen Freunden und Gesinnungsgenossen, politische Artikel und Aufsätze, seine wichtigsten Reden, Aphorismen und Biographisches mitgeteilt werden. Trotz der zumal vom zweiten Bande zu erwartenden historischen Belehrung muß man sagen, daß eine solche Zerschneidung und stückweise Darbietung des Stoffes den Zwecken des Unternehmens nicht zum Vorteil dienen kann. Hermann Oncken.

August Trümpelmann, Die moderne Weltanschauung und das apostolische Glaubensbekenntnis. Berlin, Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn. 1901. 395 Seiten. M. 7,—.

Der reichbegabte Magdeburger Superintendent, seit Jahren ein wackerer Vorkämpfer für deutsch-evangelisches Wesen, hat in diesem Buche seine Auffassung vom Christentum in sachlicher Klarheit und tiefer religiöser Wärme niedergelegt. Es ist ihm wie so manchem ernstgesinnten Mann schmerzlich, daß das Christentum, das auf dem Boden der antiken Weltanschauung gewachsen ist, für viele Menschen unserer Tage außer Kurs gesetzt ist, da es ihnen unvereinbar dünkt mit der Anschauung von der Welt, wie sie seit Kopernikus immer energischer durch die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung gesichert ist. Trümpelmann steht mit beiden Füßen auf dem Boden dieser modernen Weltanschauung, aber sie hat ihm das Christentum nicht herabgemindert, im Gegenteil, weil ihm die Welt geweitet ist, weil ihm Blicke vergönnt sind in das unabläßige Schaffen Gottes, der immer neue Formen und Wesen in unendlicher Mannigfaltigkeit hervorbringt, gerade darum verehrt er um so inniger den Gott, der da Geist ist. Zudem weiß er ein anderes: das Christentum steht und fällt durchaus nicht mit der antiken Auffassung von der Welt, ihrer Entstehung und ihren Gesetzen,, das ist nur die zeitgeschichtliche Form, in die es sich gekleidet, eine Hülle, die es heute ruhig abstreifen darf; denn das Christentum ist ja Lebensanschauung, legt den Hauptton auf die Gemütswerte und auf die sittlich-religiöse Kraft, die über allen Wechsel wissenschaftlicher Forschungen erhaben ist. Das sind freilich Wahrheiten, die seit Jahrzehnten für jeden ernsten Wissenschaftler sowohl wie für jedes wirklich religiöse Gemüt feststehen, aber wer ihren Mangel im Reden der Allgemeinheit über diese Dinge immer aufs neue vermißt und weiß, wieviel Unheil daher stammt, der freut sich über Trümpelmanns Buch und empfiehlt es allen Fragenden und Suchenden zur langsamen eindringlichen Durcharbeitung. Martinus.

Berichtigung.

In der dem Artikel „Friedrich Nietzsche und das Deutschtum von Adolf Bartels“ angefügten redaktionellen Bemerkung muß es selbstverständlich heißen: „Glauben aber dem nationalen Litteraturhistoriker (statt Historiker) das Wort lassen zu müssen.“

Anmerkung.

1. Diesem Heft liegt ein Prospekt über das neue in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende illustrierte Prachtwerk „Die Völker der Erde“ von Dr. Kurt Lampert bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer verehrlichen Leser hiermit angelegentlichst empfehlen möchten.

2. Ferner ein Prospekt über das soeben erschienene Werk von Professor Dr. Schiemann „Deutschland und die große Politik anno 1901“, der ebenfalls dringender allseitiger Beachtung empfohlen sein mag.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Nordlandfahrten

Die Hamburg-Amerika Linie verfügt über 279 Schiffe —darunter 127 grosse Oceán-dampfer— mit einem Gesammt-raum-inhalt von 661 355 Brutto-Register-Tonnen; ihre Schiffs-verbin-dungen umspannen den ganzen Erdball.

Erste Nordlandfahrt mit der Lustyacht „Prinzessin Victoria Luise" bis Drontheim; angelaufen werden: *Hoivarde, Odde, Molde, Naes, Drontheim, Maraak, Hillesylt, Oie, Loen* (Olden), *Balholmen, Gudvangen, Bergen.* – Abfahrt von Hamburg 8. Juni 1902. **Dauer 14. Tage.**

Zweite Nordlandfahrt mit der Lustyacht „Prinzessin Victoria Luise" bis zum Nordkap; angelaufen werden: *Hoivarde, Odde, Molde, Naes, Tromsoe, Hammerfest, Nordkap, Digermulen, Maraak, Gudvangen, Bergen.* — Abfahrt von Hamburg 25. Juni 1902. Dauer 16 Tage.

Dritte Nordlandfahrt mit dem Doppelschrauben-Schnell-dampfer „Auguste Victoria" bis nach Spitzbergen; angelaufen werden: *Hoivarde, Odde, Molde, Naes, Drontheim, Tromsoe, Hammerfest, Nordkap, Spitzbergen* (Advent-Bay, Bellsund), *Digermulen, Maraak, Gudvangen, Bergen.* — Abfahrt von Hamburg 3. Juli 1902. Dauer 22 Tage.

Vierte Nordlandfahrt mit der Lustyacht „Prinzessin Victoria Luise" bis zum Nordkap; angelaufen werden: *Hoivarde, Odde, Molde, Naes, Tromsoe, Hammerfest, Nordkap, Digermulen, Maraak, Gudvangen, Bergen.* – Abfahrt von Hamburg 15. Juli 1902. Dauer 16. Tage.

Fünfte Nordlandfahrt mit der Lustyacht „Prinzessin Victoria Luise" bis Drontheim; angelaufen werden: *Hoivarde, Odde, Molde, Naes, Drontheim, Maraak, Hillesylt, Oie, Loen* (Olden), *Balholmen, Gudvangen, Bergen.* – Abfahrt von Hamburg 3. August 1902. Dauer 14 Tage.

Alles Nähere enthalten die Prospecte.

Fahrkarten sind bei den inländischen Agenten der Gesellschaft zu Originalpreisen zu haben oder können bestellt werden bei der

Abtheilung Personenverkehr

der **Hamburg-Amerika Linie, Hamburg.**

Deutsche
Schreibtische

100 Sorten in jeder Preislage von 15 bis 500 Mk

eigenartig zweckmässig unübertroffen

Marke
Stolzenberg.

Fabrik Stolzenberg

Berlin W. 8 Charlotten-Strasse 23.

R Goethe 149.

FITZEL

JUN 19 1902

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Juniheftes. Heft 9.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Seite

Leitspruch von Immanuel Kant 321
Bernhardine Schulze-Smidt: „Im finiteren Thal". Eine Geschichte von der Treue (Fortsetzung) 321
J. Reinke-Kiel: Der reiche Mann 344
Karl König: Die neue religiöse Bewegung in unserem Volke 355
Stellen aus Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion" 363
Konrad Koch: Wilhelm Raabe und das deutsche Gemüt 364
Paul Samassa: Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn 374
Heinrich Brunner: Die Universität Posen und die Polenfrage 388
Mars: Was kann Nordamerika im Falle eines Krieges mit einer europäischen Macht leisten? . 397
Fritz Lienhard: Vom Stillesein. Rückkehr in die Stadt 405
O. Finsch: Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb I. 406
Theodor Schiemann: Monatsschau über die auswärtige Politik 425
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 433
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau 441
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande 450
Carl Busse: Litterarische Monatsberichte. IX. 459
Erich Haenel: Münchener Kunstbericht. I. 467
J. Reinke, Die Welt als That. Besprochen von E. Steinbrinck 472
Bücherschau von Alfred Kirchhoff, von Bremen, Otto Siebert, F. Lienhard, Paul Dehn, Busse-Palma u. A. 474

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:
vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—
Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50
Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Wir sind nicht hier, um glücklich zu sein,
sondern um unsere Schuldigkeit zu thun.

Immanuel Kant.

„Im finsteren Thal".

Eine Geschichte von der Treue.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Fortsetzung.)

Dergleichen sind Aerzte ja gewöhnt, und deshalb legte der Doktor ruhig seine Rechte um die willenlose Hand im geflickten Glacéhandschuh und prüfte erst einmal den Puls. — Gottesjämmerlich.

„Wir kennen uns schon, Fräulein Schrenk. Wo fehlt es? Nun, nun, fassen Sie sich."

„Ich bin nicht krank —" brachte sie heiser hervor, entzog ihm ihre Hand und fing an, ihre Thränen zu trocknen. Vergeblich. Sie weinte in heftigen Stößen und biß ins Taschentuch, aus Scheu und Angst vor ihm.

Er stand auf, goß ihr am Seitentische ein Glas Sherry ein und brachte die Zwiebackstrommel mit. „Sie hungern," sagte er kurz und schob ihr beides zu. Als sie sich wortlos sträubte, hielt er ihr das Glas an die Lippen, gab ihr einen der großen Zwiebäcke in die Hand und zwang sie nach seinem Willen: „Aus welchem Grunde Sie auch gefastet haben, so können wir nicht verhandeln. Meine Zeit ist knapp. Damals in der Nacht sind Sie mir verständiger vorgekommen."

Sie gab den Widerstand auf und aß und trank hastig. Er mußte sogar schließlich Einhalt thun.

„Das ist maßloser Unverstand, sich derartig zuzurichten. Wie rechtfertigen Sie das?"

„Sie wissen — — —"

„Nichts."

„Gestern Abend — — im Zirkus —! O, Herr Doktor, — daß Sie — o — wie soll ich danken —?"

„Garnichts zu danken. Einer mußte helfen, und ich saß als der Nächste hinter der Schranke."

„— o, verzeihen Sie meine Belästigung."

„Bitte."

„— und — wie steht es mit ihm? — mit Alimin? — Ist Hoffnung?"

„Das kann ich noch nicht sagen."

„— und ich darf jetzt zu ihm?"

„Nein, Fräulein Schrenk."

„Flehentlich bitte ich!"

„Unter keiner Bedingung."

„Wann denn? O Gott, schicken Sie mich nicht fort!"

Er stemmte sich gegen die Nervenkrise, die im besten Gange war, und wappnete sich mit seiner jungen Würde.

„Ich bitte *dringend* um Ruhe, Fräulein Schrenk. Besuche bei schwerkranken Patienten gehen gegen die Hausregel."

Unaufhaltsam rannen ihre Thränen. „Diese Klinik ist noch ganz neu — und Sie sind der Chefarzt — —; ich habe es gehört —" sagte sie gebrochen. „Ist denn schon alles in starre Regeln gepreßt — keine einzige Ausnahme mehr —?"

„Neu oder alt; gegen die gesunde Vernunft wird nicht verstoßen. Ihre Adresse kenne ich. Sobald eine entscheidende Wendung, auf oder ab, eintritt, verspreche ich Ihnen Nachricht, und dann wird sich das Weitere finden."

„— — in ein paar Tagen bin ich heimatlos. Der Direktor hat mir gestern gekündigt. Dann nützt mir keine Nachricht mehr."

„Mit Worten wie ‚heimatlos' soll man nicht so rasch bei der Hand sein, Fräulein Schrenk. Es giebt Kunstinstitute und Hilfsvereine für Bühnenkünstler wie Sand am Meer."

„Für Künstler wohl. — Nicht für Talentlose — Unglückliche —!"

„Ich fürchte, Sie suchen den Quell Ihres Unglücks nicht an der richtigen Stelle, nämlich in Ihnen selbst. Ich gebe Ihnen einen guten Rat; die Beherzigung liegt bei Ihnen: intimer Verkehr mit einer solchen exotischen Persönlichkeit — —"

Sie hob die Hand und sah ihm starr und gerade in die Augen: es lag eine stumme Drohung darin. „Also es ist unmöglich, daß ich ihn jetzt sehe?"

Er bejahte ihre Frage mit einer Kopfneigung und stand auf. Er hörte draußen seinen Wagen vorfahren: „Morgen erhalten Sie Nachricht, Fräulein Schrenk."

„Verzeihen Sie meine Belästigung," wiederholte sie, legte ein Dreimarkstück, das sie im Handschuh gehalten hatte, auf seinen Schreibtisch, grüßte, den düster-verbissenen Ausdruck von vorhin in ihren Zügen, und ging, an ihm vorüber, hinaus, ehe er sich von seinem Staunen erholt hatte.

Sofort warf er ein paar Worte auf seine Visitenkarte, des Inhalts, daß er die drei Mark für den Nubier Alimin in ihrem Sinne verwenden werde, steckte die Karte in den adressierten Umschlag und klebte die Marke auf. Unterwegs

sollte sie in den ersten besten Briefkasten. Dann sprang er in den Wagen und fuhr eilends von dannen.

Er kam an Herwigs Garten vorüber. Vor dem Eingange wurden kotige Bretter und nasse Leinwandpacken aufgeladen; denn der Sonnenschein wechselte mit Regenböen. Der Direktor, Kinn in grünem Wollshawl, Peitsche im Stiefelschaft, stand breitbeinig und trieb seine Wüstensöhne zur Arbeit an. Diese sahen in ihren schäbigen Röcken und Schirmkappen nichts weniger als prächtig aus. Seitab stand der Schutzmann und trieb auch. Bis Feierabend mußte der Platz gesäubert sein oder! — — Strafe zahlen!

Moniam-gse erkannte den Doktorwagen, warf seine Bretter von der Schulter, daß es einen mächtigen Kracher gab, und sprang, behend wie ein Baumaffe, übers Trottoir auf den Fahrweg. Er krallte sich an den Wagenschlag und fing an zu grinsen, zu nicken, zu plappern. Der Doktor mußte halten lassen, wenn er das schwarze Anhängsel nicht schleifen wollte.

Der Wagen stand und Moniam-gse davor, drückte die Flachhand gegen Stirn und Brust und stoppelte sein drolliges Deutsch zusammen:

„Bana! Guti Alimin salaam! Moniam-gse salaam für guti Alimin, Bana! Ja, ja, ja!"

Der Doktor schüttelte lächelnd die schmale, schwarze Hand und gab dem beredt fragenden Gesichte des Bürschchens ein zusagendes Kopfnicken zur Antwort. Dem herbeieilenden Direktor winkte er ab und fuhr im Schnelltrabe weiter. Noch eine ganze Weile setzte der behende Baghirmi mit großen Känguruhsprüngen dem Wagen nach, warf die langen Arme auf und schrie fein: Adié Bana! salaam Bana!" bis von fern des Direktors Hundepfeife schrillte und der wilde Springer zurückblieb.

* * *

Als der Doktor bei einem seiner Stadtbesuche einen Augenblick wartend im Wohnzimmer des altmodischen Hauses stand und die Sonne mit den Krystallprismen des Kronleuchters Farbenspiel trieb, fielen ihm plötzlich Marions Diamantnadeln ein.

Das war doch ärgerlich. In der Verblüffung seiner Abschiedsminuten mit Fräulein Schrenk hatte er vergessen, sich nach dem Verbleib der Nadeln zu erkundigen. Nach Tisch mußte er sofort in den Reepergang schicken, und dann konnte zugleich der Quittungsbrief über die fatalen drei Mark mitgenommen werden. Der steckte wahrhaftig noch in der Paletottasche.

* * *

Marion nahm die schöne halbe Stunde nach der heftigen Regenböe wahr, um im Garten Rosen für ihren römischen Thonkrug zu schneiden und auch

einen Strauß für Schwester Lenore zum Verteilen an ihre Kranken. Als sie sich dann überlegte, ob es ratsam sei, zu Großmutter zu gehen, wurde ihr eine Dame gemeldet: „Fräulein Schrenk."

„Zu mir?"

„Ja, Frau Doktor; zu Frau Doktor persönlich."

Marion freute sich kindisch. Das hatte sie sich gerade gewünscht. Genau wie ihr Gerd dachte sie im Moment mit keinem Gedanken an ihre Nadeln, sondern lief ihrem Besuche bis in den Flur entgegen.

„Wie reizend, daß Sie mich besuchen, Fräulein Schrenk! Wollen Sie mit mir in den Garten kommen? Ich freue mich so sehr über — —" Sie stockte; da fielen ihr die Nadeln ein, und Hanna streckte ihr auch schon den rosa Briefkarton hin.

„— mit vielem, vielem Dank, gnädige Frau —"

Ihr Ton klang so eigen, daß Marion ihre Hand an sich zog und festhielt und ausrief:

„Sie haben irgend etwas Schweres auf dem Herzen; ganz gewiß! — Sagen Sie nicht nein. — Wollen Sie sich mir anvertrauen, Fräulein Schrenk? Ich möchte Ihnen so gern irgend eine Liebe anthun. Kann ich Ihnen nicht helfen?"

„O, gnädige Frau — wenn das jemand kann, so sind Sie es," erwiderte Hanna, und Marion legte ohne weiteres ihren Arm um die Zitternde und führte sie in ihren sonnigen Garten zurück. Im Theepavillon auf der Mauer setzten sie sich nebeneinander ans breite Fenster mit dem Rande aus bunten Glasrauten. Die letzten blauroten Flatterblüten der alten Rankrose nickten dagegen, und drunten segelten die Kähne langsam und stattlich vorüber, durchs blanke Wasser des schnurgeraden großen Deep. —

„Hier sind wir still und ungestört," sagte Marion, „jetzt wollen wir sprechen, als ob wir Freundinnen wären."

* * *

Dreiviertel Stunden später, als es von den Türmen zwei schlug, gingen die Beiden Arm in Arm durchs grüne Mauerpförtchen in den Klinikgarten hinüber und von dort die kleine Hintertreppe hinauf in Schwester Lenorens Sprechzimmerchen. Marion wollte ihre Theerosen selbst abgeben und hoffte auf ein Schwätzchen, aber Schwester Konstanze hatte sich mit Magendrücken niederlegen müssen, und Schwester Lenore bedauerte sehr, alle Händevoll Arbeit zu haben. Somit machte sich Marion ziemlich bald auf den Weg zu Großmutter an den Kai.

XI.

Der Doktor stieg aus den Wagen und sah dabei nach der Uhr. Ueber vier. — Gott; er hatte plötzliche Sehnsucht nach Marion, sie wartete auch längst auf

ihn, aber erst die Pflicht: dann das Glück. Also geschwind noch einmal in der Klinik nach dem Rechten gesehen und für den neuen „Fall", den ihm der Kollege Schöning zur Klinikbehandlung auf morgen angemeldet, mit Schwester Lenore das Notwendige besprechen.

„Die Sache marschiert ja sehr flott," dachte er befriedigt. „Die Sonne scheint auch, und drüben habe ich eine ganz süße, kleine Frau —." In bester Stimmung hastete er treppan.

Oben angelangt, prallte er zurück. Im Flur lag Fräulein Schrenk auf den Knieen, hatte eine von Schwester Lenorens Blaudruckschürzen umgebunden, den Wassereimer neben sich und scheuerte die Dielen. Die grüne Seife schäumte ihr über die weißen Hände.

Sie wendete ihm ihr Gesicht zu und rasch wieder fort und scheuerte, als ginge es ums Leben. Er stand da wie ein dummer Junge, fand keine Worte für solch ein gewaltthätiges Ueberrumpeln, und die Ohren fingen ihm zu brennen an. Wer hatte ihm das eingebrockt? Schnell trat er in die nächste Thür: Nummer neun. Drinnen sprach Schwester Lenore, und die war für alles verantwortlich.

Unmöglich konnte er sie anfahren. Sie stand über Alimins Bett gebeugt. Er delirierte zähneknirschend, und sie mühte sich geduldig, seine wildfuchtelnden Arme mit ihrer Linken niederzudrücken. Ihre Rechte hielt das gefüllte Arzneigläschen, nach dem er schlug. Sie redete ihm sanft zu auf arabisch. Der gleichmäßige Tonfall ihrer Stimme und der in sich gekehrte Ausdruck ihres vornehmen Gesichtes wirkten wie Oel auf hohe Wogen. Er leistete ihr Hilfe, behorchte, beklopfte und fragte, und wurde bei den fachmännischen Erörterungen ruhig. Dann, als er eben zu Ende war, verstummte draußen das Geräusch der Scheuerbürste, und statt dessen sprudelte die Wasserleitung. Er hob das Kinn und fragte scharf:

„Wie kommen Sie dazu, ohne meine Ermächtigung eine wildfremde Person in meiner Klinik zu beschäftigen, Schwester?

Die kühlen grauen Augen maßen ihn ruhig.

„Frau Doktor hat Fräulein Schrenk selbst herübergebracht —"

„M — meine Frau?"

„Ja, Herr Doktor —"

„— und —?"

„und mir anempfohlen, meinte auch, ich solle ihr Nummer fünf anweisen, Ihre Genehmigung vorausgesetzt?"

Der Doktor mußte Luft schöpfen. „— und weiter?"

„Fräulein Schrenk verhält sich abwartend und hat einstweilen mit zugegriffen. Schwester Konstanze hat Unglück mit einem Eiterbecken gehabt, und der Flur mußte sofort gereinigt werden."

„Wo ist Schwester Konstanze?"

„In ihrem Zimmer. Sie war völlig fassungslos. Wir schicken sie wohl besser nach Oldenburg zurück, daß sie sich selber erst gesund pflegen läßt."

Der Doktor wendete sich ab und trat in die Fensternische, während Schwester Lenore sich wieder an Alimins Bett setzte, um die Wirkung der Medizin zu kontrolieren. Als er still wurde und einzudämmern begann, stand sie auf, lehnte sich dem Doktor gegenüber an den Pfeiler, und flüsternd, ihren Kranken immer im Auge, knüpfte sie das Gespräch wieder an.

„Dürfte ich um meine Anweisungen wegen Fräulein Schrenk bitten, Herr Doktor?"

„Ich werde vor allen Dingen mit meiner Frau ins Klare kommen müssen. Alles weitere hat Zeit. Vor meiner Entscheidung wünsche ich nicht, daß Fräulein Schrenk beschäftigt wird oder in der Klinik bleibt."

„Gut, Herr Doktor. Gestatten Sie mir noch eine Meinungsäußerung?"

„Bitte!"

„Es wäre doch vielleicht zu überlegen, ob wir die willige Hilfskraft, die ich der Güte Ihrer Frau Gemahlin verdanke, nicht wenigstens ausprobieren sollten, da wir morgen noch ein Privatzimmer belegen. Eine Hilfe muß ich dann, außer Lindemann, unbedingt haben. Das Anlernen besorge ich gern; das ist eine kleine Spezialität von mir."

„Wissen Sie, daß Fräulein Schrenk Schauspielerin ist?"

„Nicht möglich?!"

„Ihr ist zwar gekündigt, aber damit ist das Engagement keinesfalls schon gelöst."

„In meinen Augen ist die Schauspielerin kein Hindernis, Herr Doktor. Lieber Himmel, wenn Sie in die Vergangenheit so mancher guten Pflegerin hineinforschen wollten! Weltkinder, die Einkehr halten; Reuige, die umkehren möchten; Enttäuschte, Romantische, Nüchterne, und die Untadeligen sind oft genug Splitterrichterinnen. Glauben Sie meiner Erfahrung, Doktor; fünfzehn Jahre — das ist eine lange Zeit. Glauben Sie, Fräulein Schrenk hat vieles für sich. Sie ist nicht begriffsstutzig und nicht arbeitsscheu und nicht geschwätzig — eher das Gegenteil davon. Der Ekel macht ihr auch keine Schwierigkeiten; deshalb —"

„Und die Hauptsache? die Moral? Haben Sie da Garantieen?"

Schwester Leonore sah dem Frager voll ins Gesicht. Ein eigentümlich lichtvoller Blick wars.

„Garantieen kann ich, nach solch kurzer Bekanntschaft, wohl kaum erbringen, aber ich habe zwei sehende Augen. Das ist immerhin etwas, besonders, wenn man im Auslande neben der Krankenpflege sehr viel missioniert hat."

„Danke, Schwester. Ich werde morgen entscheiden. — Später, gegen acht,

sehe ich noch einmal herein. Fällt inzwischen etwas vor, so bitte ich, zu telephonieren. Ich bleibe zu Haus. Adieu, Schwester."

„Guten Tag, Herr Doktor."

Er durchschritt noch den kleinen Saal und beantwortete im Arbeitskabinett, eilend, was er von Eiligem und Wichtigem vorfand. Unterdessen sollte die Köchin ihm Fräulein Schrenk hereinrufen. Sie stieg bis in den Keller und unters Dach und rüttelte sogar an der verschlossenen Glasthür des Verbandzeugschrankes im Operationszimmer. Vergeblich; nirgends war sie aufzutreiben. —

Unverrichteter Sache und ernstlich verstimmt durchschritt der Doktor die kurze dunkle Allee des Klinikgartens. Um seine Füße rauschten welke Blätter: hatte denn kein Menschenkind Zeit zum Harken gefunden? Es verdroß ihn sehr, noch viel stärker jedoch das Bewußtsein, wie peinlich ihm der Gedanke an Marion war. Sein herzliebes Kleinchen — er meinte wahrhaftig, daß ers heute gar nicht lieb habe! — Da war sie schon.

* * *

Sie kam ihm über den Marmorfliesen des Gartenganges entgegen, frisch und reizend, eine halboffene Rose in der Hand und weiß gekleidet. Die Sonne spielte funkelnd mit den Diamantnadeln zu beiden Seiten ihres hohen Stehkragens.

Das bemerkte er gleich, und dann wunderte er sich darüber, daß die frohen Augen seiner Frau ihn nicht im geringsten schuldbewußt anblickten. Sie schwieg jedoch und war sehr geschäftig, knöpfte ihm den Gehrock eng über der Brust zusammen und steckte ihm ihre Rose ins Knopfloch. Darauf zog sie sein Gesicht zu sich nieder und küßte ganz zart und verschämt seine Wange.

„Guten Tag, Gerd."

„Guten Tag, mein Kind." — Er erwiderte ihren zarten Kuß ebenso maßvoll. „Wie hast Du Deinen Morgen verbracht?"

Marion kniff die Unterlippe ein, legte den Kopf auf die Seite und sah ihm so in die Augen, halb schelmisch, halb verlegen: „Gerd — Du weißt es ja; Du kommst ja von drüben, verstell' Dich doch nicht, Du Lieber."

„Ich habe triftigen Grund, sehr ungehalten auf Dich zu sein, Marion."

Sie seufzte und sagte nichts darauf, schmiegte sich an ihn und nahm seine Hand. So gingen sie ohne ein Wort über die Fliesen zurück ins Gartenzimmer, wo der Tisch gedeckt stand.

„Bitte, Schatz, laß uns etwas später darüber sprechen, wenn wir uns gestärkt haben," sagte sie. „Dann schilt mich. Aber Du mußt mich auch nachher anhören, Gerd, und ich muß mich verteidigen dürfen."

„Selbstverständlich, bin ich denn ein ungerechter Dummkopf?

„Mein geliebter Mann bist Du!"

„Wirklich? — Mache Dir nur klar, daß Männermeinung und Frauenmeinung zwei verschiedene Dinge vorstellen, mein Kind."

„Aber Liebe schlägt Brücken vom einen zum andern; ganz gewiß! Mir ist nicht groß bange vor Dir. Komm, da ist die Suppe: ich bin halb krank vor Hunger. Ich habe nämlich mit dem Essen auf Dich gewartet."

„Das ist wieder ein Grund zum Schelten."

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und reichte ihm seinen gefüllten Teller. „Gesegnete Mahlzeit, mein liebster Mann. Dies ist unsere erste Woche am eigenen Herd, und von der an will ich keinen Tag allein tafeln. — Sieh doch nur, wie wundervoll unsere Rosen noch sind."

Er gab ihr über den Tisch hinweg die Hand, und dann aßen sie schweigsam, er hastig, sie zierlich und bedächtig. Es lag so viel Harmonie und Schönheitsfreude in ihrem kindlichen und doch klugen Wesen. Zwischen dem Essen betrachtete er sich den antiken Krug, eine kleine Amphora mit Gloire-de-Dijon-Rosen und Rotbuchenzweigen locker gefüllt, in der Tischmitte. Diese Rosen, wie aus dem feinsten Wachse bossiert, mit den zarten Farben, die von Gelb zu Rosa hinüberspielten, mit dem kräftigen Blattwerk und edlen Dufte waren seine Lieblinge. Er konnte sich nicht satt sehen an der besonders reizenden Zusammenstellung. Feines Beobachten der Natur, inniges Erfassen seiner Liebhaberei mit dem Instinkte der echten Frauenliebe las er daraus.

Nein — es war unmöglich; solch eine Frau wie seine konnte keine Taktlosigkeit begehen. Die Blumensprache verriet es ihm. Jetzt mußte er ihr notwendig die Hand entgegenstrecken, und als ihre warme, kleine Hand sich hineinlegte, küßte er sie rasch, ehe das Hausmädchen den Nachtisch auftrug.

* * *

Jedoch, trotz guten Glaubens und warmer Liebe, pflegt ein Punkt im Strom zu kommen, wo das Brückenschlagen von Ufer zu Ufer, zwischen Mannesmeinung und Frauenansicht, schwer wird, namentlich wenn die Gegensätze sich noch nicht genügend ausgleichen können, weil die Verstandeskühle reifer Jahre fehlt; wenn das rechte Ufer felsig ist und das linke ebenes Gelände.

* * *

Der junge Gatte saß im bequemsten Sessel, hatte seinen Kaffee im neuen Eierschalentäßchen neben sich auf dem Lesetische und das erste Gläschen Danziger Goldwasser aus der frischgeöffneten Originalflasche dazu, nebst der Kölnischen Zeitung. Allein behaglich fühlte er sich nicht. Die angerauchte Zigarre hatte er in den Aschenbecher zurückgelegt, verschmähte mit Energie das elegante, seegrünseidene Daunenkissen zur weichen Anlehnung und machte ein höfliches Gesicht, während seine Frau ihm ausführlich berichtete:

„— — und als ich dann mit ihr im Pavillon zusammensaß, war es mir, wie wenn eine Pensionsfreundin zu Besuch da wäre, und es gäbe hundert Dinge zu teilen (zuck' nicht die Brauen, Geliebter; soll ich Dir meine Empfindungen unwahr schildern?). Siehst Du, es lag etwas Merkwürdiges in ihrem Wesen — etwas Verhaltenes, Quälendes, das zu groß in ihr geworden war, und es hätte ihr die Brust auseinandergerissen, wenn sie's nicht aussprechen konnte — und siehst Du, Gerd, da mußte ich ihre Hände nehmen und sagen: ‚Vertrauen Sie mir blindlings.' Ja, Gerd, das Wort habe ich gesagt. Zuerst hat sie garnicht sprechen können, und dann kommt es heraus, daß sie seit gestern Mittag nüchtern ist bis auf den Zwieback und den Schluck Wein bei Dir. Da habe ich sie gezwungen, daß sie mit mir frühstückt, draußen im Pavillon natürlich, und es war reizend poetisch mit den Rosen und den Segelschiffen. Zwei Glas Sherry hat sie trinken müssen, ehe ihr richtig die Sprache kam. War das recht so?"

„Vortrefflich," antwortete der höfliche Gatte mit gemessener Kopfneigung. Marion fiedelte auf seine Sessellehne über, und ihr warmer Blick suchte sein strenges Auge:

„Mein Gerd — Du bist garnicht wie Du. Interessiert es Dich denn nicht ein klein wenig, weil es mir so nahe geht? — Du ahnst nicht, wie namenlos tragisch ihr Schicksal ist, Gerd!" Sie faßte sein Gesicht fest in beide Hände, hielt es von sich ab und küßte seinen herbgeschlossenen Mund: „Mir zuliebe — werde warm für meinen Schützling!"

„Du als Protektorin: das ist wirklich zum Lachen."

„O, lache nicht, Gerd. Ich bin nicht so sehr Kind, wie Du meinst. Wenn man selbst überschwänglich glücklich ist, und solch ein bittres Lebenslos wird vor einem aufgedeckt — Denkst Du, das reift nicht?"

„ — zwischen elf Uhr vormittags und vier Uhr nachmittags Vollreife! Ach, Du Kind!"

Sie jedoch schloß ihm die Lippen mit der Hand; sie wollte kein Spötteln und Kleingemachtwerden.

„Wächst und reift denn alles gleichmäßig in der Welt? Denke an Kressensamen, Gerd. Den streust Du früh auf nassen Sand und nach Tisch ist er grün. Hast Du das als Junge nie probiert? Ich so oft! Ich darf nicht kindisch bleiben. Ich will Deine Gefährtin sein und suchen Dir Gutes nachzuthun und schweigen wie Du, wenn mir jemand sein Leid beichtet. Vertraue mir, Gerd; laß Fräulein Schrenk ihren armen Alimin pflegen dürfen, ohne daß Du erfahren mußt, was ich von ihr weiß. Thu es, weil ich Dich innig bitte."

Da war er, der Punkt am Strom, der sich nicht überbrücken lassen wollte: diesseits liebliches Gelände und jenseits steiler Fels. — Gerd weigerte sich.

„Das ist eine phantastische Forderung, liebe Marion, und hat weder Sinn noch Verstand."

„Oh, Gerd, hör' mich an; ich kann es noch nicht aufgeben. Liebster — meine Motive sind rein. —"

„— glaubst Du, daran zweifelte ich?"

„— und sind alles andre als phantastisch. Versteh' es doch, liebster Mensch; — seine Schande trägt man nicht offen vom einen zum andern —!"

Sein Kopf that einen Ruck in den Nacken; beide Hände legte er auf die Sesselehnen; denn Marion stand schon ein Weilchen, und sah sie groß an.

„Was sagst Du da, Marion?"

Sie wollte den Arm um seinen Hals schlingen, aber er steifte sich dagegen, wehrte sie ab und erhob sich gleichfalls.

„Ich verlange jetzt vollste Offenheit von Dir, Marion."

Keine Antwort kam. Ihre Lippen setzten sich fest auf einander wie die seinigen, und sie maßen sich gegenseitig mit den Augen.

„Nein!" sagte Marion leise.

Ungeduldig schnalzte er mit der Zunge und runzelte die Stirn:

„Verstehst Du — vollste Offenheit verlange ich."

„Nein — ich halte ihr mein Wort und dabei bleibt es. — Dazu haben wir Frauen dieselbe Verpflichtung wie ihr Männer. Wortbruch ist ehrlos."

Sie griff mit beiden Händen nach ihm und suchte ihr Gesicht gegen seine Brust zu pressen, er jedoch bog sich zurück, fing ihre Handgelenke ein und drückte sie mit seiner großen Rechten schmerzhaft zusammen: „Wie kommt das Wort ‚Schande' in Deinen Mund und Dein Verständnis?"

Marion öffnete ihre schönen kindlichen Augen weit ob des schroffen und kalten Tones aus dem geliebten Munde. Sie errötete dunkel, und ihre Brust hob und senkte sich rasch; allein sie gewann die Herrschaft über sich sofort wieder und sprach ruhig und freundlich:

„Liebster Mann, verzeih mir, ich bin übereifrig gewesen, aber blinder Eifer war es gewiß nicht, und die Hauptsache ist: ich habe mich verkehrt ausgedrückt. Siehst Du, ‚Schande' hab' ich gesagt und ‚Unglück' gemeint. Es ist das schrecklichste Unglück, das ich Dir verschweigen muß. Glaubst Du mir? Bitte, sieh mich doch an! Ja, Du glaubst mir — Du stößt Fräulein Schrenk nicht wieder in ihr hartes Leben zurück. Sie ist meine Freundin geworden —"

„Herzenskind, das ist alles sehr rührend von Dir gedacht und sehr überstürzt arrangiert, aber Du greifst da in ein Menschengeschick ein, auf das Du schlechterdings kein Anrecht hast —"

„— doch, Gerd! Freundschaftsrecht. Es giebt auch Freundschaften auf den ersten Blick."

„Nein, Kind, das bestreite ich. *Liebe* ist Impuls, *Freundschaft* das Ergebnis einer Prüfung."

„Gut! — dann also *liebe* ich sie!"

Er schüttelte den Kopf, aber sein strenger Mund mußte doch lächeln.

„So hartnäckig, als ob Du unseres Blutes wärst: eine geborene de Vries," meinte er, strich ihr das Haar aus der Stirn und wiegte den Kopf noch einmal, weil er die Freude über das gewonnene Spiel in ihren Augen funkeln sah. „Die nüchterne Seite an der Sache vergißt Du; Fräulein Schrenk ist noch von ihrem Direktor abhängig."

Wie ein Blitz lief die Schelmerei über ihr strahlendes Gesicht:

„Ich hab sie ja von ihm losgekauft!"

„Du?"

„Jawohl, Gerd, ich. — Großmama, die Engelhafte, schickt mir ihren Wagen zum Spazierenfahren; — geschlossen, weißt Du. — Ich pack' Fräulein Schrenk geschwind hinein und wir beide zu Herwigs Saalbau. Sie bleibt im Wagen und ich frank und frei ins Bureau zum Direktor. O, köstlich war das! Er denkt, ich will bei ihm engagiert werden und fängt gleich von Rollen und Gagen an nnd von Volontären, und was weiß ich. Ich bin zuerst garnicht zu Wort gekommen, bis ichs herausbringen konnte, daß ich Fräulein Schrenk loskaufen wollte. Da wurde er sofort nett, und dann — ach, Schatz, was brauch' ich denn so viel Taschengeld und die fünfhundert Mark extra von Großmamachen? — Kurzum — Fräulein Schrenk ist frei. Bitte, bitte, sei gut, Liebster! Schwester Lenore ist auch auf meiner Seite, Gerd."

„Das habe ich gemerkt, und jetzt soll ich mich von zwei Frauen untertreten lassen zu Gunsten der dritten? Wie stände ich da?"

„Als Du selber — Als der Helfer!" rief sie, und schüttelte ihm die Hände, als ob er ihr guter Kamerad und nicht ihr Herr und Gatte wäre. „Versuchs mit ihr; ich lege meine Hand ins Feuer für sie. Da ist die Spritflamme!" — und sie lief zum Kaffeekessel an den stummen Diener.

Es sprang ihr nach, fing sie sich ein, und als er sie dann in überwallender Liebe mit beiden Armen gegen die Brust preßte, schimmerten die Augen, die voll heißer Zärtlichkeit zu seinen aufblickten, in Thränen. Ein Barbar hätte er sein müssen, wenn er unerbittlich geblieben wäre. Leuchtend wie der Regenbogen, der Friedensbogen war die Brücke, die ihr thätiges Mitleid, über den kalten Verstand und die nüchterne Berufsauffassung hinweg, zu seinem Herzen schlug.

„Kleine Idealistin Du! — Mein Marleewke, gieb Dich zur Ruhe; Du sollst zufrieden werden," sagte er gedämpft und hielt sie so an sich gepreßt und nahm wieder ihr ganzes, liebes Gesichtchen in seine zwei großen Hände, ehe er sie sacht von sich schob: „jetzt zünde mir die Leselampe an. —"

Damit ging er in sein Zimmer hinüber, das zwischen Gartenstube und Salon lag und das wärmste in der kleinen Flucht war.

Ueber dem Schreibtische hingen die Oelbilder seiner Eltern, altfränkisch, aber von packender Eigenart. Darunter eine Miniature in glattem Goldrähmchen:

Großmutter de Vries, seine Patin, denn sie hieß Gerardine. Keine Schönheit, wie seine Mutter einst auf ihre Art gewesen; nicht einmal hübsch, und dennoch ein unvergleichliches, einziges Antlitz, dessen Seele der Maler förmlich in seinen feinen Pinsel genommen und aufs Elfenbein gezaubert hatte. Seinem Leben hatte diese Dreieinigkeit bis jetzt die Richtung gegeben und in ihm geschaffen, erzogen, gewirkt und bestimmt.

Nun aber stand auf der tuchbezogenen Tischplatte ein viertes Bild, das ihm über alle andern ging: die kunstvolle Photographie des kindlichen Antlitzes, dem das unmodern gewordene Beiwort ‚hold' gebührte wie keinem sonst; dessen warmblickende und kluge Augen unter schöner Stirn dazu geschaffen waren, eines ernsten Mannes freundliche Leitsterne zu sein.

Nachdem er seine Zeitung gelesen, saß er noch ein Weilchen vor den Bildern. Briefbogen aufgelegt und Feder in der Hand. — Allein, er fühlte sich zu zerstreut und erregt zum Schreiben. So kehrte er ins Gartenzimmer zurück und küßte seine Frau.

„Mein Marleewke," sagte er leise und lehnte sich an sie, „verdirb Dir die Augen nicht. Was hast Du bei Licht zu nähen?"

Innig lächelte sie zu ihm empor, legte Fingerhut und Stickerei beiseite und spielte streichelnd mit seiner Hand. Es gefiel ihr gar zu gut, wenn er sie „Marleewke" nannte, mit Großmutters plattdeutschem Kosenamen, der auf Hochdeutsch ‚Maßliebchen' bedeutete, oder ‚Mariliebchen'. Bei Großmutter war sie eben vor Tisch noch ein halb Stündchen gewesen.

Gehorsam packte sie ihre Arbeit zusammen, versprach ihrem Manne, indessen die Appassionata zu spielen, und begleitete ihn, so langsam wandelnd wie möglich, bis zur Klinikpforte.

„Nach der Visite will ich noch einen Gang machen," sagte er, und sie fragte nicht weiter: ‚wohin' und ‚weshalb?' Sie war schon eine ganz regelrechte Frau Doktorin.

XII.

Weit ging er nicht nach der Visite; nur bis zum Kai zu Großmutter.

Er hatte das entschiedene Gefühl, daß er noch an eine höhere Instanz appellieren müsse, bevor er endgültig beschloß und ausführte. — Seiner ganzen Natur nach hielt er die Dreieinigkeit, aus der sich seine höhere Instanz zusammensetzte, scharf in ihren Einzelelementen auseinander. An den Vater wendete sich die Freundschaft des Mannes zum Manne. Des Senators Humor, sonnig und nie satirisch, legte sich gegen die ererbten Schroffheiten des Sohnes ins Gewicht. Die Schroffheit war Muttererbe. — Er glich seiner Mutter merkwürdig. Jede schwere Frage und Entscheidung, alle Konflikte mit laxer Moral und unvollkommenen Gesetzen brachte er noch heute seiner Mutter und bat um ihr Urteil. Ihre

Strenge, von Gläubigkeit eingerahmt, hatte er von Kindesbeinen auf an sich erfahren und sie durch Beugung ehren müssen, als vor der Uebermacht königlicher Gesinnung, der auch er entgegenstrebte mit ehrlichem Bemühen. Bei Großmutter war alles abgeklärt, strahlend in Milde. Sie sprach zum Frieden und gab Frieden, weil sie mit ihren hohen Jahren schon mit einem Fuße in der Herrlichkeit Gottes stand. So manches ihrer Worte schrieben Kinder und Enkel sich auf, treulich in der eigentümlichen Redeweise der fast Neunzigjährigen. Bald streifte sie ans holländische, bald ans friesische Platt. Das war, vor sechzig Jahren noch, auch die Sprache der Gebildeten in Stadt und Land gewesen.

Diesen Abend konnte er nur Großmutter haben. Anfangs war ihm dies Bewußtsein nur halb lieb. Jedoch, während er rasch seines Weges schritt, dem ehrwürdigen Rathause und dem breiten Wasserbecken des Hafens zu, dessen glatte Fläche die lange Zeile der Kailaternen wiederspiegelte, sagte er sich, daß Großmutters ausgeprägt frauenhafte Natur zum Rechtsprechen in einer Frauensache wohl besser taugen möchte, als Mutters männliche Entschiedenheit. Gutes Mutes langte er vor dem hohen Hause an, dessen unbenutzte Warenspeicher einen mächtigen Spitzgiebel bildeten, und ließ den wuchtigen Messingklopfer anschlagen. Das alte Haarlinger Truitje, in Flügelhaube mit Zitternadeln und flaschengrüner Schoßjacke, öffnete sofort. Dreimal klopfte der Briefträger und viermal der junge „Geneesheer", und wenn der herein wollte, hatte es immer Eile, sagte Mefrau.

* * *

Die Duveleerschen Urenkel, die alle Jahr aus Holländisch-Friesland zu Besuch herüberkamen, steckten die Stumpfnäschen in die Luft und schnupperten sowie sie nur hinter der Hausthür waren. „Bei ‚ons grootjelief' ist alles alt und riecht heel mooi," behaupteten sie jedesmal, und das traf zu. Das ganze Haus förmlich durchsetzt von Wohlgerüchen. In Schränken und Truhen Lavendelsäcke und Veilchenkißchen: im blautapezierten Saal die Potpourrivasen, die Großmutter und Trui alle Jahr frisch füllten: Orangeblüten und Nelkenblätter; Myrte, Narde und Melisse, mit Salz durchschichtet. In den Wohnräumen dufteten Frühlings-Hyazinthen und Narzissen, Sommers-Rosen, um die wehmütige Herbstzeit Levkoyen und Reseden, und Winters die Balsamkerzen im Ofen. Wer ins Haus trat, den heimelte die Luft ebenso an, wie ihm das Gewinkel rätselhaft blieb, bis er endlich den Ariadnefaden erwischt hatte, der ihn durch den breiten Vorsaal in den engen Röhrengang und von da, sechs ausgeschliffene Treppenstufen hinauf, vorüber an drei Vogelbauerkammern und um das Untier von Leinenschrank, zu Großmutters ‚Abendstube' leitete.

Die Abendstube war eingebaut und tagsüber dunkel, aber sie hatte den besten Kachelofen und die älteste Ofenbank ringsum, und schon nachmittags brannte

die Moderateurlampe. Von der konnte Großmutter sich nicht trennen, und das leise Gluckern des Rüböls, wenn sie ihre Lampe aufwand, das stetige Licht und der kanariengelbe Papierschirm mit den Silhouetten von Großmutters Studienfreunden, das gehörte samt und sonders zum Wohlbefinden der Jugend bei ‚Grootje'.

Licht schluckte die Abendstube gewaltig. Sie war mit alten Hoornschen Tapeten ausgehängt. Haltbar für die Ewigkeit und kunstvoll bemalt mit dunklen Parklandschaften, zopfiger Architektur und allerlei Männlein und Fräulein in Reifrock und Treffenhut.

Der Doktor trat sacht auf im Gange. Er wußte, daß Grootjes Tag jetzt, um halb neun, fast zu Ende war. Sie stand früh auf und legte sich früh zur Ruhe.

Er fand sie schon halb in Nachtkleidung, und ihr sauberes Strickzeug lag in weiß ausgeschlagenem Korbe neben ihr verpackt bis morgen. Sie saß über ihrer holländischen Hauspostille mit den verzierten Initialen und dem großen Antiquadruck. Ihr Gesicht, vom steifgetollten Nachthaubenstrich eingerahmt, sah fromm und gesammelt aufs Blatt, und die Lippen des zahnlosen Mundes bewegten sich beim Leiselesen; die Gestalt im hochlehnigen Polsterstuhl war zierlich und klein, trotz der wattierten Seidenjacke, die ringsum in breite Falten gelegt war.

Das Anpochen ihres Enkelsohnes überhörte sie. Sobald aber der Umriß seines blonden Gesichtes aus dem Halbdunkel des großen Zimmers vor ihr auftauchte, verwahrte sie ihre Hornbrille zwischen den Blättern des Buches und streckte ihm freudig die Hände entgegen.

„Mijn lief Geerdje! Das ist schön, daß ihr nochmal einsprecht, und wollt mir guten Schlaf wünschen. — Wie — Du bist allein? Wo hast Du mein Marleewke? Zu Haus sitzen lassen, zwischen Licht und Dunkel? Maar! maar! Du bist mir'n leckrer Ehemann von sieben Wochen!"

„Diesmal ging es nicht anders, Grootje."

„Ich begebe mich schon, Kind; es hat sicher eine bedeutsame Bewandnis damit, wie? Setz Dich hier, dicht an mein hörbares Ohr, und sprich frei. Es ist gut, daß ich altes Mensch noch bei wege bin, wenn ihr mich braucht. — Still: laß mich erst eins fragen, eh daß ich vergeßlich werde. Wie geht es jetzt mit dem kranken Mohrenprinzen?"

„Schlecht. Ich fürchte, da ist wenig mehr zu wollen und zu thun."

„Daß Du überhaupt für die Elenden willst und thust, und siehest nicht auf Deinen Vorteil, das erfreut mich. Almosen geben armet nicht — das sagt Philippus Melanchthon. Ich danke Dir, weil ich alle Menschen als meine Geschwister erachte, so wie ich Deiner lieben Frau gedankt habe, daß sie die arme, kleine Jüffer von ihrer Komödie losgekauft hat. Das Komödienspiel läßt ihr nicht zu ihrem betrübten Gesicht; das habe ich damals gleich bei Frauke Bakkers

gesagt. Was hast Du denn jetzt mit ihr in Absicht, Geerdje? Dein Marleewke meint — —"

„— es ist Nebensache, was Marion meint."

„Sch! — Das ist kein Liebkinderton, Geerdje."

Er errötete und seine Lippen zuckten. Dann sagte er so gelassen er konnte, „so etwas muß mit ruhigen und kalten Händen in Schick gebracht werden, Grootje."

„Barmherzigkeit hat keine kalten Hände, lieber Sohn." Sie legte ihre warme weiche Altfrauenhand auf seine und ließ sie da, und sie schwiegen beide. Dann knarrte die Thür, und Mefrau rief: „Ist Sie das, Trui? Setze Sie den Thee neben meinen Enkel. Schön — jetzt kann Sie mit Rika nähen, bis Sie meinen Enkel wieder nach draußen läßt. Ja — lange dürfen wir es nicht machen, mein Jung', aber Thee wollen wir erst zusammen trinken. Gieß ein."

Wie Frauke Bakker behielt sie, nach alter Mode, ihr Kandisbröckchen im Munde, so lange sie trank, und das war deshalb stets eine stumme Beschäftigung. Gerd fühlte auch kein Bedürfnis nach gewöhnlicher Unterhaltung. Als die alte Frau fertig war und ihr Kopje in die tiefe Unterschale gestülpt hatte, nahm sie ihren Enkel beim Kopf, zog ihn zu sich her und küßte ihn herzhaft auf Stirn und Wangen.

„Du bist grämlich, Geertjelief; Deine Sorge thut mir leid. Wirf sie in Gottes Schoß, oder gieb sie in mein Herz, und ich lege sie für Dich in mein Gebet. Das soll wohl vor Gottes Thron kommen, nach meiner Hoffnung. Ich will nur wünschen, daß ihr keine Zwietracht mitsammen habt, mein Marleewke und Du?"

„Doch, Grootje. — Aber es gehört schon zu den gewesenen Dingen."

„Gott Dank, Kind!"

„— das heißt: unsere Herzen sind wieder einig, aber in meinem Menschenverstande ist soviel Unentschlossenheit sitzen geblieben, daß ich notwendig zu Dir mußte. Am Ende kannst Du mir zurechthelfen. Weiß der Kuckuck, allein krieg ichs nicht fertig, ich dummer Kerl von zweiunddreißig."

„Was Du sagst, gefällt mir nicht, Geerdje. Zwischen Eheleute soll in Zwist und Pein eigentlich niemand treten als unser himmlischer Vater durch die Vermittelung seines Sohnes Jesu Christi. So hat es Dich Deine brave Mutter auch gelehrt. Könnt ihr denn wirklich nicht auf die Art übereinkommen?"

„Nein, liebes Grootje, für diesmal nicht. Es ist so etwas Weltliches und Aergerliches, daß ich es lieber vor ein irdisches Forum bringen möchte, und das ist Dein gerechter Sinn."

„Gut, mein Kind. Also sage mir Deine Sorge, aber mit freundlichen Gedanken und Absicht zur Gelindigkeit."

Er rückte ihr ganz nahe und umfaßte mit der Rechten ihre hohe Stuhllehne. Seine starke Linke ließ er in ihren schwachen, alten Händen. Dann erzählte er

so gedämpft, wie ihre Schwerhörigkeit es erlaubte, seinen ersten Zwist mit Marion samt dessen Ursache.

Ueber den Wert oder Unwert der Fremden, die sich ihm, durch Marion ermutigt, einfach in den Weg geworfen hatte, wollte er sich schon selbständig sein Urteil bilden und sich sogar mit Marions kindlicher Schwärmerei für sie abfinden: „— nur die Thatsache, daß Marion mir, ihrem Manne, etwas verschweigt — das wurmt mich, und das darf nicht sein, und ich bestehe darauf —"

„Sch, Geerdje!" Die alte Frau umschlang seinen Arm und zog ihn dicht zu sich heran. „Guck mir eins in die Augen, mein Jung, ordentlich und fest. Was priesterst Du da von ‚wurmen' und ‚darf nicht sein' und ‚ich bestehe darauf'; wie? Was eiferst Du gegen den Segen an, der in Dein Haus eingezogen ist, als wäre es Unsegen? Guck mich noch eins an, ob Du sehend bist oder 'n blindgeborener Maulwurf. — Helle Augen hast Du; jetzt sieh auch hell. Danke Du auf Deinen Knieen, daß Gott Dich hat eine junge Gemahlin finden lassen, die schweigen kann. Die ist das größte Geschenk für Deinen verschwiegenen Stand, und um deswillen sollst Du ihr vertrauen."

„— ich sehe eben gern hell, ich will mich nicht als Maulwurf fühlen müssen. Solch ein blindes Herumtappen ist wider meine Natur."

„Besinne Dich auf Deine Worte, eh daß Du sprichst, mein Kind. Mann und Frau sind zwei Leiber und doch nur ein Fleisch, und haben vier Augen und doch nur zwei. Eine Frau, die ihrem Manne anhängt, wie Dein Marleewke Dir, so eine holdselige Liebesnatur; die fühlt mit ihres Mannes Herzen und sieht mit seinen Augen, und ergreift mit seinen Händen. — Oder glaubst Du, daß eine reinliche Hand, wie ihre, Straßenschmutz aufnimmt und probt nicht mal erst, was es ist, das sie anfäßt?"

„— die Auffassung stammt noch aus Deiner alten, besseren Zeit."

„Nein, Geerdje; bring nur nichts dazwischen, was nicht dazu gehört. Mit der alten Zeit und der neuen Zeit haben wir hier nichts zu thun, bloß mit Deiner Frau, die Du verklagst, und mit der armen, kleinen Jüffer, die Dich um Arbeit anspricht. Deine Anklage, die muß ich Deiner Frau als Ruhm zurechnen: eine rechte Doktorsfrau ist sie, eine wahrhaftige ‚geneesvrouw'. — Genese Du von Deinem Mißtrauen und stehe Deinet Frau zu ihrer Verschwiegenheit mit Deinen besseren Kenntnissen bei. Geht zusammen, meine lieben Zwei und lasset die Betrübte von ihrer Pein genesen. Ob sie eine Gerechte und Geprüfte oder eine Gestrafte vor Gottes Angesicht ist; sei Du großmütig, mein Sohn, und frage nicht hinter ihr herum nach dem, was sie Deiner Frau in ihr erbarmungsreiches Herz geschüttet hat. — Das ist ein Herz wie die Sonne, und die kannst Du nicht auslöschen! — —"

Seine Hand hatte sich aus der alten gelöst, lag schlaff über der anderen im Schoß und er senkte den Kopf. — Sehr langsam sickerte Großmutters

schlichte Beweisführung durch das dichte Gewebe seiner Gegengründe. Er mußte die Augen schließen und sich besinnen.

Großmutter schwieg und lächelte. Da saß der steifnackige Senatorsjunge von früher wieder einmal neben ihr, auf den der alte Spruch paßte: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott.“ Er mußte nur erst seine Gedanken ins Rollen auf der richtigen Bahn bringen; dann pflegte meistens die Kugel urplötzlich ans Ziel zu schießen und die hölzerne Kegelgesellschaft über den Haufen zu werfen. Darauf wartete Großmutter gelassen, und es kam so, wie sie's vorausgesehen hatte.

Seine erschlaffte Hand drückte ihre kräftig zusammen und schüttelte sie; der gesenkte Kopf richtete sich empor. Dann stellte sich der ganze Grübler fest auf die Füße und bog die breiten Schultern auseinander, daß es einen Knack gab.

„Gut, Grootje; Dein Wort soll gelten. Ich will es mit der Schrenk versuchen und Marion vertrauen, obgleich — —! Pfui! an das Blindgehen muß ich mich wahrhaftig erst gewöhnen.“

Mefrau lachte vergnügt und gab ihrem Enkel einen derben Liebesschlag zwischen die Schultern, als er sich zu ihr niederbückte, um seinen Gutenachtkuß in Empfang zu nehmen: „Lern Du mit Deiner Gelehrsamkeit desto schärfer sehen, Kindje! So, jetzt will ich Dich los sein, und wenn Du der kleinen Jüffer Schrenks 'n Briefje schreiben mußt, so kannst Du Deine Schrift gern unten in der Stube aufsetzen und Rika trägt sie Dir gleich weg. Schick Rika nur, und Truitje soll mir zu Bette helfen. Gute Nacht, Geerdje; Gott segne Dich, mein liebes Kind.“

* * *

Großmutters Vorschlag war ihm recht; er wollte die Sache vor Tagesschluß aus der Luft haben. Unten neben der Hausthür lag die unbenutzte Schreibstube des seligen Großvaters, in der jetzt ein Fremdenbett unter ungefügem Himmel stand. Er setzte sich an den Sekretär, biß eine Weile auf dem ungewohnten Gänsekiele und schob das Quartblatt hin und her, bis er zuletzt seine eigene Goldfeder aus der Brusttasche nahm und seine sechs Zeilen an Fräulein Johanna Schrenk, Reepergang Nr. 16, verfaßte.

„Geehrtes Fräulein.

Der Fürsprache meiner Frau haben Sie es zu danken, wenn ich Sie ersuche, sich morgen früh, punkt halbzehn, zu einer Besprechung nochmals in mein Wartezimmer zu bemühen. Doktor G. d. Vries.

* * *

Rika legte den Brief in ihren sauberen Armkorb und machte sich sofort auf den Weg zum Reepergang. In Nummer 16, bei Ahlerske, tranken verschiedene, angenehme Herrschaftskutscher ihren Abendklaren; da hatte sie nachher sichere

Heimbegleitung und einen ordentlichen Schwatz über die Stadtneuigkeiten. Sie konnte auch gleich sauren Hering für sich und Truitje zum Abendbrot von Ahlerske mitbringen.

XIII.

Nachdem Hanna vor Doktor de Vries die Flucht ergriffen hatte, war sie planlos umhergeirrt, ohne die Kraft, einen rettenden Gedanken zu fassen. In der Klinik übernachten ohne des Doktors Einwilligung? — Für nichts in der Welt. Sein Gesichtsausdruck, als er an ihr vorüberging und ihren Scheuereimer mit dem Fuße beiseite schob, hatte sie bis ins Mark durchfroren und von dannen gejagt. Sie bereute es, daß sie der mitleidigen Schwesterseele ihre verzweifelnde erschlossen, trotz aller warmen Güte und Feinfühligkeit der lieblichen, jungen Frau, die nicht einmal mit den Wimpern gezuckt hatte, als sich Hannas düstere Bilder vor ihr aufrollten.

Dennoch war ein so starker Rest Selbstachtung in Hanna geblieben, daß die Wasser der Kanäle und die wachsende Dämmerung sie nicht dazu versuchten, ihr kümmerliches Dasein von sich zu werfen, damit es in irgend einer schlammigen Tiefe zwischen uralten Häusern untersänke.

Stundenlang trieb eine quälende Furcht vor Vertrauensbruch und menschlicher Verdammnis sie straßenauf und -ab, rings um die öden Wallspaziergänge und die Zwinger, deren Grasrain gelbe und braune Herbstblätter sprenkelten, durchweicht — faulend.

Vor dem Duelhoopszwinger, mit den drehenden Windmühlenflügeln fern hinter den verflochtenen Aesten der Rüstern und den krächzenden Krähenschwärmen darüber her, bog sie ins Judenviertel ein, um rascher heimzukommen; denn sie fühlte sich sterbensmüde. Da begegneten ihr in der Lammgasse zwei Kollegen: Hans Waldau und Bobby Hößberg, der Komiker, ein unverschämter Bengel, der sie duzte und seine Hand unter ihren Arm zu zwängen versuchte. Mitten in der Gasse stieß sie ihn dafür gegen die Brust, daß er zurückflog, und sprach eine Judenfrau an, die sich Kerzen für den siebenarmigen Schabbesleuchter einholte, und bat, ob sie wohl ein Stück mit ihr gehen dürfe? Das Weib jedoch hielt die Anrede für einen dummen Witz, eine Kränkung und keifte hinter ihr drein: sie wollte von der Gol-Jüffer nichts wissen! „Gott du Gerechter! so Eine, die sich mit den Spaßmachern auf der Gasse prügelt — so Eine — he!"

Hanna faßte ihren Schirm fester und lief, bis ihr der Atem ausging. Wie eine Geächtete lief sie, durch die Gäßchen voller Unflat und lichtscheuer Wirtschaften. Sie verirrte sich und mußte fragen und Antworten erleiden. Endlich ward es wieder still und frei um sie her: Kleinbürgerhäuser, brennende Straßenlaternen, feste Brücken anstatt der vermulmten Bohlenstege über die Kanäle. Sie konnte unangefochten ihres Weges gehen.

Allein die Quälerin Furcht blieb ihr auf den Fersen, und noch Einer schritt mit ihr, in häßlicher, hartmäuliger Gestalt: der Trotz. Immerfort zeigte der auf die taumelnde Gestalt im bekränzten Zirkus und wiederholte den grauenhaften dumpfen Schrei — — — „und wenn sie mir Fußangeln in meinen Weg zu dir legen, ich versuche es doch zum dritten Mal," sagte sie finster vor sich hin und packte das Geländer der nächsten, besten Haustreppe an, „mein Recht will ich!"

* * *

Da war sie vor ihrer Thür angelangt und ging wortlos an der Wirtsfrau und der Ladenkundschaft vorbei die krumme Stiege hinauf. — Zwei Minuten später hatte sie Licht gemacht und nun las sie beim Lampenscheine des Doktors Brief — zehnmal, zwanzigmal und konnte ihr Glück immer noch nicht fassen. — Wo der einfache Hoffnungstrost lag in diesen außergewöhnlich nüchternen Zeilen und wo das Glück, das wie ein wilder Bach auf sie zu brauste — sie wußte es nicht auseinander zu halten.

So wunderlich war ihrs zu Mut, daß sie alles darum gegeben hätte, wenn Malchens Kommode gerade diesen Abend nicht verschlossen gewesen wäre. Das zerlesene Büchelchen in der leeren Konfektschachtel zwischen Zuckerdüte und Gummischuhen, das hätte sie gewollt!

* * *

Malchen erschien erst um zehn, unter jedem Arm ein Paket, Tarlatan und billige Spitzen; zwei Bierflaschen und eine halbe Leberwurst. Sie war in freudigster Aufregung. Der Direktor hatte ihr und Bobby Hößberg „Madame Bonivard" und einen Soloscherz zum gemeinschaftlichen Benefiz bewilligt, zur Abschiedsvorstellung, übermorgen, und die Bonivard spielte sie am liebsten von all ihren komischen Rollen. Bis in die Nacht hinein mußte sie noch nähen, ihr Ballettkostüm: rosa Rock mit Spitzen um den Saum, und dazu Goldband und Veilchentuffs — großartig, Schrenkchen!

„Bei Beckchen Feigelstock in der Jüdengasse hab ich 'n ganzen Karton getragener Veilchen für dreißig Pfennig bekommen. Man bloß 'n bischen aufpusten, denn werden sie wie neu," versicherte Malchen freudestrahlend und packte ihre Herrlichkeiten vor Hanna aus. „Helfen Sie mir denn auch noch 'ne halbe Stunde, mein Schrenkchen, wenn wir auch nich mehr Brüder in Apoll sind?"

„Die ganze Nacht, wenn Sie wollen, bestes Malchen; schlafen kann ich ja doch nicht!"

„Nanu? Was is passiert, Schrenkchen?" Malchen stieß sich den Tirolerhut aus der Stirn zurück, damit sie besser sehen konnte, und bohrte ihre blanken, kleinen Augen in Hannas bewegten Blick. „Sie sehn ja aus wie Bräutjam und Braut in eine Person! Hab ich recht?"

Hanna nahm ihr Cape und Hut ab, drückte sie auf den Stuhl und beichtete in hastigen Sätzen, so viel sie vor sich selber verantworten konnte.

Anfangs saß Malchen stumm und starr, begriff nur halb, um was es sich handelte, und fand den Sprung aus den Rosenwolken des Theaterhimmels hinunter ins Mühsal zwischen Siechbetten und Arzneiflaschen fürchterlich, bis ihr ein verkrüppeltes Kind von dreizehn Jahren einfiel, das sein elendes Leben auch in den Armen einer ernsten, unermüdlichen Schwester ausgehaucht hatte:

„Mein Elseken! — —"

Da mußte sie weinen und sich unter Thränen für die Kollegin mitfreuen, und dann brach aus der Freude jene geräuschvolle Emsigkeit hervor, die der Theatermutter ihre unwiderstehliche Komik auf der Bühne verlieh: jetzt nur gleich zur That!

„Abendbrot? Wird nebenbei besorgt; 'n Wurstzipfel und 'n nassen Schluck hab' ich da, und Brot und Butter stehen auf 'n Spinde. So — erst legen Sie mal den Finger an Ihr Näseken, Kind, und denken nach, wie wir am besten zu Geld für Sie kommen."

Aber dazu bedurfte es ja nicht einmal des Nachdenkens; das lag ja auf der Hand. Hinweg mit den Resten der Vergangenheit — keinen Erinnerungsballast mehr für den neuen Wanderweg — reine Bahn.

Malchen selbst tappte hinunter und hatte, angesichts der verspäteten Schenkgäste, eine lebhafte Auseinandersetzung mit Ahlerske. Darauf wurde ihr der Hausschlüssel anvertraut, und durch die Nachtstille begab sie sich in die nahe Jüdenstraße zu ihrer Handelsfreundin, Beckchen Feigelstock. Die schöpfte nach Luft in der Thür ihrer dunstigen Baracke. Sie ließ sich wirklich bereden; band, um dreiviertel elf noch, die Nebelkappe über den Seidenscheitel, schlug das Dreiecktuch um den runden Rücken und nahm den weitbäuchigen Henkelkorb an den Arm.

* * *

Bis längst über Mitternacht stritten und schacherten die beiden Alten um Hannas verkäufliche Habe. Ein Häufchen Theaterplunder, ein paar goldgestickte Muslinshawls, zwei marokkanische Decken und unechte Schmucksachen aus Algier und Tunis. Getragen hatte sie nichts davon. Den Rest: die Gerätschaften aus Holzschnitzerei und Korbflechterei, Thon und Bronze, die zierlichen Waffen und Saitenspiele, nahm Beckchen unbesehens, wiewohl sie sich entschließen mußte, ziemlich tief in ihre verwitterte Börse zu greifen; denn das Theaterfräulein war ihr zu klug; das kannte den Wert solcher Dinge. Die aber würde Sohn Aron nächste Wochen drüben in Amsterdam profitlich an die Kunsthändler verkaufen, und somit ‚machte sie das Geschäft.' —

Nur ein Stück gab Hanna nicht her; das Zechinenhalsband mit den faden-

zarten Kettchen und Halbmondchen von Münze zu Münze. Das hängte sie Malchen zum Dank um den kurzen Hals, sowie die Althändlerin fort war. „Für die Ballettszene in ‚Madame Bonivard', mein liebes Malchen." — Malchen triumphierte, baute Luftschlösser von spätem Ruhm und Glanz für sich selbst und schenkte sich die Bierneige auf Schaum ins Glas, um Hannas Wohl zu trinken mit ‚drei Mal hoch!'

Dann stichelten sie noch anderthalb Stunden an Malchens Tarlatankleid, bis die alten Hände lahm und die jungen steif wurden.

„Ich mach Schicht und wenn ich übermorgen ohne Spitzen danzen muß," erklärte Malchen, reckte sich und breitete die Arme aus. „Komm an mein Herz, jeliebtes Schrenkchen, zum letztenmal als Bruder in Apoll! Wenn ich am Sterben liege, sollen Sie mich totpflegen. Ich hab Sie, weiß Gott, zu gern gehabt!"

Sie umschlangen und küßten einander. Fest drückte Hanna sich in die pressenden, weichgepolsterten Arme, und — trotz allem — das that wohl. Dieser Augenblick hatte fast einen Schatten von Reue im Gefolge.

Jedoch er verging, wie eben Augenblicke vergehen, und Malchen begann gähnend mit Auskleiden, während Hanna zögernd zwischen Thür und Angel stand.

„Ich muß Ihnen noch etwas gestehen und abbitten, Malchen," sagte sie endlich.

„— um halbzwei nach Mitternacht? Kind Gottes; üben Sie Schonung!„

„Nur drei Worte. Als Sie krank waren, habe ich in Ihrer offenen Kommode gestöbert, weil — — ich habe keine Bibel — — und zuletzt habe ich Ihr Neues Testament in der Bonbonnière gefunden und darin gelesen, während Sie schliefen. Wollen Sie mir das vergeben?"

„Ach Schrenkchen! — Nee — sein Se stille, Schrenkchen!"

„— und würden Sie mir das kleine Buch jetzt noch einmal leihen?"

Malchen nickte, legte ihre ausgezogene Kleidertaille einstweilen auf den Tisch zu Bierflasche und Wurstschalen und kramte knieend in ihrer Kommode. Die Schachtel hatte sich hinter einen zusammengedrückten Rembrandthut verkrochen, aber schließlich wurde sie doch glücklich ans Licht gezerrt, und schwerfällig erhob sich die ungeschlachte Gestalt:

„Wollen Sie denn nu noch Bibel lesen, Schrenkchen?"

„Ja, Malchen. Das Herz ist mir zu voll. — Ich schone Ihnen das Buch."

„— von mein Elseken —! Wenn Sie das Kind bloß gekannt hätten! —"

„Malchen — Sie glauben nicht, wie michs gerührt hat — die Bilderchen und die kleinen Sprüche. Ich verlege Ihnen nichts davon, verlassen Sie sich darauf."

Die Alte nickte ein paar Mal hastig, bog den kurzen Hals zurück und schluckte. Sie kämpfte mit Thränen und wollte nicht weinen. Deshalb verzog sie gleich danach die Lippen zum Lachen: „der süßliche Mund — das Maskengesicht —" dachte Hanna, „o nein, nicht doch!"

„Schrenkchen — ich hätt 'ne dumme Frage an Sie — ich möcht um 'ne Gefälligkeit bitten," sagte Malchen. „Jeder Mensch hat so seinen Punkt, Sie nich? Ich möchte bitten, ob Sie nich laut lesen möchten, hier bei mir. Ich räum uns den Tisch ab; denn werd ich wieder wach. Seit hundert Jahren hat mir kein Mensch mehr aus der Bibel vorgelesen, und das lange Kirchensitzen, — davon werd ich konfus in' Kopp."

* * *

Am abgeräumten Tische saßen sie sich gegenüber bei der Lampe. Hanna im dunklen Kleide, Malchen in der Nachtjacke, die Stirnfrange auf Nadeln gewickelt. Malchen faltete die Hände vor sich auf der Platte, und Hanna schlug auf und las:

„Herr, du erforschest mich und kennest mich — —"

Da sah sie ihn vor sich stehen, der ihr Geschick in seine Hand genommen hatte, wie aus dem Boden gewachsen. Seine hellen, großen Augen blickten sie scharf an, sein strenger Mund öffnete sich, — und er streckte die Hand aus. — —

Sie schloß die Augen und schüttelte sich: „Herr, Du erforschest mich und kennest mich —!"

Rasch blätterte sie zurück und kam auf den dreiundzwanzigsten Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Den las sie ruhig zu Ende, und keine Vision störte sie mehr.

„Den dreiundzwanzigsten hat mein Elseken immer am liebsten jemocht," sagte Malchen nach dem Schlußverse, und weiter sagten sie einander nichts, als sie sich trennten.

* * *

Hanna hatte keine Spur von Schlafmüdigkeit mehr in sich. Im Gegenteil: einen Thatendrang sonder gleichen, ihr altes Leben abzuschließen und sich auf das neue zu rüsten. Wie ein heimliches Fieber brannte die Unruhe in ihr; die Vorfreude, die doch ein Schmerz war. Aber sie verlachte den Schmerz und fragte nur ins Dunkel der Nacht hinaus: „Was wird geschehen? Wie wird es kommen?"

Sie öffnete ihr Fenster und ging behutsamen Trittes hin und her. Zuerst zählte sie ihre Hausschuld ab und schloß sie in einen sauberen Briefumschlag; dann packte sie ihre Reisetasche, die vor Jahren ein teures Stück gewesen und jetzt abgeschabt war, und den Kabinenkoffer, den sie unter ihrem Bette verwahrte. Die nutzlosen Reste und den Theaterkorb wollte sie Malchen hinterlassen. — Ihr einziges, schwarzes Kleid legte sie für morgen auf den Bettschemel und trennte den Mohnblumentuff von ihrem grauen Filzhütchen.

Dann erst ward es ruhiger in ihr, und sie holte ihr Portemonnaie, um die

sechzig Mark zu verwahren, die ihr, nach Abzug von Miete und Kost, noch blieben. Sie drückte die drei Zwanzigmarkscheine an ihre Wange und vergaß, daß Beckchen Feigelstocks schmutzige Finger sie ihr vorhin auf Malchens unsauberen Tisch gezählt hatten. —

„Für meinen Treuen —" flüsterte sie vor sich hin, und dann auf arabisch weiter: „Lob dem Könige, Lob dem Lebendigen, der nicht schläft, nicht krankt, nicht stirbt. — Gott ist groß; es ist kein Gott außer Gott — —!"

Träumerisch wiederholte sie das Gebet der Gläubigen, während sie auf dem Simse ihres offenen Fensters saß. Gegenüber ragten die spitzen Häusergiebel in den silberigen Wiederschein des tiefstehenden Mondes empor; durch die Luft schauerte die Morgenkühle schon, und die Sterne lagen im Dunst, blaß und verschwommen und größer als gewöhnlich. Kein Ton in der Runde, bis das Glockenspiel der Minoritenkirche, jenseits des Norderdeeps, sein feines Geklingel deutlich herüberschickte. Nun schlugs vier. So spät? oder richtiger: so früh?

Gleichzeitig kam ein festes, dreifaches: „Trab, trab, trab!" am Reepergang vorüber und verhallte die Pieperstraße hinunter: die Ablösung für den Zuchthausposten. Das schwere, graue Zuchthaus stand auf der Landzunge, die sich ins moraſtige Piepersdeep vorstreckte, Pesthauch darum her. So stark trug die Luft diese Nacht, daß Hanna das Anrufen der Soldaten vernahm.

Jetzt marschierten sie zurück: „Trab, — trab, — trab!" — Vorbei —!

„Zuchthausstrafe — — o Gott —!"

— Sie schloß ihr Fenster, kauerte sich daneben auf dem Binsenstuhle zusammen und schauderte einmal übers andre im Dunkeln. Die furchtbare Vergangenheit kroch von neuem heran, sie aber stieß das Ungetüm in die Finsternis zurück, tastete sich zum Bette hin, warf die Kleider ab und ließ sie liegen, wo sie lagen, auf den Dielen. —

Schon halb im Schlaf sank sie, mit geschlossenen Lidern, aufs Kissen und zog sich die Decke übers Gesicht, mit versagenden Händen. Im ersten Traum spürte sie den herbstlichen Rosenduft um den Theepavillon, und in nebelnden Umrissen war die kindliche Frau bei ihr. Sie hörte die zärtliche Stimme sprechen: „Ich schweige und mache alles schlicht für Sie; vertrauen Sie mir." — Aber der kleine Pavillon füllte sich mit etwas anderem; — sie sah es nicht, sie fühlte es nur, und daß es ihr alles nahm, Raum, Luft, Atem, und sich über sie her warf — — —. Sie schrie laut auf und erwachte. Der Morgen dämmerte fahlgelblich herein.

(Schluß folgt.)

Der reiche Mann.

Von

J. Reinke in Kiel.

I.

Als ich meinen Aufsatz: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ für die Deutsche Monatsschrift*) niedergeschrieben hatte, stieg die Frage in mir auf: gilt denn auch jeder Bürger des Deutschen Reiches als berufen und berechtigt, an den idealen Gütern unserer Nation seinen vollen Anteil zu haben? — Fast hätte ich mir selbst geantwortet: welch dumme Frage; das versteht sich ja ganz von selbst! Und doch war jene Frage nicht ganz so grundlos, wie sie scheinen möchte.

Dergleichen Fragen entstehen in uns ohne Zuthun des Willens, gleichsam als unbewußte Nebenprodukte der Thätigkeit unseres Denkens. Ihr Anlaß ist gewöhnlich zu suchen in Erinnerungsbildern, die dem Archiv des Gedächtnisses durch frühere Eindrücke einverleibt wurden, und die dann unerwartet zum Vorschein kommen. So habe ich zweifellos einst die Rede gehört: „Für einen hinterpommerschen Tagelöhner, der berufen ist, sein Leben lang Heu zu mähen und Dung zu karren, soll Kunst und Wissenschaft da sein? Unsinn! Hat der sein tägliches Brot, erwarten ihn daheim ein ordentliches Weib und gesunde Kinder, so hat er genug, und für geistiges Bedürfnis sorgt die Kirche.“

Danach wäre der Idealismus das Privileg einer kleinen, oberen Schicht von Gebildeten, allenfalls von Reichen. Gegen solche Annahme sträubt sich indessen unser Gewissen; und sollte zur Zeit für den Armen wirklich ein Anteil an den idealen Gütern unseres Volkes ausgeschlossen sein, so würde sich daraus die Pflicht ergeben, auch ihn zum Idealismus zu erziehen, — sofern wir ihn dadurch glücklicher machen können. —

Solche Betrachtungen brachten mich auf das Problem des Reichtums, der doch nicht mit Unrecht als eine schöne Sache gepriesen wird; und um mir über dies Problem Klarheit zu verschaffen, mußte ich zunächst fragen: wer ist denn reich?

*) Vgl. Heft 2, S. 181.

Einen Fingerzeig für die Richtung, in der ich die Antwort zu suchen hätte, gab mir eine Notiz in der Zeitung, wonach der amerikanische Milliardenbesitzer Carnegie gesagt haben soll: „Wenn Shakespeare und Wagner, die Bergspitzen der Literatur und Musik, aus meinem Leben genommen würden, so wäre ich arm."

Gewöhnlich begreift man unter „reich" einen Mann, der über viele Pfund Sterling, Dollars, Mark oder Franken verfügt; der weit mehr davon besitzt, als er für einen bescheidenen Lebensunterhalt gebraucht. Hinsichtlich der Frage aber, ob der bloße Dollarbesitzer mit Recht reich genannt zu werden verdient, sollte man eigentlich Herrn Carnegie ein sachverständiges Urteil zuschreiben, und er urteilt anders.

Man kann den Begriff des Reichtums enger und weiter fassen. Zunächst wird unter reich der Besitz bedeutender materieller Güter verstanden, namentlich sofern er sich in Geld umsetzen läßt; ihm möchte ich einen Begriff des Reichtums gegenüberstellen, der auch Schätze an idealen Gütern umfaßt, die weder von Motten noch von Rost gefressen werden, und die kein Dieb zu stehlen vermag.

Seitdem die Menschheit in das Licht der Geschichte eingetreten ist, hat es einen Trieb zum Erwerb von Reichtum gegeben, und ich bin der letzte, der daran denkt, diesen Trieb zu mißbilligen; ich erblicke im Gegenteil in ihm einen mächtigen Faktor fortschreitender Kultur. Die Tendenz zur Häufung von Gold, die auri sacra fames, hat vielfach den Völkern, die von ihr ergriffen wurden, zum Segen gereicht, wenigstens dann, wenn sie sich im Rahmen des Sittlichen bewegte. Doch eine Erörterung nationalökonomischer Fragen liegt mir hier fern. Ich will nur hervorheben, daß der Mensch noch viel weniger vom Gold allein lebt als vom Brot, und daß Goldbesitz, wenn er als Selbstzweck auftritt, etwas Beschränktes und Kümmerliches an sich hat; es ist ein toter, kein lebendiger Reichtum.

Der Naturforscher wird ein großes Vermögen als latente oder potentielle Energie zu bezeichnen geneigt sein, die nur dadurch zu aktiver oder wirklicher Energie wird, daß sie sich verausgabt. Erst in der Fähigkeit zu geben liegt die wahre Kraft des Reichtums, der dadurch zu einem befruchtenden Tau für ein Volk werden kann. Schon wenn ein Reicher durch seine Ausgaben nur für sich selbst zu sorgen glaubt, ist es besser, als wenn er seine Schätze im Acker vergräbt. Denn verwendet er sie auch nur, um dadurch die eigene Person mit größerem Luxus zu umgeben, so „bringt er doch sein Geld unter die Leute", er läßt, ob er auch in egoistischem Interesse anderes, ihm persönlich wertvolleres dafür einzutauschen glaubt, sein Geld den Volksgenossen zufließen, mit denen er tauscht. Von alledem wollte ich hier aber nicht sprechen. Ich denke an die im Reichtum gelegene Fähigkeit zur Befriedigung solcher Triebe und Strebungen, die den Menschen über das Tier hinausheben, an die Fähigkeit zum Erwerb und Eintausch idealer Güter für materielle.

Es ist das schöne Vorrecht des Reichen, den Armen und Unglücklichen zu helfen, der Reiche ist zu preisen wegen seiner größeren Macht, Gutes zu thun. Durch vernünftig angewendete Güte ist größerer Einfluß zu gewinnen, als durch rohe Gewalt; Einfluß aber ist Macht. Durch zweckmäßigen Gebrauch seiner Güter kann der Reiche den Gefahren entgehen, die in dem Gleichnis vom Kamel und Nadelöhr ihren Ausdruck gefunden haben.

Darum erfreut es so sehr, wenn man sieht, daß ein Reicher klug ist und seine Mittel richtig verwendet. Gern wird ihm jeder Verständige es gönnen, den denkbar höchsten Luxus für seine Person zu beanspruchen; aber klug findet man ihn, wenn er daneben für andere sorgt, die der Fürsorge bedürfen. Denn damit sorgt er für sein eigenes Glück, für ein Gefühl edelsten Behagens, das er auf andere Weise sich nicht würde verschaffen können.

Nicht nur die Fürsorge für Arme habe ich hier im Sinne, oder für hilfsbedürftige und invalide Arbeiter, wovon wir ja im eigenen Vaterlande schöne Beispiele besitzen; sondern wie manchem Reichen ist nicht seine Fürsorge für Kunst und Wissenschaft zu einer Quelle der reinsten Freuden geworden. Die zahlreichsten und großartigsten derartigen Handlungen finden sich wohl in den Vereinigten Staaten; durchlief doch kürzlich die Nachricht die Zeitungen, daß eine Mrs. Stamford an eine Universität in Californien bei Lebzeiten ein Kapital von 30 Millionen geschenkt habe. Auch in England und den skandinavischen Ländern sind große Stiftungen für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke keine Seltenheit. So rüstete ein einzelner Kaufmann in Norwegen aus eigenen Mitteln eine Nordpolfahrt aus; in Kopenhagen gründete der ältere Jacobsen das höchst bedeutende Karlsberg-Laboratorium, während sein Sohn den Oersted-Park mit den schönsten Skulpturen schmückte und außerdem eine Reihe anderer künstlerischer Stiftungen von Bedeutung für seine Vaterstadt machte. Auch der Nobel-Preise ist zu gedenken. Hinter Amerika, England und Skandinavien steht in dieser Hinsicht Deutschland zurück. Eher wird bei uns einmal ein Vermögen testamentarisch für einen wissenschaftlichen Zweck vermacht; allein mir erscheinen die Amerikaner, Engländer, Skandinavier darin praktischer zu sein, daß sie bei Lebzeiten Stiftungen vornehmen, an denen sie selbst noch ihre Freude haben, so daß sie den eigenen Ruhm noch erleben können.

Doch was geht es im Grunde mich an, ob der Reiche, der in der Lage ist, die von ihm bewohnte Tonne mit einer üppigeren Tapete auszustatten als der Unbemittelte, ob jener Reiche sein Gold nur im Hintergrund der Tonne anhäuft, oder ob er einen Teil desselben hinaussendet, um dadurch der Mitwelt einen Christbaum anzuzünden, an dem auch er selbst seine Freude hat — für mich ist dies Alles nur Vorbereitung zu Erörterungen anderer Art, die ich im Sinne habe. Ich kehre zu dem Ausspruch von Carnegie zurück.

Er würde sich arm vorkommen, hätte er keinen Anteil an den Genüssen der

Kunst, welche große Dichter und Musiker ihm spenden. Hier ist also der „reiche Mann" Empfänger, ich will nicht sagen Almosenempfänger, das klänge zu roh; aber er empfängt ohne Aequivalent Güter von anderen Menschen, die darum reicher sein müssen als er selbst, weil sie ihm geben können. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob jene Geber noch leben oder ob sie längst dahingegangen sind.

So stoßen wir auf jene zweite Klasse von Reichtum, auf Reichtum an Imponderabilien, an idealen Gütern. Wer davon viel erwarb, viel besitzt und viel geben kann, ist sicher ein Reicher. Und hier zeigt es sich wiederum deutlich, daß der Reichtum erst wirksam wird durch das Mitteilen, das Geben.

Nicht alle Arten von geistigem Besitz, von idealen Gütern will ich hier aufzählen, sondern mich mit einem Hinweis auf die Künste und Wissenschaften begnügen. Sind da nicht Beethoven, Goethe, Schiller, Fritz Reuter als reiche Männer zu preisen? Nicht unter den Lebenden große Maler, Bildhauer, Tonkünstler, auch wenn sie noch so wenig mit Gütern im Sinne des Philisters gesegnet sind? Sind sie nicht Wohlthäter der Menschheit? Das gleiche gilt von den Koryphäen der Wissenschaft, mögen sie als Aerzte unmittelbar segenspendend zum Volke treten oder als stille, sorgsame Forscher in Laboratorium und Studierstube das Gebiet geistigen Besitzes der Menschheit rastlos erweitern. Wohl spendet aus ihren lichten Höhen auch die reine Wissenschaft äußeren Segen der Technik und damit der Erwerbsarbeit vieler; aber der reinste Besitz ist die ohne Rücksicht auf materiellen Nutzen gepflegte Wissenschaft, und ein namenloses Glück empfindet der Forscher, dem es vergönnt ist, ihren Inhalt zu mehren. Dem großen Troß bleibt dies Glück freilich unverstanden, da es auf ihn nur Eindruck macht, wenn z. B. nebenbei für den Chemiker oder Physiker Patente abfallen; und doch ist er zu bedauern, wenn er an der Geistesarbeit eines Archimedes, Galilei, Kepler, Newton, Mayer, Helmholtz, eines Lavoisier, Kant, Johannes Müller keinen Anteil nimmt, wenn die Lehren der Geschichte ohne Reiz für ihn bleiben.

Auch einen Staat dürfen wir nicht reich nennen, ohne seinen Besitz an Imponderabilien zu würdigen, und nirgends ist das wohl klarer erkannt worden als in den Vereinigten Staaten. Nachdem die Amerikaner Jahre hindurch nach Europa gekommen waren, besonders nach Deutschland, um hier zu lernen und reich beschenkt heimzukehren, beginnen sie jetzt, der Wissenschaft eine Pflege angedeihen zu lassen, die wenigstens an Großartigkeit der Anstalten bald die alte Welt in den Schatten stellen dürfte.

Der geistige Reichtum soll sich in den Dienst des Volkes stellen. Für die Kunst gilt dies als selbstverständlich, für die Wissenschaft wird es noch manchmal bestritten. Nicht selten kann man es hören, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen da sei, und manchen Gelehrten überläuft eine Gänsehaut oder ein Gefühl von Uebelkeit, wenn ihm von „populären" Darstellungen gesprochen oder ihm selbst gar zugemutet wird, eine solche Darstellung zu geben. Er verhält sich

darin wie der Geizhals, der sein Gold nicht in Thätigkeit treten lassen will. Es ist das ein meines Dafürhaltens falscher Standpunkt. Die Ergebnisse der Wissenschaft sollen nicht nur in etwaigen nebenläufigen Nutzeffekten, sondern als solche möglichst zahlreichen Menschen zu gute kommen. Gewiß darf die wissenschaftliche Forschung dadurch nicht beeinträchtigt werden, darum braucht nicht der Forscher auch der Darsteller zu sein. Auch giebt es Wissenschaften, die einer populären Wiedergabe sich nicht fügen, wie die höhere Mathematik. Mancher Gelehrte besitzt auch wenig Talent für Schilderungen, die weiteren Kreisen verständlich und genußreich sind. Solche „gemeinverständliche" Darstellungen aus dem Gebiete der Wissenschaft sind meistens viel schwieriger als die, welche für die Mitteilung an Zunftgenossen genügen. Aber die Thatsache bleibt bestehen, daß nur derjenige Forscher den wahrhaft Reichen zuzuzählen ist, der von seinem Besitz auch anderen mitzuteilen weiß, und darum ist die Vereinigung der Stellen für wissenschaftliche Forschung mit einem Lehramte von jeher so segensreich gewesen. Der Gelehrte hört damit auf, Einsiedler zu sein, und er findet Gelegenheit, von seinen Schätzen zu spenden. Denn auch von geistigen Gütern gilt der Satz, daß erst die Leistung für die Gesamtheit den Besitz adelt.

II.

Reich ist, wer geben kann, mit oder ohne Rücksicht auf Güter, die er für seine Gaben eintauscht. Das war das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung. Dem Geber entspricht ein Empfänger; diesen Empfänger wollen wir uns jetzt ein wenig näher ansehen.

Der Reichtum ist an sich immer relativ. Denken wir uns einen von allem Verkehr abgeschnittenen Menschen auf einem beliebig großen Haufen Gold sitzen, den er nicht verwerten kann, so wären eine Klafter Holz, um ein Feuer damit anzuzünden, oder ein Brot wertvoller für ihn. Der Reiche ist vom Empfänger, dem er giebt, kaum weniger abhängig, als der Empfänger vom Geber. Das gilt von geistigen Schätzen wie von materiellen; wenn auch ein denkender Einsiedler dadurch, daß sein Denken fortwährend neue Werte schafft und ihn selbst dadurch zum Empfangenden macht, viel besser daran ist, als der Mann auf dem Goldhaufen.

Der Empfänger kann ebenso reich sein wie der Geber; dann handelt es sich vielfach um Tausch und Kauf, der sich nicht auf materielle Güter zu beschränken braucht. Doch auch zwischen Reichen können einseitige Schenkungen vorkommen, und Shakespeare beschenkt uns alle lange nach seinem Tode ohne Gegengabe mit den Erzeugnissen seiner Kunst. Wenn jemand von einem Reichen beschenkt wird, ohne seinerseits eine ähnliche Schenkung machen zu können, weil ihm der Besitz dazu fehlt, so pflegt man ihn arm zu nennen. In diesem Sinne hat unser Sachverständiger Carnegie ganz recht: den Schätzen der Dichtkunst und

der Musik gegenüber ist er ein armer Mann. Er ist der Empfangende, auch wenn er in der Lage wäre, vor sich ganz allein den „Ring der Nibelungen" aufführen zu lassen.

Eins der gewaltigsten und einflußreichsten Naturgesetze gelangt hier zur Geltung und findet seine Anwendung auf den menschlichen Verkehr: das Gesetz, daß eine Wirkung nur möglich wird, wenn Energie aus einem daran reicheren auf ein daran ärmeres System übergeht; man bezeichnet dies als den zweiten Hauptsatz der Energetik. So kann die Wärme nur wirken, wenn sie von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übergeht; so leistet der Druck des Wassers nur Arbeit, wenn es von einem höheren auf ein niedrigeres Niveau hinabsinkt. Dies nennt man das Gefälle des Wassers, ein Begriff, der sich auf alle Energieunterschiede übertragen läßt. Je größer das Gefälle, um so gewaltiger die Leistung, die verrichtete Arbeit. Ist das Gefälle gleich Null, so geschieht nichts und kann nichts geschehen. Alles Geschehen in der Natur ist durch das Vorhandensein von Gefällen, d. h. von Energieunterschieden, bedingt.

Doch die Größe des Gefälles kann auch einen Betrag überschreiten, der nützlich und zweckmäßig ist, dann wird die Energie zwar nicht wertlos, doch unzweckmäßig. Ein Bach kann bei einem Gefälle von einem Meter ein Mühlrad treiben; stürzt er aus einer Höhe von hundert Metern herab, so würde er vielleicht die Mühle zerschmettern. Es bedarf dann technischer Maßnahmen, um sein Gefälle zu mäßigen. Bei geschicktem Eingreifen kann das Gefälle so reguliert werden, daß der Bach eine ganze Anzahl von Mühlen hinter einander treibt, und daß seine große Energie somit doch eine zweckmäßige Verwendung findet. Vielleicht wird die Erinnerung an dies Beispiel aus der Energetik uns noch Dienste leisten können.

Ich kehre zu der Frage zurück, wer berufen ist, von den Schätzen der Kunst und der Wissenschaft zu empfangen, von den Reichtümern, die Künstler und Gelehrte erwarben. Nennen wir die Geber die Reichen, die Empfänger kurzweg die Armen.

Wie auch auf materiellem Gebiet, so hört man gewöhnlich sagen, daß ein gewisser Grad von Würdigkeit gefordert werden müsse, damit ein Armer seinen Anteil an den Gaben der Reichen empfangen könne. Diese Würdigkeit wird in einem größeren oder geringeren Maße von Bildung gesucht.

Das Wort Bildung ist in seiner Vieldeutigkeit kaum ein glücklicher Begriff zu nennen. Es giebt Leute, die erst dadurch, daß sie ein Abiturientenexamen bestanden haben, als „gebildet" glauben abgestempelt zu sein, und die vornehm die Achsel zucken bei der Frage, ob auch ein auf andere Weise unterrichteter Mensch, z. B. ein Volksschullehrer, den Gebildeten zuzurechnen sei. Das Wort Bildung ist ein relativer Begriff; es giebt mehr oder weniger Gebildete, man kann auch auf dem einen Gebiete gebildet, auf anderen ungebildet sein. Mir

sind im Leben sehr ungebildete Abiturienten begegnet: und es scheint mir lächerlich, von einem genialen jungen Künstler das Abiturientenexamen verlangen zu wollen. Ich habe Juristen kennen gelernt, die darüber klagten, in den Naturwissenschaften höchst unwissend zu sein; waren die gebildete Menschen? Einseitig gebildet waren sie gewiß, wie ein Naturforscher, der von römischer Geschichte nichts weiß.

Auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens kann einer garnicht gebildet sein; es giebt darum verschiedene Wege, zur Bildung zu gelangen. Staatlicherseits wurde dies anerkannt, als man die Realschulen den Gymnasien gleichstellte. So müssen wir einräumen, daß jede Bildung nur eine einseitige ist, und daß kein Grund zur Ueberhebung für den einseitig Gebildeten über einen andersartig Gebildeten vorliegt. Solche Ueberhebung möge man dem „Bildungsphilister" überlassen. „Wer etwas gelten will, muß andre gelten lassen", sagt Goethe.

Worauf es ankommt, ist die seelische Bereitwilligkeit, das Schöne, Wahre und Gute sich anzueignen, und die müssen wir bei unserm ganzen Volke voraussetzen; dürften wir es nicht, so müßten wir das Volk dazu erziehen. Wurde doch das niedere, „ungebildete" Volk einst für die Lehre Christi gewonnen; warum sollte es nicht auch für den Genuß anderer geistiger Güter zu gewinnen sein, wenn die Reichen im Geist nur den rechten Ernst machen, ihm von ihren Schätzen abzugeben?

Auch der „ungebildete" Teil des Volkes hungert und dürstet nach geistiger Speise; wenigstens Brosamen möchte er aufheben von den Tafeln der Reichen. Darum ist es Pflicht der Reichen, zu geben. Man mache nur nicht auch auf diesem Gebiete den Geiz zur Wurzel alles Uebels. Wer da sagt, daß die Massen stumpf und teilnamlos der Kunst und Wissenschaft gegenüberständen, der kennt unser Volk nicht oder er verschließt Auge und Ohr. Und wo der Sinn für Kunst, für Naturschönheit, für das Große und Erhebende in der Geschichte, für unser Wissen von der Natur schlummern sollte, da gilt es, ihn zu wecken, denn thatsächlich schläft er nur. Auch der Aermste an „Bildung" empfing einen Geist, der Gottes Ebenbild ist und darum empfänglich für das Göttliche in dieser Welt.

III.

Hier tritt uns ein wichtiges soziales Problem entgegen, ein Zusammenhang, der für die Lösung der gesellschaftlichen Frage von Bedeutung ist. Die Beziehung des Arbeiters zu Kunst und Wissenschaft ist bislang wohl nicht genügend gewürdigt worden. Sie ist insofern eine einfache, als der sogenannte Arbeiter, der Mann des vierten Standes, von dem hier ausschließlich die Rede ist, nur ausnahmsweise der Gebende, in der Regel der Empfangende ist. Die Frage ist also die: was kann der Arbeiter von Kunst und Wissenschaft brauchen, und was sollen wir ihm davon geben.

Um keinem Mißverständnis zu begegnen, anerkenne ich ausdrücklich, daß ein hungernder Magen für Kunst und Wissenschaft nicht empfänglich sein kann. Ich denke daher an Arbeiter, die in normalen Verhältnissen leben, die eine gesunde, ausreichende Wohnung besitzen, die nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben und die sich angemessen zu kleiden in der Lage sind; glücklicherweise ist das die große Mehrheit unserer tüchtigen Arbeiter, wenigstens in normalen Zeitläuften.

Für den Arbeiter sind unter den bildenden Künsten Architektur und Skulptur am wirksamsten, namentlich für den Arbeiter der größeren Städte, der Gelegenheit hat, an edlen Bauwerken und Statuen vorüberzugehen. Wie jedem der oberen Zehntausend muß auch dem Arbeiter das Verständnis solcher Kunst näher gebracht werden, um sie auf sich wirken zu lassen; daraus ergiebt sich eine wichtige Aufgabe für die Wissenden. An Empfänglichkeit für Kunsteindrücke fehlt es an sich den unteren Schichten des Volkes nicht mehr als den oberen; man spreche darüber nur einmal mit einem Arbeiter, der selbst auf dem Gebiete des Kunstgewerbes thätig ist. Auf dem Lande wird dem Arbeiter allerdings nur selten, namentlich an Kirchen, an Schlössern der Reichen, Gelegenheit gegeben, Eindrücke schöner Baukunst und noch seltener von Bildhauerei in sich aufzunehmen. Gemälde von Wert bekommt der Arbeiter nur ausnahmsweise zu sehen, da er auch in den Großstädten die Museen wenig zu besuchen pflegt. Doch hier ist es die kunstgewerbliche Vervielfältigung in Holzschnitt, Lichtdruck u. s. w., welche zeichnerische Kunst selbst bis in die bescheidensten Hütten zu tragen vermag; und wie dankbar, wie empfänglich sind gerade der Arbeiter und seine Familie für „Bilder" jeglicher Art. Die Musik wird dem städtischen Arbeiter hauptsächlich durch die wohlfeilen Militärkonzerte vermittelt; wer aber musikalische Anlagen besitzt, kann auch auf dem Lande ein einfaches Instrument spielen lernen, wenn es auch nur eine Ziehharmonika ist. Und wann hätte das „Volk" nicht Freude empfunden am Singen seiner Lieder? Dies führt von der Musik zur Dichtkunst, mag sie in Versen oder in Prosa ausgeführt werden. Hiervon in geigneten Lesebüchern das für das Volk Packende und Geeignete zu sammeln, sofern es Kunstwert besitzt, wäre lohnendste Aufgabe. In des Knaben Wunderhorn haben die gebildeten Stände aus den eigensten Schätzen der Volkspoesie geschöpft; dafür hat das Volk noch kaum eine entsprechende Gegengabe erhalten. Wenn wir aber hören, wie das Volk den Sängern gelauscht hat von Homer und den Nibelungen bis zu den Festen in Piedigrotta, so wird man an seiner Empfänglichkeit für diesen Teil der Kunst nicht zweifeln.

Ich komme zur Wissenschaft. „Die ist doch nichts für den Arbeiter," höre ich sagen, „oder man muß sie soweit popularisieren, daß es keine Wissenschaft mehr ist." Ich glaube, daß nur ein befangenes Bonzentum verächtlich auf wirklich gute, volkstümliche Darstellungen der Wissenschaft hinabblicken kann. Solche Schilderungen zu geben, ist allerdings um so schwerer, je niedriger die geistige

Stufe liegt, auf der der Empfänger steht. Aber eine gute, womöglich durch reichhaltige Abbildungen unterstützte Lektüre kann äußerst wirksam sein. Sowohl für Geschichte, wie namentlich für naturwissenschaftliche Belehrung wird der Arbeiter meistens empfänglich und dankbar sein, gerade auch der ländliche Arbeiter; wer ungläubig dazu lächelt, der kennt letzteren nicht hinlänglich, mag er im eigenen Dienste noch so viele beschäftigen. Ich würde ihm vielleicht mit gründlicheren Erfahrungen aufwarten können, als er sie gemacht hat; denn der ländliche Arbeiter ist in Betreff seiner geistigen Stimmung dem Gutsherrn gegenüber äußerst zurückhaltend. Ich habe den französischen Krieg in einem Truppenteil mitgemacht, der sich ganz überwiegend aus ländlichen Arbeitern rekrutierte, und zwar als Einjähriger. In solcher Lage bedingt der Krieg einen ganz kameradschaftlichen Verkehr, ein gegenseitiges sich Aussprechen zwischen den geistig reicheren und ärmeren Elementen. Da habe ich das lebhafte Interesse kennen gelernt, das viele jener „gewöhnlichen" Soldaten Belehrungen geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Art entgegenbrachten. Wieviel haben wir Studenten nicht dadurch, daß wir Freude an der vaterländischen Geschichte und an unseren großen Männern zu wecken wußten, zur Hebung sowohl des intellektuellen wie auch des moralischen Niveaus unserer Mitsoldaten beizutragen vermocht. Ich glaube, nachträglich ist das auch von militärischen Autoritäten anerkannt worden.

Gerade beim Arbeiter — und ich denke hier vorzugsweise an den Teil der Aufgabe, der dem Landarbeiter gegenüber zu lösen ist — wird die populäre Wissenschaft an Erscheinungen anzuknüpfen haben, die ihm bekannt sind, so daß er für manches, was ihm erzählt wird, Bestätigungen aus der Erfahrung schon weiß. Dann werden die einer verständigen Darstellung interessanter Wissensgebiete sich entgegenstellenden Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein. Astronomische Kenntnisse des Sonnensystems und des Fixsternhimmels, physikalische von Wind, Wetter, Wärme, chemische vom Feuer, Schießpulver, von Nahrungsmitteln kämen in Betracht. Landkarten und Vermessungspläne sind als wissenschaftliche Bilder zu verwerten. An natürlicher Begabung für die Aneignung solches Wissens fehlt es nicht; mein Vater z. B. beschäftigte in seinem Dienst einen Tagelöhner, der im stande war, selbständig ein Stück Ackerland zu vermessen, eine nasse Wiese zu entwässern u. dgl. Alles Lebendige hat großen Reiz für das Volk. Die Naturgeschichte des Rehs, des Fuchses, des Feldhuhns, der Ente u. s. w. würde als Lesestück eines Volksbuches sicher Anziehungskraft üben; nur muß die Schilderung angemessen und fesselnd, sie darf bei Leibe nicht pedantisch und langweilig sein.

Für geschichtliche Erzählungen ist die Landbevölkerung wohl immer empfänglich gewesen. Ich hatte u. a. Gelegenheit, dies zu beobachten bei ländlicher Missionsfesten, wo ein Geistlicher mit großem Erfolge „Geschichten aus alter Zeit" vorzutragen verstand. Porträts des alten Fritz, des alten Blücher waren früher

in den ländlichen Hütten weit verbreitet, später die von Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke. Durch gute geschichtliche Belehrungen kann dem Arbeiter Freude am Vaterlande vermittelt werden; nur biete man ihm keine tendenziöse Mache, das wären Steine statt Brot. Das Volk ist feinfühlig und mißtrauisch, es merkt leicht die Absicht oder glaubt sie zu merken. Der Arbeiter soll fühlen, daß ihm der durch die geschichtliche Entwickelung gebrachte Aufschwung seiner Stellung nicht mißgönnt wird, daß man ihm gern Anteil gewährt am geistigen Besitze der Nation.

Man komme mir nicht mit dem Einwande, daß ich hier idealisiere, daß der ausgestreute Same wohl bei einzelnen aufgehen und Frucht bringen könne, daß die Massen aber solchen Bestrebungen Stumpfsinn und Roheit entgegensetzen würden. Ich frage dagegen: ist es bei den oberen Zehntausend viel anders? Wieviele von ihnen haben wirkliches Interesse und Verständnis für Kunst und Wissenschaft, wieviele machen nicht bloß mit, weil es zum guten Ton gehört, oder benutzen Mittel und Stellung lediglich, um sich zu „amüsieren"? Ich glaube, das Verhältnis zwischen ideal gerichteten Menschen und Banausen wird durch den Besitz materieller Güter weniger beeinflußt, als man gewöhnlich meint.

Auch fürchte man nur nicht eine „Steigerung der schon vorhandenen Ueberkultur" der Leute auf dem Lande. Gerade dem ländlichen Tagelöhner ist durch gute Lektüre, wofür die langen Winterabende Muße genug gewähren, ein Ersatz zu bieten für die fehlenden „Freuden" der Großstadt. Wir leben nicht mehr in der Zeit der Plantagen mit Sklaven oder Leibeigenen, und gerade die Latifundien dürften auf die Dauer nur haltbar sein, wenn es gelingt, einen zufriedenen und intelligenten Arbeiterstand auf ihnen ansässig zu erhalten. Auch darüber gebe man sich keiner Täuschung hin, daß die kirchliche Kultur für den Landarbeiter ausreiche; er will so gut seinen Anteil an der weltlichen Kultur, wie der Herr, und gewährt dieser ihm den nicht, so wird er zum Sozialdemokraten gehen, der ihn natürlich mit offenen Armen aufnimmt. Gelingt es aber, den Arbeiter zu überzeugen, daß seine wahren Freunde nicht in jenem Lager stehen, so wird die Sozialdemokratie vergeblich an die Thüren der ländlichen Hütten anklopfen. Ihrer Pseudoideale wird der Arbeiter dann nicht bedürfen. Darum muß eine innere Mission auch für Kunst und Wissenschaft auf dem Lande gefordert werden, Geistliche und Gutsherren würden die natürlichen Träger derselben sein.

In unseren Kriegen, bei Düppel, bei Königgrätz, bei Metz hat der Arbeiter so gut Leben und Blut für das Vaterland eingesetzt wie der Edelmann. Das hat seine Folgen, daraus erwächst ein Recht, erwachsen Ansprüche. Mit der Alters- und Invalidenversorgung allein ist es da nicht gemacht. Die Schatten der in der großen Zeit Gefallenen winken uns, als wollten sie rufen: ihr deutschen Künstler und Gelehrten, das thaten wir für euch, was thut ihr für uns? Jedem Mehr an Besitz entspricht ein Mehr an Pflichten, das gilt nicht nur für den materiellen,

es gilt auch für den geistigen Reichtum. Ich erinnere an folgendes Wort Gustav Freytags:

„Dein Volk hat dir Vieles gegeben, es verlangt dafür ebensoviel von dir. Es hat dir den Leib behütet, den Geist geformt, es fordert auch deinen Leib und Geist für sich. Wie frei du als Einzelner die Flügel regst, diesem Gläubiger bist du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich, gleichviel ob er als milder Herr dein Leben friedlich gewähren läßt, oder ob er es sich mit hoher Mahnung in einer Stunde fordert."

Schon Martin Luther hat gesagt: „Für meine Deutschen bin ich geboren, denen will ich dienen"; und welches Beispiel hat er nicht für die geistige Hebung unseres ganzen Volkes gegeben? Er hat das Volk zum Gebrauch des gedruckten Wortes erzogen, darin ist er vorbildlich für alle Zeiten, und wer ihm auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft nachfolgt, der fördert auch sein Werk der Verbreitung christlicher Weltanschauung. Deren Gegenteil ist in unseren Tagen der Nietzsche-Kultus, jener fürchterliche Gegensatz von Herrenmoral und Volksmoral, der nicht das Himmelreich, sondern die Hölle auf Erden den Menschen zu bringen trachtet. Glück können die Menschen und besonders die Armen nur finden im Reiche der Liebe, und darum sollen die Reichen am Geist sich den Armen nicht versagen, sondern von ihren Schätzen ihnen mitteilen, soweit dies angeht und vernünftig ist. Ruht doch der große Segen auf dem geistig Reichen im Gegensatz zum materiell Reichen, daß des ersteren Reichtum sich beim Geben niemals vermindert, daß er die Freuden des Gebers durch seine Gaben eintauscht, während der Born unerschöpflich ist, aus dem er spendet.

Ich schließe diese Studie mit folgenden Worten, die unser Kaiser am 18. Dezember 1901 zu den in seinem Schlosse versammelten Künstlern sprach:

„Die Kunst soll mithelfen, erzieherisch auf ein Volk einzuwirken, sie soll auch den unteren Ständen nach harter Mühe und Arbeit die Möglichkeit geben, sich an den Idealen wieder aufzurichten. . . . . Zu diesen Idealen gehört, daß wir den arbeitenden, sich abmühenden Klassen die Möglichkeit geben, sich an dem Schönen zu erheben und sich aus ihrem sonstigen Gedankenkreise heraus- und emporzuarbeiten. . . . . Die Pflege der Ideale ist zugleich die größte Kulturarbeit, und wenn wir hierin anderen Völkern Muster sein und bleiben wollen, muß das ganze Volk daran mitarbeiten, und soll die Kultur ihre Aufgabe erfüllen, dann muß sie bis in die untersten Schichten des Volkes hindurchgedrungen sein."

Hier ist von erhabenster Hand der Weg gewiesen zur Lösung einer wichtigen nationalen und patriotischen Aufgabe.

Die neue religiöse Bewegung in unserem Volke.

Von

Karl König.

Wir Deutsche sind so lange als „Träumer, Dichter und Denker“ verspottet worden, daß wir es zuletzt wirklich als einen Schimpf empfanden, welche zu sein. Aber was wäre wohl aus uns geworden, wenn wir nicht inmitten der armseligsten nationalen Wirklichkeit den großen, heißen Traum von deutscher Herrlichkeit weiter zu träumen vermocht hätten? Wir haben also seit Bismarcks Tagen keine Ursache mehr, uns unserer Traumnatur zu schämen. Wir haben den Beweis geliefert, daß der Traum in die Muskeln fahren und zu Thaten werden kann, von denen die Spötter sich nichts träumen ließen. Wer nicht mehr träumen kann, ist im Grunde ein armer Mann. Er wird von außen her fabriziert. Der Träumende dagegen ist reich. Er vermag aus sich selbst heraus zu leben. Er zieht alles in sein Geisterreich hinein. Er durchtränkt alles mit seinem eigenen Ich. Er gießt seine Seele aus über Wiese, Wald, Mensch, Himmel, Vaterland. So wird alles lebendig. So gewinnt alles persönliche Farbe. So spinnen sich Welt und Ich zur warmen Lebenseinheit zusammen. Natürlich ist das, was dabei herauskommt, mitunter närrisch, schnurrig, phantastisch; mitunter auch heiß, sengend, lodernd! Da sagen dann die Philister: „Behüt uns Gott! Ein Skat um die Achtel ist denn doch eine solidere Sache!“

Aber trotz aller Philister unten und oben, wo ließe der Deutsche unten oder oben sein Träumen sein! Ob es wohl ein Dorf oder Landstädtchen giebt, durch das nicht immer von neuem allerhand wunderliches Traumleben geht? Hier ist es eine „apostolische“, dort sonst eine „Gemeinde“, zu der sich die „Stillen im Lande“ vom Schusterschemel und Schneiderbrett, vom Aktenschrank und Tintenfaß zu sammeln pflegen, um Gott und sich selber mit großen Wünschen und kleinen Selbstgerechtigkeiten zu dienen. Hier träumen und erhitzen sich die Konventikelgeister ganz im Geheimen und dort wieder verführt methodistische Fieberglut zu lärmenden Paraden. Aber um Hörer und Jünger ist ihnen allen nicht bange.

Zweifelsohne steckt ja in alledem viel närrisches, überspanntes, ungesundes

Wesen. Aber, ich weiß nicht, ich habe diese träumenden und schwärmenden Augen immerhin doch lieber als die leergebrannten der goldenen Jugend und als den heillosen Stumpfsinn gewisser Honoratiorentische. Es regt sich hier doch wenigstens ein seelischer Lebenstrieb. Oft krankhaft, verzerrt, arm und klein, aber es ist doch eine Sehnsucht nach etwas Großem darin. All diesen Leuten ist ihre Welt zu klein. Sie brauchen doch wenigstens etwas mehr als Bier und Tabak zu ihrem Seelenfrieden. Sie möchten die Schauer des Unsichtbaren sich über Leib und Seele ergießen lassen. Sie wollen verehren, anbeten, träumen, schwärmen, verzückt sein!

Gewiß, das könnten sie gar nicht in dieser seltsam phantastischen Weise, wenn sie erkenntnismäßig besser durchgebildet, in Wissenschaft und Geschichte besser zu Hause wären. Aber einmal war ihnen das durch die engen Verhältnisse versagt, in denen sie aufgewachsen, und andererseits hassen sie geradezu das, was ihnen versagt geblieben ist, das Wissen. Es ist ihnen ein zu nüchterner, zu klarer Tag. Ihre Seele braucht einen Nachthimmel, um die eigene Flamme leuchten zu sehen. Und an ihrer eigenen Flamme liegt ihnen mehr als an allem anderen. Ueberaus charakteristisch für die meisten dieser Kreise ist das, was sie in der Bibel bevorzugen, — die Apokalypse! In der dunklen Nacht dieser rätselvollen Bilder beginnen ihre Geisteslichterchen fröhlich zu leuchten, sie wandern durch Hölle und Himmel und sind des jüngsten Gerichtes Fackelträger. Wo keiner etwas weiß, kann jeder es am besten wissen. Das sind „die kleinen Lichter, die die Nacht erhellen"!

Aber doch immer besser, es leuchten diese kleinen Lichter, als daß sich das stickige Dunkel des praktischen Materialismus, dem auch das letzte Lichtchen in die Gosse gefallen ist, über allem ausbreitet! Man denke nur einmal an die Liebesthätigkeit, die sich fast durchweg auch mit dieser Konventikelfrömmigkeit verbunden zeigt, und an die religiöse Selbstthätigkeit, die diese Kreise unter sich pflegen, so hat man darin, wenn auch verquickt mit allerhand Thorheit und fiebernder Erregung, doch zwei ideale Momente, die ernster Würdigung wert sind. Und haben wir es hier auch im übrigen nicht mit religiösen Bewegungen zu thun, die Kraft und Zukunftsbedeutung für weitere Kreise unseres Volkes hätten, es werden doch viele junge Menschenkinder von diesem warmen Strome des Gefühls durchflutet und gehen seiner belebenden Kraft auch dann nicht verlustig, wenn sie längst mit Kopf und Geist in ein ganz anderes Reich der Klarheit hineingewachsen sind. Wir wollen doch nicht vergessen, was selbst Goethe, Schleiermacher, Bismarck der innigen Berührung mit dem warmen Gefühlsleben ehemaliger pietistischer Religiosität zu verdanken gehabt haben. Wo Gefühl ist, ist Leben.

* * *

Aber wie steht es nun oben, in den Kreisen, die die geistige Führung im Leben unseres Volkes innehaben? Im Grunde gar nicht so übermäßig anders als unten. Denn auch hier bezeugt sich die alte Wahrheit, daß Art von Art nicht lassen und also der Deutsche nicht aufhören kann, seiner Traumnatur zu folgen und sich aus Herzenstiefen die Welt zu bauen, in der er seines Lebens wahrhaft froh zu werden vermag.

Wenn es überhaupt möglich wäre, da hätten wir es wirklich fertig gebracht, alle die großen träumenden, dichtenden, schauenden Glaubensmächte unseres Geistes mit Stumpf und Stiel auszurotten und uns und die Welt zu einem exakt wissenschaftlichen Handbuch zu verarbeiten. Wir haben ja jahrzehntelang alle erdenkliche Mühe darauf verwendet. Darin offenbart sich freilich wieder nur unsere ganze idealistische Natur. Sie ist bereit, der Wahrheit, dem, was sie gerade heute für die Wahrheit oder für den Weg zur Wahrheit hält, selbst ihre liebsten Geisteskinder zu opfern. Gerade weil wir aber so alle Gedankengänge mit unerbittlicher Konsequenz zu Ende zu gehen pflegen, kommen wir auch jedesmal schnell wieder an den Punkt, wo der Abgrund sich aufthut und es heißt: „Verzichte oder fliege"!

Wer aber könnte hier auf die Dauer verzichten, wo es sich darum handelt, den uns innewohnenden Trieb zur Denk- und Seeleneinheit zu vergewaltigen oder ihm zu folgen? Wer kann denn auf die Dauer sich mit den Teilen begnügen, ohne nach dem Ganzen zu fragen, dessen Teile sie sind? Wer will denn seine Lebensstraße wandern, ohne eine persönliche Ueberzeugung darüber, woher sie kommt und wohin sie geht?

Und so zeigt sich auch im Angesichte unserer Naturwissenschaftler wieder deutlich etwas wie ein religiöser Zug. Sie unterliegen dem Drange, sich eine Welt zusammen zu — träumen, weil sie sich nun doch einmal nicht zusammen — erkennen läßt. Und ist auch dieser Trieb bei ihnen zunächst mehr intellektueller Natur, es waltet doch in ihm, als Trieb zur inneren Lebenseinheit, der der Religiosität verschwisterte, praktische Zug der Seele, die Einheit will, weil sie Einheit braucht.

Vor allen Dingen aber beginnen heute weite Kreise, sich vom Materialismus selbst energisch abzuwenden. Wir sagen und werden nichts sagen gegen die Erkenntnis der Dinge und Erscheinungen, die sich messen, wägen, zählen, seit unter die Lupe und ins Fernrohr nehmen lassen. Nur soll man sie nicht zur alleinigen Wirklichkeit aufbauschen. Es gilt und bleibt in Kraft das große Reich der seelischen Wirklichkeiten, aus deren Hand wir täglich leben müssen, wollen wir nicht geistig verhungern oder doch verkümmern. Für sie aber hat sich die Formel des Materialismus an keinem Punkte als zureichend erwiesen, und so sagen Ungezählte ihm Valet.

Und das gerade ist das Gute und der Anfang des Neuen, der sich heute auf allen Gebieten des geistigen Lebens mächtig fühlbar macht: Wir sind den äußeren Wirklichkeiten in Wissenschaft und Kunst so lange nachgegangen und haben uns, denkend und darstellend, auf ihnen so müde gegangen, daß wir nunmehr um unserer geistigen Gesamtpersönlichkeit willen wieder mit aller Kraft von außen nach innen, ins Reich der großen seelischen Wirklichkeiten, zu wandern beginnen. Und wenn nicht alles trügt, begleitet uns die Verheißung froher, guter Wanderschaft.

Wo immer aber dieser Gang in das eigene Ich schlicht und ernst begonnen wird, da treten dem Wanderer Religiosität und Sittlichkeit, Gott und der kategorische Imperativ, als zwei der Grundmächte menschlichen Seelenlebens in den Weg und lassen ihn nicht an sich vorüber. Und so kämpft heute der moderne Mensch wieder den uralten und doch höchsten und edelsten Kampf der Menschheit, den Kampf um Gott und um das eigene sittliche Ich.

Dieser Kampf aber hat für uns moderne Menschen sein Herrliches und sein Schweres. Herrlich ist er und beglückend, weil er ein freier, persönlicher Kampf geworden ist. Alle alten äußerlichen Autoritäten sind ja zerbrochen, kein Zwingherr hält mehr mit Ketten die aufwärts Strebenden am Boden fest, und auch alle inneren Autoritäten haben Prüfungsstürme durchgemacht wie nie zuvor. Was hat Nietzsche an allen moralischen, was hat der Naturalismus an allen ästhetischen Werten gerüttelt! Es mußte erst so weit kommen, daß uns alle Werte wankten, barsten und in Trümmer sanken, da auf dem Trümmerfelde hub die Klage der Seele und ihre große Sehnsucht an, und es begann in freiem, neuem Schaffen die Wiedergeburt des uralten Lebens unter neuen Formen. Es ist uns Deutschen im innersten Seelenleben nicht anders als im nationalen Leben ergangen. Erst als Bonapartes Faust alles in Trümmer geschlagen, was bisher unser Stolz gewesen, da begann die gewaltige nationale Wiedergeburt. Und dem deutschen Protestantismus mußte unter seinem Proteste erst alle und jede, äußere und innere Autorität bröcklig geworden und er selber vor lauter Verneinung vom horror vacui geschüttelt sein, da begann sein Hungern und Dürsten nach Füllung der entleerten Seele, seine freie, persönliche Bejahung aller uralten edelsten Geisteskräfte. In der Freiheit aber, denken und hoffen wir, soll es sich besser freudiger, persönlicher schaffen und bauen lassen, als in den Tagen des alten Geisteszwangs!

Indessen ist dies freie, fröhliche Ringen andererseits auch schwerer, denn je zuvor, für uns Kinder der modernen Welt geworden. Denn es gilt heute unendlich viel mehr an wissenschaftlicher Erkenntnis, als man je zuvor gedacht hätte, mit hineinzunehmen und hineinzuarbeiten in das Reich des Göttlichen und der Freiheit. Wir wollen ja keinesfalls Religiosität auf Kosten der intellektuellen Wahrheit und inneren Wahrhaftigkeit. Es soll uns die Religiosität nicht Schaden

nehmen lassen, weder an der notwendigen Vorwärtsbewegung des wissenschaftlichen Erkennens noch am ehrlichen Sinne. Lieber eine ehrliche Seele ohne Religion als eine unehrliche mit Religion. Sie soll uns vielmehr das Leben erwärmen, die Welt beleben, den Charakter stärken, das All durchleuchten, eine Welteinheit und Weltheimat wieder geben, kurz unser Friede sein und unsere schaffende Kraft. Wird sie uns das sein können? Gott und Kausalität, wie reimt sich das? Freiheit und Zwang, wie kommen die je zueinander?

Aber schon dies stimmt hoffnungsfroh, daß wir heute vor diesen Fragen nicht mehr scheu das Haupt verhüllen, sondern mit hellen Augen von ihnen zurück in uns selber blicken und da in uns den Weg zur Rätsellösung schauen. Sind wir doch selber in eigener Person die lebendige Vereinigung von Zwang und Freiheit, Verursachte und Verursacher zugleich, Geschaffene und Schaffende, nach den Gründen des Geschehens ausspähender Geist und Zwecke und Ziele setzender und verwirklichender Wille. Und ist eine jede unserer bewußten Handlungen aus Ursachenkette und vorgedachtem Zweck, aus Mechanik und Geist zugleich gewoben, warum sollte nicht ebendies der Fall sein in der Welt des Größten und Kleinsten? „Allherrin" Kausalität, wie, wenn du zuletzt doch nichts wärest als „Alldienerin" des Einen, von dem und zu dem alle Dinge sind?

Aber so verschieden auch heute noch im einzelnen die Antworten auf all diese großen Fragen lauten — die Hauptsache ist, daß wir wieder fragen, daß wir wieder suchen, daß wir allen sich auftürmenden Widerständen die Stirn bieten und von neuem den Kampf um Gott in der so entgötterten Welt zu kämpfen beginnen. Und wie heiß bricht dieser Drang sich Bahn! Ueberall ringt man wieder mit den ernsten Problemen des Geistes in ernstester Weise. Ein heißes Bemühen um geistigen Lebensinhalt, geistige Zusammenschau ist lebendig geworden. Der „Kampf um die Weltanschauung" hat alle Kreise erfaßt: Dichter, Künstler, Wissenschaftler!

Es haben aber auch die Wissenschaftler mit Schmerzen erfahren müssen, daß der Verstand zuletzt immer nur Einzelheiten bietet, während Phantasie und Glaube allein die Lücken zu füllen vermögen zwischen kleinen Gräben und unermeßlichen Weltabgründen. Und vollends wie bitter haben unsere Kunstjünger unter der mangelnden Seeleneinheit ihrer selbst gelitten! Denn die schönsten Bauklötzchen und die treffsichersten Milieubeobachtungen schaffen noch lange nicht das wirkliche, das große Kunstwerk. Das Ganze quillt nicht aus dem Einzelnen. Nur der ganze Mann schafft das ganze Werk. Und so hat gerade die Brüchigkeit und Zerrissenheit des modernen Seelenlebens den großen neuen Hunger nach Seeleneinheit und geschlossener Persönlichkeit erwachen lassen.

„Selig seid ihr, die ihr hier hungert!" Wenn nicht alles täuscht, gilt uns heute diese Verheißung wie nur je einer von neuem religiösen Sehnen durchbebten

Zeit. Denn wir haben vor all den früheren Tagen auf geistigem Gebiete viele ernste und gründliche Erfahrungen voraus. Die sollen uns vor manchem Irrgang bewahren!

So werden wir, um nur einiges zu nennen, kaum wieder in die Fehler der „Aufklärungszeit" von ehedem verfallen. Wir wissen zu gut, daß Gott und Welt und Leben sich weder im großen noch im kleinen auf eine reinliche rationale Formel bringen lassen. Einfach deshalb, weil erst Gott und dann das Leben und dann erst die ratio ist. Wir Söhne des Lebens haben das Leben zur Voraussetzung und in dem Leben den Schöpfer des Lebens. Wir kennen seit Kant unsere Voraussetzungen, und das macht — bescheiden. Dann haben wir, unter Schopenhauers Leitung, auch einmal ernsthaft in die irrationalen Tiefen und Finsternisse des All- und Einzellebens den Blick gewagt. Und es wäre auch heute noch manch einem sehr zweckdienlich, wenn er etwas gründlicher in diese Tiefen schauen wollte. Er würde dann nicht gar zu leichtfertig mit dem alle Gegensätze überbrückenden Worte sein! Glücklicherweise aber ist es uns mit dem Weltübel nicht ergangen wie Lots Weib mit Sodom und Gomorrha. Wir sind weder zur Salzsäule erstarrt, noch bezeugten wir sonderliche Neigung, dem Willen abzusterben. Dazu hatten wir viel zu viel — Aufgaben! Und sie zu erledigen, brauchten wir Willen und noch einmal Willen!

Wir haben ein Jahrhundert stärksten deutschen Wollens hinter uns und haben darin einen Schulmeister des Willens gehabt, wie unser Volk seit Jahrhunderten keinen gesehen hat, Bismarck. Und heute wird die deutsche Lebensfrage nicht mehr zwischen Maas und Memel gelöst. Sie weht von tausend Masten auf allen Meeren. Da mußten alle Weltmüdigkeitsstimmungen in die Ecke fliegen. Da ließ das Leben aus seinen Tiefen den Glauben hervorquellen, dessen es selber bedurfte, einen kampfesfreudigen, thatenfrohen, Zukunftskräfte bergenden. Wie ein Gießbach schäumt dieser Glaube für den Tieferblickenden selbst durch Nietzsches Werke. Sie sind ein einziger großer Schrei nach Wille und Kraft. Allerdings der Schrei eines schon körperlich Dekadenten, dessen tiefstes und geheimstes Weh im überschäumenden Kraftbegehr seinen ebenso charakteristischen, wie tragischen Ausdruck findet. Und vollends tragisch wird das ganze Seelenringen Nietzsches um Wille und um Kraft, weil ihm der Quell der Kraft verschüttet war, verschüttet blieb. Gott war ihm tot. So mußte das Traumbild des „Uebermenschen" an Gottes Stelle rücken. So mußte das Fatum Gott ersetzen.

Doch die Zeiten sind vorbei, wo wir in solchem Ersatz Genüge fanden. Unsere Seele ruft wieder nach mehr, nach persönlichem Leben in Gott! Was soll uns da ein totes Abstraktum? Das „Schicksal" lieben können wir nur, wenn wir an es selber glauben, und an es selber glauben können wir nur, wenn es nicht aus der Hand der Sinnlosigkeit geschickt wird, sondern aus der des

Sinnes, also aus Gottes Hand. Nicht zum Schicksal zurück, vorwärts zum Schickenden selbst wandern wir wieder kraftsuchend, lebenheischend.

Denn bei allem wiedergefundenen Respekt vor dem Reiche der Ideen, wir sind ihnen gegenüber doch nun von einem gewissen und gesunden Mißtrauen erfüllt. Wir wissen, daß sie nur zu leicht der philosophische Vorhang sind, hinter dem das Nichts kauert, oder des Redners Theatermantel, hinter dem sich die hungernde Armut der Phrase verbirgt. Wir trauen vor allem der Idee an sich nicht mehr die übermäßig luftige Selbstthätigkeit zu, die sie nach Philosophenbeschluß ehedem in Welt und Geschichte hatte. Die Persönlichkeit ists, die die Idee gebiert und durch die That sie und sich selber lebendig macht und lebendig erhält.

Und weil wir das wissen, sind wir wieder auf der heißen Suche nach dem Persönlichen. Wir suchen es in uns, außer uns, über uns. Weil es uns das Höchste in der Schöpfung ist, suchen wir es auch im Schöpfer selbst. Wir beginnen damit wieder von unserem Ich, als der einzigen Gottesschöpfung, die wir von innenher kennen, vorzudringen in das göttliche Schöpfer-Ich.

Damit kommt eine frische Bewegung in das uns lange deckende Nebelmeer des Pantheismus. Die Sonne der Persönlichkeit bricht wieder durch. Das Welten-Ich hebt sich von der Weltenmasse. Wir begreifen ein Kunstwerk erst wirklich, wenn es uns seine Seele, die Seele der Künstlerpersönlichkeit, enthüllt. Und wir begreifen die Welt im großen und kleinen erst, wenn wir durch alles hindurch in die Seele des großen Weltenkünstlers, des Weltenmeisters schauen, in dem dies alles war, ehe es durch die Himmel stürmte, in festen Sternenbahnen wandelte, zum Schauplatz des Lebens wurde, im Halm erzitterte, in Wipfeln sich wiegte und zuletzt im Menschen sich das Auge und das Ohr zum bewußten Mitgenuß seiner Herrlichkeit, zum bewußten Hören seines heiligen Willens schuf. Denn so befruchtend und vertiefend auch der Pantheismus nach vielen Richtungen hin gewirkt hat, ohne Ichkern bleibt er doch für das Menschen-Ich verstandesmäßig ein großer Nebel; auch sittlich ist er in seiner Wirkung, bei aller ihm innewohnenden mystischen Glut und Kraft, gelähmt, weil ihm eben das Beste fehlt — das Ich, die Persönlichkeit. Und vollends die Religiosität braucht zu ihrer Lebensenergie die Spannung zwischen Ich und Du; sie lebt vom lebendigen Gott.

Und darum wandern wir heute wieder hin zum lebendigen Gott. Wir halten es nicht für das Erste und Wichtigste, neue Systeme zu schaffen oder gar in ästhetischer Ueberhitzung und unter Nichtbeachtung des dem religiösen untrennbar verschwisterten sittlichen Ringens mit „Religionen der Zukunft" die Gegenwart zu überraschen. Wir denken vielmehr daran, daß weder die Aesthetik das Kunstwerk, noch die Ethik die Sittlichkeit, und noch viel weniger das philosophische oder dogmatische System das religiöse Leben hervorbringt, sondern daß

das alles zuletzt nur vergängliche Bearbeitungen des ewigen Lebens selber sind und bleiben. Und so halten wir es für unsere Pflicht, erst einmal mit sehnender, suchender, andächtiger Seele zum Leben selbst zu wandern, ehe wir es in gedankliche, philosophierende und spekulierende Bearbeitung nehmen. Gewiß ist auch dieses nötig, aber ehe wir über das religiöse Leben sprechen, soll es selber zu uns gesprochen haben. Es hat gar keinen Sinn, über Gott zu reden, ehe er mit seiner Lebensfülle zu uns gesprochen hat. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!"

Wo aber redet der Lebendige am gewaltigsten und ursprünglichsten zu uns? Wo anders als aus den großen Genien, die er selber sich schuf zu Offenbarern seines Lebens! Und so schauen wir die lebendige Religion selber an, wie sie aus Bismarcks Seele redet wie Hammerschlag und klingender Ambos, wie sie aus Goethes Augen leuchtet als ehrfürchtige Andacht und schauende Weisheit, wie sie aus Luther lacht und wettert, jubelt und trotzig die Fäuste ballt, wie sie im „Heliand" den Bund mit der deutschen Treue schließt, nachdem sie in Walhall die Heldenlieder gesungen. Und über dem allen sehen wir den Einen, dessen Seele, als der größten, auch die größten deutschen Seelen, dessen Frömmigkeit, als der reinsten, auch die reinste deutsche Frömmigkeit sich unterworfen hat, Jesus von Nazareth!

Und doch sind wir durch unsere geschichtliche Schulung — Dank sei ihr und aber Dank! — davor bewahrt, die Verehrung der Geistesgewaltigen auslaufen zu lassen in eine armselige Kopie ihrer selbst. Wir wollen heute nicht mehr Hellenen, noch Urgermanen, noch Nazarener, sondern Deutsche sein, wie das neue Deutschland ihrer bedarf. Aber eine Quelle des Lebens soll uns die Geschichte sein. Wir trinken dankbar aus ihr, verarbeiten aber den Trank selbstthätig zu individuellen Lebenssäften. Und zwar können wir das, weil uns die geschichtliche Forschung an allen Kindern der Zeit das zeitlich Bedingte vom ewig Lebendigen hat sondern gelehrt. Nun ärgern wir uns nicht mehr und vertuschen nicht mehr kläglich, wie ehedem, das zeitlich Bedingte, wo wir es an unseren Helden sehen, sondern haben daran die Freude, die das Auge hat, wenn es nach lauter stilisierten Blumen wieder Gottes Blumen selbst erblickt. Wir freuen uns, zu sehen, wie das Leben einer jeden Zeit in seinen eigenen Zeitformen vor uns hintritt, und wie der Gott, der selbst im Kleinsten die Schablone meidet, vollends seine größten Söhne nicht zu Schablonen irgend welches Geistes an sich entwürdigt hat. Wir wollen gar keinen Schleiermacher ohne den spinozistisch-pantheistischen Einschlag des Geistes, keinen Zinsendorf ohne die glühende Mystik, keinen John Knox ohne seine rauhe Sittenstrenge, keinen Savonarola ohne den zähen Glauben an seine eigenen Weissagungen und vollends keinen Luther ohne deutschen Zorn und Teufelskampf und keinen Jesus ohne seine wirklichen antiken und jüdischen Züge. Das Zeitliche an ihnen, das rings das

Ewige umkleidet, giebt uns vielmehr den frohen Mut, auch selber in den Denk- und Lebensformen der eigenen Zeit und des deutschen Volkscharakters dem Gotte zu dienen, der aus der Seele und That jener Großen überwältigend zu unserer Seele spricht.

Und so darf ich diese Betrachtung mit dem freudigen Bekenntnis des persönlichen, des deutschen Christentums schließen: Das böse Gewissen, das bisher immer und immer wieder uns, als Deutsche, gegenüber dem Nazarener, uns, als moderne Menschen, gegenüber Vater Luther befiel, ist von uns genommen! Wir sind wieder mit gutem Gewissen deutsch und doch Jünger jenes ewigen Geistes, der aus der Seele Jesu redet und glüht und die tapfersten aller Kriege führt; sind mit gutem Gewissen modern und doch echte Kinder des Luthergeistes, der aller Teufel lacht, weil Gott ihm seine „feste Burg" geworden ist.

„Nichts konnte den Menschen bis zur letzten Tiefe erregen, nichts seine volle Hingebung gewinnen, was nicht an seine Religion anknüpft oder bei sich selbst zu einer Art Religion wird."

„Das vor allem ist es, was die Religion zur gewaltigsten Kraft der Bewegung und Umwälzung macht, daß eben jenes, was sie als etwas Uebernatürliches, unseren Begriffen Ueberlegenes, ja ihnen Widersprechendes an uns bringt, den Kern unseres Lebens, das allein an ihm Echte und unbedingt Wertvolle bilden soll."

„Das Wunderbare entsteht nicht erst an einer besonderen Stelle, sondern es durchdringt alles geistige Leben; wer es nicht schon in diesem sieht, wer nicht in dem, was uns täglich und stündlich umgiebt, ein Geheimnis empfindet, der mag in der Religion lediglich einen überflüssigen, ja schädlichen Anhang der Lebensarbeit erblicken."

„Das ist die Frage, bei der sich die Geister scheiden, ob die Vernunft ein bloßes Ergebnis des Werdens ist, oder ob sie kein Ergebnis sein kann ohne auch Prinzip zu sein, ob die Welt nicht auf Vernunft gegründet sein muß, um Vernunft erzeugen zu können."

„Die Religion darf die Empfänglichkeit für das Göttliche nicht dadurch erzeugen wollen, daß sie das menschliche Leben herabdrückt und möglichst passiv gestaltet, sie muß es vielmehr in die höchste Aktivität versetzen, nur daß diese erst aus völliger Umwandlung quellende Aktivität grundverschieden von aller bloß natürlichen Kraftentfaltung bleibt."

„Die großartige Erweiterung, welche im Ganzen der Neuzeit das Leben vollzogen hat, braucht sich nicht feindlich gegen das Christentum zu wenden, sie kann von ihm angeeignet werden und ihm dann eine neue Gestalt geben, die sein Wesen nicht sowohl preisgiebt als es bestärkt."

Stellen aus Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion" (Veit & Comp. 1901).

Wilhelm Raabe und das deutsche Gemüt.*)

Von

Konrad Koch.

Als vor kurzem an der Jahrhundertwende das Soll und Haben unseres Volkstums zusammengestellt ward, ist bei den Einschätzungen der Reichtum des deutschen Gemütes vielfach außer Betracht geblieben. Der im deutschen Geistesleben noch immer vorherrschende Intellektualismus vermag den Wert des Gemüts nicht recht zu würdigen, und ebenso wenig Anerkennung findet dieser bei denen, die zunächst Deutschlands Weltstellung und seine äußeren Erfolge im Auge haben. Und doch hat schon damals eine starke Unterströmung bestanden. Das ergiebt sich nicht zum wenigsten aus der begeisterten Teilnahme, die bald darauf der Ehrentag unseres Wilhelm Raabe in weiten Kreisen gefunden hat. Denn in allen seinen Dichtungen fließt ein starker, tiefer Strom echt deutschen Gemütslebens von der Chronik der Sperlingsgasse an bis zu Hastenbeck hin. Um so erfreulicher ist es für jeden, der die Bedeutung des Gemüts für unser Volksleben zu schätzen weiß, daß Raabes Schriften neuerdings so weit in unser Volk eingedrungen sind — in den letzten vier Monaten vorigen Jahres bis heut sind gegen 70 000 Bände davon abgesetzt — und sich damit sein Wirkungskreis so außerordentlich vergrößert hat. — In die nicht immer leicht zugängliche Empfindungswelt des Dichters einzuführen, ist das untengenannte Buch in hohem Grade geeignet. Wie Raabe selbst, schreibt Brandes überall mit gründlichem Wissen und aus vollem Herzen. Und daß wir uns getrost seiner Führung anvertrauen dürfen, dafür bürgt sein nahes persönliches Verhältnis zum Dichter, das ihm freilich in manchen Dingen eine merkliche Zurückhaltung auferlegt. Sein Hauptverdienst besteht eben gerade darin, daß er uns Einsicht und Verständnis eröffnet für „das Gemüt, das wir in Raabe lieben und verehren, das seiner künstlerischen Persönlichkeit ihre eigentümlichste Färbung giebt."

Was verstehen wir unter „Gemüt"? Mit Recht hält es Brandes für nötig, zunächst darüber sich mit dem Leser ins Einvernehmen zu setzen. Für den jetzigen Sprachgebrauch ist auf den Prachtartikel zu verweisen, den Rudolf Hildebrand

*) Wilhelm Brandes, (Wolfenbüttel), Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. Mit den Bildern Raabes, seiner Heimatstadt und seines Geburtshauses. Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. 1901. 110 S.

im Grimmschen Wörterbuche bietet, wo namentlich die Wandlung zum Schlechten in der Bedeutung des Wortes während des letzten Jahrhunderts sehr sorgfältig und feinsinnig dargelegt ist. Dagegen fehlte bisher eine befriedigende philosophische Feststellung des Begriffs. Inzwischen hat Rudolf Eucken in seinem „Wahrheitsgehalt der Religion" eine Grundlage dafür geschaffen, indem er für alles, was an Geistigkeit im Menschen vorgeht, eine Sonderung von Substanz und Existenz vollzogen wissen will. Gegenüber der landläufigen intellektualistischen Auffassung erkennt er in unserem unmittelbar gegenwärtigen Leben nur eine Seite unseres Gesamtlebens. Was wir unter der Bezeichnung Gemüt zusammenfassen, ist nicht Sache der bloßen Existenz; es gehört vielmehr zur Substanz, zum eigentlichen Wesen des Menschen; auf ihm zumeist beruht dessen Persönlichkeit. In den „Reden an die deutsche Nation" hat Fichte dem Gemüte, und zwar dem deutschen Gemüte, in ähnlichem Sinne eine wunderbare Kraft zuerkannt und damals seine Hoffnung darauf gebaut, daß dieses deutsche Gemüt noch kräftig walte. Und wenn heute davon, daß es weiter dauernd in unserem Volke echt und kräftig bleibe, dessen fernere Zukunft abhängig gemacht wird, wie es z. B. Fritz Lienhard thut, so muß in Raabe der treueste Hort desselben anerkannt und aus seinen Werken, zumal aus den späteren, was er zu Ehren des deutschen Gemüts sagt und zu seiner rechten Pflege empfiehlt, zur Geltung gebracht werden.

„Durch den Mißbrauch verwaschen und entwertet" nennt Brandes mit Recht das Wort Gemüt. Wer ihm sein altes Ehrenrecht wieder geben will, muß vor allem die Voraussetzung zurückweisen, als käme dabei einerseits scharfes Denken und andererseits die Thatkraft zu kurz. Erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts hat sich der Begriff einseitig nach der Seite des Empfindungslebens gewandt und sich dahin bis ins Uebermaß zugespitzt. Von der Wunderkraft des echten deutschen Gemütes aber, das der vollen Persönlichkeit erst ihren wahren sittlichen Wert verleiht, wissen wie die Philosophen, so unsere Dichter wie Arndt, Uhland u. a., und nicht zum wenigsten Raabe. Er entrichtet freilich, wie Brandes anmerkt, in früheren Schriften der falschen Gemütlichkeit und der krankhaften Empfindsamkeit hie und da noch seinen Zoll. Die reiferen aber halten sich ganz frei davon und deuten uns treu die Wunder echten Gemütslebens. In der Erzählung „Prinzessin Fisch" (1883) zeichnet der Dichter drei prachtvolle Gestalten, denen ihr Gemüt Kraft zum Kämpfen und Siegen leiht, die Mutter Schaubach, ihren Gesellen den Bruseberger und den Primaner Theodor Rodburg. In das behagliche Leben des Harzstädtchens Ilmenthal bringt ein Störenfried ein, der ältere Bruder des Primaners, Alexander „Redburgh", wie er sich in Amerika umgetauft hat. Als verlorener Sohn dem Elternhause entlaufen, ist er in seine Vaterstadt heimgekehrt, um nun dort die Leitung in seine Hand zu nehmen und neuzeitliche Verbesserungen einzuführen. Seine Gemütlosigkeit verrät sich überall, am schlimmsten bei dem ersten Besuche in seinem Elternhause. Die

große Menge im Städtchen legt sich ihm zu Füßen, und jene drei tiefer angelegten Naturen halten sich aufrecht. Zwei von ihnen, der jüngere Bruder, dem als Primaner solche Schwärmerei schon eher zu verzeihen ist, aber auch der alte Buchbindergeselle hatten in der exotischen „Fischprinzessin", einer amerikanischen Abenteurerin, zeitweise eine Art Ideal angebetet vermöge jener leidigen Vorliebe, die wir Deutsche noch immer für alles Fremde haben und die Raabe hier wie sonst scharf geißelt. Aber bald gehen ihnen die Augen auf, und sie durchschauen die Herzlosigkeit und den Unwert jenes Weltbürgertums. Alexander flüchtet aus Ilmenthal; er hat die Gemütlichkeit dort zerstört; die Vertreter des wahren Gemüts aber haben sich ihm gewachsen gezeigt.

Das Motiv der Heimkehr aus der Fremde, für das Raabe eine gewisse Vorliebe hat, findet sich ebenso in der Erzählung „Zum wilden Mann" (1879). Die Geschichte dieser Heimkehr hat der Dichter offenbar aus einer ganz anderen Stimmung herausgeschrieben. Die Gemütlichkeit, die in der Apotheke zum wilden Mann herrscht, erinnert sehr an die schlimme Gemütlichkeit des deutschen Philisters, an jenes stumpfe, selbstgenügsame Hindämmern, dem alle Entschiedenheit im Thun und alle Schärfe im Denken abgeht. Die Menschen, die sich in jener stürmischen Nacht um die Bowle des Apothekers gesammelt haben, verraten sämtlich eine gewisse Charakterschwäche und unterliegen dem Einflusse des Don Agostin Agonista mehr oder weniger widerstandslos. So scheidet er als Sieger und läßt Not und Verdrießlichkeit hinter sich. Dieser Gegensatz will uns erweisen, daß das echte Gemüt stark macht: es lähmt weder den Verstand, noch die Willenskraft, sondern lehrt erst ihren rechten Gebrauch. Die Leute im wilden Mann erweisen sich als Schwächlinge, die von der Hühnergasse in Ilmenthal behaupten sich und lassen uns erkennen, daß zum wahren Lebensmute das rechte Gemüt die beste Grundlage bildet. Die beiden älteren von ihnen sollen, wenn ich nicht ganz irre, nach des Dichters Meinung auch weiter erweisen, daß wie für den Lebensmut ebenso für den rechten Humor die eigentliche Grundlage im Gemüt zu suchen ist. Von allen Raabeschen Figuren zeichnet sich der Bruseberger durch seinen köstlichen, ganz eigenartigen Humor aus und offenbart darin sein tiefes Gemüt.

Raabes Schriften wollen, um zur vollen Wirkung zu kommen, auch mit starker gemütlicher Anteilnahme gelesen werden. Je mehr wir uns in seine Geschichten hineinlesen und je tiefer wir mit dem Herzen in seine Empfindungswelt eindringen, um so mehr geht uns das volle Verständnis für manche zunächst auffälligen Eigenheiten der Komposition und für die letzte Absicht des Dichters auf. Damit erst gewinnen wir auch, was Brandes mit Recht fordert, jenes persönliche Verhältnis zu Raabe, das uns den wahren Schlüssel zum vollen Verständnisse für seine Kunst liefert. „Im Marsch nach Hause" (1873) spielt sich im Vordergrunde die wehmütig komische Geschichte zweier alten schwedischen Krieger ab, die gegen Ende des dreißigjährigen Krieges auf einem Streifzuge

bis in die Nähe des Bodensees gelangt und dort hängen geblieben sind. Fast dreißig Jahre haben sie in der Fremde ausgehalten. Endlich treibt sie mehr eine innere Unruhe, als geradezu die Sehnsucht nach ihrer Heimat, zum Aufbruche, und als sie von dem neuen Einfalle der Schweden in Deutschland unter ihrem alten „Konnetable Wrangel" hören, eilen sie begeistert dessen Fahnen zu, in der Hoffnung auf neue Triumphe in deutschen Landen. Aber sie werden sehr schlimm enttäuscht: der Ruhm der schwedischen Waffen ist dahin, der eine ist glücklich, in der Schlacht bei Fehrbellin seinen Reitertod zu finden, der andere gerät in Brandenburgische Gefangenschaft und kehrt in seiner Verzweiflung über die Schande seines Vaterlandes wieder nach den Alpen zurück. Aber das Schicksal dieser beiden Schweden ist nicht das Letzte, was uns Meister Raabe in dieser Erzählung sagen will. Wer sie mit dem Gemüte liest, für den gewinnt das trübe Gemälde aus deutscher Vergangenheit, das sie entrollt, eine neue Beleuchtung. Alle Greuel des dreißigjährigen Krieges, alle Not und alle Schmach, die damals unser Vaterland in Folge seiner Uneinigkeit auskosten mußte, treten uns vor die Seele beim Anblick jener beiden Kriegshelden, die bei Breitenfeld, bei Lützen und Nördlingen gefochten haben und „mit dem Wrangel gegen die Schneeberge gezogen sind." Von den deutschen Männern sind sie dort nicht geschlagen, aber die Weiber haben sie am „roten Egg" überfallen, und die Frau Fortunata Madlenerin hat sich damals den Korporal Sven Knudson als ihren Gefangenen heimgebracht. Im Jahre 1674, wo die beiden Veteranen unter ihrem Feldmarschall Carl Gustav Wrangel die „schwedische Gloria" neu erblühen zu sehen hoffen, werden sie gleich bei ihrem Aufbruche aus Lindau gewarnt vor dem Brandenburger, daß der ihnen „nicht doch die Karten aus der Hand schlage". Damit läßt Raabe den ersten Lichtschein in das düstere vaterländische Gemälde hinein. Und kaum haben sich die beiden Alten in die schwedischen Reihen eingeordnet, da empfinden sie, die einstigen „Löwen aus Mitternacht" die schwere Hand des Derfflingers und seines fürstlichen Herrn, der eilends in sein Land heimgekehrt ist und den Einbrechern kräftigst die Wege weist. Vorüber sind jetzt die Zeiten, wo es „mit Sang und Klang, mit Pauken und Trompeten herumging in deutschen Landen"; die blauen und die gelben Regimenter, die einst bei Warschau siegten, Kopenhagen belagerten und die Russen schlugen und achtzehn „glorreiche" Jahre kreuz und quer Deutschland durchzogen, — sie lassen sich schmählich in Rathenow überfallen und bei Fehrbellin schlagen von dem Brandenburger, dem Großen Kurfürsten, so daß dem Korporal Knudson alle seine Sehnsucht nach den blauen Seen und den Nordlichtern Schwedens vergeht, weil er sich seines Vaterlandes schämen muß. Für uns Deutsche tönen aber aus dem Jammer des alten Schweden andere Klänge heraus: ein stolzes Siegeslied zu Ehren des ersten großen Hohenzollern, der Deutschlands auswärtige Feinde niederwarf und den deutschen Namen auf blutigem Felde wieder zu Ehren brachte als Vor-

gänger der Sieger von Roßbach und von Sedan. — Meister Raabe, obwohl selbst ein alter Buchhändler, versteht sich schlecht auf seinen Geschäftsvorteil. Mich däucht, es wäre nicht blos um seines buchhändlerischen Erfolges wegen erwünscht, sondern für die Weckung und Stärkung echter Vaterlandsliebe in den Herzen der Jugend und des ganzen Volkes dankenswert, wenn der Verleger seiner gesammelten Erzählungen die beiden einst schon im „deutschen Mondschein" vereinigten Stücke, „des Reiches Krone" und den „Marsch nach Hause" gesondert herausgäbe. Sicherlich werden sie die Gunst des Publikums ebenso glänzend im Sturm gewinnen, wie das Bändchen mit den inhaltlich und künstlerisch weniger ausgereiften Erzählungen, „Lorenz Scheibenhart" und dem „Studenten von Wittenberg". „Des Reiches Krone", nach Brandes „selbst die Krone von Raabes mittelalterlichen Novellen", zeigt uns die Gestalt eines bedeutenden Nürnberger Hohenzollern noch ganz im Hintergrunde; „der Marsch nach Hause" läßt den großen Ahnen unseres Kaisergeschlechtes in hellem Ruhmesglanze erscheinen. Von den beiden „Hohenzollern-Novellen" schildert jene die herrliche deutsche Tugend der Treue, diese die der Tapferkeit; beide sind von echtem, keuschen Patriotismus durchglüht und verdienen unbedingt, daß unser Volk sie gründlich kennen lernt und von ganzem Herzen lieb gewinnt. —

Wer Raabe verstehen will, muß dazu etwas aus der Kinderstube mitbringen, ein deutsches Gemüt. Die Gemeinde seiner Leser setzt sich aus solchen zusammen, die diese köstliche Gabe von ihrer Mutter her auf den Lebensweg erhalten haben. Indem Brandes in seine Empfindungswelt einführt, verhilft er uns am sichersten zum Verständnisse und zur Würdigung des Dichters.

Zum großen, d. h. wirkenden Dichter, wird Raabe durch die Erhabenheit seiner Gesinnung, die Reinheit und Energie seines Wollens, mit einem Worte durch seinen Ernst. Die deutsche Sprache ist, wie der große englische Erzieher Thomas Arnold sagt, um den Besitz des Wortes Ernst, das den anderen Sprachen fehlt, zu beneiden. In der That ist der Ernst, der auf keine Person sieht und nur die Sache, aber diese ganz und fest im Auge hat, echt deutsch und kennzeichnet aufs beste unseres Dichters deutschen Sinn. Gegen die Ueberschwänglichkeiten und Maßlosigkeiten des deutschen Gemüts hat vor ihm ein ganz anderer gekämpft, Heinrich Heine, im Streite gegen die Romantiker. Der Vergleich zwischen den beiden zeigt uns Raabes Eigenart. Die Romantik hatte den Weg zu vielen reichen Schätzen deutschen Gemütslebens neu eröffnet, aber ihre damals stimmführenden Vertreter hatten sich bald ins Ungesunde und Spielerische verloren. Heine war also zu bitterem Spott und Hohn wohl berechtigt, doch stellte sich seine große Begabung und bewundernswerte Herrschaft über Sprache und Form nicht in den Dienst der reinen, hohen Kunst und vaterländischen Gesinnung. Und so konnte sein frivoler Spott nie veredelnd wirken, sondern nur verderblich, verwirrend und vergiftend. An jenem sittlichen Ernste fehlte es Heine gänzlich.

Nicht minder undeutsch erwies sich „der große Herzensverleugner", wie ihn Gottfried Keller nennt, insofern er für andere deutsche Schwächen jener Zeit nur den gleichen Spott und für das Gute daneben kaum Verständnis, geschweige denn ein Herz hatte. Das Gefühl nationaler Verantwortlichkeit, wie es Brandes an Raabe rühmt, war ihm völlig fremd. Es ist deshalb ebenso erfreulich wie verständlich, daß unsere heutige Jugend mit ihrem kräftigeren Nationalgefühl seine Dichtungen immer entschiedener abzulehnen lernt. Vor drei Jahren hat zur hundertjährigen Feier seines Geburtstages Raabe das Wort beigesteuert, daß er ihn in der Reihe deutscher Kämpfer nicht missen möchte. Wir werden ihm darin mit um so leichterem Herzen beipflichten, als das Berechtigte in der romantischen Richtung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trotz Heines frechem Hohne im neuen deutschen Reiche zu entschiedenem Siege gelangt ist.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte der gebildeten Welt Europas die Aufklärung gebracht, sowie das Interesse an den naturwissenschaftlichen Studien. Selbst ein Goethe vermochte nicht sich von dem Banne der rationalistischen Zeitströmung ganz frei zu machen; auch ihm fehlte der geschichtliche Sinn. Da war es das große Verdienst der deutschen Romantiker, auf die deutsche Vorgeschichte die Herzen und Augen zu lenken und damit für die nationale Gesinnung im Volke einen festen Grund zu schaffen. Bekanntlich war Goethes Urteil über das Mittelalter äußerst ungünstig; es erschien ihm „verworren und hilflos". Wenig beachtet ist bisher die doch so bezeichnende Thatsache, daß, während im Saalethale jede unbedeutende Naturerscheinung ihn wichtig dünkte, jede Pflanze, jede Steinbildung eine ihm verständliche Sprache redeten, die zahlreichen ehrwürdigen Burgen dagegen auf den Bergkuppen ihm so wenig sagten und sein Herz vollkommen unberührt ließen. Der große Gang der organischen Natur erschöpfte sein ganzes Interesse, von dem für das staatliche Leben wenig übrig blieb. Voll Verehrung betrachtete er die heiligen Ordnungen, die uns die Natur vor Augen stellt, die historischen Symbole dagegen galten ihm als trüglich und vielfach nichtig. So konnte sich denn das, was wir Nationalgefühl nennen, nie bei ihm voll entwickeln. Er hatte nicht gelernt in Reih und Glied zu marschieren; das Mittelalter war ihm gerade deshalb zuwider, weil es der Persönlichkeit keine Freiheit ließ sich auszubilden. Sein sonst so unendlich reiches Gemüt war nach dieser Seite hin unentwickelt. Ehrfurcht vor dem Göttlichen über uns und vor der Natur um uns empfand er tief und verlangte, daß sie der Jugend früh eingeprägt würden. Aber für diejenige, die wir den sittlichen Gemeinschaften schulden, denen wir angehören, fehlte ihm doch zum Teil das Organ. Eine schlimme Ungerechtigkeit ist es indes, wenn man ihm daraufhin Mangel an Vaterlandsliebe oder gar undeutsches Wesen vorgeworfen hat. Der Mann, der seinem Volke die Dichtung Hermann und Dorothea und die Dramen Götz und Faust geschenkt hat, sollte vor solchem Mißverständnisse sicher gewesen sein. Aber

bei aller unbeschränkten Verehrung für die umfassende Größe des Dichters dürfen wir es aussprechen, daß es ihm als dem Kinde seines Zeitalters an staatlicher Anschauung und an staatlichem Wollen fehlte.

Raabe, dessen dichterische Darstellungsart und dessen ganze Lebensauffassung sonst sichtlich in Goethes Realismus ihr Vorbild sehen, steht in dieser Beziehung unter dem Einflusse des Schillerschen Idealismus. Er hat sich für seine Lebensarbeit ein nationales Ziel gesetzt. Er hat in seinen jungen Jahren, soweit seine Kräfte reichten, an der deutschen Geschichte selbst mitzuarbeiten gesucht, die große Nationalfeier von Schillers hundertjährigem Geburtstage in seiner damaligen Heimat geleitet und ist dann zur Begründung des Nationalvereins mit nach Koburg gezogen. Wie er uns von jener im „Dräumling", von dieser in „Gutmanns Reisen" berichtet, so entnimmt er für fast die Hälfte seiner Erzählungen den Stoff aus der vaterländischen Geschichte, und die anderen stehen in mehr oder wenig ersichtlichem, meist ziemlich engem Zusammenhange mit der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes- oder genauer Gemütslebens. Immer wieder kündet er von den Wundern des deutschen Gemüts, aber auch von seinen Verirrungen, von seiner Eigenart, seiner Kraft oder Schwäche. Bis in die frühesten Zeiten greift er gelegentlich zurück, aber die Jahrhunderte deutscher Herrlichkeit unter den alten Kaisern sind es nicht, die er bevorzugt; es sind im Gegenteil die schlimmen Zeitläufe deutscher Zerrissenheit und Ohnmacht, in denen die Deutschen sich unausgesetzt unter einander befehdeten und leider so oft in fremden Diensten ihr Blut verspritzten, in denen Deutschland, dem einst mit der Kaiserkrone die Macht über die ganze westliche römische Christenheit zugefallen war, den Schauplatz für die Kriege fremder Nationen bot und seine alte Größe und Macht vollständig einbüßen mußte. Aber in all diesem Elend unseres Vaterlandes bleibt das deutsche Gemüt sich treu; ihm entkeimt inmitten aller wilder Zerrüttung die Sehnsucht nach des Reiches Einheit, und immer stärker schwillt die Zuversicht im deutschen Herzen an, daß sich dieser Traum bald verwirklichte.

„Ja, eine Stimme war im großen Wetter,
Und durch den Sturm vernahm ich diese Worte:
Zur rechten Zeit wird kommen doch der Retter,
Zur rechten Zeit und an dem rechten Orte."
(Nach dem großen Kriege).

Bei Bergen op Zoom hat Lorenz Scheibenhart im wilden Reiterkampfe seinen besten Jugendfreund, mit dem er „zu Wolfenbüttel den Ball geschlagen hat", vom Roße geschossen und klagt sein und seiner Zeitgenossen bitteres Leid: „Ihr möget gegen den Feind anreiten, wo Ihr wollt in der Welt, Ihr trefft immer gegenüber Einen, der Euch Eueren Schwertschlag oder Pistolenschuß mit einem deutschen Fluche zurückgiebt." Mit ganz anderen Gefühlen kehrt im „Deutschen Adel" aus fremdem Lande ein junger Krieger heim, der 1870 im Belagerungsheere vor Paris gestanden hat, dort schwer verwundet, monatelang in einem süd-

deutschen Hospitale langsam genesen ist. Was in Scheibenharts Gemüte sich an deutscher Empfindung dunkel regte, ist in Schenks Herzen und in demjenigen seiner Altersgenossen zu einem klaren, kräftigen und wills Gott! für immer dauernden kräftigen Gefühl, zum Nationalgefühl, erwachsen. Nicht im Lärmen des Siegeszuges kehrt er zurück, aber aus dem leichtherzigen Jüngling ist im Felde ein selbstsicherer Mann geworden, den der neu errungene Erfolg nicht lässig macht, sondern an neue Pflichten mahnt: Von seiner stolzen Mutter war ihm früh das Wort ins Herz gelegt: „Gens nobilissima sumus", ein adelig Geschlecht sind wir Deutsche," und mit diesem Gefühl des Stolzes ebenso dasjenige der Treue, die er seinem Volke schuldet; der neu errungene Erfolg bedeutet für ihn keinen Abschluß, sondern eine neue schwierige Aufgabe. So überlegt er denn in der schlaflosen Nacht seiner Eisenbahnfahrt nach Hause, welche Verpflichtungen ihm als Mann die neue Machtstellung seines Volkes auferlegt.

Wenn sich überhaupt das ganze reiche Lebenswerk unseres Dichters in einem Worte zusammenfassen ließe, so möchte ich sagen: Raabe hat die Entstehung und Erstarkung des deutschen Nationalgefühls, seinen Kampf und Sieg und zuletzt, aber nicht am wenigsten, die inneren Gefahren und Versuchungen, denen es nach seinem Erfolge ausgesetzt ist, uns Deutschen darstellen wollen, nicht um der bloßen Belehrung willen, sondern um dadurch seines Volkes Gemüt zu läutern und zu stählen. — In Goethes Erziehungsplan fehlt eine sehr wichtige Seite. Das neunzehnte Jahrhundert, das unter seinem überwältigenden Einflusse stand, ist erst ganz spät zur Einsicht dieses Mangels vorgeschritten. Es ist die geschichtliche Erziehung, — und diese ist in gewissem Sinne über alle Erziehung zu stellen — für die Raabe in allen seinen Dichtungen gewirkt hat. Die Poesie der Geschichte muß dem Herzen unseres Volkes aufgehen, damit es der heiligen Verpflichtungen inne werde, die ihm durch die Ueberlieferung auferlegt werden. Unser Kaiser Wilhelm II hat seiner Hauptstadt einen großartigen Schmuck gewidmet, der leider, wie begreiflich, die Lust am billigen Spott entfesselt, aber ernstlich von diesem Standpunkte aus noch wenig unbefangene Würdigung gefunden hat. Am vollsten anerkannt ist, soweit mir bekannt, des Kaisers Idee von dem Dänen Sophus Bauditz, der in seiner Erzählung „Absaloms Brunnen" dem „stolzen Gedanken" tief empfundene Werte des Preises zollt. „Ein täglicher Geschichtsunterricht für den gemeinen Mann in Marmor!" Berlins Reichtum an Monumenten hat vielleicht nicht am Wenigsten dazu beigetragen, daß die Berliner, die sich sonst sehr freisinnig und demokratisch gebärden, doch noch ein großes Maß Königstreue tief im Herzen tragen. Ausführliche Vorträge in der Schule mögen noch so belehrend sein; auf Herz und Gemüt wirken die hellleuchtenden Denkmäler der Markgrafen, Kurfürsten und Könige weit stärker; während das gesprochene Wort meist nutzlos verhallt, Langeweile verursacht und, was das Schlimmste ist, oft genug den Gegensinn wachruft.

Unter den letzten Werken Raabes stehen die beiden Historien, Odfeld und Hastenbeck, in näherer Beziehung zu einander. Beide spielen während der schlimmen Zeiten des siebenjährigen Krieges im Thale der Weser, desjenigen Flusses, der vor hundert Jahren auch „zu dem kleinsten Epigramm der Muse keinen Stoff gab", den unser Dichter aber inzwischen mit bestem Erfolge in der deutschen Literatur heimisch gemacht hat. Der mehr kriegerisch tönenden Ilias mit tragischem Abschlusse ließ er die von Kriegesangst nicht freie, aber doch im ganzen ruhiger gestimmte Odyssee folgen, mit jener romantischen Irrfahrt des jungen Paares, die zu dem fröhlich ausklingenden Schlußkapitel überführt. Wenngleich es durchaus kein Ruhmestitel für Herzog Carl I. sein kann, daß er den größten Teil seiner Lande preisgiebt, um sich dadurch in Blankenburg Ruhe zu erkaufen, so gedenken die Braunschweiger doch mit Dankbarkeit seiner Fürsorge für des Landes Wohlfahrt in Friedenszeiten; in „Hastenbeck" wird die Erinnerung an sein Verdienst würdig erneuert. Mit besonderem Stolze aber blicken sie hin auf das Ehrendenkmal, das im „Odfeld" ihrem Herzog Ferdinand errichtet ist. Raabe hat ihnen seine Heldengestalt gleichsam neugeschaffen. Mit künstlerischem Geschick weiß er von vornherein unsere Gedanken auf ihn hinzulenken und unsere Spannung auf sein Auftreten allmählich zu steigern. Ebenso eifrig, wie der Magister Buchius ersehnen wir sein Erscheinen und sein Eingreifen in aller der Wirrnis des wilden, unruhigen Tages, in dessen 24 Stunden sich die ganze Handlung abspielt. Und wenn er endlich in den Vordergrund tritt, wirkt seine Heldengröße, die ihm trotz aller Unfähigkeit und Unbotmäßigkeit seiner englisch-hannöverschen Generalität so manchen glänzenden Sieg über die Franzosen hat erringen lassen, ebenso überzeugend und lebenswahr auf uns, wie sein tiefes, edles Gemüt, das ihm, der an kriegerischem Ruhme mit den größten Helden wetteifert, auch an menschlicher Größe ihnen voll ebenbürtig erscheinen läßt. In welchem Sinne der Dichter den Ruhm des Welfenfürsten und seines Geschlechtes zu mehren hat beitragen wollen, dafür legt er selbst Zeugnis ab, indem er der zweiten Welfenhistorie mit besonderer Betonung das Wort des Freiherrn von Stein als Motto voranstellt: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland." —

Das vergangene Jahrhundert hat gewaltige Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der in ihrem Gefolge gehenden Technik erzielt und deshalb ihren Kulturwert überschätzt. Jetzt aber erklären deren am meisten berufene Vertreter entschiedener denn je, ihrerseits bei solcher Ueberschätzung auf die Lösung der höchsten Aufgaben der Menschheit verzichten und zumal für die Erziehung hinter denen der Geisteswissenschaften zurückstehen zu müssen. Was vor hundert Jahren zur Zeit der Erhebung Preußens und der Wiedergeburt des deutschen Nationalgefühls Männer wie Fichte, Arndt, Schleiermacher, Uhland u. a. an Saat ausgestreut haben, das ist inzwischen aufgegangen, im neuen Deutschen Reiche kräftig

emporgewachsen und zur Reife gediehen. Ueberwunden ist das Dogma des Rationalismus und letzthin auch dasjenige der materialistischen Naturwissenschaften durch jene geistigen Regungen, die auf dem Boden von Schillers deutschem Idealismus erwachsen sind und von dem aus ihre Kraft ziehen. Auch lassen sie deutlich erkennen, daß dieser Idealismus, was Eucken in seinem oben angeführten Buche andeutet, durchaus nicht ausschließlich, wie man gewöhnlich annimmt, Sache des Verstandes ist, sondern vielmehr den Tiefen des Gemütes entstammt. Im Verlaufe der Geschichte, nicht blos auf den Schlachtfeldern, nein! auch im Kampfe des Geistes sind es vorzugsweise die Gemütskräfte, die den Ausschlag geben. Dessen ist das deutsche Volk inne geworden zur Zeit des Befreiungskrieges von 1813, der das eben noch bis in den Staub hinabgedrückte Preußen trotz aller seiner Demütigung wieder ebenbürtig in die Reihe der anderen großen Mächte stellte; jetzt darf es um so weniger vergessen werden, daß auch der Tag von Sedan und die Erstehung des neuen Deutschen Reiches zum größten Teile eben diesen Kräften zu danken ist.

Aus der Kinderstube bringt der Deutsche das zarte, empfängliche Gemüt mit. Raabe, der sich die Ernte jener historischen Richtung einzusammeln berufen fühlte, stellt in seinen Dichtungen den Läuterungs- und Stählungsprozeß dar, den das deutsche Nationalgefühl seit vier Jahrhunderten hat durchmachen müssen. Es ist zwar schon immer von allen Seiten anerkannt, daß er mit großem Scharfblick und liebevoller Sorgfalt das Kleinleben unseres Volkes erfaßt und gemalt hat. Doch unter dem überwiegenden Eindrucke seiner ersten Schriften ist ihm mehr jene Butzenscheibengelehrsamkeit zugeschrieben, die sich ihren Gesichtskreis künstlich einengt. In der That beseelt aber ein großer nationaler Gedanke seine ganze Schriftstellerei und in den späteren Werken tritt er immer faßbarer hervor. Die sieben Kapitel von Wilhelm Brandes und namentlich das fünfte geben die geeignete Anleitung dazu, diese Absicht des Dichters zu erkennen und zu würdigen. In der neu erstandenen großen Gemeinschaft unseres Reiches und Volkes soll das heranwachsende Geschlecht mit dankbarer Liebe und Treue alles Guten und Großen gedenken, was es den früheren schuldet, aber dabei nicht blind sein für deren Schwächen und Fehler, vielmehr die dazu ererbten Anlagen in sich bewußt und fest bekämpfen und überwinden, damit es seine Pflicht, alle Kräfte in den Dienst des Ganzen zu stellen, deutlich zu erfassen und treu zu erfüllen vermöge. Aus dem Kindergemüte soll ein mannhaftes, in sich gefestetes und klares Gemüt erwachsen, in dessen Boden kräftiger Gemeinsinn und rechtes Nationalgefühl fest und sicher wurzeln können.

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn.

Von

Paul Samassa.

Das was man politisch eine „Frage" nennt, pflegt das öffentliche Interesse nach sehr äußerlichen Anlässen mehr oder weniger zu beschäftigen; vor zwanzig Jahren dachte man, jeden Augenblick müsse die Kriegslohe neuerdings aus den durch den Berliner Kongreß neugeschaffenen, aber noch wenig eingelebten Verhältnissen am Balkan emporlodern, und gespannt blickte Europa nach seiner Südostecke. Aber diese „Frage" ist ihrer Lösung noch nicht näher gekommen, und schon haben sich die Blicke von ihr abgewandt, die Neugierde suchte ihre Befriedigung einige tausend Meilen weiter östlich, um sich auch hier vielleicht bald zu verflüchtigen, wenn man sich davon überzeugt hat, daß der anscheinend so baufällige Tempel des Konfucius es noch recht lange aushalten kann. Für den Politiker bilden trotzdem die Staaten, über denen ein beständiges Fragezeichen schwebt und die so selbst zur lebendigen „Frage" geworden sind, einen anregenden Stoff zur Betrachtung, ganz unabhängig davon, ob derselbe nun „aktuell" ist oder nicht. Und es liegt auch im nationalen Interesse, daß die Publizistik sorgfältig die Erscheinungen auf der Weltbühne verfolgt, deren Folgen plötzlich einmal das Interesse des Vaterlandes sehr nahe berühren können.

Im Nachstehenden will ich mich mit einer Teilerscheinung der österreichischen „Frage" beschäftigen, wobei ich diese selbst nur insoweit streife, als nötig ist, um die Stellung des Teils zum Ganzen zu kennzeichnen. Man mochte wohl in der politischen Welt Europas diese „Frage" vor 162 Jahren, als der letzte Habsburger sich zur ewigen Ruhe legte und das Szepter über sein aus so verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetztes Reich schwachen Frauenhänden überließ, schon recht lebhaft erörtert haben. Und in dem eben erschienenen Bande von Bismarcks Briefwechsel findet sich ein Brief des preußischen Ministerpräsidenten von Manteuffel an Bismarck vom Jahre 1851, worin dieser seine Befürchtungen ausspricht über einen baldigen Zusammenbruch des österreichischen „Kolosses"; anderthalb Jahrzehnte später spricht Napoleon sein bekanntes Wort vom Kadaver, mit dem man sich nicht verbindet. Man hat dies alles gern dafür

ins Feld geführt, daß eine baldige Lösung der österreichischen Frage noch nicht bevorsteht, weil alle diese Befürchtungen und Prophezeiungen bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen seien. Aber im Grunde beweist dies nichts dafür und nichts dagegen; denn schließlich ergiebt sich daraus ja nur, daß in der Zusammensetzung dieses Staates etwas Problematisches liegt; mit jedem Male, wo die Lösung des Problems hinausgeschoben worden ist, hat dieses selbst sich durch soziale und politische Veränderungen verschoben und gewandelt. Und heute steht es so: so oft auch insbesondere in der Gegenreformation die Dynastie sich gegen ihren deutschen Beruf versündigt haben mag, so ist doch vom österreichischen Staate — aus welchen Beweggründen der Regierenden kann hier ganz aus dem Spiel bleiben — etwa seit den Zeiten Leopolds I. ein gutes Stück deutscher Kulturarbeit nach dem Südosten unseres Erdteils hin geleistet worden. Aber die Zeit war zu kurz, der Wille zu wenig durchgreifend und fest, die Hülfsmittel zu unzureichend; mit dem Auftreten einer Nationalitätenbewegung, die die notwendige Begleiterscheinung des Kampfes um die bürgerliche Freiheit des Individuums war, und durch die historische Thatsche der Verdrängung Oesterreichs aus dem deutschen Bund stellt sich das neue Problem, das heute den Kern der österreichischen Frage bildet. Der alte zentralistische Staat der theresianischen Zeit mit vorwiegend deutschem Gepräge weicht zurück gegenüber den Ansprüchen der Nationalitäten, die die Dynastie nach Möglichkeit zu befriedigen sucht. Wie nun diese Bestrebungen den Zusammenhang des Staates allmählich zu sprengen drohen, ob ein Ausgleich zwischen den Völkern des Donaureichs, die um Geltung und Einfluß ringen, möglich ist, soll hier nicht erörtert werden. Das eine steht aber fest: die staatliche Selbstständigkeit, die Ungarn in der Verfassung vom Jahre 1867 gewährt worden ist, bedeutet den ersten Schritt auf dieser Bahn. Insofern die Stellung Ungarns begreiflicherweise das Vorbild ist, das allen föderalistischen Bestrebungen in Oesterreich als Ziel vorschwebt, bietet die Weiterentwicklung des Verhältnisses zwischen den beiden Reichshälften*) besonderes politisches Interesse dar. Mehr als man noch vor 30 Jahren ahnen konnte, greifen heute wirtschaftliche Verhältnisse in die politischen ein; darum mag eine kurze Darstellung der voraussichtlichen Entwickelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn hier wohl gerechtfertigt sein, umsomehr als diese auch für die Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches nicht ohne Rückwirkung bleiben wird.

Man hat es in Oesterreich immer geliebt, dem „Morgen" auch seine Sorgen

*) Diese beiden Reichshälften führen bekanntlich die offiziellen Titel „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" und „die Länder der ungarischen Krone" und das Wort Oesterreich hat nur noch in der Bezeichnung der Monarchie nach außen hin im diplomatischen Verkehr einen kümmerlichen Unterschlupf gefunden; ich habe hier aber wohl kein Mißverständnis zu befürchten, wenn ich für die beiden Teile der Monarchie einfach die Bezeichnungen Oesterreich und Ungarn gebrauche.

zu belassen und die halben Maßregeln, die mehr über eine vorübergehende Verlegenheit hinweghelfen, als überhaupt reinen Tisch machen, erfreuen sich seit je bei seinen Staatsmännern einer gewissen Beliebtheit. Mag sein, daß Beust unter dem Einfluß dieses Genius loci stand, als er nach dem Prager Frieden als Konsiliararzt an das Bett des kranken Oesterreich berufen wurde, um dem Patienten, an dem schon so viel herumgedoktert worden war, ein neues Rezept in Form einer neuen Verfassung zu verschreiben. Aber es kam noch ein anderes dazu, was Beust in Versuchung brachte, nicht für die Ewigkeit zu arbeiten: was ging Beust Oesterreich eigentlich an? Es war nicht sein Vaterland, sein Leben hatte sich bisher im kleinstaatlichen Intriguenspiel des deutschen Bundes abgespielt, das war sein Element, und in dem erbärmlichen Kram, der in der Eschenheimergasse in Frankfurt mit so viel Feierlichkeit und Wichtigthuerei verhandelt wurde, ging seine politische Bethätigung auf. Nun hatte Preußen dieses unterhaltende Marionettentheater zerstört und ihn, der einer der Hauptdrahtzieher gewesen war, an die Luft gesetzt. Was Wunder, daß für ihn Oesterreich nicht viel mehr war, als ein willkommenes Werkzeug, um seine Rache für Sadowa zu nehmen und Deutschland so zu gestalten, wie er es erträumte. So war er der Vater jener bekannten Salzburger Zusammenkunft zwischen Napoleon und Franz Josef, der Schöpfer des französisch-italienisch-österreichischen Dreibundes gegen Preußen, den die raschen Waffenerfolge Preußens am Inslebentreten verhinderten, und es war nur logisch, daß seine Rolle ausgespielt war, als das neue Deutsche Reich in der Hofburg die letzten Hoffnungen auf ein Wiedererringen der in Deutschland verlorenen Stellung endgiltig begrub. So mußte sich denn auch die Verfassung, die er dem Donaureiche gab, seinen Plänen für die auswärtige Politik einordnen. Es galt vor allem, Ungarn zu befriedigen; dieses war durch geschickte Staatsmänner vertreten. Trotzdem war aber doch Oesterreich damals der gebende Teil, und hätte man der Zähigkeit und Klugheit der Magyaren einen sicheren politischen Blick für die Notwendigkeiten der Zukunft entgegengesetzt, so wäre man schließlich doch zu einer endgiltigen Regelung der Verhältnisse gekommen, die Ungarn leidlich befriedigt, in der Oesterreich aber doch einige Trümpfe zurückbehalten hätte. Aber das war Beusts Sache nicht, er selbst hielt das, was er schuf, nicht für etwas Dauerndes, und so kam jenes sonderbare Verfassungselaborat zustande, durch das so gut wie alles, was dauernd zu regeln gerade wegen der Schwierigkeit einer Verständigung die hervorragendste Aufgabe einer Verfassung gewesen wäre, jenen von 10 zu 10 Jahren zu erneuernden Verhandlungen zugewiesen wurde, die inzwischen unter dem Namen „Ausgleich“ im politischen Leben Oesterreichs eine so traurige Berühmtheit erlangt haben. So geschah denn auch das Unglaubliche: man hatte eben erst erlebt, wie kräftige Vorarbeit die im deutschen Zollverein geschaffene wirtschaftliche Gemeinsamkeit der Erkämpfung der politischen Vormachtstellung durch Preußen geleistet,

man hatte gesehen, wie selbst der Krieg diese Bande nicht gesprengt hatte, in der neuen Verfassung aber gehörte die Zollgemeinschaft zu den Dingen, die von zehn zu zehn Jahren erneuert werden konnten oder nicht, als ob die Grundlagen der Gemeinsamkeit der beiden Staatshälften, die ja gerade die Verfassung festlegen sollte, davon gar nicht berührt würden. Die gemeinsame Vertretung der beiden Reichshälften nach außen ist verfassungsmäßig festgelegt, und nun denke man sich, die Zollgemeinschaft höre auf und die Botschafter und Gesandten hätten mit den Mächten, bei denen sie Oesterreich-Ungarn vertreten, Handelsverträge zu schließen, Beschwerden über falsche Auslegung oder Verletzung von Verträgen zu führen, wobei in vielen Fällen die handelspolitischen Interessen der beiden Staaten sich völlig entgegenstehen.

Die Magyaren waren sich aber wohl bewußt, welche Macht ihnen diese Gemeinsamkeit auf Zeit giebt. Denn praktisch liegt die Sache so, daß ohne die Zollgemeinschaft der ganze Dualismus unmöglich wird. Die Dynastie hat nur ein Lebensinteresse, dem sie unter Umständen jedes Opfer zu bringen bereit ist: die Wahrung ihres Ansehens nach außen hin, die Erhaltung der Großmachtstellung und sei es selbst nur zum Schein. Im Innern mag der Kaiser es sich gefallen lassen, daß er nur in Wien Kaiser, in Ungarn aber König ist; nach außen jedoch will er auftreten als Erbe jener Krone, die einst Karl V. getragen, mag auch mancher Edelstein aus ihr herausgebrochen sein. Er will Herrscher eines Großstaats, Befehlshaber einer einzigen Armee sein, die die Macht dieses Staates verkörpert, und nicht Monarch in zwei Mittelstaaten, von denen in der äußeren Politik jeder seine eigenen Wege geht und seine eigenen Interessen hat. Nun wird in Ungarn parlamentarisch regiert; jeder Versuch der Krone, diese Regierungsform zu durchbrechen, ist gescheitert. In Oesterreich hingegen wird der ohnehin schon geringe Einfluß des Parlaments durch die nationalen Streitigkeiten, die es vorübergehend überhaupt zum Stillstand brachten, noch erheblich herabgesetzt. In diesen Verhältnissen ruht das Geheimnis des überwiegenden Einflusses Ungarns auf alle gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie und bei der Regelung des Ausgleiches, das 70% Rechte und 30% Pflichten Ungarns, von dem Graf Andrassy, einer der Mitschöpfer der Verfassung, sprach. Wenn Ungarn droht, die Zollgemeinsamkeit erlöschen zu lassen, so glaubt die Krone an die Möglichkeit, daß diese Drohung verwirklicht und damit der Niet aus dem kunstvollen Gefüge gezogen werden könnte, auf dem die äußerliche Einheitlichkeit der Monarchie ruht.

So wurde diese Drohung stets in der wirksamsten Weise von Ungarn verwendet, um einen möglichst günstigen Ausgleich von Oesterreich zu erzwingen. In letzter Linie verhandelte ja immer der König von Ungarn mit dem Kaiser von Oesterreich; der erstere steht viel mehr unter dem Einfluß seines Parlaments, der letztere hat eine größere Freiheit, nachzugeben. Um nun aber das ungarische

Parlament sowohl der Krone wie auch Oesterreich gegenüber möglichst wirksam zu machen, wurde hier eine Verteilung der Rollen vorgenommen, die den Regiekünsten der magyarischen Politiker alle Ehre macht. Man nimmt im allgemeinen, und wohl nicht mit Unrecht an, daß jeder Magyar, und mit wenigen Ausnahmen sind es ja nur die Magyaren, die, trotzdem sie nicht viel mehr als ein Drittel der Bevölkerung Ungarns ausmachen, Ungarn im Parlament politisch vertreten, das Ziel anstrebt, Ungarn ganz unabhängig zu machen. Aber während die einen es offen sagen, halten die anderen den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, diesen Schritt zu wagen, und bereiten ihn darum desto sorgfältiger vor. Die erstere Richtung wird politisch durch die Unabhängigkeitspartei, letztere durch die sogenannte liberale Partei vertreten, die die große Mehrheit bildet, über die jede Regierung in Ungarn verfügt. Die Unabhängigkeitspartei fordert die Ersetzung der gegenwärtigen dualistischen Verfassung durch die reine Personalunion und natürlich auch die Zolltrennung. Nun werden die Wahlen in Ungarn ganz von der Regierung gemacht; mit großem Geschick hat es aber jede Regierung verstanden, der Unabhängigkeitspartei stets eine ansehnliche Vertretung im Reichstage zu gewähren, und kaum etwas hat ihr so gute Früchte getragen, als der Hinweis auf das Drängen dieser Extremen, die nur mit größter Mühe zu bändigen, sie sich den Anschein giebt. Naturgemäß bedürfen aber die tönenden Reden des Parlaments der Resonanz in der öffentlichen Meinung. Auf diesem Klavier zu spielen ist freilich nicht so einfach wie die Rollenverteilung zwischen den Chören der Abgeordneten, und hier ist doch den Regisseuren allmählich die Beherrschung der Massen entglitten. Das Schlagwort von der wirtschaftlichen Unabhängigkeit erfreut sich in Ungarn einer beispiellosen Volkstümlichkeit, der grün-weiß-rote Schlagbaum an der Leitha gehört zu den Zukunftsträumen jedes braven Magyaren, den er je eher je lieber verwirklicht sehen möchte. Hier wirken eben die Phrasen, wie die besonders beliebte, Oesterreich beute Ungarn aus wie eine Kolonie; und als vor etwa einem Jahre in der Ofen-Pester Stadtvertretung ein Antrag auf Errichtung des selbständigen Zollgebiets eingebracht wurde, erfuhr er unter stürmischer Begeisterung einstimmige Annahme. Die Frage der Zollgemeinschaft ist nun augenblicklich gerade in der Schwebe. Infolge der durch die Badenischen Sprachenverordnungen entstandenen parlamentarischen Wirren harrt der Ausgleich, der im Jahre 1897 hätte angenommen werden sollen, noch immer der parlamentarischen Erledigung in Oesterreich. Durch besondere Vereinbarungen wurde die Gemeinsamkeit des Zollgebietes bis zum Jahre 1907 festgelegt; für den Fall aber, daß ein gemeinsamer autonomer Zolltarif bis Ende 1903 nicht vereinbart werden kann, geht die Zollgemeinschaft schon in diesem Zeitpunkt in die Brüche.

Wie stellen sich nun thatsächlich die wirtschaftlichen Beziehungen, der Güteraustausch, Handelsverkehr und Handelsbilanz zwischen den beiden Reichshälften?

Beim Inslebentreten der dualistischen Verfassung war Ungarn ein reiner Ackerbaustaat, während Oesterreich neben einer blühenden Landwirtschaft eine zum Teil bereits hochstehende, zum Teil in der Entwickelung begriffene Industrie besaß. Die Ausfuhr des Gesamtlandes bestand vorwiegend in Produkten der Landwirtschaft und Rohprodukten, und dabei ist es bis heute geblieben, wenn auch die Ausfuhr von Brotfrüchten, die in den 70 er und 80 er Jahren noch eine große Rolle spielte, gegenwärtig zurücktritt. Einige Ziffern aus der Ausfuhr des Jahres 1900 mögen dies erläutern. Von einer Gesamtausfuhr im Werte von rund 1700 Mill. Mark kommen 530 Mill. auf Nahrungs- und Genußmittel, darunter 158 Mill. auf Zucker, 85 Mill. auf Gerste und Malz, 100 Mill. auf Jung- und Schlachtvieh, 85 Mill. auf Geflügeleier, aber nicht einmal eine Million auf Weizen, von dem übrigens sogar für über drei Millionen eingeführt wird. Die Rohstoffausfuhr beträgt 560 Mill., davon Kohle für 76 und Holz für 300 Mill., Mark. Dem steht eine Ausfuhr von Industrieprodukten in der Höhe von 390 Mill. Mark gegenüber, unter denen Textilwaren mit 97 Mill., Glas und Porzellan mit 52 Mill., Metallwaren mit 127 Mill. Mark zu nennen sind. Der größte Teil der Fabrikatenausfuhr stammt natürlich aus der österreichischen Reichshälfte, Ungarn ist hauptsächlich an der Ausfuhr der Rohprodukte und Nahrungsmittel beteiligt, wenn auch der Anteil daran die Hälfte noch weitaus nicht erreicht; denn das Hauptabsatzgebiet für die ungarischen Rohprodukte ist eben Oesterreich.

Wäre es nun bei dem Verhältnis, wie es noch in den 70er Jahren bestand, geblieben, so hätte der Güteraustausch zwischen den beiden Reichshälften im wesentlichen darin bestanden, daß Oesterreich in Ungarn einen vor dem ausländischen Wettbewerb gesicherten Markt für seine Industrieerzeugnisse, Ungarn einen solchen in Oesterreich für seine Rohprodukte gefunden hätte. Daß auch ein solches Verhältnis von Reibungen nicht frei bleiben kann, lehren ja die Schwierigkeiten, die es im Deutschen Reiche bietet, einen Ausgleich zwischen agrarischen und industriellen Interessen zu finden. Hier wird dies aber doch sehr wesentlich erleichtert, weil man doch gewissermaßen in eine Tasche wirtschaftet und es auch den Industriellen im Westen zugute kommt, wenn die Landwirtschaft im Osten steuerkräftig bleibt. Der österreichische Industrielle aber, dem durch die Handelspolitik, die im Interesse der ungarischen Agrarier zu Zollkriegen mit den Balkanländern geführt hat, Opfer auferlegt und wichtige Absatzgebiete verschlossen wurden, hat wenig Aussicht, daß sich das gekräftigte ungarische Wirtschaftsleben stärker an den gemeinsamen Ausgaben beteiligen werde. Es kommt aber noch eins hinzu: in Deutschland sind doch trotz mancher geringen Abweichungen die Interessen der Landwirtschaft in allen Teilen des Reiches die gleichen; der Körnerbau leidet überall unter dem Druck der ausländischen Konkurrenz, die ungünstigere Stellung der Landwirtschaft in einzelnen Landesteilen mag an der schlechteren geographischen Lage, der schwierigen Absatzmöglichkeit u. s. w., jedoch gewiß

nicht daran liegen, daß die Ueberproduktion eines anderen Landesteiles einen Druck auf die Preise ausübt; das erklärt sich schon daraus, daß weder in Brotfrüchten, noch in Vieh die heimische Erzeugung den Bedarf deckt. Anders im Donaureich; in Bezug auf Brotfrüchte deckt dieses bei normaler Ernte seinen Bedarf, in Bezug auf Vieh ist es auf Ausfuhr angewiesen. Die inländische Produktion ist daher sehr wohl imstande, einen Druck auf die Preise auszuüben, und natürlich leidet darunter die Landwirtschaft der von Natur aus weniger begünstigten Gegenden; das sind aber viele Teile Oesterreichs im Vergleich zu der gesegneten ungarischen Ebene, und im gewissen Sinne befindet sich die österreichische Landwirtschaft zur ungarischen im selben Verhältnisse wie etwa die deutsche zur amerikanischen, nur mit dem Unterschiede, daß die Zollgemeinschaft ihr jeden Zollschutz versagt. Daher kommt es, daß irgend eine Solidarität der landwirtschaftlichen Interessen zwischen Oesterreich und Ungarn nicht besteht, im Gegenteil gerade die österreichischen Agrarier die schärfsten Gegner der Zollgemeinschaft sind.

Trotzdem würde das nicht entscheidend sein, wenn die österreichische Industrie damit rechnen könnte, sich den ungarischen Markt dauernd zu erhalten. Hier aber haben die Bemühungen der ungarischen Regierung seit der Errichtung des selbstständigen ungarischen Staatswesens eingesetzt, in Ungarn eine selbständige Industrie zu schaffen und es in dieser Beziehung von Oesterreich unabhängig zu machen. Diese Bestrebungen haben viel Gemeinsames mit denen gleicher Art in Rußland; und um die Analogie vollkommen zu machen, befinden sich beide Staaten gegenwärtig nicht zuletzt infolge davon in einer schweren wirtschaftlichen Krise. Allein die Dinge wiederholen sich, aber sie gleichen sich nicht, und wenn schließlich das Zarenreich, das sich über zwei Weltteile erstreckt, mit seinen 130 Millionen Bewohnern diese Krise dauernd gut übersteht und die künstlich geschaffene Industrie wirklich lebensfähig wird, so wird das doch für das kleine und unter ganz andern geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen stehende Ungarn nichts beweisen. Mag man auch über die Aussichten und die Zweckmäßigkeit dieser Industrialisierungspolitik verschiedener Meinung sein, so muß man der ungarischen Regierung doch die Anerkennung zubilligen, daß sie ihr Ziel mit großer Energie und Geschicklichkeit verfolgt hat. Nun ist es eine oft gemachte Erfahrung, daß eine in einem Lande neu ins Leben gerufene Industrie niemals so billig erzeugen kann als an den alten Sitzen derselben; und insbesondere das bestechende Argument, daß niedrige Arbeitslöhne die Erzeugung verbilligen könnten, hat sich bereits unzählige Male als falsch erwiesen. Gewisse Artikel werden trotz der höheren Löhne heute noch in England billiger erzeugt als in Deutschland, und die mit chinesischen Kulis betriebenen Webereien in Ostasien sind immer noch Schmerzenskinder ihrer Besitzer. In andern Ländern hat man die junge Industrie durch Erziehungsschutzzölle gefördert; dieses Mittel war aber für die

ungarische Regierung infolge der Zollgemeinschaft mit Oesterreich ungangbar. Man beschritt andere Wege, man förderte die Gründung von Fabriken durch Subventionen, Steuerbefreiungen u. s. w. Die Sache hat aber doch manchen Haken. Ein Schutzzoll läßt dem Fabrikanten eine sichere Berechnung zu, welchen Gewinn er zu erwarten hat; das Subventionswesen verleitet aber insbesondere in einem Lande, das von der Korruption stark angefressen ist, zu mancherlei krummen Wegen, bei denen der Staat schließlich die Kosten trägt, ohne dabei etwas zu erreichen. Ein Fall, der im vergangenen Jahre aufgedeckt wurde, mag für manche andere typisch sein: eine österreichische Schuhfirma gründet in Ungarn eine Fabrik, der die Regierung weitgehende Begünstigungen gewährt, und schließlich stellt sich heraus, daß dieselbe die ganzen oder nahezu fertiggestellten Schuhe aus ihrer österreichischen Fabrik bezieht, um denselben mit einem magyarischen Firmenstempel in Temesvar das Zeichen der Vollendung aufzudrücken. Nun galt es natürlich, auch den Erzeugnissen der neugeschaffenen Industrie Abnehmer zu verschaffen; der Staat selbst stellte sich in erste Reihe, er übte seinen Druck aus auf die Komitate und Gemeinden, ja der Patriotismus jedes einzelnen wurde aufgerufen, und es fehlte natürlich auch nicht an chikanöser Behandlung österreichischer Erzeugnisse. Am 3. Dezember v. J. versandte der Bund österreichischer Industrieller eine Mitteilung, daß in Ofen-Pest Flaschen österreichischer Herkunft mit einer erhöhten Mautgebühr nach dem Tarife für „Glas aus dem Auslande" belegt wurden; ob die gleichzeitig angekündigte Beschwerde Erfolg hatte, darüber verlautet nichts. Nicht minder geben die Verbrauchssteuern, die für jedes Gebiet besonders erhoben werden, reiche Gelegenheit, den Grenzverkehr zu unterbinden, und von den Zuständen an der steirisch-ungarischen Grenze konnte man kürzlich in steirischen Blättern Schilderungen lesen, die auf den russisch-preußischen Grenzverkehr ebenso zutreffen könnten. Diese Beispiele ließen sich vervielfältigen. Das wesentliche Mittel für eine selbständige Durchführung ihrer Wirtschaftspolitik erkannte die Regierung aber in der Beherrschung des Verkehrs durch eine entsprechende Tarifpolitik. Um diese zu ermöglichen, wurden die Eisenbahnen verstaatlicht, der Hafen von Fiume ausgebaut, Dampferlinien, die Fiume anlaufen, subventioniert. Die Donau als Verkehrsweg mußte hingegen der Regierung ein Dorn im Auge sein; sie belegte den Verkehr — im Widerspruch zu der international gewährleisteten Verkehrsfreiheit des Stromes — mit einer Transportsteuer und führte die ihr vom Berliner Kongreß aufgetragene Regulierung des eisernen Thores so aus, daß diese heute eher als ein Hindernis denn als eine Förderung des Verkehrs betrachtet werden kann. Während Rhein und Elbe reiche Last tragen, ist die Donau, die ein einzigartiger Weg nach dem Osten sein könnte, verödet.

Was ist nun bisher der Erfolg dieser Wirtschaftspolitik gewesen, und wie stellt sich gegenwärtig das Verhältnis des Güteraustausches zwischen den beiden

Reichshälften? Es ist erst seit einem Jahre möglich, hierauf eine ausreichende Antwort zu geben. Begreiflicherweise ist es nicht leicht, einen Verkehr zwischen zwei Gebieten, die durch keine Zollschranke getrennt sind, statistisch zu erfassen; die ungarische Regierung hat jedoch schon seit mehr als einem Jahrzehnt eine solche Statistik durchgeführt, wobei die Nachweisverpflichtung bei Versendung und Empfang von Waren aus Oesterreich mit dem Grundsatze des freien Verkehrs zweifellos schon in Widerstreit gerät. Diese Statistik, die von anderer Seite nicht kontrolliert werden konnte, wurde nun in dem Sinne tendenziös gefärbt, als ob die Einfuhr aus Oesterreich beträchtlich größer wäre als die Ausfuhr dahin, womit natürlich bewiesen werden sollte, daß Oesterreich vom Handelsverkehr mit Ungarn weit größeren Vorteil habe als umgekehrt. Auf Drängen des österreichischen Reichsrates wurden nun auch in Oesterreich Maßregeln getroffen, um den Zwischenverkehr festzustellen, und seit Anfang 1900 wird diese Statistik aufgenommen. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß die Verhältnisse gerade umgekehrt liegen, und es wird wohl angenommen werden dürfen, daß der Wunsch, die ungarische Statistik nicht allzusehr Lügen zu strafen, eher zu einer Milderung als zu einer Verschärfung des Widerspruches geführt hat. Diese Zwischenverkehrsstatistik weist nun für das Jahr 1900 eine Einfuhr nach Oesterreich aus Ungarn im Werte von 922 Millionen Kronen, und eine Ausfuhr dahin im Werte von 885 Millionen aus. Was aber die Art des Warenverkehrs betrifft, so ruht derselbe immer noch auf den früher geschilderten Grundlagen: Einfuhr von Rohprodukten aus Ungarn, Ausfuhr von Fabrikaten dahin. Die Einfuhr von Getreide und Mehl stellt einen Wert von 361 Millionen dar, die von Vieh 166 Millionen; andererseits führt Oesterreich noch für 390 Millionen Textilwaren nach Ungarn aus. Die einzige nennenswerte Ausfuhr von Industrieprodukten, die Ungarn aufzuweisen hat, findet sich auf dem Gebiete der Eisenindustrie: hier steht einer Einfuhr aus Oesterreich von 32 Millionen eine Ausfuhr dahin von 46 Millionen gegenüber, bei Maschinen sogar 9,2 Millionen gegen 35,5 Millionen. Daraus ist wohl zu entnehmen, daß auf dem Gebiete der Eisenindustrie die ungarische Industrieförderungspolitik einen beträchtlichen Erfolg aufzuweisen hat; die natürlichen Bedingungen für dieselbe liegen dort allerdings ziemlich günstig. Werden andere Industriezweige diesem Beispiele folgen? Gute Kenner der Verhältnisse meinen, man müsse da unterscheiden: Industrieen, die im Lande vorkommende Rohprodukte verarbeiten, wie Eisen, Leder, Spiritus, Holz, wären entwickelungsfähig, an eine Rentabilität von Textilindustrieen wäre aber nicht zu denken. Die Ungarn denken darüber aber wohl anders, und erst kürzlich wurde dort eine Weberei mit großen Festlichkeiten und einer hoffnungsvollen Rede des Handelsministers eröffnet. Je weniger aber für solche Unternehmungen die natürlichen Vorbedingungen vorhanden sind, desto mehr werden sie nach künstlichem Schutz gegenüber dem übermächtigen öster-

reichischen Wettbewerb rufen, und jede derartige Fabrik ist ein Gewicht in der Wagschale des künftigen selbständigen Zollgebiets. Indes denkt die ungarische Regierung heute noch nicht daran, wenn natürlich auch Herr von Szell die Ungeschicklichkeit seines österreichischen Kollegen Koerber vermeidet, das gemeinsame Zollgebiet als etwas unbedingt Notwendiges hinzustellen. Die Vorbereitungen für das selbständige Zollgebiet sind noch lange nicht alle getroffen, die gegenwärtige politische Lage ist überaus geeignet, neue Vorteile von Oesterreich herauszuschlagen, der Widerstand der Krone gegen eine Zolltrennung wäre nur sehr schwer, wenn überhaupt, zu überwinden, schließlich und vielleicht hauptsächlich: die Wirtschaftspolitik der übrigen europäischen Staaten, die im deutschen Zolltarif ihren bezeichnendsten Ausdruck erhält, weist Ungarn mehr denn je auf die Vorteile der Zollgemeinschaft mit Oesterreich.

Die Veröffentlichung des deutschen Zolltarifentwurfes im vergangenen Sommer hat in der That die Erörterung über das Verhältnis Oesterreichs zu Ungarn neu belebt, und es lohnt wohl, die Wirkung desselben auf das Wirtschaftsleben der Donau-Monarchie kurz zu beleuchten. Daß Oesterreich-Ungarn von der Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches sehr einschneidend berührt wird, geht ohne weiteres aus der Thatsache hervor, daß etwa 50 v. H. der gesamten Ausfuhr des Donau-Reiches nach Deutschland geht; dem steht eine absolut geringere Einfuhr aus Deutschland gegenüber, die überdies nur 11 v. H. der gesamten deutschen Ausfuhr beträgt, was Oesterreich in einem Zollkrieg zum weitaus schwächern Teil macht. Den überwiegenden Teil der österreichisch-ungarischen Ausfuhr bilden, wie ich bereits hervorgehoben, Rohprodukte und insbesondere landwirtschaftliche Erzeugnisse, woran wiederum Ungarn stärker beteiligt ist, wenn auch in Bezug auf Vieh, Hopfen und Gerste sehr wesentliche österreichische Ausfuhrinteressen vorliegen. Deutschland sucht nun seine Agrarprodukte zu schützen, und wenn selbst ein Handelsvertrag mit Oesterreich-Ungarn zu stande kommt, so wird doch eine sehr wesentliche Einschränkung der Einfuhr von Agrarprodukten unvermeidlich sein; die Viehzölle des deutschen Zolltarifs haben ja die offenkundige Tendenz, in absehbarer Zeit jede Fleischeinfuhr überflüssig zu machen. Dieser Sachlage gegenüber sind nun die wirtschaftlichen Interessen Oesterreichs und Ungarns sehr verschieden. Der zweifellosen Einschränkung der Ausfuhr nach Deutschland gegenüber hat Ungarn das größte Interesse daran, den österreichischen Markt möglichst zollgeschützt zu erhalten. Das bedeutet eine Belastung des österreichischen Verbrauchers zu Gunsten des ungarischen Erzeugers; ferner erschwert oder verhindert es den Abschluß von Handelsverträgen mit vorwiegenden Agrarstaaten, die für die österreichische Industrie ein Absatzgebiet bilden könnten. In der That hat schon jetzt die im Dienste der ungarischen Agrarinteressen stehende Handelspolitik die Balkanländer, wie Serbien und Rumänien, der österreichischen Industrie verschlossen, wovon der deutsche Ausfuhr-

handel Gewinn gezogen hat. Gehen nun die von Ungarn geforderten Agrarzölle durch, so droht dasselbe mit Rußland, wohin sich gerade in den letzten Jahren die Ausfuhr österreichischer Industrieprodukte erheblich gesteigert hat. Der Nutzen der österreichischen Landwirtschaft aus erhöhten Agrarzöllen wird aber ein sehr bescheidener sein; voraussichtlich werden dieselben den Preisdruck, der durch die ungarische Uebererzeugung entstehen wird, da die Abflußkanäle nach Deutschland gesperrt oder verengt werden, nicht einmal aufwiegen. Wie man sich ungarischerseits die künftige Wirtschaftspolitik der Monarchie denkt, hat Graf Andrassy, der Sohn des berühmten Ministers, recht offenherzig ausgesprochen: hohe Agrarzölle, hohe Zölle für die Industrieen, die in Ungarn vorhanden sind, niedere für die, wo Ungarn auf die Einfuhr aus Oesterreich angewiesen ist. Wenn man erfährt, daß es dem österreichischen und dem ungarischen Minister bis jetzt nicht gelungen ist, sich über den neuen gemeinsamen Zolltarif zu einigen, so liegt die Annahme nicht allzu fern, daß ungarischerseits nach diesem Rezept verfahren wird. Kürzlich erregte das Gerücht, Ungarn verlange die Herabsetzung der Rohpetroleumzölle und Oesterreich hätte bereits zugestimmt, in Polenkreisen starke Aufregung; dies wurde dementiert, die Sache bleibt darum doch recht wahrscheinlich, weil Ungarn Verbraucher des galizischen Petroleums ist. Das mag für Oesterreich alles recht wenig erbaulich sein, trotzdem ist nicht daran zu zweifeln, daß die Handelspolitik des Donau-Reiches im wesentlichen nach den Wünschen Ungarns geleitet werden wird. So sehr auch gerade für Ungarn im gegenwärtigen Augenblicke die Zollgemeinschaft mit Oesterreich eine Lebensfrage ist, so wird es doch mit der Zolltrennung geschickt zu drohen verstehen; und hinter der Regierung steht geschlossen das ungarische Parlament. Oesterreich hat dem nichts entgegenzusetzen; der österreichische Ministerpräsident wird die Waffen strecken. Daß weder Zolltarif noch Ausgleich im österreichischen Parlament eine Mehrheit finden, mit diesem Gedanken hat er sich wohl schon vertraut gemacht. Aus der bewährten Requisitenkammer wird dann aber je nach Bedarf der § 14 als kleiner oder eine der in bedrängten Stunden der letzten Jahre von strebsamen Ministern ausgearbeiteten Verfassungen als großer Staatsstreich hervorgeholt werden.

Nach menschlicher Voraussicht wird es also zunächst, vielleicht bis zum Jahre 1907, vielleicht auch ein paar Jahre länger, beim gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zollgebiet bleiben. Indes trägt ein Verhältnis, das schließlich nur der Ausdruck politischer und nicht wirtschaftlicher Machtverhältnisse ist, doch einen gewissen hippokratischen Zug; und je mehr Ungarn die ihm günstige politische Lage zu Ungunsten Oesterreichs ausnützt, desto stärker wird natürlich auch in Oesterreich das Streben nach reinlicher Scheidung werden. Andererseits wird der öffentlichen Meinung in Ungarn, der ja natürlich die politische Klugheit gebietet, den Anschein, als habe man ein besonders gutes Geschäft gemacht, zu

vermeiden, dadurch der Maßstab für die wirkliche Lage der Dinge nur allzuleicht verloren gehen. Da ist denn wohl die Frage berechtigt, wie würde denn Oesterreich bei einer Zolltrennung fahren? Der Handelsverkehr Oesterreichs geht vorwiegend nach zwei Seiten: einerseits nach dem industriell weniger entwickelten Ungarn eine starke Fabrikatenausfuhr und hier hauptsächlich Stapelartikel, andererseits nach dem Deutschen Reiche Rohprodukte und Erzeugnisse von spezialisierten Industrieen. Alle übrigen Märkte kommen für Oesterreich erst in dritter Linie. Das ist nun zweifellos, daß, wenn gleichzeitig nach Ost und West, nach Ungarn und Deutschland, die Ausfuhr unterbunden oder erheblich erschwert würde, dies einer wirtschaftlichen Katastrophe gleichkäme. Aber trotz des berechtigten Strebens nach Schutz der heimischen Arbeit steht doch auch der Wunsch des Deutschen Reiches, zu Handelsverträgen zu gelangen, ganz außer Zweifel; und es ist klar, daß Oesterreich allein viel leichter zu einem günstigen Handelsvertrag mit Deutschland kommen kann, als Oesterreich-Ungarn, weil gerade in Bezug auf die agrarische Produktion die wirtschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs denen des Deutschen Reichs sehr ähnlich sind, auch Oesterreich ein Getreide und Vieh einführendes Land ist, das selbst im Falle einer Zollgemeinschaft auf die Preise der Agrarprodukte in Deutschland keinen Druck ausüben würde. Es ließe sich also wohl ein Zustand denken, in dem Oesterreich seine Hauptausfuhr im Deutschen Reiche unterzubringen sucht und insbesondere jene Spezialindustrieen pflegt, die schon heute starke Exportfähigkeit besitzen. Es wäre dies die praktische Anwendung des Satzes, daß der stärkste Verkehr zwischen Gebieten mit hochentwickelter Volkswirtschaft stattfindet. Das Ziel einer solchen Wirtschaftspolitik wäre eine Zollunion mit dem Deutschen Reich. Das setzt natürlich voraus, daß hierzu auch auf deutscher Seite Geneigtheit vorhanden ist. Ueberblickt man nun die Presse, so wird man davon nicht viel finden. Die öffentliche Meinung beschäftigt sich mit wirtschaftlichen Problemen — dies sieht man ja gerade bei dem gegenwärtigen Kampf um den Zolltarif — meist nur soweit, als sie zu gangbaren Schlagworten ausgemünzt werden können, und wirtschaftliche Zukunftspolitik ist ihr überhaupt ein verschlossenes Buch. Die größte That der deutschen Wirtschaftspolitik im 19. Jahrhundert, die Gründung des preußisch-deutschen Zollvereins, ist denn auch nur das Werk weniger weitblickender Männer gewesen. Man sollte meinen, daß, wenn die heutigen Leiter unserer Wirtschaftspolitik ein wenig vom Geiste der Motz, Maaßen und Eichhorn besäßen, sie einer Zollunion mit Oesterreich oder einem dem ähnlichen Vertragsverhältnis sowohl in Hinblick auf künftige, uns von Amerika drohende Gefahren, wie auch auf die das österreichische Deutschtum stärkenden Folgen nicht abgeneigt sein könnten. Zudem würden damit nur alte Pläne Bismarcks wieder zum Leben erweckt werden. In Oesterreich hat das Verständnis für die Bedeutung dieser Frage auffallende Fortschritte gemacht, und in einer Erörterung der Frage eines Zollbündnisses mit dem Deutschen Reiche,

die auf Anregung von Philippovich vor zwei Jahren in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte in Wien stattfand, standen die Vertreter einer ganzen Anzahl von Industrieen dem Gedanken durchaus günstig gegenüber. In vielen Reden klang insbesondere immer wieder die Anschauung durch, daß die Thür nach Ungarn doch früher oder später zufallen würde und man daher bei Zeiten vorsorgen müsse.

Indes, wenn die Vorsorge eben bei Zeiten geschieht, dürfte sich auch diese Gefahr recht erheblich vermindern. Wenn Ungarn natürlich heute das eigene Zollgebiet errichten und dann gleich die österreichischen Industrieerzeugnisse vom ungarischen Markte ausschließen könnte, müßte dies natürlich für die österreichische Textilindustrie verhängnisvoll werden. Aber Ungarn kann doch nicht von heute auf morgen für 400 Millionen Gewebe jährlich im Lande herstellen, es kann ebensowenig eine Vergeltungsmaßregel gegen sein Getreide und Vieh ertragen, kurzum es müßte erst neue Verbindungen sowohl für seinen Absatz wie auch für die Einfuhr dessen, was es nicht selbst herstellt, schaffen. In erster Linie käme hier das Deutsche Reich in Betracht; aber es ist einerseits nicht anzunehmen, daß Deutschland Ungarn zuliebe seine Landwirtschaft ungeschützt dem ungarischen Wettbewerbe preisgeben werde, andererseits wäre es, von dieser wirtschaftlichen Seite der Frage ganz abgesehen, ein schwerer politischer Fehler, wenn sich Deutschland vorübergehender Vorteile halber dazu hergeben würde, Ungarn in einem Zollkriege gegen Oesterreich zu unterstützen. Vielfach rechnet man in Ungarn auf eine nähere Verbindung mit England. Dies scheint ja auf den ersten Blick bestechend: England nimmt die ungarischen Agrarerzeugnisse zollfrei auf und befrachtet die Schiffe für den Rückweg mit seinen Industrieprodukten. Zum Dank dafür legt es ferner in Ungarn Kapitalien an, entwickelt die dortige Industrie und macht so überdies Ungarn vom österreichischen und deutschen Kapital unabhängig. Sogar der abenteuerliche Plan eines Seekanals von Fiume nach Pest soll in diesem Luftschloß nicht fehlen. Die Enttäuschung würde aber wohl eine recht bittere werden, und der ungarische Landwirt könnte sich schon heute eine Vorstellung davon machen, wenn er den Weizenpreis der Wiener mit dem der Londoner Börse vergliche. Die Seefracht von Fiume nach England wird überdies nie so billig sein können, wie die von Amerika dahin, weil sich der Verkehr doch verhältnismäßig in bescheidenen Grenzen bewegen würde. Der Ersatz des österreichischen Marktes für Ungarn durch England wird immer ein frommer Wunsch bleiben und ich zweifle, ob jemals die Probe auf dieses Exempel gemacht werden wird. Kommt es also zum Zollkrieg zwischen Oesterreich und Ungarn und findet Oesterreich rechtzeitig den Anschluß an Deutschland, dann wird Ungarn gar nichts anderes übrig bleiben, als baldigst einen Handelsvertrag mit Deutschland und Oesterreich zu schließen, wobei es naturgemäß der weitaus schwächere Teil sein wird, der die Bedingungen nicht vorschreiben kann.

Der Einwand liegt nahe, daß, wenn die Dinge wirklich so liegen, Ungarn

nicht die Thorheit begehen werde, sich von Oesterreich wirtschaftlich zu trennen. Man unterschätzt hierbei eben Imponderabilien, die schließlich stärker sein werden als alle Vernunftgründe. Seit Bestehen des ungarischen Staates haben die ungarischen Politiker und die Presse die öffentliche Meinung dahin belehrt, daß Ungarn in seinem Verhältnis zu Oesterreich der ausgebeutete Teil sei; das hätte ja seinen sehr begreiflichen taktischen Zweck. Darüber können sich vielleicht Politiker und Redakteure unter vier Augen klar sein, sie können es aber natürlich nicht der Menge sagen. Die politischen Ereignisse haben ferner den ungarischen Machthabern ein ganz berechtigtes Stärkegefühl gegeben, das allzu leicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse übertragen und da zur Selbstüberschätzung und zum Größenwahn wird. Nun kommt noch dazu, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse Ungarns keine rosigen sind und überschwängliche Erwartungen keine Erfüllung gefunden haben; was liegt da näher, als den Blick von den eigenen gemachten Fehlern nach außen auf den bösen Nachbar abzulenken. In Oesterreich ist man ja weit geduldiger, und die öffentliche Meinung wird dort mehr von den nationalen Kämpfen in Anspruch genommen, hat auch nicht den Einfluß auf die Regierung wie in Ungarn. Aber die Abneigung gegen weitere Opfer auf dem kostspieligen Altare der gemeinsamen Angelegenheiten nimmt beständig zu und könnte schließlich auch die Grenzen der Parteien und Völker durchbrechen. Die Krone aber, der die Gemeinsamkeit begreiflicherweise am meisten am Herzen liegt, wird nicht zum erstenmal den zweiten Teil des Spruches an sich erfahren: Fata volentem ducunt, nolentem trahunt.

Die Universität Posen und die Polenfrage.

Von

Professor Dr. Heinrich Brunner.

Etwa um die Jahreswende tauchte in der deutschen Presse der Vorschlag auf, in der Provinz Posen eine deutsche Universität zu errichten, als deren Sitz man die Stadt Posen oder wohl auch Bromberg empfahl. Aus gut deutschen Kreisen der Ostmark hervorgegangen, wurde der Plan als eine Maßregel befürwortet, die das Deutschtum des Ostens fördern und allen diesem Ziele gewidmeten Bestrebungen innerhalb der Provinz gewissermaßen einen geistigen Mittelpunkt schaffen solle.

Im deutschen Lager selbst erhoben sich warnende Stimmen und sprachen die Besorgnis aus, daß die ersehnte Universität nicht ein Bollwerk deutschen Wesens bilden, sondern zu einer Hochburg großpolnischer Agitationen ausarten werde. Die Staatsregierung verhält sich, wie es scheint, ablehnend gegen das Projekt, das zu verwirklichen die Unterrichtsverwaltung schon wegen verwaltungstechnischer Schwierigkeiten jetzt kaum in der Lage wäre, zumal zur Zeit die juristische Fakultät in Münster, die technische Hochschule in Danzig und hoffentlich auch eine landwirtschaftliche Hochschule in Bromberg der Ausgestaltung harren.

An sich hat der Plan des Bestechenden genug, um ernst genommen zu werden. Im Gegensatz zum bevorzugten Westen sind im deutschen Osten die Universitäten dünn gesät. Das ganze Gebiet jenseits der Oder hat nur die Universität Königsberg aufzuweisen. Ist Münster ergänzt, so bleiben Westpreußen und Posen die einzigen universitätslosen Provinzen Preußens. Selbstverständlich könnte nur die Begründung einer deutschen Universität in Frage kommen.*) Und von dem Lehrkörper einer solchen dürfte nach allen Traditionen der deutschen

*) Soviel ich weiß, dachte man im Schoße der Staatsregierung nur ein einziges Mal an die Gründung einer polnischen Universität. Im Jahre 1794, also in der verhängnisvollen Zeit, als Preußen ein halbpolnischer Staat war, machte Minister Voß den Vorschlag, in Thorn eine polnische, zugleich protestantische und katholische, Universität zu errichten. Zum Glück scheiterte die Anregung an dem Kostenpunkte. Siehe Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Befreiungskriegen, II. 225 f.

Universitäten mit Bestimmtheit erwartet werden, daß er ehrlich bestrebt sein würde, im Geiste deutscher Wissenschaft zu wirken.

Trotzdem muß der Vorschlag bei näherer Erwägung im Interesse des Deutschtums und des inneren Friedens abgelehnt werden. Nur wenn wir im Osten eine feste deutsche Mehrheit und eine unbedingt staatstreue Bevölkerung hätten, wäre das Experiment zu wagen. Leider liegen diese Voraussetzungen, wie sattsam bekannt, nicht vor. Die deutsche Minderheit wehrt sich gegen das angriffslustige Polentum seit langen Jahren in zurückweichender Defensive, und die politisch maßgebenden Schichten der polnischen Bevölkerung betrachten sich bestenfalls als Preußen auf Kündigung. Rücksichten der nationalen Selbsterhaltung zwingen uns bei jeder für den Osten in Aussicht genommenen Maßregel zur gewissenhaften Prüfung der Vorfrage, ob die geplante Neuerung in Wahrheit dem Deutschtum des Osten zu gute kommen und nicht vielmehr der polnischen Propaganda ein wirksames Kampfmittel in die Hände spielen werde. Für das Posener Universitätsprojekt kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Denn es bedarf keines besonderen Aufwandes von Phantasie, um sich die Drachensaat auszumalen, die aus dem Boden der künftigen Universitätsstadt emporsprießen wird.

In dem Bevölkerungsgebiet, aus dem die Universität auf normalen Zuzug rechnen könnte, steht eine runde Summe von zwei Millionen Polen einer Million von Deutschen gegenüber. Die deutsche Frequenz würde aber neben der polnischen wahrscheinlich noch hinter der Verhältnisziffer 1 : 2 zurückbleiben. Bekanntlich ist es hergebrachte Sitte des deutschen Studenten, daß er seine Studienzeit nicht wie der romanische und der slavische Student an die Heimatsuniversität bindet, sondern an verschiedenen Universitäten verbringt. Auch die deutschen Ostmärker werden dem studentischen Wandertrieb fröhnen und außerheimische Universitäten mit älterer Kulturatmosphäre aufsuchen. Insbesondere wird Berlin nach wie vor eine starke Anziehungskraft auf sie ausüben. Aus Pommern, das doch sein altehrwürdiges Greifswald hat, waren im Wintersemester 1901/02 an der Universität Berlin 279 Studierende immatrikuliert, 44 mehr als aus Westpreußen mit seiner etwas geringeren, nur 6 weniger als aus Posen mit seiner etwas stärkeren Bevölkerungsziffer. Ostpreußen schickte trotz Königsberg, trotz des ausgeprägten ostpreußischen Provinzialgefühls und trotz der weiten Entfernung 142 Studenten nach Berlin. Nicht nur die Wohlhabenden lockt Berlin an sich, sondern auch einen starken Prozentsatz unbemittelter Studenten. Denn hier kann sich die Lebenshaltung verschämter Dürftigkeit weit leichter als in einer kleinen Universitätsstadt vor den Augen der Kommilitonen verbergen, und in reichlicherem Maße liefert die Großstadt die gesuchte Gelegenheit, durch Unterrichtsstunden und durch sonstigen Arbeitsverdienst die schmale Börse zu füllen. Wird sohin nur ein Bruchteil der deutschen Ostmärker dauernd in Posen studieren, so dürfte andererseits der Ersatz, den Posen dafür aus dem deutschen Westen erhält, nur ein sehr spärlicher werden.

Dagegen wird das Polentum die Parole ausgeben, daß der polnische Student verpflichtet sei, Posen zur Universitätsstadt zu wählen. Der bekannte Marcinkowski-Verein, der seit mehr als 50 Jahren mit Erfolg an der Kräftigung des polnischen Mittelstandes arbeitet, hat es in der Hand, die zahlreichen Stipendien, die er vergeben kann, auf Posen festzulegen. Nicht nur das Polentum der Ostmarken würde die Hochschule mit Studierenden füllen; sie würde auch aus Galizien und aus Russisch-Polen systematisch geleiteten Zuzug erhalten. Innerhalb der Studentenschaft würden daher die Polen ohne Zweifel die unbestrittene Mehrheit besitzen und sich als Herren fühlen.

Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß die Studierenden polnischer Nationalität sich in offenen oder geheimen Verbindungen organisieren und unter der Leitung der großpolnischen Agitation mit gesinnungsverwandten Studenten Lembergs und Krakaus enge Fühlung halten würden. Der Stumpfheit des Staatsgefühls, das den Untergang des polnischen Reiches verschuldet hat, steht bei den Polen die leichte Erregbarkeit des Nationalgefühls gegenüber, das in den Vereinigungen der polnischen Jugend nicht unschwer zum Fanatismus erhitzt wird. Die national geschlossene Mehrheit polnischen Studententums wird es nicht an Versuchen fehlen lassen, die minder zahlreichen und minder geschlossenen deutschen Kommilitonen zu terrorisieren. Harte nationale Reibungen und eine scharfe Zuspitzung der vorhandenen Gegensätze werden die Folge sein. Als Vorkämpfer fühlen sich voraussichtlich die ausländischen Polen berufen, die bei Gefahr im Verzug rasch jenseits der Grenze verschwinden können. Sieht sich die Regierung zu Ausweisungen veranlaßt, so wird in auswärtigen Parlamenten die internationale Trommel geschlagen, etwa nach dem Muster der Interpellation, die kürzlich im Wiener Reichsrat der Polenklub einbrachte, indem er an die österreichische Regierung die Anfrage stellte, was sie zu thun gedenke, um im Deutschen Reiche die akademische Freizügigkeit österreichischer Unterthanen polnischer Nationalität zu wahren. Disziplinarische Maßregeln der akademischen Behörden, etwaige Strafurteile der Gerichte bieten eine willkommene Handhabe dar, um „das Martyrium der polnischen Nation" in geräuschvollen Demonstrationen der leichtgläubigen Welt zu verkünden.

Erlangt eine Universität mit national gespaltener Studentenschaft den traurigen Ruf eines dauernden Kriegsschauplatzes, so büßt sie ihre Anziehungskraft auf die bessere studierende Jugend ein. Erfahrungsgemäß wird wenig oder nichts gelernt, wenn der junge Mann seine Zeit und seine Spannkraft in fortwährenden nationalen Reibungen verpufft. Sich davon völlig fernzuhalten, steht dem einzelnen nicht frei. Auch wer sich klar ist, daß er seinem Volke am besten dient, indem er sich für seinen Beruf vorbereitet, kann seine Landsleute nicht schnöde im Stich lassen in Streitigkeiten, bei denen es unter der studierenden Jugend für Pflicht gilt, Farbe zu bekennen. Gerade der lernbegierige Student wird

daher eine Universität vorziehen, die ihm bietet, was er braucht, die Möglichkeit stiller und stetiger Ausbildung.

Unter dem nationalen Zwiespalt leiden auch die Dozenten. Ihren Einfluß auf die polnischen Zuhörer lähmt die Gegenwirkung der polnischen Agitation. Politisch mißliebige Lehrer werden in ihren Vorlesungen durch angezettelte Demonstrationen gestört, mit gehässigen Zuschriften belästigt und in der polnischen und polnisch gesinnten Presse verlästert. Ueberdies ist, was schwer ins Gewicht fällt, die deutsche Universitätsverfassung nicht darauf zugeschnitten, um zu verhindern, daß Polen sich als Privatdozenten habilitieren, die in polnischem Sinne dozierend den deutschen Fachgenossen Dank dem bewährten polnischen Boykott die gesamte polnische Zuhörerschaft entziehen würden.

Die deutschen Förderer des Posener Universitätsprojektes müßte schon die auffallende Thatsache stutzig machen, daß ihr Wunsch im Grunde genommen nur ein altes polnisches Begehren wiederum aufnimmt, das bereits 1843 im Provinziallandtage auftauchte, dann 1851 bis 1855 und 1866 im preußischen Landtag fruchtlos erhoben wurde. Allerdings verlangten die polnischen Antragsteller anfänglich eine polnische Universität. Allein dies Verlangen haben sie 1873 mit Umänderung der Taktik dahin umgewandelt, daß sie von der Gründung einer ausschließlich polnischen Universität absahen und nur für wenige Fächer polnische Lehrkanzeln begehrten. Wenn der Antrag in den folgenden Jahren nicht wiederholt wurde, so lag der Grund nur darin, daß die Polen bei der Stimmung der Landtagsmehrheit einen Erfolg nicht erwarten durften. Dies hat am 1. März 1894 der Abgeordnete Jażdzewski im Landtag ausdrücklich erklärt, indem er hinzufügte: „Die Forderung als solche bleibt und wird wiederholt werden."

Ist nur erst in der Provinz Posen eine Universität, sei es auch mit ausschließlich deutscher Vortragssprache begründet, so werden die Polen alsbald polnische Lehrstühle verlangen, zunächst etwa für polnische Sprache und für polnische Literatur. Das wäre ja an sich kein unbillig scheinender Wunsch, wenn es nur nach dessen Erfüllung auf der schiefen Ebene der Polonisierung einen festen Haltepunkt gäbe. Hat man erreicht, was man nur als Abschlagszahlung ansieht, so wird das gleiche Begehren für andere Fächer erhoben, für die man einen polnischen Dozenten zur Hand hat. Dahingehende Anträge werden in der Presse, in Vertretungskörpern und in öffentlichen Versammlungen wieder und wieder gestellt werden. Zum mindesten bieten sie einen dankbaren Agitationsstoff dar und halten die Hoffnung aufrecht, daß schließlich der Tropfen den Stein aushöhlen werde. Befriedigt wird das Polentum auch dann noch nicht sein, wenn für sämtliche Fächer polnische Parallelprofessuren bestehen, denn dann richtet sich der Kampf mit verdoppelter Wucht auf Beseitigung der deutschen Vorlesungen, bis das Endziel einer ausschließlich polnischen Universität erreicht ist.

Wie man eine deutsche Universität allmählich in eine polnische verwandelt,

haben die Polen in Galizien erprobt. Als Dozent an der Universität Lemberg hatte ich in den Jahren 1865 bis 1870 reichliche Gelegenheit, die Polonisierung einer deutschen Bildungsanstalt in ihren einzelnen Phasen kennen zu lernen. Wenn ich heute die wenig bekannten Vorgänge von damals zur Sprache bringe, so geschieht es in der Hoffnung, daß sie uns für die Zukunft zur Lehre dienen können.

Die Universität Lemberg war aus Staatsmitteln, also auf Kosten der zum Deutschen Reiche beziehungsweise zum Deutschen Bunde gehörigen Länder Oesterreichs 1784 geschaffen, 1815 erneuert worden. Als ich 1865 nach Lemberg kam, war die Vortragssprache fast ausschließlich die deutsche, an der juristischen Fakultät wurde nur römisches Recht einerseits von einem Deutschösterreicher in deutscher, andererseits von einem Polen in polnischer Sprache gelesen. In der Aera des Bürgerministeriums und des Herrn von Beust war die österreichische Regierung auf die Stimmen der Polen angewiesen. Der Preis, den sie dafür bezahlte, bestand zum Teil in der Errichtung polnischer Professuren. Im Jahre 1867 wurden Lehrkanzeln mit polnischer Vortragssprache für die meisten juristischen Fächer geschaffen, bald darauf die Privatdozenten allgemein ermächtigt, in polnischer Sprache zu lesen. War eine Lehrkanzel mit einem Polen besetzt, hatte sich ein Pole als Privatdozent habilitiert, so war es selbstverständlich, daß bei der Wahl zwischen dem deutschen und dem polnischen Dozenten nicht dessen Tüchtigkeit, sondern die Nationalität des Studenten entschied. Zu Beginn jedes Semesters brachte die polnische Presse stehende Artikel, die jeden Studenten für einen Nationalverräter erklärten, der die deutschen Vorlesungen statt der polnischen besuche. Sie setzte außerdem eine systematische Hetze gegen die deutschen Professoren in Szene, die tagtäglich dadurch, daß sie vom Katheder herab deutsch sprächen, die polnische Nation beleidigten. Sie goß das Füllhorn ihrer Schmähungen über uns aus und bezeichnete uns als Ignoranten und Abenteurer, welche die Regierung nur deshalb nach Lemberg gesandt habe, weil wir sonst nirgends zu brauchen wären.

Die galizische Statthalterei trat, nachdem sie das deutsche Beamtenpersonal abgestoßen hatte, gleichfalls in ein feindseliges Verhältnis zur Universität. Die ausgesuchte Kleinlichkeit, mit der sie den nationalen Krieg gegen uns führte, beleuchtet folgender Vorgang, der zu bezeichnend ist, als daß ich mir versagen könnte, ihn hier als Episode einzuflechten. Die Universität stand unter dem Wiener Unterrichtsministerium; die Ministerialerlasse gingen aber an die Universität durch Vermittlung der Lemberger Statthalterei, die sie uns zuzustellen hatte. Eines Tages verfiel diese auf den etwas subalternen Witz, die an die Universität gerichteten und in deutscher Sprache abgefaßten Ministerialerlasse ad maiorem Poloniae gloriam in das Polnische zu übersetzen und uns nur die polnische Uebersetzung mitzuteilen. Unsere in Wien erhobene Beschwerde rief eine merkwürdige Verfügung hervor, die wohl als Unikum in der Geschichte des Verwaltungsrechtes dastehen dürfte. Die Universität, deren Geschäftssprache die

deutsche war, wurde nämlich beauftragt, auf Staatskosten einen Dolmetsch zu bestellen, der gegen eine Jahresremuneration die polnische Uebersetzung der deutschen Ministerialerlasse ins Deutsche zurückübersetzen solle. So mußte denn verfahren werden. Als Dolmetsch wurde ein „gewesener Kanonier" bestellt, dessen Uebersetzungen oft so stilwidrig, unbeholfen und unklar waren, daß wir sie, um uns gegen unverschuldete Mißverständnisse zu schützen, in ihrer ganzen Pracht wieder in unseren Bericht an das Ministerium aufnehmen mußten. Ich benutzte eine gelegentliche Anwesenheit in Wien, um den Minister Herbst aufzusuchen, der damals den Unterrichtsminister vertrat, und ihn um Abstellung des Widersinns zu bitten. Herbst begann über die polnische Bewegung zu zetern, die ja doch nur von etwa zwanzig Schreiern geschürt werde. Als ich merkte, daß er, um einer bestimmten Antwort auszuweichen, mir einen Leitartikel vordeklamieren wolle, benutzte ich eine Deklamationspause, um ihn zu fragen, ob wir in dieser geringfügigen, aber doch so lästigen Angelegenheit auf seine Unterstützung rechnen dürften. Da änderte er den Ton. Die Sache sei so wichtig, daß er sie vor das Gesamtministerium bringen müßte. Daraufhin empfahl ich mich. So lange ich in Lemberg blieb, hatte die Regierung nicht den Mut, den Uebelstand zu beheben.

Als eine genügende Anzahl polnischer Lehrstühle besetzt war, verlangte der galizische Landtag die Beseitigung der deutschen. Da inzwischen bei der Mehrzahl der Studierenden, Dank der Ausmerzung des deutschen Unterrichts in den Gymnasien, die Kenntnis der deutschen Sprache so sehr abgenommen hatte, daß sie deutschen Vorlesungen zu folgen kaum mehr in der Lage waren, so beantragte der akademische Senat 1870, die in Galizien wirkungslos gewordene deutsche Universität in ein deutsches Kronland zu verlegen. Die tonangebende Wiener Presse behandelte damals diesen Antrag als einen Verrat an der Sache des Deutschtums in Galizien. Aber nicht lange, nachdem die österreichische Regierung im galizischen Landtage hatte erklären lassen, daß durch seine Forderung, die deutschen Vorträge zu beseitigen, gewissermaßen die rechtliche Basis für die Existenz der Universität entfallen werde, verfügte ein slavophiles Ministerium den von den Polen geforderten Kehraus, berief die deutschen Lehrkräfte ab und schritt zur vollständigen Polonisierung der Lehranstalt.

Nach dieser Abschweifung, die im Ueberschwang der Erinnerungen etwas zu breit ausgefallen sein mag, komme ich auf das Posener Universitätsprojekt zurück, um mich zu fragen, was denn etwa geschehen wäre, wenn unter der Reichskanzlerschaft Caprivis in Posen eine deutsche Universität bestanden, und das Polentum, von seiner Gefolgschaft im Zentrum unterstützt, eine ähnliche Taktik befolgt hätte wie früher bezüglich der Universität Lemberg. Ich wage nicht zu behaupten, daß sie völlig erfolglos geblieben wäre. Die Nutzanwendung für die Zukunft ergiebt sich von selbst. Vestigia terrent.

Wenn man jetzt in deutschen Kreisen Posens, deren lautere deutsche Ge-

sinnung außer Zweifel steht, die Gründung einer Universität erstrebt, so scheint die Hoffnung vorzuliegen, daß dadurch das deutsche Bürgertum der Universitätsstadt gestärkt würde. Auch diese Hoffnung wäre eine trügerische. Die polnischen Studenten würden, wie schon gelegentlich in der deutschen Tagespresse bemerkt worden ist, nur bei Polen wohnen und kaufen, nur in polnischen Gastwirtschaften verkehren oder bestenfalls in deutschen, die polnisches Personal halten, sie würden im täglichen Umgang nur die polnische Sprache zur Anwendung bringen. Der Zuzug polnischer Gewerbsleute würde sich mehren, vielleicht ein Teil des deutschen Mittelstandes aus wirtschaftlichen Rücksichten in das polnische Lager hinübergedrängt werden. Eine stärkere Polonisierung wäre der unvermeidliche Preis, den die Universitätsstadt für das Danaergeschenk der Universität zu bezahlen hätte.

Schon zur Zeit predigt die polnische Presse der polnischen Jugend, daß das Lernen allein sie noch nicht zu nützlichen Faktoren der nationalen Sache mache, sie müsse auch auf dem Gebiete der nationalen Arbeit thätig werden, in der sie so reiche Ueberlieferungen hinter sich habe. In noch dringlicherem Tone würde diese Mahnung an die polnischen Studenten der Universität Posen ergehen. An ihnen gewänne die polnische Agitation ein stets verfügbares Aufgebot von Aposteln der großpolnischen Idee, um in den Städten und Städtchen der Provinz die Bevölkerung durch Wandervorträge aufzustacheln, die zahllosen polnischen Vereinsbildungen zu fördern und streitbar zu erhalten.

Die erhobenen Bedenken gelten in erster Linie dem Plane, die Stadt Posen mit der ostmärkischen Universität zu bewidmen. Für Bromberg, wo die deutsche Einwohnerschaft verhältnismäßig sehr viel stärker ist, und der Einfluß des Erzbistums sich nicht so unmittelbar geltend machen könnte, treffen sie in schwächerem Maße zu. Aber die Entwickelung würde sich hier, wenn auch langsamer, doch auf gleicher Linie bewegen und die Universität Bromberg schließlich ebenso ein politischer Agitationsherd werden wie die Universität Posen.

Man könnte mir den Einwand machen, daß ich zu schwarz sehe und daß der Versuch der Universitätsgründung immerhin gewagt werden könne, da ja das deutsche Volk stark und groß genug sei, um mit dem Polentum der Ostmarken fertig zu werden. Wer so rechnet, übersieht in weltfremdem Doktrinarismus oder in sentimentaler Gutmütigkeit die drei wichtigsten Faktoren, die für unser Verhältnis zu den Polen in Betracht kommen: die Reichs- und Staatsverfassung, die Polen des Auslandes und die treibenden Kräfte des politischen Katholizismus. Der absolute Staat Friedrichs des Großen könnte über die obwaltenden Bedenken getrost hinwegsehen. Allein unsere Verfassung und unsere staatlichen Einrichtungen sind nicht bloß für die Staatsbürger da, die das Reich und den Staat wollen; sondern sie kommen auch dem irredentistischen Polentum zu statten, das sich ihrer gegen uns als wirksamer Waffen bedient. Polnische Stimmen bekennen dies

deutlich und offenherzig genug. In einem Programm der polnischen national-demokratischen Partei*) heißt es unter anderem: „Wir befolgen die Gesetze des Reiches, unter dessen Gewalt wir leben, soweit sie für uns nützlich oder wenigstens nicht schädlich sind, zumal wenn die Verfassung des Reiches uns eine legale Thätigkeit im nationalen Sinne ermöglicht." „Was unsere Landsleute im Königreich im geheimen thun," so sagt ein polnisches Blatt der Stadt Posen, „das thun wir unter dem preußischen Szepter öffentlich und zwar unter Ausnutzung der preußischen Verfassung, der Landesgesetze und der staatlichen Einrichtungen." Soweit die legalen Mittel zur Befriedigung der polnischen Wünsche nicht ausreichen, muntert das oben erwähnte Programm ausdrücklich zur Uebertretung der Gesetze auf.

Der oftmals vergeblich gemachte und immer wieder aufs neue empfohlene Versuch, die Polen der preußischen Ostmarken durch Zugeständnisse mit dem preußischen Staate auszusöhnen, wäre schon deshalb unausführbar, weil die polnische Politik vom Auslande aus geleitet wird. Zur Zeit liegt die Führung in Galizien, das den besten Willen hat, ein „polnisches Piemont" zu werden. Und wäre Galizien nicht, so würden die Polen Rußlands und würde die polnische Emigration jede Annäherung der preußischen Polen an den preußischen Staat verhindern, die über einen Waffenstillstand zum Zweck der Einheimsung nationaler Konzessionen hinausginge.

Hinter den ostmärkischen Polen steht aber noch eine andere Macht, die sich nicht wie die polnischen Hitzköpfe zu unvorsichtigen Schritten und Aeußerungen hinreißen läßt. Es ist der vom religiösen Katholizismus in jüngster Zeit scharf unterschiedene politische Katholizismus, in welchem leider noch eine Richtung vorherrscht, für die es Lebensprinzip ist, dort, wo germanisches Volkstum mit fremdem Volkstum ringt, für dieses still oder offen Partei zu nehmen. In Deutsch-Oesterreich geboren habe ich es von Jugend auf bitter empfunden, daß Polen, Czechen und Slovenen, daß Magyaren, Kroaten und Italiener einen national gesinnten katholischen Klerus haben, während er den Deutschen im allgemeinen fehlt. Der Grund liegt zum Teil in der Schwäche des deutschen Volksgefühls; denn mit Abänderung eines bekannten Sprichworts kann man dreist behaupten, daß innerhalb der katholischen Welt jedes Volk den Klerus hat, den es verdient. Ist der deutsche katholische Klerus dem fremdländischen an Bildung überlegen, so steht er doch in nationalen Fragen durchschnittlich weit mehr als jener dem Volke fern, aus dem er hervorgegangen. Aber auch geschichtliche Thatsachen wirken in dieser Beziehung noch auf die Gegenwart ein. Seit unter Heinrich IV. der Kampf der Kurie mit dem deutschen Königtum entbrannt war, ist der deutsche Klerus im großen und ganzen als Gegner der Reichsgewalt erzogen worden. So weit er nach den Religionskriegen dem Hause Habsburg Heerfolge leistete, arbeitete

*) Wagner und Bosberg, Polenstimmen, eine Sammlung von Aeußerungen der polnischen Presse, 1902, S. 214, Nr. 347.

er mit diesem gegen eine gesunde politische Neugestaltung Deutschlands. Und damit mag es zusammenhängen, daß dem katholischen Klerus Deutschlands an nationaler Entsagung mehr zugemutet werden kann und zugemutet wird als dem irgend eines anderen Volkes. Zur Zeit steht ein guter Teil des Zentrums und der Zentrumspresse in dem Kampf der Polen gegen das ostmärkische Deutschtum, mag dieses nun evangelisch oder katholisch sein, auf polnischer Seite. So lange darin nicht eine gründliche und endgültige Wandlung eintritt, wozu vorerst nur sehr vereinzelte Ansätze vorliegen, wäre es eine verhängnisvolle Unterschätzung unseres Gegners, wenn wir bei der Berechnung der Streitkräfte, über die er verfügt, den politischen Katholizismus aus seiner Schlachtreihe ausschalten würden.

Das deutsche Bildungswesen der Provinz Posen stellt an uns vorläufig dringlichere Anforderungen als die Gründung einer Universität. Wenn irgendwo empfiehlt es sich in Posen, von unten auf zu bauen. Die Geldmittel, welche die Gründung einer Universität erfordern, würden sehr viel besser zur Vermehrung der deutschen Volksschulen, die vielfach überlastet sind, und zwar vorerst in den der deutschen Sprachgrenze zunächst gelegenen Kreisen der Provinz verwendet werden können. Auch die Errichtung einer Unteroffiziervorschule und einer Kadettenvoranstalt wäre in Erwägung zu ziehen. Der durch die Universitätsgründung angestrebte Zweck, das geistige Leben der Deutschen in der Stadt Posen zu heben, ließe sich durch Einrichtung ständiger Vortragszyklen etwa nach dem Vorbilde des Frankfurter Hoch-Stiftes annähernd erreichen. Gegen den Plan einer landwirtschaftlichen Hochschule in Bromberg liegen wesentliche Bedenken nicht vor. Eine solche dürfte auf deutschen Zuzug aus dem Westen rechnen, zumal der größere Grundbesitz des Ostens vorwiegend in deutschen Händen ist. Doch wäre es ratsam, als festen deutschen Kern der Hochschule ein Internat zu schaffen und ausländische Polen in irgend einer Form schlechtweg von dem Besuch der Anstalt auszuschließen.

Nach alledem ist es geboten, den Gedanken an die Universität zur Zeit mit Resignation zurückzustellen. Dagegen gilt es, das deutsche Volks- und Mittelschulwesen der Provinz auszubauen, deutsche Volksbüchereien, Bibliotheken und Bildungsvereine des deutschen Bürgertums zu schaffen, deutsches Handwerk und Gewerbe in den arg bedrohten Städten systematisch zu fördern und das deutsche Ansiedlungswerk kräftigst weiter zu führen. Die beste Arbeit werden gegen das Vordringen des Polentums die deutschen Ostmärker freilich selber leisten müssen. Erst wenn der Kampf um die Erhaltung des ostmärkischen Deutschtums in der Hauptsache siegreich ausgefochten und dieses den Polen aus eigener Kraft entschieden überlegen ist, mag der Plan der Universitätsgründung unter besseren Aussichten wieder auf der Tagesordnung erscheinen.

Was kann Nordamerika im Falle eines Krieges mit einer europäischen Macht leisten?

Von

Mars.

Durch den Streit um Kuba wurde Nordamerika, das bisher ungestört seinen wirtschaftlichen Interessen gelebt hatte, zum erstenmale seit fast hundert Jahren mit einer europäischen Macht in kriegerischen Konflikt gebracht. Daß es einen so schnellen und vollständigen Triumph über seinen Gegner feiern würde, hatten auch die größten amerikanischen Heißsporne nicht zu hoffen gewagt, zitterten doch die Küstenstädte im Osten thatsächlich längere Zeit so vor einem spanischen Bombardement, daß ein fliegendes Geschwader zu ihrem Schutze dort kreuzen mußte. Die über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten zerstreute, nur 25 000 Mann starke Landarmee brauchte volle zwei Monate, um nur 17 000 Mann zum Transport nach Kuba, wo 150 000 Spanier standen, bereit zu stellen, da es an allen Vorbereitungen für einen Krieg fehlte; auch die Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte an Zahl und Material der Schiffe war keineswegs so bedeutend, daß ein Sieg mit Sicherheit in Aussicht stand. Aber der jeder Beschreibung spottende unkriegerische Zustand der spanischen Flotte, wo aus Mangel an Geld Alles, Schiffe, Geschütze, Munition, vernachlässigt war, die ungenügende Versorgung der Kohlenstationen, der Mangel an Energie und zielbewußter Leitung führten bald die Einschließung des spanischen Geschwaders in Santiago und dann am 3. Juli 1898 dessen völlige Vernichtung herbei.

Nachdem so das spanische Hauptgeschwader vom Kampfplatz verschwunden war und die Besatzung von Santiago aus Mangel an Lebensmitteln hatte kapitulieren müssen, war auch die übrige Besatzung von Kuba von Spanien abgeschnitten, so daß sie nicht darauf rechnen konnte, sich zu behaupten. Die gleiche Katastrophe wie bei Santiago hatte das aus gänzlich veralteten Schiffen bestehende spanische Geschwader bei den Philippinen schon am 5. Mai in der Bucht von Cavite auf Manila von dem dort zusammengezogenen amerikanischen Geschwader erlitten, während in Porto Rico, wohin die Amerikaner schließlich bis Anfang August 11 000 Mann gesandt hatten, noch gekämpft wurde, als Spanien sich zum Frieden entschloß. Nordamerika trat das Erbe der einstmals größten Kolonialmacht der Welt an. Zwei Seesiege hatten allein den Krieg entschieden. Die Leistungen

der nordamerikanischen Truppen auf Kuba, die Santiago von der Landseite angriffen, hatten, von einzelnen rühmlichen Thaten, wie der des Oberstleutnants Roosevelt, des jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, mit seinen rough riders, abgesehen, an taktischen Leistungen Alles zu wünschen übrig gelassen.

Während es Nordamerika nach dem Friedensschluß gelang, in Kuba durch einige Millionen Dollars die Insurgenten zum Niederlegen der Waffen zu bringen, loderte auf den Philippinen der Aufstand weiter und zwang die Vereinigten Staaten zu einer dauernden Vermehrung ihrer Landstreitkräfte. Aber nicht nur für die nordamerikanische Landarmee, sondern in ungleich höherem Grade wurde der spanische Krieg der Ausgangspunkt für einen großartigen Aufschwung der Seestreitkräfte. Der Appetit war beim Essen gekommen, und die imperialistische Politik ergriff in der größten Republik der Welt immer weitere Kreise. Der Berührungspunkte mit den verschiedensten Nationen, insbesondere europäischen, sind heute für Nordamerika in allen Teilen der Welt so viele geworden, daß man sich drüben nicht mehr der Einsicht verschließt, daß diese unter Umständen auch einmal zu einem gewaltsamen Zusammenstoß führen können, und es mag daher nicht uninteressant erscheinen, zu untersuchen, was Nordamerika im Falle eines solchen heute schon zu leisten vermag.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die nordamerikanische Landarmee. Dieselbe befindet sich auch heute noch in einem Zustande des Ueberganges, als Ergebnis des Kampfes zwischen der Antimilitär- und der Militärpartei. Erstere wurde im wesentlichen durch den Kriegssekretär Root, einen Advokaten, letztere durch den Oberkommandierenden, General Miles, vertreten. Die lächerliche Furcht der heeresfeindlichen Volksvertreter, daß die seit 1874 nur 25 000 Mann starke reguläre Landarmee der bürgerlichen Freiheit von 80 Millionen gefährlich werden könne, hatte die Bestrebungen des Generals Miles, sie auf mindestens 35 000 und höchstens 70 000 Mann zu erhöhen, immer hintan zu halten gewußt. Außer der regulären Armee gab es nur sogenannte organisierte Milizen von 115 000 Mann und unorganisierte von 10 Millionen auf dem Papier. Als nun der Krieg mit Spanien ausbrach, erhielt der Präsident die Ermächtigung zur Vermehrung des stehenden Heeres auf 65 000 und Errichtung von Freiwilligen-Regimentern bis zu 35 000 Mann während der Dauer des Krieges. Da der Aufstand auf den Philippinen aber auch nach dem Friedensschluß mit Spanien eine Armee von 40 000 Mann meist regulärer Truppen dort erforderte, so kam zunächst am 2. März 1899 nach langen Kämpfen zwischen der Militär- und Antimilitärpartei ein Gesetzentwurf zu stande, wonach bis zum 1. Juli 1901 die reguläre Landarmee 65 000 Mann betragen und daneben 35 000 Freiwillige aufgerufen werden sollten. Als auch zu Anfang des Jahres 1901 sich die Verhältnisse auf den Philippinen nicht gebessert hatten, und man annehmen mußte, daß dies auch bis zum 1. Juli, dem Endtermin des Gesetzes von 1899, nicht der Fall

sein würde, mußte ein neues Gesetz erlassen werden, das im Februar 1901 zu stande kam. Danach sollte das stehende Heer eine Mindeststärke von 60 000 und eine Höchststärke von 100 000 Mann haben.

In der That hatte das stehende Heer zu dieser Zeit eine Stärke von rund 96 000 Mann, wovon die Philippinen allein 70 000 erforderten, während in dem gesamten Gebiet der Union nur 15 000 Mann verteilt standen. Kuba erforderte 5000, Porto Rico 1500 und in China befanden sich 1700 Mann. Als nun im Frühjahr 1901 auf den Philippinen durch die Gefangennahme Aguinaldos, des Hauptführers der Insurgenten, unerwartet eine günstigere Lage eintrat, machte General Miles dem Kriegsminister den Vorschlag zu einer Herabsetzung der aktiven Armee auf 76 000 Mann, d. i. 1 : 1000 der Bevölkerung. Auf diese Ziffer ist nun im Laufe des vergangenen Jahres die aktive Armee herabgesetzt. An der Verteilung hat sich nur insofern etwas geändert, als die Verminderung um 20 000 Mann bei den Truppen auf den Philippinen eingetreten ist.

Die Infanterie besteht aus 30 Regimentern zu 3 Bataillonen zu 4 Kompagnieen. Die Stärke der Kompagnieen schwankt zwischen 67 und 152. Die Kavallerie zählt 15 Regimenter zu 3 Schwadronen, die Stärke der Regimenter ist zwischen 830 und 1250 Mann. Sehr stark ist die Artillerie, nämlich 126 Batterieen Fußartillerie und 30 Batterieen Feldartillerie, mit zusammen 19 000 Mann.

Diese im Verhältnis zur Gesamtstärke des Heeres hohe Ziffer der Artillerie wird dadurch bedingt, daß Nordamerika seit dem spanischen Kriege seine bedeutendsten Küstenplätze am Atlantischen und Stillen Ozean stark befestigt hat, so insbesondere das im spanischen Kriege noch nicht genügend gedeckte New-York. Die außergewöhnlich hohe politische, militärische und maritime Bedeutung, welche diese Stadt mit ihren $3^1/_2$ Millionen Einwohnern, ihrem Hafen, einem der größten und schönsten der Welt, der Raum für alle Flotten der Welt bietet, ihren riesigen Anlagen für Industrie und Handel, besitzt, erforderte naturgemäß in erster Linie eine starke Sicherung. Neben New-York aber waren es noch 30 weitere Küstenplätze, die ähnlichen Schutz erforderten. Nicht weniger als 500 schwere Geschütze von 20 bis 48 cm Kaliber, 700 Schnellfeuergeschütze und 1000 Mörser sollen hier Aufstellung finden und haben sie jetzt großenteils gefunden. Die Gesamtkosten dieser Armierung einschließlich der Geschütze betragen 265 Millionen Mark. Nur ein Fehler ist hier überall vorhanden, der Mangel jeglicher Landbefestigung, außerdem aber ist es zweifelhaft, ob das genügende geschulte Personal zur Bedienung aller dieser Geschütze mit ihren komplizierten elektrotechnischen Anlagen wirklich im Bedarfsfall vorhanden ist. Man kann auch auf diesem Gebiete mit Geld allein nicht Alles machen, wie der Amerikaner glaubt.

Das Ingenieur- und Pionierkorps besteht nur aus 3 Bataillonen und 200 Offizieren. Die Kompagnieen schwanken zwischen 100 und 200 Mann. Dazu tritt ein Signalkorps von 800 Mann für Telegraphie und Luftschiffahrt. Höhere

Einheiten, Brigaden oder Divisionen, wie in anderen Armeen, giebt es im Frieden nicht. Sie werden erst im Kriege nach Bedarf gebildet.

Die reguläre Armee ergänzt sich durch Werbung mit Handgeld zunächst auf 3 Jahre. Es kann jeder, der auch nicht amerikanischer Bürger ist, vom 16. bis zum 35. Lebensjahre sich anwerben lassen. Etwa zwei Drittel sind Amerikaner, der Rest gehört anderen Nationen an. Am meisten trifft man den Deutschen, demnächst Engländer, Iren und Schweden. Davon bilden Deutsche und Schweden das beste Material. Auch Neger werden eingestellt, aber sozialer Vorurteile halber in besondere Regimenter.

Außer der regulären Armee sind noch Milizen vorhanden, denen jeder waffenfähige Bürger von 18 bis 44 Jahren angehört. Sie teilen sich in organisierte und unorganisierte. Erstere unterstehen den Gouverneuren der einzelnen Staaten und sind nur zur Verteidigung ihres Landes verpflichtet. Ihre Zahl beträgt etwa 115 000 Mann. Sie exerzieren wöchentlich 1 bis 2 Stunden und üben im Sommer 8 Tage lang in Lagern Felddienst und Schießen. Ihr Wert ist dementsprechend nur gering. Die unorganisierten Milizen, 8 bis 10 Millionen, stehen nur auf dem Papier und haben noch lange nicht den Wert unseres Landsturms.

Die Offiziere des stehenden Heeres ergänzen sich zu etwa zwei Dritteln aus Zöglingen der Militärakademie in Westpoint, zu einem Drittel aus den Unteroffizieren. Erstere bilden durch ihre Herkunft aus meist guten Familien, ihre tüchtige Erziehung und militärische Vorbildung ein gutes Material, auch die aus den Unteroffizieren hervorgehenden entstammen meist guten Familien. Bei den Milizen werden die Offiziere bis zu den Hauptleuten einschließlich von den Mannschaften, die Stabsoffiziere durch die Offiziere gewählt.

Die Ausbildung des stehenden Heeres läßt noch immer viel zu wünschen übrig. Zwar besitzt der einzelne meist eine gute, oft sogar vorzügliche Schieß- oder Reitausbildung, aber in größeren Verbänden fehlt es noch immer fast an jeder Schulung. Auch der Geist des Heeres ist nicht zum besten, die Desertionen sind häufig, so im Jahre 1896 von 25 000 Mann 1365. Die Strafen sind außerordentlich streng, Kettentragen, Schleppen von Eisenkugeln am Fuß, Kopfscheren bei Deserteuren und dergleichen. Eine Disziplinarstrafgewalt wie bei uns giebt es nicht, jedes Vergehen wird gerichtlich geahndet. Auch im letzten Kriege hat das Verhalten vielfach jeder Disziplin Hohn gesprochen. Meutereien, Prügeleien der Truppenteile, die zu kleinen Gefechten ausarteten, waren nichts Seltenes. Bei einer solchen Prügelei waren die Verluste an Toten und Verwundeten größer als im ganzen kubanischen Feldzug. Von den Truppen auf den Philippinen desertierten in einem einzigen Jahre 5772 Mann. Daß auch die Gefechtsleistungen vor Santiago fast alles zu wünschen übrig ließen, wurde schon erwähnt. Noch übler waren die mit der Miliz gemachten Erfahrungen. Vor Santiago war ein Miliz-Regiment im

Feuer überhaupt nicht vorzubringen, sondern blieb trotz der spöttischen Zurufe anderer Truppenteile hinter seiner Geländedeckung liegen, ein anderes Miliz-Regiment verweigerte den Ausmarsch aus New York, weil es von der Regierung statt seines selbstgewählten Kommandeurs einen anderen erhalten hatte. Trotz der seitdem von manchen Seiten gemachten Vorschläge für Aenderung dieser Einrichtungen ist bisher wenig geschehen, um die Miliz zu einer einigermaßen zuverlässigen Reserve des aktiven Heeres umzugestalten.

Haben somit für das Landheer die Bestrebungen der Antimilitärpartei es zu keinen wirklich durchgreifenden Veränderungen kommen lassen, da die gesicherte Lage der Staates einen Zusammenstoß mit überlegenen Armeen anderer Großstaaten nahezu ausschließt, so ist in Bezug auf die Marine der Krieg mit Spanien zu einem entscheidenden Wendepunkt ihrer Entwickelung geworden.

Bei Ausbruch dieses Krieges bestand die gesamte Flotte nur aus 6 Panzerschiffen und Panzerkreuzern, einer Anzahl geschützter Kreuzer und veralteter, noch aus dem Bürgerkriege stammender Monitors, die kaum zur Küstenverteidigung genügten. Zwar wurden sofort bedeutende Summen zum Ankauf von zur Aushilfe geeigneten Handelsschiffen verwendet, man mußte aber die Erfahrung machen, daß sich eine leistungsfähige Flotte nicht von heute zu morgen, auch nicht mit den größten Geldopfern, schaffen läßt, und einem andern Gegner als der gänzlich verwahrlosten spanischen Flotte gegenüber wäre ein Erfolg ausgeschlossen gewesen. Der praktische Sinn der Amerikaner hat hieraus sofort die nötigen Lehren gezogen, und da sich auch der sonst militärfeindliche Teil der Volksvertretung, seit Nordamerika durch den Erwerb der Philippinen mit einem Schlage in die Reihe der Kolonialmächte getreten ist, sich der Erkenntnis nicht verschloß, daß Kolonialbesitz mit einer Flotte stehe und falle, da ferner die Expansionsgelüste immer weitere Teile des amerikanischen Volkes ergriffen haben, so hat die Flotte der Vereinigten Staaten in den letzten drei Jahren einen Aufschwung genommen, wie ihn keine Marine der Welt in einem gleich kurzen Zeitraum aufzuweisen hat.

Das Marinebudget, das 1897 nur 143 Millionen Mark betrug, ist im Jahre 1901 auf 328 Millionen gestiegen und soll für dieses Jahr sogar 400 Millionen übersteigen. Es ist damit von der vierten Stelle der Großmächte auf die zweite gerückt und wird nur noch von England übertroffen, während Deutschland mit 196 Millionen hier erst an fünfter Stelle steht. Auch mit der Gesamtsumme der seit vier Jahren für die Marine verausgabten Mittel steht Nordamerika an zweiter Stelle. Dementsprechend haben alle für den Schiffbau notwendigen Etablissements einen gewaltigen Aufschwung genommen. Während bis zum Jahre 1900 nur 3 Werften im stande waren, Linienschiffe zu bauen, konnten bei dem Bau der in diesem Jahr zu vergebenden Linienschiffe schon 16 Privatwerften sich bewerben. Dennoch ist der Fall eingetreten, daß, obwohl die Werften wie Pilze aus der Erde geschossen sind, sie mit den übergroßen Anforderungen nicht haben

Schritt halten können. Dazu kam ein langer Streit mit den Panzerplattenwerken über die Preise der Panzerplatten, und die Folge ist gewesen, daß zahlreiche Schiffe, die schon bewilligt waren, lange Zeit haben warten müssen, ehe sie auf Stapel gelegt werden konnten, während andere wieder monatelang auf ihren Panzer warten mußten. Da trotzdem immer neue Schiffe bewilligt wurden, so wuchs die Stockung immer mehr. Man darf aber annehmen, daß diese Schwierigkeit, die übrigens auch in England vorübergehend eingetreten ist, auch in Amerika in nicht allzu langer Zeit überwunden sein wird.

Was aber in den letzten drei Jahren geleistet worden ist, verdient gleichwohl die höchste Beachtung. Verfügt doch Nordamerika am 1. Januar 1902 über 11 fertige Linienschiffe, deren jedes über 10 000 t Wasserverdrängung besitzt. Es erreicht damit allerdings augenblicklich noch keine der europäischen Großmächte, da sogar Deutschland zur Zeit 14 fertige Linienschiffe besitzt. An großen Kreuzern von 5000 bis 10 000 t hat Nordamerika zur Zeit 6 fertig und hat damit allerdings bis jetzt nur Italien überflügelt, das 4 derartige besitzt, während Deutschland 11 große Kreuzer hat. Augenblicklich wartet aber in Nordamerika noch ein Dutzend größerer, schon bewilligter Schiffe auf die Stapellegung, und da die Panzerplattenfrage entschieden zu sein scheint, so ist in den nächsten beiden Jahren wahrscheinlich auch ein schnelleres Tempo der Fertigstellung zu erwarten. Ueber den Gefechtswert der amerikanischen Schlachtschifftypen gehen die Meinungen noch auseinander, auch ist man sich in Amerika keineswegs einig über den besten anzuwendenden Typus. Eine, wie es scheint, hohe deutsche Autorität hat bei einer von englischer Seite ergangenen und in „All the world's fighting ships" veröffentlichten Umfrage sich dahin ausgesprochen, daß dem neuesten amerikanischen Linienschifftypus des „New Jersey" erst die fünfte Stelle zuzusprechen sei. Wie man aber in Nordamerika die Lage beurteilt, das zeigen die Worte des Staatssekretärs der amerikanischen Marine in seinem letzten Jahresbericht, mit der er seine Forderungen begleitet: „Die Flotte ist heute ein weit größerer Faktor unserer Beziehungen zur Welt, als sie es vor der jüngst stattgefundenen nationalen Expansion war, welche jetzt Porto Rico, die hawaiischen Inseln, das große Gebiet der Philippinen und unsere Verpflichtungen gegen Kuba mit einschließt. Wenn wir überhaupt eine Flotte haben wollen, so muß sie im Einklang stehen mit unserer Expansionspolitik."

Da die Expansionspolitik in Nordamerika im Wachsen, und die Schaffung eines Flottenmaterials schließlich doch nur eine Frage des Geldes ist, an dem es drüben nicht fehlt, so müssen wir in wenigen Jahren mit einer amerikanischen Flotte rechnen, die, was das Material allein betrifft, die europäischen Mächte, mit Ausnahme von England und vielleicht noch Frankreich, überflügelt hat, wenn nicht ein Hindernis ihr vielleicht Schranken setzt, das noch nicht überwunden ist, und das ist die Bemannungsfrage. Mit der außerordentlich schnellen Schöpfung

einer großen Anzahl von Schiffen hat die Beschaffung der dafür notwendigen Bemannung nicht Schritt halten können. Nach der „New Yorker Staatszeitung" fehlten im vergangenen Jahre an der etatsmäßigen Zahl von 25000 Mann 2000 Matrosen und Schiffsjungen. Außerdem sind auf der ostasiatischen Station 900 Mann ausgemustert, die ihre Dienstzeit beendet haben und nicht wieder kapitulieren wollen. Da die seemännische Bevölkerung bei dem für die Flotte ebenso wie für das Landheer bestehenden Werbungssystem nicht genügend Neigung zeigt, sich anwerben zu lassen, weil sie den leichteren Dienst auf den Kauffahrteischiffen vorzieht, so hat man bereits zu dem Mittel gegriffen, Kriegsfahrzeuge auf den größeren Flüssen fahren zu lassen, um so der Landbevölkerung die Marine vor Augen zu führen und sie zur Anwerbung zu veranlassen. Es erscheint trotzdem sehr zweifelhaft, ob der für 1904 beabsichtigte Stand von 35 000 Unteroffizieren und Mannschaften erreicht wird. Ganz ebenso wie mit den Mannschaften steht es aber auch mit den Offizieren. Nach dem Bericht des „Bureau of navigation für 1901" würden an der für 1904 notwendigen Zahl 601 Offiziere fehlen. Der Staatssekretär der Marine macht daher in seinem Jahresbericht die verschiedensten Vorschläge zur Abhilfe, wie Vermehrung von Offizierstellen, Schöpfung einer nationalen Marinereserve und anderes. Jedenfalls würden aber schon heute bei ausbrechendem Kriege nicht alle Schiffe genügend bemannt werden können.

Wie sehr indessen trotz der erwähnten Nachteile in allen Staaten mit der mächtig aufsteigenden amerikanischen Marine gerechnet wird, zeigt ein Aufsatz: „Recent Naval Progress" im Oktoberheft von Blackwoods Magazin, in dem der Verfasser, zweifellos ein hoher englischer Seeoffizier, sie unter die „neuen Hochseeflotten" in einer Linie mit Deutschland und Japan rechnet, und von Nordamerika sagt, daß es bei seinen gewaltigen Hilfsquellen, wenn es will, schneller bauen kann als Deutschland und Rußland zusammengenommen.

Suchen wir das Ergebnis unserer Betrachtungen zu ziehen. Durch zwei Weltmeere im Osten und Westen geschützt, im Süden an das ungefährliche Mexiko, im Norden an das freundschaftlich gesinnte Kanada grenzend, glaubt Nordamerika eines Schutzes durch eine starke Armee entbehren und eine Sicherung seiner wichtigsten Küstenstädte gegen Bombardement durch starke Küstenbatterieen erreichen zu können. Da die neuen Kolonieen, insbesondere die Philippinen, noch auf lange Zeit den bedeutendsten Teil der aktiven Armee in Anspruch nehmen werden, so ist der in dem großen Gebiet der Union verbleibende Rest verschwindend klein. Es ist aber auch nicht anzunehmen, daß sich eine europäische Macht im Fall eines Krieges zu Landoperationen größeren Umfanges dort entschließen würde, da sich eine Entscheidung hier schwer erkämpfen ließe. Andererseits besitzt dafür auch Nordamerika nicht die Mittel, mit Landtruppen irgend welche Unternehmungen in Europa zu planen.

Auch eine Blokade europäischer Küsten ist völlig ausgeschlossen, da die

amerikanische Flotte allein den Kampf mit keiner der europäischen Großmächte aufnehmen kann. Es bliebe also nur der Versuch, sich gegen deren Kolonieen zu wenden. Hierzu gehören aber in erster Linie Landungstruppen in größerer Zahl. So lange die Philippinen dauernd eine hohe Besatzung verlangen, verfügt Nordamerika über keine zu auswärtigen Unternehmungen bereite Truppen, da die in dem weiten Gebiet der Union verteilten 15 000 Mann selbstverständlich keine weitere Schwächung vertragen. Die Aufstellung eines besonderen Expeditionskorps würde aber ebenso wie 1898 Monate in Anspruch nehmen, und so mit der großen Bereitschaft der europäischen Großmächte für derartige Zwecke nicht in Vergleich gestellt werden können. Jede europäische Macht würde im Stande sein, im Falle eines Krieges mit Nordamerika seine Kolonieen durch entsprechende Verstärkung der dort befindlichen Truppen gegen einen Angriff rechtzeitig zu schützen. Außer einem für Bedrohung von Kolonieen notwendigen Expeditionskorps fehlt aber Nordamerika zur Zeit auch noch die zweite Bedingung für das Gelingen derartiger Unternehmungen, die gesicherte Verbindung mit dem Heimatlande durch die Flotte. Dauernde Besitznahme irgend einer europäischen Kolonie wäre daher ausgeschlossen und höchstens eine vorübergehende Bedrohung und Schädigung möglich, da ja selbstverständlich nicht alle Punkte der ausgedehnten Kolonieen dagegen geschützt werden können. Gewiß sind aber die zu Landungen geeigneten Punkte nicht allzureichlich vorhanden, so daß sich auch hierdurch schon diese Gefahr vermindert.

Wie sich diese Verhältnisse in den nächsten Jahren gestalten, wird einzig von der Flottenentwickelung Nordamerikas und derjenigen der europäischen Mächte abhängen, und wenn die Bemannungsfrage dort drüben glücklich gelöst wird, so ist ein Uebergewicht über die europäischen Flotten, mit Ausnahme Englands und wahrscheinlich auch Frankreichs, zu gewärtigen. Die geringe Stärke des nordamerikanischen Landheeres wird aber, wie es scheint, auch dann noch ein dauernder Hinderungsgrund für größere überseeische Unternehmungen im Falle eines Konfliktes mit einer europäischen Großmacht bleiben.

Augenblicklich bliebe im Kriegsfall nur ein Mittel für Nordamerika, nämlich sich gegen den Handel der betreffenden Macht zu wenden. Nordamerika gehört zu den wenigen Mächten, die der Pariser Deklaration von 1856 über Abschaffung der Kaperei nicht beigetreten sind, ist also auch heute noch völkerrechtlich zu diesem Mittel berechtigt, und wenn es in dem spanischen Kriege davon Abstand genommen hat, so ist damit nicht gesagt, daß es in Zukunft, wenn die Verhältnisse anders liegen, ein gleiches thun wird. Durch seine riesige Handelsflotte ist es in den Stand gesetzt, ebenso wie im spanischen Kriege, eine große Anzahl schneller Handelsdampfer zu Hilfskreuzern auszurüsten und sie in allen Meeren Kaperei treiben zu lassen. Wenn, wie zu erwarten ist, die am 17. März vom Senat angenommene Schifffahrtssubvention Gesetz wird, würde Nordamerika dadurch

42 Hilfskreuzer für den Kriegsfall erhalten und England, das über 50 Hilfskreuzer gleicher Art verfügt, annähernd gleich kommen. Ob Nordamerika diese dann auch zur Kaperei benutzt, wird lediglich eine Frage der Politik sein, da hierdurch auch andere Mächte als die feindliche empfindlich geschädigt werden. Aber selbst wenn Nordamerika von der Kaperei Abstand nimmt, so kann es schon durch Untersuchung der Schiffe auf Kriegskontrebande und Beschlagnahme den Handel empfindlich schädigen. Für jetzt würden im Falle eines Krieges Nordamerikas mit einer europäischen Macht andere Gefahren noch nicht zu befürchten sein, während allerdings schon die nächsten Jahre das Bild vielfach verändern können.

Vom Stilleſein.

Es blieb von jedem schönen Menschenwort,
Von jeder Edelthat gereifter Herzen,
Von jeder großen Regung blieb ein Teilchen
Auf widerspenst'gem Erdball. Das gesellt sich
Verständnistreu zu dem verwandten Schimmer,
Bis daß ein Lichtmeer von gehäufter Güte
Zusammenfließt, das diese Welt verklärt.
Wer aber seine Seele so gestimmt,
Daß sie als Aeolsharfe Antwort giebt
Den hold bewegten Lüften — lächelnd geht er,
Und wie in einem Schwarme geht er hin,
Der sel'ge Enkel, dem Millionen Ahnen
Das Erbe schufen, daß ihm nichts zu thun bleibt
Als still zu halten und die treue Seele
Liebinnig aufzuthun der vielen Wonne . . . .
Doch, meine Freundin:
Auch Stilleſein iſt ein gewaltig Werk.

Fritz Lienhard.

Rückkehr in die Stadt.

Wie groß das Abendrot die Stadt umschlingt! . . . .
Das ist die Art, wie man die Welt bezwingt:
So groß und klar und voller Friede blüht
Hoch über aller Welt ein rein Gemüt!

Fritz Lienhard.

Aus: Fritz Lienhard Gedichte. Erste Gesamtausgabe.
Leipzig und Berlin SW. 46 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag.

Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb.

Mein Anteil an dieser Kolonial-Gründung der Neu-Guinea-Compagnie.

Von

Dr. O. Finsch.

„Wenige Ereignisse haben den Ideenkreis des Volkes so bereichert, wie der Erwerb von Kolonien."
(Philipp Zorn.)

Wie ich zum Südseereisenden wurde?

Je nun, schon als Knabe interessierten mich Cooks Reisen im Stillen Ozean weit mehr als die südafrikanischen Le Vaillants, und diese Vorliebe für die Südsee hatte sich im Mannesalter nicht nur erhalten, sondern verstärkt. Und daran waren zum Teil die wissenschaftlichen Berufsarbeiten schuld, welche mich, mit der Ornithologie, auch in andere Fächer eindringen und immer mehr vertiefen ließen. Unter diesen stand die Völkerkunde als am dringlichsten mit im Vordergrund des Interesses. Denn bedrängt und erdrückt von der überallhin vor- und fortschreitenden sogenannten Zivilisation hatten sich nur hie und da noch Reste eingeborener Eigenart erhalten, wenigstens soweit die hellfarbige, schlichthaarige Rasse der Ozeanier in Betracht kommt. Der westliche Zweig derselben, die Mikronesier, schienen dabei noch am meisten Ausbeute zu versprechen, wenn auch die von ihnen bewohnten Atolle mit zu den notorisch tierärmsten Gebieten des Erdrundes gehören. Von dieser Tierwelt wußte man indes nur wenig, zum Teil so viel als nichts, aber gerade deshalb erschien es notwendig, diese Lücken auszufüllen. Und dann waren in jedem Falle wichtige Aufschlüsse in Bezug auf die geographische Verbreitung der Arten zu erwarten, eine Spezialität, die mich von jeher lebhaft interessierte.

So entschloß ich mich denn, selbst für diese wissenschaftlichen Aufgaben einzutreten, ohne Rücksicht auf die vielen Hindernisse, welche sich der Ausführung entgegenstellten. Am schwersten fiel dabei das Aufgeben meiner seit 15 Jahren bekleideten Stellung als Leiter des Bremer Museums ins Gewicht, da mir der hohe Senat einen zweijährigen Urlaub nicht bewilligte. Und für die von mir geplanten Reisen waren bei den damaligen Verkehrsmitteln — zum Teil reine

Gelegenheitsreisen — zwei Jahre keineswegs zu hoch gerechnet. So mußte ich denn, wie meine Vorgänger von Chamisso und von Kittlitz, auch dieses schwerste Opfer bringen und der Wissenschaft zuliebe das Gewisse mit dem Ungewissen vertauschen.

Ueber diese ersten, mit Unterstützung der Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen in Berlin unternommenen, Südseereisen in den Jahren 1879 bis 1882 habe ich in meiner „Systematischen Uebersicht"*) Rechenschaft gegeben. Sie mußten hier kurz erwähnt werden, schon deshalb, weil sie die Grundlage für meine zweite Reise nach der Südsee bildeten, die freilich ganz anderen Zwecken galt: der Verwirklichung von Kolonialbesitz!

Daß solcher je länger je mehr nicht nur wünschenswert, sondern notwendig sei, diese Ueberzeugung hatte sich mir schon während meinen ersten Reisen ganz von selbst aufgedrängt. Auch außer „Samoa" gab es damals bereits deutsche „Interessensphären" in der Südsee, die, obwohl noch in bescheidenen Anfängen, doch für die Zukunft bedeutungsvoll zu werden versprachen. Ja! nach meiner Ansicht brauchte man eigentlich nur zuzugreifen! In dieser Ueberzeugung drängte es mich, in direkter Mitteilung an den damaligen Marineminister Herrn von Stosch auf die Bedeutung der Karolinen aufmerksam zu machen und dieselben als einen Anfang deutschen Kolonialbesitzes dringend zu empfehlen. Das geschah natürlich ohne jeden persönlichen Hintergedanken, lediglich aus patriotischer Begeisterung für ein größeres Deutschland, und soweit sich dieses in der Südsee aufbauen würde, durften die Karolinen nicht fehlen. Daß sich dies 19 Jahre später, freilich in anderer Weise, erfüllte, war mir daher eine ganz besondere Genugthuung.

Auch in anderer Weise suchte ich die damals nur von Einzelnen, fast heimlich gehegten Kolonialideen anzuregen. So bei dem mir befreundeten bremischen Vertreter des Reichstags, Konsul A. G. Mosle, der bekanntlich, sehr im Gegensatz zu seinem Kollegen H. H. Meier, warm für die erste Samoa-Vorlage**) von 1880 eintrat, mit welcher Fürst Bismarck einen ersten kolonialen Fühler ausstreckte. In der denkwürdigen Sitzung vom 22. April verlas Mosle u. a. auch einen Privatbrief, in welchem ich ihm die Vertretung unserer Südseeinteressen ans Herz legte. Der gegnerische Hauptredner — Dr. Bamberger —, durch dessen Einfluß

*) „O. Finsch: Systematische Uebersicht der Ergebnisse seiner Reisen und schriftstellerischen Thätigkeit (1859—1899)" Berlin, Friedländer u. Sohn, 1899. S. 14—18. — Mit Angabe der umfangreichen Sammlungen, die meist den Königl. Museen verblieben. Als weiteres Geschenk überwies ich seitdem die in ihrer Art einzige Sammlung der Originalformen von Gesichtsmasken (164 Völkertypen).

**) Dieselbe verlangte nicht nach Besitz, sondern nur reichsseitige Garantieen, als Unterlage zur Gründung einer Gesellschaft, welche die früher Godefroy'schen Besitzungen zu erwerben beabsichtigte. (Vergl. M. von Koschitzky: „Deutsche Kolonialgeschichte" 2 S. 22—29.)

die Vorlage hauptsächlich fiel, erklärte die Berufung auf einen reisenden Naturforscher freilich für völlig wertlos: „solche Leute seien eben Idealisten, die kümmerten sich mehr um Käfer und dergleichen, als um Fragen von politischer Bedeutung." Später konnte ich dem berühmten Parlamentarier mündlich beweisen, daß dies Urteil doch wohl zu streng gewesen war, und daß ich über der Wissenschaft auch die deutschen Interessen nicht vergessen hatte.

Mit der Kenntnis der Südseeverhältnisse war es vor einigen zwanzig Jahren überhaupt noch recht kläglich bestellt. Wie wenige kannten damals „Kopra" nur dem Namen nach! Heut weiß wohl jeder, daß der geschnittene und getrocknete Kern der Kokosnuß unter diesem Namen das Haupt-Ausfuhrprodukt fast der ganzen Südsee bildet, ohne welches Handel und Schiffsverkehr kaum der Rede wert sein würden. Auch die großen Unternehmungen des Hamburger Hauses Johann Cesar Godeffroy & Co. basierten nur auf Kopra- und Kokosplantagen, Unternehmungen, die indes möglichst geheim gehalten wurden. Erst mit dem Zusammenbruch dieser größten deutschen Südseefirma gelangten dieselben an die Oeffentlichkeit, und damit erschien zugleich Samoa auf der Bildfläche, jene „Perle der Südsee", um welche so lange gestritten werden sollte.

Schon während der Reise hatte ich Herrn von Kußerow, damals Geheimer Legationsrat und Vortragender Rat im Auswärtigen Amte, auf dessen Wunsch, gelegentlich Mitteilungen gemacht. Bemüht, sich für sein Ressort möglichst viel Informationen zu verschaffen, waren ihm auch solche Nachrichten von unabhängigen Reisenden, ja, der Objektivität halber, vielleicht besonders willkommen. Nach meiner Rückkehr (Ende 1882) konnte ich nun eingehender mündlich Bericht erstatten, und daraufhin ersuchte mich Herr von Kußerow eines Tages, bei seinem Schwager in der Behrenstraße vorsprechen zu wollen. So machte ich die Bekanntschaft des Geheimen Kommerzienrat Herrn Adolph von Hansemann, Direktor der Diskonto-Gesellschaft. Sie sollte für mein ferneres Leben die folgenschwerste werden, indem sie mich, aus dem bisherigen Berufe herausreißend, einer neuen Thätigkeit zuführte, die — leider — nur von kurzer Dauer war, und mir schließlich die Heimat kostete. Jedenfalls das Schlimmste! aber wer kann in die Zukunft blicken?

Bekanntlich hatte Herr von Hansemann schon 1880 dem Fürsten Bismarck über deutsche Kolonialbestrebungen in der Südsee einen Plan überreicht, für dessen weitgehende Vorschläge der Reichskanzler indes, unter Hinweis auf den Ausgang der Samoa-Vorlage, es ablehnte einzutreten. „Wie die Sache liege, müsse es Privatunternehmungen überlassen bleiben, auf eigene Hand vorzugehen!" — und das sollte nun geschehen. Als Gründer, Leiter und Vertreter eines „Konsortium*) zur Vorbereitung und Errichtung einer Südsee-Insel Compagnie", weihte mich

*) Außer Herrn von Hansemann gehörten demselben anfänglich nur die Herren von Bleichröder, Baron Ernst von Eckardstein, Dr. Hammacher, Baurat Lent und noch wenige andere an.

Herr von Hansemann in die geheimen Pläne ein. Bei der Wichtigkeit derselben stellte ich daher, im Interesse der nationalen Ziele, meine Erfahrungen rückhalts- und bedingungslos zur Verfügung.

Wenn die Ausführbarkeit der Ideen des Kosortiums unter allen Umständen möglich schien, so kam es doch zunächst darauf an, diesen Plänen eine bestimmtere Gestalt zu geben, vor allem unter Beigabe von spezifizierten Kostenanschlägen über einen kleinen Dampfer, Ausrüstung u. s. w. Mit Hülfe meiner Bremer Freunde, aus den Kreisen der betreffenden Fachmänner, konnte ich Herrn von Hansemann bereits Anfang Januar 1883 eine längere Ausarbeitung vorlegen. In derselben war vor allem die Bedeutung von Neu-Guinea hervorgehoben, auf das auch Herr von Hansemann in seiner Eingabe an Fürst Bismarck hingewiesen hatte. Und das lag auch für den Nichtkenner schon insofern nahe, als diese gewaltige Insel damals nur in der westlichen Hälfte (bis zum 141. Grade östlicher Länge) vergeben war, wenigstens dem Namen nach. Denn seit den mißglückten Kolonisationsversuchen in den Jahren 1828—35 an der Westküste, in Lobo-Bai, mit dem Fort Dubus, hatte Holland seine Oberhoheit kaum anders geltend gemacht, als durch den gelegentlichen Besuch eines Kriegsschiffes und das „Je maintiendrai" seines Wappenschildes. Auf die ganze östliche, größere Hälfte waren aber noch keine Ansprüche erhoben, obwohl bereits 1873 Kapitän Moresby mit dem Kriegsschiffe „Basilisk" nahe Ostkap im Namen Großbritanniens die Flagge gehißt und Besitz ergriffen hatte, ein Akt, der politisch bedeutungslos und vergessen schien. Nur nicht in Australien. Denn die wirtschaftlichen Unternehmungen in Perlschalen- und Tripangfischerei fingen an, sich immer mehr zu entwickeln und auszubreiten. Kein Wunder, daß man allmählich nach Besitznahme der benachbarten Küste Neu-Guineas strebte, an welcher schon seit 1870 die Londoner Missionsgesellschaft eine äußerst segensreiche Thätigkeit entwickelte.

Das meiste Interesse an Neu-Guinea hatte natürlich die Kolonie Queensland. Eingeweihtere überraschte es daher nicht, als die Regierung von Queensland, ungeduldig über das Zögern des Mutterlandes, auf eigene Faust vorging und am 24. April 1883 „im Namen der Königin" Besitz ergriff. Zwar versagte Großbritannien die Anerkennung dieses Aktes, aber es konnte sich auf die Dauer dem Drängen der Kolonieen nicht verschließen und mußte über kurz oder lang für die Interessen derselben eintreten. Wie zu erwarten, blieben die Kolonieen, trotz dieser Ablehnung, nicht unthätig. Schon im Dezember 1883 vereinigten sie sich zu einem „Australasiatischen Bunde", der um jeden Preis die Erwerbung Neu-Guineas bezweckte.

Das waren jedenfalls ernste Mahnungen, nicht länger zu zögern, aber trotzdem kam man in Berlin nicht vorwärts. Freilich hatte Herr von Hansemann schon Mitte April (1883) gehofft, „die fragliche Angelegenheit in den nächsten acht Tagen wesentlich weiter zu bringen", aber einen Monat später heißt es in

seinem Briefe: „Die Erledigung der politischen Vorfragen hat noch keinen Abschluß gefunden und bedaure ich, daß sich die Entscheidung noch verzögert." Daß darüber aber ein ganzes Jahr hingehen würde, ließ sich freilich nicht voraussehen. Sonst würde ich mich jedenfalls anders besonnen und, in eigenem Interesse, nach einer neuen und dauernden Stellung umgesehen haben. Nun war dies nicht möglich, ebensowenig als die wissenschaftliche Bearbeitung meiner Reise-Ergebnisse oder die geplante und bereits vorbereitete Herausgabe eines Reisewerkes. Ich gehörte nun einmal zu den „Mitverschworenen", wie Herr von Hansemann die wenigen Eingeweihten scherzweis zu nennen pflegte. Ueberdies konnte ja jeden Tag die Ausführung des nationalen Unternehmens einsetzen, für das ich mich, auch ohne Gehalt oder Aussichten auf eine gesicherte Zukunft, freihalten wollte. Das verdankte ich dem deutschen Idealismus!

Mittlerweile waren im Laufe des Jahres 1883 in einem anderen Weltteile, in Afrika, die Bestrebungen für deutschen Kolonialbesitz zur Thatsache geworden, und zwar zunächst durch das energische Vorgehen des Bremer Kaufmanns Lüderitz in Angra Pequeña, das unter dem jetzt vergessenen Namen „Lüderitzland" s. Z. viel Staub aufwirbelte. Seine Unternehmungen mußten natürlich auch für das Berliner Konsortium von größtem Interesse sein, namentlich als Lüderitz (14. März 1884) die definitive Zusage des Reichsschutzes für seine Landerwerbungen erhielt. Denn gerade dieser bildete ja auch für das Berliner Konsortium eine Hauptfrage, die man am liebsten in Form eines Schutzbriefes, oder wie damals gern gesagt wurde „Royal Charter", eigentlich noch vor Eintritt in die Aktion erledigt wünschte. Das ging nun aber nicht so schnell. Denn bekanntlich teilte das Auswärtige Amt den Herren von Hansemann und von Bleichröder erst unterm 20. August 1884 mit, „daß das Unternehmen so unterstützt werden solle, als das von Lüderitz". Es mußte, eben wie bei letzterem, erst eine Grundlage durch thatsächlichen Besitz in den, vorläufig ja nur ins Auge gefaßten, Gebieten geschaffen werden. Wenn das Unternehmen übrigens „auf Anregung und mit Zustimmung des Fürsten Bismarck geschah", wie in einer Denkschrift der Neu-Guinea-Kompagnie vom Jahre 1899 gesagt wird, so durfte diese vertrauliche Zusicherung ja dem Konsortium genügen, und es konnte die Expedition ruhig ziehen lassen. Denn schließlich kam doch Alles auf die Erfolge derselben an, das heißt wie der Leiter seine Aufgabe in Bezug auf Landerwerb lösen würde. Ohne Landerwerb auch kein Schutzbrief!

Der australasiatische Bund hatte inzwischen unverdrossen weitergearbeitet und es in London soweit durchgesetzt, daß Lord Derby (9. Mai 1884) für Besitzergreifung in Neu-Guinea einzutreten versprach, wenn sich die Kolonieen verpflichteten die Kosten zu tragen, und zwar im Betrage von jährlich 300 000 M., zunächst für drei Jahre. Daß diese Forderung bei dem in den Kolonieen herrschenden Enthusiasmus für ein „größeres" Australien auf keinerlei Widerstand stoßen

würde, ließ sich so gut als gewiß voraussagen. Zu dieser von Australien resp. England aus drohenden Gefahr kamen aber noch beunruhigende Gerüchte über ein deutscherseits beabsichtigtes Konkurrenzunternehmen, das, ebenfalls in aller Stille, nach jenen Gebieten ausgesandt werden und Land erwerben sollte. Durch alles dies wurde das Berliner Konsortium mit einem Schlage aus der unbehaglichen Stellung des Abwartens zu thatkräftigem Handeln gedrängt, denn nun galt es den Gegnern so rasch als möglich zuvorzukommen. Glücklicherweise waren einige wichtige Punkte bereits erledigt, darunter vor allem der äußerliche Anschluß an eine der bestehenden Südseefirmen, durch welche das neue Unternehmen unauffällig seine Ziele und Zwecke am besten maskieren konnte. Die beiden Hamburger Häuser Robertson und Hernsheim und die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln (Nachfolgerin von Johann Cesar Godeffroy & Co.), welche ja allein in Betracht kommen konnten, waren daher ins Vertrauen gezogen, da deren Faktoreien Matupi resp. Mioko im Bismarck-, damals Neu-Britannien-Archipel, als Ausgangspunkt dienen sollten. Mit der ersteren Firma hatte Herr von Hansemann schon im Mai 1883 abgebrochen; „ihre Vorschläge beanspruchten die alleinige Ausführung und eine Pauschalsumme, die schon für das erste Jahr das zur Verfügung stehende Kapital (300 000 M.) bei weitem überschritten haben würde". Dagegen kam es mit der Handels- und Plantagen-Gesellschaft, die sich mit gewissen Provisionen und Lieferungen begnügte, zu einer beiderseits befriedigenden Vereinbarung, die in einem unterm 30. Mai 1884 gezeichneten Vertrage zum Abschluß gelangte. In demselben hieß es u. a.: „Als Leiter des Unternehmens ist Herr Dr. O. Finsch in Bremen bestimmt, als dessen Stellvertreter Herr Kapitän E. Dallmann, welcher den zu beschaffenden Dampfer führen wird. Das Unternehmen geht auf Rechnung des Konsortiums und soll sich nach außen als ein Geschäfts-Unternehmen der Handels- und Plantagen-Gesellschaft darstellen, mit welchem Herr Dr. Finsch anscheinend nur für wissenschaftliche Zwecke in Verbindung steht; über die Organisation und Zwecke des Unternehmens ist die größte Diskretion zu beobachten. Außer den Herren Finsch und Dallmann tritt niemand von den mitwirkenden Personen in ein direktes Verhältnis zum Konsortium."

Gleichlautende Bestimmungen enthielten die Verträge, welche Herr von Hansemann „in Vertretung des zur Vorbereitung und Errichtung einer Südsee-Insel-Kompagnie gebildeten Konsortiums" wenige Tage zuvor (26. und 27. Mai) mit mir und dem Schiffsführer abgeschlossen hatte, Kapitän Eduard Dallmann in Blumenthal bei Bremen. Er gehörte zu den erprobtesten Vertretern unserer Handelsmarine, in der sich wenige mit seinen Erfahrungen messen konnten. Sie waren großenteils in der schweren Schule des Walfischfanges erworben, die Dallmann mit zu ihren besten Kapitänen zählte. Als solcher hatte er jahrelang glücklich in arktischen und antarktischen Gewässern, zuletzt für Baron von Knoop, einen

Dampfer nach dem Jeniſſei gefahren und ſich auf allen dieſen ſchwierigen und beſonders verantwortlichen Reiſen in jeder Weiſe bewährt. Ich durfte mich daher freuen, in Kapitän Dallmann dem Konſortium eine Kraft gewonnen zu haben, wie es eine ſolche für ihre ſchwierigen Unternehmungen, nach größtenteils unbekannten Gewäſſern und Küſten, nicht beſſer wünſchen konnte. Unſere Verträge lauteten auf zwei Jahre, konnten aber „für den Fall, daß ſich dem Unternehmen unerwartete Hinderniſſe entgegenſtellten" ſeitens des Konſortiums viermonatlich gekündigt werden ohne weitere Entſchädigung.*)

Bei aller Dringlichkeit, ſo raſch als möglich aufzubrechen, fehlte es der Expedition doch an der Hauptſache: einem paſſenden Dampfer, der, wie Kapitän Dallmann eigentlich verlangt hatte, eigens nach deſſen Plänen gebaut werden ſollte. Entſprechend den Zwecken handelte es ſich dabei um ein nur kleines Fahrzeug von 120—150 Tons, das aber aus Holz gebaut ſein mußte, um bei möglichem Auffahren auf Korallenriffe eher Ausſicht auf Abkommen zu haben. Aber auch für den Bau eines ſo kleinen Dampfers war es nun zu ſpät; es galt alſo in aller Eile einen ſolchen in Deutſchland oder England aufzutreiben. Da dies nicht gelang, mußte in Auſtralien angefragt werden, wo kleine Holzdampfer vorausſichtlich noch am erſten zu erwarten waren. In der That offerierte die Firma Rabone & Fez, Vertreterin der Handels- und Plantagengeſellſchaft in Sydney, faſt umgehend einen ſehr verſprechenden „ganz neuen" Dampfer, der £ 7000 (= M. 140 000) koſten ſollte und empfahl denſelben aufs wärmſte. Kapitän Dallmann hatte freilich ernſte Bedenken, gab aber, da ſich kein Ausweg finden ließ, endlich ſeine Einwilligung, und ſo wurde nach wiederholtem Hin- und Hergekabel (zwiſchen 14. Mai — 7. Juni) der Ankauf dieſes Dampfers perfekt. Damit kamen Proviant und Tauſchwaren, die wir nun in Sydney ankaufen mußten, in Wegfall, und die Ausrüſtung ließ ſich bedeutend beſchleunigen. Als es Kapitän Dallmann noch geglückt war, einen tüchtigen erſten Steuermann und

*) Dieſelben bewilligten außer Gehalt (für Kapitän Dallmann M. 8000, für mich M. 12000) auch eine „Tantième", und zwar in jenen „einzahlungsfreien Anteilſcheinen an dem Unternehmen" (à M. 10000), deren Bedeutung erſt viel ſpäter präziſiert wurde (in den Statuten vom 29. März 1886). Danach werden „Freianteile als Entſchädigung für überlaſſene Rechte oder für dem Unternehmen geleiſtete Dienſte" gewährt. Beiläufig erhielten außer mir und Kapitän Dallmann (je zwei) noch die Handels- und Plantagen-Geſellſchaft und deren Direktoren (E. Godeffroy, E. Schmidt, Konſul Weber-Samoa) ſolche Freianteile, ſpäter (1885) noch die Firma Robertſon und Hernsheim; bis 1897 kamen 13 weitere Freianteile „erſter Emiſſion" hinzu. Der Wert dieſes Papieres ergiebt ſich aus der Thatſache, daß für Freianteile im Nominalwert von M. 10000, rein aus Gefälligkeit, — M. 400 offeriert wurden. Und das war noch vor Neugeſtaltung der Compagnie, mit welcher ſtatutariſch M. 20000 in Freianteilen auf M. 6000 herabſanken. Befriedigender als die „Tantième" geſtaltete ſich der Ertrag aus meinen ethnologiſchen Sammlungen, deren Hauptteil (2128 Stück) die Compagnie, durch meine Vermittelung, an das Königl. Muſeum für Völkerkunde in Berlin verkaufte; das ſind die „M. 22858 für Erzeugniſſe aus dem Schutzgebiete", welche der erſte Geſchäftsbericht (1887) als einzige Einnahme verzeichnet.

Maschinisten zu engagieren, konnte die geheimnisvolle Entdeckungs- und Eroberungsfahrt endlich angetreten werden.

Am Abend des 15. Juni (1884) reisten wir vier „Verschworenen der That" von Bremen, am anderen Abend von Berlin ab, wo uns das Haupt der Verschwörung, Herr von Hansemann, noch auf dem Bahnhofe ein gedämpftes „Glückauf" und „Allheil" zurief. In direkter Fahrt — beiläufig damals 63 Stunden — ging es nun nach Neapel, um den für Sydney fälligen Dampfer „Chimborazo" der „Orient Line" abzufangen. Die Zollrevision in Chiasso hätte dies bald vereitelt, wäre es meinen paar Brocken Italienisch nicht gelungen, das Plombieren der Gepäckstücke — so etliche vierzig — herauszubetteln. Solche anscheinend unbedeutende Vorkommisse können oft die fatalsten Folgen haben. Für uns lag die Möglichkeit sehr nahe, durch Verspätung den Dampfer zu versäumen, was 14 Tage Aufschub bedeutet haben würde, der vielleicht für die ganze Expedition verhängnisvoll werden konnte.

Die Herren von Hansemann und von Bleichröder waren daher endlich soweit, dem Fürsten Bismarck (unterm 27. Juni*) von dem glücklichen Abgang des Unternehmens Mitteilung zu machen, „dessen Leitung der Verein dem Dr. Finsch übertragen hat". In der Presse war meine Abreise übrigens nicht ganz unbeachtet geblieben. So meldete ein Berliner Blatt, „Dr. Finsch habe eine neue längere Reise nach Australien — wie es heißt im Auftrage des Reichskanzlers — angetreten", aber die „Weser Zeitung" konnte diese Notiz bereits (unterm 20. Juni 1884) dahin berichtigen: „daß Dr. F. vielmehr im Auftrage der Regierung von Queensland nach Brisbane geht, um von dort an einer Forschungsexpedition auf Kosten der Kolonialregierung in den australischen Gewässern Teil zu nehmen".

Nach 36 tägiger Fahrt, auf der ich Zeit hatte, die für uns notwendigen Zusätze eines chiffrierten Telegraphenschlüssels auszuarbeiten, traf der „Chimborazo" am 27. Juli in Melbourne ein. Wir eilten von hier gleich per Bahn nach Sydney, um dadurch zwei Tage Zeit zu gewinnen und vor allem den vielbesprochenen Dampfer kennen zu lernen. War derselbe doch täglich das Hauptthema unserer Unterhaltung gewesen, über das Kapitän Dallmann, in steter Wiederholung von Befürchtungen, selten hinauskam. „Sie werden sehen, Doktor, daß der Kasten nicht viel taugen wird! ich kenne das! unbesehen ein Schiff kaufen ist viel riskanter als ein Pferd", Bedenken, die vom ersten Steuermann wie dem Maschinenmeister geteilt wurden, und deren Berechtigung man den Fachmännern wohl nachfühlen konnte.

Diese immer mehr gesteigerten Erwartungen sollten zum Abschluß kommen, als wir endlich in Johnstones-Bai, in einer der versteckteften und am wenigsten frequentierten kleinen Buchtung dieser schönen Bai, standen. Nur wenige kleine

*) Diesen Brief bringt v. Koschitzky (Deutsche Kolonialgeschichte II. S. 452) ungekürzt.

Schiffe lagen hier, aber es durchzuckte uns alle so etwas wie unfreudige Ueberraschung, als gerade das kleinste und unansehnlichste sich als die „Sophia Ann“ — unser Dampfer — entpuppte. Ja! in der That, dieser schwarze, unansehnliche Kasten machte nichts weniger als einen angenehmen Eindruck, das mußte auch der Laie zugeben. Kapitän Dallmann wollte auch so etwas wie Ausderhautfahren, denn alle seine Befürchtungen hatten sich leider nur zu sehr bestätigt, wie die Unkenrufe des Maschinisten bezüglich der Maschinen. Wie dessen Kennerblick gleich herausfand, war die letztere nämlich älter als das sehr stark gebaute Schiff, ursprünglich ein Schuner, der zum Dampfer umgewandelt, zwischen Sydney und einem nahen Küstenplatze Passagierdienst verrichtet hatte. Für eine so kurze Fahrt mochten die Einrichtungen ja genügen, aber für unsere Zwecke erklärte Kapitän Dallmann das Schiff als nahezu untauglich. In dieser Ueberzeugung wollte der erfahrene Seemann, auf dem als Schiffsführer natürlich die ganze Verantwortung allein lastete, alles Ernstes von der ganzen Sache zurücktreten. Das war eine schöne Bescherung, die mir arg in die Glieder fuhr; wußte ich doch, daß der Kapitän als Mann von Wort nicht so leicht umzustimmen sein würde. Aber unmöglich konnte die Expedition doch schon am Ausgangspunkt so kläglich enden, und die „Sophia Ann“ war ja thatsächlich ein sehr starkes Schiff, aus dem sich ja am Ende doch noch ein für uns brauchbares herstellen ließ. Und mit diesen Argumenten drang ich endlich durch; Kapitän Dallmann versprach unter allen Umständen mit auszuharren, um das Unternehmen zu Ende zu führen, so daß ich wieder frei aufatmen konnte.

Unverzüglich wurde daher an den baulichen Veränderungen angefangen, die zum Teil recht bedeutende waren, da sie, außer inneren Einrichtungen, ein ganz neues Segelgeschirr (Masten, Raaen nebst Segeln) und eine neue Schraube erforderten, um die Fahrgeschwindigkeit zu erhöhen.

Mit diesem Umbau gingen 44 Tage dahin, eine für uns sehr kostbare Zeit, obwohl der Kapitän von früh bis spät den Bau beaufsichtigte und antrieb. „Ja, warum hatte man nicht bei Zeiten daheim ein zweckmäßiges Schiff bauen lassen“, so lautete Dallmann's tägliche Klage. „Billiger, bedeutend billiger und besser wäre es jedenfalls geworden“, denn die „Sophia Ann“ kostete nun mit Umbau rund 163 000 Mark, war aber freilich von vornherein mit 140 000 Mark viel zu teuer*) bezahlt.

Infolge Abwesenheit des Chefs der Firma Rabone & Fez, Herrn Sahl, damals zugleich deutscher Konsul, schien man hier über unsere Zwecke nur ungenügend unterrichtet zu sein. Und das war ganz gut. Denn der augenblickliche Vertreter der Firma würde als Stockengländer wohl wenig Sympathieen für ein deutsches Unternehmen dieser Art gehabt haben, über das er gewiß seine

*) Der Neubau eines Dampfers von dieser Größe würde (samt Maschinen und Inventarien) in Sydney 70 000, in Deutschland 60 000 Mark gekostet haben.

eigenen Ansichten hatte. Jedenfalls mißfiel es Herrn Edwards sehr, daß die Ausrüstung eines Schiffes der „Handels- und Plantagengesellschaft" nicht in Bausch und Bogen der Firma übergeben wurde. Nun, ich hatte schon vor drei Jahren in Sydney meine eigene kleine Ausrüstung für Neu-Guinea besorgt, wußte also trefflich Bescheid, um jeden Artikel an der betreffenden ersten Quelle einzukaufen. Und das war namentlich im Hinblick auf den Proviant sehr wichtig, auf den es ja bei einer solchen Expedition so sehr ankommt. Im Interesse des Konsortiums wurde dadurch ein hübsches Sümmchen gespart, allein schon von dem ihm zufließenden Diskont von $2^1/_2$ %, wie er in Sydney bei Barzahlung gewährt wird. Bezifferte sich doch der Betrag für Tauschwaren allein auf nahezu 16 000 Mark, mit denen eine ganze Anzahl Stationen errichtet und für längere Zeit versorgt werden konnten. Diese Vorsicht erwies sich in jeder Hinsicht als vorteilhaft und bewahrte dem Unternehmen vor allem die so notwendige Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Denn wie sich später zeigte, waren die Faktoreien der Handels- und Plantagengesellschaft nicht immer gut versehen, ja es mangelte zuweilen an Hauptartikeln, so daß wir gelegentlich, z. B. mit Tabak, leihweise aushelfen mußten. Ueberdies stellten sich draußen die Preise auch viel höher. So würden die in Sydney gekauften Tauschwaren im Bismarck-Archipel, je nach Lage der Stationen, mit einem Werte von 48 000 bis 112 000 Mark zu Buch gestanden haben.

An wie vielerei bei einer solchen Ausrüstung gedacht werden muß, vom Hemdenknopf bis zum fertigen Anzuge oder von der Medizinkiste bis zur Rattenfalle und Selterwasser-Apparat, ist ganz unglaublich; denn schon bei den Tauschwaren*) handelte es sich um ca. 40 Artikel in nahezu 100 verschiedenen Sorten. Freilich kannte ich den Geschmack der sogenannten „Wilden" gründlich, um allen Ansprüchen zu genügen, von dem noch zivilisationsfreien Naturmenschen an, der noch mit leeren Glasflaschen und Stückchen Bandeisen zufrieden ist, bis zum kulturbeleckten Kanaken, welcher, je nach der Blasiertheit, bereits vergoldete Siegelringe (das Stück zu 50 Pf.), geschnitzte Holzpfeifen (à 80 Pf.) oder Emailglas-Armringe (à 1 Mk.) und dergleichen teure Sachen verlangt. Denn die am meisten begehrte Ware, Waffen, war bei uns nicht zu haben. Auch die quantitative Auswahl ist von großer Wichtigkeit und erforderte Erfahrungen, die mich auch besondere Fälle vorhersehen und darauf vorbereiten ließen. So hatte ich für Raketen, Aluminiumlicht, Handschellen, einige bessere Artikel zu Geschenken für farbige Missionslehrer (Teacher) gesorgt, ja sogar mancherlei Spielzeug nicht

*) Einige der wichtigsten waren: Stangentabak „Twist" (2600 Pfd.), Schwedische und Streichwachslichte (140 Gros), Thonpfeifen (82 Gros in 4 Sorten), Glasperlen (2000 Pfd. in 8 Sorten), Flacheisen (100 Dtzd.), Beile (185 Dtzd. in 6 Sorten), Messer (240 Dtzd. in 8 Sorten), bunte Taschentücher (100 Dtzd.), Baumwollenzeug (140 Stück à 24 yards in 4 Sorten), Maul-Trommeln (2000 Stück in 6 Sorten), Angelhaken (20 000 Stück in 7 Sorten).

vergessen, das später im Verkehr mit Eingeborenen wiederholt treffliche Dienste leistete. Dabei mag erwähnt sein, daß unter all diesem Tand ein paar größere Ankleidepuppen mit Rollaugen, verschiedene Tiere aus Gummi, und die kleine Elektrisiermaschine bei weitem mehr Bewunderung fanden, als die reizendsten Weisen Schweizer Musikwerke. Für würdige Equipierung der eingeborenen Bootsmannschaft hatte ich Uniformen der „Heils-Armee" billig erstanden, die wenigstens im Geiste jener Nicht-Alkoholisten für diese dunklen Gesinnungsgenossen trefflich paßten.

Der erste Vertreter des Reichs, Herr General-Konsul Dr. Krauel in Sydney, war natürlich über Zweck und Ziel unseres Unternehmens genau unterrichtet und bemühte sich, dasselbe in jeder Weise zu unterstützen. Durch ihn wurde ich auch über die Bewegungen der Kriegsschiffe unterrichtet, und darnach durften wir hoffen, trotz der Verzögerung, zuerst am Ziele einzutreffen — Neu-Guinea. Ueber letzteres, und zwar gerade Astrolabe-Bai, konnte nur Einer Auskunft geben. Das war der russische Forschungsreisende Nicolaus von Miklucho-Maclay,*) der erste Siedler an jener Küste, die mich natürlich auf das höchste interessierte. Aber ich durfte den, mir von früher bekannten, sonderbaren Gelehrten doch nicht direkt ausfragen, um mehr zu erfahren, als in seinen Publikationen stand, auf die er mich immer verwies, wenn ich das Gespräch auf Astrolabe-Bai und die Maclay-Küste lenkte. Diese Schriften, die für uns so überaus nützlich werden sollten, besaß ich ja, sie enthielten aber nicht das so wichtige „Losungswort". Ein solches hatte nämlich Miklucho mit seinen dunklen Freunden verabredet und ihnen ans Herz gelegt, alle Weißen zu fliehen, die ohne Kenntnis dieses Wortes an ihrer Küste landen sollten. In dieser Weise empfohlen war Romilly in der That sehr freundlich aufgenommen worden. Miklucho verwies mich daher auf diesen Herrn, beiläufig — englischer Reichskommissar für den westlichen Pacific! So mußte es denn auch ohne Schlüsselwort gehen, und wie wir sehen werden, über Erwarten gut.

Ob der „Baron", wie von Miklucho in Australien allgemein genannt wurde, wohl Verdacht geschöpft haben mochte? Ich glaube kaum; aber jedenfalls war ein anderer meiner alten Südseefreunde, der Reverend George Brown, zur Zeit meines Aufenthaltes im Bismarck-Archipel 1880 dort Leiter der Wesleyanischen Mission, auf der richtigen Fährte. Sein prophetisches Wort: „Sicherlich, diesmal geht Dr. Finsch nicht blos wegen Käfern" blieb glücklicherweise von den sonst so

*) Ihm ist die Erschließung und erste Erforschung von Astrolabe-Bai zu verdanken, in welcher er zwischen 1871 bis 1883, in dreimaligem Aufenthalt, im ganzen 32 Monate zubrachte, als wahrer Freund der ihn verehrenden Eingeborenen. In diesem Sinne telegraphierte er am 9. Januar 1885 an den Fürsten Bismarck: „The natives of the Maclay-coast protest against German annexation!"

findigen Reportern Sydneys unbeachtet. Um aller unnötigen Neugier zuvorzukommen, sorgten gelegentliche Notizen in der Tagespresse, die ja wohl in der Kunstsprache mit „Lanzieren" bezeichnet werden, für Nachrichten. Darnach „rüstete der schon von früher her in Sydney bekannte deutsche Forscher, Dr. Finsch, hier abermals für eine naturwissenschaftliche Reise nach den Südsee-Inseln". Und so schien fast Niemand an dem harmlosen Charakter unserer Expedition zu zweifeln, deren eigentliche Absichten kaum zehn Tage nach unserer Abreise von Berlin dort bereits enthüllt worden waren.

Die „Verschworenen" hatten nämlich doch nicht alle*) reinen Mund gehalten, denn sonst hätte Bamberger nicht in der Budget-Kommission des Reichstages (Abendsitzung vom 27. Juni 1884) wieder einmal meinen Namen nennen können, diesmal freilich nicht als den eines gleichgültigen Käfersammlers, sondern im geheimen Auftrage der Herren von Hansemann und Konsorten als Gründern einer Neu-Guinea-Plantagengesellschaft, für welche „Dr. Finsch bereits unterwegs nach Neu-Guinea sei, um die Sache in die Hand zu nehmen". Auch Eugen Richter frug: „Ist der Regierung die Sendung des Dr. Finsch betreffs Anlage einer Neu-Guinea-Plantagengesellschaft bekannt?" erhielt aber eine verneinende Antwort, da sich die Vorlage lediglich mit der Frage einer „Postdampfer-Subvention" beschäftige. Wie zu erwarten, lieferten die Vorgänge jener stürmischen Sitzung der Presse reichen Stoff zu allerlei Betrachtungen, in denen sich ausnahmslos eine tiefe Entrüstung über Bambergers Enthüllungen aussprach. So schrieb u. a. die „Börsenhalle" (1. Juli 1884): „Wenn unternehmende Leute einen Versuch auf Neu-Guinea machen wollen, so sollte man ihnen ein Bravo zurufen und ein gutes Gelingen wünschen, nicht aber, wie Herr Bamberger gethan hat, die Sache vorzeitig in alle Welt hinausschreien und so möglicher Weise vereiteln oder doch erschweren, indem man in der Nähe befindlichen Rivalen es ermöglicht, den in der Zurüstung begriffenen Deutschen zuvorzukommen." Ja, das wäre ja immerhin möglich gewesen, indes nahm glücklicher Weise die australische Presse von all diesen erregten Auslassungen ihrer deutschen Kollegin keine Notiz. Auch für die letztere blieben ja Zwecke und Ziele unserer mysteriösen Expedition ein Rätsel, auf dessen Lösung man umsomehr gespannt war, als Fürst Bismarck in seiner berühmten kolonialpolitischen Rede (am 26. Juni) über Lüderitzland, auch Andeutungen über nahe bevorstehende deutsche Erwerbungen in anderen Ländern machte. Daß diese Neu-Guinea betreffen würden, galt allgemein als

*) v. Koschitzky „Deutsche Kolonialgeschichte" (II. S. 225) sagt hierüber: „Da neben der Handels- und Plantagen-Gesellschaft nur die Firma Robertson u. Hernsheim (Hamburg), zu welcher Herr Bamberger Beziehungen unterhielt, von dem Projekt Kenntnis hatte, so bezeichnete die Presse dieselbe als einzige Quelle, welche den Abgeordneten von den geheimen Plänen der Berliner Herren unterrichtet haben könnte." Und in diesem Sinne spricht sich auch Herr von Hansemann in einem Briefe an Fürst Bismarck (11. Juli 1884) aus.

sicher. Es erregte daher nicht geringe Ueberraschung, ja Enttäuschung, als die „Weser-Zeitung" direkt aus Sydney (16. September) berichtete: „Dr. Finsch verließ uns mit dem Dampfer Samoa, um sich zur Erforschung der Phönix-Inseln zu begeben." So heißen einige kleine, ziemlich abgelegene Inselchen, westlich von Samoa, die ich gewiß gern besucht haben würde. Nun, Kapitän Dallmann hatte wenigstens dahin „ausklariert", da doch ein Bestimmungsort angegeben werden mußte. Meine Annahme, daß diese Inseln nur von Seevögeln bewohnt seien, erwies sich indes als irrtümlich. Denn noch im letzten Moment erhielt Kapitän Dallmann seitens der Postverwaltung einen Brief zur Besorgung an „Mr. Soundso, Phönix Islands! Dafür wurden 3 Pence (25 Pf.) bezahlt, beiläufig die einzige Bareinnahme, welche die „Samoa" ihren Reedern direkt erzielte.

Nun, der Brief hat seine Bestimmung erreicht, freilich auf dem kleinen Umwege über Mioko in der Herzog York-Gruppe (jetzt „Neu-Lauenburg"), wohin wir noch gegen Abend des 11. September (1884) abdampften, um auch nicht eine Stunde länger als nötig in Sydney zu verweilen.

Der „Stille Ozean" empfing uns recht unfreundlich, denn außerhalb des mächtigen Felsenthores der „Heads" stand eine gewaltige See, welche recht ungemütlich über das Deck wegfegte. An und für sich hatte dies freilich kaum etwas zu bedeuten, aber der Umstand, daß wegen Undichtseins der Luke in den Maschinenraum mehr Wasser eindrang, als sich durch Pumpen beseitigen ließ, konnte den Laien doch etwas bedenklich stimmen. Dazu war das Schiff mehr als erlaubt beladen, d. h. faktisch überladen, und in dieser Gewißheit durfte ich alles Ernstes den Steuermann fragen: „wenn wir wegsacken würden?" So schlimm war es nun nicht, denn den vereinten Kräften gelang es schließlich, mit Eimern das Wasser zu bewältigen und damit die Maschine in Gang zu halten. Zu einer Probefahrt hätten wir übrigens kein passenderes Wetter wünschen können; wußten wir doch nach den Erfahrungen dieser ersten stürmischen Nacht ein Schiff unter unseren Füßen, das einen tüchtigen Puff aushielt. Und als solches hat sich die „Samoa", wie der neue Name unter deutscher Flagge hieß, auch stets bewährt, aber ein Schnelldampfer wurde sie, trotz neuen Masten, Segeln und Schraube, leider nicht. Statt 11 Seemeilen, wie im Dienstbuche der „Sophia Ann" stand, brachte es die „Samoa" im günstigsten Falle, aber nur wenige Male, auf acht Seemeilen, im Durchschnitt war aber nur auf 5 bis $5^1/_2$ Seemeilen per Stunde zu rechnen, was beiläufig etwa den Leistungen einer Postkutsche oder Treckschuit entspricht. Nun, vielleicht läßt sich von einer Maschine von 35 Pferdekraft (nom.) nicht mehr verlangen, aber die der „Samoa" litt an einem sehr bösen Uebelstand: Unzuverlässigkeit! Davon überzeugte gleich diese erste Reise von 16 Tagen nach Mioko (1900 Seemeilen), während welcher es schon mehreremale zu flicken gab, so daß die üble Laune des Kapitäns erklärlich war. „Wenn die ganze Expedition

in die Brüche geht," pflegte er dann oft zu sagen, „so sind die Herren in Berlin daran schuld, die uns kein besseres Schiff gegeben haben." Ja! das war leider richtig, denn in der That blieb die Maschine ein Sorgenkind, dessen plötzliche Ohnmachtsanfälle viel Mühe, Arbeit und vor allem Zeit kosteten.

Und dies darf bei Beurteilung und Würdigung der Leistungen der Expedition ebensowenig vergessen werden, als daß dieselbe doch nur über ein recht kleines Fahrzeug*) verfügte, das überdies in keiner Weise für die Tropen eingerichtet war. Bei einer Temperatur von 23 bis 25° R. ließ es sich in der Kajüte (nur $8^1/_2$ Fuß lang und $5^1/_2$ Fuß breit) manchmal kaum aushalten. Dennoch brachte ich es fertig, auf der Reise jeden Abend bis 11 und 12 Uhr in diesem Schwitzkasten schriftlich zu arbeiten, auch wenn das Schiff noch so sehr rollte. Und gerade darin war die „Samoa" groß; zuweilen wurde es selbst Kapitän Dallmann zu viel.

Statt einer Dampfbarkasse, die in Sydney nicht aufzutreiben und vielleicht auch nicht unterzubringen war, mußten wir uns mit einem Walboot und zwei kleinen Booten begnügen. In dem, immerhin möglichen, Fall eines Schiffbruchs hätte es mit der Rettung daher vielleicht mißlich ausgesehen, wenn auch nur im ganzen 15 Personen in Betracht kamen (außer dem Kapitän und mir: 2 Steuerleute, 2 Maschinisten, 1 Koch, 4 Matrosen, 3 Heizer und ein Junge).

Nun, Gottlob! es ging ja immer gut, auch die drei Male, die wir auf Riff gerieten, denn die Seekarten waren damals noch recht mangelhaft und von den nahezu 1000 Seemeilen Küste, welche die Samoa allein in Neu-Guinea befuhr, gehörten nur 260 Meilen zu den besser bekannten, ja 250 wurden überhaupt zum erstenmale durch die Samoa erschlossen. Im Ganzen haben wir mit diesem kleinen Schiffe 11 000 Seemeilen zurückgelegt, und wenn dabei keinerlei Unfall stattfand, so ist dies vor allem der unermüdlichen Sorge von Kapitän Dallmann zu danken, der oft tagelang aus seinem luftigen Sitz auf der großen Raae nicht herabkam und sich hier braten ließ. Denn Korallenriffe, namentlich die so gefährlichen toten Riffe, lassen sich nur aus der Höhe herab in gewisser Entfernung und Beleuchtung erkennen, und solche auf keiner Karte verzeichneten Riffe drohten der Samoa gar häufig. Vorsicht war daher sehr von nöten, und der Kommandant S. M. Glattdeckscorvette „Marie", Kapitän z. S. Krokisius, empfahl seinen Offizieren den Führer der Samoa zur Nachahmung, als er denselben bei einbrechender Dunkelheit in Sicht von Nusa zu Anker gehen sah. „Vorsichtiger Mann! thut recht daran!" Wie ohne Dampfbarkasse sind wir auch ohne Schutznetz um die Railing ausgekommen, das damals bei keinem der kleinen englischen Kriegsschiffe fehlte, um an unbekannten und verrufenen Küsten vor Ueberfällen besser gesichert zu sein. Auch für uns wäre eine derartige Schutz-

*) Die Maße waren folgende: Länge 121 Fuß (engl.), Breite 21, Tiefe 8; Raumgehalt 111 Tons reg. (= 164 Tons groß).

vorrichtung einigemale recht angenehm gewesen, besonders weil die Samoa so niedrig über dem Wasser lag, daß jeder Eingeborene im Kanoe den Rand des Schiffes erfassen und sich leicht an Bord schwingen konnte. Gar manchmal wimmelte es um das Schiff und die Leute waren recht zudringlich, ja wie im Humbold-Bai selbst unverschämt, aber niemals haben wir nötig gehabt, eine Waffe zu brauchen.

Jedenfalls darf dieser friedliche Verkehr meinen Erfahrungen im Umgang mit sogenannten „Wilden" gut geschrieben werden, mit denen ich es verstand, jeden Konflikt zu vermeiden und zu unterdrücken, falls unsere, aus Neulingen bestehende Manschaft, meist aus Furcht, nahe daran war schießen zu wollen. In anerkennender Weise hat sich über diese friedlichen Erfolge namentlich Wilhelm Joest (in der „Kölnischen Zeitung" vom 11. März 1889) ausgesprochen: „Bei solchen Entdeckungs- und Forschungsreisen hängt der größte Teil der Erfolge von der Persönlichkeit des betreffenden Führers ab. Es ist keine Heldenthat, mit vortrefflichen, weittragenden Waffen ein paar oder ein paar hundert Eingeborene über den Haufen zu schießen. Desto höher steht aber der Forschungsreisende, der allein durch den Zauber seiner den Schwarzen geheimnisvollen Persönlichkeit alle berechtigten und unberechtigten Vorurteile, alle die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, überwindet und besiegt, ohne zu Mordwaffen zu greifen, wie Finsch."

Ja, gewiß! nur ein besonnenes friedliches Auftreten konnte zur gewünschten Lösung der vielseitigen Aufgaben führen, die in der Hauptsache darin gipfelten, „Untersuchung der unbekannten oder weniger bekannten Küsten Neu-Britanniens, sowie der Nordküste Neu-Guineas*) bis zum 141. Meridian, um Häfen ausfindig zu machen, mit den Eingeborenen freundlichsten Verkehr anzuknüpfen und Land im weitesten Umfang zu erwerben".

So stand es in meinem Kontrakt. Wie dies aber am besten zu machen sei, ließ sich freilich nicht paragraphieren und mußte eben der Initiative des Leiters überlassen werden, der überdies weder telegraphisch noch brieflich am Gängelband zu leiten war. Denn die direkte Verbindung mit Europa reichte nur bis Sydney oder Cooktown, wohin Briefe noch immer 40 bis 50 Tage brauchten, während die Weiterbeförderung von hier durchaus unsicher blieb und ganz von der zufälligen und seltenen Gelegenheit irgend eines Segelschiffes abhing. Die wenigen Briefe, welche ich in Mioko erhielt, waren daher 66 bis 104 Tage unterwegs, Telegramme von Cooktown, der nächsten Telegraphenstation, 20 bis 26 Tage; eins kam erst in 47 Tagen in meine Hände. Man ersieht hieraus, wie es mit der gegenseitigen Beantwortung bestellt war, namentlich in besonderen

*) Herr von Hansemann beabsichtigte auch die Pelau-Inseln in das Unternehmen einzuschließen, ließ diesen Plan aber fallen, weil die Handels- und Plantagen-Gesellschaft (1884) dort keine Station mehr besaß.

Fällen, wo es vielleicht hieß: „wir sehen über diesen Punkt Ihrer brieflichen Aufklärung entgegen!“ Ja, das konnte zuweilen recht, recht lange dauern, und inzwischen tauchten wieder neue Fragen auf.

Mit dem Telegraphieren hatte es auch seine Schwierigkeiten. Wir bedienten uns anfangs des Buches von Staud und Nundius, zu dem ich noch unterwegs einen Zusatz ausgearbeitet hatte. Es zeigte sich aber bald, daß dieses Buch für unsere Zwecke überhaupt nicht genügte. So konnten u. a. viele Worte mit ä, ö und ü nicht benutzt werden, weil diese Umlaute als zwei Buchstaben zählten und dann häufig für ein Wort 11 Buchstaben ergaben, statt nur zehn Buchstaben, die damals bereits über 10 Mark kosteten. Ja, Kabeln lief ins Geld. Ich habe einmal für ein Telegramm in Geheimschrift £ 44.19.2, also fast 900 Mark bezahlt; es enthielt aber allerdings 250 Worte, die unchiffriert über 2500 Mark gekostet haben würden. Da jedes Wort sorgfältig ausgewählt und aufgesucht werden muß, erfordert der Entwurf einer solchen Depesche viel Zeit und Mühe. Schade, daß der treffliche A B C-Code von Clausson-Thue nicht gleich von Anfang an gebraucht wurde, mit dem das Chiffrieren viel leichter ging. Aber auch mit diesem Code ließ sich ein großer Uebelstand nicht vermeiden, nämlich der, daß fast jedes Telegramm mindestens ein verstümmeltes Wort enthielt. Das war manchmal recht fatal; z. B. wenn in einem Telegramm statt dem Wort mit dem Sinn „haben Ihr Telegramm erhalten“ ein anderes herausgekommen war mit: „vorgestriges Telegramm erhalten, sind nicht damit einverstanden, Näheres brieflich“! Oder wenn anstatt der Zahl 132 = „Hafen“, die Depesche eine „130“ aufwies, d. h. „der Häuptling hat keinen Einfluß“! Solche verstümmelte Worte, von denen oft die Bedeutung des ganzen Telegramms abhing, ließen sich eben nur in Cooktown (beiläufig in 24 bis 28 Stunden) aufklären, wofür dann ein Wort genügte. So z. B. „Meeresorgel“ für die Anfrage: „das 23. Wort nach der Adresse in ihrem Telegramm ist unverständlich, bitte daher um nochmalige Aufgabe“!

Bei der mangelhaften Kenntnis über die Ostküste Neu Guineas, die damals eigentlich nur von Ostkap bis Traitors-Bai, durch Kapitän Moresby genauer aufgenommen worden war, ließen sich in Berlin keine Instruktionen geben, an welchem Teile der an 1000 Seemeilen langen Küste die „Samoa“ zuerst ihr Heil versuchen sollte, um „festen Fuß“ zu fassen. In der That war dieser Punkt in Berlin nie besprochen worden, und doch bildete er eine Kardinalfrage, die jetzt zum Austrage kommen und für welche ich schließlich die Verantwortlichkeit übernehmen mußte. Denn das Telegramm vom 20. Juli (84), welches ich in Melbourne (27. Juli) vorfand: „Operationen in Neu-Guinea bis 150. Längengrad ausdehnen“ (also bis Kap Vogel), enthielt doch keine bestimmte Weisung, wurde aber später als „telegraphische Instruktion“ bezeichnet, die ich nicht genug beachtet hatte. Auch brieflich gingen bis zu unserer Abreise von Sydney keiner-

lei nähere Angaben zu diesem sehr vagen Telegramm ein. Ich erhielt hier überhaupt nur einen Brief (am 2. September) von Herrn von Hansemann (Schloß Dwasiden, 23. Juli 1884), in welchem es heißt: „Ich zweifle nicht, daß nach wie vor das Unternehmen auf den vollen Schutz des Reiches rechnen darf, aber bei der dermaligen Sachlage ist es nötig, mit der größten Beschleunigung an verschiedenen Stellen vorzugehen, um die Grenzen des Unternehmens soweit als möglich auszudehnen, um demgemäß bei den Auseinandersetzungen, zu welchen es mit anderen kommen wird, Ansprüche machen zu können."

An „verschiedenen Stellen" vorzugehen, das war nun freilich unmöglich; zunächst gab es nur ein Ziel — Mioko, um hier das überladene Schiff zu erleichtern und dadurch erst aktionsfähig zu werden. Deshalb hatte auch der anfängliche Plan, längs dem Barrierriff von Australien zu gehen, aufgegeben werden müssen, ganz abgesehen davon, daß unser Erscheinen in Cooktown ohne Zweifel Verdacht erregt und die australisch-englische Konkurrenz nur herausgefordert haben würde. Gleich auf der Hinreise an der Ostspitze Neu-Guineas festen Fuß zu fassen, das war eben unausführbar. Aber Herr von Hansemann hatte dies im Stillen wohl erwartet, wie aus der folgenden Stelle seines Briefes vom 28. Februar 1885 (den ich am 28. Mai in Mioko erhielt) hervorgeht: „Für Ihre Erfolge an der Nordküste von Neu-Guinea sprechen wir Ihnen unsere volle Anerkennung aus, aber wir haben schmerzlich bedauert, daß durch Nichtbeachtung unserer „telegraphischen Instruktion" vom 20. Juli (1884) hinsichtlich der Ausdehnung Ihrer Unternehmungsreise bis zum Ostkap, wir nach dieser Seite jetzt vor unbestimmten Grenzen stehen. Hätten Sie zeitig daselbst Fuß gefaßt, so würde der deutsche Schutz bald nachgefolgt, England nicht zuvorgekommen und keine diplomatische Verwickelung aus dieser Angelegenheit entstanden sein." Mit bloßem Flaggehissen hätte ich mich aber blamiert, denn Ansprüche ließen sich lediglich auf Stationen begründen, für deren Errichtung es mir an Material wie Leuten fehlte. Durfte ich doch nach meinem Kontrakte überhaupt keinerlei Hilfskräfte engagieren, die für solche Fälle doch unbedingt nötig waren.

Der direkte Weg nach Mioko wurde mir übrigens in einem weiteren Telegramm (vom 11. Juli) von Herrn von Hansemann selbst in den folgenden Worten sehr bestimmt vorgezeichnet: „General-Konsul erhielt telegraphisch feste Aufträge, welche durch D. Samoa nach Neu-Britannien zu übermitteln." Es handelte sich hierbei um die Informationen und Instruktionen des Auswärtigen Amtes an den Reichskommissar Herrn von Oertzen in Matupi, in betreff unserer Expedition, wie namentlich auch über die bevorstehenden Bewegungen der deutschen Kriegsschiffe, deren rechtzeitiges Eingreifen ja das wichtigste blieb und unseren Erwerbungen durch Schutz der Reichsflagge erst Wert verleihen konnte. Und dafür kamen wir nur auf dem direkten Wege noch zurecht. Ich freute mich daher später,

mit zwecklosen Versuchen an der Ostspitze Neu Guineas nicht Zeit verloren zu haben, die sich nicht einholen ließ.

Seit ich vor drei Jahren zum letzten Male Mioko besuchte, hatte sich hier eine bedeutende Veränderung vollzogen. Die alte Godeffroysche Station war verschwunden, dagegen die von Thomas Farrell in den Besitz der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft übergegangen. Damit hatte die letztere allerdings die englische Konkurrenzfirma von der kleinen Insel beseitigt, ihr es aber andererseits ermöglicht, sich an der Küste von Neu-Britannien, in Blanche-Bai, viel vorteilhafter und zukunftsreicher niederzulassen. Die hier seit kaum mehr als Jahresfrist begründete „Kalum-Plantation" zeigte schon damals ein zielbewußtes Vorgehen. Aus den Kaffeepflänzchen, welche ich sah, ist freilich niemals eine Kaffeeplantage geworden, um so vorteilhafter hat sich dagegen der Anbau von Kokospalmen erwiesen, denen gegenüber auch die Baumwolle stets nur ein Nebenprodukt blieb. Diesen Aufschwung hat das Unternehmen übrigens hauptsächlich der energischen Leitung der Besitzerin, Queen Emma, zu verdanken, wie „Frau Farrell" schon damals hieß, ein Epitheton, das ihr auch später als Frau Forsayth und als Frau Kolbe verblieben ist.

Der Reichskommissar Herr von Oertzen in Matupi, dem ich sogleich nach Ankunft in Mioko (26. September) die wichtigen Nachrichten des ihm völlig neuen Unternehmens überbrachte, folgte gern meiner Einladung, auf der ersten Pionierfahrt unser Gast zu sein, wie ich dies im Voraus erwarten durfte. Mit Löschen der Vorräte, für welche uns die Handels- und Plantagen-Gesellschaft nur einen alten Grasschuppen überlassen konnte, sowie mit Einnehmen von Kohlen und Wasser wurden wir aber erst am 6. Oktober seeklar. Denn die Eingeborenen waren in den letzten drei Jahren nicht fleißiger, wohl aber bedeutend anspruchsvoller geworden. Damals mit einem Tagelohn von zwei Stück Stangentabak im Wert von 25 Pfennigen zufrieden, verlangten sie jetzt bessere Tauschwaren für mindestens eine Mark, und der frühere Jahreslohn war von einer alten Perkussionsmuskete auf einen Hinterlader (Snider Rifle) gestiegen, aber Dank der Abneigung der Eingeborenen blieben Spirituosen noch immer unbegehrt. Bei dem Mangel an Personal konnte die Zentrale der Handels- und Plantagen-Gesellschaft nur zwei Schwarze, Eingeborene von Mallicollo (Neu-Hebriden), entbehren, zu denen mit vieler Mühe noch drei Miokesen engagiert wurden, um damit wenigstens über eine Bootsmannschaft zu verfügen. Denn auch die glänzendsten Versprechungen vermochten die Furcht der Eingeborenen nicht zu überwinden, eine Expedition in unbekannte Gebiete zu begleiten, unter schwarze Rassegenossen, die ja (wie sie selbst) nur Menschenfresser sein konnten.

Wenn ich als Ziel unserer ersten Rekognoszierungsfahrt Astrolabe-Bai gewählt hatte, so geschah das nicht in Aussicht auf den Landsmann, der sich nach vertraulichen Mitteilungen der Handels- und Plantagen-Gesellschaft kürzlich hier

niedergelassen haben sollte und über den Herr von Hansemann auch an Fürst Bismarck berichtete. Denn daß dieser Deutsche — Schmidt geheißen — nur die Erfindung eines Schwindlers sein konnte, fand ich gleich in Mioko heraus, als ich hier zuerst von „Monsieur Canar“ *) hörte. Kein Zweifel, das war kein anderer als Berthold Gasser, der einstige Berliner Kellner, dem ich bereits 1881 in Blanche-Bai begegnete, und der es hier als Händler so arg trieb, daß er, zur Schonung der „Wilden“, ausgewiesen werden mußte. In Samoa s. n. „Canar“ wieder aufgetaucht, wußte er dem Chef der Handels- und Plantagen-Gesellschaft, Konsul Weber, so verlockend über Astrolabe-Bai zu berichten, woher er auch gefälschte Briefe seines dortigen Freundes Schmidt vorlegte, daß man ernstlich daran dachte, jene Kopraschätze zu heben. Herr Canar sollte also Astrolabe-Bai erschließen und dafür in Mioko eigens ein Schiff für ihn ausgerüstet werden, das glücklicherweise nicht disponibel war. Da der Betrug aber doch über kurz oder lang herauskommen mußte, fand es Canar geratener, dies nicht erst abzuwarten, und war kurz vor unserer Ankunft, mit noch einem andern, unter Mitnahme des Bootes und Tauschwaren, abgesegelt, nach Astrolabe-Bai zu Freund Schmidt!

Die Aussicht, für mich vielmehr Gewißheit, hier weder diesen, noch irgend einen anderen Weißen zu treffen, war mir eine große Beruhigung, da ich diese Art Leute in meinem Südseeleben zur Genüge kennen gelernt hatte. In der Regel ist durch diese Träger der Zivilisation das Einvernehmen mit den Eingeborenen bereits mehr oder minder getrübt worden, zuweilen so bedeutend, daß es für Nachkommende unter Umständen gefährlich werden kann, wie sich an zahlreichen Beispielen beweisen ließ. In Astrolabe-Bai war dagegen, durch den langen friedlichen Aufenthalt von v. Mikucho-Maclay, der weiße Mann so überaus günstig eingeführt, daß wir auf freundliche Aufnahme und damit am ersten auf Erfolge rechnen durften. Und dazu kam noch ein anderer sehr wichtiger Umstand, nämlich der, daß ich auch ohne direkte Empfehlung des russischen Reisenden seine schwarzen Freunde gleich in ihrer Sprache anreden konnte. Eine nicht zu unterschätzende Hilfe, die ich dem Studium seiner wissenschaftlichen Abhandlungen verdankte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ausführlich über diese hübsche Aventüre in „Samoafahrten“ S. 34—36.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

11. April. Rückkehr des Grafen Bülow nach Berlin. Straßenkämpfe in Brüssel. — 12. Veröffentlichung des Mandschurei-Vertrages in Petersburg. — 13. Der schweizerische Bundesrat ruft seinen Gesandten in Rom, Dr. Carlin, ab. — 14. Verhandlungen in Prätoria zwischen den Führern der Burenkommandos und den Lords Kitchener und Milner. Das englische Unterhaus stimmt für Annahme des von der Regierung angetragenen Korn- und Mehlzolls. — 15. Ermordung des russischen Ministers des Innern durch einen ehemaligen Kiewer Studenten. — 17. Verhängung des Belagerungszustandes über einen Teil Irlands. — 18. Ernennung des Senators Plehwe zum russischen Minister des Innern. — 19. Scheitern des Gesamtausstandes in Belgien. — 21. Unruhen in Finland in Anlaß der Rekrutenaushebungen nach dem neuen russischen Gesetz. — 22. Rücktritt des Generals Wannowski als Minister der Volksaufklärung. Sein Nachfolger Sänger. — 27. Wahlen in Frankreich. — 28. Rücktritt des italienischen Kriegsministers Ponza di San Martino. — 3. Mai. Studentenunruhen in Portugal. — 4. Schwere Erkrankung der Königin Wilhelmine von Holland. Operative Entbindung. — 6. Ernennung des Fürsten Obolenski zum Gehilfen des russischen Finanzministers Witte, des Senators Durnowo zum Chef des Polizeiwesens. Ausbruch des Vulkans Montpelée auf Martinique. Eröffnung der ungarischen und österreichischen Delegationen in Pest. — 7. Rede des Grafen Goluchowski in den Delegationen. Rede Lord Salisburys in der Primrose League über die Friedensaussichten in Südafrika. — 8. Revolution in Haiti. — 9. Kandidatur Brissons in Marseille. Rücktritt des Präsidenten Sam in Port au Prince (Haiti). — 10. Präsident Loubet übernimmt den Schiedsspruch im Streit zwischen Italien und Guatemala. Nachricht von der völligen Zerstörung St. Pierres. Vulkanische Eruptionen auf St. Vincent. Aufhebung des Diktatur-Paragraphen im Elsaß. Prinz Heinrich in Irland. — 11. Nachricht von der Unterdrückung des Aufstandes in Petschili und Kuangsi. Abschluß der Stichwahlen in Frankreich. — 12. Erste Verhaftungen in der Humbert-Crawford'schen Angelegenheit. — 13. Erklärungen Lord Lansdowne's über die Schwierigkeiten zwischen Siam und Frankreich. Völlige Genesung der Königin Wilhelmine von Holland. — 14. Protest Don Carlo's gegen die Krönung Alfons XIII. Abreise der Burenführer nach Vereenigung zu Beratungen über den Frieden mit England. Eintreffen des Präsidenten Loubet in Brest zur Abreise nach Rußland. — 16. Vertagung der Entscheidung über die Abtretung der dänisch-westindischen Inseln an die Vereinigten Staaten. — 17. König Alfons XIII. übernimmt die Regierung von Spanien.

Die Ermordung des russischen Ministers des Innern, Ssypjägin, der Rücktritt des alten Generals Wannowski von seiner Stellung als Minister der Volksaufklärung, endlich die Bauernunruhen in den Gouvernements Poltawa und Charkow haben die Aufmerksamkeit der Welt wieder in verstärktem Maße dem inneren Zustand Rußlands zugewandt. Wir stehen den Dingen, die sich auf diesem Boden abspielen, wie einem schwer verständlichen Problem gegenüber, denn parallel mit diesen inneren Wirren geht eine außerordentlich kühne und

nach bestimmter Richtung hin provocierende auswärtige Politik, die sich auf immer bereit liegende Mittel an Geld und Truppen stützt; sie zeigt sich zugleich entschlossen, nach allen Seiten hin einen rücksichtslosen wirtschaftlichen Kampf zu führen, der von der Voraussetzung auszugehen scheint, daß es nur in der Ordnung sei, daß die wirtschaftlichen Interessen der Nachbarn vor denen Rußlands zurücktreten. Man gewinnt demgegenüber den Eindruck, daß die innere und die äußere Politik Rußlands als selbständige, von einander gänzlich unabhängige Faktoren bestehen, oder doch höchstens in so weit sich gegenseitig bedingen, daß unter allen Umständen das Land zu leisten genötigt wird, was die Bedürfnisse der auswärtigen Interessen Rußlands von ihm fordern. Wir wollen auch im Prinzip den Satz gelten lassen, daß beide Gebiete der großen nationalen Interessen überall ihr besonderes Existenzrecht haben müssen, aber doch nur mit dem Vorbehalt, daß sie nicht in einen Kampf mit einander treten, in welchem dem unterliegenden Teil das vae victis des Siegers entgegenklingt. Thatsache ist jedenfalls, daß Rußland seine größte Ausbreitung nach außen hin und die gewaltigste Steigerung seines politischen Einflusses und seiner politischen Ansprüche in den Jahren durchgesetzt hat, die zugleich die allerschwersten in seinem wirtschaftlichen Leben während der letzten hundert Jahre gewesen sind. Wir wollen nicht zu weit zurückgreifen, um die Thatsache zu erhärten, aber seit 1891 ist fast jedes Jahr ein Hungerjahr gewesen, in welchem ein stetig zunehmender Teil des Reiches, und zwar in der ehemaligen Kornkammer Rußlands, dem Gebiet der schwarzen Erde, unter der materiellen Not fast zusammenbrach. Nicht zu hunderten, sondern zu vielen tausenden sind die Bauern dieser heimgesuchten Landstriche an Hungertyphus, Skorbut und anderen natürlichen Folgen des Notstandes umgekommen. Der Viehstand ist weithin gänzlich zu Grunde gerichtet, die Kornmagazine stehen leer, das notwendigste Ackergerät fehlt, und es kommt vor, daß ganze Gemeinden ihre Aecker liegen lassen, um während der Arbeitszeit, da sonst in aller Welt der Bauer keinen anderen Gedanken hat als den, sein Feld zu bestellen, in die Ferne zu ziehen, um das einträglichere Gewerbe des Bettlers zu betreiben. Eine künstlich emporgezogene, dann wieder sich selbst überlassene und schnell zusammenbrechende Industrie, die auf ein wohlhabendes Volk berechnet ist und bei den immer bescheidener werdenden Bedürfnissen der kleinen Leute und trotz der Unterstützung der Regierung nur langsam wieder aufzuleben vermag, um welche aber sich das für Rußland neue Proletariat sozialistisch unterwühlter Arbeiter niedrigsten Kulturniveaus schart, das ist das Bild, das uns aus den düster gehaltenen Berichten russischer Nationalökonomen und Publizisten und aus den gleichsam beiläufigen Bemerkungen der Tagespresse entgegenblickt. Wollte man die Klagen summieren: den Niedergang der Waldkultur, das Versanden der Flüsse, den unmöglichen Zustand der Landwege, die Hilflosigkeit des Volkes den Epidemieen gegenüber, den Mangel an Aerzten, die seit Einführung des Branntweinmonopols zunehmende Trunksucht, endlich den unerträglichen Druck der Steuern, man käme zu einem Resultat, das alle Kennzeichen völliger Hoffnungslosigkeit trüge. Und daneben jene anderen Klagen, die das Gebiet der geistigen und politischen Interessen des Landes betreffen: in der Dorfgemeinde, dem „Mir", die tyrannische Herrschaft der Dorfwucherer, der Kulaki, welche die Gemeindeämter in Händen haben und sie nutzen, um sich auf Kosten der anderen zu bereichern überall das Eingreifen der Beamten, deren Chikanen um so peinigender sind, je genauer

ihre Kenntnis der lokalen Verhältnisse ist; der klägliche Stand des Volksschulwesens, das Mißtrauen, das die Regierung den Organen der Kreis- und Landschaftsversammlungen entgegenträgt, die Kostspieligkeit und Unsicherheit der Justiz, endlich die harte Intoleranz, die den zahlreichen Sekten, die sich von der Landeskirche abgesondert haben, entgegengetragen wird. Das Volk weist die Schuld an all diesen Dingen natürlich nicht sich selbst und auch nicht dem Kaiser zu, an dem die große Masse nach wie vor hängt, sondern dem Beamtentum, den Tschinowniks, die, obgleich ihre sittliche Qualität sich im Durchschnitt nicht verschlimmert, sondern gehoben hat, wohl selten bitterer gehaßt worden sind als heute. Der russische Richterstand kann sogar im Durchschnitt seiner Vertreter nur gerühmt werden. Er gilt für unbestechlich und gerecht, und giebt seinen Spruch so gut oder so übel, als es die Eigenart der mechanisch fungierenden russischen Jurisprudenz, die nicht eine Wissenschaft, sondern ein Wissen darstellt, überhaupt möglich macht. Auch wird man nur selten in Rußland über die Richter klagen hören; die nikolaitischen Zeiten können in dieser Hinsicht als überwunden gelten, und ebenso kann trotz der ungeheuren Armee, die Rußland in Kampfbereitschaft hält, und trotz der Kosten, die sie fordert, das Heer nicht als ein unpopuläres Institut bezeichnet werden. Wer Soldat wird, ist vorläufig aller Not enthoben, da der Staat ihn gut kleidet und reichlich nährt, die Disziplin ihre frühere Härte verloren hat und ein ausgesprochen nationaler Zug durch die Truppe geht. Die Dienstjahre sind gewiß für zahlreiche russische Bauern die glücklichsten und sorglosesten ihres Lebens, denn sie werden dadurch in Verhältnisse versetzt, die ihrer Natur entsprechen: Sorge und Verantwortung gehören den Herren, und der Offizier übernimmt gleichsam die Rolle, die früher den Herren in den Tagen der Leibeigenschaft zufiel, nur mit dem einen wesentlichen Unterschiede, daß ihm Schranken gesetzt sind, die in alten Zeiten für den Gutsbesitzer nicht vorhanden waren. Was die Nation drückt, ist ein anderes Heer, das Heer der Verwaltungsbeamten und das gebotene Bündnis zwischen Büreaukratie und Absolutismus, die so wie sie bestehen sich gegenseitig bedingen, und eben deshalb auch in Abhängigkeit von einander stehen. Die kleinen Leute fühlen das instinktiv, die Gebildeten wissen es und drängen in die entgegengesetzte Richtung. Denn alles was zum Kreise der Gebildeten gehört, mit den geringen Ausnahmen der Fanatiker des Absolutismus, wie es Pobedonoszew ist, oder der hohen Beamten, die, wie der Finanzminister Witte, das absolutistische System als unerläßlichen Machtfaktor nützen, um ihre Aufgaben zu lösen, ist heute in Rußland liberal oder radikal gesinnt und erwartet alles Heil von freieren Formen des politischen Lebens. Die Verfassung ist das Ziel, das den geheimen Wunsch aller ausdrückt, und die große Verlegenheit der Regierung liegt darin, daß sie diesen Wunsch nicht erfüllen kann, da sie — vielleicht nicht mit Unrecht — fürchtet, daß eine russische Nationalvertretung die Schranken, die man ihr im Interesse der Selbsterhaltung von Staat und Dynastie setzen müßte, nur zu bald niederreißen würde. So ist man zum Ausweg gelangt, die nationale Phantasie durch Riesenunternehmungen, wie die asiatischen Bahnbauten sie darstellen, von den inneren Angelegenheiten abzulenken, ganz wie man dem nationalen Chauvinismus die nichtrussischen Völkerschaften des Reiches als Objekte der Russifizierung preisgegeben und dem Bekehrungseifer des Klerus die fremden Konfessionen dargeboten hat. Parallel damit ging die Ausdehnung der Grenzen nach der asiatischen Seite hin und die ge-

flissentlich genährte Vorstellung, daß Rußland noch eine große nationale und religiöse Mission an allen slavischen Stämmen der Balkanhalbinsel wie im Gebiet der nächsten europäischen Nachbarn, zumal Oestreich-Ungarns, zu erfüllen habe. Da nun aber diese Ziele sich nur mit Hilfe der Allianz und der sorgfältig gepflegten Freundschaft des republikanischen, von sozialistischem Parteiwesen durchsetzten Frankreich erreichen lassen, strömt aus eben diesen so hoch gehaltenen Beziehungen ein breiter Strom radikaler Doktrinen nach Rußland hinüber, dem namentlich die russische Jugend absolut wehrlos gegenübersteht, und die kritiklos übernommen werden. Die von der Büreaukratie in der Praxis vertretene, im Prinzip unbedenklich preisgegebene konservativ absolutistische Theorie steht vor dieser ganz elementar wirkenden Umbildung des russischen Geistes machtlos und ratlos, und es kann, recht erwogen, nur eine Frage der Zeit sein, wann die französische Weltanschauung die russische überwunden haben wird. In den Kreisen der Gebildeten hat sich diese Umbildung bereits vollzogen, wenn man, abgesehen von der studierenden Jugend, auch noch nicht wagt, sich zu ihr zu bekennen. In den studentischen Kreisen hat sie unter den jungen Männern wie unter den Studentinnen wahre Verheerungen angerichtet, die so traurige Auswüchse gezeitigt haben, wie sie uns bei den jüngsten Attentaten entgegengetreten sind. Die wirtschaftliche Krisis im Innern, die Ueberspannung der finanziellen Kräfte des Reiches, der nach außen hin drängende politische Ehrgeiz des Staates, das sind, kombiniert mit dem politischen Radikalismus der „Intelligenten", allerdings Momente der Beunruhigung, die heute die ernste Aufmerksamkeit aller politisch denkenden Köpfe in Anspruch nehmen müssen. Die große Frage ist, ob Rußland den Staatsmann findet, der ihm aus diesem Labyrinth hinaushilft. Es giebt in Rußland weite Kreise, die in dem neuen Minister des Innern, Plehwe, diesen Mann gefunden zu haben meinen. Zar Nikolaus II. hat ihn mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet. Wir wollen hoffen, daß er sie nicht nur nutzt, um die Symptome der allgemeinen Unzufriedenheit niederzuhalten, sondern um die Uebelstände zu beseitigen, die jene Symptome hervorgerufen haben.

In der großen Politik macht sich das Gewicht dieser besonderen russischen Verhältnisse dahin geltend, daß neben der folgerichtigen und in der Form stets maßvollen offiziellen Politik der russischen Regierung, die zudem noch mit der Phraseologie der nikolaitischen Periode zu argumentieren liebt, eine ganz außerordentlich provozierende Zeitungspolitik hervorgeht, welche systematisch darauf hinausarbeitet, vorhandene Gegensätze zuzuspitzen und ins Ungeheuerliche zu übertreiben, und die durch die Insolenz ihres Tones selbst der gelben Presse Amerikas überlegen ist. Man gewinnt den Eindruck, als ob die russische Regierung diesem Treiben freien Lauf läßt, weil sie darin ein Ventil erblickt, das der überhitzten Atmosphäre im Innern einen Ausweg gestattet. Es ist das aber ein gefährliches Spiel, weil auf diesem Wege ein ganzes Programm irrtümlicher Anschauungen sich in der öffentlichen Meinung des Landes festsetzt, und daraus der Schluß gezogen wird, daß es Pflicht der Regierung sei, dieses Programm zu verwirklichen. Einer der ersten und wesentlichsten Grundsätze des politischen Glaubensbekenntnisses, das auf diesem Wege in Umlauf gesetzt worden ist, sagt, daß die Einigung Deutschlands vom russischen Standpunkte aus als ein Uebelstand zu bezeichnen sei, ein zweiter, daß die natürliche Aufgabe Rußlands dahin geht, alle Slaven der Welt um sich zu scharen und daß daher zunächst der Ein-

fluß Oesterreichs auf der Balkanhalbinsel zu brechen und danach die österreichischen Slaven Rußland anzuschließen seien. Ein dritter Glaubensartikel verlangt die Verdrängung jedes nicht russischen Einflusses aus Vorder-, Mittel- und Ostasien und richtet seine Spitze zunächst gegen England, dann aber gegen Deutschland, dessen gute Beziehungen zur Türkei und dessen beginnende wirtschaftliche Arbeit in der Levante und im Euphratgebiet zu kaum faßlichen Zornausbrüchen der gesamten russischen Publizistik — ohne jede Ausnahme — geführt hat. Das giebt im Resultat eine Todfeindschaft gegen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, die Türkei und England und erscheint umsomehr als ein Absurdum, als gleichzeitig dem französischen Bundesgenossen sehr ernstlich das Recht bestritten wird, überall da, wo im Orient Anhänger der orientalischen Kirche leben, auf den alten Straßen der französischen Orientpolitik weiter zu schreiten. Dagegen sucht man — wir reden immer von der Presse — mit allen Mitteln dahin zu wirken, in Hinterasien und in Ostasien die französisch-englischen Gegensätze zu steigern und womöglich auch in Nordafrika das gleiche Ziel zu erreichen. So wird heute Siam als Punkt möglicher Konflikte zwischen den beiden Westmächten scharf ins Auge gefaßt und nebenher eifrig daran gearbeitet, Italien vom Dreibunde und damit von England zu lösen, um es für den Fall englisch-französischer Konflikte in das französische Lager zu führen. Das alles läßt sich durch eine lange Reihe von Beispielen aus der russischen Presse belegen und noch wesentlich erweitern, sobald man von den Hauptpunkten auf die Einzelheiten übergeht. Wir halten es für nötig, einmal nachdrücklich darauf hinzuweisen, weil sich keineswegs dafür eine Bürgschaft übernehmen läßt, daß nicht einmal der Augenblick eintritt, da jene öffentliche Meinung ihr Programm der Regierung oktroyiert, oder diese, um einen Ausweg zu finden, es freiwillig übernimmt.

So liegen die Dinge und damit hat die Welt zu rechnen, wenn sie sich nicht in Illusionen verfangen will.

Daß die Vorwahlen für die französische Kammer am 27. April der Politik des Ministeriums Waldeck-Rousseau trotz aller Anstrengungen der Gegner einen Erfolg gebracht haben, haben wir erwartet und ist durch den Ausfall der Stichwahlen bestätigt worden. Es bedeutet eine tiefe Enttäuschung für die offenen und verkappten Gegner der demokratisch-sozialistischen Republik, denn so müssen wir wohl die gegenwärtige Staatsform Frankreichs bezeichnen. Die Monarchisten sind aus dem Felde geschlagen, und wenn sich kein Führer für sie findet, der mehr Persönlichkeit zeigt als die farblosen Gestalten der orleanistischen und bonapartischen Prätendenten, sind sie es wohl für immer. Die Republik ist nicht eigentlich populär geworden, wohl aber ist sie heute allen Franzosen als das Gewohnte und Bekannte lieber als das Neue, in welcher Form immer es sich auch als Zukunftsperspektive darstellen mag. Man fürchtet von der Monarchie wie von den Nationalisten Abenteuer in der großen Politik, von den Antisemiten die Erneuerung des Dreifußhaders, von den extremen Sozialisten den Umsturz der geltenden Besitzverhältnisse. Unter diesen Umständen erscheint die von Waldeck-Rousseau vertretene Richtung, trotz der Konzessionen, die sie durch die Aufnahme Millerands der sozialistischen Zeitströmung gemacht hat, immer noch im Lichte einer Art Assekuranz für Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung und für regelmäßige und gerechte Arbeit der geltenden Gesetze. Wirklich unzufrieden sind wohl nur die entschieden kleri-

kalen Elemente, und wir halten für sehr wahrscheinlich, daß sie den eigentlichen Mittelpunkt der Opposition bilden werden, mit denen die Regierung zu rechnen haben wird, wenn nach den Stichwahlen des 11. Mai die Kammer wieder zusammentritt. Dagegen läßt sich keineswegs vorhersagen, aus welchen Personen, abgesehen von dem über den Wassern schwebenden Präsidenten, Loubet, diese Regierung bestehen wird. Daß sie nur in den von Waldeck-Rousseau gewiesenen Bahnen weiter gehen kann, ergiebt sich aus den Wahlen; aber die Personenfrage bleibt offen. Will Waldeck-Rousseau Ministerpräsident bleiben, so kann er dieses Ziel sicher erreichen. So ungewöhnlich es in Frankreich ist, daß ein Mann sich so lange behauptet, möglich ist es heute jedenfalls. Aber es steht nicht fest, ob der Ministerpräsident nicht vorzieht freiwillig zurückzutreten, entweder um als Kandidat für die nächsten Präsidentschaftswahlen aufzutreten, oder aber weil er wirklich müde ist. Sicher scheint, daß Doumer in dem Ministerium einen Sitz finden wird, unsicher ist die Rückkehr Delcassés als Minister des Auswärtigen, er hat durch die anglophile Richtung seiner Politik und durch allerlei kleine Ungeschicklichkeiten an Popularität eingebüßt, und ebenfalls unsicher ist es, ob Millerand in das Kabinet zurückkehrt. Es ist weder undenkbar, daß die Regierung sich stark genug fühlt, ihr sozialdemokratisches Ventil zu schließen, noch daß sie es für nützlicher findet, einen anderen hungrigen Ehrgeiz an den Tisch zu setzen, an welchem der etwas verbrauchte Millerand keinen Platz hatte.

Für den Gesamtzusammenhang der Weltpolitik halten wir den Ausgang der französischen Wahlen in Summa für erfreulich. Es geht den Mächten im Grunde ebenso wie den Franzosen selbst. Die Richtung der gegenwärtigen französischen Regierung ist ihnen etwas Bekanntes, mit dem sie zu rechnen wissen, jede Wandlung dagegen bringt das Unberechenbare ans Ruder. Die Reise des Präsidenten Loubet nach Petersburg bringt gleichfalls keinen neuen Faktor in die große Politik hinein. Man hat sich gewöhnt, mit den Ueberschwänglichkeiten zu rechnen, die bei solchen Gelegenheiten sich vorzudrängen pflegen, und schätzt sie auf ihre richtige Bedeutung ein. Es gilt heute in den Kreisen, welche der politischen Bewegung aufmerksam folgen und die Gleichgewichtsverhältnisse der Allianzen sorgfältig beachten, für sicher, daß Rußland und Frankreich in gewissem Sinn sich gegenseitig in den möglichen europäischen Konfliktsmomenten zügeln und eine Politik der Abenteuer nicht aufkommen lassen. Das gilt sowohl in Bezug auf den europäischen Orient wie in Bezug auf die Revanchefrage. Im großen Orient liegen die Dinge anders, und wir wagen noch nicht ein Prognostikum zu stellen. Nach der Deklaration der englisch-japanischen und der Gegendeklaration der russisch-französischen Allianz sind wir in das Stadium einer politischen Arbeit getreten, die vorsichtig tastend vorgeht und sich den Boden für Zukunftsmöglichkeiten vorzubereiten bestrebt ist. Die Chinesen in der Mandschurei mit ihren die Sicherheit der russischen Eisenbahnen gefährdenden Räubereien, die sich an der siamesischen Grenze aufbauenden Gegensätze, das wirtschaftliche Vordringen der Japaner in Korea und darüber hinaus bis hart an die russischen Grenzen, endlich die wie es heißt jetzt überwundene Gährung im südlichen China und in Petschili, das alles sind die ersten Symptome künftiger Wandlungen, deren Gestalt sich noch nicht erkennen läßt. Graf Goluchowski hat deshalb durchaus recht, wenn er in seiner Darlegung der allgemeinen Weltlage vor den österreich-

ungarischen Delegationen erklärte, daß jene beiden den äußersten Osten umfassenden Bündnisse in ihrem Effekt eine Aufrechterhaltung des Friedens verbürgten. Für den Augenblick und für die nächste Zukunft erscheint uns das durchaus richtig. Ob für die weitere Zukunft, das ist eine durchaus andere Frage, da sich keineswegs vorhersagen läßt, zu welcher Politik England greifen wird, wenn einmal die Last des südafrikanischen Krieges ihm abgenommen ist. Wann und wie das geschehen wird, das hängt ebenso sehr von den mit Energie und Heldensinn wacker kämpfenden Buren, wie von den Engländern ab. Ohne einen Kompromiß, in dem beide Teile Zugeständnisse machen, ist der Friede in den nächsten Monaten und vielleicht in den nächsten Jahren nicht zu haben. Der Uebermacht Englands haben die Buren ihren Todesmut entgegengesetzt, aber sie können sich nicht verhehlen, daß sie vor der Möglichkeit stehen, als Volk buchstäblich ausgerottet zu werden; die Engländer wiederum spüren trotz ihres Reichtums die Lasten dieses Krieges bereits sehr deutlich und sehr drückend. Daß die großen amerikanischen Trusts ihnen wirtschaftlich erobernd auf ihre Insel und in ihre Kolonieen eingreifen werden, hatte vor drei Jahren niemand für möglich gehalten und war auch nicht zu erreichen, so lange England seine beste Kraft und mehr als den Ueberfluß seiner Schätze nicht an den afrikanischen Boden band. Auch hat die gegenwärtige Weltlage die eigentümliche Erscheinung zu Tage gefördert, daß das Vorschreiten der anderen Mächte überall auf Gebieten stattfindet, von denen England in stolzer Zuversicht annahm, sie seien ihm vorbehalten. Das alles drängt auf einen Abschluß in Südafrika. So haben seit dem 14. April Verhandlungen der Burengenerale mit Lord Kitchener begonnen, von deren Ausgang wir noch immer nichts wissen, die aber dazu geführt haben, daß in den einzelnen Burenkommandos eine Art Plebiszit vorgenommen wird. Auch die Punkte, über welche als Grundlage eines zu erreichenden Friedens abgestimmt wird, kennen wir nicht. Jedenfalls muß England, trotz der Rede, die Lord Salisbury am 7. Mai vor der Primrose League gehalten hat, von seinem ursprünglichen Programm, der Unterwerfung auf Gnade und Ungnade (unconditional surrender), abgestanden haben, denn mit diesem Programm gab es überhaupt keinen Frieden. Auch scheint uns die Rede des edlen Lord mit Worten zu spielen, die bestimmt sind, einen notwendig gewordenen Systemwechsel zu verdauen. Wir hoffen trotz allem auf einen günstigen Ausgang, für die Buren selbst, damit ihr Stamm und ihr Blut der Welt erhalten bleibt und ihr Name nicht nur als stolze Erinnerung, wie der der Gothen, sondern als eine Realität weiterlebt, sodann aber auch für England, das in dem großen Zusammenhang der Weltpolitik ein notwendiger und nützlicher Faktor ist, der uns ungeachtet aller Gegensätze national näher steht, als die übrigen Völker der Erde.

Graf Goluchowski hat in der schon erwähnten Rede die bevorstehende Erneuerung des Dreibundes angekündigt, und das ist gewiß erfreulich. Mit allzugroßer Spannung haben wir dem Ausgang nicht entgegengesehen; die Verhältnisse liegen und lagen doch so, daß die Verbindung der beiden Mächte mit Deutschland jenen einen stärkeren Halt bietet, als wir ihn durch die Bundesgenossenschaft von Oesterreich-Ungarn und Italien erhalten. Eine Macht wie das Deutsche Reich kann allezeit Kombinationen zu einer Verbindung mit anderen Mächten finden, bei der sie ihren Vorteil sichert. Aber der Dreibund stellt eine alte, historisch bewährte Verbindung dar, und deshalb ist es uns

lieb, daß sie sich erneuert hat. Auch die übrige Welt hat sich gewöhnt, mit dieser Gruppierung zu rechnen und daraus in praxi den Schluß gezogen, daß es nicht geraten ist, am friedlichen status quo Europas zu rühren. Der Hinweis des Grafen Goluchowski auf die Gefahren, die sich auf der Balkanhalbinsel häufen, wirkte recht beunruhigend, obgleich er zugleich betonte, daß Rußland und Oesterreich-Ungarn seit dem Vertrage von 1897 darin einig sind, jene revolutionären Bestrebungen — es wurde dabei wohl zunächst an das Treiben des makedonischen Komitees gedacht — niederzuhalten. Die Frage bleibt nur, ob die vom Grafen Goluchowski der Türkei als unerläßlich empfohlenen Reformen überhaupt zu erreichen sind. Wir möchten das keineswegs mit voller Bestimmtheit bejahen.

In Belgien ist der Versuch der Sozialisten, das Parlament durch Straßendemonstrationen ihrem Willen zu zwingen, nun doch glücklich gescheitert, und ebenso ist der geplante Gesamtausstand der belgischen Arbeiter in sich zusammengebrochen. Die Bewegung erschien gefährlicher als sie thatsächlich gewesen ist, und so läßt sich hoffen, daß eine Ernüchterung dieser aufgeregten und lärmenden belgischen Sozialdemokratie erfolgen wird. Der Streit zwischen Italien und der Schweiz, bei dem alle unsere Sympathieen auf italienischer Seite sind, trug und trägt den Charakter eines politischen Kuriosums und wird über kurz oder lang wohl durch Schiedsspruch oder Vermittelung geregelt werden. Verkennen läßt sich jedoch nicht, daß der Schutz, den die Schweiz anarchistischer Zügellosigkeit gewährt, vom allgemein europäischen Standpunkte aus Bedenken erregen muß. Zwischen voller Preßfreiheit und voller Zügellosigkeit der Presse ist nicht nur ein gradueller, sondern ein prinzipieller Unterschied, über den die offizielle Spitze eines Staates, der die Gemeinschaft mit anderen Staaten aufrecht erhalten will, sich unmöglich hinwegsetzen darf. Er untergräbt sonst die Fundamente, auf denen er steht. Die erschütternde Nachricht von der Zerstörung von St. Pierre auf Martinique, von der Verwüstung St. Vincents, und der nicht unwahrscheinlichen Gefährdung weiterer Inseln der vulkanischen Antillengruppe hat das Mitgefühl der ganzen Welt in hohem Grade erregt. Die Zerstörung ist furchtbarer und tragischer als die von Herculanum, Stabiae und Pompeji, die entsetzlichste Katastrophe, von der menschliche Erinnerung weiß. Am meisten betroffen ist Frankreich, und Kaiser Wilhelm hat in seinem schönen Telegramm an den Präsidenten Loubet unser aller Empfindung den rechten Ausdruck zu geben verstanden. Ein Zufall hat es gefügt, daß parallel mit den ersten Nachrichten von diesem großen Unglück die Aufhebung des Diktaturparagraphen in Elsaß erfolgte. Die Maßregel ist nicht nur im Reichslande, sondern überall, speziell aber in Frankreich, sympathisch aufgenommen worden. Es ist ein weiterer Schritt auf dem Wege der Versöhnung, den unsere Politik überall konsequent einzuhalten bemüht ist. Es wird nicht an ihr liegen, wenn ihr Ziel nicht erreicht werden sollte.

Wir schließen mit dem Ausdruck der Freude darüber, daß die große Gefahr, in welcher das Leben der jungen Königin von Holland schwebte, nun glücklich überwunden ist.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Mallow.

IX. Die Arbeiten des Reichstags nach Ostern.

Wenn bisher die Betrachtungen über unsere innere Politik durch das Uebergewicht der Zolltariffrage zu einer gewissen Einförmigkeit verurteilt waren, so bietet die parlamentarische Arbeit nach den Osterferien dafür eine Entschädigung. Der Reichstag hat sich noch mit einer ganzen Reihe anderer interessanter Fragen befassen können und auch wirklich ein nicht unbedeutendes Quantum wichtiger Arbeit geleistet.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der Frage aller Fragen steht die Angelegenheit der sogenannten kleinen Diätenvorlage oder der „Sommerdiäten", wie sie von Einigen getauft worden sind, von anderen weniger liebenswürdigen Benennungen ihrer Gegner ganz zu schweigen. Es handelt sich um das Pauschquantum, das den Mitgliedern der Zolltarifkommission als Entschädigung dafür gezahlt werden soll, daß sie noch während der Zeit der Vertagung des Reichstags beisammen bleiben und sich durch die zähe Materie des Zolltarifs hindurcharbeiten. Die Gegnerschaft gegen diesen Vorschlag ist durch zwei Gesichtspunkte bedingt, einmal durch die Stellung zum Zolltarif überhaupt, dessen Gegner in dieser Geldzahlung einen willkommenen Anlaß sehen, um gegen eine solche Förderung des verhaßten Gesetzentwurfs zu eifern, — sodann durch den in fast allen Parteien vertretenen Wunsch, zur Einführung allgemeiner Diäten für den Reichstag zu gelangen. Im Zusammenhang mit diesem Wunsch werden nun aber die Diäten für die Kommission recht verschieden beurteilt. Die Einen sagen: beide Fragen haben gar nichts mit einander zu thun; die Andern aber meinen: die Annahme der Kommissionsdiäten versperrt uns den Weg zur Erlangung allgemeiner Diäten. Die Begründung für letztere Behauptung ist allerdings nicht ganz klar. Sie würde zutreffen, wenn die Diätenfrage zur Zeit eine strittige Rechtsfrage wäre. Dann könnte man sagen, daß die Bewilligung dieser Ausnahmediäten die Anerkennung in sich schlösse, es sei auf allgemeine Diäten keine Aussicht. So liegt die Sache aber nicht. Bei dem jetzigen Stande der Dinge ist die Zahlung von Diäten nicht verfassungsgemäß; das ist sonnenklar. Selbstverständlich aber kann die Verfassung in diesem Punkte einmal geändert werden, wenn die gesetzgebenden Faktoren in der gesetzlich vorgesehenen Form darüber einig sind, und das kann jederzeit geschehen, gleichviel ob vorher einmal irgend welchen Reichstagsmitgliedern Entschädigungen ähnlicher Art bewilligt worden sind oder nicht. Die Mehrheit des Reichstags hat sich denn auch auf den Boden der Vorlage gestellt und die recht heftige und erbitterte Opposition der Linken besiegt. Gleichzeitig ist freilich

auch von der Mehrheit, die sich für die Sommerdiäten erklärte, der Not- und Ausnahmecharakter dieser Maßregel nicht verhehlt worden, und es ist nicht zu leugnen, daß damit der ganzen Sache ein nicht gerade erfreuliches Gepräge gegeben wird. Sicherlich wäre es vorzuziehen gewesen, wenn man zur Durchberatung des Zolltarifs keiner außerordentlichen Aufwendungen bedurft hätte, noch dazu solcher, deren Bewilligung eine Verfassungsbestimmung, wenn auch nur teilweise und vorübergehend, aufhob. Aber es war nun einmal der einzige Ausweg zur Ueberwindung der nächstliegenden Schwierigkeit, und daß er trotz der offen geäußerten Bedenken beschritten wurde, legt immerhin Zeugnis dafür ab, daß die Hoffnungen, das Werk wirklich zu Ende führen und zu einem brauchbaren Ergebnis zu gelangen, noch nicht erloschen sind. Das ist indessen wohl die einzige gute Seite, die man der Sache abgewinnen kann.

Die allgemeine politische Lage brachte es mit sich, daß die äußere Anteilnahme an diesen Verhandlungen sehr viel reger erschien, als bei einer andern Beratung, die an sich sehr viel wichtiger und bedeutungsvoller war, als die Diätenfrage. Es ist die Seemannsordnung, deren Beratung der Reichstag endlich vollendet hat. Längst wurde es als ein dringendes Bedürfnis empfunden, die alte Seemannsordnung vom 27. Dezember 1872 einer durchgreifenden Aenderung zu unterziehen, da sie noch mit Verhältnissen rechnete, die sich in den letzten dreißig Jahren von Grund aus umgestaltet haben. Daß die alten Bestimmungen zu der Eigenart der heute überwiegenden großen Dampfschiffahrtsbetriebe nicht mehr passen wollten, erwies sich auf die Dauer immer mehr als ein Mißstand, der nicht nur geschäftliche Unzuträglichkeiten mit sich brachte, sondern auch aus sozialpolitischen Gründen nicht mehr aufrecht erhalten werden durfte. Nachdem die schwierige Ausarbeitung des neuen Entwurfs endlich vollendet war, erwiesen sich die parlamentarischen Verhältnisse der weiteren Förderung der Sache nicht günstig. Man hatte glücklich wenigstens die Kommissionsberatung hinter sich, als vor einem Jahre die Vertagung des Reichstags die Durchberatung der Vorlage nochmals verschob. Diese geriet dadurch in den Tagesabschnitt hinein, der ganz und gar unter dem Zeichen des Zolltarifs stand. Der Reichstag begann die zweite Beratung zwar sofort bei seinem Zusammentritt im November 1901, aber er konnte sich nur wenige Tage damit beschäftigen; dann brach er die Verhandlungen jäh ab, und erst nach Ostern wurde die zweite Beratung beendet und dann auch die dritte zum Ziele geführt. In allen Stadien dieser parlamentarischen Arbeit hatte der Gesetzentwurf einen starken Ansturm von sozialdemokratischer Seite auszuhalten. Die Partei überschüttete den Entwurf mit einer Fülle von Abänderungsanträgen, die darauf hinzielten, nicht nur den Schutz der Rechte der Schiffsmannschaften gegenüber dem Eigentümer und Führer des Schiffs weit über das Maß des Billigen und Gerechten auszudehnen, sondern auch den Grundsatz der Koalitionsfreiheit auf das Ausgiebigste zur Geltung zu bringen. Der Entwurf hatte sich bemüht, sorgfältig die Punkte zu unterscheiden, in denen der Seemannsberuf nach Grundsätzen zu beurteilen ist, die der allgemeinen modernen Auffassung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer entsprechen, in denen also der Seemannsberuf trotz bestimmter Eigentümlichkeiten ein Gewerbe ist, wie andere auch, — und andererseits die Punkte, in denen die besondere Lage des Seemanns bei Ausübung seines Berufs dazu zwingt, die Verantwortlichkeit und Autorität des Schiffsführers zu

sichern und darum den Rücksichten der Disziplin den ihnen gebührenden Raum zu gewähren. In der erstgenannten Beziehung stand der Entwurf auf dem Boden einer maßvollen Sozialreform; in Bezug auf die Disziplin im Schiffsdienst aber hielt er mit vollem Recht an den erprobten Erfahrungen fest, die sich aus der Praxis des seemännischen Lebens ergeben hatten. Die Sozialdemokratie hätte gern diese Grenze verwischt, und in diesem Sinne stellte sie Antrag über Antrag. Der Reichstag lehnte jedoch diese Bestrebungen fast durchweg ab, und so hat die Seemannsordnung trotz mannigfacher Abänderungen im einzelnen, — die übrigens zum großen Teil nur redaktioneller Natur waren, — im großen und ganzen die Gestalt behalten, die den Grundsätzen des ursprünglichen Entwurfs entspricht. Die Erfahrung wird ja auch an dem neuen Werk manche Mängel aufdecken, aber ein entschiedener Fortschritt ist dadurch in jedem Falle bezeichnet: die Lage der Seeleute erscheint von mancherlei Unzuträglichkeiten befreit, dem neuen bürgerlichen Recht angepaßt und in sozialer Beziehung wesentlich verbessert. Ein bedeutungsvolles Werk ist damit zu stande gebracht.

Unter den gesetzgeberischen Arbeiten, die der endlich zu regerer Arbeitslust erwachte Reichstag außerdem endgiltig erledigt hat, ist neben einigen kleineren Vorlagen auch das Schaumweinsteuergesetz zu nennen. Die Anregung dazu stammt noch aus den Tagen des heißen Ringens um das Flottengesetz. Damals wollte man dem Reiche neue Einnahmequellen erschließen unter dem deutlich hervorzuhebenden Gesichtspunkte, mit dieser neuen Last die besonders leistungsfähigen Schultern zu belasten. Diesem Gedanken schien vornehmlich eine Luxussteuer zu entsprechen, und als solche bot sich in erster Linie die Besteuerung des Schaumweins dar. Man hat damit wohl mehr ein Zugeständnis an volkstümliche Auffassungen gemacht, als daß man streng volkswirtschaftlichen Erwägungen folgte. An dem prickelnden Getränk haftet nun einmal die Vorstellung des fröhlichen Genusses, des Leichtsinns und des Ueberflusses. Wer eine gute Flasche Rheinwein zu 3 Mark trinkt, der ist ein solider Mann; wer aber deutschen Schaumwein zu 2,50 Mark trinkt, der erweckt den Verdacht, daß er eine leichtsinnige Ader hat. Es mag das nur erwähnt werden, um darauf hinzuweisen, daß das Herausgreifen dieser besonderen Art der Weinbereitung zur Besteuerung vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus allerdings etwas Willkürliches an sich hat. Man kann sich daher nicht wundern, daß sich in den weinbautreibenden Gegenden an diesen Gesetzentwurf die Besorgnis heftete, es könnte das nur der Anfang weiterer Maßregeln sein, die geeignet seien, den deuschen Weinbau zu schädigen. Die starke Mehrheit des Reichstags konnte aber bei der allgemeinen Stimmung und bei den Schwierigkeiten der Finanzlage diesem Bedenken nicht Rechnung tragen. Er hat die von der Regierung gewünschten Steuersätze etwas herabgesetzt — von 60 auf 50 Pf. für die Flasche Schaumwein und von 20 auf 10 Pf. für schäumenden Fruchtwein —, er hat auch versucht, einige Härten in den Kontrolvorschriften zu mildern, sonst aber das Gesetz angenommen. Die finanzielle Wirkung wird übrigens voraussichtlich recht unbedeutend sein.

Etwas Staub aufgewirbelt hat die Vorlage, die den Reichstag unter der amtlichen Bezeichnung: „Entwurf eines Gesetzes betr. Abänderung des § 7 der Strafprozeßordnung" beschäftigt hat. Es handelte sich um die Beseitigung des sogenannten fliegenden Gerichtsstandes der Presse. Man konnte dabei einen jener Fälle beobachten, in denen der

Eifer der Zeitungen in seltsamem Gegensatz steht zu der kühlen und gleichgiltigen Haltung des zeitungleſenden Publikums. Sehr begreiflich! Die Presse kämpfte pro domo, das Publikum aber kümmert sich herzlich wenig um die innern und persönlichen Verhältnisse der Presse, zumal es durch einen großen Teil der am meisten verbreiteten Blätter systematisch daran gewöhnt ist, den Nachrichtenstoff in der Form zu erhalten, die das Nachdenken möglichst erspart, und dazu gehört auch die möglichst unpersönliche Form. Im Uebrigen steht der deutsche Philister dem „Zeitungsschreiber" eher feindlich als freundlich gegenüber; denn wenn ihm dieser auch nichts gethan hat, so empfindet er doch dunkel in der bloßen Thatsache, daß es ein Mensch ist, der seine Meinung drucken läßt, ohne durch Titel und Amt dazu befugt zu sein, einen Eingriff in die Souveränetät des Stammtisches. Die Presse findet daher, wenn sie ihre Existenzbedingungen oder auch nur ihre einfachsten Rechte verfechten will, nirgends so wenig Rückhalt bei der öffentlichen Meinung, als in Deutschland. Dazu kommt, daß der Durchschnitt der Menschen in erster Linie nicht nach dem Prinzip fragt, sondern nach der Person, die es angeht. Da es aber den Leuten vollkommen gleichgiltig ist, ob ein Redakteur, der für eine strafbare Handlung seines Blattes verantwortlich gemacht wird, in Berlin oder Buxtehude vor Gericht gestellt wird, so bekümmern sie sich auch nicht darum, welche rechtlichen Auffassungen von grundsätzlicher, auch auf andere Verhältnisse sich erstreckender Bedeutung dabei zum Ausdruck kommen. Und doch ist das die Hauptsache bei der ganzen Frage. Bei dem „fliegenden Gerichtsstand der Presse" handelte es sich um die Entscheidung über eine unhaltbar gewordene Gesetzesauslegung. Ueber dieses Thema werden häufig recht oberflächliche Meinungen ausgesprochen, teils weil viele Leute die Berechtigung und Notwendigkeit des eigentümlichen juristischen Denkens überhaupt nicht zu fassen vermögen, teils weil sie sich nicht klar machen, welchen Raum die Kunst der Auslegung und Anwendung des Gesetzes auch bei der vollkommensten nur irgend denkbaren Gesetzgebung zu beanspruchen hat. Das Gesetz stellt eine ganze Reihe starrer Grundsätze dar, aus deren Anwendung auf den einzelnen Fall der Richter erst das Recht macht. Die Kritiker vergessen dabei nur allzu leicht, daß, je starrer und je mehr auf den Einzelfall zugeschnitten das Gesetz ist, und je mehr die menschlichen Eigenschaften des Richters, der aus dem Gesetz das Recht zu „finden" hat, ausgeschaltet werden, desto größer die Gefahr ist, daß summum jus summa injuria wird, die höchste Uebereinstimmung mit dem Gesetz die größte Verletzung des Rechts in sich schließt. Können wir aber das menschliche Medium der Persönlichkeit des Richters nicht entbehren, um aus dem Gesetz im einzelnen Falle das Recht zu prägen, so müssen wir auch mit der Möglichkeit des Irrtums rechnen. Es ist tief bedauerlich, wenn die öffentliche Kritik der Richtersprüche und Gesetzesauslegungen ein Moment der Unruhe und des Mißtrauens in unsere Rechtspflege dadurch hineinträgt, daß sie nicht scharf genug die Grenze berücksichtigt, vor der sie Halt machen sollte. Wie weit nebenbei allgemein beobachtete Erscheinungen Verbesserungen in der durchschnittlichen Qualifikation der Richter oder in Art und Methode ihrer juristischen Vorbildung notwendig erscheinen lassen, ist eine Frage, die wieder für sich besteht. Hier kommt es uns nur auf die Frage der Auslegung der Gesetze an, und darin ist Zurückhaltung der Kritik geboten. Aber nicht selten gelangt die Sache an einen Punkt, wo dennoch das Eingreifen der Gesetzgebung geboten ist. Nicht in der gelegentlichen irrtümlichen oder

sonderbaren Auslegung dieser oder jener gesetzlichen Bestimmung liegt eine Gefahr, wohl aber darin, daß gewisse Interpretationen in der Praxis der Gerichte selbst wieder zu einer Art von neuem Gesetz erstarren. Diese Gefahr ist durch die Entscheidungen unseres höchsten Gerichtshofes, denen sich die Rechtsprechung aus sehr natürlichen Gründen allgemein anbequemt, in vielen Gründen sehr nahe gelegt. Diese Entscheidungen dienen nur zu oft nicht als berechtigte Anhaltspunkte für die Entscheidung des Richters, sondern als feststehende, alleingiltige Ergänzungen des Gesetzes. Das ist besonders bedenklich, wenn die Auslegung, die ursprünglich nur als „zulässig" gelten und daher sehr wohl in einem Einzelfalle „Recht" sein konnte, mit der Zeit das Ansehen der „richtigen" Auslegung auch dann erhält, wenn sie der Absicht des Gesetzgebers offenbar zuwiderläuft. Man sollte meinen, die Faktoren der Gesetzgebung hätten in solchen Fällen die Pflicht, eine neue Beratung des Gegenstandes anzuregen und entweder die ursprüngliche Absicht des Gesetzgebers noch einmal klar zum Ausdruck zu bringen, oder die Erfahrungen und Bedürfnisse der Praxis in einer Aenderung des Gesetzes zu bestätigen. Es ist immer ein schlechtes Zeichen und muß auf die ganze Rechtsanschauung ungünstig einwirken, wenn in den erwähnten Fällen nichts geschieht oder gar die Volksvertretung die Regierung Jahre hindurch antreiben muß, einen offenbaren Mißstand solcher Art abzustellen, weil der bestehende Zustand, obgleich er das allgemeine Rechtsgefühl verletzt, der Staatsgewalt aus irgend einem Grunde bequem ist. Damit ist zugleich die grundsätzliche Bedeutung der Beratungen über den fliegenden Gerichtsstand der Presse bezeichnet. Mit Hilfe einer künstlichen, von dem Gesetzgeber ursprünglich nicht gewollten und thatsächlich früher auch von Niemand angenommenen Deutung der gesetzlichen Bestimmungen über den Gerichtsstand war es dahin gekommen, daß ein Redakteur eines weitverbreiteten Blattes an jedem Orte, wo ein Exemplar desselben hingekommen war, d. h. in Wirklichkeit an einem beliebigen Orte, der der Anklagebehörde gerade paßte, vor Gericht gestellt werden konnte. Daß das ein Mißbrauch und eine Ungerechtigkeit war, stand in der allgemeinen Meinung längst fest. Jahre aber sind vergangen, bis der Reichstag zu der Forderung der Abstellung dieses Uebels gelangte. Und wiederum lange Zeit ging darüber hin, bis die Regierung sich entschloß, dem Beschluß des Reichstags nachzugeben. Jetzt sind nun endlich die schlimmsten Uebelstände beseitigt worden, und in Anbetracht des wesentlichen Fortschritts uud der Beseitigung der ärgsten Willkür muß es verschmerzt werden, daß nicht alle billigen Wünsche der Presse erfüllt worden sind, sondern noch ein Rest des fliegenden Gerichtsstandes in Gestalt eines doppelten Gerichtsstandes bei Privat-Beleidigungsklagen beibehalten worden ist. In prinzipieller Beziehung bleibt die unerfreulichste Erscheinung dabei die, daß der Reichstag gegen die Ungeheuerlichkeiten der bisherigen Rechtszustände nicht entschiedener Front machte und daß andererseits die Reichsregierung, nachdem sie sich entschlossen hatte, den Wunsch der Volksvertretung zu erfüllen, nicht mit einem energischen Schritt selber auf den Boden der neuen Ordnung trat, sondern mit unnötigem Nachdruck zu verstehen gab, daß sie sich von der Volksvertretung nur schieben ließ. Der Inhalt dessen, was die Regierung bot, mochte sein, wie er wollte, — unter allen Umständen mußte er durchaus als eigene wirkliche Rechtsanschauung der Regierung vertreten werden; es durfte nicht der Eindruck erweckt werden, daß in einer das Rechtsgefühl betreffenden Frage die Regierung sich nur aus Nachgiebigkeit gegen die

Volksvertretung dazu bestimmen lasse, eine bequeme Handhabe der Rechtswillkür aus der Hand zu geben. Aber die widerstrebenden Elemente waren in diesem Falle wohl sehr mächtig, weil unsere Bürokratie einerseits von Argwohn gegen die Presse erfüllt ist, andererseits aber von den Aufgaben und Lebensbedingungen der Presse nur sehr mangelhafte Begriffe hat. Das reicht bis in die höchsten Stellen der Verwaltung hinauf. Der Reichskanzler ist allerdings von solchen kleinlichen Auffassungen vollkommen frei, und ihm ist es auch wohl vor allem zu verdanken, wenn wir endlich zur Beseitigung eines Zustandes gelangen, in dem nicht etwa durch die Gesetzgebung selbst, sondern durch nachträgliche künstliche Umdeutung eines Gesetzes ein offenbares Unrecht zum geltenden Recht geworden ist.

Eine Sache, die gleichfalls hauptsächlich um ihrer grundsätzlichen Bedeutung willen in den Vordergrund der politischen Betrachtung gehört, ist der vom Zentrum beantragte Gesetzentwurf betr. die Freiheit der Religionsübung oder, wie er gewöhnlich kurz bezeichnet wird, der „Toleranzantrag", der noch den Namen des kürzlich verstorbenen Zentrumsführers, des Abgeordneten Dr. Lieber führt. Der Antrag ist in doppelter Hinsicht merkwürdig. Der Ultramontanismus bedeutet das gerade Gegenteil der Toleranz; in der unbestrittenen Herrschaft eines kirchlichen Bekentnisses, in der dadurch erlangten Einheit der Organisation und Macht über die Gewissen liegt ja die Vorbedingung für die Erreichung des ultramontanen Ideals, die Einsetzung des politischen Katholizismus als Weltmacht. Der Abgeordnete Bachem sagte zwar im Verlauf der jüngsten Verhandlungen, daß die römisch-katholische Kirche dogmatisch intolerant, staatsbürgerlich jedoch tolerant sei, aber diese Behauptung dürfte in Bezug auf politische Thatsachen schwer zu beweisen sein. Man kommt eher zu einem umgekehrten Resultat. Zugegeben ist die Intoleranz der Kirche in dogmatischer Beziehung, da sie behauptet, im alleinigen Besitz der Wahrheit zu sein. Das bedeutet für den einzelnen katholischen Christen, daß er in Bezug auf seinen persönlichen Glaubensstandpunkt die Konsequenzen daraus zu ziehen hat. Aber eben daraus folgt auch zugleich das Gebot der christlichen Nächstenliebe, der Nachsicht mit dem irrenden Bruder, das Gebot: „Richtet nicht." Mit anderen Worten: den einzelnen Katholiken hindert auch die dogmatische Intoleranz der Kirche nicht, in seinem praktisch-religiösen Leben Toleranz zu üben. Anders liegt die Sache aber, wenn eine ihrem Wesen und Begriff nach intolerante Gemeinschaft, wie die römische Kirche, als Ganzes ihre Beziehungen und Rechte gegenüber dem Staat regeln will. Dann kann sie, ohne sich selbst aufzugeben, niemals tolerant sein, und das Gebot der christlichen Liebe kommt bei dieser Rechtsabgrenzung gar nicht in Frage. Der Praxis der katholischen Kirche entspricht es denn auch, daß sie Rechte, deren Durchführung sie nicht erzwingen kann, wohl ruhen läßt und sich durch irgend welche Mittel und Wege der Lage anpaßt, niemals jedoch ein Recht vollständig aufgiebt. Ist sie ihrem Begriff nach intolerant, so muß das auch politisch zum Ausdruck kommen, sobald der Staat ihr das Recht einräumt, sich so zu geben, wie es ihren eigenen Lehren und den davon abgeleiteten weltlichen Rechtsbegriffen entspricht. Die Geschichte der meisten romanischen Staaten, teilweise auch Oesterreichs, bestätigt das, und von einem deutschen Klerikalen ist bekanntlich offen ausgesprochen worden, daß die römische Kirche nach Toleranz ruft, so lange sie in der Minderheit ist, aber intolerant wird, sobald sie die Herrschaft hat. Man kann

also die von Herrn Dr. Bachem aufgestellte Behauptung nur in wesentlich veränderter Form gelten lassen, die fast einer Umkehrung gleichkommt. Der einzelne Katholik kann im Privatleben tolerant sein, die Kirche ist politisch notwendig intolerant. Das Zentrum vertritt aber nicht die religiösen Bedürfnisse der einzelnen Katholiken, sondern die politischen Rechte der Kirche. Unter solchen Umständen muß ein gerade von dieser Seite ausgehender Antrag auf „Freiheit der Religionsübung" wunderbar genug anmuten. Die wenigen Ueberreste veralteter Anschauungen über Religionsübung, die sich noch in einigen deutschen Bundesstaaten finden, würden sich wohl auch auf anderem Wege zeitgemäß umgestalten lassen, als durch dieses Danaergeschenk des Zentrums. Dazu kommen die verfassungsrechtlichen Bedenken, die sonst gerade das Zentrum sehr hoch einzuschätzen pflegt. Es wird hier eine Sache der Reichsgesetzgebung unterstellt, ohne daß die Verfassung einen Boden dafür bietet. Das Zentrum hat also die Rolle eines Hüters des Föderalismus im Reich auf einen Augenblick vergessen, und es wird vielleicht gut sein, sich diesen Fall für die Zukunft zu merken. Aber sehr fraglich ist es, ob auch die verbündeten Regierungen ebenso leicht über diesen Zweifel hinwegkommen werden. Nach den früheren Erklärungen vom Bundesratstisch ist nicht daran zu denken, daß der Toleranzantrag Gesetz wird. In einer eigenen Lage befanden sich dem Antrage gegenüber die Mittelparteien, d. h. die Freikonservativen und Nationalliberalen. Sie konnten sich weder dem Grundsatz der Toleranz widersetzen, noch konnten sie föderalistischer sein wollen, als das Zentrum, wenn sie nicht ihren gesamten Parteigrundsätzen untreu werden wollten. Aber sie durchschauten doch die Absichten des Ultramontanismus zu genau, um nicht das Bedürfnis zu empfinden, einer einseitigen Ausnutzung der Vorteile des Gesetzes vorzubeugen. Die Religionsübung steht in einem gewissen Zusammenhange mit dem Vereins- und Versammlungsrecht; die Freiheit des letzteren kann zu einem Mittel werden, auch die Religionsfreiheit zu gewährleisten, wie andererseits die Beschränkung des Versammlungsrechts auch unter Umständen der Religionsübung konfessioneller Minderheiten Hindernisse bereiten kann. Es muß nun aber als eine Inkonsequenz empfunden werden, wenn jetzt versucht wird, die der einzelstaatlichen Gesetzgebung unterliegende Religionsfreiheit durch Reichsgesetz zu regeln, während man hartnäckig daran festhält, das Vereins- und Versammlungsrecht — gegen den klaren Wortlaut der Reichsverfassung — der Reichsgesetzgebung zu entziehen. Es war vollkommen logisch, wenn die Nationalliberalen sich auf den Standpunkt stellten: Wir haben nichts dagegen, daß der Toleranzantrag Gesetz wird, obwohl die Verfassung keine Unterlage dafür giebt, aber es kann und darf erst geschehen, wenn das Vereins- und Versammlungsrecht reichsgesetzlich geregelt ist. Aber die Vertreter dieser Auffassung blieben in der Minderheit, da Zentrum und Konservative sich geeinigt hatten, und die Freisinnigen sich allen Abänderungsanträgen entgegenstemmten. Die letzte Entscheidung über diese Frage wird erst später fallen.

In den Anfängen steht auch erst die Beratung des Gesetzentwurfs über die gewerbliche Kinderarbeit, der an eine Kommission von 21 Mitgliedern verwiesen worden ist. Den Anstoß zu dieser sozialpolitisch außerordentlich wichtigen Vorlage hat die Erfahrung gegeben, daß die bisherigen Schutzbestimmungen nicht imstande sind, die Kinder vor gewerblicher Ausbeutung, namentlich in der Hausindustrie, zu schützen. Ein

besonderes Verdienst um die Aufklärung der wirklich herrschenden Zustände haben sich einzelne Schriften, in erster Linie die des Lehrers Agahd, erworben. Auf dieses und anderes reichhaltiges Material gestützt, hat die Regierung in dankenswerter Weise den wichtigen Schritt gethan, auch gewisse Eingriffe in das Gebiet, das bisher als alleiniges Recht der Familie angesehen wurde, nicht zu scheuen, um die Pflicht des Staates, den Schutz der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt des heranwachsenden Geschlechts, zu erfüllen. Auch auf diese Frage zurückzukommen, wird sich später noch Gelegenheit finden.

Früher als ursprünglich erwartet wurde, hat der Reichstag die Pfingstpause begonnen. Es stellte sich heraus, daß die dringend gewünschte Erledigung des Branntweinsteuergesetzes und der Vorlage über die Brüsseler Zuckerkonvention und die Herabsetzung der Zuckersteuer vor Pfingsten nicht mehr zu bewältigen war. So sorgte man noch schnell dafür, daß die Zuckervorlage an eine Kommission verwiesen wurde, und vertagte sich schon am 6. Mai, um nach Pfingsten am 3. Juni wieder zusammenzutreten. So ist man also noch nicht, wie früher gehofft wurde, im Mai zur Erledigung des diesjährigen Tagungsabschnittes gelangt.

Auch das preußische Abgeordnetenhaus, das in diesem Jahre zur Erledigung seiner nicht gerade umfangreichen Aufgaben reichlich Zeit gebraucht hat, wird noch länger in den Sommer hinein tagen und sich wahrscheinlich mit einer wichtigen Vorlage zur Polenpolitik, nämlich der weiteren Verstärkung des Ansiedlungsfonds und der Schaffung eines neuen Fonds zum Ankauf von Domänen im Osten, zu befassen haben.

Auf manche andere Erscheinungen in den Einzelstaaten werden wir später im Zusammenhange zurückkommen müssen. Diesmal sei nur kurz noch der Jubelfeier gedacht, die am 24. April nicht nur das badische Land, sondern das gesamte Deutschland zu dem Großherzog Friedrich von Baden aufblicken ließ. Die fünfzig Jahre einer gesegneten Regierung, die man an diesem Tage mit Dank gegen Gott und mit herzlicher Verehrung für den edlen Fürsten in der Erinnerung an sich vorüberziehen ließ, umfassen die Geschichte der deutschen Einheitsbewegung und die ersten drei Jahrzehnte des Deutschen Reichs. Großherzog Friedrich hat stets in der ersten Reihe der Vorkämpfer für die Größe des gesamten deutschen Vaterlandes gestanden; er ist allezeit der treue Mentor in schwierigen Lagen, der unerschütterliche Verfechter der Reichseinheit und der Ideale des deutschen Volkes gewesen. An dem Jubeltage hat daher jedes deutsche Herz mit tiefer Dankbarkeit seiner gedacht und den Wunsch im Innern bewegt, daß der edle Mann, aus dessen Munde das erste Hoch auf den Kaiser erscholl, und der so der erste Herold der nach langer Sehnsucht des deutschen Volks wiedererstandenen Reichsherrlichkeit wurde, seinem Lande und uns Allen noch lange erhalten bleibe.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

England und der internationale Schiffahrtstrust. — Zur Abwehr gegen die nordamerikanische Gefahr. — Die Zunahme der deutschen Handelsschiffahrt im Suezkanal. — Deutsche Interessen in Siam. — Südafrika den Engländern?

Ein jeder Vorstoß, der von der nordamerikanischen Republik aus gegen die europäische Welt unternommen wird, erfolge er nun auf wirtschaftlichem Gebiete durch Schutzzölle, Trusts und dgl. oder auf politischem Gebiete durch panamerikanische, expansionistische oder imperialistische Aspirationen, trifft in erster Reihe das stammverwandte England. Nach den Versicherungen der beiderseitigen Staatsmänner bestehen zwar zwischen der Union und Großbritannien die freundschaftlichsten Beziehungen, und man spricht sogar von großen Interessengemeinsamkeiten, die beide verbinden. Das mag zur Zeit nicht unrichtig sein. Indessen schlummern in einer nicht fernen Zukunft Interessenverschiedenheiten, die zu scharfen Gegensätzen führen können. Die nordamerikanische Konkurrenz wird von der englischen Industrie am stärksten empfunden auf dem englischen Markt wie auf dem Weltmarkt. Ja, der Aufschwung der nordamerikanischen Industrie versetzt England in eine seltsam unangenehme Lage. Wäre die neue Konkurrenz eine fremde, eine nicht angelsächsische, etwa eine japanische oder chinesische, so könnte sich England leichter dagegen wehren. Jetzt muß es befürchten, nicht nur von Nordamerika industriell konkurrenziert, sondern auch national erdrückt zu werden. Die Verschiebung des Schwerpunktes innerhalb eines Sprachstammes hat immer besondere Bedenken und Gefahren im Gefolge. Wäre etwa die deutsche Auswanderung nach Nordamerika so stark gewesen, daß daselbst die Deutsche Nation das Uebergewicht erlangt und ein deutsch-amerikanisches Reich begründet hätte, dann würde ihm gegenüber das Deutsche Reich in eine ähnliche mißliche Lage gekommen sein, in der sich heute England gegenüber der Union sieht. Zwischen den zwei großen deutschen Reichen, die dann auf der Erde bestehen würden, wären zwar nationale Beziehungen vorhanden, aber weitaus nicht stark genug, um das Hervortreten scharfer Interessengegensätze in dem Kampf um den Weltmarkt zu ersticken. Die Deutschen in Europa und die Deutschen in Nordamerika würden auf dem Weltmarkt vermutlich so erbittert gegeneinander in Wettbewerb treten wie heute die Engländer und die Angloamerikaner. Berlin müßte fürchten, von einem deutschen Neu York zurückgedrängt zu werden, genau wie heute London Ursache hat, eine Ueberflügelung von Seite Neu Yorks zu besorgen. England steht vor der Gefahr der Amerikanisierung, ohne sich

ihrer recht erwehren zu können. Der größerbritische Zollverband, mit dessen Hilfe Großbritannien sich konsolidieren möchte, wird voraussichtlich nicht zustande kommen, weil die nordamerikanische Union auf das Nachdrücklichste dagegen Einspruch erheben und mit bekannter Rücksichtslosigkeit bethätigen würde. Ein Gegenstand der Besorgnis für England ist auch die Verstärkung der nordamerikanischen Kriegsflotte. Von Nordamerika droht der englischen Vorherrschaft auf dem Meere die größte Gefahr. Ist die nordamerikanische Kriegsflotte achtunggebietend geworden, so wird die Union nicht mehr geneigt sein, im englischen Fahrwasser zu schwimmen. Das ist es, was man in England am meisten fürchtet. Solange die Engländer auf der See unbestritten die Stärkeren sind, ist ihnen nicht beizukommen. Die Flottenrüstungen der europäischen Festlandsmächte erschienen ihnen unbequem, aber nicht gefährlich. Aufgeschreckt wurden sie erst durch das Hervortreten Nordamerikas als Seemacht, durch die Aspirationen der Union im Atlantischen und Stillen Meer, durch das in der Ferne erscheinende Gespenst einer ernstlichen Bedrohung der Brotversorgung, am unmittelbarsten durch den internationalen Schiffahrtstrust unter nordamerikanischer Führung, der die Kontrolle über die meisten und wichtigsten, zwischen Europa und Nordamerika verkehrenden Dampferlinien an sich gebracht hat. Vernünftige Kartelle unter den Schiffahrtsgesellschaften bestanden bereits. Vom europäischen Standpunkt aus läßt sich aber weder die Notwendigkeit noch die Nützlichkeit des neuen Trusts einsehen. Ist er etwa nur die Befriedigung eines wahnsinnigen Spekulationstriebes seines Managers Morgan, der unersättlich immer weiter greift, obschon er bereits über Milliarden herrscht? Oder verfolgt der neue Trust höhere Ziele? Dann soll er sicher in erster Reihe nordamerikanischen Interessen dienen, die nordamerikanische Ausfuhr begünstigen, insbesondere den Morganschen Stahltrust. Das hat ein Mitglied der Firma Morgan bestätigt durch den Ausspruch, daß der Trust eine Verschiebung der nordamerikanischen Endbahnhöfe auf die europäischen Städte des Atlantischen Meeres sei. Man wird kombinirte Tarife schaffen, zunächst zu Gunsten der nordamerikanischen Ausfuhr. Noch ist die Oeffentlichkeit im Unklaren über die Stellung der europäischen Schiffahrtsgesellschaften zu diesem Trust, wie über seine Rückwirkungen auf die europäischen Märkte. Alle Beschwichtungsversuche können nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier ein neuer Vorstoß Nordamerikas gegen die alte Welt unternommen wird, dessen Folgen sich garnicht absehen lassen. Was kann ein Reich dagegen thun, wo man bisher an dem Grundsatz festhielt, daß jede Einmengung und jede Fürsorge der Regierung auf dem Gebiet von Handel und Verkehr nicht nur unrichtig, sondern geradezu verderblich sei? Von einer Bethätigung der Staatsgewalt, wie sie in Deutschland zu Gunsten von Handel und Verkehr erfolgt, wollen die englischen Manchestermänner nichts wissen, und den freien Schöpfungen des Privatkapitals, den nordamerikanischen Trusts, können sie gleich kapitalskräftige Organisationen nicht entgegenstellen, während in Deutschland eine starke Regierung nötigenfalls wirksamen Widerstand leisten kann. So suchen sie nach neuen Methoden kommerzieller Kriegführung, um nicht aus ihrer vorherrschenden Stellung verdrängt zu werden. Auch in dieser Hinsicht vollzieht sich in England ein Umschwung. Man findet, daß die Doktrin von dem Privatunternehmungsgeist versagt, zögert aber noch, sich von der althergebrachten Politik abzuwenden. Wir brauchen nur nach Deutschland zu sehen, sagte ein englisches Blatt, um zu erkennen, was in weniger

als einem Menschenalter durch eine klarblickende Regierung und ihre kräftige Unterstützung geschaffen werden kann. Indessen wird es der englischen Regierung nicht leicht werden, die Bahnen einzuschlagen, die deutscherseits befolgt worden sind. Die deutsche Staatsverwaltung läßt sich ebensowenig nachmachen wie der deutsche Leutnant. Und schließlich war es nicht die deutsche Staatsverwaltung, sondern die deutschen Industriellen, Großhändler, Reeder, die deutsche Intelligenz, die den wirtschaftlichen Aufschwung des Reiches bewirkten. Die Reichsregierung gab Anregungen oder stand dahinter, nicht mehr.

Im Uebrigen hat England seinen größten Erfolg nicht dem Manchestertum zu danken, sondern ebenfalls einer starken Staatsgewalt, die die Verbindungen wirtschaftlichen Gedeihens schuf. Englands Reichtum, ja Englands Weltmachtstellung beruhen auf Indien und dessen Besitz, auf der politischen Macht des Staates, die dort keine Konkurrenz aufkommen läßt. Indien ist das typische Ausbeutungsgebiet. Der ganze englische Mittelstand lebt von Indien. Fast die Hälfte seines Nachwuchses geht nach Indien. Dort werden die jungen Engländer Beamte, Offiziere, Lehrer, Aerzte, Advokaten, vor allem aber Kaufleute, beziehen hohe Gehälter oder machen hohe Gewinne und kehren dann nach zehn oder zwanzig Jahren in die Heimat zurück, wo sie mit den Zinsen ihres ersparten Kapitals oder mit ihrer Pension ein behagliches Leben führen. Man kennt in England nicht die großen Sorgen, die anderwärts in den mittleren Klassen um den Nachwuchs bestehen und zu sozialpolitischen Problemen erwachsen. Kanada und Australien haben nicht annähernd den Wert für England wie Indien. Solange die Engländer Indien halten, verfügen sie über große und ausreichende Hilfsquellen, aber nicht auf Grund des Manchestertums, das gegenüber Indien niemals bethätigt wurde, sondern mit Hilfe einer starken Staatsgewalt, die despotisch auftritt, um die wirtschaftliche Ausbeutung ohne Zulassung einer Konkurrenz zu ermöglichen.

* * *

Die nordamerikanische Gefahr ist eine dreifache; sie besteht in der Absperrung des nordamerikanischen Marktes gegen die europäische Industrie, in der Eroberung des Weltmarktes durch die nordamerikanische Konkurrenz und endlich in der Bedrohung der europäischen Industrie auf ihren eigenen nationalen Märkten. Was können die europäischen Staaten dagegen thun? Zusammenstehen und gemeinsam gegen die nordamerikanische Gefahr vorgehen? Daran wäre ernstlich nur zu denken, wenn auf dem europäischen Festlande, also unter Ausschluß von England und Rußland, eine Macht zu solchem Uebergewicht gelangte, daß sie die Führung übernehmen kann. Aber selbst ein solcher Zusammenschluß würde günstigstenfalls nur eine Ermäßigung der hohen Schutzzölle Nordamerikas erwirken. Auch ein Zusammenschluß der europäischen Festlandsmächte wäre außer stande, die nordamerikanische Industrie an der Eroberung des Weltmarktes zu hindern, ja er könnte nicht einmal die Erzeugnisse der nordamerikanischen Industrie von den europäischen Märkten fern halten, da selbst hohe Zölle sich gegenüber den nordamerikanischen Trusts als unzulänglich erweisen würden. Die nordamerikanischen Trusts werfen den Ueberschuß ihrer Erzeugung nach Befinden zu Schleuderpreisen auf die fremden, insbesondere auf die europäischen Märkte, sie arbeiten in ihren gewaltigen Betrieben unter so günstigen Bedingungen, daß sie erstaunlich billige Preise stellen und

die europäischen Industrien auf das Empfindlichste auch dann konkurrenzieren können, wenn diese letzteren durch anscheinend ausreichende Zölle geschützt sind. Das erkennen allmählich auch die beteiligten deutschen Industriellen an. In hohen Zöllen erblicken sie nicht mehr ausreichenden Schutz gegen die nordamerikanische Gefahr. Handelspolitische Maßnahmen scheinen ihnen überhaupt nicht mehr zweckentsprechend zu sein. Vielmehr sind sie zu der Meinung gekommen, daß die nordamerikanische Gefahr wesentlich in dem hoch ausgebildeten Trustwesen besteht und daß man sich in Deutschland darauf vorbereiten muß, mit den gleichen Waffen zu kämpfen um die Erhaltung des heimischen Marktes wie um den Absatz auf dem Weltmarkt. Ist das nordamerikanische Trustwesen nachzubilden? Eine jede Nation soll von den andern Völkern lernen, aber von ihnen nur übernehmen, was die nationale Eigenart, die nationalen Verhältnisse und Bedürfnisse zulassen. Hier hat nun neue und gangbare Wege gewiesen ein wirtschaftspolitischer Schriftsteller von selbständigem Denken, A. Steinmann-Bucher, ein geborener Schweizer, der wie so viele seiner Landsleute sein engeres Vaterland verließ, um seine Kräfte in dem größeren Deutschland besser bethätigen zu können. Steinmann-Bucher hat eine ganze Reihe von Schriften über das Kartellwesen verfaßt. Er hat dargestellt, wie es entstand, wie es entstehen mußte, wie es ausgestaltet werden soll. Das Beste, was über Kartellwesen geschrieben wurde, stammt von ihm. Und nun hat er in seiner „Deutschen Industriezeitung" die Möglichkeit eröffnet, wie mit Hülfe der Kartellorganisation nach deutscher Art die nordamerikanische Gefahr in Gestalt der großen Trusts wirksam bekämpft werden kann. Nicht die Monroedoktrin und nicht der Dingleytarif, sagt er, bilden die nordamerikanische Gefahr, sondern die Trusts, diese Organisation der nordamerikanischen Industrie zu großen monopolistischen Unternehmungen. Steinmann-Bucher wendet sich gegen die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich daran gewöhnt hat, diese nordamerikanischen Trusts als Auswüchse, als ausbeuterische Verbindungen, als gemeinschädliche Erscheinungen zu betrachten. Er verweist auf Nordamerika, wo man dem Trustwesen nicht grundsätzlich, sondern nur in einzelnen Auswüchsen entgegentritt. An solchen Auswüchsen fehlt es nicht, sie sind nicht zuletzt in der Ueberkapitalisierung bei der Gründung zu suchen. Das hat auch Präsident Roosevelt in seiner Botschaft hervorgehoben. Er will aber die Trusts nicht verboten sehen, sondern sie vielmehr in ihrem Bestehen durch die Gesetzgebung sichern, gerade mit Rücksicht auf die internationalen Handelsverhältnisse und auf die Notwendigkeit, für Nordamerika die herrschende Stellung, die es im internationalen Geschäftsverkehr einzunehmen begonnen hat, auf die Dauer zu behaupten. Steinmann-Bucher kennzeichnet die nordamerikanischen Trusts nicht als Spekulantenringe, nicht als Ausbeuterkliquen auf Zeit, sondern als die Verschmelzung großer Industrieen zu Riesenunternehmungen, die allmählich und ganz natürlich entstanden sind, um den zügellosen Wettbewerb der einzelnen Unternehmungen zu unterdrücken und unter einheitlicher Verwaltung große Aufgaben zu erfüllen. Es ist nicht wahr, sagt Steinmann-Bucher, daß Trusts und Kartelle zu industriellem Stillstand, zu technischer Rückständigkeit und zur Mumifizierung der Industrie führen. Vielmehr erscheinen sie nach jeder Richtung hin als fortschrittliche Bildungen. Vor allem in Bezug auf die Arbeitsteilung. Die ganze Arbeit der Eisen- und Stahlindustrie Nordamerikas wird nach dem Gesichtspunkte der Ersparnis an Kosten

an Arbeit, an Ortsbewegung, nach dem Vorkommen und der Nähe der Rohstoffe und nach den besten Absatzgelegenheiten organisiert bei Benutzung aller Errungenschaften der Technik unter einheitlicher Verwaltung. Diese Organisation ermöglicht bedeutende Ersparnisse, nicht nur im Betriebe selbst, sondern auch an Propaganda, Reisen, Ausstellungen u. s. w. für den Vertrieb. So sollen durch die Trustbildungen u. A. 35 000 Reisende in Nordamerika ihre Stellen verloren haben und 25 000 in ihrem Gehalt gekürzt worden sein, was eine Ersparnis von 240 Millionen Mark bewirkt habe. Nach Dutzenden von Millionen berechnet der Stahltrust seine bereits erzielten Betriebsersparnisse. Der Trust giebt zunächst den nordamerikanischen Eisenindustrieen in rein technischer, ferner in betriebs-, verkehrs- und handelstechnischer Hinsicht eine furchtbare Ueberlegenheit über alle verwandten Industrieen der Erde, und dasselbe gilt von den meisten andern Trusts. Somit darf sich Deutschland nicht darauf beschränken, mit dem Zolltarif gegen Nordamerika im Interesse der Ausfuhr zu operieren, sondern es muß auch bestrebt sein, die heimische Industrie so fest zu fügen, daß sie den Kampf mit den nordamerikanischen Trusts bestehen kann. Hier macht nun Steinmann-Bucher neue beachtenswerte Vorschläge. Es sollen die deutschen Kartelle in engere Beziehungen miteinander treten und sich neue gemeinsame Aufgaben stellen, zunächst durch Beobachtung aller Vorgänge des in- und ausländischen Kartellwesens, durch Sammlung von Kartellsatzungen zur Verwertung bei neuen Kartellgründungen, durch Zusammenstellung der in- und ausländischen Gesetzgebung und Rechtsprechung in Bezug auf Kartelle, der Kartell-Litteratur und Kartell-Journalistik u. s. w. Diese Anregungen Steinmann-Buchers fanden bereits bei den Interessenten Anklang. In einer von dem Zentralverband deutscher Industriellen einberufenen Besprechung zahlreicher Abgeordneten deutscher Kartelle wurde beschlossen, die Schaffung einer gemeinsamen Vertretung der deutschen Kartelle vorzubereiten. Steinmann-Bucher hat auch die wirtschaftlichen Aufgaben dieser neuen gemeinsamen Vertretung angedeutet; sie wird die wirtschaftliche Lage gemeinsam zu erwägen und die Beziehungen zwischen den Kartellen der verschiedenen Gruppen zu führen haben auf Grund einer einheitlichen und systematischen Berichterstattung und einer fortlaufenden ununterbrochenen Beobachtung und Kontrollierung der in- und ausländischen Marktlage. Je mehr das Zusammenwirken der Kartellbestrebungen sich entwickelt, sagt Steinmann-Bucher, um so größeres Ansehen und Vertrauen werden die Träger dieser Organisation gewinnen, um so weiter wird sich der Wirkungskreis der Gemeinschaft ausdehnen. Die gemeinsame Vertretung wird auch in Fällen von Streitigkeiten zwischen den Kartellen Gutachten oder schiedsrichterliche Entscheidungen abzugeben haben, so daß manche der großen Verluste vermieden werden können, die bisher als Folge mangelnder Einigkeit, ungenügenden Verständnisses und scheinbarer Unvereinbarkeit bestehender Gegensätze eintraten. Zu diesen Aufgaben wird die gemeinsame Vertretung durch die Macht der Verhältnisse gedrängt und allmählich zu einer Organisation von größter Bedeutung und unschätzbarem Wert für die künftige Gütererzeugung und Güterverteilung, insbesondere auch für Preisbildung und Erzeugungsregelung, ausgestaltet werden. Noch läßt sich nicht absehen, ob eine neue, der deutschen Eigenart entsprechende Form für diese Organisation gefunden werden kann, oder aber ob schließlich nichts anderes übrig bleibt, als eine Nachbildung der nordamerikanischen Trustform. Unter allen Umständen wird

die neue Organisation die Wege zu dem großen, noch nicht genau erkennbaren Ziele weisen und ebnen. Die deutsche Industrie bedarf, um für die Kämpfe der Zukunft gerüstet zu sein, der größten inneren Geschlossenheit. Erst durch ein Zusammenfassen der auseinanderirrenden Einzelkräfte zu einer Gesamtkraft wird sie sich zu einer vollen Macht entwickeln, Einzelkräfte zu höchster Geltung bringen und nicht zuletzt den nordamerikanischen Trusts und ihren Uebergriffen erfolgverheißend gegenübertreten können.

* * *

Solange der mittelamerikanische Kanal noch nicht gebaut worden ist, bleibt im Verkehr mit dem fernen Osten der Weg über den Suezkanal der vorteilhafteste, selbst für Nordamerika und seinen Güteraustausch mit Ostasien, da der Schwerpunkt der Union in jeder Hinsicht an ihrer Ostküste liegt. Die Ergebnisse des Suezkanalbetriebes kennzeichnen daher die Beteiligung der verschiedenen Staaten an dem Verkehr mit dem ferneren Orient, ja ihren Schiffahrtsverkehr überhaupt. Im ersten Jahrzehnt des Suezkanalbetriebes waren beteiligt (nach dem Tonnengehalt der Schiffe berechnet) England mit 76, Frankreich mit $8^1/_2$, Holland mit 4, Oesterreich-Ungarn und Italien mit je $2^3/_4$ und Deutschland nur mit $1^1/_4$ %. Seither ist eine bemerkenswerte Verschiebung dieses Verkehrs eingetreten. Deutschlands Schiffsverkehr überflügelte den französischen, holländischen, österreichischen und italienischen und rückte an die zweite Stelle während der englische Schiffahrtsverkehr verhältnismäßig abnahm. Ende der neunziger Jahre war der Anteil Deutschlands am Suezkanalverkehr bereits auf über 10 % gestiegen, und im Jahre 1901 belief er sich auf 16,3 %, während Englands Anteil allmählich herabging und im Jahre 1901 nur noch 57,8 % des Raumgehaltes aller Schiffe ausmachte. Auch die übrigen Staaten haben ihren Anteil nicht vergrößert. Der französische betrug im Jahre 1901 7 %, der niederländische 4,7 %. Ein starkes und dauerndes Anwachsen seiner Schiffahrt hat nach den Ergebnissen des Suezkanalverkehrs also nur das Deutsche Reich aufzuweisen, während die übrigen Staaten Stillstand oder Rückgang zu verzeichnen hatten. England steht nach wie vor an erster Stelle, überwiegt aber bei weitem nicht mehr in solchem Maße wie vor zwei Jahrzehnten. Dabei ist Deutschlands Kolonialbesitz geringfügig im Vergleich mit dem englischen, französischen und selbst mit dem holländischen. Das Anwachsen des deutschen Anteils am Suezkanalverkehr bestätigt demnach vor allem das Aufsteigen der deutschen Schiffahrt und des deutschen Außenhandels.

* * *

Zwischen Deutschland und England, so las man Ende 1897 in der „Saturday Review", besteht der schärfste Interessengegensatz. Immer und überall stößt im Auslande der Engländer — ist es nicht empörend? — auf Deutsche, auf deutsche Handlungsreisende, Bergwerksunternehmer, Eisenbahnbauer u. s. w. Eine Million kleiner Zwistigkeiten sammele sich hier zur wichtigsten Kriegsursache, die die Welt jemals erlebt hat. Englische Stimmen waren es also, die da aussprachen, es müsse die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt nötigenfalls mit Waffengewalt bekämpft werden. Dieser Vorschlag deutet an, welche Verbitterung in gewissen Kreisen Englands gegen Deutschland herrscht. Selbst das englisch-feindlichste Organ in Deutschland war weit davon entfernt, eine so

überaus gehässige, geradezu kulturwidrige Forderung zu stellen. In den gegenwärtigen industrialistischen Zeitläuften sind Handelskriege keineswegs ausgeschlossen. Anfang April äußerte der nordamerikanische Admiral Melville, daß heutzutage zur Wahrung seiner wirtschaftlichen und finanziellen Interessen ein Volk noch früher zu den Waffen greifen werde als zu irgend welchen anderen Zwecken. Diese amerikanische Aeußerung ist immerhin bemerkenswert. Da die umstrittenen Handelsgebiete überseeisch sein werden, so verstärkt die nordamerikanische Union ihre Kriegsflotte. Man hat sich in Deutschland durch die englischen Drohungen nicht sonderlich aufregen lassen. Inzwischen haben die Engländer in einer ganzen Reihe von Fällen ihren Haß und ihren Neid gegen Deutschland bethätigt, u. a. durch bedenkliche Ränke gegen das Bagdadbahnunternehmen, durch die fortwährenden Verdächtigungen der englischen Presse, als wolle Deutschland in Brasilien ein neues Kolonialreich gründen, durch die unrichtige Behauptung, daß Deutschland die Provinz Schantung als seine ausschließliche Interessensphäre betrachte, durch die Ausschaltung deutscher Vertreter aus der Flußregulierungsbehörde in Schanghai, bei den Wahlen infolge eines Bündnisses mit den Japanern u. s. w. Der neuste Vorstoß der Engländer gegen die Deutschen erfolgte in dem Königreich Siam, wo anfangs ein Engländer die Konzession zum Bau und Betrieb der Eisenbahn Bangkog-Korat erhalten hatte. Als dieser Engländer seine Verpflichtungen nicht erfüllte, wurde ihm die Konzession entzogen. Man entschied sich für den staatlichen Bau und Betrieb der Bahn und übertrug die Leitung dem hochverdienten deutschen Baurat Bethge, der im Jahre 1900 leider plötzlich starb und durch den Baurat Gehrts ersetzt wurde. Die Bahn ist in einer Länge von 265 km fertiggestellt worden. Von englischer Seite wurden allerlei Entschädigungsansprüche erhoben. Auf Veranlassung seines englischen Beraters behauptete sogar der siamesische Finanzminister, die Eisenbahnbauten seien für Siam unnütz und viel zu kostspielig, die Verwaltung arbeite unwirtschaftlich und mit einem Fehlbetrag 2c. Baurat Gehrts hat sich beeilt, alle die erhobenen Vorwürfe Punkt für Punkt zu widerlegen, und der König soll nach einer Mitteilung der „Täglichen Rundschau“ dem Antrage seines deutschen Eisenbahnberaters stattgegeben und den für Bahnbauten ausgeworfenen Betrag verdoppelt haben. Auch dieser Verstoß der Engländer gegen den deutschen Einfluß war somit abgeschlagen worden. Sonst streitet sich in Bangkok England mit Frankreich über die Vorherrschaft in Siam. Siam will indessen selbständig bleiben, und wenn die europäischen Mächte konsequent sind und die Politik der offenen Thür auch für das ostasiatische Königreich Siam gelten lassen, so müssen sie dessen Bestrebungen nach Aufrechterhaltung seiner Selbständigkeit unterstützen. Erfreulicherweise hat sich auch in Siam der deutsche Handel ansehnlich gehoben. In Bangkog trafen 1901 576 Schiffe mit 541 000 Tonnen ein, darunter 272 deutsche Schiffe mit 290 000 Tonnen und nur 151 englische Schiffe mit 130 000 Tonnen. Die deutsche Dampfschiffahrt nimmt demnach in Siam die erste Stelle ein und macht nahezu die Hälfte des Gesamtverkehrs aus. An der Aufrechterhaltung der Selbständigkeit des Königreichs Siam und des freien Handelsverkehrs mit diesem wichtigen und zukunftreichen Staat ist Deutschland hervorragend beteiligt und wird die Annexionsgelüste, die Frankreich wieder bekundet, nicht gleichgiltig verfolgen können.

* * *

Von der Wiederherstellung des Friedens in Südafrika erhofft man nicht nur in England, sondern auch in anderen Ländern eine nachhaltige Besserung der gesamten wirtschaftlichen Lage zunächst im Hinblick auf ein rasches Wiederanwachsen der Golderzeugung. Außerdem ist auf eine, wenn auch vielleicht nicht andauernde, so doch zeitweilig starke Nachfrage nach industriellen Erzeugnissen der verschiedensten Art zu rechnen. Eigentum von unberechenbarem Wert hat der Krieg zerstört. Große Kapitalien sind erforderlich, um Südafrika wieder aufzurichten. Englische und amerikanische Firmen sollen bereits Vorbereitungen getroffen und in den südafrikanischen Einfuhrhäfen große Warenvorräthe aufgestapelt haben, um sie nach Wiederherstellung des Friedens auf den Markt zu werfen. Selbstverständlich kann und wird auch der deutsche Ausfuhrhandel nicht zurückbleiben, auch er wird sich beeilen, diese Konjunktur zu nützen. Für den nichtenglischen Handel scheint sie besonders günstig zu werden, da voraussichtlich unter den Buren wie unter allen Holländern Südafrikas eine starke Abneigung gegen englische Waren sich geltend machen dürfte. Mit Rücksicht darauf wird von englischer Seite eine große britische und koloniale Ausstellung in Kapstadt geplant. Nur Erzeugnisse aus England oder seinen Kolonieen sollen zugelassen werden, damit eine etwaige Abneigung gegen englische Waren im Keime erstickt werden kann. Einige englische Organe gehen noch weiter und verlangen Vorzugszölle zu Gunsten englischer Waren, wie sie in Kanada bereits bestehen. Mit diesen Vorzugszöllen möchte man in erster Reihe die verhaßte deutsche Konkurrenz treffen. Nach der Versicherung der „Cape Times" hätte Deutschland mehr als irgend ein anderer europäischer Staat Interesse daran, jene Bestrebungen zu durchkreuzen, die in der Schaffung eines zusammenhängenden britischen Weltreiches in Gestalt eines großen Zollverbandes ihren Abschluß finden würden. Wollte man der deutschen Konkurrenz völlige Gleichberechtigung und freien Spielraum lassen, so würde Deutschland nach der „Cape Times" Südafrika zuerst geschäftlich ausbeuten und sodann auch, sobald die Zeit reif ist, politisch bearbeiten. Auch Maßregeln zu Gunsten der englischen Schiffahrt sind in Anregung gebracht worden. Im englischen Oberhause wurden Schutzbestimmungen für die englische Schiffahrt verlangt, da der südafrikanische Küstenhandel fast vollständig durch einen Ring ausländischer, meist deutscher und norwegischer Reeder monopolisiert worden sei. Das ist nicht richtig. In Kapstadt verkehrten 1898 englische Schiffe mit 2 Millionen Tonnen, norwegische mit 114 000, französische mit 86 000 und deutsche nur mit 39 000 Tonnen. Der Regierungsvertreter bestritt denn auch das Uebergewicht der nichtenglischen Schiffahrt und verwies auf den Grundsatz des Freihandels, den England seit vielen Jahren angenommen habe. Wollte man britischen Schiffen in den Häfen der Kolonieen Vorrechte einräumen, so würde dies ein bedenkliches Abweichen von der gegenwärtigen Politik bedeuten. An maßgebender Stelle hält man demnach noch an der freihändlerischen Auffassung fest. Indessen ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die englische Regierung in Südafrika Maßregeln ergreift, die geeignet sind, die englischen Handelsinteressen auf dem dortigen Markt nachdrücklich zu schützen, ohne formell den überlieferten Freihandel zu beseitigen. Eine Maßregel dieser Art wäre die geplante britische Ausstellung nichtenglischer Waren. Wird die englische Herrschaft über Südafrika gefestigt, so dürfte es für nichtenglische Erzeugnisse schwieriger werden, dort Absatz zu finden. Die englischen Behörden werden mit allen

Mitteln darauf hinwirken, im Verwaltungswege englische Erzeugnisse zu bevorzugen und nichtenglische Erzeugnisse womöglich auszuschließen. In diesem Sinne die Lieferungsausschreibungen zuzuspitzen, wird das eifrigste Bestreben der englischen Behörden sein. Hat doch bereits die Gefängnisverwaltung von Pretoria verschiedene Lieferungen ausgeschrieben mit der Bedingung, daß nur englische oder amerikanische (!) Waren Verwendung finden dürfen.

Auf der bevorstehenden Besprechung der britischen Kolonialminister während der Krönungsfeierlichkeiten in London will der Premierminister Hime von Natal einen Zolltarif befürworten, der die Einfuhr britischer Waren nach Südafrika bevorzugt und zwar durch Erhöhung des Zolles für nichtbritische Erzeugnisse. Sollte die englische Regierung Vorzugszölle zu Gunsten englischer Erzeugnisse in Kraft treten lassen oder im Verwaltungswege englische Waren begünstigen und nichtenglische Waren zurückdrängen, so werden die nächstbeteiligten Mächte Einspruch dagegen erheben müssen. Nach einem Bericht des deutschen Konsuls in Pretoria hatte die Einfuhr nach Südafrika über die Häfen der Kapkolonie, Natals, der Delagoabai und Beiras 1898 sich auf rund 480 Mill. M. belaufen. Davon entfielen 305 Mill. M. auf Großbritannien, 58 Mill. M. auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika und 20 Mill. M. auf Deutschland. In erster Reihe würde demnach von Vorzugszöllen oder sonstigen Maßnahmen zu Gunsten engsischer Waren nicht das Deutsche Reich betroffen werden, sondern die nordamerikanische Union, deren Einfuhr sich in der Zeit von 1893 bis 1898 mehr als vervierfachte. Nordamerika lieferte namentlich Maschinen für den Goldminenbetrieb in Transvaal, Chankalium, Petroleum, Möbel, Holz-, Luxus- und Eisenwaren. An der Aufrechterhaltung der Gleichberechtigung für den nichtenglischen Handel ist also in erster Reihe die nordamerikanische Union interessiert, und sie wird für die Meistbegünstigung einzutreten haben, falls sie in Frage gestellt werden sollte. Gegenüber der Union muß England Rücksichten nehmen, die es gegenüber deutschen Interessen vermissen läßt.

Unentbehrlich ist vor allem die Freiheit des Zuganges nach Transvaal über die Delagoabahn. Nach Ueberwindung der großen Schwierigkeiten von englischer Seite war es der Regierung von Transvaal gelungen, sich mit Hilfe dieser Bahn von den britischen Häfen verkehrspolitisch unabhängig zu machen. Nach Eröffnung der Delagoabahn wurde Laurenzo Marques alsbald der Haupthafen für Transvaal, zum Teil durch Einräumung von Vorzugstarifen auf der Transvaalstrecke. Die britischen Häfen mit ihren Eisenbahnen, vor allem Kapstadt, sahen sich in ihrem wichtigsten Verkehr empfindlich geschädigt. Dieser Umstand hat wesentlich zur Verschärfung der Interessengegensätze zwischen England und den Burenrepubliken mitgewirkt. Gegenwärtig liegt Laurenzo Marques lahm, weil die Engländer fast alle Sendungen über ihre Häfen leiten. Nach Wiederherstellung friedlicher Zustände wird aber die Delagoabahn ihre Ueberlegenheit behaupten, sie bleibt die wertvollste Verbindung mit Transvaal namentlich für den nichtenglischen Handel, und es ist die Aufgabe aller beteiligten Mächte, in erster Reihe der nordamerikanischen Union, nachdrücklich darauf zu bestehen, daß die Delagoabahn in ihrer Betriebsfreiheit nicht beschränkt wird und allen Nationen offen bleibt.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Deutsche Auswanderer. — Mangel an deutschen Geistlichen im Auslande. — Schulwesen. — Deutsche Soldaten im Auslande. — Deutsche in England. — Nordamerika. — Brasilien. — Eine deutsche Stadt in Chile. — Japaner in Deutschland.

Auskunftsstelle für deutsche Auswanderer. Diese neue Schöpfung des Deutschen Kolonialvereins (Näheres darüber im Mai-Heft) wird bereits stark in Anspruch genommen. Wer immer die Hoffnung hat, seine Lage in fremden Ländern zu verbessern, will sich über die Aussichten, die dort bestehen, unterrichten. Dieses Bedürfnis kann nunmehr befriedigt werden. Sicher wird hier die Auskunftsstelle ersprießlich wirken, sie wird sachlich und ohne jede Voreingenommenheit von Fall zu Fall die Interessenten darüber aufklären, welche Aussichten sich für sie in der Ferne eröffnen. Manche Hoffnung wird durch die Auskunftsstelle zerstört, mancher Auswanderungslustige von seiner Absicht zurückgebracht werden. Selbst in Nordamerika haben sich die Aussichten für die Auswanderung verschlechtert. Fabrikarbeiter werden freilich in Pennsylvanien und Ohio immer verlangt und europäische sogar bevorzugt, aber lediglich, weil sie genügsamer sind und billiger arbeiten als die amerikanischen, obschon die hohen Löhne in Nordamerika ohnehin empfindlich zurückgegangen sind. Die Arbeiterschutzgesetze stehen dort auf dem Papier, Arbeiterversicherungsanstalten sind nicht vorhanden. Kaufleute haben noch schlechtere, Handwerker durchschnittlich wohl etwas bessere Aussichten als einfache Arbeiter. Landwirte mit kleinem Kapital werden in Südbrasilien, namentlich im Anschluß an das Siedelungsunternehmen von Dr. Herrmann Meyer in Leipzig, günstigere Bedingungen des Fortkommens finden als in Nordamerika, wo das bessere Land schon in festen Händen ist. Ein deutsch-amerikanisches Blatt, die „Illinois Staatszeitung" in Chikago, hat die Befürchtung geäußert, es könne die Berliner Auskunftsstelle für Auswanderer den Strom der deutschen Auswanderung von Nordamerika ablenken, etwa nach Südamerika, weil der Leiter der Auswanderungsstelle Generalkonsul Koser lange Zeit in Südamerika thätig war. Diese persönliche Beziehung fällt sicher nicht ins Gewicht. Nicht weniger als die Deutschamerikaner wünschen alle nationalgesinnten Reichsdeutschen die Stärkung des Deutschtums in Nordamerika. Aber diese Stärkung kann im Wesentlichen nicht von außen her, nicht durch erneute Zuwanderung erfolgen, sondern zunächst durch kräftigere Belebung und vor allem durch erhöhte Bethätigung des Nationalbewußtseins unter den Deutschamerikanern. Das werden alle einsichtigeren Deutschamerikaner zugestehen müssen. Grundsätzlich wird die Berliner Auskunftsstelle für Auswanderer

niemanden von der Auswanderung nach Nordamerika abraten. Aber vermutlich wird den deutschen Auswanderungslustigen Brasilien in der Regel vorteilhafter sein, weil es günstigere Bedingungen des Gedeihens bietet als Nordamerika. Für den Einzelfall kann nicht in Betracht kommen, daß die deutsche Auswanderung nach Brasilien auch für das Deutsche Reich vorteilhafter ist, weil in Brasilien die Deutschen sich von der fremden und niedriger stehenden romanischen Kultur weit schwerer entnationalisieren lassen als von der verwandten und hohen Kultur des Angelsachsentums in Nordamerika. Diese Auffassung besteht im Reich, wenn auch die Deutschamerikaner darüber anders denken. Zunächst mögen sie sich mit der Thatsache begnügen, daß die deutsche Auswanderung, die allerdings stark zurückgegangen ist, noch immer ganz überwiegend nach der nordamerikanischen Union strebt, aber nicht etwa, wie sie zu glauben scheinen, weil die deutschen Auswanderer dort größere Freiheit finden als in den deutschen Kolonieen, sondern weil Deutschland leider keine Ackerbaukolonieen besitzt, um Auswanderer in größerer Zahl anzuziehen. In der Begründung zu dem deutschen Auswanderungsgesetzentwurf von 1897 wurde hervorgehoben, daß die deutsche Auswanderung ihr Augenmerk vorzugsweise, solange nicht die deutschen Schutzgebiete für ländliche Ansiedlungen in Betracht kommen, auf Südamerika, insbesondere auf Südbrasilien und gewisse Teile der La Plata-Staaten, zu richten haben wird. Die Auswanderung nach Nordamerika müsse abnehmen, weil einwandernde Landleute keinen geeigneten Raum für gedeihliche Massenansiedlung finden, die Arbeiter aber mit den Einwanderungsbeschränkungen zu rechnen haben. Indessen ist von Fall zu Fall eine sorgsame Prüfung geboten, und gerade diese Prüfung erfolgt durch die Berliner Auskunftsstelle. Es ist nicht die Aufgabe dieser Stelle, die Auswanderung überhaupt oder auch nur einzelne Zielpunkte der Auswanderung zu fördern, sondern von Fall zu Fall zu entscheiden, ob dem Auswanderungslustigen die Auswanderung überhaupt angeraten werden kann, und wenn ja, nach welchen Punkten eines bestimmten Landes, das der Auswanderungslustige seinerseits in Vorschlag bringt.

Mangel an deutschen evangelischen Geistlichen im Auslande. Unter den Deutschen im Auslande wird vielfach darüber geklagt, daß es außerordentlich schwierig sei, deutsche Seelsorger zu erlangen. In der Bukowina, dem österreichischen Kronlande zwischen Ungarn und Rumänien, leben 30 000 evangelische Deutsche in Bauerngemeinden von 2000 bis 4000 Seelen, die durch Zuzug deutscher Ansiedler aus Galizien noch verstärkt wurden. Sie haben Pfarrhäuser und Kirchen gebaut und Pfarrversorgungskassen angelegt, stehen aber, wie Superintendent Meyer in Zwickau als Vorsitzender des Ausschusses für die Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich mitteilt, ohne geistliche Hirten gänzlich verwaist da. Bewerber, die Lust haben, dort als Seelsorger zu dienen, bittet er, sich bei ihm zu melden. In der Bukowina soll der Geistliche der Berater seiner Gemeinde nicht nur in Sachen der Religion, sondern auch in den vielerlei Nöten des irdischen Daseins sein. Daher müssen die Bewerber nicht nur wie selbstverständlich ein tiefes religiöses Gemüt, sondern auch einen praktischen Blick für die Anforderungen des täglichen Lebens haben, und im besonderen einige Kenntnis des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens nachweisen oder vor ihrem Eintritte in diese Arbeit sich erwerben. — Dringendes Bedürfnis ist nach den Ermittelungen der La Plata-Synode die Anstellung von Reiseprediger für die La Plata-Staaten. Die deutschen An-

siedler müssen sich dort die geistigen Güter, die ihre Landsleute daheim besitzen und genießen, mit großen Mühen und Opfern erkämpfen und bewahren und dabei viel entbehren. Damit alle die fernen Ansiedler dem Deutschtum wie dem evangelischen Glauben treu bleiben, müssen sie sehen, daß sie nicht vergessen und nicht verlassen sind. Der Evangelische Verein für die La Plata-Staaten in Deutschland (Gustav Lahusen in Bremen) bittet um Beitritt vieler Glaubensgenossen, um seine Aufgabe noch ersprießlicher als bisher erfüllen zu können. — Auch die deutsche Gemeinde in Charbin, der wichtigsten Handelsstadt in der Mandschurei, wünscht dringend für ihre kirchlichen Bedürfnisse Geistliche zu erhalten.

Dunkle Blätter aus der Geschichte der deutschen Kultur im Auslande entrollte Pfarrer Hoppe in Steele, früher Reiseprediger der Synode Rio Grande, in einem Vortrage über die erste Entwickelung der deutsch-evangelischen Kirche in Brasilien. Als der Erlaß des Ministers von der Heydt mit seinem Verbot der Auswanderung nach Brasilien den dortigen deutschen Kolonisten jeden Zug abschnitt, als sie ohne Lehrer und ohne Geistliche blieben, als das damalige Deutschland sich um seine Nationsgenossen in Brasilien nicht im mindesten kümmerte, da sanken sie auf eine tiefere Kulturstufe. Wie Pfarrer Hoppe mitteilte, bekundeten sie ihrerseits guten Willen und stellten Geistliche und Lehrer an, aber ohne Befähigungsnachweis. Aus diesen Verhältnissen heraus entwickelten sich die sogenannten Schnapspfarrer. Eine verbummelte Persönlichkeit wurde zur Vollziehung von Taufen, Trauungen und Beerdigungen bestellt und dann abgelohnt. Machten diese Leute Festlichkeiten mit, dann fielen sie oft betrunken unter den Tisch. Wenn jetzt ein ordentlicher Geistlicher in die alten Siedelungen hinüber geschickt wird, so muß er zuweilen erst jeden Fuß Boden dem betreffenden Schnapspfarrer abgewinnen. Bei alledem haben sich die Deutschen in Brasilien unvermischt erhalten und die portugiesische Schule verschmäht. Gleichwohl überließ das Reich diese Deutschen ihrem Schicksal, ohne auch nur im mindesten Interesse oder gar Sympathieen zu bethätigen In diesem Verhalten des Deutschen Reiches und Volkes erblickt Pfarrer Hoppe ein trauriges Kapitel der deutschen Kulturgeschichte und der evangelischen Kirchengeschichte. Inzwischen beginnen internationale Jesuiten unter den Deutschen in Brasilien zu agitieren, um den Deutschen ihre Eigenart zu nehmen. Die Kräfte der „Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika" reichen nicht mehr aus. Hilfe aus Deutschland ist dringend notwendig. Auch die Nordamerikaner zeigen sich bestrebt, das Deutschtum in Brasilien zu verdrängen.

Im großen und ganzen ist der Hoppesche Bericht über die ungenügende Versorgung der evangelischen Gemeinden zutreffend. Die Synode in Rio Grande hat noch viel zu wenig Köpfe. Es fehlt überhaupt an Kräften. In verschiedenen Kolonieen beschäftigen sich zweifelhafte Leute mit der Seelsorge. Dagegen ist die katholische Geistlichkeit sehr rührig. Das Jesuitenseminar von S. Leopoldo und die jesuitische Erziehungsanstalt von Neu-Hamburg werden stark besucht und senden viele Geistliche aus. Auch die nordamerikanische Missourisynode hat eine ganze Anzahl Geistlicher nach Brasilien geschickt und läßt außerordentlich rege mit großer Geldunterstützung wirken. Von dieser Seite wird das Bestreben erkennbar, die Gemeinden langsam und sicher mit dem nordamerikanischen Gedanken zu befreunden. Die Missourisynode ist daher als eine Gefahr

für das Deutschtum anzusehen. Nach den Kolonieen Dr. Herrmann Meyers geht der evangelische Pfarrer Faulhaber aus Witzenhausen. Die Gründung der Blumenaustiftung hat sich besonders die Aufgabe gestellt, tüchtige Lehrer und Geistliche für Deutsch-Brasilien heranzubilden.

Schulwesen. Bei der Etatsberatung im Reichstage brachte der Abg. Dr. Hasse die Einrichtung einer Zentralstelle zur Versorgung der deutschen Auslandsschulen in Anregung. Da das Schulwesen nach der Verfassung nicht Sache des Reiches, sondern der Einzelstaaten ist, erachtet er es für notwendig, eine Stelle zu schaffen, die mit den Schulverwaltungen der einzelnen Staaten über die Stellung von Lehrern für die deutschen Auslandsschulen in Verhandlung tritt. Eine solche Zentralstelle müsse für diese Lehrer auch fürsorglich weiter thätig sein, ihre Pensionsverhältnisse regeln, ihre Rückkehr in die Heimat anbahnen und vor allem eine Ueberwachung der deutschen Schulen im Auslande veranlassen, die bisher nur in sehr beschränktem Maße stattgefunden habe. Die deutschen Auslandsschulen müssen nach den Darlegungen des Abg. Dr. Hasse rein schultechnisch und auch nationalpolitisch überwacht werden, da es vorgekommen sei, daß solche aus Reichsmitteln unterstützte deutsche Schulen die deutsche Schulsprache aufgegeben und beliebig fremde Schulsprachen angenommen haben. Gegen diese Anregungen glaubte Staatssekretär Freiherr von Richthofen einige Bedenken erheben zu müssen. Wie er meinte, sehnen sich die deutschen Auslandsschulen nicht nach einer solchen Zentralisation. Viele dieser Schulen möchten gar nicht so abhängig sein, ihr Lehrpersonal durch Vermittelung der staatlichen Behörden zu beziehen. Von vornherein müsse man sich bei einer großen Anzahl von Schulen die schultechnische und die nationalpolitische Aufsicht versagen. Die schultechnische Aufsicht übernähmen meist die örtlichen Ausschüsse und würden sich da nicht mit drein reden lassen. Die nationalpolitische Ueberwachung von Berlin aus werde durch die politischen Verhältnisse beeinträchtigt. In einer solchen Ueberwachung würden manche Staaten etwas Unbequemes für sich finden und infolgedessen vielleicht den deutschen Schulen mehr Unbequemlichkeiten machen, als dies bis jetzt geschieht! Diese Bedenken entspringen offenbar einer übergroßen Aengstlichkeit und einer etwas veralteten Auffassung von den Rechten und Pflichten des nationalen Staates. Man wird darüber hinwegkommen und in der einen oder der anderen Form eine Zentralstelle für die deutschen Auslandsschulen organisieren.

Von Wert sind die Vorschläge, die Dr. Wilhelm Rohmeder in München vor einiger Zeit zur Schaffung einer „Zentralstelle für die Vermittlung der Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den deutschen Auslandsschulen" dem Allgemeinen deutschen Schulverein unterbreitet hat. In der diesjährigen Tagung sollen sie durchberaten werden. In seinem Entwurf stellt Rohmeder der Zentralstelle, die allen Behörden und Interessenten Gutachten und Aufschlüsse zu erteilen hat, eine Fülle von Aufgaben. Vor Allem soll sie die Stellenvermittlung übernehmen durch Anlegung eines Verzeichnisses der offenen Stellen von deutschen Auslandsschulen wie der deutschen Lehrkräfte, die ihre Dienste den deutschen Auslandsschulen anbieten. Inzwischen ist eine solche Vermittlungsstelle bereits von dem Allgemeinen Deutschen Schulverein ins Leben gerufen worden. Durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes oder durch unmittelbare Eingaben bei den zuständigen deutschen Behörden ist eine einheitliche Behandlung

deutscher Lehrkräfte an Auslandsschulen in Bezug auf Beurlaubung, Entlassung und Wiederverwendung im heimischen Dienst unter Anrechnung der Dienstzeit im Auslande herbeizuführen. In dieser Hinsicht ist die preußische Unterrichtsverwaltung bereits vorgegangen, und es bleibt zu wünschen, daß die anderen deutschen Verwaltungen folgen. Sodann ist die materielle Sicherstellung der Lehrkräfte an deutschen Auslandsschulen anzustreben, etwa durch Gründung einer Invaliditäts- und Pensions-Kasse. Hier würde ein Zusammenschluß der Lehrer an deutschen Auslandsschulen ersprießlich vorarbeiten können.

Ferner hat sich die Zentralstelle nach dem Rohmederschen Entwurf dem Auswärtigen Amt zur Verfügung zu stellen als sachverständiger Beirat für die Bemessung und planmäßige Verteilung des Reichszuschusses unter den deutschen Auslandsschulen nach fachmännischen, kulturellen und politischen Gesichtspunkten. Dieses Verlangen ist schon wiederholt laut geworden. Die gegenwärtige Art der Verwendung des Reichszuschusses für deutsche Auslandsschulen hat vielfach begründete Unzufriedenheit hervorgerufen. Bisher blieb die Initiative den Auslandsschulen überlassen. Der Erfolg ihrer Bemühungen hing von dem Grade des Wohlwollens und des Interesses ab, das der betreffende Konsul der Schule entgegenbrachte, nicht selten auch von zufälligen anderen Umständen. Die Verwendung war bisher mehr oder weniger planlos. Auch der Reichszuschuß insgesamt ist im Vergleich mit den Aufwendungen, die Frankreich und Italien für ihre nationalen Schulen im Auslande machen, geringfügig und reicht bei weitem nicht zur Befriedigung des Bedürfnisses aus. Die deutschen Auslandsschulen zu versorgen, ist eine Ehrenpflicht des Reiches und gehört auch zu den Aufgaben deutscher Weltpolitik, die keineswegs nur durch Kanonen, Kreuzer und Konsuln gemacht werden kann. Es handelt sich hier immer nur um deutsche Schulen außerhalb des deutschen Sprachgebiets. Die Unterstützung von Schulen im deutschen Sprachgebiet außerhalb der Grenze des Deutschen Reiches in benachbarten Ländern kann nicht von Reichswegen erfolgen, sondern bleibt nach wie vor Sache freier Vereinigungen zu diesem Zweck. Als eine weitere Aufgabe der Zentralstelle bezeichnet Rohmeder die Erwirkung von Unterstützungen für den Bau und die Ausstattung deutscher Auslandsschulen durch das Reich und die Bundesstaaten, durch Vereine und Private. Die Zentralstelle hätte auch je nach den besonderen Bedürfnissen der einzelnen Länder eine planmäßige Ausgestaltung des deutschen Schulwesens im Auslande, besonders der höheren Schulen anzubahnen und zu fördern und so die vielfach zersplitternde Thätigkeit der Vereine auf diesem Gebiet nach einheitlichen großen Gesichtspunkten zusammenzufassen. Daran schließt sich die Aufgabe der Zentralstelle, den deutschen Auslandsschulen an die Hand zu gehen bei der Erlangung von Berechtigungen für ihre Schüler zum einjährigen Dienst, bei der Ableistung des Militärdienstes auf deutschen Kriegsschiffen, in der Schutztruppe u. s. w. Die Verwaltung der Zentralstelle würde nach den Vorschlägen Rohmeders der Leitung eines Ausschusses unterstehen, der aus fachmännisch erfahrenen Persönlichkeiten, aus Schulmännern, Schulverwaltungsbeamten, Juristen, Aerzten, Kaufleuten, Buchhändlern, Konsuln u. s. w. zusammengesetzt ist. Zum ersten Mal soll der Ausschuß durch einen Vertretertag gewählt werden und sich dann durch Zuwahl ergänzen. Als Leiter des Ausschusses hatte Rohmeder den Vorsitzenden des allgemeinen Deutschen Schulvereins

in Aussicht genommen. Die Kosten für die Einrichtung und den Betrieb der Zentralstelle sollen nach Rohmeders Vorschlägen in der Hauptsache vom Reich aufgebracht werden, aber auch aus den Mitteln von Vereinen, die dem Zweck der Zentralstelle nahe stehen, vom Allgemeinen Schulverein, von der Deutschen Kolonialgesellschaft, von überseeischen Vereinigungen, endlich auch von interessierten Gruppen, von der deutschen Buchhändlerbörse und von industriellen Vereinigungen.

Für die Erhaltung der deutschen Schule in Johannesburg sind durch Sammlungen auf Veranlassung nationaler Vereine bisher rund 70000 Mark aufgebracht worden, doch bedarf die Schule, um zunächst auf drei Jahre gesichert zu sein, eines Zuschusses von 120000 Mark. In 19 deutschen Städten bestehen Ausschüsse für diesen Zweck und nehmen weitere Beiträge an. Vielleicht ist es möglich, diese Ausschüsse für weitere Aufgaben heranzuziehen und ihrem Wirken eine längere Dauer zu setzen. Es sollten diese Ausschüsse nicht nur für die deutsche Schule in Johannesburg eintreten, sondern für alle deutschen Schulen im Auslande, die noch vielfach der Unterstützung recht bedürftig sind, und nicht zuletzt für die Gründung neuer deutscher Auslandsschulen überall da, wo ein Bedürfnis dafür vorhanden ist.

Der Verein Deutscher Lehrerinnen in England konnte Ende 1901 seine 43. Generalversammlung abhalten, nachdem er das 25. Stiftungsfest begangen hatte. Der Verein besitzt in London, Wyndham Place, Bryomston Square, zwei Vereinshäuser und bietet seinen Mitgliedern billige Unterkunft, Verpflegung auch in Krankheitsfällen und außerdem Stellenvermittlung. Wieder warnt der Verein deutsche Lehrerinnen und Erzieherinnen, von Deutschland aus Stellen in England anzunehmen, da keine gute Familie oder Schule in England eine Lehrkraft anstellt ohne vorausgegangene persönliche Vorstellung. Thöricht handelt, wer seine Kinder an eine unbekannte Agentur adressiert, um ihnen einen gewissen Halt zu schaffen. Das neueste Lockmittel mancher Agenten ist das Versprechen von Reisevergütung nach einjährigem Aufenthalt. In der Regel folgt dann vorzeitige Entlassung, wobei selbst die versprochene Pension für die Ferien erspart wird. Der Verein hat ein eigenes Organ u. d. T. „Der Vereinsbote", das vierteljährlich erscheint und angenehme Einblicke in das Getriebe des Deutschen Lehrerinnenvereins zu London gewährt. Bei der Aufnahme in den Verein muß jedes Mitglied das Versprechen geben, daß es seine ganze Kraft einsetzen will, dem Vaterlande durch treue Pflichterfüllung Ehre zu machen. Alle deutschen Vereine im Auslande sollten diese Bestimmung ihren Satzungen einverleiben.

Deutsche Soldaten im Auslande. Im 16. Jahrhundert erfreuten sich die deutschen Landsknechte eines ausgezeichneten Rufes wegen ihrer mannhaften Streitbarkeit und Kriegstüchtigkeit. Immerhin hatten sie sich freiwillig zusammengefunden. Anders die deutschen Soldatentruppen des 18. Jahrhunderts, die von gewissenlosen deutschen Fürsten hauptsächlich an England verkauft worden waren. Eine ganze Reihe interessanter Angaben darüber finden sich in dem Buche des Amerikaners Edm. J. Lowell „Die Hessen und die anderen deutschen Hilfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika, 1776 bis 1783, übersetzt von Freiherr von Berschuer" (Braunschweig bei Sattler). So erhielt Georg III. von Braunschweig, ein überaus verschwenderischer Fürst, für 4300 Soldaten zunächst 30 Kronen Werbegeld für den Mann, dann jährlich,

so lange die Leute in englischen Diensten stehen, 64 500 Kronen und zwei Jahre lang nach ihrer Rückkehr in die Heimat das Doppelte dieses Betrages. Als Ende 1776 die Engländer nur wenig neuen Bedarf hatten, erhielten sie Truppenanerbietungen von Seiten vieler deutscher Fürsten, die sich einander bedenkliche Konkurrenz machten. Lowell berechnet, daß von den kleinen deutschen Fürsten, namentlich von Hessen-Kassel, den Engländern während des nordamerikanischen Freiheitskrieges nahezu 30 000 deutsche Soldaten gegen Zahlung von 35 Mill. M. geliefert wurden. Nur die Hälfte dieser Leute kehrte wieder in die Heimat zurück, viele siedelten sich in Nordamerika an. — Als fremde Söldner finden sich Deutsche gegenwärtig nur noch in der französischen Fremdenlegion und in der niederländischen Kolonialtruppe. Ende der siebziger Jahre bestand die niederländische Kolonialtruppe zu 41 Proz. aus Fremden, vorwiegend Deutschen, die meist unter falschen Vorspiegelungen von berufsmäßigen Agenten, namentlich in Deutschland und der Schweiz, angeworben wurden. Gegenwärtig soll die niederländische Kolonialtruppe nur noch 13,5 Proz. fremde Soldaten aufzuweisen haben. Immerhin dauern diese Werbungen fort, da Anfang dieses Jahres in Zürich und Bern solche Werber verhaftet wurden. Die Werber versprechen ihren Opfern ein herrliches Leben in Indien. In Harderwijk, dem Sammelplatz der Angeworbenen in Holland, werden die Leute einem berüchtigten Herbergswirt überwiesen, der ihnen im Voraus Reisegeld schickt, sie dann zu einem flotten Leben verleitet und sich schließlich mit Hilfe des Werbeamtes durch das Handgeld bezahlt macht. Die Werber erhalten 20 Gulden als Anbringegeld für jeden Mann. In der niederländischen zweiten Kammer kamen diese Verhältnisse Ende März zur Sprache, und ein Abgeordneter bedauerte, daß die Regierung die üblen Praktiken der Werber fördert, indem sie das Werbeamt ermächtigt, die Forderung des Gasthofsprellers aus dem Handgeld des Angeworbenen zu bezahlen. Das Werbeamt hat zwar bestimmt, daß die Gasthöfe nicht mehr als 2 Gulden für den Tag fordern dürfen. Da aber die Deutschen meist 6 Wochen auf ihre Entlassungsurkunde warten müssen, so müssen sie oft Schuldscheine bis zu 75 Gulden sich abnötigen lassen, und so geht das ganze Handgeld drauf. Für die inländisch Angeworbenen sorgt die holländische Regierung durch Aufnahme in den Kasernen und in einem christlichen Militärheim. Nunmehr will die Regierung die Errichtung eines Passantenhauses in Erwägung ziehen. Der Minister leugnete nicht, daß an der Aufnahme von Ausländern in die niederländische Kolonialtruppe noch manches vom Uebel ist, verwies aber auf die Verbesserungen seit 1876. Die Zahl derjenigen Deutschen, die sich verlocken lassen, in die niederländische Kolonialtruppe einzutreten, hat sich zwar vermindert, soll aber in letzter Zeit wieder vermehrt worden sein durch viele deutsche Chinakrieger, die an dem Leben im Felde Gefallen gefunden haben. Nachdrücklichst ist vor den niederländischen Werbern zu warnen. Vorläufig sind deutsche wehrhaftige Männer nicht dazu da, den niederländischen Kolonialbesitz zu schützen.

Deutsche in England. Groß ist die Zahl der Deutschen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach England und London gingen, wo ihnen günstigere Aussichten winkten, schließlich dauernd dort blieben und mit ihren Kindern zu Engländern wurden. Die Nachkommen vieler dieser Deutschen bewegen sich in den oberen Schichten der englischen Gesellschaft, aber für das deutsche Vaterland oder für die deutsche Art

haben sie nichts übrig, im Gegenteil. Inzwischen hat die Auswanderung aus Deutschland nach England sehr erheblich abgenommen, weil Deutschland namentlich in Handel und Schiffahrt große Fortschritte gemacht hat, mit England erfolgreich konkurriert und seinen Angehörigen genügenden Spielraum zur Bethätigung bietet. Nunmehr soll der Zug von Deutschland nach England künstlich erneuert werden. Cecil Rhodes hat in seinem Testament eine Stiftung bestimmt, aus deren Ertrag 15 deutsche Studenten alljährlich nach Oxford zu dreijährigem Studium zu senden sind, damit sie sich englische Bildung aneignen, in den englischen Gedankengang eingeführt werden, womöglich mit englischem Patriotismus erfüllt werden können. Diese Stiftung erscheint vom deutschnationalen Standpunkt nicht unbedenklich, weil es immerhin möglich ist, daß mancher dieser deutschen Studenten und vielleicht gerade befähigte in England bleiben, Engländer werden und wie so viele andere anglisierte Deutsche in England ihr Vaterland vergessen. Da der deutsche Kaiser das Recht hat, die betreffenden Studenten zu ernennen, so wird es möglich sein, ihnen in der einen oder anderen Form die Verpflichtung aufzuerlegen, nach Ablauf ihres Studiums nach Deutschland zurückzukehren und in Deutschland zu bleiben. Im übrigen zeigt sich auch in dieser Stiftung Cecil Rhodes als ein Mann von unersättlichem Ehrgeiz, der noch nach seinem Tode für seine Ideen wirken möchte, wenn nicht mehr durch seinen Geist, so doch durch sein Geld.

Nordamerika. Anfang Oktober 1901 wurde der „Deutschamerikanische Nationalbund der Vereinigten Staaten" in Philadelphia begründet, um das Einheitsgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprunges zu wecken und zu fördern und die Deutschen zu zentralisieren und zu organisieren. (Näheres darüber im Dezemberheft.) Auf Grund derselben Bestrebungen haben sich nunmehr die zahlreichen deutschen Vereine Neu Yorks zu einem Verband unter dem Namen „Vereinigte deutsche Gesellschaften der Stadt Neu York" zusammengethan, im Anschluß an den Besuch des Prinzen Heinrich, als sich herausstellte, daß eine geeignete Vertretung des Neu Yorker Deutschtums nicht vorhanden war. Leider sind dem neuen Verbande gerade einige größere Vereine, wie der „Liederkranz", „Arion" und der „Deutsche Verein" noch nicht beigetreten, was jedoch noch zu erhoffen ist.

Brasilien. Die deutsche Auswanderung nach Brasilien belief sich im Jahre 1900 nur auf 364 Köpfe. Indessen gingen nach Brasilien auch Deutsche aus anderen Ländern, aus Rußland, Oesterreich und Südafrika. Auch in der nordamerikanischen Union sollen Deutsche in größerer Zahl die Absicht hegen, nach Brasilien überzusiedeln. Im Jahre 1901 verdoppelte sich die Zahl der deutschen Einwanderer und in den ersten drei Monaten 1902 soll sie sich gegen die gleiche Zeit des Vorjahres verdreifacht haben. Bei den deutschen Kolonisationsgesellschaften in Brasilien laufen fortgesetzt neue Anmeldungen ein.

Nach ihrem neuesten Jahresbericht hat die Hanseatische Kolonialgesellschaft, die ihr Aktienkapital von 1 153 000 auf 1 500 000 Mark erhöht, von dem ihr überwiesenen Gebiet in einem Umfange von 658 000 ha, etwa in der Größe des Großherzogtums Oldenburg, den vierten Teil vermessen lassen, der Regierung mit 1 Mark für den Hektar bezahlt und etwa ein Zwölftel des vermessenen Landes zum Verkauf gebracht. Bisher hat die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft 1300 Kolonisten deutscher Herkunft angesiedelt.

Auch diese Gesellschaft beklagt, daß deutsches Kapital sich bisher noch nicht gefunden habe, um die notwendigen Eisenbahnen zu bauen.

Am Rio Hercilio, 78 km von Blumenau, will Dr. Aldinger eine deutsch-brasilianische Kolonialschule errichten, um Kulturpioniere für den brasilianischen und auch für den afrikanischen Urwald vorzubilden. Vorläufig benützt er den Einwandererschuppen, den die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft als erste Unterkunft für die Einwanderer ihres Kolonisationsgebietes errichtet hat. Es ist ein glücklicher Gedanke, dort unverheiratete junge Kolonisten mit dem Lande und den Arbeitsmethoden bekannt zu machen. Aldinger glaubt auch darauf rechnen zu dürfen, daß von Deutschland aus junge Leute seinen Palmenhof besuchen und benutzen werden.

Eine deutsche Stadt in Chile. Valdivia, diese wichtige Hafen- und Industriestadt Chiles, zählt 3000 Einwohner, darunter zwei Drittel Deutsche, d. h. chilenische Staatsangehörige deutscher Herkunft. Valdivia ist die einzige chilenische Stadt mit nennenswerter Industrie, sie besitzt Bierbrauereien, Brennereien, Gerbereien, Schiffsbau- und Holzindustrie. Hier herrschen deutscher Fleiß und deutsche Arbeit. Oberleutnant Graf H. von Schulenburg, der eine Dienstreise in Araukanien machte, berichtet über Valdivia in der „Kreuz-Ztg.": Sonntag Vormittag sahen wir die freiwillige Feuerwehr auf Dampfbooten exerzieren. Mit denselben Waffenröcken, wie sie die preußische Infanterie trägt, und mit Artilleriehelmen ausgerüstet, machten die Mannschaften in Aussehen und Disziplin einen mustergiltigen Eindruck. Valdivia ist der Hauptsitz des Deutschtums, das jährlich mehr Boden gewinnt, ein Umstand, der ganz allein der allgemeinen Achtung vor der Zuläßigkeit, dem Fleiß und rechtlichen Sinn der eingewanderten Deutschen zu verdanken ist. In Valdivia überwiegt das deutsche Element derart, daß die deutsche Sprache vor der spanischen unbedingt vorherrscht.

Japaner in Deutschland. Nach einer Zusammenstellung der japanischen Monatsschrift „Ost-Asien" (1902, Märzheft), die seit vier Jahren in Berlin erscheint, leben in Deutschland gegenwärtig 167 Japaner, darunter 80 in Berlin, 10 in München, 7 in Bonn, 6 in Breslau, 6 in Göttingen, 5 in Leipzig, 4 in Rostock, 3 in Straßburg, 7 in Würzburg u. s. w. Die meisten Japaner machen Studien an deutschen Universitäten. — In der deutsch-japanischen Gesellschaft Wa-Doku-Kai zu Berlin hielt am 14. April Professor J. Omura einen Vortrag über die Pflege der deutschen Sprache in Japan.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

IX.

Rudolf Stratz, Alt-Heidelberg, du Feine. — Georg Hirschfeld, Freundschaft. — Heinz Tovote, Die Leichenmarie. — Karl Worms, Die Stillen im Lande. — Otto von Leitgeb, Der verlassene Gott. — Max Grad, Wenn Früchte reifen.

Ralph Waldo Emerson, dessen auf die Spitze getriebener philosophischer Idealismus wohl nur im dollarwütigen Amerika möglich war, hat in seinem Essay „Charakter" einmal ein Wort über Schiller gesagt, das sich mir unvergeßlich einprägte. „Die Autorität", sagt er, „die der Name Schiller besitzt, ist zu groß für seine Schriften. Es ist ein Mißverhältnis zwischen dem Ruf und den Werken da." Er führt andere Männer an, bei denen ähnliches der Fall ist. Alle, die Lord Chatam sprechen hörten, hatten das Gefühl, es müsse in dem Manne etwas Feineres und Höheres sein als alles, was er aussprach. Gegen Carlyle hat man eingewandt, daß alle Thaten, die er von Mirabeau berichtet, nicht genügten, um seine hohe Meinung von dessen Genie zu rechtfertigen. Die Gracchen, Kleomenes und andere plutarchischen Helden können mit dem, was von ihnen berichtet ist, ihrem eigenen Ruhm nicht die Wage halten. Kaum der kleinste Teil vom persönlichen Gewichte Washingtons läßt sich aus der Geschichte seiner Leistungen begründen. Wir können aus der deutschen Litteratur etwa auch Seume noch anführen, der eine Stellung in dieser Litteratur behauptet, die sich durch das, was er geschaffen, garnicht erklären läßt. Unserer Gegenwart fehlen Männer dieser Art auch nicht.

Die Erklärung: „es stak und steckt etwas in ihnen, das eine Erwartung erzeugte, die über jede ihrer Leistungen, oft über jede mögliche Leistung hinausging. Der größte Teil ihrer Kraft war latent. Dies ist es, was wir „Persönlichkeit" nennen — eine aufgespeicherte Kraft, die unmittelbar und durch ihre bloße Gegenwart wirkt." Die Hälfte dieser Kraft, scheint es immer, setzten diese Männer garnicht in Thätigkeit.

Umgekehrt giebt es Dichter und Schriftsteller — bleiben wir bei diesen! —, deren Talent größer ist, als es ihr litterarischer Ruf und die Beachtung, die sie finden, vermuten läßt. Aber das Seltsamste bleibt, daß man dies konstatiert und doch keine Notwendigkeit empfindet, für sie zu kämpfen, ja, daß man bald mit der Allgemeinheit geht. Das sind Leute, mit denen man fertig ist, wenn man ihr Buch gelesen und gelobt hat. Sie haben restlos ihre ganze Kraft aufgewandt, die sie in sich haben. Ihr Buch wird

deshalb überraschen und zur Anerkennung zwingen, aber der Dichter interessiert nicht mehr. Er ist ausgepumpt: er ist nicht reicher als sein Werk.

Es liegen heut einige Bücher vor, die mich zu diesen Gedankengängen zwangen. Da ist zunächst ein neuer Roman von Rudolf Stratz: „Alt Heidelberg, du Feine . . .", der Roman einer Studentin (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1902). Ein Buch, das man mit Vergnügen liest; ein Buch, das niemanden enttäuschen, viele erfreuen, alle unterhalten wird. Es wäre ein Segen, wenn unsere übrigen Unterhaltungsromane auf demselben Niveau stehen würden. Kurz, ein Buch, dem man gern alles Gute nachsagt. Es ist flott, leicht und elegant geschrieben; es verrät einen geschmackvollen Menschen, der sich viel umgesehen hat und dem die Gabe ward, das Charakteristische einer Stadt, eines Landes, einer Gegend zu erfassen; es bringt geschickt eine Reihe eigentümlicher und interessanter Personen zusammen; es schneidet ein modernes Problem an und vermeidet, ohne in die Tiefen zu steigen, doch alle Banalitäten. Das ist sogar des Lobes noch nicht genug. Da giebt es schöne Naturschilderungen; da passiert es wohl, daß man den Kopf in die Hand stützt und das Herz wild und weh wird vor Sehnsucht . . . . vor Sehnsucht nach Alt-Heidelberg? Ach vor Sehnsucht nach den sonnigen Studentenzeiten, nach den Stürmerjahren des Lebens; und man weiß, jeder Schritt, den wir gehen, jede Minute, die abläuft, trennt uns weiter davon. Die ganze Poesie der alten Burschenherrlichkeit, die ja zu rechter Poesie erst immer in der Erinnerung wird, steigt grüßend auf, verknüpft sich mit Alt-Heidelberg. Scheffels herrliches Lied klingt empor; man denkt an die schönen Verse von Arno Holz, die Josef Viktor feiern. Wie heißen sie gleich:

„Da sprang von seinem Stuhle,
Das Trinkhorn in der Hand,
Der alte König von Thule
Und küßte sein Burschenband.

Es blitzte sein Schläger im Weine,
Es klang so voll, so weich:
Alt-Heidelberg, du Feine,
Du Stadt an Ehren reich."

Und nun, noch immer mit vollem Herzen, liest man weiter und hegt fast heimliche Liebe zu dem Buche, das eigene längstversunkene oder gar ungelebte Freuden heraufbeschwört.

Aber der Zauberer ist nicht eigentlich Rudolf Stratz; der Zauber geht nicht so von den Menschen aus, die da handeln und leiden, sondern von den Dekorationen die um sie herumgestellt sind. Die Dekoration, litterarischer ausgedrückt: das Milieu, ist absolut die Hauptsache in den Werken dieses Schriftstellers. Das Milieu, in dem sie spielen, verhilft ihnen zu ihren Erfolgen. In „Der weiße Tod", in „Montblanc", in der „Thörichten Jungfrau" war es das Hochgebirge; hier ist es Heidelberg; es wäre nicht verwunderlich, wenn Nizza und Monaco das nächste Mal die Szenerie leihen müßten.

Diese Szenerie ist fraglos immer ganz ausgezeichnet gegeben; ihr Eigentümliches ist scharf erfaßt. Aber sie schiebt sich zu sehr in den Vordergrund, sie wächst über die Menschen hinaus, der Rahmen wird wichtiger, als das Bild. Das geschieht deshalb um

so leichter, als die Menschen, die uns vor allem entgegentreten, nicht eins sind mit der Umwelt, weil sie nur Fremde, nur Touristen da sind. Steht aber die Landschaft schon einmal so im Vordergrunde, so müssen wenigstens die Menschen auch daraus entwickelt sein. Das thut Alexis z. B., und das thut Stratz nicht. Er ist trotz der Vorschiebung der Milieus kein „Heimatkünstler", wie der modische Ausdruck lautet, sondern er ist als Dichter vielmehr ein Globe-Trotter, ein Tourist, der, wenn ihm eine Gegend, ein Verkehrszentrum ꝛc. gefällt, die Personen seines Romans dorthin dirigiert. So fallen Land und Leute immer seltsam auseinander. Ein einsamer Schneegipfel mit einem Berliner drauf.

Das war am auffälligsten in dem Roman „Montblanc". Aber auch „Alt-Heidelberg, du Feine" macht keine Ausnahme davon. Die Stadt im Neckarthal ist ja in letzter Zeit von deutschen Erzählern sehr bevorzugt worden. Wilhelm Meyer-Förster hat seinen Roman darüber geschrieben und aus diesem wieder das erfolgreichste Stück der Saison gemacht; Hermine Villingers prächtiges Binchen Bimber läuft auch durch die Gassen Heidelbergs. Und nun kommt Rudolph Stratz. Es ist interessant, sein Heidelberg mit dem Heidelberg der Villinger zu vergleichen. Die Studenten singen durch beide, aber das Heidelberg, in dem Binchen Bimber lebt, ist ein badisches Städtle, ist das Heidelberg der Heidelberger, während das Heidelberg, das Stratz vor uns hinstellt, mehr der Sammel- und Durchgangspunkt des internationalen Reiseverkehrs ist. Man lebt dort ein paar Wochen, aber ist dort nicht ansässig. So sind die beiden Hauptpersonen des Romans keine Stadtkinder, nicht mal Badenser: Erna Bauernfeind kommt vom Rhein, John Henry von Lenneps nennt die ganze Welt seine Heimat. Da ist ferner ein japanischer Vicomte, ein Chilene, zwei Ruthenen, ein Franzose, ein Sizilianer, ein Mohr aus Haiti u. s. w.

Was aber für Rudolph Stratz vielleicht am meisten charakteristisch ist: der ganze Roman, der auf 470 Seiten beschrieben ist, spielt sich in drei Tagen ab. Es ist, als ob man mit Stangen nach Paris fährt: so und so viel Tage, Stunden, Minuten stehen zur Verfügung. Ueber jede Stunde ist schon vorher genau disponiert, damit alle Sehenswürdigkeiten ohne Verlängerung des Aufenthalts abgemacht werden können. Oder, um bei Rudolph Stratz zu bleiben: mir kommt vor, als hätte er sich gefragt, was giebts in Heidelberg zu sehen, was ist eigentümlich dafür? Dies, dies, dies! Abgemacht — 'rein in den Roman! Stundendisposition, Einteilung, Erschaffung typischer Gestalten. Läßt sich in 72 Stunden erledigen — all right! Nichts ist übergangen: die korporierten und nicht korporierten Studenten stellen typische Delegirte für den Roman, die verschiedenen Sorten von Studentinnen präsentieren sich; Professoren und Privatgelehrte — darunter die beste Figur des Buches — sind vorhanden; weder Kommerse noch Rempeleien, weder Schläger- noch Pistolenmensuren sind übergangen, auch das Heidelberger Schloß und Perkeo ist in Rechnung gestellt. Und das ist dann wirklich geschickt, litterarisch geschmackvoll und fein und flüssig erzählt, ist mit schönen dichterischen Schilderungen durchsetzt, liest sich außerordentlich gut. Man kann wirklich nichts dagegen, sondern nur viel dafür haben bis auf den Schluß, wo selbst der naive Leser merkt, daß etwas nicht in Ordnung ist. Von allen Seiten wollt' ich an das Buch heran, es war überall glatt und rund und hübsch. Es hatte nicht den geringsten Knorren, an dem man sich festhalten konnte. Es

stand ein kluger, geschmackvoller feiner Mensch dahinter, der umsichtig für alles vorgesorgt hatte — aber keine starke Persönlichkeit.

Vielleicht wird nun meine Einleitung verständlich. Ich überlegte mir, daß Rudolf Stratz glänzende und erfolgreiche Romane schriebe, nach deren Lektüre ich mir stets vorgeworfen hatte, daß ich diesen Schriftsteller unterschätzte, und ich überlegte mir ferner, daß trotz dieser glänzenden Bücher Stratz eigentlich keine Stellung in der Litteratur habe, und daß es mir nie einfallen würde, ihn in einer Litteraturgeschichte zu nennen. Ganz fraglos würde ich letzteres aber bei anderen thun, deren Bücher mich dabei stets enttäuscht hätten.

Das Schlußwort über Stratz muß wohl doch lauten: daß ihm das eigentlich Dichterische fehlt, wie oder weil ihm das Bäuerische, eine gewisse Schwere, das Bodensätzige mangelt. Man mag sich ihn vorstellen im Salon, oder auf dem Automobil, oder D-Zug, Speisewagen, oder als Sportsmann einen schwierigen Gipfel erkletternd, nicht aber in breitem Behagen auf eigener Scholle sitzend. So fehlt auch seinen Büchern die Schwere. Es ist im letzten Grunde mehr Feuilleton-Geist darin, ob auch feinste Marke, als echter Erzähler- und Dichter-Geist. —

Ganz anders Georg Hirschfeld, der nach seinem verunglückten und inzwischen begrabenen Märchenstück sich mit einer Novelle „Freundschaft“ einstellt (S. Fischer, Berlin 1902). Rudolf Stratz würde die tollsten Studentenkneipereien mitmachen, etwas weltmännisch-überlegen zwar, aber er würde nicht Spielverderber sein. Georg Hirschfeld dagegen würde sich schweigend drücken und im Kaffeehaus mit leiser Wehmut etwas Süßes essen. Er war gewiß niemals das, was der Studio „bierehrlich“ nennt. Er ist wahrscheinlich niemals begeistert und angesäuselt an Telegraphenstangen hochgeklettert, hat den Wächter der Nacht niemals doppelt gesehen, hat nie einen guten Bierjungen getrunken. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Zustände und Fertigkeiten unerläßliche Vorbedingungen und Eigenschaften deutscher Dichter sind. Sie sollen nur symbolisch für Kraft, Jugend, Begeisterungsfähigkeit, harmlose Fröhlichkeit und gesunden Sinn dastehen. Und Georg Hirschfeld hat davon wenig; er hat lieber in seiner Stube Georg Hirschfelds jungen Leiden nachgehangen, und das Gefühl seiner zarten, verwundeten Psyche hat ihm Thränen entlockt. So ward er in einer Umgebung, die ihn nicht verstand und die er nicht besiegen konnte, zu einem verkümmerten Litteraturheimchen.

Er ist in Berlin geboren. Das ist für einen Dichter gewiß ein Unglück. Was sollte er aus einem Boden ziehen, der statt des heiligen Korns nur Steine trägt? Er brachte in den „Müttern“, seinem Schauspiele, sein junges zartes und wundes Herz und rührte durch Schüchternheit, Aufrichtigkeit, Innigkeit. Man begeisterte sich für ihn und hob ihn auf den Schild. Aber schon damals fragte ich kopfschüttelnd, was denn eigentlich aus dieser Weichlichkeit und Sentimentalität werden sollte. Es fehlte so jede Kraft und Robustheit, jede rotbäckige Entschlossenheit. Dieses leidensselige Herz mußte sich an jeder Kleinlichkeit des Lebens wundstoßen, vor jedem Zaun leiden und weinen, über den ein anderer einfach hinwegsprang.

Man hat von Schiller so fein gesagt, daß er alles gegen die Natur erreicht habe. Man kann von Georg Hirschfeld ähnliches sagen. Nur flog das Genie über die Gitter fort, die ihn halten wollten, während das Talentchen sich daran entlang quält.

Ein Alexander zerhaut den gordischen Knoten, ein Hirschfeld versucht ihn aufzufasern. Es war seltsam mit anzusehen und wirkte zuletzt komisch, mit welchen Konflikten dieser Schützling von Otto Brahm sich herumschlug. Er war ja kein geborener, er war ein durch die Verhältnisse gewordener Poet; er war anders als die Umgebung, an die er doch gefesselt war, er litt an der Enge und der Misère, aber statt wie Schiller einfach auszureißen und sich selbst einen Platz an der Sonne zu suchen, bedichtete er nur jammernd den Schatten, in dem er stand. So kam es zu jenen kleinlichen peinlichen Studien aus der Familienstube, in denen uns Georg Hirschfeld seine ganze Verwandtschaft vorstellte. Aber nichts wollte mehr einschlagen, und selbst die Kritik, die Hirschfeld liebte, begann schon böse Witze zu reißen. Da kam dieser sentimentale Poet, der Gerhard Hauptmann nachtastete, auf die Idee, mal ganz etwas Neues zu machen: ein deutsches Märchenstück! Als ich die Ankündigung las, ward ich zornig. Schon die Vorstellung, daß Schiller etwa an ein deutsches Märchen gegangen wäre, ist peinlich. Und nun gar Georg Hirschfeld! Dieser Hirschfeld, der so spezifisch ungermanisch ist! Nun, auch das Märchenstück wurde aufgeführt und begraben. Keines Sterblichen Auge wird es jemals wiedersehen.

Diese Mißerfolge auf dem Theater mögen Hirschfeld zur Novelle geführt haben. „Der Bergsee" war ein böses Ding; zweifellos ist „Freundschaft" viel weniger gewollt, viel besser. Aber man erhält doch auch hier nichts Rechtes in die Hand. Es sieht wie eine Woge aus, und wenn man sie greift, bleibt ein bischen Schaum zurück. Der Stoff: eine junge Norwegerin in Berlin schließt „Seelenfreundschaft" mit einem Dichter, bis in diesem ein stärkeres Begehren wach wird, das nicht mehr die Freundin, sondern das Weib sucht. Da wendet sie sich von ihm. Doch bald beginnt auch sie, die kühle Blonde, heimlich zu brennen, sie kommt ihm entgegen, doch erkennt sie bald, daß es zu spät ist. Der Dichter hat den vernünftigsten Einfall seines Lebens gehabt und sich einem lieben netten Mädel zugewandt, das nicht nur seraphisch neben ihm durch kühle Gedankenreiche schwebt, sondern ihn auch gut irdisch festhält. Und die Norwegerin geht in ihre Heimat zurück.

Viel Feinheit und Ueberfeinheit steckt darin; manches — das Traumglück des Blinden — ist rührend; das Ganze, wie nicht anders zu erwarten war, zerbrechlich. Was sind das für ästhetisch zermürbte Menschen! Menschen, die dem Leben feige ausweichen, die das Natürliche als Beleidigung empfinden, die sich nur im Traumwinkel behagen. Natürlich überall Künstler und Dichter — die ewige Litteratur! Und was noch für diesen Georg Hirschfeld wie für viele seiner Kollegen charakteristisch ist: wie klein sie den Mann machen, wie groß das Weib! Nicht, was man sich gefallen lassen könnte: groß an herzlicher Güte; nein, das Weib übertrifft stets den Mann an geistiger Kraft und wächst hinaus über ihn. Ja, wenn es zwischen diesen Novellenfiguren zur Prügelei käme, so würde Fräulein Anna Friburg wahrscheinlich auch an Muskelkraft dem Dichter Brand überlegen sein. Seltsam, wie schwach sich Georg Hirschfeld selber fühlen muß. Er hat gar keine Frische. Er wird uns nie bezwingen. Dichterische Blutarmut kann man mit Eisen auch nicht kurieren. In Summa: um uns hochzuheben, muß man robuster sein als dieser schmächtige, bläßliche Berliner.

Von den folgenden vier Novellenbüchern sind drei mehr oder minder zu rühmen,

ob auch die Einleitung dieses Artikels für wenigstens zwei davon gilt. Ein einziges bleibt hinter jeder Erwartung — sogar hinter geringer Erwartung — zurück, und dieses eine hat bereits jetzt, wenige Wochen nach Erscheinen, eine Reihe von Auflagen erlebt und wird noch mehr erleben, während die drei anderen sich nur langsam, Exemplar um Exemplar, aus dem Magazin der Verleger fortstehlen werden. Das läßt sich nun einmal nicht ändern, und ich glaube selbst an den Trost nicht mehr, daß dieses eine schwache Buch schneller auf den „Schübderump" kommen wird, als die drei besseren. Denn die Autoren dieser drei besseren Bücher heißen Karl Worms, Otto von Leitgeb und Max Grad, aber der Verfasser des wenig erfreulichen heißt noch immer — Heinz Tovote. Dieser Name allein bedeutet einen ziemlich sicheren Absatz von 10 000 Exemplaren.

Man kommt bald davon ab, sich darüber aufzuregen. Es giebt manch einen berühmten Schriftsteller, der nur von dem Ruhme zehrt, den er sich mit zwei, drei Werken erwarb. Er wird älter, die Schaffenskraft beginnt zu versiegen, er schreibt nur noch um des Brotes willen, und jeder Urteilsfähige legt diese handwerksmäßig zusammengehauenen Romane stillschweigend bei Seite. Das junge, sich mühselig emporringende Talent mag da mit Recht dem Publikum grollen, das an ihm vorübergeht und immer noch, gleichsam pflichtgemäß, dem bekannten Namen seine Reverenz macht, obwohl dieser Name längst nur Saft- und Kraftloses deckt. Aber warum soll man dem Müdegewordenen dieses letzte Glück nicht gönnen? Der urteilsfähige Teil des Publikums hat sich doch längst von ihm abgewandt; an dem anderen Teil aber ist sowieso nichts zu verschlimmern, und er spielt in all seiner Stumpfheit doch wieder ausgleichende Gerechtigkeit.

Auf den jungen Heinz Tovote scheinen diese Worte nicht zu passen. Aber stimmt man ihnen bei, so wird man sich nicht wundern und nicht beklagen können, daß von dem Beharrungsvermögen des Publikums auch Schriftsteller profitieren, denen man es nicht wünschen möchte. Heinz Tovote hat s. Zt. den Naturalismus salonfähig gemacht. Den Erfolg seines ersten Romanes kann man heut nur noch verstehen, wenn man die Zeit seines Erscheinens berücksichtigt. Das Urteil über diesen Schriftsteller steht so fest und ist so allgemein, daß ich nicht nötig habe, es hier zu wiederholen. Auch sein neues Novellenbuch wird hier nur angezeigt, weil es in die Hände von Tausenden gelangt. Der Titel „Die Leichenmarie" (Berlin, F. Fontane & Co., 1902) schmeckt stark nach dem Rattengift der Kolportagelitteratur; was sich dahinter verbirgt, ist aber wirklich nicht aufregend. Es sind so harmlose Nichtigkeiten, daß sie gerade noch in einer Tageszeitung unterm Strich erträglich sind. Hier und da wird ein interessantes Problem gestreift, aber Tovote giebt sich nicht einmal Mühe, über das Rohstoffliche hinauszukommen. Das allein hat mich an diesem Buche interessiert: es ist so ohne jede Liebe, es ist direkt mit Unlust geschrieben. Ein zusammengequältes Buch, ein Buch tiefster Ermattung; ein Buch, das einen müden Protest gegen jede ernstere Kritik selbst einlegt. Warum erst schweres Geschütz dagegen auffahren?

Bleibt nur noch die Frage, warum es geschrieben und warum es veröffentlicht ist. Tovote kann selbst unmöglich glauben, daß derartige Stilübungen imstande sind, seinen gesunkenen litterarischen Ruf zu heben. Er wird sich ebenso klar darüber sein, daß diese Novellen auch sein Stammpublikum stark enttäuschen werden. Denn sein Publikum verlangt Liebesräusche und immer von neuem Liebesräusche von ihm. Darauf aber

hat er sich — und das ist das einzig Erfreuliche — hier nicht eingelassen. So läßt sich nur noch denken, daß „Die Leichenmarie" leidigen Honorarwünschen ihr Dasein verdankt. Das wäre ja traurig, aber doch verständlich.

Neben dem jäh absteigenden Talent ist ein neu aufsteigendes zu nennen. Carl Worms hat „Drei Erzählungen aus dem Winkel" unter dem Gesamttitel „Die Stillen im Lande" zusammengefaßt (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg., Stuttgart 1902). Die beiden Romane, die er vorher veröffentlichte und die starkes Lob erfuhren, sind mir unbekannt geblieben. Aber ich kann mir nach diesen drei Novellen wohl denken, daß er mit seinen Romanen das Lob ehrlich verdient hat. Er erzählt hier von den Originalen der kleinen kurischen Städte, von solchen „verschollenen Existenzen, die nur um die Erlaubnis bitten, unbeachtet im behaglichen Winkel ableben zu dürfen. Bald ist es eine verwitwete Pastorin, bald eine verarmte Adlige, ein schweigsamer Beamter, ein wunderlicher Baron. Wer weiß, wie viel Märtyrertum hinter diesem Schweigen im kurischen Winkel steckt." Und Carl Worms erzählt gut. Es ist etwas Klares und Fertiges in diesen Geschichten, die sehr sicher und manchmal fast mit Ueberlegenheit geschrieben sind. Wie alt Carl Worms ist, weiß ich nicht; sicher aber ist er kein Jüngling mehr, der sein Herz überströmen läßt, sondern ein Mann, der haushält. Er stellt seine kurischen Originale mit kräftigem Realismus hin und übertreibt nicht; seine wahre Art scheut alle Extreme; er geht auf einer gesunden Mittellinie vorwärts.

So kann man nur Ein Bedenken, ob auch das allerwichtigste, gegen ihn und sein Buch laut werden lassen. Dies nämlich, ob er stark genug sein wird, sich trotz der eingeschlagenen Mittellinie durchzusetzen und zur Geltung zu bringen. Gute Erzählungen allein thun es nicht; es fragt sich, ob eine kräftige und eigentümliche Persönlichkeit dahinter steht. Nach diesem ersten Buche, das ich las, möchte ich noch kein Urteil fällen. Aber es war mir, während ich hier über die Novellen sprach, auffällig, wie wenig besonderes sich darüber sagen ließ. Man konnte nicht recht in eine Tiefe tauchen. Doch das mag in den beiden Romanen, mag in späteren Werken anders sein. Die nächste Zukunft wird lehren, ob dieser Schriftsteller als ein Eigener in die lebendige Litteratur hineinwächst oder nur ein guter, in jedem Fall lesenswerter Erzähler für unsere besseren Unterhaltungsblätter wird. Es ist sowieso schon seltsam genug, daß diese Blätter sich Schöpfungen wie die vorliegenden entgehen lassen.

Auch von Otto von Leitgeb hatte ich bisher nichts gelesen. Es giebt eine Reihe von Schriftstellern, die man dem Namen nach kennt, die aber niemals irgendwie Aufsehen machten, über die man nicht debattiert, nach deren Büchern man nicht greift. Es ist ja immer ein gewisser Zufall dabei, was einem gerade in die Hände gerät. Ein ungerechtes Verkennen ist danach also wohl möglich, wird aber thatsächlich nicht so oft vorkommen, wie man glauben möchte. Denn hat ein Autor vier, fünf Werke veröffentlicht, ohne daß ein den litterarischen Erscheinungen folgender Kritiker etwas im Guten oder Bösen Auffallendes von ihm gehört hat, so darf man mit ziemlicher Bestimmtheit vermuten, daß auch nichts Auffallendes über diesen Autor zu sagen ist, sondern daß er eben zu den viel zu vielen gehört, bei denen es zu etwas Vollem und Ganzen nicht langt. Ich bekenne, daß ich bisher Otto von Leitgeb im stillen diesem Schwarme zugezählt habe. Nach seinem Buche „Der verlassene Gott" (Stuttgart 1902, Deutsche Verlagsanstalt) werde ich das nicht mehr thun. Die Novellen dieses Buches

haben mich freudig überrascht. Da ist z. B eine kleine Skizze „Ein Herrenabend", die mit einer erstaunlichen Verve und Schilderungskraft gegeben ist. Wie das Zirkusmädel sich da auf dem Tische beim Souper produziert, das sieht man förmlich, das ist für sich ein kleines Kunstwerk und steht noch lange wie ein feines farbenprächtiges Bild vor uns. Tiefer versucht die Titelnovelle zu greifen, und wenn man die Voraussetzung, daß das Wort eines Vorgesetzten den Vikar Don Matteo so aus seiner Bahn werfen kann, gläubig hinnimmt — sie hätte vielleicht stärker motiviert sein können —, so wird man sich auch hier dem Erzähler gern überlassen. Er führt Wege, die noch nicht ausgetreten sind. Seine Stoffe sind fast immer apart und glänzend pointiert. Sie sind geistreich, soweit das die Schöpfung eines Dichters sein kann. Von dieser geistreichen Seite her droht Otto von Leitgeb vielleicht eine gewisse Gefahr — die Gefahr, die österreichischen Schriftstellern näher liegt als norddeutschen: feuilletonistisch zu werden. Aus diesem Grunde ist mir Leitgeb immer dort am wenigsten lieb, wo er wie in „Armensuppe" satirisch resp. ironisch wird. Möglich allerdings, daß ich für das ganze Genre der Satire verdorben bin. Es will mir nicht passen zu Herzensfülle und Gläubigkeit, die mir beide vom Dichter untrennbar sind. Der naive und einfache Mensch wird zur Satire selten ein Verhältnis haben. Er kämpft lieber mit seinem Zorn und seinem Schwert und fährt offen und frei gegen den Widersacher heraus.

In die „Armensuppe" hat Leitgeb also reichlich Salz geschüttet, anderes ist Gottlob weniger gewürzt. Derselbe Dichter hat doch auch die ganz prächtige Gestalt des Pippo Einaug in der vierten, etwas blutigen Novelle geschaffen, und durch die Art, wie er ihn vorschiebt, die Krassheit des Stoffes minder auffällig gemacht. Hier zeigt sich wieder der kluge Dichter, der einem alten Stoffe durch eine leichte Wendung überraschende Eigentümlichkeit verleiht. Allerdings wird durch diese Wendung das Interesse von den beiden Trägern der novellistischen Handlung ganz abgelenkt und auf eine Figur konzentriert, die doch immer nur Nebenfigur bleiben mußte. Es wäre danach möglich, daß in größeren Werken Leitgebs kompositionelle Mängel hervorträten. Doch aber wünschte ich lebhaft, diesen Dichter einmal in einem größeren Werke zu begegnen, in dem die ihm verliehenen Gaben und Kräfte groß zusammengefaßt sind.

So bleibt nur noch ein talentvolles Skizzenbuch von Max Grad, „Wenn Früchte reifen", für diesmal zu erwähnen übrig. (F. Fontane & Co., Berlin 1902.) Unter dem männlichen Pseudonym verbirgt sich, wie der „Kürschner" verrät, eine Dame; aus dem Buche selbst möchte man das auf den ersten Blick schwerlich erkennen. Oder höchstens aus der Vorliebe, Extreme neben einander zu stellen. Max Grad liebt Kontrastwirkungen; liebt es, eine Szene zu erhöhen, indem sie Natursymbole einsetzt; liebt es, Kleines beziehungsvoll in einen größeren Rahmen zu setzen. Das ist meist gewandt und vortrefflich gemacht. Ja, dieser Max Grad erscheint wohl hier und da fast gar zu geschickt, so daß man stutzt und sich fragt, ob da nicht viel mehr Virtuosentum als echte Dichterkraft redet. Diesen Zweifel zu beseitigen, war das Buch auch nicht imstande. Es glänzt mehr, als es wärmt. Es ist auch aus keinem tiefen Glaubensgrund erwachsen. Ein heißer sinnlicher Zug geht durch viele der kleinen Skizzen; diese sinnliche Glut stellt Max Grad am besten dar. Eine große Dichterin tritt uns also gewiß nicht in ihr entgegen, wohl aber eine sehr begabte Schriftstellerin.

Münchener Kunstbericht.

Von

Erich Haenel.

I.

Es hat eine ziemliche Weile gedauert, ehe der Begriff einer „deutschen Nationalität", in den Deutschland seit dem französischen Kriege sich immer voller hineingelebt hat, auch in dem Reiche ästhetischer Kultur zum Durchbruch gelangt ist. Die Litteratur ging hier, trotz der Invasion französischer Vorbilder, besonders auf dem Gebiete der Dramatik, rascher voran; das Bewußtsein dessen, was Richard Wagners Werk für den Aufschwung des germanischen wie des rein vaterländischen Empfindens bedeutete, brach sich weit weniger unmittelbar Bahn. Die bildende Kunst ist zu allerletzt zu nationaler Selbständigkeit gelangt. Gurlitt weist nach, daß niemals, nicht im 17. und nicht im 18. Jahrhundert, der Pariser Geschmack Deutschland so beherrscht hat, wie zu der Zeit, als sich die Aufträge meldeten, den Sieg der deutschen Waffen über Frankreich künstlerisch zu verherrlichen. Und zwar war es gerade Berlin, die stolz aufblühende Hauptstadt, die sich als Hochburg der undeutschen Art darstellte. Hier wirkte eine Gruppe von Künstlern, die das Geschichts- und Sittenbild unter dem deutlich erkennbaren Einfluß der französischen Romantiker, der Delaroche, Couture, Gleyre u. a., pflegten. Immerhin konnte bisher die Kaiserstadt bei all dem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung, der sich vor allem auch in der steigenden Schaffenskraft auf dem Gebiete der Architektur äußerte, die Vorherrschaft künstlerischer Thätigkeit noch nicht an sich reißen. Diese lag in hervorragender Weise noch immer in der Stadt, die seit einem halben Jahrhundert den Ehrennamen eines neuen Athen führt, in München.

Wenn man von der Münchener Kunst der siebziger und achtziger Jahre spricht, so gebührt dem Namen Karl von Piloty das erste Wort. Der pathetische Realismus, der sich in seiner Schule verkörperte, wurde für die Entwickelung nicht nur des lokalen, sondern des gesamtdeutschen malerischen Empfindens maßgebend. Davon, daß auch sein Stil im wesentlichen auf dem Vorbilde der belgischen Geschichtsmalerei fußte, wollte man nicht viel wissen. Man freute sich einer künstlerischen Anschauung, die an Stelle des gedanklichen Inhalts und des schönen Konturs die farbige Vielseitigkeit und Reichheit in das Zentrum des Erstrebenswerten rückte. Man ging nach Venedig, Rom und Paris um von den Klassikern die Reize eines rein malerischen Kolorismus zu lernen. Selbst die Sittenmalerei verfiel der Neigung zu einheitlicher Tieftonigkeit, die alles künstlerische Schaffen bestimmte.

Unter den Wenigen, die sich neben den Künstlern der Piloty-Schule ihre Eigenart rein erhielten, ist Leibl wohl die stärkste Persönlichkeit. Auch er hatte in Paris gelernt, aber nicht von der schönfärberischen Routine der Romantiker, sondern mehr von der herben Wirklichkeitskunst der Impressionisten, eines Courbet und Manet. Leibl wurde, neben dem

Holländer Israels, der Vater des jungen Realismus, der seit dem Anfang der achtziger Jahre neben dem abgestorbenen akademischen Realismus der Piloty-Jünger sein Haupt erhob. Mit Liebermann, der bei Munkaczy und Bastien-Lepage in Paris, bei Israels im Haag gelernt hatte, und erst 1884 von München nach Berlin übersiedelte, zog die Hellmalerei ein, und in Uhde, der sich nach ähnlichem Entwickelungsgang um dieselbe Zeit in der Isarstadt niederließ, gewann sich München den eigenartigsten Meister des Naturalismus. Heute ist Uhde Präsident der Münchener Sezession. In dem Kampf, der Anfang der 90er Jahre mit immer wachsender Heftigkeit zwischen den Vertretern der eingesessenen Kunstrichtung und den Revolutionären von Freilicht und Freiluft entbrannte, hat er stets im vordersten Treffen gestanden. Nicht nur zwei künstlerische Empfindungsformen, zwei Weltanschauungen prallten hier aufeinander. Es mußte zum Bruch kommen, und es kam zum Bruch. 1894 eröffnete die Sezession ihre eigene Ausstellung in einem provisorischen Bau an der Prinzregentenstraße. Präsident war Ludwig Dill, der in seinen landschaftlichen Studien vom Dachauer Moos jene kraftvolle Tönung anstrebte, wie sie in den Gemälden der Schotten 1891 solch gewaltiges Aufsehen gemacht hatte. Im Ausschuß saßen Hugo von Habermann, Keller-Reutlingen, A. Langhammer, Paul Höcker, Albert Keller, Piglhein, G. Kuehl, Stuck, Uhde, Zügel, L. Herterich, Weishaupt. Die Namen stellen viel von dem Besten dar, was an Frische, Kraft und Energie unter den Malern vorhanden war, vielleicht viel von dem Hervorragendsten, was die deutsche Kunst damals überhaupt darzubieten hatte. Allerdings sind es nicht nur Naturalisten von reinem Wasser, die sich hier in der Opposition gegen den Akademismus gefunden hatten, ebensowenig, wie in der Künstlergenossenschaft nur etwa die rückständige Unnatur der alten „Richtung" herrschte. Unter den Jungen finden wir Keller, den Sensitivesten der koloristischen Tonmalerei, Stuck, den vom Dekorativen kommenden Farbenathleten mit seiner Renaissancesinnlichkeit, Piglhein, ihren ersten Präsidenten, der, von Leibl angeregt, den Realismus für religiöse Motive monumentalisierte, Habermann, den an den Spaniern geschulten Porträtisten der Décadence, Ludwig Herterich, der mit der breiten, tonigen Behandlung seinen ungemein poetisch empfundenen Naturausschnitten einen so starken Reiz verleiht: Der sogenannte „Neuidealismus" fand also hier einige seiner hoffnungsvollsten Verfechter. Auf der anderen Seite blieben u. a. Willroider, Echtler, Marr, Firle, Palmié, Dasio, Hermann Kaulbach, von den Aelteren Defregger, Ghsis, Löffz und Stieler, alles hervorragende und angesehene Künstler; Lenbach, der eine Reihe seiner Porträts in einem eigenen im Renaissancestil zusammengestimmten Raum vereinigte, trat erst viel später an die Spitze.

Heute, nach 8 Jahren, haben sich die Verhältnisse in der Münchener Kunst merklich verschoben. Zwar von den Gestalten, die der neuen Phase ihrer Entwickelung — denn von einer solchen kann man in der That sprechen — die Thore aufstießen, stehen noch die meisten im Felde. Aber der Konflikt, der damals unvermeidlich war und dessen Durchbruch man von vielen Seiten wie eine Erlösung begrüßte, hat zu keiner absoluten inneren Klärung geführt. Zwar hat die junge Kunst, deren Name damals auf dem Banner der Aufrührer stand, inzwischen ihren Siegeszug durchs deutsche Land mit imponierender Ueberlegenheit fortgesetzt. Die Lehre von der Wiedereroberung der Natur durch das Medium der subjektiven Impression, die uns aus Frankreich kam, zählt heute

Tausende von Jüngern. Ein klassisches Beispiel dessen, was die heutige Generation kann, liefert die Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession, die zur Zeit in dem Säulenbau am Königsplatz ein Vierteltausend Werke vereinigt. Die meisten dieser Arbeiten, vielfach nur Studien, beweisen die Tendenz, die charakteristischen Tonwerte eines Stückchens Natur möglichst klar wiederzugeben, aus einem Nebeneinander stark wirkender Farbennoten die Beleuchtungseinheit der in der Regel landschaftlichen Szene wiederherzustellen. Am kühnsten und folgerichtigsten verfolgt diesen Weg vielleicht Leo Putz Seine Formengebung hat zwar etwas eigentümlich Breiiges, aber die Glut der Sonne, die er in den meisten seiner Figurenbilder schildert, ist von einer Ueberzeugungskraft, die von keiner sachlicheren Technik so könnte erreicht werden. Auch Hans von Hayek wirkt. durch die Breite und Energie seines Pinselstrichs, der den feinsten Halbtönen harmonischen Ausdruck zu verleihen weiß. Christian Landenberger und Albert Weisgerber schließen sich ebenbürtig an, während Schramm-Zittau meist durch allzuschwarze Schatten die Wirkung seiner Interieurs schädigt. Rudolf Nissl und Ernst Stern halten sich an figürliche Motive; Lichtspiele der Art auf dem Körper, neben denen die eigentliche Modellierung nur schwache Werte erzeugt, wie sie bei Putz malerisches Problem sind, erfahren hier weitere Ausgestaltung. Ueber all diese Arbeiten ragt Fritz von Uhdes Porträtszene „Im Garten" durch die meisterhafte Behandlung des Freilichts, die Sicherheit der Modellierung und die Psychologie des Ausdrucks mächtig hervor.

Dem zur Zeit in der Sezession Geleisteten hat die Gegenpartei augenblicklich kaum Ebenbürtiges an die Seite zu setzen. Man müßte denn die Frühjahrsausstellung der Luitpold-Gruppe als die Schaffenskundgebung einer bestimmten künstlerischen Richtung auffassen. Aber die Sonderverbände Münchener Künstler, wie sie sich zur Zeit gruppieren, haben ihren Ursprung mehr in wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Differenzen als in sachlichen Prinzipien. Auch die Luitpold-Gruppe, die bei Heinemann an der Prinzregentenstraße ausstellt, weist eine Anzahl sehr beachtenswerter Kräfte auf, die sich auf dem Mutterboden des Naturalismus ihre individuelle Note zu erkämpfen suchen. So hat Hermann Urban für die großen Linien und die ruhigen farbigen Flächen der Sabinerberge schon seit geraumer Zeit einen malerischen Ausdruck gefunden, dessen innere Vornehmheit sich hier und da zu wirklicher Größe aufschwingt. Raoul Frank giebt in seinem „Ostendboot" die volle Frische der hohen See mit ihren breiten, gelben Wogen; Walter Gefficken sucht gewisse Stimmungsmomente nicht nur durch einen sorgfältig herausgearbeiteten farbigen Hauptton, sondern auch durch eine individuelle Form des Naturbildes zu veranschaulichen. Die wundervoll abgedämpften Farbenphantasieen Raffael Schuster-Woldans können jetzt ihres Erfolgs ein für allemal sicher sein. Das „Mädchen mit dem Rosenhut", das er diesmal bringt, zeigt technisch die Sicherheit eines alten Meisters, so viel spezifisch Modernes auch wieder in seinem warmen Goldton liegt. Ein Sinnenmensch mit Dichteraugen ist auch W. Kandinsky, das Haupt und wohl die stärkste Persönlichkeit einer jungen Künstlervereinigung „Phalanx", die im Herbst vorigen Jahres sich zum erstenmal mit einer kleinen Ausstellung in eignen Räumen vor die Oeffentlichkeit wagte. Er sucht die Leuchtkraft des ungebrochenen Farbenwertes durch allerhand technische Finessen, Anwendung von Lackfarben u. dergl. zu steigern, und erreicht wirklich in seinen hauptsächlich landschaftlichen Gemälden einen

Grad der koloristischen Volltönigkeit, der die nicht immer ganz selbständige Flächenbehandlung fast vergessen macht. Die kleine Ausstellung brachte weiter eine gute Auswahl kunstgewerblicher Arbeiten, von Darmstädter und Münchener Künstlern, die fast durchweg ein klares Verständnis für die ästhetischen Werte des Materials und anmutige, nicht mit der Erfüllung des praktischen Zweckes allein befriedigte Erfindungsgabe verrieten.

Das Ergebnis der Münchener Frühjahrsausstellungen ist zwar nicht gerade ein überwältigendes, aber es stellt doch der Schaffensfreudigkeit der Künstler, vor allem ihrem Bestreben, in der Vielheit von Richtungen und Stilen immer den engen Anschluß an die Natur selbst zu wahren, ein überaus günstiges Zeugnis aus. Ein Eindruck wie dieser wiegt um so schwerer, als gerade in der letzten Zeit die Stellung Münchens an der Spitze des deutschen Kunstlebens vor einer großen Oeffentlichkeit mit gewaltigem Aufwand an Temperament und Scharfsinn diskutiert worden ist. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Gegensatz zwischen Alten und Jungen, den Männern der historischen Richtung und den Modernen, sich um so schärfer zuspitzte, je weniger feindlich die beiden führenden Künstlergruppen, Genossenschaft und Sezession, selbst ihr Verhältnis allmählich gestalteten. In den Kampf trat nun, seit einem Lustrum etwa, ein Element ein, das bis dahin überhaupt noch nicht als solches existiert hatte: das moderne Kunstgewerbe. Die Entstehungsgeschichte des sogenannten „neuen Stils", der in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre die Formenwelt fast aller Gebrauchsgegenstände, besonders der Möbel und der gesamten Innenarchitektur, von Grund aus umzugestalten begann, ist heute noch der Gegenstand erbitterter Diskussionen. Die starken Ansätze, die sich in München auf diesem Gebiete zeigten, fanden in den von F. A. O. Krüger gegründeten „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk" ihr Zentrum, und bald eroberte sich das junge, außerordentlich energisch geleitete Unternehmen eine beherrschende Stellung im deutschen Kunstgewerbe. Indessen gewann es den Anschein, als fänden die Bestrebungen dieser Künstlergruppe gerade von der Seite den heftigsten Widerstand, die ihrer Entwicklung hätte am thatkräftigsten förderlich sein können. Wenn einer der Führer der kunstgewerblichen Moderne jetzt behauptet, man habe den Weggang vieler ihrer tüchtigsten Kräfte, die in anderen Städten mit offenen Armen aufgenommen wurden, von München aus herzlich gern gesehen, so mag diese Behauptung wohl im Feuer der Debatte etwas tendenziös gefärbt sein. Die Thatsache aber ist unbestreitbar, daß innerhalb weniger Jahre Männer wie Eckmann, Groß, Bürck, Habich, Huber, Behrens, Krüger, Schmuz-Baudiß, die Gebrüder Haider weggerufen werden konnten, ohne daß von maßgebender Seite etwas geschah, um diese Summe hervorragender künstlerischer Tüchtigkeit für München zu erhalten. Hauptsächlich waren es Stuttgart, Darmstadt und Dresden, die der neuen Kunst in ihren Mauern eine gastliche Stelle boten.

Seit sich das deutsche Kunstgewerbe, von Semper angeregt und von Wien geführt, durch die gewissenhafte Pflege der historischen Stile wieder die lange vernachlässigte technische Geschicklichkeit errungen hatte, galt der Münchener Kunstgewerbeverein als der Mittelpunkt der neuen Bestrebungen. Hand in Hand mit dem Kunstgewerbe ging hier die Architektur: Gedons Haus für den Grafen Schack, gebaut 1872—74, war einer der ersten Versuche, die Kunst des 16. Jahrhunderts im Großen, aber rein malerisch, zu ver-

werten. Seitdem haben die deutsche Renaissance und ihr folgend das Barock der architektonischen Entwicklung Isar-Athens die Bahnen vorgezeichnet. Man wird es gern zugestehen, daß die historischen Stile nicht feinsinniger und künstlerisch selbständiger behandelt werden könnten, als dies durch Männer wie Fr. Thiersch, Gabriel und Emanuel Seidl, dann Hocheder und Gräffel geschehen. Vor allem die Schöpfungen G. Seidls, das Nationalmuseum und das Künstlerhaus, sind mustergiltige Lösungen von absolut neuzeitlichen Aufgaben nicht nur in den Formen, sondern im Geiste einer künstlerisch unendlich hochstehenden Vergangenheit. Die Gefahr, die die jungen Kunstgewerbler für München befürchten, liegt in dem Zusammenschluß der konservativen Elemente aus den verschiedensten Schaffensgebieten. Thiersch, zugleich Vorsitzender des Kunstgewerbevereins, die Seidl, Rudolf Seitz, Lenbach, Stuck, von den Bildhauern Ferdinand von Miller und Ruemann bilden nicht nur als Künstler eine von gleichen Idealen beseelte Einheit, sondern zugleich die höchste offizielle Autorität in fast allen Kunstangelegenheiten. Die Partei der Renaissanciers, wenn man sie so nennen will, hat heute an der Isar die Macht in Händen. Sie sind es, die an den Stufen des Thrones stehen, die dem materiellen Segensstrome, der aus Staats- und Stadtsäckel fließt, auf ihre Weise das Bett graben. Und gerade das läßt die Erbitterung der Gegner mit solcher Heftigkeit emporflammen. Die Kunst geht nach Brot, heute mehr vielleicht als je. Was helfen begeisterte Kritiken, was hilft das deutliche Wohlwollen des Publikums, wenn die jungen Triebe den Sonnenschein offizieller Anerkennung und Förderung entbehren müssen? Die Architektur schien in Theodor Fischer, dem Schöpfer des wundervollen Bismarckturmes am Starnbergersee, der protestantischen Erlöserkirche in Schwabing und einer Anzahl origineller und formenfrischer Schulhäuser, eine Persönlichkeit gefunden zu haben, die bei höchster handwerklicher Meisterschaft ihren Werken stets einen individuellen, aufs feinsinnigste abgeklärten Formenkreis zu schaffen wußte. Indes ließ die Stadt München, deren kommunaler Bauthätigkeit er als Bauamtmann mit größtem Erfolg mehrere Jahre vorgestanden hatte, den Künstler, gleich so vielen Anderen, ruhig von dannen ziehen. Als der Prinzregent die Fürsorge für die monumentale Ausgestaltung der Stadt einer eigens dazu geschaffenen Kommission übertrug, da waren es wieder die Häupter der alten Richtung: Seidl, Seitz, Lenbach, Hauberisser u. a., die hier künstlerisch den Ton angeben sollten, und es erscheint fraglich, ob nicht erst die für das Jahr 1904 hier geplante Kunstgewerbeausstellung einen Ausgleich der so vielfach zerspaltenen Verhältnisse wird herbeiführen können.

Also Kampf ist die Signatur der Gegenwart an der Isar. Nach dem alten Weisheitsspruch aber, daß der Streit der Vater der Dinge sei, braucht diese Thatsache nichts Beunruhigendes in sich zu bergen. Und wirklich scheint trotz der vielfach zu Tage tretenden Mißstände die ideelle Leistungsfähigkeit der Münchener Künstlerschaft nicht beeinträchtigt. Ein klares Bild dessen, was die Münchener im Rivalitätsstreit mit den andern deutschen Städten aufzubieten haben, wird freilich erst die Jahresausstellung im Glaspalast ergeben. So wird der Hochsommer uns die Möglichkeit bieten, diesem kritischen Zustandsgemälde auch eine breitere sachliche Unterlage zu schaffen.

J. Reinke, Die Welt als That.*)

Besprochen von E. Steinbrinck.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts folgten einander auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung kurz nach einander mehrere bedeutsame Ereignisse, die in ihrer Gesamtheit auf die Weltanschauung der gebildeten Kreise einen maßgebenden Einfluß ausgeübt und bis auf den heutigen Tag zur Vorherrschaft einer mechanisch-atheistischen Lebensauffassung ungemein viel beigetragen haben. Es war auf dem Gebiete der Physik die schwerwiegende Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie und ferner der erstaunliche Erfolg der Spektralanalyse der Gestirne, auf dem Felde der Naturbeschreibung der rasche Siegesflug der Deszendenztheorie unter dem Einfluß der Darwinschen Hypothese von der natürlichen Zuchtwahl. Das von R. Mayer mit genialem Scharfblick erfaßte, von Joule experimentell festgelegte und von Helmholtz mathematisch präzisierte Gesetz von der „Erhaltung der Kraft" gesellte nämlich zu dem älteren Prinzip von der „Erhaltung des Stoffes" als gleichwertiges den Satz von der Unzerstörbarkeit der auf unserem Weltkörper vorhandenen Energie. Es behauptete insbesondere, daß sich die verschiedenen Formen der Energie, wie sie als mechanische, elektrische, chemische Wärmeenergie ꝛc. in die Erscheinung treten, zwar nach bestimmten Gesetzen und nach zahlenmäßig feststehenden Normen in einander verwandeln könnten, daß ihr Gesamtbetrag jedoch unveränderlich sei. Damit schien also das Eingreifen einer frei waltenden Gottheit in das Naturgetriebe auf unserem Erdkörper, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, keine Notwendigkeit mehr. Als sich nun bald nachher aus den Spektralbeobachtungen der Gestirne ergab, daß die entferntesten Weltkörper aus denselben Grundstoffen bestehen wie unsere Erde, da fand man hierin eine willkommene Bestätigung der Ansicht, die schon durch Newtons Gravitationsgesetz genährt war und in der Weltbildungshypothese von Kant-Laplace einen Ausdruck gefunden hatte, daß nämlich die Naturgesetze, die unseren Planeten beherrschen, für die ganze, unserer Forschung zugängliche Welt gültig sind. Schien somit Gott vom Schauplatz des gesamten unbelebten Universums hinausgedrängt, so schien die Darwinsche Hypothese in ihrer weiteren Ausgestaltung der Gottheit auch innerhalb der belebten Natur den Wirkungskreis streitig zu machen. Lag ja doch gerade darin der überwältigende Massenerfolg von Darwins Theorie, daß sie sich erkühnte, die großartige Zweckmäßigkeit, die dem Laien wie dem Forscher innerhalb der organischen Natur überall entgegentritt, aus dem blinden Zufall abzuleiten. Nach dieser Theorie sollte ja der Kampf ums Dasein genügen, um aus den ziellos auftretenden kleinsten Variationen der Organismen die biologisch nützlichsten zu fördern. Durch allmähliche Summation solcher kleinen Wirkungen sollten ohne Zuthun einer die Variabilität lenkenden Tendenz im Laufe der Zeit, die zusammengesetztesten und zweckmäßigsten Anpassungserscheinungen zustande gekommen sein. Auf demselben Wege sollte sich die gesamte Welt der Organismen von dem einfachsten Urwesen bis zum Menschen entwickelt haben. Diese Ideen wirkten berauschend. In den Kreisen der

*) Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Berlin, 1901. Gebr. Paetel. 2. Aufl.

wissenschaftlichen Forscher ist die Ernüchterung längst eingetreten; die Laienwelt hält dagegen vielfach noch an der Darwinschen Lehre und an dem Dogma fest, daß die moderne Naturwissenschaft den Glauben an die Existenz einer höchsten, die Welt lenkenden Intelligenz in die Rumpelkammer verwiesen habe. Der Einfluß Haeckels macht sich in dieser Beziehung vor Allem fühlbar; sucht man diesem entgegenzutreten, so wird man oft genug noch für einen Mucker oder Heuchler gehalten.

Unter diesen Umständen ist Reinkes „Welt als That" gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz erschienen. Der Verfasser, als verdienstvoller Biologe bekannt, gehört zu denen, die die eben geschilderte Sturm- und Drang-Periode mitgemacht haben, aber in ihr zu besserer Einsicht gelangt sind. In dem bezeichneten Werke sucht er nun das Irrige der mechanisch-atheistischen Lebensauffassung nachzuweisen und führt zu diesem Zwecke den Begriff der „Dominanten" ein. Der Verfasser versteht darunter die Grundbedingungen, die im Aufbau eines Apparates, einer Maschine, eines Organs oder eines Organismus (allerdings in diesen uns bis jetzt vielfach noch nicht erkennbar,) vorhanden sind und den Naturkräften die Richtungen vorschreiben, nach denen sie sich innerhalb der Apparate oder Organe abspielen. Das Energiegesetz bleibt davon unberührt, ob die explosive Wirkung des Dynamits zur Herstellung des Simplontunnels oder zum verbrecherischen Komplott eines Anarchisten benutzt wird, ob ein Eisenbahnzug in seinen Geleisen richtig gelenkt ist oder durch unrichtige Weichen- oder Signalstellung einen Zusammenstoß bewirkt. Dieselbe Dampf- oder Wasserkraft kann eine Dynamomaschine oder einen Webstuhl treiben; und von dem Konstruktionsplan der Dynamomaschine, von den einzelnen Vorrichtungen des Webstuhls, d. h. also von der Gesamtheit ihrer Dominanten, hängt es ab, was für Ströme und welche Gewebe aus denselben hervorgehen. Ebenso hängt es aber auch von den Gesamtdominanten eines Pflanzen- oder Tierkeimes ab, welcher Organismus aus ihm heranwächst. Niemand wird daran zweifeln, daß eine Uhr, ein Mikroskop, ein Phonograph ein Produkt denkender Intelligenz ist und diese Gedanken als Dominanten gewissermaßen in sich verkörpert enthält, daß ferner ein solches Kunstwerk nie und nimmer von selbst durch blinden Zufall aus seinen chemischen Bestandteilen entstehen kann. Noch weniger kann dies also von den weit komplizierter gebauten Organismen angenommen werden. Auch in ihnen ist eine Intelligenz verkörpert; auch in ihnen werden die Naturkräfte von Dominanten — unbeschadet des Energiegesetzes — geleitet. Für den Philosophen von reinstem Wasser ist Reinkes Werk nicht geschrieben. Er wird seine Kritik dahin abgeben, daß diese Fragen längst weit tiefsinniger und in gelehrterem Gewande behandelt, ja als unlösbar hingestellt worden sind. Allen Denen aber kann das Buch bestens empfohlen werden, die sich durch den unüberbrückbaren Gegensatz der philosophischen Systeme noch nicht haben entmutigen lassen, sondern noch die Naivetät besitzen, sich auf Grund ihrer eigenen Sinne und ihres eigenen Verstandes wenigstens ein subjektives Urteil über das, was uns als Wirklichkeit erscheint, zuzutrauen. Sie werden sich der überzeugenden Kraft von Reinkes nüchterner, klarer und sachlicher Darstellung nicht entziehen können, außerdem aber werden sie aus dem bedeutenden Buche reiche naturwissenschaftliche Belehrung schöpfen.

Bücherschau.

Albrecht Wirth. Die Entwickelung Asiens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit einer Karte von Asien. Frankfurt a. M., Verlag von M. Diesterweg. 1901.

In dieser Broschüre von nur 75 Seiten wird der Versuch gemacht, in großen Umrißzügen die politische und die Kulturgeschichte Asiens durch alle Zeitalter zu umschreiben. Der Verfasser berücksichtigt dabei auch manche neuere Forschungsergebnisse, die auf die Entwickelungsphasen gewisser Kulturländer Asiens neues Licht geworfen haben, bringt jedoch selbst nichts Neues, abgesehen von einigen wenig stichhaltigen Hypothesen.

Er ergeht sich gern im Lapidarstil, tritt mit viel Selbstbewußtsein auf und trägt in hochmoderner Tonart, souveränem Subjektivismus, nutzlosen Wortneuerungen oder regelwidrigem Satzgefüge etwas Sezessionistisches zur Schau.

Schon die Scheidung der asiatischen Völker in Arier, Semiten und Turanier birgt arge Willkür, da zu letzteren eigentlich alles gerechnet wird, was weder arisch noch semitisch ist. Somit bedeutet Turanier ein wenig zusammengehöriges Sammelsurium. Wenn der Verfasser als „Südturanier" aufführt „Kolarier, Dravida und Malayen" und hinzufügt, deren „Zusammenhang mit dem Rest der Familie (!) ist noch keineswegs festgestellt", ja es offen ausspricht, seine Völkereinteilung sei „mehr oder weniger Vermutungssache", so bricht er eben selbst über die wissenschaftliche Zuverlässigkeit derselben den Stab. Es heißt doch nur den Laien irreführen, wenn er seine Turanier als blutsverwandte „Familie" hinstellt, ihr psychische und somatische Merkmale zuspricht, z. B. „ins gelbliche spielende Haut", die doch z. B. weder den dunkelfarbigen Kolariern und Dravidas noch den braunen Malayen zukommt.

Das Schlimmste ist die naive Manie des Verfassers, die kühnsten historischen Schlüsse aus rein dilettantischen Etymologien zu ziehen. Hat er denn noch nie davon gehört, daß zu korrekten Herleitungen von Wortzusammenhängen sprachvergleichende Methode gehört? Er meint ganz ernsthaft, bei dergleichen dürfe man sich von der Klangähnlichkeit leiten lassen; er würde also z. B. Main und Mainz zweifellos aus der nämlichen Wortwurzel ableiten, zumal die mit diesem Namen bezeichneten Dinge räumlich wie geschichtlich einander so nahe liegen, und — trotzdem wie völlig verschiedenen Ursprungs sind die beiden Namen! Herr Wirth teilt u. a. nach Palacky mit, daß in vorchristlicher Zeit am Kaukasus das Volk der Zichoi wohnte, und spricht seine Verwunderung darüber aus, daß noch „kein Historiker den Mut gehabt hat, dies Volk mit den Tschechen zu verbinden, deren Name erst im zehnten Jahrhundert auftaucht"; stolz fügt er hinzu: „Ich trage kein Bedenken, die Verbindung zu vollziehen" und versetzt flottweg die Tschechen infolgedessen unter seine Turanier! Ganz auf die nämliche klassische Weise wird der noch viel bestimmter formulierte Satz (S. 5) bewiesen: „Turanisch war sicher auch das Volk der Lyder." Erstaunt vernehmen wir, daß in den Malayen arisches Blut stecken soll; der klare Beweis dafür steht jedoch daneben: „Ich habe vermutet, daß die malayische Sprache arische Elemente hat" (belegt in Fußnote durch eine früher erschienene Broschüre des Verfassers). Der kaspische Stamm der „Karambykai" (bei Hekatäos) „ist klärlich mit der großen Bucht des Kaspisees, die heute Karaboghas heißt, in Beziehung zu setzen;" leider heißt dieselbe aber Adschi Darja (Bitterwasser), und auch ihre Verbindungsstelle mit dem offenen kaspischen See (türkisch: Kara Bugas, d. h. schwarzer Mund) hat nicht das allermindeste mit den alten Karambykern zu thun, so wenig als der Skythenkönig Targitios darum, wie unser Autor (S. 9) will, ein Turanier gewesen, weil im Türkischen der Himmel tengri heißt.

Ein wahres Muster kritikloser Darlegung wird der Urgeschichte der Magyaren (oder „Madjaren", wie der Name hier seltsamer Weise ausspracgemäß geschrieben steht) gewidmet. Da heißt es nämlich, die chazarischen Kabaren hätten den Magyaren, als diese unter ihrer Führung durch den Steppensüden Rußlands westwärts vordrangen, ihre Sprache aufgezwungen, und nun höre man die geistreiche Schlußfolgerung: „Wir wissen bestimmt, daß die heutigen Madjaren finnisch reden. Türkisch wird mithin Heeres- und Verwaltungssprache gewesen sein,

wie Deutsch im vielzerklüfteten Oesterreich, Finnisch aber die Volkssprache." Hätte Herr Wirth die entscheidende Quellenstelle über den merkwürdigen Sprachenwechsel der Magyaren im 9. Jahrhundert im Original bei Konstantin dem Purpurgeborenen nachgelesen, so würde er eines anderen belehrt worden sein: Die Verbrüderung mit den ural-altaisch redenden Kabaren führte dazu, daß die Magyaren deren Sprache erlernten, und, setzt der kaiserliche Schriftsteller hinzu, „bis heute reden sie diese Mundart". Ungarisch ist thatsächlich eine türkisch-finnische Sprache, aber aus der eben angezogenen Stelle des Byzantiners ersieht man, daß aus dieser Sprache nichts zu schließen ist über die „turanische" Rassenzubehör der Ungarn, so wenig wie aus dem Französisch der dänischen Sieger von Hastings folgt, daß die Dänen Romanen sind.

Aehnlich oberflächlich und dabei doch überlegen subjektiv äußert sich der Verfasser über Esten und Iren. Die Esten, heißt es S. 20, halte Tacitus für Germanen; dazu die Anmerkung: „Ich habe vermutet, daß die Iren mit ihrer ersischen Sprache, wie die Avaren, so sich Jira nennen, halbturanischen Ursprungs sind. Ich finde nachträglich, daß Tacitus in der Germania den Briten dieselbe Sprache zuschreibt wie den Aisten." Dann wären wir also wohl glücklich mit unseren geliebten Turaniern, die im fernsten Osten der Südsee auf der Osterinsel beginnen, glücklich in Irland als ihrem westlichsten Endpunkt angelangt! Aber Tacitus rechnet keineswegs die Aestiorum gentes schlechtweg zu den Germanen, sondern erzählt bloß, in Sitten und Bräuchen ähnelten sie den Sueven, in ihrer Sprache ständen sie den „Britanniern näher", was doch offenbar bedeutet, sie sprächen nicht germanisch, wie denn Tacitus bald nachher ausdrücklich hervorhebt, es sei zweifelhaft, ob die Finnen den Germanen oder den Sarmaten zuzuschlagen seien. Wer wird sich aber überhaupt in Sachen der Sprachenvergleichung auf Tacitus berufen, wo unsere heutige Kenntnis gar keinen Zweifel daran läßt, daß die Iren Kelten, folglich Arier, die Esten aber Finnen sind, und die längst verschwundenen Avaren allen verläßlichen Spuren nach Türken waren.

Da lohnt es wahrlich nicht, auf guten Glauben Orakel hinzunehmen wie dieses: „Die Urbewohner Koreas waren niedere Turanier, vielleicht den Dravida verwandt. Der Norden der Halbinsel ward vor Christus von halbchinesierten Tunguſen konsolidiert." Unter den oben gerügten Sprachverschönerungen muß namentlich vor dem Gebrauch von „gleichen" als Transitivum gewarnt werden; wozu haben wir denn „vergleichen" oder „gleichsetzen"? Unschädlicher sind Konstruktionen wie „All diesem Schwarm obsiegte aber Gautama", auch „inselasiatisch" als Ableitung von „Inselasien" (soll heißen Malayen-Archipel, als wenn man statt Britische Inseln die sinnlose Neuerung „Inseleuropa" wagen wollte). Korrektheit in den Druckrevisionen ist auch nicht Sache des Verfassers; sonst würde er nicht „Bairut" oder neben dem allein richtigen Singapore Singapur haben stehen lassen, neben Malaka Malakka und gar Malaga!

Im Anhang sind die Summen des Außenhandels für Asien zu 5, für die ganze Erde zu 75 Milliarden Mark viel zu niedrig gegriffen. Die Eisenbahnlänge auf Erden beträgt längst nicht mehr 690 000 km, sondern 784 000 km. Alfred Kirchhoff.

Die Kämpfe des deutschen Expeditionskorps in China und ihre militärischen Lehren. Dargestellt vom Kriegsberichterstatter **E. Baron Binder-Kriegstein.** Mit 10 Skizzen und 1 Uebersichtskarte in Steindruck. Berlin, 1902. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—71.

Der Verfasser des vorliegenden 273 Seiten starken Werkes hat als Kriegsberichterstatter der Kreuzzeitung die Expedition nach China mitgemacht, und seine unter dem frischen Eindruck geschriebenen Berichte geben ein lebensvolles Bild der Ereignisse. Er hat, mit Ausnahme des Zuges des Grafen Yorck, alle größeren deutschen Expeditionen mitgemacht und sich überall in der Feuerlinie befunden. Da er schon vorher dem kretensischen Aufstande und dem türkisch-griechischen Kriege beigewohnt hatte, so verfügte er in Bezug auf Vorgänge des Gebirgs- und kleinen Krieges bereits über Erfahrungen, was ihm bei seinem Urteil gerade über die zahlreichen Vorgänge auf diesem Gebiet in China wesentlich zu statten kam. Er beginnt seine Darstellung mit dem Eintreffen der Seebataillone, von dem er sagt, daß „sie die ersten waren, welche etwas System in das bis dahin fast unentwirrbare Chaos (nämlich des Verhaltens der Mächte)

brachten," und er zollt dem frischen Draufgehen des Generals von Hoepfner warmes Lob. Der erst später bekannt gewordenen Publikation, daß Europa mit China nicht Krieg führe, spricht er besonders einen wenig erfreulichen Einfluß auf die Lage der Führer und Truppen zu, erkennt aber an, daß Graf Waldersee, jedenfalls durch nicht bekannt gewordene Instruktionen gebunden, geleistet hat, was zu leisten war, und hebt hervor, daß, wenn auch keine militärischen Großthaten geschehen sind, „trotzdem militärisch eine reiche Ausbeute an Erfahrungen zu verzeichnen ist, welche für Dezennien bleibenden Wert verheißt". Diese Erfahrungen zu vermitteln und nutzbar zu machen, ist der Verfasser bestrebt, und es ist ohne weiteres anzuerkennen, daß er eine gute Grundlage geschaffen hat, auf der weiter gebaut werden kann. Er entwickelt überall ein eigenes, oft scharfes Urteil; ob dies immer richtig ist, sei dahingestellt, es wird aber auf vieles dadurch aufmerksam gemacht und zum Nachdenken angeregt. Die Darstellung der Operationen ist so gehalten, daß ihr nicht nur der Militär, sondern auch der Laie leicht zu folgen vermag, und es ist ein Vorteil des Werkes, daß es die Kenntnis der Chinavorgänge so auch weiten Kreisen zum Verständnis bringt. Gute Skizzen und Krokis unterstützen dies überall. Besonders wertvoll sind seine zusammengefaßten Betrachtungen über die Kriegführung in Ostasien im allgemeinen, sowie über Einzelheiten, wie berittene Infanterie, Train, Landbevölkerung, Etappen, Bewaffnung, Pferde u. s. w. Auch über das Postwesen, den Feldtelegraphen, Heliographen und Telephon findet der Leser eine längere Darstellung. Zum Schluß giebt der Verfasser eine besonders interessante Charakteristik der Kontingente der verschiedenen Nationen. Er bietet hier auf wenigen Seiten mehr, als wir manchmal in dicken Büchern über diese fremden Armeen gelesen haben. Wir können das Werk somit nicht nur jedem Offizier, sondern auch jedem Laien, dem es darum zu thun ist, sich ein Bild der Vorgänge in Ostasien zu verschaffen, bestens empfehlen. Es ist von Anfang bis zu Ende frisch und anregend geschrieben.

von Bremen.

A. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. 3 Bände. Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

Das Springersche Handbuch der Kunstgeschichte, das bis auf den noch ausstehenden 4. Band jetzt in 6 Auflagen erschienen ist, hat sich seine wissenschaftliche Stellung im Gebiete der Aesthetik längst erobert. Jede Neuauflage ist entsprechend den neuesten Forschungen und modernen Forderungen in Bezug auf Bild und Text verbessert worden. Ein Freund des verstorbenen Kunsthistorikers Prof. Dr. A. Michaelis in Straßburg hat den ersten, das Altertum behandelnden Band neu bearbeitet und uns auf 378 Seiten mit 652 Textbildern und 8 splendiden Farbentafeln die Kunstgeschichte des Altertums vor Augen geführt, wobei die Darstellung der ägyptischen Kunst durch Prof. Spiegelberg eine sachkundige Nachprüfung erfuhr. Die Bearbeitung des 2. Bandes lag in der Hand des Wiener Professors Dr. J. Neuwirth, der die neueren Forschungen mit Geschick benutzte, ohne doch die von Springer gezogenen Grundlinien preiszugeben. Auch dieser Band ist reich an textlichem und bildlichem Material. Der 3. Band, die Renaissance in Italien, 312 Seiten stark mit 323 Abbildungen, fällt vor allem durch seine 12 prächtigen Farbentafeln auf, unter denen die Frauen am Grabe von Fra Angelico da Fiesola und Raffaels Madonnenbild besonders hervorragen. Auch zwei Innendekorationen italienischer Paläste haben farbige Wiedergabe gefunden. Diese drei Bände, denen sich hoffentlich der 4. Band bald anschließen wird, seien allen für künstlerisches Leben und Streben beseelten Männern und Frauen bestens empfohlen! Ein feiner Schönheitssinn verbindet sich mit großer Gelehrsamkeit und klassischem Stile. Auch die Neubearbeiter legen von ihrem Kunstverständnis in dieser 6. Auflage ein treffliches Zeugnis ab. Besonders rühmenswert aber ist, daß der Verleger nichts gespart hat, um ein bei verhältnismäßig sehr billigem Preis (I. Band 8 Mk., II. Band 7 Mk., III. Band 7 Mk.) aufs Schönste äußerlich wie innerlich ausgestattetes Werk zu schaffen. Hoffentlich findet auch diese 6. Auflage die wohlverdiente Anerkennung.

Fermersleben. Otto Siebert.

Der Beruf und die Stellung der Frau. Von **Dr. Johannes Müller.** Ein Buch für Männer und Frauen, Verheiratete und Ledige, alt und jung. Leipzig, Verlag der Grünen Blätter.

Dieses besonnene und warme Buch gehört zu dem Besten, was ich über die Frauenfrage gelesen habe. Johannes Müller ist als Redner bekannt durch seine ethisch-religiösen Vorträge,

die für ein geläutertes Menschentum im Wust unseres Kulturballastes eintreten. Seine Grundauffassung spricht er auch in vorliegender Schrift gleich in den ersten Kapiteln dahin aus: „Das Ziel der Entwickelung und die Aufgabe der Menschheit ist die Verwirklichung des Schöpferwillens Gottes, wie er anlageartig und potentiell im kreatürlichen Bestande der Menschheit zu Tage tritt." Und alles Leben hienieden ist gleichsam ein pflanzliches Leben in diesem Leben, nach diesem Ziele. Von diesem Gesichtspunkt aus, der zugleich natürlich, zugleich eine Forderung ist, realistisch und idealistisch zugleich, tritt nun Müller an die Beleuchtung des Wesens der Frau und der bestmöglichen Entfaltung dieses Wesens. Er hebt zunächst als ihre Grundbestimmung hervor die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes; in Ausübung dieses ihres Grundrechtes und Naturrechtes entfalten sich auch ihre seelischen Eigenschaften am glänzendsten. Was hier der Verfasser über das Wesen einer wahren Ehe schreibt, ist ebenso durchdacht wie sachlich und natürlich, ohne idealisierende Uebertreibungen und doch voll „idealer Forderungen". Ihm ist die Ehe eine Lebensgemeinschaft und Wesensergänzung, in der sich beide Teile voll entfalten, von einander empfangend und einander gebend, und so miteinander reifend in jeder Beziehung, nach allen Seiten hin. Das setzt in jedem Teile freilich waches persönliches Leben voraus; eine gute Ehe hängt vom Menschentum der beiden Vereinigten ab — und in dieser Hinsicht sind wir heute außerordentlich unentwickelt, insgesamt. Eine Rangfrage giebt es daher für erwachte, wahre Menschen, zwischen Mann und Frau überhaupt nicht; der Unterschied ist ein Unterschied der Art und nicht des Grades. „Wenn es recht steht, ist die Stellung des Weibes zum Manne Abhängigkeit der Natur und des Lebens von ihm, Hingabe und Ergebenheit. Aber mit ihrer Abhängigkeit giebt die Frau ihr Selbst nicht auf, sondern findet es in vollerblühter Wirklichkeit und kommt sich seiner zu klarem Bewußtsein. Nichts wird unterdrückt, sondern alles treibt hervor, der ganze Reichtum ihres Wesens entfaltet sich überschwänglich in Hingabe an den geliebten Mann." Wie aber, wenn die Frau nicht zur Ehe gelangt? Wie aber bei einer Ehe, die beide Teile nicht voll ausfüllt? Da fängt nun das Problem an, über das sich Müller ausführlich verbreitet. Hier sind freilich in den Lebensverhältnissen tausenderlei Spielarten und Zwischennoten möglich, wie in der sonstigen organischen Welt; das hätte ich vom Verfasser gern noch weitherziger und verästelter ausgeführt gesehen; er bewegt sich gern auf geraden und einfachen Linien. Was er nun aber im zweiten Teile seines Buches über die eigentliche Frauenfrage schreibt, ist maßvoll und gesund, immer auf der Grundlage dessen, was er als wahre Menschenbildung und Persönlichkeitsentfaltung erkannt hat. Auf Einzelnes kann hier nicht eingegangen werden; man möge das Buch selbst lesen.

F. Lienhard.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von den Professoren Dr. **J. Conrad**-Halle, Dr. **L. Elster,** z. Z. Geheimer Rat im preußischen Kultusministerium, Dr. **W. Lexis**-Göttingen und Dr. **E. Loening**-Halle. Jena 1901 bei Gustav Fischer. 7 Bände Lexikonoktav mit annähernd 9000 Druckseiten. Vorzugspreis bis 1. April 1902 geh. 125 M., geb. 142,50 M.

Seitdem man erkannt hat, daß die Aneignung einer universellen Bildung gegenwärtig bei der außerordentlichen Erweiterung des modernen Wissens unmöglich geworden ist, vertieft man sich im Spezialismus und hat sich vom Universalismus abgewendet, auch theoretisch. Die philosophische Atmosphäre, in der die Kulturwelt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, begünstigte universelle Studien, während die wirtschaftlich-technische, die jetzt die Welt erfüllt, zur Spezialisierung drängt. Gebildete Menschen in dem Sinne, wie noch vor einem halben Jahrhundert, giebt es heute eigentlich gar nicht mehr. Selbst die größten Gelehrten kennen genau von dem weiten Bau der modernen Wissenschaft und Technik nur einen verhältnismäßig kleinen Teil, und im übrigen sind sie meist ebenso wenig bewandert wie Andere. Der Einzelne empfindet die Einseitigkeit seines Wissens, vermag dieser aber nicht anders abzuhelfen als durch Werke, die ein rasches Nachschlagen ermöglichen und zu diesem Zweck lexikographisch angeordnet sind. An solchen Werken fehlt es nicht, sie sind mit dem steigenden Bedürfnis immer umfangreicher und wertvoller geworden, und es giebt heutzutage keinen Zweig des Wissens, der nicht lexikographisch zu möglichst leichter Auffindung zusammengefaßt worden wäre, von den sogen. Konversationslexikas ganz abgesehen. Große fachliche Encyklopädien der einzelnen Wissenschaften

waren schon früher notwendig und vorhanden, aber in solcher Entwickelung, wie sie heutzutage vorliegen, kannte man sie nicht. Es ließe sich eine sehr umfassende Bibliothek zusammenstellen, wollte man lediglich die Fachlexika und Fachencyklopädien aneinander reihen. Und diese Bücher sind verbreiteter als je, weil selbst die meisten Fachmänner in der Regel nur ein engbegrenztes Gebiet beherrschen und ein Lexikon zur Hand nehmen müssen, um sich über die Nachbargebiete zu unterrichten. Als besonders schwierig gelten diejenigen Wissenschaften, die sich mit dem wirtschaftlichen und sozialen Leben beschäftigen, Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspolitik, Gesellschaftslehre und Sozialpolitik, Finanzwissenschaft und Statistik, nicht zuletzt die Handelswissenschaften. Hier zeitigt die Praxis des Lebens immer neue Vorgänge und Probleme, mit denen sich die Theorie nicht leicht abfinden kann. In solchen Fällen ist zunächst eine Darstellung der thatsächlichen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse von Wert, so daß sich jeder auf dieser Grundlage ausreichende Kenntnis und ein eigenes Urteil bilden kann. Diese Grundlage und noch etwas mehr bietet das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften." Es ist nicht das erste seiner Art. Schon 1882 gab Gustav Schönberg, allerdings nicht lexikographisch angeordnet, in Verbindung mit vielen Fachmännern sein „Handbuch der politischen Oekonomie" heraus, das zugleich den Zweck verfolgte, allen denen, die im praktischen Leben stehen, Auskunft über volkswirtschaftliche Verhältnisse und über die Lehren der Wissenschaft zu geben. Schönbergs Werk erlebte mehrere Auflagen. Dann kam das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" und fand trotz seines erheblich größeren Umfanges und höheren Preises einen erstaunlichen Absatz. Nun liegt es bereits in zweiter Auflage vollständig vor. In seiner Art steht es einzig da. Weder die französische noch die englische Litteratur hat ein Werk aufzuweisen, das sich dem „Handwörterbuch" zur Seite stellen könnte. Ein ungeheurer Stoff findet sich darin zuverlässig und wissenschaftlich bearbeitet zusammengedrängt, und wer sich mit dem öffentlichen Leben beschäftigt, wird gut thun, sich an die Benutzung dieses Handwörterbuches zu gewöhnen, da er in sehr viel Fällen angenehm überrascht sein wird, wenn er darin nachschlägt. Gerade die Volkswirtschaft ist besonders flüssig, ihre Fragen sind sehr verwickelt und ohne thatsächliche Unterlage nicht zu behandeln. Was die Tagespresse bringt, ist doch mehr oder minder einseitig, setzt in der Regel manche Kenntnis voraus und genügt nicht demjenigen, der sich ein eigenes Urteil bilden will. Dazu verhilft aber das „Handwörterbuch". Fortwährend wird heutzutage geschrieben und gesprochen über Getreidezölle, Handelskrisen, Wohnungsfrage, Kartelle, Warenhäuser, Börsengesetzgebung, Arbeitslosigkeit, Mittelstandsbewegung, unlauteren Wettbewerb u. s. w. Streitschriften darüber sind zur Genüge vorhanden. Wer sich aber rasch nicht nur über die thatsächlichen Unterlagen dieser Fragen, sondern auch über die bemerkenswerte vorhandene Litteratur unterrichten will, thut am besten, zu dem „Handwörterbuch" zu greifen, das fast in allen Fällen erwünschte Auskunft giebt. Fast, sage ich, denn auf dem weiten Gebiet der Volkswirtschaft tauchen immer wieder alte und neue Fragen auf, die noch nicht behandelt sind, und zuweilen sucht man selbst im „Handwörterbuch" vergebens (Chartergesellschaften ꝛc.). Da werden Nachtragsbände oder neue Auflagen abhelfen können. Aber auch so, wie es vorliegt, ist es ein monumentales Werk deutscher Wissenschaft und geeignet, bei ausgiebiger Benutzung von Seite aller Interessenten der deutschen Volkswirtschaft und ihrer Entwickelung unschätzbare Dienste zu leisten. Paul Dehn.

O Freiheit! Novellen von **Johanna Niemann.** Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 1902.

Der 170 Seiten starke Band enthält fünf Erzählungen von Not und Elend, von äußerer und innerer Unfreiheit. Sie sind mit Talent und Routine erzählt und zeichnen sich durch ein kräftiges Anfassen der Wirklichkeit aus. Bei den Sprößlingen bücherschreibender Damen muß man dies hervorheben. Dichterisch am relativ stärksten sind „Der Ausweg" und „Frohnleichnam", die auch von feineren Stoffen getragen werden. Trotzdem ist auch im „Fronleichnam" der silberne Faden viel zu dünn, als daß man seine Freude daran haben könnte. Wäre das Buch der Erstling einer jungen Anfängerin, würde man es mit einer gewissen respektvollen Schonung behandeln müssen. Denn es ist ehrliche gute Arbeit. Mehr aber auch nicht und das ist traurig, wenn es sich um den zwölften Band einer fleißigen alten Schriftstellerin handelt. Er kam mit hundert andren und wird mit hundert andren wieder vergehen! Busse-Palma.

Deutschlands Verjüngung. Theorie und Geschichte der Reform des Boden- und Kreditrechts von **Ottomar Beta.** Berlin 1901 bei Harrwitz.

Auf Grund seiner praktischen Kenntnis englischer Verhältnisse und einer großen Belesenheit hat Beta in diesem Buch seine mehr oder minder begründeten Ausführungen gegen die Mobilisierung des Grund und Bodens übersichtlich zusammengestellt. Die Mobilisierung des Grund und Bodens hat große Nachteile und ist ebenso reformbedürftig wie eine zweckentsprechende Behandlung des unverdienten Wertzuwachses, der sich besonders bei dem Grundeigentum in den Großstädten bis zur Ungeheuerlichkeit entwickelt hat. Die einschlägigen Fragen werden noch mehr als jetzt hervortreten, wenn die Notwendigkeit das Reich dazu drängt, alle Kräfte zusammen zu fassen und für die Zwecke der Gesamtheit zu nützen. Paul Dehn.

Orthographisches Wörterverzeichnis der deutschen Sprache. Von Dr. **Konrad Duden.** Nach den für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln (Meyers Volksbücher Nr. 1289/90). Geheftet 20 Pf., in Leinen gebunden 50 Pf. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Dieses Büchlein bietet aus dem „Orthographischen Wörterbuch der deutschen Sprache", welches soeben in siebenter, nach den Regeln der „neuen Rechtschreibung" umgearbeiteter Auflage erschienen ist, einen Auszug, welcher als der im Leben und in der Schule gleich geschätzte orthographische Hausrat bezeichnet werden kann. Die Auswahl des Wortschatzes ist derart getroffen, daß sie dem Bedürfnis der Oberklassen unserer höheren Lehranstalten entspricht, weshalb auch die wichtigsten Fachausdrücke aus der Grammatik, der Mathematik und den Naturwissenschaften Aufnahme gefunden haben. Doch ist das „Wörterverzeichnis" nicht nur für die Zöglinge der Mittelschulen, sondern auch für die der Volksschulen bestimmt und soll, wie schon angedeutet, ganz besonders auch dem häuslichen Gebrauch dienen.

Thüringen und der Frankenwald. Sechzehnte Auflage, bearbeitet unter Mitwirkung des Thüringerwald-Vereins. Große Ausgabe. Mit 25 Karten und Plänen und 2 Panoramen. In Leinwandband 2.50 M. — Kleine Ausgabe. Mit 14 Karten und Plänen. Rot kartoniert 1.50 M. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Die neue Auflage ist, wie mitgeteilt wird, bis in die letzten Tage herein gesichtet und ergänzt worden, und zwar nicht nur in ihren Ratschlägen für den Fußwanderer, sondern auch in ihren Winken für den Radfahrer. Ein neu eingestellter Abschnitt über das „Photographieren auf Reisen" wird mit seinen in gedrängter Kürze gegebenen Fingerzeigen den Anhängern der Landschaftsphotographie willkommen sein. Zweierlei Ausgaben wurden veranstaltet, von denen die große alle 25 Karten und Pläne nebst 2 Panoramen enthält, während in der kleinen eine Auswahl von 14 Karten und Plänen beigegeben ist.

Schwarzwald, Odenwald, die Bergstraße, durch Heidelberg und Straßburg. 9. Aufl. Mit 16 Karten und 9 Plänen. Rot kartoniert 2 M.

Auch hier wurde neben einer gründlichen Neubearbeitung des vorhandenen Materials für den marschierenden und radfahrenden Touristen der Abschnitt über das Photographieren auf Reisen eingefügt. Der Kartenapparat hat vielfache Erweiterungen erfahren.

Riviera, Südfrankreich, Corsika, Algerien und Tunis. Von Dr. **Ch. Gsell Fels.** Fünfte Auflage. Mit 24 Karten und 30 Plänen. (Meyers Reisebücher.) In Leinen gebunden 7.50 M. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Nicht nur die Winterkurgäste und Touristen, sondern auch die Aerzte, denen sich hier zuverlässige klimatologische und balneologische Winke darbieten, werden dieses Werk mit Vorteil lesen, wenn sie mit Genuß, Zeit- und Gelderspamis reisen wollen. Aber auch dem Touristen, der das herrliche mittägliche Frankreich oder die Insel Corsica bereist, wird das Buch gerecht. Und wer sich, um dem europäischen März zu entgehen, nach Afrika, nach Algerien und Tunis wendet, deren Besuch jetzt durch die bis zur Oase Biskra in der Wüste Sahara führenden Eisenbahnen so sehr erleichtert ist, dem wird das Buch schon aus dem Grunde unentbehrlich sein, weil es das einzige in deutscher Sprache ist, das diese Gebiete behandelt, das 54 übersichtliche Karten und Pläne zur Orientierung bietet.

Das Mittelmeer und seine Küstenstädte. Mit 18 Karten und 39 Plänen und Grundrissen. (Meyers Reisebücher.) In Leinwand gebunden 6 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Das Buch ist seinem Zweck als Führer auf einer kurzbemessenen Rundfahrt sorgfältig angepaßt. Demgemäß sind von den Sehenswürdigkeiten nur kurze Schilderungen, von den Museen nur Inhaltsangaben, von den Gasthäusern nur eine Auswahl, von den Ausflügen in die Umgebung nur die leicht ausführbaren aufgenommen. Nach einer Charakteristik des Mittelmeers folgen Schilderungen von Algier, Tunis, Marseille, Nizza und Monte Carlo, Genua, Livorno, Neapel, Palermo, Messina, Catania und Taormina, Syrakus, die Insel Malta, La Valetta, Triest, Fiume, Venedig, Brindisi, Korfu, Piraeus, Athen, Alexandrien, Port Said und der Suezkanal, Beirut, Smyrna, Salonik, Mudania-Brussa, Olymp, Konstantinopel und von hier aus die Rückreise auf dem Landweg bis Budapest. Ein besonderer Abschnitt ist den Fahrten im Schwarzen Meer gewidmet mit Odessa, Sebastapol, der Krim (Jalta und Livadia), Batum, Trapezunt. Dreizehn übersichtliche Karten und 39 Pläne und Grundrisse erhöhen die Brauchbarkeit des empfehlenswerten Buches.

Rheinlande. Zehnte Auflage. Mit 21 Karten, 19 Plänen und 7 Panoramen. (Meyers Reisebücher.) In Leinwand gebunden 5 M. — Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Unter der Bezeichnung „Rheinlande" sind in dem vorliegenden Führer jene herrlichen Gaue zusammengefaßt, welche innerhalb des Kreises Heidelberg, Frankfurt, Düsseldorf, Aachen und Metz liegen. Alljährlich strömen Hunderttausende von Erholungsbedürftigen und Wanderlustigen in diese gesegneten Gefilde, und ihnen kann kaum ein besserer Wegweiser empfohlen werden als der Meyersche Führer, welcher nunmehr, die Wandlungen und Erfahrungen eines Zeitraums von bald vierzig Jahren in sich bergend, in zehnter Auflage vorliegt. Und sie ist gründlich gesiebt und erneuert, diese zehnte Auflage! Neu eingefügt wurde ein Abschnitt „Photographieren auf Reisen", womit den Liebhabern dieser Kunst besonders gedient sein wird. Der Kartenapparat ist durch Nachträge bis auf die letzten Tage ergänzt und durch die Beigabe der neuen Karten: „Der Rhein von Rüdesheim bis Koblenz" und „Das Moselthal von Trier bis Koblenz" sowie der Textkärtchen „Homburg, Kurpark" und „Die Saalburg", ferner eines Kärtchens der „Eifelmaare bei Daun" nicht unwesentlich vermehrt worden.

Berichtigung.

Zu der Bemerkung meines Aufsatzes (S. 206), Jakobowskys Versuch, eine ganz billige Auswahl von Gedichten unter das Volk zu bringen, scheine gescheitert zu sein, teilt uns der Bruder des Verstorbenen mit, daß im Gegenteil 125 000 Exemplare dieses Zehnpfennigbändchens verkauft worden sind; ich selbst habe ein ganzes Dutzend davon bezogen, allerdings nicht an das Volk weitergegeben. Zu unserer Meinung kamen wir infolge von Beobachtungen und Erkundigungen. Jakobowsky selbst konnten wir, da er schon tot war, nicht befragen, und der Verleger des Büchleins, an den wir uns wie an andere Verleger wandten, hat uns trotz Beilage einer Freimarke keinerlei Antwort gegeben. Die Nichtbeantwortung mußten wir als Bestätigung unserer, übrigens bloß als Vermutung ausgesprochenen, Meinung ansehen, da Verleger bei großem Absatz sonst gern antworten. Im übrigen wird durch diese, unserer Annahme entgegenstehende Thatsache an den Grundanschauungen unseres Aufsatzes so wenig etwas geändert als durch die Thatsache des Absatzes von 619 000 Exemplaren Tell und 490 000 Exemplaren Hermann und Dorothea. R. Weitbrecht.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Weltberühmte deutsche Kunstblätter.

W. von Kaulbachs Wandgemälde

im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin.

Babelturm.

Homer und die Griechen.

Zerstörung von Jerusalem.

Hunnenschlacht.

Kreuzfahrer vor Jerusalem.

Zeitalter der Reformation.

Meisterhafte Kupferstiche

grossen Formats (Stichgrösse 53 : 60 cm, Papiergrösse 81 : 100 cm)
weiss Mk. 36.—, gerahmt Mk. 50.— bis Mk. 70.—
chines. „ 45.—, „ „ 60.— „ „ 80.—

kleinen Formats (Stichgrösse 20½ : 24½ cm, Papiergr. 38 : 51 cm)
weiss Mk. 3.—, gerahmt Mk. 7.50 bis Mk. 20.—.

Mk. 20. **Kaulbach-Album.** **Mk. 20.**

Enthält obige sechs kleine meisterhafte Kupferstiche in eleganter Leinwandmappe.

In Kaulbachs Wandgemälden ist die gewaltige Idee verwirklicht: die Entwicklung des Menschengeschlechts, in welthistorischen Perioden aufgefasst, zur Darstellung zu bringen.

Alles, was die Menschheit je bewegt, in Religion, Staatsleben, Wissenschaft, Kunst und Industrie geht hier in mächtig lebendigen Bildern dem Auge des Beschauers vorüber.

Ein Gesamtbild der Kulturgeschichte der Menschheit, wie es der Buchstabe darzustellen nie lebendiger vermocht hat!

Ueber die anderen Teile der Wandgemälde

16 Blatt Zwischenbilder und 6 Blatt Fries

steht auf Wunsch genauer Prospekt zur Verfügung.

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Deutsche
Schreibtische

100 Sorten
in jeder
Preislage
von 15 bis
500 Mk.

eigenartig
zweckmässig
unübertroffen

Marke
Stolzenberg.

Fabrik
Stolzenberg

Berlin W. 8
Charlotten-
Strasse 23.

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

Herausgegeben von
Julius Lohmeyer

Berlin
Verlag von Alexander Duncker

I. Jahrgang. Juli 1902. Heft 10.

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Julihefte s. Heft 10.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

	Seite
Leitspruch von Ernst Moritz Arndt	481
Adolf Wilbrandt: Drinnen und Draußen. Erzählung	481
Bernhardine Schulze-Smidt: „Im finsteren Thal". Eine Geschichte von der Treue (Schluß)	503
Friedrich Ratzel: Land und Landschaft in der nordamerikanischen Volksseele	523
Ernst Muellenbach: Frühling	538
T. Bödiker: Die wirtschaftliche und politische Bedeutung der deutschen Arbeiterversicherung	539
Georg Wislicenus: Gedanken über einen Seekrieg zwischen England und dem Zweibunde	550
Stellen aus Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion"	561
Moritz Schanz: Die Aussichten in Südafrika	562
Hans von Wolzogen: Das Große — Freiheit	569
O. Finsch: Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb (Fortsetzung)	570
Aussprüche aus „Geistige Waffen" (Helmholtz)	584
Karl König: Respekt vor dem Leben. „Was unserem Volke not ist"	585
Julius Lohmeyer: Beute	587
Fritz Lienhard: Gedichte	588
Theodor Schiemann: Monatsschau über die auswärtige Politik	590
Aus Karl Königs „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich"	597
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	598
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	606
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande	614
Georg Busse-Palma: Liesl	622
Carl Busse: Litterarische Monatsberichte. X.	623
Viktor Blüthgen: In der Heimat	632
Bücherschau von Adolf Stern, Wolfgang Golther, Otto Siebert, Busse-Palma, Helmolt, Wilhelm von Massow, Karl Berger u. A.	633

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—
Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Ich haſſe in der Welt nichts ſo ſehr als dieſe äſthetiſchen Scheinlinge und Zierlinge, die, in einer unſeligen Mittelwelt hinwankend, weder etwas thun noch machen können: dieſe Art heißt bei uns Legion und keine ſchwächt und verdirbt das brave deutſche Volk mehr als ſie. Alles ſcheinen wollend, ohne etwas zu ſein, allen ſchmeichelnd, damit ihnen geſchmeichelt werde, müſſen ſie immer am Glockenſtrang der Minute ziehen, und hören nimmer den Wunderſchall, der durch die Ewigkeit hinläutet.

Ernſt Moritz Arndt.

Drinnen und Draußen.

Erzählung von

Adolf Wilbrandt.

Betty Kirner ſaß hinter dem Haus im Garten an dem freiſtehenden großen Tiſch; das Glas Milch ſtand neben ihr, das ſie hatte trinken wollen, aber im Eifer des Leſens nicht trank. Sie las in einem „gelehrten" Buch, es hielt ſie aber trotz ihrer neunzehn Jahre ſo feſt, daß ſie ſelbſt die Amſeln und Finken, ihre Lieblinge, nicht ſingen hörte; auch las die Zunge faſt immer mit. Die aufgeſtützten Hände lagen an den Ohren. So oft ſie ſich etwas merken, im Gedächtnis „feſtnageln" wollte, gingen die Brauen tief herunter und drückten ſich die Lippen zuſammen. Etwas grader hätte ſie ſitzen ſollen, die Langaufgeſchoſſene.

Aus der Rückſeite des Hauſes, unter dem großen Gartenbalkon, trat der junge Herr Taube hervor, in einem neuen blaugrauen Sommeranzug, den ebenſo neuen grauen Hut auf dem Kopf. Im Nähertreten nahm er ihn ab, in ſeiner reſpektvollen Weiſe, mit etwas feierlicher und ſchwerfälliger Schüchternheit. „Guten Morgen, Fräulein Betty," ſagte ſeine helle, ſanfte Stimme. „Ich habe die Ehre." Er lächelte.

Ach, du Langweiler! dachte Betty. Sie grüßte ihn mit dem Kopf. Sie blieb ſitzen, aber die Hände nahm ſie von den Ohren. „Guten Morgen, Herr Taube," erwiderte ſie. „Sieht man Sie auch wieder einmal?"

Taube hob ſein Stöckchen: „Ich komme von meinem Spaziergang zurück. Da liegt das Kirnerſche Haus ſo hübſch am Weg; das allererſte, von der Stadt merkt man noch nichts; ſo möcht ich auch wohnen! ſagt ich mir noch eben. Und zwiſchen den Gartenbäumen durch der blaue Fluß, im Sonnenlicht. Da dacht ich — da dacht ich —: ob Fräulein Betty wohl zu Hauſe iſt? Und ob ſie wohl böſe iſt, wenn man ſie einen Augenblick ſtört?"

Dummer Kerl, dachte Betty. Es lag für sie eine Wolke von Langeweile um den Herrn Taube herum; es war, als müßt sie das Gähnen kriegen. Da er aber so hübsch und reinlich und gutmütig dastand, ward sie auch gutmütig und sagte freundlich: „Nein, Herr Taube, sie ist nicht böse. So nehmen Sie doch 'nen Stuhl."

Taube setzte sich, ihr gegenüber. „Doch einmal ein richtiger Sommertag, nicht wahr. Tadelloses Wetter! — Sie lasen aber eben so versonnen, so furchtbar ernst. Ich wagte kaum, näher zu — — Darf man sehen, was —?"

Betty schob ihm das Buch hin, über den Tisch. Er schlug das Titelblatt auf. „Geschichte der Musik, von Paul Kirner. — Ei, ei, Fräulein Betty? So wissenschaftlich?"

„Ei, ei, Herr Taube! So verwundert? — Sie denken wohl, weil ich Sie so viel auslache — ? — Ach, wenn Sie nicht da sind, dann krieg ichs oft so mit dem Ernst des Lebens — das glauben Sie gar nicht."

„O doch, ich glaubs, ich glaubs," entgegnete Taube geschwind. Sein ganzes, heimlich erregtes Gesicht schien hinzuzusetzen: wenn ich das nicht glaubte, so wär ich ja jetzt nicht hergekommen! — „Geschichte der Musik," fuhr er fort. „Natürlich. Bei Ihrem Talent für Musik. ‚Durch und durch musikalisch, bis in die Fingerspitzen,' sagte neulich jemand — ich weiß nicht, wer. Also das ist die berühmte Musikgeschichte von Ihrem Onkel — den ich so verehre. Den Sie Heimo nennen . . . Warum nennen Sie ihn eigentlich so?"

„Das thun wir Nichten alle," antwortete Betty. „Onkel ist französisch; Oheim klingt so affektiert; da haben wir Heimo draus gemacht."

„Das ist sehr drollig. Sehr!" Taube lachte.

Wieder wie ein Kaninchen! dachte Betty. Sie war zu dem Glauben gekommen, so wie Taube würden die Kaninchen lachen, wenn sies einmal lernen sollten. Mit einem späten Anfall von Backfischtum, wie sie die lange junge Dame noch zuweilen hatte, äffte sie ihm ins Gesicht sein Lachen nach. „Herr Taube! Herr Taube! Wenn Sie doch endlich etwas schneidiger lachen lernten. Wissen Sie, wie Sies machen? Wie —"

„Wie ein Kaninchen," wollte sie denn doch nicht sagen. Sehr umschreibend fuhr sie fort: „Wie ein Pariser Gigerl aus dem achtzehnten Jahrhundert."

Taube lächelte, wurde aber rot. „Haben Sie die persönlich gekannt? Sie — Sie böse Zunge?"

Du guter Schafskopf? dachte Betty. Sie zog aber stumm das Buch zurück.

Taube sah ihm nach; „und wo ist denn dieser Heimo jetzt?" fragte er, um auf etwas anderes zu kommen.

Betty deutete nach rechts hinaus, wo der von hier unsichtbare Fluß lag. „Gesegelt. Weit weg."

„Und sein Sohn, der Oberleutnant?"

„Radelt mit Annamarie. Zuletzt wollen sie am Ufer in Heimos Boot steigen, und so mit nach Haus."

„Aber die Fahrräder? Wo bleiben die?"

„Steigen auch mit ein, in das große Segelboot." — Nein, dachte Betty, der Mensch ist zu dumm!

„Und Ihre Mutter, Fräulein Betty?" fragte der unermüdliche Taube weiter.

Das Mädchen, das nicht wußte, wohin er wollte, verfiel schon in eine Art von Gähnen; ihre Augäpfel rollten nach oben. Doch sie blieb gutmütig und wohlerzogen. „Zum Bahnhof," antwortete sie.

„Zum Bahnhof? Warum?"

„Gäste abzuholen, alte Freunde: Blendheims, Vater, Sohn und Tochter. Wollten eigentlich erst nachmittags kommen, drei Tage beim Heimo wohnen; vorhin kam aber ein Telegramm: sie sind die Nacht durchgefahren und schon mit dem Morgenzug hier. Da hat Mutti sich aufgemacht, dieweil der Heimo auf dem Wasser ist, und empfängt die Bande. — So, nun wissen Sie die ganze Geschichte; und nun könnten Sie mal ne Viertelstunde das Fragen lassen, Herr Taube."

„Wie Euer Gestrengen befehlen," versetzte Taube, sah aber gar nicht geknickt, sondern merkwürdig vergnügt aus. „Also Sie sind ganz allein?"

„Da fragt er schon wieder!"

„Ja — — entschuldigen Sie. Es war nur — nur so ein Ausbruch der Freude. Daß Sie grade heute —"

Er stockte.

„Warum grade heute?"

„Weil ich mir so wünschte — mit Ihnen allein — — Fräulein Betty!"

Um Gotteswillen! fuhr durch ihren endlich erleuchteten Kopf. Sie sah den neuen Anzug, den neuen Hut und das neue Stöckchen; o Gott, das alles bedeutet was! dachte sie. Aufstehen! Weglaufen! rief der alte Backfisch in ihr. Sie blieb aber sitzen.

Taube sprach auch schon wieder: „Sehen Sie, ‚der Ernst des Lebens', sagten Sie vorhin. Der ist jetzt ganz mächtig über mich gekommen; na, das ist ja kein Wunder, wenn man schon sechsundzwanzig Jahre alt und in kurzem selbstständiger Kaufmann ist. Da denkt man denn an die Zukunft und — — Sehn Sie, Fräulein Betty! Ich —"

Nicht ausreden lassen! dachte Betty. Sie deutete auf das volle Glas auf dem Tisch und sagte recht gastfreundlich, aber wie wenn sie ihre Mutter wäre: „Wollen Sie ein Glas Milch trinken, Herr Taube?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich danke. Ich —"

„Noch ganz frisch! Ich glaub, erst vor zehn Minuten herausgebracht. Ich trinks nicht."

„Sehr liebenswürdig. Ich danke sehr. Mir ist im Augenblick so gar nicht nach Milch — mir ist so ganz anders zu Mut! Sehen Sie, wenn man das Glück hat, mit diesem Hause — wo drei Familien so idyllisch — — etwas Freundschaft, schmeichl ich mir — — und wenn man im Begriff ist, ein eigenes Haus zu begründen . . . Alles ruft mir zu —"

„Stachelbeeren!" rief Betty aus.

Taube fuhr beinahe zusammen. „Wieso Stachelbeeren?"

„Ob Sie sich welche pflücken wollen. Sie werden jetzt eben reif, und sind wunderbar gut."

„Ich danke. Ach nein, ich danke. Ich hab ganz andere Wünsche, bestes Fräulein Betty! — Was ich sagen wollte: Sie kennen mich nun schon jahrelang; haben mich oft ausgelacht — sehr richtig — Sie wissen aber doch, nicht wahr, ich bin ein ernsthafter, treuer, sozusagen gediegener Mensch. Und ich habe das Glück, in Ihnen —"

Nicht ausreden lassen! dachte es in Betty wieder. „Ach, da fällt mir ein," fiel sie ihm ins Wort: „Sie behaupteten doch neulich, Mozart wär so alt geworden wie Schiller, über fünfundvierzig Jahre. Jetzt will ichs Ihnen beweisen, daß Sie ihm über neun Jahre zugesetzt haben; in dieser Musikgeschichte, da stehts!"

„So? — Aber Fräulein Betty —"

Sie blätterte in dem Buch. „Da stehts! Wolfgang Amadeus Mozart —"

„Ich glaubs, ich glaubs," unterbrach er sie. „Ich nehme alles zurück. Bitte, schenken Sie mir nur eine Minute Gehör! Wie ich vorhin sagte — bemerkte —: alles ruft mir zu —"

„Sie sind da! Sie sind da!" rief jetzt Betty aus. Im Haus, an den Fenstern zu ebener Erde, links von der Gartenthür, tauchten Gesichter auf, das ihrer Mutter darunter. Sie griff nach ihrem Taschentuch auf dem Tisch.

„Wer ist da?" stammelte Taube.

„Blendheims! Meine Mutti! — Entschuldigen Sie: da muß ich dabei sein! die muß ich begrüßen!"

Glückselig, daß sie fliehen konnte, schwenkte sie ihr Taschentuch gegen die Fenster; dann lief sie ins Haus.

Taube sah ihr nach; der Aerger verzog sein glattes, rosiges Gesicht. Da läuft sie hin! dachte er und konnte es nicht fassen. Ahnungslos! Ahnungslos! Ein so kluges Mädel — aber so was Ahnungsloses hab ich noch nicht gesehn!

* * *

Betty kam bald wieder, aber mit den andern; Taube sah diese verwünschten „Gäste" heraustreten, zuerst eine stattliche, schwarzäugige junge Dame neben der ebenso stattlichen „Mutti", dann zwei hochgewachsene Männer, offenbar Vater und Sohn; dann die „Ahnungslose". Die Fremden hatten alle schöngebräunte

Gesichter; der Vater, in einem schwarzen Röckchen, kam aristokratisch behaglich daher, der Sohn war breitschultriger, massiger, seine Augen funkelten umher, eine nervöse, geistreiche Unruhe wetterleuchtete über seine Züge. Er ergriff Bettys Mutter am Arm, drückte ihre Hand, lächelte ihr zu; dann schlug er den Aristokraten, den Vater, auf die linke Schulter. „Alter! Patriarch!" rief er ihn an. „Wir sind wirklich hier! Paul Kirners Haus! Paul Kirners Garten!"

„Ja, Gott sei Dank, da sind wir, wir habens, endlich!" sagte der noch jugendlich blühende Alte mit seinem herzlichen Baß.

Der Sohn betrachtete jetzt die lange Betty, seine Augen strahlten und staunten: „Und seine Nichte — das ist also seine Nichte — das ist Betty Kirner." Er schüttelte den Kopf. Er griff wieder nach Frau Mathilde Kirners Arm. „Mathilde!" sagte er mit komisch feierlicher Stimme. „Wunderbares, unbegreifliches Weib! was hast Du da gemacht? Das ist Deine Tochter, sagst Du?"

Frau Mathilde nickte lächelnd: „Das ist meine Tochter."

„Ich bin starr! Ich bin außer mir! In der norddeutschen Tiefebene wachsen solche Töchter, und das sagt man uns nicht? Davon schickt man uns keine Photographie? keine Ansichtskarte?" Herr von Blendheim der jüngere betrachtete das Mädel von oben bis unten, mit einem rücksichtslos bewundernden Staunen, das dem verstörten Taube sehr mißfiel. „Sieh sie Dir an, Patriarch! Was da alles beisammen ist, in dieser norddeutschen Kirnernichte! Ist das nicht halb antikes Athen, halb modernes London? mit einem leisen Aufguß von fidelem Wiener Blut?"

Ich hass ihn dachte Taube. Der Kerl ist außerdem verrückt!

Blendheim Vater lächelte, aber zustimmend, wohlgefällig. „Jedenfalls eine wunderbar feine Mischung —"

„Fängt der auch noch an!" rief jetzt Mutter Kirner aus. „Wollt ihr mir das Kind wahnsinnig eitel machen? Ein deutsches Bürgermädchen, und damit holla!" — Sie sah nun erst, daß da noch jemand im Garten stand; der kleine Herr in dem frischen blaugrauen Anzug fiel ihr in die Augen. „Ah, guten Morgen, Herr Taube. Hatt noch nicht bemerkt, daß — — Entschuldigen Sie!"

Mit ein paar Worten stellte sie gegenseitig vor. Dann trat sie an den großen Tisch, zum Niedersitzen einladend.

„Was mich betrifft," erwiderte Taube mit einem möglichst mannhaften und verschlossenen Lächeln, „ich danke. Ich störe nicht, gnädige Frau. Ein Wiedersehen mit so werten Freunden . . ."

Er warf noch einen Blick auf die Gäste und verneigte sich, dann einen fliegenden Blick des Grolls auf die ahnungslose Betty. „Ich hoffe, ein andermal!" stieß er unverständlich andeutend hervor. „Ich empfehle mich!" — Mit einigen raschen Schritten verschwand er ins Haus.

Niemand sah ihm nach; auch Betty nicht. Sie starrte Siegmund von Blendheim den jüngeren an, der so ganz anders sprach als die Leute hier, auch so ganz anders in die Welt hineinschaute. So ein Gesicht voll Humor hatte sie noch nicht gesehn. Auch kein so lebendiges — außer auf der Bühne. Ihr fiel ein: er war ein paar Jahre Schauspieler gewesen, unter einem erfundenen, bürgerlichen Namen; der Heimo hatte es erzählt. Das spielte nun wohl noch auf seinem Gesicht; und in seinen Reden . . .

„Fräulein Betty Kirner!" sagte er und staunte sie wieder an.

„Herr Siegmund von Blendheim!" gab sie zur Antwort, indem sie mit einem „dummen" Erröten kämpfte.

„Jüngste Nichte unseres großen Paul!"

„Junger Freund des Schwagers der Mutter unsrer kleinen Betty!"

„Schlagfertig ist sie auch!" rief Siegmund. „Sie hat Geistesgegenwart! mit neunzehn Jahren!"

„Ach, laßt jetzt das dumme Ding," sagte die Mutter. „Wollt ihr zunächst nicht ne kleine Erfrischung?"

Vater Blendheim schüttelte den Kopf, dann die andern auch. „Wir danken, teure Freundin. So ausgepichte Reisende wie wir essen nie in der Zwischenzeit."

„Oder wollt ihr eure Zimmer sehen? Ich weiß, wie Paul euch einquartiert hat."

„Später, später, Mutter dieses deutschen Bürgermädchens!" entgegnete Siegmund. „Laß uns noch im Garten!"

„Nicht ein bischen herrichten nach der langen Fahrt?"

Siegmunds Schwester Adele verneinte mit dem Finger, auf italienisch: „Das haben wir vor zwei Stunden auf der Kreuzungsstation gethan; eine halbe Stunde Aufenthalt. Wie hübsch hier noch die Vögel singen! Und was hier alles blüht! — Ja, wer pflegt denn diesen Garten so?"

Frau Mathilde lächelte. „Wer? Das ganze Haus! Wir drei Familien; jede hat ein Stück davon. Wir wetteifern, und studieren botanische Bücher, und gießen und spritzen und wirtschaften, daß alles — —"

Sie schnitt eine edle Rose ab, eine gelbe, und steckte sie Adelen an die Brust. Dann trat sie an einen andern Busch, mit roten Rosen, und schnitt je eine für die Männer, schmückte ihre Knopflöcher. Dabei blickte sie den Vater, dann den Sohn mit den klugen, forschenden Augen an: „Aber was schriebt ihr denn neulich an Paul von Ueberfallen und Herausreißen und Fortschleppen? wie wenn ihr ne Bande von Räubern wärt? Wir haben uns den Kopf zerbrochen."

„Das will ich Dir sagen, Thilde," antwortete Siegmund, indem er seine Rose fester steckte; darauf warf er ihr aus den stahlgrauen Augen einen seiner humoristisch gewaltthätigen Blicke ins Gesicht. „Das soll heißen, daß wir Weltumsegler, wie er uns nennt, diesen Dachs, diesen Maulwurf, wie ich ihn nenne,

aus seinem Bau herauskitzeln wollen; denn so gehts nicht weiter! Die Oberplanetenprüfungskommission soll uns nicht einst beim jüngsten Gericht mit der Frage niederdonnern: was habt ihr mit Paul Kirner gemacht? Habt ihr euch gerührt, als diese edle Damascenerklinge am Nagel hing und verrostete? Habt ihr Lärm geschlagen, als dieser Königsadler zum Sumpfvogel wurde? Seid ihr über die Hecken gesprungen, als der große Paul in seinen Dornröschenschlaf versank, um ihn aufzuwecken? Ihr Kerle, nichts habt ihr gethan, gar nichts. Wie wollt ihr hier nun durchkommen? He? Du da, Siegmund Blendheim?"

„So schlimm ists wohl nicht," sagte Frau Mathilde lächelnd.

„Mathilde, es ist so schlimm! Wir sind seine Nächsten! wenn auch in der Ferne. Wie sagt der Wiener Nestroy einmal? ‚Du bist mein Freund, Du mußt mich schleppen.' Recht hat er! Wir, seine Freunde, wir müssen ihn schleppen, wenn er festsitzt, müssen ihn herausziehen. Nur Elefanten, sagt der alte Inder, können Elefanten aus dem Sumpfe retten. Er ist ein Elefant — wir auch! Er ist größer — mindestens einen Meter größer — aber wir sind von derselben Rasse. Also angefaßt! Helfen! Retten!"

Frau Mathilde hatte ihr gemütliches Lachen. „Sumpf! In was für nem Sumpf steckt er denn?"

„Er versauert hier! — Mit uns? willst du sagen. Nicht mit euch — dieses Familienhaus, alle Achtung — sieht sich sehr freundlich an — aber ein Haus ist nicht die Welt! Paul Kirner, der große Musiker, Paul Kirner, der Musikgelehrte, Paul Kirner, der Komponist, der gehört in die Welt! Er soll sie aussaugen, verstehst Du! Und sie soll ihn sehn, er soll zu ihr reden, er soll auf sie wirken! — Früher wars ja auch so. Er flog aus seinem Horst, der Adler, und schwebte weit und breit über der Welt. Wo sahn wir ihn? In Tirol, in Salzburg, in Graz, in Italien. Da tranken wir die Weine des Landes und den Schaumwein seiner Seele. Da lernten wir auch Mathilde Kirner, seine Bruderswitwe, seine nicht Bluts-, aber Seelenverwandte, kennen, und kamen mit ihr auf Du und Du. Müssen wir jetzt in den Norden kommen, um euch wiederzusehn? Müssen wir —"

„Kann euch gar nicht schaden," fiel ihm Mathilde ins Wort. „Unser Norden gehört auch zur Welt!"

Siegmund nickte mit Kopf und Hand: „Gehört auch zur Welt. Einverstanden! Sela! Uns hüpft ja auch das Herz, weil wir endlich hier sind. Schau, wie der Patriarch und Adele in Verzückung lächeln. Aber dann wieder fortziehn und ihn hier lassen, in seinen Dachsbau eingegraben — nein, das thun wir nicht! Nimm diese vier Worte in ihrer ganzen blutigen Majestät: Das thun wir nicht! Das thun wir nicht!"

„Denkst Du auch so?" fragte Mathilde den „Patriarchen", wie seine Kinder und auch Paul Kirner ihn nannten.

„Hat er nicht recht?“ fragte Blendheim zurück.

„Das soll Paul euch selber sagen, der versteht es besser! Nun muß ich euch aber doch erst durchs Haus und dann durch den Garten führen; denn da Siegmund so stolz herablassend sagt: ‚sieht sich ja recht freundlich an‘ — ‚ein Haus ist aber nicht die Welt‘ — so müßt ihr doch sehn, ob und was dran ist. Ihr seid nur erst durch meine Zimmer gelaufen; na, die sind so so! Darüber, im ersten Stock, haust Paul mit seinen beiden Söhnen, wenn sie da sind, und der Nichte Annamarie. Im zweiten seine Schwester Lene und ihre Tochter; die sind jetzt nicht hier. Aus ihren Zimmern sieht man aber ein gutes Stück von der ‚Welt‘. Auf ihrem und auf Pauls Balkon laßt uns weitersprechen!“

* * *

„Mit einem Aufguß von fidelem Wiener Blut!“ wiederholte Siegmund leise, zum Vater hinübergebeugt, während sie im Haus die Treppe hinanstiegen. „Hab ich nicht recht?“ — So leise sprach er doch nicht, daß Bettys Mausohren ihn nicht halb verstanden, halb erraten hätten. Nach ihrer leidigen Gewohnheit ward sie wieder rot; hier konnte es aber niemand bemerken, da sie hinterdrein ging. Ihr ward auch vor Freude „fidel“ zu Mut.

Vater Blendheim nickte nur; es war aber, als nickte alles an ihm. Ach ja, es sind reizende Menschen! dachte Betty.

Sie traten in Paul Kirners Wohnung ein; Frau Mathilde führte. Zuerst ließ sie sie die Gastzimmer sehn, in denen schon die mitgebrachten Koffer standen; aus den Fenstern hatte man weiten Blick ins Land hinein: Hügel, Wälder, Felder, Windmühlen, links die neuen Vororte der sich ausbreitenden Stadt, Kasernen und Fabriken. Die Zimmer waren so gemütlich, daß Siegmund sich sogleich in einen der alten, tiefen Lehnstühle warf; Mathilde zog ihn aber wieder empor. „Erst ein kleiner Rundgang!“ sagte sie heiter; „bist's dem Haus jetzt schuldig!“ Sie kamen über den Vorplatz, den große Photographien nach Gebäuden und Landschaften aus allen Weltgegenden bedeckten, in einen vieleckigen, fast runden Raum, der eine kuppelartige Wölbung hatte. Daß dies der Musiksaal des Hauses war, sah man auf den ersten Blick; zwei Flügel auf Glasfüßen, ein Harmonium, Notenpulte, Geigen, Violoncellos, Flöten „führten ein Konzert für die Augen auf“, wie Siegmund sagte. Die Büsten der großen Musikmeister standen auf kleinen Säulen oder Konsolen umher; auch die Bilder an den Wänden erzählten alle von Musik, auf allerlei Art. Durch die Fenster sah man nun auch den Fluß und die Ufer drüben; Kirchtürme, Mühlen, weiß leuchtende Landhäuser, Laub- und Tannenwälder durchbrachen das fast ebene Land.

Aber erst als sie in Paul Kirners Arbeits- und Bücherzimmer und auf dessen großen Balkon traten, zeigte sich ihnen die schöne Lage des Hauses. Unter dem Balkon begann der Garten, mit dem großen Tisch, an dem sie eben gesessen

hatten; der nicht große, aber wunderbar gepflegte und reiche Garten; „lächerlich!“ murmelte Siegmund; „himmlisch!“ sagte Adelens schöne, tiefe Stimme. Ueber diese grüne und bunte Welt ging der Blick zum Fluß hinunter, der, den fast wolkenlos blauen Himmel spiegelnd, breit und still in der Senkung lag; denn Haus und Garten standen auf dem erhöhten, steilen Uferrand. Eine mit Steinen befestigte Treppe und ein schräger Pfad gingen zum Rohr und Schilf des Flusses hinunter, aus dem man die lustigen Rohrsänger hörte. In einem kleinen Hafen schwankten leise ein paar Ruderboote; eine Segeljacht lag weiter draußen. In stiller Majestät zog der Fluß vorüber, der hier seine schönste Krümmung hatte: rechts ließ er die Stadt zurück, die sich in ihrer ganzen Länge zeigte, von der Spätmorgensonne angeglüht, die mächtigen Türme in das tiefe Blau des Himmels getaucht, unter ihnen die Farbenmusik der alten Ziegeldächer und die hohen Masten der Schiffe im Hafen, die Flaggen und die Wimpel. Kleine und große Dampfer zogen den Fluß hinab zum Meer, das in dieser Krümmung sichtbar war; das Auge folgte dem blauen Strom, bis er draußen beim Hafenstädtchen, neben den bleichen Dünen, in die bläulich-grünliche See hinaustrat, die an den Himmel grenzte.

„Ist das nicht doch auch eine Welt?“ fragte Mathilde nach einer Weile mit freundlich gedämpfter Stimme.

„Ganz gewiß!“ erwiderte der gute Baß des Patriarchen. „Das ist — überraschend, weißt Du. Das — das haben wir nicht gedacht.“

„Haben's dem alten Nest nicht zugetraut!“ brummte Siegmund, dessen mächtiger Brustkasten sich vor Verwunderung mit Atem füllte. „Ist ja lächerlich malerisch, die ganze Sache . . . Dabei eigentlich so selbstverständlich; wie eine gut erzählte Geschichte — oder wie ein gutes Gedicht. Die alte Stadt, lang an den Fluß gebaut; denn natürlich, sie wollten am Wasser wohnen. Dann der sich krümmende Fluß; natürlich: er will noch einmal recht viel erleben, eh er sein Einzeldasein aufgiebt und ins ‚Meer der Ewigkeit‘ mündet. Dann natürlich das Meer: denn der Fluß muß ein Ende haben; und die Schiffe und die Menschen da wollen in die weite Welt hinaus. Dabei ist's aber so ein Bild der Welt . . .“

„Weil man alles auf einmal sieht!“ ergänzte Adele, da der Bruder nicht weitersprach.

„Natürlich!“ fuhr es jetzt aus ihm heraus. „Und das kommt nur von dieser verwünschten genialen Krümmung, die der Fluß hier macht. Zum Teufel, der war aber auch nicht dumm, der sich in dieser Krümmung, und so hoch, sein Haus baute. Der hatte förmlich Menschenverstand . . . Wer war der Kerl?“

Er sah Mathilde mit scheinbar wütenden Augen an.

Sie lächelte. „Wer das war? Das weiß ich nicht. Das Haus steht schon lange. Paul hat's durchgebaut und umgebaut; denn früher war's

eigentlich nicht mehr als ein Sommerhaus. Damals lag's auch ziemlich weit vor der Stadt."

„Damals? Heut auch noch!" rief Siegmund, der Opposition machen und sich ärgern wollte. „Noch immer das letzte Haus. Ein Bärenweg bis zur inneren Stadt! Ihr wohnt beinah im Nachbarland!"

„s'ist nicht so schlimm," sagte Mathilde gemütlich. „Bei gutem Wetter ein kleiner Spaziergang; bei schlechtem giebt es ja Droschkenkutscher. Wir haben ja aber auch da unten den Kirnerhafen; Ruderboote, Segelboote. Paul denkt auch an ein Motorboot. Die Musikgeschichte soll es zahlen, sagt er."

„Da kommt er!" rief auf einmal Betty dazwischen. „In dem Segelboot! mit Theodor und Annamarie!"

„Wo?" riefen die Gäste alle drei und suchten mit den Augen.

„Da links, unten, am Ufer hin!"

Betty zog ihr Taschentuch heraus und begann es zu schwenken; das hatte sie sich angewöhnt. Im nächsten Augenblick schlug aber Siegmunds Hand es nieder, sodaß es ihr fast aus den Fingern flog. „Bitte! Donnerwetter! Nein! Er soll uns ja nicht sehn! Wir wollen ihn überraschen, verstehen Sie. — Zurück vom Balkon!"

Er zog Adele und Mathilde ins Zimmer hinein. „Entschuldigen Sie!" sagte er dann zu Betty, die mit sehr verwundertem und rotem Gesicht — zornrot! dachte er — noch auf dem Balkon stand. „Ich war wohl etwas unmanierlich gewaltthätig; weil es Eile hatte."

Ja, das warst Du wohl! dachte Betty. Mir das Tuch fast aus der Hand — ! — Bist wohl überhaupt ein etwas sonderbares, sehr abweichendes Menschenkind. — — Gefällst mir aber doch!

Sie erwiederte aber nichts und ging ins Zimmer hinein.

„Teuerste Mathilde!" sagte Siegmund rasch. „Eh die in ihrem Boot herankommen, gieb uns, bitte, eine Flasche Wein, oder zwei! Wo wir eben da unten saßen, um den großen Tisch — wenn wir ihn da empfingen — Patriarch, meinst Du nicht? — Ja, er nickt. — Jeder ein Glas Wein in der Hand; und dann ein Evoë oder Hoch, wenn er ahnungslos in den Garten tritt; denn was Besonderes muß geschehn!"

Auch Mathilde nickte. „Hol' ein paar Flaschen Rüdesheimer, vom besten, Kind! auf den Gartentisch! Die Flaschen aufziehn; Gläser. Fix, fix!"

Betty lief hinaus.

Siegmund sah ihr mit wohlgefälligem Nicken nach. „Halb Thusnelda, halb Königin Luise! —. Ja, wenn man solche Nichten hat . . . Und dieses Arbeitszimmer, Mathilde. Der königliche, große Raum — aber ganz voll Leben! Die edlen alten Schränke, wie malerisch. Sie geben Wärme, als ästhetische Oefen, so zu sagen. Und wie prunkvoll, schmuckvoll die schön gebundenen

Bücher stehn; wie gute Freunde zugleich. Schau, Patriarch, wie stilvoll auf den Schränken die Prachtgestalten Michelangelos. Und die Bilder! Pauls Porträt. Daneben —"

Er blickte Mathilde fragend an. „Und das Bild der verstorbenen Frau," ergänzte sie. „Beide von Lenbach gemalt."

„Zwei Meisterstücke! Sie reden einen an. Bravo, Lenbach! — — Alles, alles warmes Leben. Und —"

„Und unterdessen kommt Paul nach Haus," unterbrach ihn Adele, „und wir stehn hier noch. Kannst später weiter Bravo rufen! Komm!"

Sie zog ihn zur Thür und zur Treppe. Ebenso wieselhurtig, wie vorhin Betty, lief sie dann voran hinunter.

* * *

Einige Minuten später trat Paul Kirner in seiner leichten Joppe, den „Kalabreser" auf dem Kopf, vom kleinen Hafen her in den Garten am Haus; hinter ihm sein Oberleutnant Theodor und Annamarie. Eben wollte er nach seiner Art ein Liedchen trällern, als er am großen Tisch die Ueberraschung stehen sah: die geliebten Freunde aus dem Süden, jeder einen goldiggrünen, weingefüllten Römer in der Hand, den sie jetzt erhoben, sodaß mitfeiernde Sonnenstrahlen hineinfunkelten. Sie erhoben auch die Stimme und sangen: „Hoch soll er leben! Hoch soll er leben! Dreimal hoch!"

Betty sang mit. Sie kam mit einem vierten, gefüllten Römer zu Paul und hielt ihn ihm hin: „Damit Du ihnen Bescheid thun kannst, Heimo." Ihre Augen lachten; das thaten sie oft, aber nicht festlich wie in diesem Augenblick. Es war ihr so seelenwohl, daß ihr geliebter Heimo angesungen wurde.

Paul Kirner stand eine Weile still und lächelte nur; so unerwartet war ihm dieses Bild, so rührten ihn die singenden Stimmen. Auf einmal schrie er auf vor Freude. „Patriarch!" rief er und stürzte dem an die Brust. Der Wein spritzte aus dem Becher. Er sah es und trank, bis nichts mehr drin war. Dann packte er den Siegmund und preßte ihn in seine starken Arme, hob ihn mit Turnerkraft in die Höhe. Siegmund that darauf ihm desgleichen; die Andern lachten. Endlich hatte Paul auch Adele in den Armen und küßte sie auf den kirschroten Mund.

„Adele! Männer — Kerle — Brüder! Seid ihr wirklich da! Seit drei Jahren erwart' ich euch. Mein langer Bart ist unterdessen grau geworden. Meine Nichten sind alte Jungfern geworden; besonders die da, die Betty. Den Theodor hat der Kummer zum Oberleutnant gemacht. Ach, ihr kennt ihn ja noch gar nicht; und auch meinen Hausdrachen nicht, Lene's Tochter, die Annamarie. Also da stehn sie, beide; den Oberleutnant erkennt ihr an der Uniform; der Hausdrache hat keine. Kinder, ich schwatz' vor Freude Unsinn! Da steht ihr!"

„Ja, da stehn wir," nahm Siegmund das Wort; „um uns gegen die Anschuldigungen zu verteidigen, die Deine Briefe geschleudert haben. Seit drei Jahren! Du übertreibst! Sechzigjährige Männer sollten das nicht thun! Vor zweieinhalb Jahren sahen wir uns in — — Und wenn auch nicht, wer war schuld? Du solltest mit nach Griechenland ziehn; du hast's nicht gethan. Dann solltest Du uns nach Holland und Belgien und London führen; was thatst Du statt dessen? Du pflanztest hier Kohl und segeltest! Jetzt rufen wir: auf nach Spanien, aber —"

„Paul, sie wollen Dir was!" rief Mathilde dazwischen. „Sie haben einen bösen Anschlag auf Dich!"

Vater Blendheim trat vor, sein Glas noch in der Hand: „Nein, Thilde, sag' das nicht. Einstweilen wollen wir nichts, als mit unserm Bruder Paul ein Glas deutschen Weins trinken. Laß Dich anschaun, Du; bist Du noch der Alte, Junge?" Mit liebevollen Augen umfaßte er die ganze Gestalt; sie war etwas kleiner als die Blendheims, aber kraftvoll, noch jugendlich. Der Bart war noch in die Länge gewachsen; das Haar hing wie sonst buschig um den Kopf herum, das „Musikantenhaar", wie Siegmund es nannte. Die oft träumerischen, jetzt feurigen Augen lächelten den Patriarchen an. „Ja, bist noch der Alte!" sprach Blendheim weiter. „Ich auch; nur etwas grauer als Du. Komm! Wir trinken eins!"

Er nahm Pauls Arm und führte ihn an den Tisch. Sie setzten sich und tranken.

„Das ist wirklich merkwürdig," sagte Theodor, der Oberleutnant, der vor Adele von Blendheim stand: „die Photographie von Ihnen, die Ihr Vater uns vor ein paar Monaten schickte — ähnlich ist sie sehr — kolossal — im Einzelnen — und doch sehen Sie ganz anders aus! — So hab' ich das noch nie erlebt!"

„Wohl eine traurige Enttäuschung?" erwiderte Adele, fast verlegen lächelnd.

„O nein! Keineswegs! Im Gegenteil . . . Aber eine Ueberraschung. Die Photographie schien so gut — und ist auch treu — und nun fehlt doch so viel. Ich photographiere nämlich selbst, gnädiges Fräulein —"

„O Gott, sagen Sie doch nicht: gnädiges Fräulein!" fiel sie ihm ins Wort. „Sie, Paul Kirners Sohn! zu mir!"

„Wie soll ich dann sagen?"

„Fräulein Adele, wenn Sie wollen —"

„O, das wird er gern thun," sprach Betty hinein, die auf einmal neben Adele stand. „Mit uns nennt er Sie ja schon immer so, den ganzen Tag!"

Theodors braunes Kriegergesicht ward dunkler, es schoß Blut hinein. Er murmelte: „Den ganzen Tag . . . Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, Fräulein — Fräulein Adele, daß junge Mädchen mitunter etwas übertreiben? —

Aber ich hab' schon darum dieser Tage gern von Ihnen gesprochen, weil Ihr interessantes Bild —"

„Er hat sich ja in Ihr Bild verliebt!" sagte Betty mit ihrer frischen, tönenden Stimme.

Alle horchten auf; die Andern saßen um den Tisch. Betty fuhr zusammen; sie sah all die verwunderten Augen, und eine unheimliche Veränderung in dem Leutnantsgesicht. Hab' ich was Dummes gesagt? dachte sie. Ich mach' immer Unsinn!

„Meine liebe Betty," begann Theodor langsam, mit einem mißlingenden Anlauf zum Lächeln — sie erschrak noch einmal, — „mit neunzehn Jahren ist man doch schon zu alt zum enfant terrible! — Nämlich — zur Erklärung, Fräulein Adele — ich bin Amateur-Photograph, wie ich schon bemerkte; und als solcher natürlich ein großer Liebhaber von Photographieen; und in diesem Sinn hab' ich mich, so zu sagen, in das Bild verliebt."

„Und ich auch!" rief Paul Kirner, um seinem Jungen beizustehn.

„Und ich auch!" rief Betty.

„Und darum war mir's so merkwürdig: die Aehnlichkeit und die Unähnlichkeit —"

„Ach, wundern Sie sich nur nicht mehr," unterbrach ihn Adele, die treuherzige (die sich aber inwendig tüchtig freute). „Ich bin ja so oft unähnlich. Zuweilen sagt der Patriarch — der Vater — zu mir: heut hast Du wieder Dein sechstes Gesicht!"

Die Anderen lachten, Theodor mit. Siegmund war unterdessen ganz still geworden; er hörte auch nicht, er hatte nur Augen; mit denen betrachtete er Pauls „Hausdrachen", die Annamarie. Nach einer Weile fühlte Paul einen Druck in seine linke Seite, dann eine kräftige Hand an seinem Arm. Er bemerkte, daß er vom Stuhl emporgezogen wurde. Er sah in Siegmunds rötliches, hoch- und breitstirniges Gesicht.

„Was giebts?" fragte er halb unbewußt.

„Einen Augenblick!" sagte Siegmund leise und zog ihn fort, in den Garten hinein. Sie gingen unter den tiefschattigen Bäumen durch und sahen nun den blauen Fluß zwischen den Gebüschen. „Ich versteh' Dich nämlich nicht," fing Siegmund noch fast flüsternd an; allmählich wuchs ihm die Stimme.

„Was verstehst Du nicht?"

„Das ist ja ein Skandal!"

„Was für ein Skandal?"

„Daß Du solche Nichten hast und läßt Dir nichts merken! posaunst es nicht in die Welt hinaus! Da steht jetzt auf einmal diese Annamarie —"

„Ich hätt' mir nichts merken lassen?" fiel Paul ihm ins Wort. „Hab' Euch doch oft genug —"

„Erzählt! Ja, wie man so spricht. Gemütlos. Wie vom Hannibal oder von der Schlacht von Austerlitz oder vom Sanskrit. Diese Annamarie! Ich bin nämlich außer mir. Ein Bild! In ihrem schlichten Sommerfähnchen, mit der einfachen Frisur, ein Bild! Diese Haltung der Schultern, Paul. Diese unbewußte, ahnungslose Poesie der ganzen Person; dieser Schmetterlingsstaub der Jugend —"

„Sie ist so alt wie Adele," sagte Paul lächelnd: „fünfundzwanzig, reichlich."

„Mag sein; aber die Schultern sind erst neunzehn alt. Aber die Augen dreißig! Was sitzt alles in den Augen, Paul. Als hätte sie Dich und Deine Musik und Deine Seele in sich eingesogen und strahlte sie, wie der Karfunkelstein das Sonnenlicht, durch die blauen Augen wieder aus! — Nun lächelst Du über meine Rederei, wie gewöhnlich. Ich red' aber kein Wort zu viel! Stil, Stil hat das Mädel! Wie kommt der in diese Gegend? Ich bin außer mir!"

„Wie Du schon bemerktest. Also heut steigt Dir die Annamarie zu Kopf! Ich dachte, die Betty würd Dir mehr gefallen —"

„Die Betty!" rief Siegmund in seinem Eifer laut; jetzt hörte er aber die Stimmen der Andern vom Haus her — gedämpft, aber doch — und fiel in sein erstes Flüstern zurück. „Die Betty hat mir ja mächtig gefallen; eine wilde Rose, Paul — auf einem schlanken, reizenden Stengel — ich beneidete Dich! daß Du die im Haus hast! Jetzt kommt aber die Andre — Donnerwetter. Kleiner — kultivierter — reifer — mehr Stil. Mehr von Deiner Art, scheint mir. Ein merkwürdiges Haus! euer Haus! Zwei solche Blumen. Und Du hattest den Mut, die Stirn, die eherne Stirn, sie uns zu verschweigen!"

„Nur daß ich euch wohl zwanzigmal von ihnen erzählt hab' —"

„Aber nicht mit der großen Zugposaune! — Ach, da lacht eben eine. Das war offenbar eine von den beiden Blumen. Silbern; aber auch etwas Gold darin. Welche war das, Paul?"

„Ich weiß nicht; es verklang so. Wohl die Annamarie."

„Die Annamarie. Oder die Betty. Gehn wir wieder hin. Sehen wir sie lachen!"

Siegmund nahm Paul Kirners Arm und zog ihn dem Hause zu.

* * *

„Was ist hier los?" fragte Siegmund, als sie zu den Andern kamen. Der Oberleutnant von der reitenden Artillerie stand seitwärts bei einem abgeblühten Fliederbusch in der Sonne; Adele saß im Schatten, allein, sah zuerst den Oberleutnant an und dann schräg vor sich hin. Theodor hantierte mit einem Kästchen; sein hübsches Gesicht hatte den tiefen Ernst, mit dem man ein wichtiges und etwas unsicheres Geschäft betreibt. „Ah! hier wird photographiert?"

„Soll werden!" antwortete Theodor, von dem Käſtchen aufſchauend. „Ihre Schweſter iſt ſo liebenswürdig, mir ein paar Aufnahmen zu geſtatten; obwohl ich im Photographieren noch Unterleutnant bin. Ich hab' nämlich den Ehrgeiz, möchte gern verſuchen, ob ich Fräulein Adele nicht beſſer treffen kann als der Wiener Photograph; ob ich nicht den ganzen Menſchen — — Zwar, das iſt unmöglich! Das iſt ganz unmöglich!"

Paul lächelte ihm zu: „Sechs Photographien, mein Junge, müßteſt Du wenigſtens von Adele machen; Du haſt ja gehört, ſie hat ſechs Geſichter."

„O, ſie hat noch mehr," verſicherte Blendheim.

„Ich ſitz' Ihnen auch zehnmal, Herr Theodor!" ſagte Adele heiter. „Heute, morgen, übermorgen!"

„Ich nehm' Sie beim Wort!" rief Theodor.

Es kam eine Luſtigkeit über ihn, als wär er wieder der jüngſte Leutnant geworden; er ſcherzte, er lachte, zuweilen faſt ohne Grund. Er machte ein Augenblicksbild nach dem andern, mit preußiſch-militäriſcher Fixigkeit, als arbeitete er im Gefecht in ſeiner Batterie. Adele hielt unermüdlich ſtill, in immer anderen Stellungen, und wie wenn ſie ſich bemühte, alle ihre Geſichter zu machen. Ihm gefielen offenbar alle. Die Sonne ſtieg unterdeſſen faſt zur Mittagshöhe. Minna, Paul Kirners Dienſtmädchen, brachte neuen Wein; es war, gegen den Hausbrauch, ein regelrechter „Frühſchoppen" geworden. Zigarren- und Zigarettendampf ſtieg in die ſonnige Sommerluft. Endlich war das Bildermachen zu Ende. Theodor trug ſeinen Apparat und ſeine Beute darin ins Haus.

„Nun laßt uns auch einmal von der Hauptſache reden!" nahm Paul das Wort, der ſich bisher ſtillfroh in all ſeinen Menſchen geſonnt hatte. „Alſo ihr habt einen böſen Anſchlag auf mich, wie Schwägerin Mathilde ſagt. Ich kann mir's ſchon denken, ihr Weltumſegler! Ihr brecht in meinen Frieden ein, um mich loszureißen, wie Odyſſeus den jungen Achilles oder wie die Kreuzfahrer den Rinaldo. Ich ſteck' im Sumpf und ihr wollt mich retten!"

„Sumpf! Ja, das war das Wort!" beſtätigte Mathilde.

Blendheim Vater machte eine abwinkende Gebärde: „Laſſen wir das Wort; das kam aus Siegmunds Lexikon. Wir wollten Dir zunächſt nur das Herz wecken, Alter, und dich noch von Angeſicht zu Angeſicht beſchwören: komm doch diesmal mit! Nach Spanien! Haſt bis zum Oktober noch Zeit, um Dich drauf zu rüſten. Kannſt Dein Spaniſch auffriſchen, Reiſebücher leſen, ſpaniſche Geſchichte ſtudieren. Siegmund und Adele ſind weit voraus, haben ordentlich ſpaniſch parlieren gelernt; mich holſt Du aber leicht wieder ein. Und dann drei Monate Pyrenäiſche Halbinſel — herrlich — von Ort zu Ort, all die alten hiſtoriſchen, maleriſchen Neſter, bis zu den Säulen des Herkules — und über Granada, Valencia und ſo weiter zurück!"

„Drei Monate!"

„Du hast Zeit, Paul; brauchst sie Dir ja nur zu nehmen, bist ein freier Mann wie wir. Hast auch den nötigen Wechsel wie wir; die ‚gute, bescheidene Rente', das Beste, was es giebt. Im Januar, wenn Du willst, bist Du wieder zu Haus!"

„Und dann?" fragte Paul, mit unerbittlich klugen Augen vom Vater auf den Sohn, von dem auf die Tochter blickend, und so wieder zurück. „Und dann? — Ach, ach, wie treuherzig sie nun ausschauen, alle drei, Adele auch. Als hätten sie noch nie ein Wasser getrübt. Betty, Jüngste, sieh sie Dir an: so sehen die grundehrlichen Mustermenschen aus. Diese braven, armen Leute, die sich nicht verstellen können, nicht um eine Million. — O ihr Diplomaten! Und nach Spanien, was dann?"

„Das findet sich," entgegnete Adele lächelnd.

„Ja, das findet sich! In Spanien kriegen wir ihn unter! denkt ihr. Da verleiden wir ihm sein altes Nest in der norddeutschen Ebene, da verjüngen wir ihn, da machen wir den vierten Mann aus ihm; dann ist das Quartett der Weltumsegler fertig!"

Siegmund sah seinen Vater lachend an. „Was wollen wir machen, Patriarch? Er ist uns zu schlau!"

Paul stand auf, wie gewöhnlich, wenn der Eifer über ihn kam: „Ach, ihr Leute, ich seh' ja Gottes Finger: er hat ein Trio von Weltwanderern, von Globe-trotters aus euch machen wollen; und seinen ausführenden Technikern seid ihr ja geglückt! Ihr habt alle Drei die schöne Unruhe im Leib, von irgend einem Ahn geerbt. Ihr seid rührend bedürfnislos, einer wie der andre; in einem Prachtsaal verkommt ihr, in einem behaglich schönen Zimmer werdet ihr melancholisch, in kahlen Wirtshauszellen fühlt ihr euch zu Hause. Dagegen das Organ zum Anwachsen, das fehlt euch. Wenn ihr euch irgendwo niederlaßt, so sitzt ihr da wie der Hermes im Museum zu Neapel, der gleich wieder auffliegen wird. Im ersten Augenblick: ach, hier ist's herrlich! Im zweiten: könnt man hier doch ewig bleiben! Im dritten: das kann man aber nicht; hat ja auch gar keinen Sinn. Im vierten: morgen früh um acht Uhr weiter!"

„Nie vor neun," antwortete Siegmund. „Adele kriegen wir nicht früher heraus!"

„Ja, Adele — ein Prachtmädel; in der steckt noch etwas Vernunft. Aber ihr Bruder Siegmund! wie die Unruhe in der Uhr. Erst studiertest Du, wolltest Sprachgelehrter, dann Philosoph, dann Kunstforscher werden; hast Dich ja auch vollgesogen wie ein Schwamm; Hut ab! Dann zur Bühne. Nochmals Hut ab! Ein Feuerkopf, ein Herz, ein hoffnungsvoller Charakterspieler. Hab' dich ja mit Genuß gesehn! Aber nach ein paar Jahren — weg; die Unruhe in der Uhr. Und so nach und nach fing das Reisen an —"

Siegmund fiel ihm in die Rede: „Paul Kirner! Paul Kirner!"

„Was ist nicht in Ordnung? Wo fehlt's?"

„Nichts als mein Pech, mein Unglück fehlt. Daß ich ein infames Musterbild von einem Neurastheniker wurde, der allmählich abdanken mußte: für eine richtige Arbeitsbiene reichten die Kräfte nicht. Da fraßen wir zuletzt Fliegen wie der Teufel in der Not, und warfen uns auf's Reisen . . . Ich voran, meinst Du? Ich hätt' die Andern so mitgerissen? Aber Euer Liebden sagten doch eben, wir wären alle Drei gutgebaute Globe-trotters und den Fabrikarbeitern da oben geglückt! — Also kurz, wir reisen. Mann aus der Tiefebene, sei gerecht: wir reisen nicht im kleinen Stil! Als wir nach Griechenland zogen, hatten wir so gut Neugriechisch gelernt, daß die Seebären von Salamis und Aegina über uns erstaunten; und dem Sophokles, dem Platon waren wir keinen Groschen, keine Zeile schuldig. Als wir nach Holland und Belgien wanderten — na, Du sollst Adele hören, wie sie Dir den Wilhelmus von Nassauwe auf niederländisch vorsingt — und Bände von holländischen Volksliedern hat sie übersetzt. Jetzt werden wir noch Spanien als Spanier ziehn . . . Paul Kirner! Wir leben ja ein Götterleben. In einem schönen Zimmer werden wir melancholisch, sagst Du; aber ganz Europa ist unser Haus. Die Sprachen, die Menschen, die Künste, die Berge und Thäler, alle Herrlichkeiten . . . Du klebst Dich aber an Deine Austernbank. Ja, Du da, der Du da lächelst. Dich mein' ich!"

„Meine Jahre, Siegmund —"

„Ach, Du bist so jung wie ich! Sechzig, dreiunddreißig — wo ist denn da der Unterschied? Andere sechzig, meinetwegen; aber deine nicht! — — Immer dieses Lächeln. Die Welt, Paul! Die weite Welt!"

„Die Völker. Ja, ja! Diese neuen ‚Griechen', die eigentlich Slawen sind. Und diese Holländer, die nur noch wie ein Rest von einem alten Prachtteppich sind und sich lieber an das große Deutsche Reich sollten annähen lassen. Und diese Spanier, die jetzt auf ihrem eigenen, marmornen, goldbuchstabenen Grab sitzen."

„Aber die Länder!" rief Siegmund. „Die Landschaften! Die alten Städte!"

„Für die hab ich Bilder — Photographieen — eure Ansichtskarten!"

„Ah! Jetzt wirst Du paradox. Das verletzt mich, weißt Du; weil ich noch nie in meinem Leben ins Paradoxe geraten bin. — Wer lacht da? — Alle? — Weiter niemand?"

Jetzt lachten sie wirklich alle. Paul, der sich wieder gesetzt hatte, sprang wieder auf, stellte einen Fuß auf seinen Stuhl; „guter Junge!" sagte er. „Wenn ihr ehrlich seid — ihr habt euch gewiß schon manchmal da draußen in eurem ‚Götterleben' gesagt: alles schön, viele Herrlichkeiten, aber wenn wir jetzt ein paar Menschen hätten! ganze, warme, geliebte! — Das ists ja, ihr Europahüpfer, warum ich hier stillsitze, warum ich möchte, ihr thätets auch. Auf die Menschen kommts an! Und hier hab ich Menschen! — Nu ja, meine beiden

„Du hast Zeit, Paul; brauchst sie Dir ja nur zu nehmen, bist ein freier Mann wie wir. Hast auch den nötigen Wechsel wie wir; die ‚gute, bescheidene Rente', das Beste, was es giebt. Im Januar, wenn Du willst, bist Du wieder zu Haus!"

„Und dann?" fragte Paul, mit unerbittlich klugen Augen vom Vater auf den Sohn, von dem auf die Tochter blickend, und so wieder zurück. „Und dann? — Ach, ach, wie treuherzig sie nun ausschauen, alle drei, Adele auch. Als hätten sie noch nie ein Wasser getrübt. Betty, Jüngste, sieh sie Dir an: so sehen die grundehrlichen Mustermenschen aus. Diese braven, armen Leute, die sich nicht verstellen können, nicht um eine Million. — O ihr Diplomaten! Und nach Spanien, was dann?"

„Das findet sich," entgegnete Adele lächelnd.

„Ja, das findet sich! In Spanien kriegen wir ihn unter! denkt ihr. Da verleiden wir ihm sein altes Nest in der norddeutschen Ebene, da verjüngen wir ihn, da machen wir den vierten Mann aus ihm; dann ist das Quartett der Weltumsegler fertig!"

Siegmund sah seinen Vater lachend an. „Was wollen wir machen, Patriarch? Er ist uns zu schlau!"

Paul stand auf, wie gewöhnlich, wenn der Eifer über ihn kam: „Ach, ihr Leute, ich seh' ja Gottes Finger: er hat ein Trio von Weltwanderern, von Globe-trotters aus euch machen wollen; und seinen ausführenden Technikern seid ihr ja geglückt! Ihr habt alle Drei die schöne Unruhe im Leib, von irgend einem Ahn geerbt. Ihr seid rührend bedürfnislos, einer wie der andre; in einem Prachtsaal verkommt ihr, in einem behaglich schönen Zimmer werdet ihr melancholisch, in kahlen Wirtshauszellen fühlt ihr euch zu Hause. Dagegen das Organ zum Anwachsen, das fehlt euch. Wenn ihr euch irgendwo niederlaßt, so sitzt ihr da wie der Hermes im Museum zu Neapel, der gleich wieder auffliegen wird. Im ersten Augenblick: ach, hier ist's herrlich! Im zweiten: könnt man hier doch ewig bleiben! Im dritten: das kann man aber nicht; hat ja auch gar keinen Sinn. Im vierten: morgen früh um acht Uhr weiter!"

„Nie vor neun," antwortete Siegmund. „Adele kriegen wir nicht früher heraus!"

„Ja, Adele — ein Prachtmädel; in der steckt noch etwas Vernunft. Aber ihr Bruder Siegmund! wie die Unruhe in der Uhr. Erst studiertest Du, wolltest Sprachgelehrter, dann Philosoph, dann Kunstforscher werden; hast Dich ja auch vollgesogen wie ein Schwamm; Hut ab! Dann zur Bühne. Nochmals Hut ab! Ein Feuerkopf, ein Herz, ein hoffnungsvoller Charakterspieler. Hab' dich ja mit Genuß gesehn! Aber nach ein paar Jahren — weg; die Unruhe in der Uhr. Und so nach und nach fing das Reisen an —"

Siegmund fiel ihm in die Rede: „Paul Kirner! Paul Kirner!"

„Was ist nicht in Ordnung? Wo fehlt's?"

„Nichts als mein Pech, mein Unglück fehlt. Daß ich ein infames Musterbild von einem Neurastheniker wurde, der allmählich abdanken mußte: für eine richtige Arbeitsbiene reichten die Kräfte nicht. Da fraßen wir zuletzt Fliegen wie der Teufel in der Not, und warfen uns auf's Reisen . . . Ich voran, meinst Du? Ich hätt' die Andern so mitgerissen? Aber Euer Liebden sagten doch eben, wir wären alle Drei gutgebaute Globe-trotters und den Fabrikarbeitern da oben geglückt! — Also kurz, wir reisen. Mann aus der Tiefebene, sei gerecht: wir reisen nicht im kleinen Stil! Als wir nach Griechenland zogen, hatten wir so gut Neugriechisch gelernt, daß die Seebären von Salamis und Aegina über uns erstaunten; und dem Sophokles, dem Platon waren wir keinen Groschen, keine Zeile schuldig. Als wir nach Holland und Belgien wanderten — na, Du sollst Adele hören, wie sie Dir den Wilhelmus von Nassauwe auf niederländisch vorsingt — und Bände von holländischen Volksliedern hat sie übersetzt. Jetzt werden wir noch Spanien als Spanier ziehn . . . Paul Kirner! Wir leben ja ein Götterleben. In einem schönen Zimmer werden wir melancholisch, sagst Du; aber ganz Europa ist unser Haus. Die Sprachen, die Menschen, die Künste, die Berge und Thäler, alle Herrlichkeiten . . . Du klebst Dich aber an Deine Austernbank. Ja, Du da, der Du da lächelst. Dich mein' ich!"

„Meine Jahre, Siegmund —"

„Ach, Du bist so jung wie ich! Sechzig, dreiunddreißig — wo ist denn da der Unterschied? Andere sechzig, meinetwegen; aber deine nicht! — — Immer dieses Lächeln. Die Welt, Paul! Die weite Welt!"

„Die Völker. Ja, ja! Diese neuen ‚Griechen', die eigentlich Slawen sind. Und diese Holländer, die nur noch wie ein Rest von einem alten Prachtteppich sind und sich lieber an das große Deutsche Reich sollten annähen lassen. Und diese Spanier, die jetzt auf ihrem eigenen, marmornen, goldbuchstabenen Grab sitzen."

„Aber die Länder!" rief Siegmund. „Die Landschaften! Die alten Städte!"

„Für die hab ich Bilder — Photographieen — eure Ansichtskarten!"

„Ah! Jetzt wirst Du paradox. Das verletzt mich, weißt Du; weil ich noch nie in meinem Leben ins Paradoxe geraten bin. — Wer lacht da? — Alle? — Weiter niemand?"

Jetzt lachten sie wirklich alle. Paul, der sich wieder gesetzt hatte, sprang wieder auf, stellte einen Fuß auf seinen Stuhl; „guter Junge!" sagte er. „Wenn ihr ehrlich seid — ihr habt euch gewiß schon manchmal da draußen in eurem ‚Götterleben' gesagt: alles schön, viele Herrlichkeiten, aber wenn wir jetzt ein paar Menschen hätten! ganze, warme, geliebte! — Das ists ja, ihr Europahüpfer, warum ich hier stillsitze, warum ich möchte, ihr thätets auch. Auf die Menschen kommts an! Und hier hab ich Menschen! — Nu ja, meine beiden

Jungens sind fort. Den da hab ich jetzt auf Urlaub hier; wir hoffen, sie versetzen ihn hierher; die Schicksalstrompete hat noch nicht gesprochen. Der andere, Fritz, der Münchener Privatdozent — vielleicht wird er in diesem Augenblick Vater; darum ist ja meine Schwester Lene vom zweiten Stock als hilfreiche Tante hingereist. Und deren zweite Tochter, die herrliche Elsbeth, geht nun nach Berlin. Aber seht ihr, was für ein Stamm wir sind: immer noch Menschen genug! Da sitzen sie. Wir feiern nächstens unsern siebenjährigen Frieden; wollen auch noch den dreißigjährigen feiern. Liebe, Aufrichtigkeit, Harmonie! Und vor allem auch musikalische Harmonie; ohne die könnt ich ja nicht leben, Alter! Betty spielt die Geige, Annamarie das Klavier, ich das Cello; das ist unser Trio. Mit der Schwester Lene und Theodor, wenn sie hier sind, haben wir auch Quartette und Quintette. Annamarie singt uns alles, was aus einem Mezzosopran herauskann. Oder ich spiele und gröhle ganze Opern vor. Wir lesen auch Goethe, Lessing, Sophokles mit verteilten Rollen. Und im Sommer, wie jetzt — Chor der Gärtnerinnen!"

„Chor der Gärtnerinnen?" fragte Blendheim lächelnd.

„Natürlich. Bei Kirners alles mit Musik! — Wenn Lene nicht wegen des neuen Weltbürgers — — aber da steht Minna. Die kanns auch; unsere Dienstmädels gärtnern und singen alle mit. Chor der Gärtnerinnen! angetreten!"

Es war zum Lachen überraschend, wie auf einmal Betty, Annamarie, die noch jugendlich schlanke Gestalt Mathildens und das kleine Dienstmädchen Minna in die Höhe fuhren, auseinanderstoben. Sie liefen teils ins Haus, teils einem offenstehenden Schuppen zu; nach wenigen Augenblicken kamen sie wieder, wie bei einem militärischen Appell, mit Harken, Spaten, Gießkannen bewaffnet. Minna lief zu Paul und reichte auch ihm eine Harke hin; darauf stellte er sich mit komisch feierlichem Ernst an die Spitze, die Harke wie eine Fahne hebend. Der Chor der Gärtnerinnen trat im Gänsemarsch hinter ihn. Sie umwandelten den ganzen Platz vor dem Haus; der Chor sang ein Quartett, eine heitere Natur- und Garten-Hymne, die Paul Kirner gedichtet und in Musik gesetzt hatte.

„Patriarch! Patriarch!" sagte Siegmund leise, während der Zug den Tisch umkreiste.

„Was, mein Junge?" fragte Blendheim, der aufgestanden war und sich langsam drehte.

„Schau Dir diese Mädels an," wollte Siegmund sagen; „sind sie nicht Bild an Bild?" Er brachte es aber nicht heraus. Es war, als könnt er nur noch sehen. Thusnelda als Backfisch! dachte er und sah Betty an. Die Muse Euterpe! oder Erato! ging ihm durch den Sinn, wenn dann Annamarie vorüberkam. Beide! Beide! Man weiß nicht, wer süßer ist! — Nun stieg aber Annamaries edler Mezzosopran in die Höhe, er hörte ihn deutlich heraus, er sah ihn förmlich ihren edel schönen Lippen ab. Bettys kleiner Sopran verhauchte dagegen.

„Stillgestanden!" rief Paul Kirner endlich; der Gesang war aus. „Rührt Euch!"

Er gab seine Harke an Minna ab. Der Chor stob wieder auseinander; dann kam er ohne die Geräte zurück. Die kleine Minna ging ins Haus.

„So leben wir, so leben wir!" summte Paul, die „Europahüpfer" heiter anstrahlend; „so leben wir alle Tage!"

„Alle Tage wohl nicht," entgegnete Siegmund, dessen Augen von Thusnelda und Erato noch nicht lassen wollten. „Aber freilich, wenn man solche Gärtnerinnen hat, dann ists keine Kunst!"

Paul trat heran und schlug ihm auf die Schulter: „Das ists ja, was ich sage. Menschen! Im Kirnerhaus sind Menschen. Und die sonst noch in der Stadt sind, die werden von hier magnetisch angezogen, die kommen zu uns." Er lächelte, indem er den Hochmütigen spielte: „Drinnen muß man sein, verstehst Du. Dann hat man das Leben, das wahre Leben. Das ist der Unterschied zwischen mir und Euch: Drinnen und Draußen!"

„Das heißt: Du gehst in die Tiefe, Du wohnst in der Tiefe; wir drei spazieren auf der Oberfläche herum!"

„Nein, so grob mein ichs nicht. Auch nicht so größenwahnsinnig. Aber — — — Ach, meine Teuren, Geliebten! Ihr besten Menschen! Ich hab Euch endlich bei mir, und wir streiten gleich; die echten Deutschen. Gehen wir lieber zum Essen, wenns fertig ist; heut speist das ganze Haus um einen Tisch!"

„Es ist noch nicht fertig," bemerkte Mathilde.

„Dann Musik!" rief Blendheim. „Ein Trio!"

„Nein, Gesang!" rief Siegmund. „Der Mezzosopran! Fräulein Annamarie!"

„Ja, ja, sie soll singen!" stimmte Adele mit aufgehobenen Händen zu.

„Meine Schwester begleitet Sie, wenn Sie wollen. Adele begleitet wie ein Wunderknabe. Schütteln Sie nicht den Kopf, Fräulein Annamarie. Wir kommen aus Europa, als Eroberer, als Wanderheuschrecken; da giebts kein Nein! — Das heißt, wir legen uns knieend zu Füßen und bitten: Huld, Erbarmen, Gnade!"

Siegmund that, wie wenn er niederkniete; Annamarie blickte diesen sonderbar funkensprühenden Menschen mit träumerischem Lächeln an. „Ich thue, was die Eroberer wollen," antwortete sie. „Wir haben uns doch nicht umsonst die Jahre lang auf dieses andere Trio gefreut!"

Sie nahm Adelens Arm, als wären sie schon alte Freunde: „Ja, Sie begleiten mich! — Komm mit, Tante Thilde; ich sing unten bei Dir. Ihr hört mich durch das offene Fenster von hier. Dann sing ich tapfer drauf los; bin ja sonst bis zum Verrücktwerden schüchtern. Wenigstens vor Eroberern . . ."

Sie ging geschwind mit Adele davon; Mathilde folgte ihnen. „Also draußen bleiben!" rief sie noch zurück. Dann war sie im Haus.

* * *

Die vier Männer saßen am Tisch, gegen Mathildens Fenster gekehrt; Siegmund zwischen Blendheim und Paul, Theodor hinten. Betty trat ans Haus; rechts, fast an der Ecke, stellte sie sich an die Wand, die Hände hinter sich, den Kopf im Weinlaub der Hausmauer, offenbar in sich versunken. Es war wohl Siegmunds Schicksal heute, immerfort Bilder zu sehn. Das Mädel da, das schlanke, in dieser Stellung, im Weinlaub, ein Bild! — Links, am offenen Fenster, etwas zurück, erschien Annamarie; hinter ihr, am Klavier, begann Adele zu spielen. Dann hob der Gesang an. Siegmund war wie in einem seltsamen Traum: er horchte nach links, seine Augen waren rechts, er sah nur auf Betty. In unbewußter Erregung nahm er seinen dunkelblonden Schnurrbart in beide Hände und zerrte und zupfte ihn.

„Was hast Du?" flüsterte Paul. „Laß doch den armen Bart; er wird stillos."

„Ich laß ihn," sagte Siegmund leise. „Aber wie hieß doch der Kerl, nach dem jener Esel Buridans Esel hieß?"

Der Mezzosopran links am Fenster wurde schöner, edler, seelenvoller; jetzt erkannte Siegmund erst, was er sang. „Das Largo von Händel! Sie singt das Largo von Händel!" flüsterte er ganz verblüfft, noch wie aus dem Traum.

Paul lächelte: „Warum soll sie nicht? — Sie hat's eben einstudiert."

Sie hat's eben einstudiert, dachte Siegmund gedankenlos. Er konnte Betty nicht mehr sehen, irgendwas hatte ihm die Augen nach links gezogen. Annamarie im Fensterrahmen, singend, die ernste, liebliche, unbewegte Gestalt, ein wenig zur Seite gewendet — auch ein Bild! Und wie sie sang . . .

Alles an ihm ging nach links; auch die Schulter, an der er nun den Vater fühlte. „Patriarch!" hauchte er endlich. „Schau, wie sie da steht!"

„Die Betty?"

„Nein, die Andre. Eine junge Griechin; was? So hat vielleicht Sappho in Olympia gesungen . . . 's ist aus. Fing' sie nur erst wieder an! — Lächerlich harmonisch: die Schultern, der Blick, die Stimme, der Gesang. Eigentlich alles dasselbe; wir haben nur verschiedene Organe dafür. Wenn wir auch die Stimme sehen oder die Schultern hören könnten, da würd' uns — — Sie fängt wieder an!"

Er sank in sein stilles Sichwundern zurück. Sie sang Schubert, Brahms, Beethoven . . . Von Beethoven das so wunderschlicht rührende: „Ich liebe Dich, so wie Du mich" . . . Jetzt hätte er nicht mehr sitzen mögen. Schweben hätt' er mögen; um die Sängerin her; im Aether. Ein ganz verrücktes Haus,

dachte er, während ihm auf einmal die Augen übergingen, dieses Kirnerhaus! Da haspeln sie Einem die Seele heraus! — Woher weiß sie das? Woher kann sie das so abgrundtief und so selbstverständlich singen? ‚Ich liebe Dich, so wie Du mich‘ . . .“

Auch das war vorbei. „So, nun ist's genug!“ rief der Mezzosopran mit seiner gewöhnlichen Stimme. Annamarie verschwand; die Andern auch. Siegmund starrte ihnen nach. Gleich darauf erschienen sie *oben* wieder, auf Pauls Balkon; Annamarie schob Adele gegen das Gitter vor und legte ihr von rückwärts die Hände auf die runden Schultern.

„Was ist?“ fragte der Patriarch hinauf. „Warum singen Sie denn nicht mehr?“

„Es geht gleich zum Essen; und Ihre Tochter möchte geschwind noch einmal von der Stadt bis zur Ostsee sehn. Das gefällt ihr so . . . Ah, ein Telegramm!“

„Ein Telegramm? wo denn?“ rief Betty, die jetzt auch auf dem Balkon stand; sie war, als sie Siegmund so ganz in den Gesang versinken sah, still ins Haus geschlichen.

Annamarie deutete hinunter; Minna, eben aus dem Haus gekommen, hielt eine Depesche in der Hand. Sie ging zu Paul und gab sie ihm. Paul riß sie auf; alle Augen schauten auf ihn, sie wußten, was erwartet wurde.

„Ah!“ rief er mit einem Jubelton und schwenkte die Depesche. „Von Fritz! Ein sechspfündiges, hochbegabtes Mädel. Mutter und Tochter gesund!“

„Gott sei Dank!“ rief Blendheim.

Alle Stimmen ließen ihre Freude los, jeder nach seiner Art. Betty, die einen heimlichen Schmerz übertäuben wollte, schrie am lautesten und schwenkte ihr Taschentuch.

Siegmund ergriff Paul mit beiden Armen, mit dem ganzen beweglichen Antlitz lachend. „Glück hast Du, Du Austermensch! Du Mann mit dem ‚Drinnen‘! — Gut Heil, Alter! Gut Heil! Großvater! — Das muß mit dem Becher in der Hand — — Wo ist das rechte Getränk, um darauf zu trinken?“

Theodor wies zum Balkon hinauf: „Die haben es schon, wie mir scheint!“

Annamarie war in Heimos Zimmer gelaufen und kam eben auf den Balkon zurück, ein goldig gefülltes Glas in der Hand. Mathilde und Betty machten es ebenso; Betty brachte auch ein Glas für Adele mit. „*Hier* ist das rechte Getränk!“ rief Annamarie. „Die Wiedersehnsbowle. Sie paßt auch für Neugeborene. Das hochbegabte Mädel hoch!“

„Halt, halt, noch nicht!“ rief Siegmund. „Wir Männer haben noch nichts. Gebt uns auch! Gebt uns auch!“

Betty schwenkte ihr Glas gegen ihn, mit einem Trotz, der ihr aus dem Herzen kam: „*Holt* es euch, ihr Männer!“

„Ja, steigt herauf, wenn ihr Männer seid!" rief Adele, in der die Freude den Uebermut weckte; sie reckte ihren langen Arm in die Luft. „Da stehen ja Sturmleitern an den Bäumen. Wir Frauen haben die Bowlenburg!"

Jetzt ward auch die ehrbare Mathilde angesteckt, sie erhob die Stimme: „Herauf, wenn ihr Schneid' habt! Reitende Artillerie! Ihr Eroberer!"

Mehr brauchten sie nicht zu sagen; aus dem Jubel über die neue Weltbürgerin war, wie man die Hand umdreht, Sturmwut und Kriegslärm geworden. Theodor trug eine lange Leiter herbei, die an einen alten Kirschbaum lehnte; Siegmund und Paul stürzten in den Schuppen und kamen mit Harken und Spaten zurück. Der Patriarch schleppte, etwas mühsam, eine mächtige Stange heran; ihm fiel dabei der Hut vom Kopf; er ließ ihn liegen. Die Frauen in der „Bowlenburg" waren aber auch nicht müßig; sie waren geschwind mit Gießkannen bei der Hand, die sie von Pauls Blumenständern herausholten; auch seine Spazierstöcke und Regenschirme erschienen. Vor allem machten sie Schlachtgeschrei; gegen die helle Kraft ihrer Stimmen kamen die der Männer nicht auf. Theodor, in seiner Uniform der geborene Feldherr, legte die Leiter gegen den Balkon und stieg schon; aber seine schöne Feindin da oben, Adele, stieß sie mit aller Kraft wieder weg. Betty ließ ohne weiteres das Wasser aus ihrer Gießkanne wirken. Annamarie sang ein Schlachtlied, das Körner'sche:

„Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze . . ."

Drei Angriffe wurden abgeschlagen. „Herauf, wenn ihr Schneid habt!" rief Mathilde wieder. „Ihr Eroberer!"

„Patriarch!" stöhnte der schon keuchende Siegmund. „Sie verhöhnen uns! — O ihr Weibervölker! Ihr triumphiert, weil wieder ein Unglück über die Welt gekommen ist: euer Geschlecht hat sich vermehrt, ein neuer Sechspfünder ist auf dem Plan! Darum trinkt ihr Bowle — ihr allein! Nachdem ihr Buridanesel aus uns gemacht habt, unsre Kraft gebrochen!"

„Das von den Eseln verstehen wir nicht," rief Annamarie; „aber wem sein Kopf zu trocken ist, der brauchts nur zu sagen!"

„Nochmals Sturm auf der ganzen Linie!" kommandierte Theodor. Sie legten wieder die Leiter an. Siegmund schrie für Hundert.

Jetzt machte aber die kleine Minna dem Kampf ein Ende. Sie erschien in der Gartenthür und schlug auf das Tamtam, das dort hing, das bei besonderen Festlichkeiten die Gesellschaft zusammenrief. Es gab einen herrlich gellenden Ton; die nervös gewordene Betty zuckte.

Mathilde schwenkte den Regenschirm: „Meine Herrschaften, die Suppe steht auf dem Tisch!"

(Fortsetzung folgt.)

„Im finsteren Thal".

Eine Geschichte von der Treue.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Schluß.)

XIV.

„Schon da?" sagte Schwester Lenore, als sie Hanna, eine halbe Stunde vor der bestimmten, im Korridor traf. Leider kann ich mich Ihnen nicht widmen; wir haben die Hände voll Arbeit. In Nummer fünf liegt eine Schürze für Sie; machen Sie sich zurecht und warten seelenruhig ab. Recht seelenruhig, nicht wahr? Bis später."

Sie verschwand in der kleinen Apotheke, und Hanna ging den hellen Flur hinunter bis zur letzten Thür; die führte in ein getünchtes Kämmerchen. Nur das notwendigste Gerät; Tannenmöbel und eine eiserne Bettstelle, weiß gedeckt, darüber ein Spruch, Silberbuchstaben auf schwarzem Grunde: „Bringe uns, Herr, wieder zu dir, daß wir wieder heimkommen; verneuere unsere Tage, wie vor alters."

Das einzige Fenster ging nach hinten, über die bewachsene Hofmauer fort, zu den Wipfeln der Gartenallee. Rechts und links alte Dächer und Giebel. Kein freundlicher Ausblick, aber ein friedlicher, und das rote Wildweinlaub, das braungoldene der Baumkronen gab den Augen ein Fest. Der Himmel war blau und tief, die Luft voll von fliegenden Marienfäden. Da zog ein schwarzer Vogelschwarm keilförmig über Dächer und Bäume, ward ein graues Wölkchen und entschwand. — Südostwärts. Irgendwohin zu lachenden Frühlingsgefilden — wer weiß, vielleicht an die Ufer des heiligen Nil oder ins Halmengewoge der nubischen Grassteppe. — —

Hanna wendete sich vom Fenster ab: „weg, Vergangenheit!" Auf ihrem Nachttische lag eine neue Bibel neben dem Windlichte. Sie strich mit der Hand darüber hin; vom Hausgebrauch, der das Buch der Tröstung zu Häupten jedes Leidenslagers und jeder Ruhestatt für die Arbeitsmüden legte, wußte sie nichts. Sie empfand die Bibel als eine Gabe, die ihr besonders gespendet worden war, und ihr Mut wuchs. Sogar ein Hauch von Freudigkeit mischte sich drein. Sie verwahrte Umhang und Hut gleich im Schrank neben der Thür, ordnete ihr

Haar vor dem Spiegelchen und band sich die große Blaudruckschürze aus Schwester Lenorens Vorräten sorgfältig über ihr glattes, schwarzes Kleid. —

Wäre sie nicht so befangen gewesen, hätte sie, beim Eintritt in des Doktors Wartezimmer, als kaum entlassene Schauspielerin, das Wort: „Pose" gedacht. Die Flügelthür zu seinem Konsultations- und Arbeitskabinett war noch offen, und da drinnen beim Schreibtisch stand er, kerzengerade aufgerichtet, im zugeknöpften Gehrocke, die Hände auf der geschnitzten Stuhllehne gekreuzt und sah ihr entgegen. Der Empfang dieser aufgedrungenen Hilfskraft war seiner schwerfällig zähen Friesennatur mehr denn peinlich, und er wappnete sich mit Korrektheit.

Als er sie, zögernd und bange, auf sich zukommen sah, in ihrer halbdienstlichen Tracht, das Blondhaar nicht mehr in den übertrieben tiefen und lockeren Scheiteln à la Cléo de Mérode geordnet, sondern glatt zurückgenommen und am Hinterkopfe fest geknotet; um den Hals, statt des roten Sammetbandes von vorgestern Abend, nur einen Leinwandkragen, da dachte er im ersten Moment wieder: „theatralisch!" Allein er nahm es zurück; er empfing einen so damenhaften Eindruck von ihr, daß er die Pose aufgab und ihr zwei Schritte entgegenthat.

„Guten Tag, Fräulein Schrenk. Es ist mir lieb, daß Sie pünktlich sind; meine Zeit ist sehr knapp. Wir wollen deshalb ohne Umschweife von unserer Angelegenheit sprechen. Was haben Sie auf meine Zuschrift zu erwidern? Ist Ihnen überhaupt die Tragweite dessen klar, was Sie auf sich zu nehmen wünschen?"

„Ja," — antwortete sie kaum verständlich; denn ihr Mund war ausgedörrt, und ihre Kniee schlugen zusammen, so erschütterte sie der scharfe und dabei ein wenig starre Blick, der ihr gestern Nacht beim Psalmenlesen erschienen war und der jetzt auf ihr haftete.

Ein paar Sekunden mußte sie nach ihrer Kleidertasche neben dem Rockschlitz suchen, ehe sie das Couvert fand und ihm reichte: „Hier sind meine Papiere."

Die natürliche Sache, daß sie so etwas wie Papiere besaß und ohne Sträuben ablieferte, erleichterte ihn. Er deutete auf den Stuhl zur Rechten für sie und setzte sich selbst an den Schreibtisch. Sie jedoch blieb hinter ihm stehen, und nun seine Augen sie nicht mehr anblickten, wurde auch sie ruhiger; ja, die Betrachtung seiner sitzenden Gestalt, deren Bau von lauter Kraft zeugte, gab ihr das Gefühl des Beschütztseins, zugleich mit dem des Stolzes darauf, daß ein solcher Mann für sie, die Hilflose, Zeit und Gedanken opferte und sich bemühte.

Er stützte beide Ellbogen auf und faltete ihre Papiere auseinander. Die polizeiliche Aufenthaltsbescheinigung und das Leumundszeugnis des Theaterdirektors: schwulstige, doppeldeutige Phrasen. Beide Schreiben auf „Fräulein Hanna Robson, genannt Schrenk" lautend. Er las sie bedächtig, und als er den Inhalt sattsam in sich aufgenommen hatte, fragte er:

„Also Fräulein Robson? Schrenk war vermutlich Ihr Theatername?"

„Ich heiße ‚Schrenk', wenn ich bitten darf," entgegnete sie, und die Kälte

ihres Tones fiel ihm so sehr auf, das er sich nach ihr umwenden mußte. — „Der andere Name ist erloschen."

Seine Augen öffneten sich noch größer, und er faßte die Schreibtischleiste, als müsse er sich Halt geben. Wieder suchte sein Blick bis auf den Grund dessen zu dringen, was verschwiegen und begraben unter ihrer lakonischen Antwort lag. Dann aber gedachte er seines Versprechens an die Beiden: Marion und die alte Frau, die ihnen allen eine Heilige auf Erden war, und versetzte seinem Wissensdrange einen entschlossenen Stoß.

„Gut, Fräulein Schrenk; ich will es mit Ihnen wagen, vorläufig versuchsweise," sagte er kühl und schob ihre Dokumente in den Umschlag zurück. „Die Papiere nehme ich an mich, um eventuell das Nötige zu besorgen. Ich schenke Ihnen mein Vertrauen, ohne auf Gegengabe zu rechnen, aber ich erwarte, daß Sie es sich verdienen und erhalten werden."

Er reichte ihr die Hand mit kurzem Druck und wieder kam nichts als ein gehauchtes „Ja" über ihre Lippen. — Erst nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich kann es nicht fassen — — nicht danken."

„Zum Dank ist es noch zu früh," wehrte er ab. „Setzen Sie sich noch fünf Minuten, Fräulein Schrenk. — Der Patienten und des Personals wegen werden Sie, von jetzt ab, Schwester Hanna heißen. Ihre Einkleidung besorgen wir, Sie erhalten ein kleines Taschengeld, und mit allen Fragen wenden Sie sich an die Hausoberin, Schwester Lenore."

Blaß vor Erregung verneigte sie sich tief im Sitzen. Er beachtete es nicht; reckte sich im Stuhle auf und verschränkte die Arme über der Brust. „Nehmen Sie die Dinge ruhig," sagte er. „Da ich Ihnen, nach dem Wunsche meiner Frau, eine Probezeit bewilligt habe, muß das Uebliche bedacht und festgelegt werden, und Ihre Sache ist es, sich zu unterwerfen."

„— alles, alles dulde ich für meinen Aermsten, — jede Demütigung — — —"

„Das ist eine dramatische Auffassung. Von demütigen ist keine Rede. Ich fordere nur von Ihnen, was der Beruf fordert, den Sie wählen. Steht nicht der an erster Stelle, sondern ein persönliches Verlangen, und er soll nicht Zweck, sondern Mittel sein, dann treten Sie besser noch in zwölfter Stunde zurück. Fragen Sie sich also —"

„— ich bin ja ganz entschieden, Doktor!"

„— fragen Sie sich also, ob Sie Arbeitswillen und Pflichtgefühl über das hinaus haben, was Sie dem Nubier vielleicht noch erweisen können. Sie dürfen nicht lahmliegen, keine Stunde, wenn seine Uhr abläuft."

„Mein Gott, wann?"

„Wie kann ich das bestimmen? Wir sind höchstens Rechner an der Lebensuhr; unser Räderrücken und Zeigerschieben kann das Ablaufen vertagen, nicht verhindern. Wir Aerzte schrauben am Werk herum, und die Pfleger tröpfeln

das Oel, und die Kranken halten still, oder auch nicht. Geduld brauchen wir alle; die ganze Dreizahl, und jedes Uhrwerk ist kostbar. Deshalb darf auch kein Lehrling selbständige Reparaturen machen wollen: verstehen Sie mich? — Jetzt sollen Sie mit mir die Visite machen und Ihren Nubier sehen. Dies ist Ihre erste Lektion gewesen; nun Fassung — keine Szenen. Damit haben Sie abgeschlossen, und ich wünsche mit ‚Fräulein Schrenk' fertig zu sein, Schwester Hanna."

Sie sah ihn an, scheu wie ein Stück Wild, das sich, beim Gejagtwerden, in einen umzäunten Garten versprungen hat, und nun, angstzitternd, die ersten Zähmungsversuche der Kinder über sich ergehen läßt. Nirgends ein Ausweg, fremde Gewächse auf gezirkelten Beeten und trockenes Brot zur Aesung, aus unbekannten Händen.

Er verzog den Mund zu seinem ernsten Lächeln, dem leicht eine Spur von Ironie beigemischt war, aber trotzdem lag etwas wie mitleidige Güte in seinen Augen für sie. — Darauf schritt er, ihr voran, hinaus, treppauf und den Korridor entlang. Zuerst in den kleinen Saal; dann durch die beiden Privatzimmer: Schwester Lenore gesellte sich zu ihnen, und Hanna blieb, klopfenden Herzens, beiseite stehen, bis sie zum Näherkommen aufgefordert wurde: „dies ist Schwester Hanna" — und instinktiv streckte sie den bleichen Krankenhänden ihre Hand hin. Der verunglückte Dachdecker machte den Mund zwischen seinen Bandagen breit zu vergnügtem Grinsen: „Goddori! Hä watt!" Er erkannte sie wieder. Damals, kurz vor seinem „Mallör", hatte er mit seiner Frau in Herwigs Theater auf dem Dreißigpfennigplatz gesessen und das „kürige Spill" angesehen und sich darüber „gehögt", wie das gelbhaarige „mooie Wicht" dem „kralloogden" Herrn Leutnant keinen Kuß geben wollte. — Jetzt sollte das mooie Wicht ihn pflegen? — Er zwinkerte ihr zu und lachte noch breiter: „Hä, watt 'n Kür!"

„Schwester Konstanze ist drinnen, Herr Doktor; aber ich möchte sie gern zum Baden in Nummer vier dabei haben," sagte Schwester Lenore an Alimins Thür, und so schickte der Doktor, gleich nach seinem Eintritt mit Hanna, die blasse Pflegerin nach Nummer vier. Vorgestellt hatte er die beiden einander in aller Eile: „Schwester Hanna — Schwester Konstanze."

Nun war sie mit ihm allein bei ihrem armen Freunde. Er gab ihr mit gedämpfter Stimme ein paar knappe Anweisungen und fügte hinzu: „Haben Sie keinen andern Gedanken als ‚lernen' und sehen Sie mir auf die Finger."

„Ich möchte alles für ihn allein thun," flüsterte sie, aber er wiederholte mit Nachdruck: „lernen" und schüttelte den Kopf.

Seine scharfen Augen beobachteten sie ungesehen, als sie da am Bette stand und gegen das Zittern ihrer Glieder kämpfte, beim ersten Blicke auf das fahlbraune Antlitz im weißen Kissen, abgezehrt und unkenntlich geworden zwischen den kurzverschnittenen Haaren, die das reingewaschene, wollene Schweißmützchen auf dem Wirbel deckte, die „takia", die Schwester Lenore unter seinen ärmlichen

Habseligkeiten im Bündel gefunden hatte. Hanna sah es klar, daß der Tod ihm sein Siegel aufgedrückt; allein, gegen des Doktors Vermutung, weinte sie nicht, noch brach sie vor der Gewißheit zusammen. Sie legte ihre Hand auf die große, runde Stirn und sagte leise:

„Selam alek asis dostum —: Friede mit Dir, lieber Freund."

„— alekum selam, hanum efendi — —" kaum vernehmbar durch die hastigen flachen Atemzüge, kam der Gegengruß. — Der Kranke starrte Hanna mit den Augen eines treuen Hundes an und stöhnte dumpf.

Die Worte, die sie gewechselt hatten, verstand der Doktor nicht. Aber nach dem, was er beobachtet, gab er Hanna ein Zeichen, daß sie sich neben den Kranken setzen und vorläufig bleiben dürfe. „Stündlich die Medizin, und von vier bis acht legen Sie sich in Ihrer Stube schlafen." Damit verließ er sie.

Auf dem Wege zu seiner Sprechstunde besuchte er Schwester Lenore noch fünf Minuten in der kleinen Apotheke, wo sie eben ein Pflaster strich. „Lassen Sie Schwester Hanna bis Mittag in Nummer neun, aber sehen Sie öfter nach dem Rechten," sagte er und fragte ganz beiläufig: „Spricht der Patient nur arabisch?"

„Ein Mischmasch. — Sein Arabisch hat englische und deutsche Brocken und sehr viel Türkisch. Er ist letzterzeit lange in Brussa und Smyrna gewesen. Das hat er mir gesagt, als er klar wurde."

„Was heißt ‚asis dostum'?"

„Das ist Türkisch und bedeutet ‚lieber Freund' oder ‚liebe Freundin', soviel ich noch erinnere."

„Komische Sprache und klingt nicht übel. Das andere, zum Beispiel, klang auch sehr gut: han — —? hanim, oder hanum eff — — effen — —?

„‚Hanum efendi' vermutlich?"

„Ganz richtig; genau so — und wie übersetzen Sie das?"

„‚Frau des Herren' — ‚Dame' — ‚Gebieterin'."

„Also in diesem Sinne. — Man kann immer noch lernen, auch ambulando. Danke sehr. Man sollte wirklich den Orient einmal bereisen. — Vergessen Sie nicht, daß ein Versuch mit dem Leidschen Senfpapier gemacht werden soll: aus dem grünen Paket, das gestern gekommen ist."

Er war schon an der Treppe, als er ihr, über die Schulter, seine Mahnung zurief.

* * *

Hanna hatte sich, zur bestimmten Stunde, angekleidet aufs Bett gelegt und schlief ihre Uebermüdung aus, bis das vorsichtige Pochen an ihrer Thür sie weckte. Lindemann mit ihrem Gepäck und einem großmächtigen Etwas in Zeitungspapier gesteckt: ein Asternstrauß und daran baumelnd ein nachlässig verklebtes grellblaues Briefkouvert. Von Malchen Witt.

Sie ermunterte sich, blinzelte einen Augenblick, noch schlaftrunken, ins rote Abendsonnenlicht, das ihr Weststübchen blendend füllte und schwang sich vom Bettrande auf die Füße. —

Während Lindemann ihr die Kofferriemen losschnallte, steckte sie Malchens Astern einstweilen in die Waschkanne und den blauen Brief in die Tasche, rieb sich ihre Augen aus und band die Schürze um. Sie taumelte, so fest und schwer hatte sie geschlafen, und aus ihrem Hirne waren alle Gedanken entflohen — Gott weiß, wohin.

„Is man gut, daß wir Ihnen noch zu die annern Swestern zugekriegt haben, Swester Jehanne," sagte Lindemann und streckte die Hand nach dem Kofferschlüssel aus, „bloß daß Sie 'n bittsken stark inne stuure Zeit eingetroffen sünd; mit die Abbeit, mein ich, Swester Jehanne. Maar, das schadt nix; in stuure Zeiten belernt Einen sich am snellsten, un das Belernen, das is 'n sauer Stücksken, das kann ich Sie woll sagen, Swester Jehanne. Befragen Sie mir ruhig um das Grobe un Swester Lonore um dem Feinen, un was die Köckske is, die das Essent kocht, die fassen Sie man mit Glanzeehannsken an, un was er is, unse Doktor de Vries: immer Muul hollen, Swester Jehanne. — Nu sein Sie man fidel; mit d'r Gewohnte kommen Sie am besten zu paß. Bloß kein anner Gedachten haben, as wie Abbeit, un kein Blumbakett in 'n Waschwasser stecken, das leid't er nich; das giebt Infeckschon anne Hänne. — Ich will Sie stracks 'n Fahse besorgen, Swester Jehanne, un rein Wasser."

Er ging und nahm die Waschkanne mit hinaus. Draußen sprudelte es heftig aus der Leitung und gleich darauf erschien der Asternstrauß wieder in einer ordinären Henkelvase und frisches Waschwasser dazu. Hanna tauchte Gesicht und Hände hinein, und mit der wohlthuenden Kühle kehrten auch die Gedanken zurück. Aber sie mußten sich von allem anderen ab und nur auf die praktische Weisheit wenden, die ihr eben geschenkt worden war. Die wollte sie sich tief einprägen. „Schwester Johanne" — klang das nicht wie die verkörperte Prosa? Es war recht so: ganz fort mit „Hanna Schrenk", der Zerfahrenen, Landfremden; — o, Alimin!"

Sein Name schoß ihr durch die Seele; sie schob den Koffer unberührt unters Bett und lief hinaus. Vorn im Flur stieß sie auf Schwester Lenore:

„Eben wollte ich Sie holen lassen; kommen Sie gleich, Schwester Hanna. Schwester Konstanze versagt, liegt zu Bett mit Magenkrampf und muß gepflegt werden. Morgen kommt Ersatz aus Oldenburg, will's Gott. Sind Sie frisch, Kind? Sie müssen nachtwachen. Lassen Sie sich jetzt in Nummer neun von Lindemann die Packung zeigen, und bleiben Sie vorläufig da bis Abendbrotszeit. Dann löse ich ab. Lindemann ist schon in Nummer neun."

Dort lag Alimin, fieberte, daß es ihm die Lippen verbrannte, und brüllte

und wehrte sich, als der robuste Wärter ihn hob und die angstbebende Schwester die nassen Tücher zur kühlen Packung unter seinem nackten Rücken hinbreitete.

„Sinnig un geruhig, Schwester Jehanne; flauwerden gilt nich," sagte Lindemann, „nich bewern. ümmer geruhig un die Package glatt hinlegen. Falten machen Quesen."

So bezwang sie sich und schluckte die aufquellende Uebelkeit tapfer nieder. Erst als ihr Kranker wieder still lag und in seinen Dämmerzustand zurückgesunken war, zog sie Malchens Brief aus der Tasche und las die guten, derben Worte der alten Kollegin. — Noch vierzehn Tage blieben sie hier und spielten; in Freiberg wirkte die Sommertruppe dies Jahr bis Mitte Oktober. —

Das war eine große Ueberraschung, und doch — wie fern stand ihr das Alles schon, nach kaum zweimal vierundzwanzig Stunden. Sie las den Brief nicht einmal ganz zu Ende; es wäre ihr wie grobe Pflichtversäumnis erschienen. Sie ließ keinen Blick mehr von Alimin; sprach ihm mit ihren sanftesten Worten zu und versuchte diesmal selbst ihn zu heben, als Lindemann hereinkam, um die Packung zu erneuern. — Dann ward es dämmerig im kleinen Gemach. Lindemann hatte die Nachtlampe schon hinter das Kopfende des Bettes gestellt, und der verschleierte Schein des Lichtchens streifte das Kissen und die runde Stirn, die eingefallenen Schläfen des abgemagerten Bronzekopfes. Zuweilen zuckte und scharrte die Hand auf der Decke. Schauerlich!— Die ferne Kindheitserinnerung an die Sterbenden unter den Zelten im afrikanischen Sonnenbrand knüpfte ihre Fäden an das Bild dieses langsam Dahinsterbenden im Bette des norddeutschen Spitals. —

Um acht trat Doktor de Vries zur Abendvisite ein und brachte den jungen Kollegen mit, der sich zum Assistenten gemeldet hatte. Unwillkürlich stand Hanna auf und richtete sich gerade, wie der Rekrut vor seinem Drilloffizier. Es gelang ihr auch ganz knapp und sachlich zu berichten, und er verbesserte sie ernst, wo sie den richtigen Ausdruck verfehlte. Sein Ernst hatte jedoch einen Kern von Freundlichkeit, und als er wieder ging, sagte er sein: „guten Willen und guten Mut hochhalten, Schwester," im Tone des gütigen Helfers. Selten genug schlug er den Ton an, und deshalb vergaßen ihn seine Angestellten auch nicht so leicht.

Hanna blickte noch lange nach der Thür, durch die er mit seinem Trabanten verschwunden war. „Er hat keinen Doppelgänger auf Erden — niemand kann so sein, wie er," dachte sie und lehnte ihr Gesicht an die gefalteten Hände.

* * *

Frühmorgens in ihrem Stübchen fand sie, nach der Wache, eine Handvoll herrlicher Gloire-de-Dijonrosen, leicht zusammengebunden, auf ihrer Bibel liegen. Sie hingen die verschmachteten Köpfe und dufteten, so im Welken und Vergehen, noch betäubend süß. Marion hatte sie selbst hereingebracht und dem Küchen-

mädchen anbefohlen, sie für Schwester Hanna in Wasser zu stellen und vielmals zu grüßen. Allein es ging gestern alles holterdipolter, und so war es vergessen worden. —

„Unverdient," dachte Schwester Hanna und steckte die matten Rosen zu Malchens stämmigen Astern in die Vase.

XV.

Sie hatte sich endgiltig für „Schwester Johanne" entschieden, und dabei blieb es. Seit drei Wochen trug sie das graue Lüsterkleid, die Blaudruckschürze und das Leinenhäubchen, das an die altfriesische Stirnbinde, das Fleppken, erinnerte. Die verschminkte Haut sah zwiefach fahl zum Weiß der Haube, und die letzten Wellen der Brennschere hatten sich längst aus den blonden Haaren verloren. Die Gestalt wirkte so, ohne die geringste Zuthat von Bausch und Gekräusel, kinderhaft schmal. Eine nüchterne, unauffällige Erscheinung, wie deren ungezählte an Krankenbetten wachen und pflegen, und doch hatte sie etwas Rührendes mit ihren stillen, dunklen Augen zum lichten Haar. Nur die verzärtelten Hände wurden rasch rot und derb; sie mußten sich tags- und nachtsüber allzuoft mit der starren Wurzelbürste bearbeiten lassen, nach Ofenheizen, Dielenscheuern, Umbetten und Verbinden. Willig nahm sie jede Belehrung entgegen, aber mit dem unverrückbaren Endzwecke, Alimins Pflege selbständig besorgen zu können. Als Schwester Leonore ihr's anfänglich einmal rundheraus verweigerte, hatte es so heftig in den stillen, dunklen Augen aufgeflammt, daß die welterfahrene Oberin ganz stutzig wurde.

Gleich in den ersten Tagen waren eines Nachmittags zwei sonderbare Damen vorn bei Johann Focking, dem neuen Portier der Klinik gewesen, eine im roten Volantkleide und Tellerhut auf unordentlichen, karottengelben Wellenscheiteln und die andere eine Dicke im schwarzen, krusseligen Kragen. (Johann schilderte es sehr anschaulich.) Die hatten ziemlich viel Leben gemacht, zwischen Thür und Windfang, und nach Fräulein Hanna Schrenk gefragt; der wollten sie vor der Abreise Adieu sagen. Aber Johann wußte nichts von Einer namens Fräulein Schrenk in der Klinik, und Schwester Luise und Schwester Jenny, die aus Oldenburg frisch angekommen waren, wußten es auch nicht. Zuletzt hatte Lindemann mit den Damen gesprochen, draußen im Vorgarten, und hatte sie hinauskomplimentiert. Nachher bekam Johann eine große Düte Fruchtbonbons und drei rosa Nelken, auf Draht gespießt, zur Aufbewahrung für Schwester Johanne.

Die schlief, nach zwei Nachtwachen in Nummer neun, als die Damen gekommen waren, und keine Schwester durfte ohne dringende Not geweckt werden. Bei den kleinen Geschenken lagen zwei Visitenkarten: „Amalie Witt" und „Clara Hölzl". Unter den Namen geschrieben: p. p. c. — Der Portier Johann hatte

anderthalb Stunden Zeit zu eingehenden Studien gehabt. Die Nelken rochen gut; die Fruchtbonbons in der Düte reizten ihn nicht.

Mithin gelangte alles unversehrt in Schwester Johannens Hände, als sie ins Speisezimmerchen hinunter kam. Die Blumen ihrer einstigen Nebenbuhlerin um die Gunst der Zuschauer und die Süßigkeiten der alten Witten, die dem armen Irrlicht Hanna Robson, genannt Schrenk, mehr und besseres gewesen war als nur die Theatermutter.

Schwester Johanne fragte alle Einzelheiten des verfehlten Besuchs genau nach, und Johann gab ausführlich Bescheid, — sie sah die beiden vor sich zum Greifen. Kaum daß sie im kleinen Kreise der Mitschwestern ihren Thee mit Zukost bezwingen konnte, so wühlte das bittere Heimweh in ihr. Das ist nun einmal der ewige Widerspruchsgeist in der Menschenbrust.

Nun hatte sich für sie die Welt des Scheines zugeschlossen. Draußen fegte der Oktobersturm den klatschenden Regen über die Bürgersteige und gegen die Fallfenster der warmen, alten Häuser. Dann und wann, zwischen dem Herbstesgraus, ein blauer, sonnenblitzender Tag, der, im Angesichte der Natur, wie ein stolzes Lachen unter Thränen stand, weil sie wußte, daß sie unsterblich war, trotz Vergang und Winterstarre.

Mefrau ging nicht mehr aus. Nur bei stiller Luft und Sonne fuhr ihr geschlossener Wagen wohl einmal langsam die Bruggenstraße hinauf, um sie bei ihren Enkelkindern abzusetzen und nach einer Stunde wieder zu holen. Dann ließ sie auch vor der Klinik halten und Johann mußte ihr Schwester Johanne herrufen: „Bloß für'n halbes Augenblickchen, hört Er?" Das halbe Augenblickchen verbrachte die Schwester meist im Wagen, der kleinen, ehrwürdigen Gestalt gegenüber, die in Decken und Pelze verpackt saß, ihr Kissen aus sämischem Leder im Rücken, die seidene Nebelkappe um ihr mildes Gesicht. Manchmal zog es Schwester Johanne förmlich, vor dieser Weltfertigen, Klargewordenen auf die Knie zu fallen, da, im winzigen Raume und in ihren Schoß zu werfen, was den Grund ihrer Seele belastete und wund hielt, aber sie wagte es nicht. Denn immer lächelte das liebe, runzelige Gesicht, und der freundliche Mund fragte:

„Jetzt ist Sie zufrieden und wacker und besteht vor Gott, nicht wahr, Kindje?"

„Ich will es! — zufrieden und wacker sein und versuchen, vor Gott zu bestehen." Jedesmal ging Schwester Johanne mit diesem stillen Gelöbnisse in ihr jetziges Heim zurück, während der Wagen langsam und stattlich weiterfuhr, zur Langenstraße hinüber, um auch bei den Kindern nach dem Rechten zu sehen. Der Senator hauste noch allein; seine Frau erwartete er im November zurück, spätestens zu Totensonntag.

„Der arme Mohrenprinz in Geerdje seinem Leichenhaus, der soll Totensonntag auch einen Kranz auf sein Grab kriegen; helf mir denken, Gerrit," sagte

Mefrau zu ihrem Sohne. „Geerdje meint, bis dahin hat er sicher ausgelitten, wiewohl das nicht bei Geerdje steht, sondern bei Gott. So ein fremder Heide aus dem Sonnenland, für den muß es hart sein, an unserer Wasserkante zu versterben. Gut, daß er seine Freundin bei sich hat; Freundschaft macht Mitleid süß, Gerrit."

* * *

Gelehrig und willensfest erwies Schwester Johanne sich, wenn auch nicht voller Freudigkeit. Es war von jeher ein Zug in ihrem feinen, noch jugendlichen Gesichte gewesen, den das Publikum an ihr nicht gemocht und die Kritik getadelt hatte. Ein Zug, wie ihn die Magdalenen und schmerzensreichen Mütter altdeutscher Holzschnittkunst zeigen, als Keil zwischen den Brauen und als hart eingeschnittene Falte von den Nasenflügeln zu den herbe niedergezogenen Mundwinkeln abwärts. Diesen Zug glätteten die Tage und Wochen nicht aus: sie verstärkten ihn, und wenn man Schwester Johanne ansprach, schlug sie ihre Augen zu Boden, wie eine katholische Begine. So sagte Johann zu Lindemann und der verbot ihm den Mund. Er fand nichts zu tadeln bei Schwester Johanne: „mehr schinden kann sich kein Frauensmensch, Jan, datt segg i ck di!"

An den Kranken that sie ihre Pflicht mit zäher Hingabe und dem scharfsichtigen Ahnungsvermögen einer, die um jeden Preis etwas erreichen will. Endlich, nach ihren ersten sechs Wochen, erreichte sie dies Etwas: Alimins Pflege ward ihr allein anvertraut. Der Hoffnungslose bedurfte nur noch Stecken und Stab für seinen letzten Gang im finsteren Thale. Von nun an waren ihre unermüdlichen Hände und Augen um ihn und über ihm und sie kämpfte um jede Nachtwache, die ihr abgenommen werden mußte. Den Mitschwestern gegenüber verhielt sie sich kühl und schweigsam, und auch der Chef und sein Operations-Assistent konnten sich über Redseligkeit und Theatermanieren nicht beklagen.

Doktor de Vries empfand sogar schon eine an Hochachtung grenzende Teilnahme für sie, und dennoch schien sie jedesmal, daß er sie ansprach, drei Schritt in sich selber zurückzutreten. „Wortkarg, bis zur Feindseligkeit; sie ist ein nachträgerischer Charakter," dachte er oft. „Besser so, als aufdringlich wie die kleine Schwester Jenny." —

Wenn Marion ihn fragte: „Hast Du sie jetzt gern? ist sie dir nun sympathisch?" wich er aus:

„Sie interessiert mich. Sympathisch? — kaum. Du bist mir sympathisch;" — und er küßte die glücklichen Augen, die seine ernsten Augen suchten.

Er empfand es auch angenehm und es sprach bei ihm zu ihren Gunsten, daß sie die Intimität mit Marion, die er gefürchtet hatte, nicht nur mied, sondern zurückwies. Allerdings, etwas zu weit ging sie darin: „Frauenart; namentlich Art älterer Mädchen, bei denen gern mehr oder weniger Hysterie im Hintergrunde lauert. Das fällt nach und nach ins Gleichgewicht; nur ruhig abwarten."

Schickte die kleine Frau ihrem Schützlinge die schönsten ihrer letzten Gartenblumen, so fand der Gatte die bunte Pracht unfehlbar bei der Visite neben dem Bette des Nubiers im Glase; ließ sie bitten: Schwester Johanne möge die Freistunde bei ihr verbringen, so kam unfehlbar der Bescheid zurück: Schwester Johanne könnte durchaus nicht weg.

Wochenlang ließ Marion sich nicht irre machen. Kam der Prophet nicht zum Berge, so mußte eben der Berg zum Propheten kommen. Also ging sie, mit ihres Mannes Einwilligung, oft hinüber und besuchte Schwester Johanne im Klinikgarten. Fast bei jedem Wetter war sie dort zu finden, kurz vor Dämmerung.

Eines Nachmittags wandelten sie, Seite an Seite, wohl zwanzigmal die kurze, kahl gewordene Allee hin und her, die so guten Windschutz gab, aber kein richtiges Gespräch wollte sich in Gang bringen lassen. Liebreiche Versuche und „Ja" und „Nein" zur Antwort:

„Denken Sie noch zuweilen daran, als wir beide zum erstenmal in unserm Theepavillon saßen?"

„Ja."

„Haben Sie's nie bereut, daß Sie mir damals vertraut haben, Schwester?"

„Niemals."

„Vertrauen Sie mir doch wieder!"

„Ich habe nichts anzuvertrauen."

„— aber Sie sehen so namenlos traurig aus und elend, und Sie ziehen sich ganz von mir zurück. Mein Mann sagt es auch, daß ichs nicht von Ihnen verdiene. Es liegt Ihnen etwas auf; — wollen Sie mirs nicht beichten?"

„Was soll ich beichten? Ich sorge mich um ihn."

„Arme, liebe Schwester! — Ja — Ihre Liebe ist rührend — mein Mann findet es auch —"

„Ich muß hinein —"

„Gleich. — Gleich laß ich Sie gehen!"

Marion hatte an jenem Nachmittage nicht anders gekonnt, als die Schweigsame, Widerstrebende neben sich auf die Bank zu ziehen, hinten, am Ende der Allee zwischen dem zusammengeharkten Blätterhaufen, und sie an sich zu drücken mit Liebhaben und Küssen. — Wohl erntete sie ein stürmisches Um-den-Hals-Werfen dafür; das aber hatte nichts Dankbares noch Friedfertiges gehabt: wie eine heftige Zwangshandlung hatte sichs aus dem stummen Herzen herausgepreßt, und gleich danach war die Schroffheit des Wesens um so augenfälliger und fühlbarer gewesen. — Ihrem Manne wagte Marion nichts von dieser kleinen Szene zu erzählen, und sie zerbrach sich den Kopf, ganz für sich allein, ob denn irgend eine ihrer Fragen indiskret gewesen sein könnte? Sie fand nichts, so gewissenhaft sie ihr Gedächtnis auch ausforschte, und unwillkürlich ermüdete ihre unerfahrene Jugend ein wenig an der selbstgeschaffenen Aufgabe. Zudem war

Gerds Mutter endlich aus Duveleer zurück, um ein Enkelchen reicher, und durch das junge Doktorhaus schwebte auch schon die leise, heimliche Ahnung eines neuen Glückes, seliger fast als das erste gewesen. Das nahm die Gedanken hin, wie die Welle das Boot und trug sie in rosige Fernen. — Und zu Hause wars so entzückend gemütlich. — — — —

Am Dienstag vor Totensonntag fiel der erste Schnee in großen dichten Flocken. Die ganze Nacht hindurch schneite es fort, und am Morgen polsterten weiße Wülste von außen die Fensterrahmen der Klinik, und weißes, kaltes Licht füllte die Leidenskammern.

Alimin, der Hallenga, lag im Sterben; langgestreckt und still, kaum mehr atmend. Die Augen brachen schon. Seine Pflegerin wußte nicht, ob sein Ohr noch hörte, daß sie für ihn betete, in seiner Sprache, zu seinem Gotte:

„O Herr, o Ewiger!
Wir flüchten zu dir, vor Satan dem Verdammten,
Dein Wille ist That.
Was du verneinest, bleibt in dir verschlossen,
Fürwahr, wir sind deiner Fingerspitze Werk;
Aus deinem Herzen sind wir genommen.
Fürwahr, an dein Herz kehren wir zurück,
Durch die Wüste und den Windsturm zu dir;
Durch die Siebenzahl der Paradiese zu dir,
O Herr, o Ewiger!"

* * *

Während dieses Gebetes verschied er, schmerzlos, soweit das der Ueberlebende dem nachhoffen kann, an dem die Lösung des großen Rätsels sich vollzogen hat.

Das Haus regte sich früher als sonst an winterlichen Tagen. Behutsam schlich und huschte es die lampenhellen Korridore hin und her. Schwester Lenore war um die Schwerkranke beschäftigt, die gestern früh, in höchster Not und Eile, in die Klinik geschafft worden war und heute schon operiert werden mußte. Der Assistenzarzt und Schwester Jenny, zwei lustige Kameraden in all dem traurigen Ernste, bereiteten im Operationssaale vor, und die Dämpfe, die dem Kochgefäße für die Instrumente entstiegen, schlugen sich als rinnende Tropfen an den verschneiten Fenstern nieder. — Alle Einzelzimmer und der kleine Saal waren belegt: in den alten Stadtvierteln, längs den Zügen stehenden Wassers hingebaut, hatte der Typhus sein Nest gemacht, und brütete und breitete sich aus. Man vermied das Wort Epidemie und dachte es furchtsam im stillen, und regte sich auf, weil das neue Krankenhaus knapp im Rohbau fertig stand, nach den endlosen Maurerstreiks und denen der Maler und Zimmerleute. Die Baracke vor dem Duelhopsthor reichte auch nicht aus, und Doktor de Vries hätte gern fünfzig statt zwanzig Betten haben dürfen und zehn Schwestern statt deren fünf. Er mußte von früh

bis spät auf den Füßen und auf der Fahrt sein, und für das Bett des Nubiers hatte er schon wieder zwei dringende Fälle vorgemerkt.

„Was macht Nummer neun?" fragte er Lindemann, der gerade bei wege war und ihm den Schnee vom Mantel kopfte.

„Smerzlos hinüber, Herr Dokter. Swester Jehanne hat ihm nettkes zurechtgesmückt, das muß ich sagen, und ganz katholisch liegt er nu. Hingegent, was Swester Jehanne is, die gefällt mir weniger, Herr Dokter. Ich versteh ja auch'n bittsken von Praktik — —"

„— Die Leiche muß dann sofort aus dem Hause," unterbrach der Doktor. „Ist Doktor Heidloff schon im Saal?"

„Beis Kochend mit Swester Jenny."

„Gut. Hängen Sie meinen Mantel in die Wärme, und telephonieren Sie wegen der Leiche. Wir haben es ja gestern besprochen. Das Bett wird ausgewechselt. Heute nachmittag belegen wirs frisch, und eins von den Reservebetten aus der Bodenkammer kommt auch noch in Nummer neun. Neben das andre an die lange Wand."

„Sehr wohl, Herr Dokter. Wegen Swester Johanne — —?"

„Gut, gut — ich sehe nach."

Damit ging er den Korridor hinauf und trat in des Nubiers Zimmer.

Was er erwartet hatte, das Fantastische, die Ausgeburt heftiger Nervenerschütterung, das fand er nicht. Dagegen ein aufgeräumtes, kühles Gemach und einen liebevoll besorgten Toten. Um dessen Kopf war ein weißes Turbantuch gewunden, wie deren drei in seinem Bündel gelegen hatten; um den ausgemergelten Hals hing das Amulett an gelber Kette, und durch die Finger schlang sich die morgenländische Perlenschnur des Gebetes. Vor ihm, auf der glattgestrichenen Decke, lag eine winzige Taschenausgabe des Koran. Dies alles war wohl der Katholizismus, den Lindemann lobend erwähnt hatte. — Doktor de Vries nahm die Gesamtwirkung mit einem Blicke in sich auf und begrüßte Schwester Johanne ernst und gehalten:

„Wann war es zu Ende?"

„Um sechs. —"

„Ist die Agonie peinlich gewesen?"

„— entschlafen —" flüsterte sie heiser. Sie stand gegen den schmalen Schrank gelehnt, hölzern wie die harten Züge in ihrem Gesichte; die Augen düster unter schweren Lidern, das Wesen gehemmt, als wäre sie eine Melancholische.

Er legte den Arm um sie und führte sie zum Stuhl am Fenster. Richtig los machen mußte er sie aus ihrer Stellung am Schranke. Dann setzte er sich ihr gegenüber und nahm, auf dem Tischchen zwischen ihnen, ihre Hand in seine beiden:

„Weinen Sie ruhig, Schwester — keinen Zwang. Sie haben treulich Ihr

Bestes gethan; ich bin zufrieden mit Ihnen. Sagen Sie sich das. Ich wünsche herzlich, Ihnen wohlzuthun."

Sie warf den Kopf vornüber auf seine Hände und stöhnte und schluchzte und umklammerte seinen Arm:

„— Die Treue ist gestorben — — meine — meine Treue! — Das Letzte — — todt!"

Er beugte sich vor und sprach gedämpft in sie hinein:

„Liebe Schwester, so arg ist es doch nicht; die Treue stirbt mit einer Menschenseele nicht aus der Welt. Hierzulande giebt es auch treue Seelen — wir sind nur wählerisch, aber ehrlich. Versuchen Sie es mit uns — und jetzt müssen Sie Ruhe haben; wenigstens eine Stunde. Nachher giebts Arbeit über Arbeit; Niemand darf lahmliegen."

Es war, als nähme sie seine Worte nicht in sich auf; sie schluchzte ohne Unterlaß und krampfte seinen Arm in ihrer Hand zusammen. Ihr haltloses Weh, dessen Urgrund ihm rätselhaft geblieben, griff ihm in die Seele; das Gefühl seiner Unklarheit ihr gegenüber erschien ihm mehr denn je als ein Unding, denn mit seiner kühlen Anlage hatte sich die Helfernatur doch schon viel zu sehr verquickt. Er machte sich los, rückte seinen Stuhl nahe zu ihrem und berührte ihre Schulter:

„Sehen Sie mich an — vergessen Sie jetzt den Vorgesetzten; ich meine es herzlich und ehrlich, Schwester, — hier ist meine Hand darauf. Es muß doch Hilfe gefunden werden: beichten Sie mir alles."

Sie sah ihn an — ein starrer, gequälter Blick; die Röte schoß jäh in ihr weißes Gesicht. Dann lehnte sie sich unbeholfen gegen die Fensterwand zurück, blaß wie vorher, nahm die Unterlippe zwischen die Zähne und schloß die Augen; er sah ihre Brust unter dem Schürzenlatze auf und ab fliegen.

Ein paar Sekunden wartete er und sagte darauf, so geduldig wie möglich: „Ich darf keine Zeit mehr verlieren. Wollen Sie sich mir anvertrauen?"

„Nie — nie — nie! —"

Sie streckte die Hände zur Abwehr vor, stand auf und schwankte seitwärts, das Antlitz weggewandt von ihm: „Niemals —!"

Er fühlte sich verletzt, und doch überwog das Mitleid. Er drang nicht weiter in sie, sondern sagte ruhig:

„Finden Sie sich zurecht, Schwester; ich bitte dringend darum, und nehmen Sie von Ihrem Toten Abschied."

„Jetzt —? Heute —? O Gott, heute schon?"

„Es muß sein. Die Kranken gehen den Toten vor. Diesen Nachmittag belegen wir in diesem Zimmer zwei Betten. Ergeben Sie sich drein; kommen Sie mit mir."

Sie trat zum Bette, ließ sich schwer auf die Kante niederfallen und ver-

schränkte ihre Hände um das Gesicht des Toten. Dann küßte sie die kalte Stirn, preßte ihre Wange dagegen, und ihre Thränen stürzten.

„Wesselam, Alimin! — Lebewohl —!"

Dem Doktor voraus verließ sie das Gemach und lief den Korridor entlang, mit kleinen, stolpernden Schritten, das Kinn gegen die Brust gedrückt. Er folgte ihr auf dem Fuße, wie der Wärter dem Irren, und sorgte, ihrem Sträuben zum Trotz, daß sie sich aufs Bett legte und Bromwasser trank. Umsonst sein Zureden. Sie hatte das harte Kopfpolster in die Arme genommen, das Gesicht darauf verborgen, und unter der Wolldecke, die er über sie gebreitet hatte, zitterte sie konvulsivisch. Nach und nach schien sie ruhiger zu werden und nahm eine natürlichere Lage ein. Da erst verließ er sie.

Ehe er in Hast seine Besuchsrunde vollendete und sich zur Operation vorbereitete, winkte er sich die Hausoberin auf einen Moment beiseite.

„Schwester Johanne hat den Nubier allein sterben sehen und hat einen Nervenchok bekommen," sagte er. „Für heute bleibt sie aus dem Betriebe gänzlich ausgeschaltet und hält Ruhe. Ich will keine Besuche bei ihr, und sie soll gut genährt werden. Haben Sie ein wachsames Auge auf das alles. In den Garten mag sie gehen, wenn sie den Wunsch nach frischer Luft hat; Nummer neun wird bis zur Benutzung verschlossen. Sollte sie etwa nach meiner Frau verlangen — — nein, besser nicht. — — Ist drüben alles vorbereitet?"

„In guter Ordnung, Doktor."

„Und die Leiche?"

„Auch alles in Ordnung. Doktor Heidloff hat den Schein ausgestellt. Da kommen die Träger. — —"

* * *

Gegen Dunkelwerden hörte die Oberin unten vor der Hinterthür Marions Stimme. Hinaufgehen durfte sie, nun die Epidemie festgestellt war, nicht mehr. So rief sie draußen am Kellerfenster nach der Köchin und ihrer Hilfsschwester:

„Greetje! — Schwester Dina! Hört denn niemand?" — und sie klopfte gegen die halboffene Scheibe.

„Still jetzt; — einen Augenblick weg vom Telephon — ruhig da! — Frau Doktor ist unten —" sagte die Oberin halblaut zu Johanne, und die gab den Befehl ebenso weiter. Die Erregung, die seit anderthalb Stunden schon durch die Klinik lief, wurde, kraft der guten Disziplin, sofort unterdrückt. „Bleibt alle, wo ihr seid; ich gehe selbst nachsehen. Keinen Lärm vor Nummer sieben, Schwester Dina! —"

Draußen trieb der Schnee, daß man kaum die Hand vor Augen sah. Als Schwester Lenore die Hinterthür aufschloß und unter dem kleinen Steinbogen hinaustrat, schlug der brausende Wind ihr das weiße Gewirbel entgegen wie scharfe Peitschenhiebe. Statt der zierlichen jungen Frau stand ein dick-

vermummter Schneemann da, in Pelzstiefeln, Mantel und Schirmmützchen, schützte sich mit einer Hand die Augen und hielt in der anderen einen Strauß weißer Chrysanthemen.

„O, Schwester Lenore, ich steh' hier schon eine Ewigkeit und rufe und niemand hört mich. Was heißt das?"

„Ich habe zufällig die ganze Gesellschaft oben nötig, Frau Doktor."

„Ja, aber ich denke heut ist Waschtag? Bitte, lassen Sie mich wenigstens in die Waschküche treten und machen Sie Licht, bitte. Kann ich Schwester Johanne nicht einen Augenblick hier herunter haben?"

Die Oberin antwortete zuerst unverständlich; der Wind brauste zu stark, und ehe Marion herein durfte, mußte die Thür hinauf in die Klinik geschlossen werden. Nun aber brannte das umgitterte Lämpchen, und in der großen sauberen Waschküche flammte das Gas auf. „Wir kommen erst morgen an die Wäsche," sagte die Oberin; es wäre gut, wenn wir oben dreimal so viel Zimmer hätten und mehr Pflegepersonal."

„Ach, so arg ist es?" Die junge Frau setzte sich auf eine umgekippte Holzbalje? „Also kann ich Schwester Johanne wohl kaum für fünf Minuten beanspruchen?"

„Lieber möchte ich es ihr bestellen dürfen, Frau Doktor."

„Wissen Sie, beste Schwester, Sie sehen sehr elend aus. Nehmen Sie sich um Gotteswillen in acht. Was machen Sie überhaupt für ein Gesicht? Ist etwas geschehen, oben bei Ihnen?"

„Bei uns geschieht jetzt alle Tage viel Trauriges, liebe Frau Doktor, und wir wünschten dringend, daß Herr Doktor bald wiederkäme. Genau so, wie Sie sichs wünschen."

„Vor sechs haben wir ihn kaum. Er ist hinaus zum Hook — da muß auch Typhus sein und in Harmenswolde auch. Meine Schwiegermutter ist mit meinem Manne zu der alten Bakker gefahren. Die Magd dort soll sehr schwer liegen. — Ach, was für eine Sorgenzeit ist dies!"

„— und mein Auftrag an Schwester Johanne? Verzeihung; ich muß auf Posten zurück."

„— — — nur alles Liebe und Tröstliche — Gerd sagt, daß sie ganz zerbrochen ist um ihren Freund. Mittags hab ich sie im Garten gesehen und zu ihr gewollt. Da kam Besuch und wir aßen mit den Eltern bei Großmama. Daher komm' ich gerade. Bitte, geben Sie ihr diese Chrysanthemen für ihren armen Toten von mir und wärmste Grüße."

Die Oberin hatte das Gas schon wieder ausgedreht und leuchtete ihrem Besuche vor, hastig und ohne weitere Worte. Das Gitterlämpchen bebte in ihrer erhobenen Hand. Nicht einmal die sorgende Mahnung: „Hüllen Sie sich gut ein; gehen Sie ja vorsichtig!" — und kein Anerbieten, ihr Johann oder

Schwester Dina zum Geleit durch den finsteren Garten zu geben. Sobald sie das schwache Schellchen der zuschlagenden Mauerpforte vernahm, blies sie das Lämpchen aus, stellte es an seinen Platz und lief treppan, so rasch sie konnte. Die Chrysanthemen legte sie aus der Hand, auf irgend ein Fensterbrett und wieder an die drängende Arbeit, immer mit der herzpochenden Angst um Schwester Johanne in der Seele. Zwischendurch lief sie ein paarmal zu Johann ans Telephon:

„— noch nichts?"

„Nä, Frau Oberin. Ich bün gerade mit 'n Hafenmeister in't Gespräch wäsen. Das 'n besonnen' Mann un genau importiert, Frau Oberin —."

Lächeln konnte die Oberin jetzt nicht über Johanns kuriose Verwendung der Fremdworte. Ihr wars, bei Gott, nicht zum Lachen. Schwester Johanne spurlos verschwunden! — Nach dem Erregungszustande von heute früh und nach des Chefs Mahnung: Haben Sie ein wachsames Auge auf das alles —!

Als auch Lindemann von seinen Gängen unverrichteter Sache zurückkehrte, brauchte sie ihre ganze Willenskraft zu pünktlicher Pflichterfüllung und leidenschaftslos geübter Oberaufsicht. Denn in all den mehr oder minder geschulten Zügen ihrer Untergebenen las sie die mühsam verhaltene Spannung.

Schwester Jenny, die Jüngste, hatte Schwester Johanne, in Mantel und Nebelkappe, an der verschlossenen Thür von Nummer neun rütteln und dazu weinen hören, und danach war sie hinunter und in den Garten hinaus gegangen. Dann kam das dichte Schneetreiben und es fing an zu stürmen und dämmerte schon um zwei Uhr. Zur Kaffeestunde klopfte Schwester Jenny an Nummer fünf, drei- oder viermal, und ging schließlich hinein, um Schwester Johanne zu holen. Aber sie fand es drinnen still und leer und den Ofen kalt. Sie war ein resolutes Persönchen; durchsuchte sofort, ohne Erfolg, das ganze Haus und rannte und machte Frau Oberin unter vier Augen Mitteilung. Das Vesperbrot war unterbrochen und Doktor Heidloff herbeitelephoniert worden. — Er ließ Klinik und Doktorgarten ableuchten und schickte Lindemann spornstreichs zur Halle des Gemeindefriedhofes, wohin man den verstorbenen Fremdling geschafft.

Nirgends etwas Aufklärendes; ebensowenig im Nachbarhause und in den Familienhäusern am Kai und in der Langenstraße. Auf strengen Befehl erkundigte sich Lindemann nur beiläufig bei den Dienstboten.

Was nun weiter? — Den Hafenmeister hatte man aufmerksam gemacht; der war ein ältlicher, wortkarger Seemann, ohne einen Stab von fieberhaft geschäftigen Nebenbeamten. — Er hielt jetzt die Augen offen. Aber die Polizei benachrichtigen — so auf eigene Faust? — Ohne den Chef abzuwarten? —

Doktor Heidloff widerriet. Spätestens um halb Sieben mußte der Chef zurück sein, und dunkel und scheußlich wars nun doch schon draußen. — Wenig zu machen.

Gottlob, endlich dumpfes Wagenrollen über den weichen Schnee; das bekannte Fußgetrappel des Fuchses, der nicht anhalten wollte, und das Zuklappen des Schlages.

Da war der Chef.

„Ich weiß, ich weiß. Nur Ruhe," sagte er, als Johann gestürzt kam, um Hut und Mantel in Empfang zu nehmen, und das Herz voll zum Ueberlaufen. „Ich lasse Frau Oberin gleich in mein Zimmer bitten; Doktor Heidloff soll die Visite übernehmen, und Sie geben bei mir im Hause Bescheid, daß ich in einer halben Stunde drüben wäre."

„Es ist kein Anlaß zur Unruhe," wiederholte er, als Schwester Jenny ihm auf der halben Treppe den Weg vertrat und ihn aus runden Augen aufgeregt fragend ansah:

„— Sie ist gefunden?"

„Natürlich."

„— — und lebt?"

„Aber gewiß."

Er lächelte und ging weiter. Frostig und traurig, dachte Schwester Jenny.

XVI.

Als die Oberin eintrat, stand der Chef mitten im Zimmer, die Hände auf dem Rücken. Sein Gesicht kam ihr, so beim ersten Blick, ganz merkwürdig verändert vor, reifer, älter. So, als habe er eine besonders schwere Erfahrung gemacht.

„Setzen Sie sich, Schwester."

Dann ging er noch ein paarmal rasch im Zimmer auf und ab, drehte sich kurz um und blieb vor ihr stehen.

„Wir müssen uns verständigen, Schwester Lenore. Was inzwischen vorgefallen ist — — —: wozu Präliminarien? Ich habe Schwester Johanne aus dem Wasser zurückgeholt, oder vielmehr nicht ich, sondern der Knecht vom Schlachter Reintsema. Der hatte flinkere Beine."

„Wo? — wann? — um Gotteswillen! — wo ist sie?"

„Eins nach dem andern. Sie stellen drei Fragen in einem Atem. Draußen am langen Tief ist es gewesen, am Deich, zwischen Folkersweer und Roden-Vorwerk. Es stürmte zu stark; ich hatte Mutter und meinen Wagen in Harmenswolde gelassen und das Karriol von Reintsema zum Hook hinausgenommen. Adde, der Knecht fuhr, und wir kamen vom Bakenwädter zurück, unterm Deich hin. Da sieht Adde oben auf der Kappe eine Frau hinlaufen — torkeln gegen den Sturm. Wir schreien und rufen, und plötzlich nimmt sie einen Ansatz und die Kappe hinunter nach der Wasserseite. Wir haben sie gleich erkannt, trotz Dunkelheit und Schneien — Adde zuerst — wirft mir die Zügel zu und nach. — So haben wir sie zurückgeholt."

Die Oberin deckte beide Hände über die Augen, ließ sie dann gefaltet in den Schoß fallen und blickte den Doktor schweigend an. Er ging von neuem auf und ab, und die hellen Augen sahen gerade vor sich hin, während er weitersprach. Mit bedeckter Stimme, aber gesammelt.

„Drin bei der Bakker haben wir eine gute Stunde an ihr herumgearbeitet, Mutter und ich, ehe wir sie einigermaßen transportfähig hatten. Sie kollabierte bedenklich. Nun hat meine Mutter sie mit zu sich genommen und behält sie vorläufig. Mein Vater ist ohne weiteres einverstanden, und was meine Mutter unternimmt auf Rettungsgebieten — —: Sie kennen Mutter kaum — schade! — Nun, was nicht ist, kann werden. Sie ist eine seltene Frau, meine Mutter."

„— und die Gründe? und was wird aus der ärmsten Seele?"

„Die Seele wollen wir Mutter überlassen, und die Gründe? — Der Nubier und doch nicht der Nubier. Suchen Sie einmal in Ihren afrikanischen Erinnerungen, Schwester. Haben Sie damals nichts über die berüchtigte Suakim-Affäre gehört? Brutale Mißhandlungen und dann ein Hinmorden von hilflosen Negerweibern und Knaben unter schändlichen Nebenumständen, und dann Beamtenbestechung, als die Entdeckung drohte. — Ein schmutzstarrender Prozeß — —?"

„Watts, Robson und Genossen?"

„Eben der."

„— ich bitte Sie, Doktor, wieso?"

„Schwester Johanne heißt Hanna Robson."

„Um Himmelswillen — nein!"

„Jawohl. Englischer Vater und deutsche Mutter. Die arme Tochter hat den Vater begleitet, als er nach England transportiert wurde, um abgeurteilt zu werden, und hat ihren nubischen Diener mitgenommen."

„— Alimin?!"

Er nickte, und die Oberin mußte vom Stuhl aufstehen und neben dem Doktor hin und her wandeln.

„Das ist unerhört! o, wie ist die Welt so klein! Aber ich meine doch, dieser Robson hat sich der irdischen Gerechtigkeit entzogen: erschossen oder erhängt? —"

„— erhängt; auf dem Dampfer im Mittelländischen Meer; — sie hat uns gesagt, wo; — das thut nichts zur Sache. Dann ist sie mit dem Nubier in England angekommen, mittellos, halb erdrückt von der Schande, und sie haben sich zusammen und getrennt durchgeschlagen und unterstützt. Nur nicht das Andenken des Selbstmörders beflecken: Kindesliebe und Dienertreue in höchster Potenz — tötlich hoch. — Wem Kinder geschenkt werden, Schwester, der sollte so eine Tragödie vorher kennen. — Ja, bei Gott, es ist ein furchtbares Trauerspiel, und hier bei uns muß er ihr sterben —!"

„‚Asis dostum' — ‚hanum efendi' —: ‚lieber Freund' — ‚Herrin!' sagte die Oberin vor sich hin und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ach, arme, arme

Seele! Sie haben mir Vertrauen geschenkt, Doktor, und deshalb darf ichs Ihnen wohl aussprechen: Sie und ich, wir sind noch nicht zu alt für eine solche Lebenslehre."

Der Doktor drückte ihr fest die Hand:

„Mein Kleinchen —, meine Frau, hat dies Alles gewußt und tapfer vor mir verschwiegen und hat für Schwester Johanne Lanzen gebrochen, wie ein geharnischter Ritter. Wahrhaftig; ich glaube, sie kommt Mutter nach!"

So seliger Stolz leuchtete dabei aus seinen ernsten Augen, daß die Oberin seine Hand nochmals drücken mußte und lächelnd mahnen:

„Wir vergessen die Zeit, Doktor. Nur noch die letzte Frage: was soll später geschehen?"

„Das möchte ich, in der Hauptsache, auch Mutter überlassen, und wo sie etwa zu schroff vorginge, habe ich noch zwei unschätzbare Helfer zur Milde: meinen Vater und Großmutter."

„— oder sie findet ihren Weg allein, Doktor. Das gebe Gott. Zehn Mal besser auf eigenen Füßen vorwärts kriechen, als geschoben werden und fliegen. Kegelkugeln sind tote Vögel. — Darf man nach ihr sehen?"

„Für jetzt noch nicht. Sagen Sie bei den Schwestern heute vor der Andacht die schlichte Wahrheit, taktvoll eingeschränkt. Die beiden Männer übernehme ich morgen früh. Für fadenscheinige Mäntelchen sind solche Tragödien zu ernst. — Nun schlafen Sie wohl, Schwester."

„Bis morgen, Doktor; grüßen Sie drüben."

* * *

Er ging gleich aus seinem Arbeitszimmer die Hintertreppe hinab, und durch die Gärten hinüber. — Es stürmte nicht mehr; stetig fiel der Schnee. Alles weiß und kalt und totenstill. Der Doktor sah nicht rechts nicht links und machte große Schritte. Er sehnte sich nach Marion und ihrer Liebe, unaussprechlich — ungestüm.

Drüben im warmen und anmutigen Frieden seines Hauses stand das Abendbrot gedeckt, und das Theewasser sang. Aber ehe er sich zu Tisch setzen konnte, nahm er Marion aufs Knie, umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie, in heftiger Bewegung, unzähligemal:

„Du mein Kleinod, — mein süßes Marleewke! Ich liebe Dich über alles in der Welt; — unendlich liebe ich Dich! — — —

Land und Landschaft in der nordamerikanischen Volksseele.

Von

Friedrich Ratzel.

Wenn auch alle Schriften über den sozialen und politischen Charakter der 70 Millionen unter dem Sternenbanner mit dem Bekenntnis anheben, es sei schier unmöglich, die Seele einer so großen und so bunten Masse zu analysieren, so wollen wir doch einmal eine Ausnahme machen und als Geographen nach dem fragen, was in dieser Volksseele kraft der Lage der Vereinigten Staaten von Amerika zwischen 49 und 25° N. B. und zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean, kraft der großen Züge ihrer Gebirgs- und Stromgliederung, und kraft der kleinen Elemente ihrer Landschaft bis herab zum Spottvogel und zur duftenden Rhodora sein muß. Wir gehen nämlich von der Ansicht aus, daß die Beurteilung eines Volkes wesentlich vereinfacht wird, wenn man nach denjenigen Wirkungen der Umwelt zuerst frägt, die so sicher da sein werden, wie die Natur sich in unseren Augen spiegelt. Damit sollen nun bei Leibe nicht jene Wirkungen als einfache Spiegelungen hingestellt werden. Sie sind mehr als das, denn sie schwinden nicht mit dem Gegenstande, der sie auf die Spiegelfläche warf, sondern bleiben eingegraben; insofern könnte man sie eher mit den Bildern auf empfindlichen Platten vergleichen, wobei vielleicht der Vergleich noch triftiger gemacht werden könnte durch den Hinweis, daß so wie durch die Anwendung gewisser Stoffe jene Bilder in das Glas eingeätzt werden, daß nichts mehr sie verwischen kann, die Umwelteindrücke meiner Seele durch das Aetzverfahren der Zeit tiefer und schärfer werden.

In den Vereinigten Staaten von Amerika heißt eine gebräuchliche Ermahnung: „Go west, young man, and grow up with the country.“ Nun, dieses Aufwachsen mit dem Land, was ist es als ein innigeres Zusammenwachsen mit dem Land? Das kann aber nur stattfinden, wenn die Seele sich ausweitet, um fähig zu sein, die weiten Räume zu umfassen, die dort immer jenseits der bewohnten und kultivierten Gebiete sich aufthaten und noch heute in gewaltiger Ausdehnung, wenn auch nicht mehr menschenleer wie einst, von den dichtbewohnten atlantischen Gebieten westwärts hinausziehen. Theodor Roosevelt, der jetzige

Präsident der Vereinigten Staaten, hat in seinem großen Werke „The Winning of the West" (4 Bde. 1898) auf das Zusammentreffen des großen Wachstums seines Landes mit der Unabhängigkeit hingewiesen; gleich nach Erringung der selbständigen Existenz folgte die Ausbreitung im Ohio- und Kentuckybecken, die bis zum Stillen Ozean führte. In helles Licht stellt dieser Staatsmann-Historiker die Thatsache, daß unter dem Sternenbanner und nicht unter der Flagge Englands die englischsprechenden Nordamerikaner ihr Gebiet über den ganzen, von den Spaniern und Franzosen beanspruchten Westen ausdehnten. Wohl hatte England noch in den Kämpfen, die in Amerika den Siebenjährigen Krieg begleiteten, diese Ausbreitung durch die Niederwerfung der französischen Herrschaft über Kanada vorbereitet. Aber erst im Gefühl des Vollbesitzes des Landes drängte der junge Staat mit solcher Kraft über die Alleghanies und den Mississippi zu, daß Roosevelt die Meinung ausspricht, der Stille Ozean wäre auch ohne jeden Zuzug eines einzigen Einwanderers von diesem wachstumkräftigen Volke erreicht worden.

Hier kommt die geographische Lage in Betracht, die den Raum eines halben Erdteils bewältigbarer erscheinen ließ, als er eigentlich war. Nordamerika stellte sich wie eine große Insel dar, die von dem Atlantischen Ozean, dem Golf von Mexiko und dem Eismeer bespült wird. Die schmalen Landengen von Mittelamerika, die die Verbindung mit Südamerika bilden, fielen damals weder in wirtschaftlicher noch politischer Beziehung ins Gewicht. Die geschichtliche Erfahrung, daß sich natürlich abgegrenzte Länder immer viel früher zu wirtschaftlichen und politischen Einheiten in unserem Geist gestalten, als solche, die grenzlos in andere übergehen, wie Mitteleuropa in Osteuropa, Osteuropa in Asien, bewährte sich auch in Amerika. Der Golf von Mexiko und der Stille Ozean: das waren zwei Ziele von größter Bestimmtheit, auf die man hinstreben mußte, wo die denkbar besten und einfachsten Grenzen von der Natur selbst gesetzt waren. So zeichnete die geographische Lage die große politische Aufgabe des wachsenden Staates mit einer Sicherheit und Einfachheit auf die Weltkugel, die in der Geschichte noch nie dagewesen war. Damit ging der weite Raum in das Bewußtsein derer über, die ihn besiedeln und beherrschen sollten, und endlich in das Bewußtsein des ganzen Volkes. Nur dadurch wird das Selbstverständliche eines so großen Planes begreiflich, wie ihn schon Jefferson in einem Briefe an Short entwarf: Die europäische und amerikanische Sphäre durch einen Meridian abzugrenzen, jene als die eines Erdteils mit Landmangel dieser als einer im Ueberfluß an Land schwelgenden gegenüberzustellen. Man mag darin den Keim sehen, aus dem die Monroelehre entsprossen ist. Jedenfalls zeigt er, wie früh umfassende Geister auch in politischen Entwürfen sich des frohen Gefühles erfreuten, im Freien und Weiten zu planen. Das entsprechende Handeln ließ dann nicht auf sich warten. Zur rechten Zeit für die raschere Lösung der Aufgaben der Raum-

bewältigung erschienen die Eisenbahnen, deren erste im Nordosten der Vereinigten Staaten schon 1827, also früher als in Deutschland oder Frankreich, erbaut worden sind. Sie ließen das Gefühl für die Größe und Bedeutung dieser Aufgabe ungemein wachsen.

Das geflügelte Wort: Die Eisenbahnen verkleinern England und vergrößern Amerika, dessen Raum sie erst nutzbar machen, sprach die klare Einsicht in die Folgen dieses Verkehrsmittels aus. Die Unterwerfung des fernen Westens, wirtschaftlich und politisch, ging mit Riesenschritten vorwärts. Erst waren die Leute westwärts gezogen, die, wie Fenimore Coopers „Pioniere", Waldlichtungen und den Lärm des Schmiedhammers nicht ertrugen, und ihre Freiheit beeinträchtigt fühlten, wenn zehn Meilen in der Runde ein weißer Ansiedler saß; ihnen folgten die Leute, denen sich die Millionen Quadratkilometer des freien Westens in lauter Hektaren Weizenfelder und Weidetriften zerlegten. Aber beiden voraus flog, beflügelt von einer immer regen politischen Einbildungskraft, das Verständnis und der Blick für die Notwendigkeit weiter Räume und guter natürlicher Grenzen heranwachsender Völker. Die Erwerbung Louisianas, d. h. des Mississippibeckens vom Meer bis zu den Quellen ist von Staatsmännern, die diesen Blick hatten, schon 1803 gegen mannigfaltigen Widerspruch Kurzsichtiger durchgesetzt worden. Dieselbe verdoppelte mit einem Schlage das Gebiet, machte es um 2,3 Millionen Quadratkilometer wachsen. Das war aber nicht ihre größte Folge, sondern vielmehr die Aufgebung des Gedankens, dem jungen Staat die Grenze am Mississippi zu ziehen. Nicht Grenze, sondern Lebensader und natürliche Mittellinie! Damit waren aber auch zugleich die Wege über den Mississippi hinaus nach Westen gewiesen. In der That schlossen sich ja an diese Erwerbung sogleich die Forschungsexpeditionen der Long, Pike und Genossen an, die nicht bloß Amerika, sondern der Welt zeigten, was der Westen Nordamerikas sei. Insofern ist die nur anderthalb Menschenalter später erfolgte Besitznahme Kaliforniens und die Gewinnung einer langen pazifischen Küstenlinie nur eine Fortsetzung der Bewegung, die Louisiana und die Golfküste gewonnen hatte. Damals ermahnte Ralph Waldo Emerson, der neuengländische Seher, die Gesetzgeber, welche Gesetze für ein Land zwischen dem Wendekreis und den Schneefeldern machen: Sorget, daß die Größe dieser Natur in neueren Werken sei. Er vertrat in diesem Ringen mit dem Raum den Anspruch der Seelen, die nicht mit Territorien, Gold oder Weizen abzuspeisen sind.

Bald darnach zeigte der Versuch der Südstaaten, sich selbständig zu machen, 1860 hart vor den Augen plötzlich emporgetaucht, die Gefahr zweier Staaten auf halbiertem Boden, die sich beobachten, einander die Last großer Rüstungen auferlegen, stets bereit einander zu hemmen und zu bedrängen; die Gefahr mehrerer Amerikas bedeutete das Einlenken in die alte, europäische Zersplitterung. Und dieser Gefahr in erster Linie, die das Werk eines Jahrhunderts

bedrohte, warf der Norden seine Armeen entgegen, die dann einen Krieg in großen Zügen führten, der die Strategen mit ganz neuen Möglichkeiten überraschte, weil eben auch wieder seine Planungen und Handlungen die Raumverhältnisse europäischer Kämpfe so weit übertrafen. In diesem zähen Sichdurchkämpfen des Nordens auf das Ziel: Ein Kontinent, Ein Staat, liegt die weltgeschichtliche Bedeutung des Krieges von 1861—1865, nicht in der Befreiung der Sklaven. Von der Wiedervereinigung der zwei Hälften, die sich voneinander losgerissen hatten, datiert ein neues Größenmaß für Staat und Völker, damit beginnt eigentlich die Epoche der Weltreiche von kontinentalen Dimensionen. Die Vorstellung, es habe irgend ein Mac Kinley oder Hanna oder Dewey oder wen man nun nennen möge, plötzlich den Gedanken gefaßt, Kuba oder die Philippinen zu erobern, vielleicht angeregt durch die von den Spaniern auf Kuba bewiesene Schwäche, oder verleitet durch Deutschlands Bestreben, in China oder Samoa Boden zu erwerben, und von diesem schicksalsvollen Augenblick an sei der Keim des Imperialismus in die amerikanische Seele gelegt worden und mit wunderbarer Geschwindigkeit aufgegangen, erscheint im Lichte dieser Geschichte als die blasse Ausgeburt eines Kopfes ohne Wissen und Weltblick. Der Griff nach den Philippinen, dem übrigens die Erwerbung von Hawaii vorangegangen war, ist nur der letzte Ruck jener aus zahllosen kühnen und opfervollen Zügen sich zusammensetzenden Bewegung nach dem Westen, die anhub, als der erste Karren virginischer oder deutsch-pennsylvanischer Ansiedler vom Waldrücken der Alleghanies in die grasreichen Thäler von Tennessee oder Kentucky hinabrollte, dem noch unbekannten Westen entgegen. Als Cooper 1828 in dem letzten seiner Indianerromane den alten Lederstrumpf auf dem letzten Weg nach Westen im Wald verschwinden ließ, nannte er ihn „den vordersten der Pioniere, die den Weg bahnen für den Zug unseres Volkes quer durch den Kontinent"; so klar verstand sogar ein im Hinterwald aufgewachsener Romanschreiber damals schon die Tragweite dieser Bewegung.

In staatsmännischen Köpfen regte sich noch ein ganz anderer Zug nach Westen, in dessen Natur es lag, daß er nicht an den pazifischen Gestaden Halt machte, überhaupt nicht bloß auf Landerwerb gerichtet war. Ein Blick rückwärts auf den Atlantischen Ozean zeigt das Gebiet der Vereinigten Staaten eingehegt von den Resten des englischen, französischen und spanischen Besitzes: Neufundland, die Bermudas und Bahamas, Kuba und die anderen Antillen ziehen sich wie ein Reusenzaun vor der atlantischen Festlandküste hin, ebensoviel fremde Beobachtungsposten, Flottenstützpunkte und Verkehrshindernisse wie Inseln. Im Westen dagegen das größte Meer der Erde, noch frei von Resten alter Abhängigkeit bis hinüber zu den Gestaden Japans und Chinas. Was Wunder, daß die Vereinigten Staaten schon in den zwanziger Jahren mit Hawaii in engere Verbindungen traten und schon 1824 mit England Verhandlungen über das Oregongebiet anknüpften, nach deren Scheitern 1846 sie bereit waren, sich mit den Waffen

die Fortsetzung ihrer Grenze auf dem 49. Grad nördlicher Breite bis an den Stillen Ozean zu erkämpfen, und daß die unbedingte Erschließung Japans für den Handel des Westens überhaupt das Werk der Vereinigten Staaten gewesen ist. General Grant kennzeichnete diese transpazifischen Beziehungen ganz treffend 1880 in einer Rede in Tientsin, wo er China und die Vereinigten Staaten als „nächste Nachbarn" bezeichnete. Liegt nicht in der That Ostasien heute zum pazifischen Amerika, wie einst Nordamerika zum atlantischen Europa?

* * *

Dieses weiträumige Denken würde sich nicht zur beherrschenden Kraft eines großen Geschichtsabschnittes haben entwickeln können, wenn nicht die Anregungen der äußeren Umgebungen auf einen wohlvorbereiteten Boden gefallen wären. Die Geschichte kennt den Landhunger, welcher aus der mit den Fischeransiedelungen Neufundlands und den Handelsfaktoreien Indiens anhebenden Kolonialpolitik Englands eine Großgrundspekulation in weltgeschichtlichen Dimensionen gemacht hat. Das ist eine angelsächsische Erbschaft, deren erste Elemente wohl schon von der Südküste der Nordsee im freien Blick über Marschen und Meer sich in die Seelen der Männer gesenkt hatten, die dann ihre erste „Landnahme" in England vollzogen. Zum Teil ist es gemeine Gewinnsucht, die zu immer größeren Besitzergreifungen drängte. Die Auseinandersetzungen zwischen den Landansprüchen der einzelnen, die, wie ein australischer Historiker sich ausdrückt, auf Eroberung, Konfiskation, Kauf oder Betrug beruhen, und der Regierung, die das Interesse künftiger Geschlechter von landbauenden Ansiedlern vertritt, sind das Rückgrat der Geschichte aller anglokeltischen Kolonieen. Doch auch der ehrliche Ackerbau braucht in den jungen Ländern weiteren Raum als in den alten. Das wußte schon Georg Washington, der in einem Briefe aus seiner Landbauerzeit schreibt: es ist hier lohnender, viel Land schlecht als weniges gut anzubauen. Die Wissenschaft nennt das Verminderung von Arbeit und Betriebskapital bei Vermehrung des dritten Faktors, des Bodens, wobei also in Ländern, deren Bevölkerung dünn wohnt, auch Arbeit und Kapital sich über entsprechend weite Räume verteilen. Die natürliche Folge ist die Hinausrückung der Grenzen des eigenen Besitzes bis an die äußersten Punkte: Wiederholung der politischen Expansion auf und mit dem wirtschaftlichen Boden in den Riesenfarmen des Westens oder den fürstentumgroßen Einzäunungen der texanischen oder kalifornischen Schafzüchter.

Es wäre überraschend, wenn dieses System nicht auch in anderen Zweigen des Wirtschaftslebens sich durchgesetzt hätte. Die Verkehrsmittel, die dem Kampf mit dem Raum bestimmt waren, mußten von vornherein zur Beherrschung weiter Gebiete von einem Mittelpunkt aus anspornen. Der Individualismus, der geglaubt hatte, die vermeintlichen Gesetze des Wettbewerbes in anderen Unternehmungen auch auf Telegraphen und Eisenbahnen sich erstrecken zu sehen, unter-

lag im Kampf mit der weitsichtigen Politik der großen Gesellschaften, die Parallellinien aufkauften, statt im Wettbewerb mit denselben ihre eigenen Preise zum allgemeinen Besten herabzusetzen, und so ganze Systeme von Eisenbahnen und Telegraphen zusammenfaßten, Staaten im Staat bildend und doch unangreifbar dem Gesetze, da hier in der Natur der Sache der Vorzug der Leitung von Einem Punkte aus liegt. Wenn heute die Western Telegraph Company die ganzen westlichen zwei Drittel des Gebietes der Vereinigten Staaten umfaßt, nachdem mehr als fünfzig einzelne Telegraphengesellschaften vor ihr verschwunden sind, kann man da noch die Möglichkeit der Zusammenfassung aller Eisenbahnen eines ähnlich großen Gebietes als eine Unwahrscheinlichkeit bezeichnen, nur weil dieses Unternehmen zu umfassend wäre? Wir sind ja der Verwirklichung dieses Gedankens nicht mehr so fern, seitdem die atlantisch-pazifischen Hauptlinien von einer einzigen Finanzgruppe abhängen. Britisch-Nordamerika, sonst im Unternehmungsgeist so weit hinter den Vereinigten Staaten zurückstehend, hat in seinem Netze der Kanadischen Pazificbahn allein über ein Drittel aller Eisenbahnen der Dominion vereinigt, und die Verbindung dieses gewaltigen Systems von Schienenwegen mit der Empreß-Linie von Dampfern, die auf dem Stillen Ozean den Verkehr zwischen Vancouver und Ostasien besorgen, dehnt ihren Einfluß über mehr als einen halben Erdkreis aus. Und auch in dieser Richtung werden uns die Dampfschiff-Trusts Unternehmungen von noch nie dagewesener Raumgröße zeigen, die zu bewältigen es einen Hochflug geschäftlicher Einbildungskraft braucht. Der Amerikaner denkt eben auch über geschäftliche Dinge mit einer Konzentration des Denkvermögens, die wir sonst nur dem eigentlichen, fachmäßigen Denker zuschreiben. Geschäft ist ihm Kunst und Wissenschaft, und er widmet sich ihnen mit der Hingebung, die wir einer wissenschaftlichen Arbeit widmen, und findet darin die Poesie des Entdeckens und Enträtselns. Allerdings geht dann dieser Geschäftsgeist auch in alle anderen Beschäftigungen über, in die Politik, die Armee, die Flotte, die Kunst und Litteratur und nicht zuletzt auch in jene Grenzgebiete der Wissenschaft, wo die „Einzigkeit des Vorsatzes" in der Verfolgung gewisser Linien große Entdecker schafft, oder wo die organisierte Schreibarbeit eines Heeres von besoldeten Exzerptenmachern die Herstellung von 34 Foliobänden über die Geschichte der pazifischen Staaten ermöglicht, deren letzter bezeichnenderweise den Titel „Literary Industries" trägt. Auch die schöne Litteratur ist dem Großbetrieb verfallen. Romane, die sich nach Hunderttausenden verkaufen, sind keine Seltenheit. Das Ueberraschendste daran ist die Schwierigkeit, die Außenstehende finden, den Grund solcher Erfolge zu kennen. Denn die Hunderttausende imponieren nur dem kritischsten Amerikaner nicht, wiewohl doch auch er die nationale Schwäche für große Zahlen teilt. Howells schrieb in Harpers Magazine im Frühjahr 1901: Möchtest Du die Bücher geschrieben haben, die sich nach Fünfhunderttausenden verkaufen? Offenherzig: Nein. Ich würde sie aber doch

noch lieber schreiben als lesen, es wäre leichter! Neben dieses Citat sei es erlaubt, den Ausspruch eines großen Verlegers zu stellen: Lassen sie mich 60 pCt. des Preises für Reklame auslegen und ich will jedem Buch, das Sie schreiben, einen Erfolg verschaffen.

Es ist in der That so, daß die von den ersten Besitzergreifungen grenzloser Landgebiete bis zu den Weltherrschaftsphantasieen der Gegenwart immer weitere Kreise ziehende Weiträumigkeit der Auffassung, die wie adspirierend fortreißend und schwungverleihend aus dem neuen Lande herauswirkt, zum eigensten Bestandteil des amerikanischen Volkscharakters geworden ist. Man sucht und schätzt das Große, auch wo es nur die äußerliche Größe der Form, des Umfanges, der Masse hat, und damit hängt selbst die Anbetung des goldenen Kalbes zusammen, das sich freilich in der neuen Welt zu einem Mammut- oder, um der erdgeschichtlichen Wahrheit treu zu bleiben, einem Mastodonkalb ausgewachsen hat. Präsident Roosevelt bestimmte mit staatsmännischer Klarheit den Wert dieser Götzen, als er in seiner ersten Jahresbotschaft an den Kongreß am 3. Dezember 1901 sagte: Mit der Anhäufung von Reichtümern sind Mißbräuche verknüpft, aber der gesetzlich erworbene Reichtum kann überhaupt nur entstehen, indem er anderen ungeheure Wohlthaten zufügt. Den „Captains of Industry", die Eisenbahnen quer durch den Kontinent geführt, Industrieen aufgebaut und Handel entwickelt haben, verdankt das Volk viel Gutes. Ohne sie würde die Entwickelung der materiellen Interessen, auf die wir stolz sind, nicht stattgefunden haben.

Die Thatsache bleibt indessen bestehen, daß leicht ein blinder Glaube an die heilsame Wirkung des Großen, Umfassenden zu einem gefährlichen wirtschaftlichen und politischen Aberglauben wird. Einmal hat allerdings dieser Glaube nicht getäuscht, das war, als er vertrauensvoll in der Weite des Landes die Macht und den Reichtum des wachsenden Volkes geborgen sah; er hat seine heilsame Macht auch in der opferwilligen Entschlossenheit bewiesen, womit die Vereinigten Staaten der Loslösung des Südens vom Norden sich entgegenstemmten. Aber seitdem haben so viele große Fehlschläge bewiesen, daß mangelhafte Einrichtungen nicht besser werden, indem man sie über weite Gebiete ausbreitet. Gerade die Sklaverei grub sich ihr Grab, indem sie immer neue Gebiete in ihr „System" hineinzuziehen strebte. Damit wurde sie ja die Urheberin der ersten Versuche gewaltsamer Expansion, die in den Kriegen um Texas und Kalifornien, in den Flibustierzügen, den Anschlägen auf San Domingo u. a. teils geglückt, teils mißlungen sind. Auch jetzt vergessen die leidenschaftlichen Vertreter der Ausbreitungspolitik, daß die Wahrung der bisher siegreichen Eigenart der Nordamerikaner unter fremden Himmelsstrichen und inmitten anderer Rassen unmöglich sein wird. Seltsam, daß man gerade in Nordamerika die Gesetze der individuellen Entfaltung, die auch für Völker gelten, so übersehen mag! Aber die süßeste Schmeichelei, so süß, daß sie fast zu lyrischer Aussprache drängt, ist die des

eigenen Volkes, in dem wir ja uns selbst und die Unserigen und unsere Vergangenheit und Zukunft loben: das umfassendste Selbstlob, das überhaupt möglich ist. Was Wunder, daß kaum die bedeutendsten Geister dieser Benebelung entgehen! Sie ist schon bedenklich in Europa, wo sie die Völker über ihren wahren Wert und Beruf mit den Phrasen einer seichten Eingebildetheit wegtäuscht, wird aber als demagogische Schmeichelei der Masse in Amerika noch viel gefährlicher. Mag gerade die Geschichte der Vereinigten Staaten auffordern, das heuchlerische Gerede von den Massen zu unterlassen, die roh, lahm, unfertig und oft sich selber schädlich in ihren Forderungen sind (Emerson), die Masse imponiert doch. Auch in dem „Fatalismus der Menge", wie man in Amerika die gehorsame Unterwerfung unter die Entscheidung der Wahlurne genannt hat, liegt diese Achtung vor der Größe der Masse. Eine Abstimmung wirkt wie ein unabwendbares Schicksal oder eine Naturgewalt, gegen die es keine Berufung giebt. Auch eine Art Aberglaube! Der einzelne verschwindet darin, er ist einem der Millionen Krystalle eines Lavastromes zu vergleichen, der, so scharf seine Kanten und Ecken sich auch gebildet haben mögen, willenlos dem Zuge des Ganzen folgt und erst wieder Individuum wird, wenn die Stromgewalt aufhört.

Ich komme noch einmal auf die Anlage zurück. Der anglokeltische Optimismus, der die Seele der unglaublichen Zähigkeit und Ausdauer ist, die sich selbst unter den widrigsten Verhältnissen bewähren, ist im Amerikaner unter der Gunst seiner Lage und seiner Hilfsquellen noch gewachsen. Das ist nicht mehr bloß ein Ueberschuß von Lebenskraft, es ist ein Grundsatz daraus geworden, der das Leben so leitet, als ob es immer nur ins Lichte und Sonnige hineinführe, immer vorwärts und aufwärts. Wenn ihm auch gewaltige Enttäuschungen nicht erspart bleiben, wenn er auch bedenkliche Bünde mit Lüge und Betrug schließt und beim Dummen zu lächerlicher und gefährlicher Leichtgläubigkeit ausartet, bleibt er doch eine Kraft in der Bildung neuer Gesellschaften und Staaten. Man beobachte einmal das Gegenteil davon: Die Empfindlichkeit und kleinliche Krittelei der Franzosen, die selbst nach den unzweifelhaft großen Leistungen ihrer Kolonieengründer und Forschungsreisenden in Afrika an ihrer eigenen Kolonisationsfähigkeit zweifeln, sich ein sedentäres Volk nennen und befürchten, die Erfahrungen der französischen Kolonialreiche in Indien, Kanada und Louisiana, wo einem glänzenden Stabe von Eroberern und Staatsmännern die nachdrängenden Heere von Kolonisten fehlten, würden sich wiederholen. Auch die Deutschen haben ja leider nur zuviel von diesem Erbteil einer engen Vergangenheit. Deutsche und Franzosen tragen in dem entschlußlähmenden Kritteln und Zaudern einen echten Alterszug in ihrer Physiognomie. Das unterscheidet aber glücklicherweise die Volkspersönlichkeit vom Individuum, daß sie nicht rettungslos dem Greisenalter entgegenwankt. Völker sind der Verjüngung fähig, und gerade wir brauchen nicht die Hoffnung aufzugeben, daß wir auf größeren Schauplätzen etwas von dem weiten, freien, hoffnungsvollen Blick

nach vorwärts zurückgewinnen, den politische, konfessionelle und sonstige Reibungen und Verärgerungen im eng gewordenen Vaterland verkümmern wollen. Auch in der Völkergeschichte gehört die Zukunft der Jugend und denen, die jung geblieben sind. Man vergleiche die freudige und hoffnungsvolle Durchdringung der weiten Räume, die für den Geist, der ganz unserer Zeit angehört, eine stählende Lust ist, mit der Furcht vor dem Raume, die den Menschen des Altertums und des Mittelalters entwaffnete, der nur schüchtern von Vorgebirg zu Vorgebirg an der Küste hinschlich und selbst in der Fülle der politischen Macht und des Kulturbesitzes an den Rändern der weiten Ebenen des Nordens und Ostens stehen blieb, über die auch das Römische Reich seine Grenzen nicht vorgeschoben hat. Selten drang ein abenteuernder Geist bis Indien oder China vor, im allgemeinen überließ man den Zwischenhändlern die Besorgung des unentbehrlichen Austausches. Ist es zuviel, wenn man angesichts solcher Unterschiede den weiträumigen Sinn als das geschichtliche Kennzeichen des Mannes und des Volkes auffaßt, die ganz in dieser unserer Zeit sind und leben und demgemäß in ihr handeln und wirken wollen? Der geschichtliche Wert Nordamerikas mag gering erscheinen neben Aegypten oder Rom, aber auch das ist geschichtlicher Wert, was in nie dageweseuer Jugendlichkeit einer Volkspersönlichkeit vor uns hintritt. Unsere Vorstellungen von dem, was ein Volk überhaupt leisten und werden kann, erfahren Berichtigungen, zum Teil erweitern sie sich; manchmal mögen sie auch enttäuscht werden.

* * *

Das Wort Put the right man in the right place verliert in Amerika den Charakter eines abgenützten Gemeinplatzes; die Ueberzeugung vielmehr, daß hier die richtigen Menschen auf den richtigen Boden gestellt worden sind, erhebt dasselbe zu einer geschichtlichen Wahrheit. Kein Volk hätte gerade diese Lebensbedingungen so gründlich ausnützen können, wie das aus west- und mitteleuropäischen Elementen unter überwiegendem Einflusse der anglokeltischen in Nordamerika entstandene. Nachdem die Weltgeschichte mit allen Völkern auf den verschiedensten Feldern ihre Versuche angestellt hatte, traf es sich, daß sie in Nordamerika dieselbe Art von Boden, die schon in Europa sich glänzend bewährt hatte, mit Menschen besetzte, aus denen gerade die Einflüsse dieses Bodens viel mehr herauszieheu konnten, als aus allen früheren. Jeder koloniale Boden läßt die Menschen, die ihn betreten, den Endzweck ihrer Existenz am sichersten erreichen; daher ist die Kolonialgeschichte der untrügliche Prüfstein der Völkerberufe. Nun kam auf diesen Boden hier ein Volk zu stehen, zu dessen Entfaltung derselbe mehr beitragen konnte, als zu jeder früheren; denn es hat die Anlage, in die Aufgabe des weiten Raumes mit einem Schwunge schöpferischen Denkens sich hineinzuleben wie kein anderes, und zugleich die Fähigkeit der Konzentration auf ganz bestimmte Aufgaben des praktischen Lebens, die weit über das hinausgehen, was

wir Fleiß nennen. Indem der praktische Sinn der Amerikaner, frei von hemmenden Erinnerungen und Rücksichten, die nicht zur Sache gehören, ununterbrochen, wenn auch ganz unmerklich auf alle Lebensregungen einwirkt, ätzt er gleichsam alles Ueberflüssige und schärfer noch alles Unzweckmäßige heraus und läßt wunderbar gut angepaßte Einrichtungen übrig. Man kann dafür ebensogut die Fortschritte anführen, die dort nach jahrtausendlangem Stillstand die einfachsten Werkzeuge gemacht haben, die keiner Verbesserung mehr zugänglich zu sein schienen, wie die Axt und das Beil, als die Ausbildung eines Verhältnisses oder einer Verhältnislosigkeit zwischen Staat und Kirche, die erstaunlich ist, wenn man an die theokratischen Anfänge der Kolonieen zurückdenkt, deren höchstes Gesetz die Bibel war. In den letzten Jahren haben englische Fachmänner ausgedehnte und gründliche Untersuchungen über die Ursache des Aufschwungs der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie angestellt; auch sie kommen nach Aufzählung aller natürlichen Ursachen auf „The human factor" zurück. „Wenn der amerikanische Hochofen mehr leistet als unserer, wenn amerikanische Stahlwerke besser ausgestattet, amerikanische Werkzeugmaschinen sinnreicher, amerikanische Elektrizitätswerke überlegen sind: wohin wir uns wenden, finden wir den „human factor", kurz den Charakter." Der Engländer gerät nun zuerst auf den Nachteil, den der englischen Eisen- und Stahlindustrie die leichten Erfolge von früher zugefügt haben; aber wenn er tiefer geht, findet er die größere Leichtigkeit, die der Leistungsfähige in Amerika hat, sich zur Geltung zu bringen, seinen Erfolg zu sichern. Zuerst sah er nur die großen Verbände und Verschmelzungen, die Trusts und Monopole, zuletzt erkannte er die starken Individualitäten an, die diesen Mächten dienen. So mag auch in Amerika selbst sich der einzelne, der seine Freiheit des Handelns und Bewegens, kurz seine Lebensthätigkeit durch Monopole gehemmt sieht, dem Monopol, dem Trust feindlich gegenüberstellen, im Grunde ist doch sein eigener Individualismus der Keim, dem diese entsprungen sind. Das unbedingte Vertrauen, das staatlich ungehemmte Handeln jedes einzelnen werde das Beste für alle bewirken, hat zur Beherrschung der schwachen Individuen durch die starken geführt. Die Zukunft wird zeigen, ob die Ausbildung vieler von den letzteren ein genügender Ersatz für den Untergang vieler von den ersteren sein kann.

Der nordamerikanische Wald ist formenreicher als der mittel- und osteuropäische, aber die mächtigen selbständigen Baumgestalten, unsere Eichen, Buchen und alten Linden hat er ursprünglich nicht. Mit ihnen lassen sich überhaupt nur die Bäume vergleichen, die von Natur vereinzelt oder in kleinen Gruppen dort wachsen, wo der dichte Wald in die „Parklandschaft" übergeht, die einen breiten Gürtel voll der schönsten Vegetationsbilder zwischen Waldland und Prärie legt. Hier haben die Baumindividuen Licht und Luft zu ganz freier Entwickelung, in der sie zu voller Eigentümlichkeit jeden Ast und Zweig ausbilden. Mit ihnen vergleiche ich die Menschen, die auf diesem selben Boden den Raum fanden, den

ein gesundes Wachstum braucht; sie haben sich unabhängig entwickelt, wie es nie in den dichtbevölkerten Ländern und Städten Alteuropas möglich gewesen wäre. Sie mögen äußerlich von anderen Menschen gleichen Namens sich nicht viel unterscheiden, solange sie sich in Ruhe befinden, aber in der Handlung zeigen sie die Freiheit, in der sie aufgewachsen sind. Allem voran geht ihnen das Recht des einzelnen und seines Hauses und nur zu oft wird darüber das des Staates vergessen. Nirgends ist jenes so fest organisiert, hat aber auch nirgends so das Ephemere des Einzeldaseins und die Rechte der Geschlechter übersehen, die kommen werden, die zu wahren eben Sache des Staates wäre.

Man spricht viel von der ausebnenden und abgleichenden Macht der Demokratie, die zweifellos auch in Amerika wirksam ist. Daß sich aber auch Führer dort ausbilden, die die Masse weit überragen, auch dafür sorgt die Natur, die die Keime von Energie und Herrscherkraft, die in der Rasse liegen, sich im Kampf mit den Schwierigkeiten des Raumes ganz anders entfalten läßt, als im Gedräng eines engen Landes. Man denke an die Auswandererzüge nach Westen, deren Hunderte von buntgemischten Teilnehmern aller Alter und Stände nur von willens- und thatkräftigen Führern, die wie Moses herrschten, zusammengehalten und bis zum Ziele gebracht werden konnten. Den Niedrigkeiten und Lächerlichkeiten der Mormonenbewegung steht der Zug der 10 000 Männer, Weiber und Kinder im Jahre 1846 von Illinois nach dem heutigen Utah als eine der imposantesten Leistungen raumbewältigender Umsicht und Thatkraft gegenüber. Clays, Lincolns, Grants und anderer „Westerlinge" Größe kann kaum den Kenner der Geschichte der Vereinigten Staaten überraschen, die schon im Befreiungskrieg in Washington und Franklin die rechten Männer zur rechten Zeit erscheinen sah, wie denn selbst in den vorhergehenden Jahrzehnten der äußerlich wenig auffallenden Kolonialgeschichte nicht über Unzulänglichkeit der Geister und Energieen gegenüber den schweren Aufgaben der Urbarmachung, der Städte- und Ländergründung, der Indianerkriege, der Austragung der religiösen Gegensätze u. a. zu klagen ist. Gerade das darf mit Sicherheit als ein auszeichnendes Merkmal dieses Volkes von seinen Anfängen an bis in die Gegenwart genannt werden, daß es jederzeit Persönlichkeiten hervorgebracht hat, deren eigentümliche Kraft auf allen Lebensgebieten vom Weizenbau bis zur Philosophie hervorragende Wirkungen erzielte. Kein Volk ist weniger Herdenvolk. Auch wenn alle blauen Nanking tragen, wie es uns O. W. Holmes in seinen Schulerinnerungen erzählt, „trübfarbigen, an die Schulschiefertafeln, auf denen wir rechneten, erinnernden chinesischen Stoff", oder wenn ein und dasselbe politische Schlagwort in aller Munde ist, wie es besonders bei den hart arbeitenden Farmern des Westens und Südens vorkommt, die nur in seltenen Augenblicken winterlicher Muße eigenen Gedanken Audienz geben, wobei sie indessen, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen, an Holzspänen schnitzeln, es bleibt jeder etwas für sich, und in jeder

Volksmasse, die so einförmig wie die Prärie sich ausbreitet, ruhen die Keime von sturmtrotzenden Eichen, die in weltgeschichtlichen Gewittern zum Erstaunen der Gräser, die immer Gräser bleiben, sich dem Himmel entgegenrecken.

Wenn ich aber auch über diese einzelnen wegsehe, erhebt sich der amerikanische Individualismus gleich einem Berge aus den Niederungen all des täglichen Lebens. Er ist breit und gewöhnlich an seinem Fuße, aber seinen Gipfel umwebt das helle und warme Licht des Ideals. So aus den Tiefen der Ichsucht, wo er sich nicht von anderen gemeinmenschlichen Gemeinheiten unterscheidet, steigt er zu der Höhe, aus der Ralph Waldo Emerson herabschauend, die kantische Lehre von der Einzigkeit und Souveränität der Persönlichkeit verkündet. Was die Natur im Grunde sei, ließ er im Zweifel liegen; aber fest stand seine Ueberzeugung, daß, was sie an Kräften im Vorrat habe, bestimmt sein müsse, geistige Wesen anzuregen, auszubilden. Ihre Aufgabe ist keine andere als die Entwickelung und Vervollkommnung der Individualität. In diesem Geist schrieb er seine schöne Rede „Selbständigkeit" (Self-Reliance), die man wohl ein Programm für die Erziehung eines Volkes nennen mag, das seine Größe in der größten Zahl selbständiger Naturen sucht. Dort sagt er: „Es giebt in jedes Mannes Werden eine Zeit, wo er zu der Ueberzeugung kommt, daß nur die Unwissenheit neidet, daß Nachahmung Selbstmord, daß er sich nehmen muß als sein Anteil wie er ist, für Gut und für Uebel, und daß, wenn auch das ganze Weltall voll des Guten, kein Körnlein Nährstoff in ihn hineinkommen kann, außer kraft der fleißigen Arbeit auf dem Stückchen Land, das ihm zum Anbau zugefallen ist." Welch ernster Genius ist es, dessen Kultus hier gepredigt wird: „In deinem innersten Herzen überzeugt sein, daß, was dir dort wahr erscheint, Wahrheit für alle sein müsse: das ist Genius." Das heißt mit anderen Worten: Tiefste, wahrste Ueberzeugung ist Genie.

Aber Ueberzeugung ist auch Handlung; gerade darin sondert sie sich vom Glauben. Die Ausbildung des Verstandes geschieht in der amerikanischen Erziehung gewiß oft auf Kosten des Gemütes, nie aber auch des Willens. Die gebildete amerikanische Gesellschaft hat auch ihre „Intellectuels", aber das sind nicht die Opfer des fortgesetzten Mißbrauches der Denkthätigkeit, wie sie uns Paul Bourget aus der Pariser Gesellschaft schildert, wie sie uns leider auch in der deutschen als jugend- und thatenlose Verehrer Nietzsches oder allgemeine Kunstschwätzer begegnen, sondern Menschen von einer abstoßenden Kälte des Räsonnements, einer beabsichtigten Unterdrückung der Gefühle, aber einer fast nie fehlenden Reserve von Willenskraft. Dadurch unterscheiden sie sich von ihren altweltlichen Genossen und ebendadurch hängen sie zuletzt noch mit Volk und Staat zusammen, wenn jene thatlos politisch und sozial verkümmern. Die hiesigen Intellektuellen sündigen auf der entgegengesetzten Seite: mit ihrem früherworbenen Uebergewicht eines äußeren Könnens hängt das Unbefriedigende zusammen, das in dem Eindruck amerikanischer Werke der Litteratur und Kunst, in den Reden

der Politiker und anderer Rhetoren und endlich selbst in den Leitartikeln sich mit der Zeit so oft zeigt, wenn auch unsere erste Empfindung ganz anders war. Am häufigsten kommt es vor, daß wir das Ziel einer Beweiskette, die Pointe einer Erzählung, den Zweck eines Gleichnisses entweder gar nicht entdecken können oder doch ganz außer Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln finden. Es ist wie die Frucht der amerikanischen Walnuß, die in einer ungemein starken Schale einen unbedeutenden Kern birgt. Das Gegenteil davon ist die deutsche Gründlichkeit, die einfach und ehrlich Kern als Kern und Schale als Schale behandelt. Das erkannten früh jene hochgesinnten Neuengländer, die in den Spuren von Ticknor und Bancroft seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die deutschen Universitäten bezogen und dann alles daransetzten, ihre heimischen Hochschulen nach deutschen Mustern umzugestalten. „Die Dinge um ihrer selbst willen thun" erschien ihnen als der Kern der deutschen Auffassung wissenschaftlicher Arbeit. Die objektive Anschauung der Welt, die sie von Goethe lernten, wirkte wie ein erfrischendes Bad auf die der Aeußerlichkeit und Hergebrachtheiten des englischen Denkens müden Geister. Carlyle wirkte auf sie besonders stark, weil er ganz anders war; und zwar war er anders durch die deutschen Einflüsse. Auch heute sind die Eigenschaften der Deutschen, an die der Angloamerikaner appelliert, einfache, ehrliche Gründlichkeit und Sachlichkeit, verbunden mit Freiheitssinn, und manchmal auch die geistige Ueberlegenheit. Wenn heute an manchen Stellen in Amerika dem deutschen Einfluß auf das Bildungswesen widerstrebt wird, so ist es zugestandenermaßen aus der Befürchtung, daß die Fühlung mit dem praktischen Leben und daß die Formen des Lebens selbst unter dem Streben leiden könnten, nur den Kern der Dinge zu erfassen. Der „Gentleman" wird dem „Scholar" entgegengestellt. Wie nun dieser Kampf auch ausgehen möge, der amerikanische Geist steht immer dem englischen als der freiere, unbefangenere gegenüber und wird den Einwirkungen von außen her immer offener bleiben.

* * *

Mit der unbewußten schöpferischen Kühnheit, die frisch hineingreift, sicher, nie eine Niete zu ziehen, derselben, der die Verfassungen der kleinen Staaten und die Verfassung des Bundesstaates so sicher in die Hand wuchsen, daß Gladstone mit selbstverständlicher gladstonescher Uebertreibung die letztere für das bewundernswerteste Werk erklärte, das der Menschengeist je für einen bestimmten Zweck ersonnen habe, hat auch die Litteratur Nordamerikas ihre Werke geschaffen. Sie drückt weder die Last der antiken Ueberlieferung noch das Bewußtsein, daß in derselben Sprache vorher Shakespeare und Milton geschrieben hatten. „Als die Zeit erfüllet war", traten in dem Jahrhundert, wo die Geistlichen das geistige Leben leiteten, fast möchte man sagen beherrschten, begeisterte Werke religiöser Seher und Prediger ans Licht, und als die Zeit es wollte, schrieben Jefferson und seine Genossen poli-

tische Artikel von erstaunlicher Bestimmtheit und Klarheit im „Federalist". Und als endlich eine Lesewelt herangewachsen war, die Muße für Gedichte und Romane hatte, wiederholte kein Amerikaner das thörichte Wort, nur die Geschichte ist die Seele der Landschaft, sondern er fühlte, daß eine Seele, seine Seele genug sei, um eine ganze Welt zu beseelen, wenn sie nur stark genug ist, ihre Wärme hinauszustrahlen, und klar genug, um auch die Strahlen von außen in sich zu vereinigen, und es entstanden Naturschilderer, die den Aesthetikern der alten Welt zu raten gaben.

Die anglokeltische Seele ist ja den Eindrücken der äußeren Natur, den greifbaren wie dem unsichtbaren Hauch der Stimmung, immer offen gewesen, offener als manche andere. Sowohl die Naturforscher als die die Schönheit und Geheimnisse der Natur kündenden Dichter Englands gehören zu den ersten und größten. Schon in der alten Angelsachsen Dichtungen lebt ein Naturgefühl, wie die altdeutschen es noch nicht zeigen. Und wenn in der Landschaftsmalerei die Holländer im 17. Jahrhundert die große Entdeckung der Poesie der einsamen staffagelosen Landschaft und der wunderbaren Sprache der stillen Dünen, der Wolken oder der spiegelnden Teiche gemacht haben, so hat Milton gleichzeitig einem so tiefen Naturgefühl Worte gegeben, ich erinnere an „Allegro" und „Penseroso", wie kein anderer Poet in germanischer Zunge. J. Fenimore Cooper, dessen Indianer- und Seeromane zu den ersten namhaften Werken der jungen nordamerikanischen Litteratur gehören, ist nur in seinen Urwald-, Prärie- und Meeresschilderungen groß, darin ist er aber ein großer Entdecker; um diese Urwälder, Naturwiesen, Flüsse und Seen so packend, und ohne allen besonderen Sprachaufwand, schildern zu können, muß man sie nicht bloß gesehen, sondern gefühlt haben; nicht die neuen Gegenstände fesseln uns so sehr bei Cooper, als die Art, wie er sie giebt. In diesem Punkt wird er nie veralten. Aber ist nicht auch bei seinen Zeitgenossen das Naturgefühl stark ausgesprochen? Bei Bryant sentimental, bei Whittier idyllisch, bei Poe barock, bei Irving konventionell: es ist immer ein grüner Winkel oder ein Stück Himmel in ihren Werken, bis dann Ralph Waldo Emerson, befruchtet von deutscher Naturphilophie, das Tiefste, was nach Goethe über Natur noch gesagt werden konnte, in seinen Essays und Gedichten aussprach, besonders in jenem „On Nature", der von den unbegreiflich klaren, milden letzten Sonnentagen des „Indian Summer" ausgeht, „wo in der Welt eine Heiligkeit ist, die unsere Religionen überstrahlt, und eine Kraft der Wirklichkeit, vor der das Heldentum zusammenschwindet." Es ist etwas von dem tiefen innigen Naturverständnis Jean Pauls in diesem Dichter, aber selbst sein Naturgefühl ist männlich: nichts Zerfließendes in der Seele, die das gedämpfte Licht des Herbstwaldes „kräftigend wie ein beständiger Morgen, heroisch" empfindet. Für einen Mann, wie Thoreau, dessen Seele dem Größten und Kleinsten in der Natur gleich offen war, und dessen schildernder Kraft etwas ganz Frisches, Naturmäßiges eigen ist, können wir Heinrich Noé, Künstler und Philosoph in der Naturbetrachtung,

stellen, der noch den deutschen Vorzug einer freien Vielseitigkeit und Unbefangenheit hat. Thoreau aber hat, nicht als Künstler, sondern als Mensch, den Vorzug, kraftvoll handelnd in den Kampf gegen die Sklaverei eingegriffen zu haben. Aber für Warners „My Summer in a Garden" wüßte ich kein deutsches Gegenstück zu nennen, wenn auch dieser Humorist, der den Garten pflegt, nicht um Gemüse, sondern um moralische Blüten der Demut und des Gleichmutes darin zu ziehen, ein Nachkomme Adalbert Stifters sein könnte. Uebrigens hat auch der kritisch-satirische Lowell uns seine „Garden Acquaintances" vorgestellt und mit dem ihm eigenen feinen Humor „A good word for the Winter" eingelegt, das in seiner männlichen Naturfreundschaft so deutsch, oder sagen wir germanisch wie möglich gedacht und gefühlt ist.

Der Humor ist nicht als dauernde Aeußerung denkbar; er kann nur ein Sonnenblick aus bewölktem Himmel, ein Goldschimmer auf ernsten Firngipfeln, ein leichtes Leuchten und Aufkräuseln sein, das über einen tiefen, ernsten See hin wandelt. Etwas Anderes ist es mit der Quelle dieser Lichtblitze und dieser plötzlichen Wärmeergüsse; die muß andauern, und außerdem muß sie tief gelegen sein, denn wenn die Stürme des Lebens sie zu erregen vermöchten, wäre sie eben nicht die Quelle des Humors. Wenn sich nun der Yankee mit seinen Huckleberrys vergleicht, die nicht sehr süß, aber würzig sind, weil sie der Sonne und Kälte trotzen und aus armem Boden reiche Nahrung ziehen, so hat er gerade mit diesem Vergleich die gesunde Mischung des amerikanischen Humors getroffen. Ich suche denselben allerdings nicht bei dem Spaßmacher, der eine so große Rolle in der amerikanischen Tageslitteratur spielt, der er fast so notwendig ist wie der Clown dem Zirkus, überhaupt nicht bei den Schriftstellern, die sich alle Mühe geben, mich zum Lachen zu bringen. Himmel und Erde liegen zwischen dem „funny man" und dem echten Humoristen, den ich überall finde, wo in einem Dichterauge gleichzeitig die Größe und Kleinheit der Welt und des Menschen sich spiegeln und das Kleine nicht deshalb vor dem Großen verschwindet, sondern nur um so milder und liebevoller gesehen wird. Welcher Segen, dieser Humor, in einem so harten Leben! Er ist viel mehr als nur eine litterarische Kuriosität; gleich dem tiefen Naturgefühl, in dem er wurzelt, ist er bei allen Germanen auch eine praktische, politische Thatsache; ich möchte sagen eine Kraft. Ihre große Fähigkeit, überall in der Welt heimisch zu werden, hat darin eine starke Wurzel. Die Einsamkeit des Kolonistenlebens in tiefen Wäldern oder auf weiten Steppen erträgt, weil ihm seine Naturliebe tröstend zur Seite steht, der germanische Ansiedler leichter als der Romane, besonders der fern von Frankreich ohnehin so leicht der Melancholie verfallende Franzose. Wohl tönt uns mehr als Melancholie, die harte, starre Oede, wie sie im schattenarmen Eukalyptuswalde herrscht, aus den Gedichten Gordons und anderer Australier entgegen, aber doch auch wieviel Versöhnendes; denn zum Gedicht geworden, ist endlich auch jener Eindruck zu

Poesie erhoben, die selbst die graublauen dünnen Wipfel der Eukalypten vergoldet. Was wäre die nordamerikanische Litteratur ohne das tiefe Gefühl für Wald, Wasser und Landschaft? Noch wichtiger scheint mir die Frage: Wären die Amerikaner eins mit ihrem Lande, und so groß und stark in dieser Einheit ohne dieses Einleben in die Natur?

Wie auf allen Stufen unserer Betrachtung tritt uns auch hier das Ineinanderspielen der Naturanlagen des Volkes mit den Einflüssen seiner Umwelt entgegen. Nur eine anglo-amerikanische Litteratur von großen eigentümlichen Zügen ist in Amerika entstanden. In anderen Sprachen ist manche Dichtung auf diesem Boden erwachsen, rührend vor allem, wenn sie das Heimweh nach dem alten Lande ausspricht, und keineswegs den neuen Inhalt der Neuen Welt verleugnend. Aber selten ist darin die Kraft der ursprünglichen Aeußerung im Mutterland. Es sind nachhinkende Litteraturen. Die Deutschen dichteten weiter in den Weisen von Heine oder Herwegh, die Kreolen von Louisiana und die Frankokanadier sind noch immer Klassiker oder Romantiker. Nur um so klarer zeigt die amerikanische die Fähigkeit des Sichineinslebens eines jungen Volkes mit einer großen Natur. Dieselbe muß in einer Gabe der Volksseele gelegen sein, zur Größe ihrer Umwelt sich zu erheben und zu wachsen. Und ich meine darin das zu sehen, was Taine die „faculté maitresse“ dieser Volksseele genannt haben würde.

Frühling.

Was so hold und lieblich war,
Muß es völlig denn vergehn?
Muß, bevor noch halb das Jahr,
All die Frühlingsluft verwehn?

Nein, des Waldes Melodie
Und der Blumen buntes Spiel,
Völlig nicht entschwanden sie,
Denn sie schufen Freude viel.

Keine Weise klang so leis,
Daß sie nicht ein Herz erquickt,
Abseits auch das kleinste Reis
Hat ein dankbar Herz erblickt.

Wars kein sinnend Mädchenbild,
Wars kein Wanderbursch zur Rast, —
Wars ein jagdverschüchtert Wild,
Kam ein flügelschneller Gast;

Irgend eine Seele kam,
Die auf ihrem Lebensflug
Mit ein wenig Freude nahm
Und zur nächsten weiter trug.

Was so hold und lieblich war,
Völlig wird es nicht vergehn;
Freudig bot sichs Allen dar,
Um in Freuden zu erstehn.

Ernst Muellenbach.

Die wirtschaftliche und politische Bedeutung der deutschen Arbeiterversicherung.*)

Von

Dr. T. Bödiker, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat.

Die Hauptbegründer und Förderer der deutschen Arbeiterversicherung, so verhältnismäßig kurz sie auch erst in Kraft steht, sind zumeist, voran Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler, schon aus dem Leben geschieden. — So raschlebig ist die Zeit, so kurzlebig der Mensch. Ihr Werk aber hat sie, wie der Dom seine Baumeister, überlebt. Weithin sichtbar ragt es empor, ein Wahrzeichen unserer Zeit für fernere Jahrhunderte. Denn nach menschlichem Ermessen wird es nicht mehr untergehen.

Wohl werden, um im Bilde zu bleiben, Teile angebaut, Teile verändert werden. Unsere altehrwürdigsten Baudenkmäler zeigen auch romanische und gotische Formen nach- und nebeneinander. Aber verschwinden wird das Werk erst mit dem deutschen Volke. So wenig wir zu Sklaverei oder Leibeigenschaft zurückkehren werden, so wenig wird eine Zeit kommen, wo die arbeitende Bevölkerung in das Elend der Hülflosigkeit bei Krankheit, Unfällen, Invalidität und Alter zurückversinken wird. Alle jene Stufen sozialer Entwickelung liegen unwiderruflich hinter uns. Freuen wir uns dessen und machen wir uns einen Augenblick den Wert des Erreichten klar.

Gegen Krankheit sind zur Zeit rund 10 Millionen Personen versichert.

Was es heißt, wenn das verdienende Familienoberhaupt, oder die Stütze alter Eltern krank, ohne Verdienst darniederliegt, braucht nicht erst geschildert zu werden. Sobald die Krankheit auch nur wenige Tage überdauert, pflegt ihr eine andauernde finanzielle Not zu folgen, verbunden mit dem Verkauf des Notwendigsten und mit körperlicher und geistiger Niederbrechung der ganzen Familie.

So war es früher.

Jetzt ist dieses äußerste abgewandt. Neben der Sorge um den Verlust und die Wiedererlangung der Gesundheit steht nicht mehr das Gespenst des finanziellen

*) Referat für den 6. Internationalen Arbeiterversicherungs-Kongreß zu Düsseldorf, 17.—24. Juni 1902.

Ruins der Familie. Seit dem Jahre 1885 sind bis Ende 1901 — für die Jahre 1900 und 1901, wie auch stets im Folgenden, geschätzt — ausgegeben worden:

an Krankengeld	825	Millionen Mark
an Arzt-, Heilmittel-, Anstaltspflege-, Wochenbettkosten	948	" "
an Sterbegeld	67	" "
zusammen	1840	Millionen Mark.

Es liegt auf der Hand, wieviel Hülfe mit so großen Mitteln hat gebracht werden können. Die Zahl der auf Grund des Kranken-Versicherungsgesetzes Entschädigten betrug im letzten Jahre rund 3,5 Millionen.

Die Anzahl der gegen Unfall versicherten Personen hat sich infolge der fortwährenden Erweiterung des Kreises der Versicherten durch stets neue Gesetze seit dem Jahre 1885 auf rund $17^1/_2$ Millionen gehoben. Die Zahl der entschädigten schweren Unfälle betrug in dem einen Jahre 1900: 107 654, d. h. die Zahl der tötlich verlaufenen Unfälle und der mit einer dauernden völligen, oder einer mehr als 13 Wochen dauernden völligen oder teilweisen Erwerbsunfähigkeit verbundenen Unfälle (die Anzahl aller angemeldeten Unfälle betrug 454 341). Die tötlich Verletzten hinterließen 5549 Witwen, 11 338 Kinder und 329 Verwandte der aufsteigenden Linie. Dieses selbe traurige Schauspiel wiederholt sich alle Jahre, und auf den ersten Blick wird klar, welch eine Summe von Not jene großen Zahlen repräsentieren.

Aber die Hülfe ist entsprechend. Seit dem Jahre 1885 sind an Unfallrenten

an die Verletzten und an die Hinterbliebenen gezahlt	643	Millionen Mark
an Kosten des Heilverfahrens und der Anstaltspflege .	56	" "
an Sterbegeld	6	" "
zusammen	705	Millionen Mark.

Die Zahl der laufenden Unfallrenten betrug am 31. Dezember 1901: 768 255.

Endlich wurden seit dem Jahre 1891 — bei gegenwärtig 12,6 Millionen gegen Invalidität und Alter Versicherten — bis Ende 1901 gezahlt:

an Invaliden- und Altersrenten und Beitragserstattungen bei Heirat und Unfall	566	Millionen Mark
an Kosten des Heilverfahrens und der Anstaltspflege .	24	" "
an Beitragserstattungen bei Tod	8	" "
zusammen	518	Millionen Mark.

Die Zahl der Invalidenrenten-Empfänger betrug am 31. Dezember 1901 486 945, die der Altersrenten-Empfänger 179 450.

Werden die Leistungen für die drei Versicherungsarten zusammengerechnet, so ergeben sich 3143 Millionen Mark und zwar 2034 Millionen für Renten und

Krankengeld, 1028 Millionen für Arzt, Heilmittel, Anstaltspflege, Wochenbett, 81 Millionen für Sterbegeld.

Dazu kommen die Einlagen in die Reservefonds und die sonstigen Bestände (bis Ende 1901):

der Krankenkassen	165	Millionen Mark
der Unfallversicherung	185	" "
der Invaliden- und Altersversicherung .	920	" "
der Knappschaftskassen	130	" "
zusammen	1400	Millionen Mark

Aus diesen Zahlen ergiebt sich in allgemeinen Umrissen das Bild der deutschen Arbeiterversicherung nach der Seite ihrer materiellen Leistungen hin.

Und doch ist damit die Sache keineswegs erschöpft. Was die Zehntausende von ehrenamtlichen Versicherungsorganen zu Gunsten der Versicherten leisten, ist nicht zur Zahl zu bringen. Der hohe ideelle Wert vollends des Zusammenwirkens von Arbeitgebern und Arbeitnehmern nebeneinander in derselben Organisation auf einem rein arbeiterfreundlichen Gebiete, in der Verwaltung wie bei den Schiedsgerichten, ist überhaupt nicht zu schätzen.

Hätte die Arbeiterversicherung keinen anderen Erfolg als diesen, so hätte es sich gelohnt, sie einzuführen.

Die Kämpfe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind in anderen Industriestaaten, vor allen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, viel häufiger, rücksichtsloser und erbitterter, als bei uns in Deutschland. Welche Wunden aber die großen, langandauernden Streiks, die wir in den letzten Jahren im Auslande erlebten, geschlagen haben, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Als wesentliche Gründe, warum wir in dieser Hinsicht besser daran sind, dürfen unbedingt der doch immer noch bestehende, besonders auch durch die gegenseitige Fühlung auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung vermittelte größere gegenseitige Zusammhang und die ungleich bessere Fürsorge für die Arbeiter angesehen werden.

Haben die deutschen Arbeiter es doch täglich vor Augen, welche Sicherheit die Arbeiterversicherung in den Tagen der Not ihnen bietet. Die zahlreichen Krankengeldempfänger, die anderthalb Millionen Unfall-, Invaliden- und Altersrenten-Empfänger sind ebenso viele Zeugen für den Wert der bestehenden Einrichtungen und zusammen mit ihren Angehörigen ein Wald von Stützen des sozialen Friedens.

Das erklärliche Verlangen der Arbeiter, wenn es sich für sie um Leib und Leben handelt, als gleichberechtigt mitgehört zu werden, findet auf unserem Versicherungsgebiet durchgehend sein Genüge. Es ist das nicht nur ein erfreulicher positiver Erfolg, es hat das auch negativ die hohe Bedeutung, einen ganzen

Herd von Anlässen zur Unzufriedenheit, zu Groll, Haß und Anarchismus völlig auszurotten.

Keine polizeiliche Unfalluntersuchung, keine Unfallverhütungsvorschrift ohne die Mitwirkung der Arbeiter; kein gerichtliches Urteil in Rentensachen ohne ihre Stimmabgabe. Sowohl bei dem Schiedsgericht als auch in dem höchsten, hierfür berufenen Reichsgerichtshof gilt das Votum des Arbeitervertreters ebensoviel wie das des Präsidenten oder des beisitzenden Vertreters des Bundesrats, oder des Vertreters der Arbeitgeber. Das gleiche gilt im wesentlichen auf dem Gebiete der Invaliden- und Altersversicherung. Die Krankenversicherung ist thatsächlich völlig in ihrer Hand.

Gleiches Einkommen kann keine irdische Macht allen gewährleisten, aber gleiches Recht und die Befähigung zur vollberechtigten Recht-Mitfindung ist auf unserem großen wichtigen Gebiete den Arbeitern verliehen; die unbehinderte Ausübung ihrer ehrenamtlichen Funktionen ist ihnen gesichert worden.

Stufenweise nur vollzieht sich wirtschaftlich und politisch der Fortschritt der Menschheit. Vergleichen wir nach dem Gesagten das Einst und Jetzt, so leuchtet ein, wie sehr der Vorteil auf seiten der Minderbegüterten ist; und das mit Recht.

Eine weise Staatskunst wird dahin streben, unter Schonung der Besitzenden den Besitzlosen so viel zuzuwenden, wie nur irgend möglich ist. Auch die Natur hegt und stützt mehr das Werdende, Aufstrebende, als das Fertigdastehende. Die Schonung der Besitzenden ist nötig von Rechts wegen und im Interesse der Erhaltung des Kapitals und der Bildung, dieser Hauptfaktoren des Fortschritts. Die Fürsorge für die Besitzlosen ist bedingt durch christliche Pflicht und politische Klugheit. Ihre wirtschaftliche Lage verbessern, heißt die Nation und ihre Wehrkraft kräftigen, sie schaffens- und widerstandsfähiger machen; zur Mitverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten sie heranziehen, im öffentlichen Leben eine angenehme Stellung ihnen gewähren, auch ihnen hier einen Platz an der Sonne gönnen, ist billig und politisch. Das Eine wie das Andere hat unsere Arbeiterversicherung im Gefolge. Eben darum ist ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung so groß.

Man sage nicht, die Einzelrente ꝛc. sei zu gering, die Mitwirkung des einzelnen Arbeiters bei der Mitverwaltung und Rechtsprechung zu unbedeutend, um so hoch angesprochen zu werden. Wohl wird dies von einigen grundsätzlich Unzufriedenen behauptet, aber doch nur, um den vergeblichen Versuch zu machen, das Gewicht der Thatsachen hinwegzuwälzen. Fragt nur die Rentenempfänger und deren Angehörige, wie wertvoll ihnen die Rente gilt, und überzeugt euch, wie sie sich sträuben, selbst bei wiedererlangter Erwerbsfähigkeit sie sich schmälern oder gar nehmen zu lassen! Wer als alter Vater oder gebrechliche Mutter im Haushalt des selbst mit Nahrungssorgen kämpfenden Kindes früher eine schwere Last war, ist jetzt mit seiner Invaliden- oder Altersrente, so wie es immer sein

sollte, ein gern gesehenes Glied der Familie. Welch ein erfreulicher, wirtschaftlicher und, was mehr ist, moralischer Umschwung!

Was aber die Mitwirkung bei der Verwaltung anlangt, so wurde schon gesagt, daß die letztere bei der Krankenversicherung so zu sagen ganz in den Händen der Arbeiter liegt, und auch bei den anderen Zweigen ist sie immerhin so wichtig, daß die Arbeiter mit Recht auf die Wahlen zu den betreffenden Aemtern den größten Wert legen. Ueberhaupt kommt es bei diesen Dingen zunächst nicht sowohl auf ein Mehr oder Weniger, als vielmehr auf das Prinzip an, daß nämlich der Arbeiter „mitratet", wo er „mitthatet"; letzteres geschieht sogar bei der Unfallversicherung, zu deren Lasten er doch garnichts beiträgt.

Auf diese Weise gewinnen die Arbeiter nicht nur ein stets steigendes Interesse zur Sache, es schwindet naturgemäß auch ihr Mißtrauen, nicht allein gegen diese vereinzelte Institution, sondern gegen die Staatseinrichtungen überhaupt. Sie überzeugen sich, daß alles gerecht und billig, „mit rechten Dingen" zugeht, und sie beginnen, sich auf dem positiven Boden der Staatsgesetze mehr und mehr nützlich zu bethätigen.

Bisher wurde unser Thema wesentlich vom Standpunkte der Arbeitnehmer aus behandelt. Nichts wäre verfehlter, als zu glauben, den durch die Arbeiterversicherung ihnen zugewandten Vorteilen entsprächen ebenso viele Nachteile der Arbeitgeber etwa wie dem Berge das Thal.

Zugegeben, daß es manchem Arbeitgeber schwer werden mag, die Versicherungsbeiträge zu leisten, so ist doch nicht zu verkennen, daß das Gesamtinteresse Aller mit einer erträglichen wirtschaftlichen Lage der Arbeiter aufs engste zusammenfällt. Darum werden im allgemeinen auch wenige Klagen von seiten der Arbeitgeber laut; im Gegenteil, deren berufenste Vertreter im Reichstag, und hier in erster Linie die Vertreter aus den großindustriellen, am meisten belasteten Kreisen, haben wiederholt eine weitere Entwickelung der Arbeiterversicherung, sogar die Einführung der Witwen- und Waisenversicherung verlangt. Ja die Seeberufsgenossenschaft, die durch besondere auf ihren Wunsch erflossene gesetzliche Bestimmung (§ 11 des Invaliden-Versicherungsgesetzes) berechtigt ist, diese Versicherung für ihre Schiffsmannschaften statutarisch einzuführen, ist mit einem solchen Statut bereits an den Bundesrat herangetreten.

Daß fortan die Unternehmer der moralischen Verpflichtung oder dem rechtlichen Risiko, für ihre erkrankten, unfallverletzten invaliden Arbeiter, oder die Hinterbliebenen Unfallgetöteter einzutreten, durch die Versicherung enthoben sind, empfindet ein jeder unter ihnen mit Befriedigung; daß die vergiftenden Haftpflichtprozesse beseitigt, und damit ein seiner Natur nach zu stets weiterem Vordringen nur zu geeigneter Keil zwischen den beiden Parteien entfernt ist, wird von niemand mehr begrüßt, als von den Arbeitgebern. Ihr Zusammenschluß und ihre gegenseitige Annäherung in den Berufsgenossenschaften ist eine von

ihnen besonders wertgeschätzte wirtschaftliche Nebenwirkung der geschaffenen Organisationen, die ihnen schon manchen Vorteil brachte. Bei einzelnen Berufsgenossenschaften ist diese Wirkung so eklatant, daß die Unternehmer, die früher gegenseitig in Fehde lagen und nach außen sich schädigten, nunmehr eine kompakte Masse bilden, die unter weiser Leitung und im besten Einvernehmen ihre wirtschaftlichen Interessen wahrzunehmen weiß.

Die Verminderung der Unfälle infolge des Erlasses und der pünktlichen Handhabung der Unfallverhütungsvorschriften kommt den Unternehmern, die allein die Lasten tragen, nicht weniger zu gute als den Arbeitern; der rechtzeitige Eingriff bei Krankheiten und Unfällen, die allgemeine Belehrung der Arbeiterschaft über den Wert der Gesundheit, die Bekämpfung hygienischer Nachteile der fortschreitenden Industrialisierung der Bevölkerung sind ebenso viele Vorteile für die Arbeitgeber, wie für die Arbeitnehmer.

Unter den Faktoren der Arbeiterversicherung bilden einen der wichtigsten die Aerzte.

Nicht nur ist die Milliarde, die seit 1885 für Heilzwecke aller Art von den Versicherungsorganen aufgewandt wurde, wesentlich durch ihre Hand gegangen oder wenigstens auf ihre Anweisung verausgabt, als Gutachter haben sie auch einen maßgeblichen Einfluß auf die Höhe der Rente, als behandelnde Aerzte auf die geringere oder größere Dauer der Erwerbsfähigkeit, also auf die Vermehrung oder Verminderung der zu tragenden Lasten.

Es ist auf diese Weise der ärztliche Stand in den Mittelpunkt der ganzen Versicherungsorganisation gerückt, das Gebiet seiner Aufgaben wesentlich erweitert, sein Einfluß gestärkt, sein Einkommen, was ihm sehr zu gönnen ist, vermehrt. Daß früher nicht die Hälfte der jetzt ärztlich behandelten Fälle in den Arbeiterfamilien zur ärztlichen Kognition kam, dürfte keinem Zweifel unterliegen; daß infolgedessen die Sterblichkeit größer, dauernde oder teilweise Erwerbsunfähigkeit verbreiteter, die Honorierung der Aerzte eine ungleich unzulänglichere war, unterliegt keinem Zweifel.

Nun ist es aber für die Allgemeinheit nicht nur von wirtschaftlicher Bedeutung, daß der Arbeiter möglichst gesund und leistungsfähig erhalten wird, sondern die möglichste Entfaltung und Entwicklung der ärztlichen Thätigkeit an sich, der Verkehr der Aerzte in den Arbeiterfamilien, die Anerkennung ihres besonderen Wertes als Mitbestimmer der Höhe der Rente, der Durchbruch des Grundsatzes auch für sie, „daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist", liegt im allgemeinen öffentlichen, wirtschaftlichen wie politischen Interesse. Die Arbeiterversicherung hat hierzu wesentlich beigetragen; und der ärztliche Stand hat sein Bestes gethan, die ihm gewordenen neuen Aufgaben zu erfüllen.

Dazu kommt als fernerer, im letzten Effekt auch wirtschaftlich wertvoller Erfolg die Vertiefung der medizinischen Wissenschaft durch eingehende Behandlung,

Begutachtung und Oberbegutachtung schwieriger Fälle, die sich früher in der Menge verloren, oder überhaupt nicht zur ärztlichen Kenntnis gelangten. Das Reichs-Versicherungsamt veröffentlicht seit lange diese Obergutachten, unter denen sich solche von Universitätsprofessoren und ganzen Universitätsfakultäten von hohem wissenschaftlichen Werte befinden.

Daß sich an jene reguläre ärztliche Behandlung die Errichtung mustergültiger Heilanstalten auf Kosten der Versicherungsorgane geschlossen hat, in denen z. B. die Behandlung mit Röntgenstrahlen am ersten in großem Maßstab betrieben wurde („Bergmannsheil" in Bochum), und daß private medikomechanische Institute und orthopädische Anstalten entstanden, die zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit ihre Existenz fanden, weil die Berufsgenossenschaften ihre Verletzten ihnen zuführten, möge nur noch nebenher berührt werden.

Diese Betrachtung leitet uns von selbst zu einem besonderen Kapitel der segensreichen Wirksamkeit der Alters- und Invaliden-Versicherungsanstalten (und der ihnen gleichstehenden „zugelassenen Kasseneinrichtungen") hinüber, die auch derartige Kranken- und Heilanstalten auf eigene Rechnung zu errichten beginnen, daneben aber kraft der ihnen gesetzlich zustehenden Befugnis für allgemeine wirtschaftliche Zwecke ihre reichen Mittel zu mäßigem Zinsfuß flüssig machen. Dahin gehört:

die Befriedigung des landwirtschaftlichen Kredit-Bedürfnisses durch Gewährung von Hypotheken an Haus- und Grundbesitzer und von Darlehen für Kleinbahnen, Land- und Wege-Verbesserungen, Hebung der Viehzucht, Linderung der Futternot, ferner

die Bewilligung von Darlehen für den Bau von Kranken- und Genesungshäusern, Volksheilstätten, Gemeindepflege-Stationen, Herbergen zur Heimat, Arbeiterkolonieen, Volksbädern, Blindenheimen, Kleinkinderschulen, Schlachthäusern, Geschäftsräumen für den Arbeitsnachweis, für Wasserleitungs-, Kanalisations- und Entwässerungsanlagen, für Straßenbauten, Spar- und Konsumvereine und andere ähnliche Wohlfahrtseinrichtungen,

Darlehen für den Bau von Arbeiterwohnungen,

Hergabe von Mitteln für eigene Krankenhäuser, Heilanstalten, Lungenheilstätten, Erholungs- und Genesungsheime, Invalidenhäuser ꝛc.

Für den erstgenannten Zweck wurden bis Ende 1901

ausgegeben	64 588 410	Mark,
für den zweitgenannten Zweck	108 237 388	„ ,
für den Bau von Arbeiterwohnungen	87 529 567	„ ,
und endlich für die zuletzt genannten eigenen Veranstaltungen	17 579 239	„
das macht alles in allem	277 934 604	Mark.

Dabei sind keineswegs etwa die größten Landesversicherungsanstalten, wie die Rheinprovinz und Schlesien, mit den größten Summen beteiligt; an der Spitze steht das Königreich Sachsen mit rund 36 Millionen; dann folgt Hessen-Nassau mit 25 Millionen; Hannover und Pommern wandten 16 und 14 Millionen auf, Württemberg 16, Baden 12 Millionen. Die „zugelassene Kasseneinrichtung" für die Arbeiter der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft hat für den Bau von Arbeiterwohnungen allein über $3^1/_2$ Millionen verwandt.

So umspannt das Netz der Arbeiterversicherungs-Organisation alle deutschen Lande, vielgestaltig zwar infolge seiner allmählichen stückweisen Zusammensetzung, aber doch zusammenwirkend und organisch in einander greifend, im Kleinen wie im Großen Segen spendend, jedem einzelnen Organ genügenden Spielraum für die freie Entwickelung lassend und einen edlen Wettstreit in der bestmöglichen Durchführung der Gesetze entfachend.

Was Wunder, daß mehr und mehr die anderen zivilisierten Länder sich anschicken, Aehnliches zu schaffen, daß unlängst der junge König von Italien und die jugendliche Königin von Holland in ihren ersten Thronreden diesem Kapitel eine besondere Darlegung widmeten, und daß die Nationalökonomen aller Länder sich eifrig mit diesem Gegenstande beschäftigen! Eigens hierfür ist vor Jahren der „Internationale Kongreß für Arbeiterversicherung" (mit seinem „Permanenten Komitee" zu Paris) gegründet, der im Juni auf deutschem Boden, in Düsseldorf, tagen wird, hauptsächlich, um von der Durchführung und der Wirksamkeit unserer Arbeiterversicherung nähere Kenntnis zu nehmen.

„Aber unsere internationale Konkurrenzfähigkeit wird doch durch unser bisheriges einseitiges Vorgehen geschädigt", schien ein Redner im Reichstag, wohl gar ein Vertreter der Regierung, einmal andeuten zu wollen; „ehe wir weiter vorgehen, müssen wir warten, was die anderen Länder thun."

Andererseits vernimmt man aus diesen Ländern den Einwand: „auf ‚Zwang' beruht doch eure ganze Organisation, und im ‚Zwang' der Form erstickt die freie Bewegung."

Was zunächst die Konkurrenzfähigkeit der heimischen Industrie anlangt, auf deren Erhaltung Kaiser Wilhelm II. in dem Erlasse an den Reichskanzler vom 4. Februar 1900 mit Recht so großen Wert legte, so liegt die Sache genau umgekehrt. —

Gewiß darf der Ast nicht abgesägt werden, auf dem man sitzt. Allein fällt die Zeit des größten Aufschwungs der deutschen Industrie nicht genau mit der durchgreifenden Verbesserung der Lage der Arbeiter zusammen? Sind erträglich gestellte Arbeiter nicht leistungsfähiger als die anderen? Und wie viel macht die ganze Arbeiterversicherung pro Kopf der Arbeiter im Jahresdurchschnitt denn aus? Mit dem Reichszuschuß zur Invalidenversicherung noch nicht 34 Mark. Und damit vergleiche man die Lohnerhöhung im übrigen, die den Arbeitern in den

letzten Jahren zugute kam und der Industrie und Landwirtschaft zur Last fiel. Selbstverständlich haben diese Lohnlasten einmal eine Grenze. Diese Grenze wird mitbestimmt durch die Versicherungslasten, die im letzten Grunde selbst eine Lohnerhöhung darstellen. Aber gerade diese Lasten sind die nützlichsten von allen, weil sie das dringendste Bedürfnis befriedigen. Der Gesunde kann sich zehnmal eher helfen als der Erwerbsunfähige. Die Gesamtarbeiterschaft kann an den übrigen Bedürfnissen eher sparen als hier. Darum werden die Arbeiterversicherungslasten höchstens die steigende Tendenz der Löhne aufhalten, niemals aber die Industrie und Landwirtschaft mehr schädigen können als die Löhne selbst. Die internationale Konkurrenzfähigkeit reguliert unsere Löhne mit. Die Versicherungslasten findet sie als feststehende Unkosten vor; es bleibt danach als variabler Teil der Barlohn. Und dieser ist im Notfalle Sicherheitsventil genug, soweit überhaupt die Arbeiterschaft in Mitleidenschaft gezogen werden kann.

Einstweilen stiegen trotz und neben den Arbeiterversicherungslasten die Löhne der Arbeiter seit dem Jahre 1885 um mindestens ein Viertel — bei einigen Arbeiterkategorieen um viel mehr —, es hob sich seitdem ihr Fleisch- und Zuckerkonsum, es verbesserten sich ihre Wohnungen, ihre Kleidung, ihre sonstige Lebenshaltung, und es vermehrte sich bei steigender Geburts- und fallender Sterblichkeitsziffer der Nationalwohlstand, besonders auch der Wohlstand der Arbeitgeber selbst.

Gerade die Arbeiterversicherung bildete einen wesentlichen Faktor bei der günstigen wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands.

Wenn nicht die große Gefahr des Durchbruchs anarchistischer Bestrebungen in den Ländern, die die Arbeiterfürsorge vernachlässigen, bestände, und wenn ein solcher Durchbruch nicht auch uns wie Flugfeuer gefährlich werden könnte, so brauchte wahrlich kein Land um unserer Konkurrenzfähigkeit wegen für seine Arbeiter etwas zu thun.

Wie wenig die Unternehmer selbst ihre Konkurrenzfähigkeit durch die Arbeiterversicherungslasten gefährdet glauben, erhellt unter anderem aus der seit Jahren steigenden Zahl der freiwilligen Zuwendungen für das Wohl der Angestellten und Arbeiter, die im Jahre 1901 über 80 Mill. M. betrug, sowie aus der unausgesetzten Schöpfung und Förderung aller Arten von privaten Wohlfahrtseinrichtungen neben der obligatorischen Arbeiterversicherungs-Organisation.

Wo aber wird der „Zwang" gegen die Einführung der Arbeiterversicherung ins Feld geführt? Da, wo man noch immer zögert, den Arbeitern durchgreifend zu helfen. Außerhalb Deutschlands sprechen einige darüber. In Deutschland, wo man den Zwang doch fühlen müßte, ist man still davon; hier spricht man nicht von dem „allmächtigen und allgegenwärtigen Staat", der alles regelt, der die Privatthätigkeit lähmt, die individuelle Freiheit unterdrückt.

Freilich mußten die Organe zwangsweise zusammengeschlossen werden,

ebenso wie man nach gewissen Maßen ein Haus baut. (Sehr treffend nannte unlängst der luxemburgische Staatsminister Eyschen bei der Verteidigung seines inzwischen zur Annahme gelangten Unfall-Versicherungsgesetzentwurfs die Versicherungsanstalt eine „Zwangshilfsanstalt".) Nachdem der Zusammenschluß aber einmal erfolgt ist, bewegt man sich mit selbst erlassenen Statuten, autonomen Gefahrentarifen und Reglements in selbstverwaltender Freiheit, ein jeder wie in seinem eigenen Hause. Die beaufsichtigende, genehmigende, regulierende Thätigkeit des Reichs-Versicherungsamts und der anderen Behörden war von jeher eine beratende, vermittelnde, objektiv ausgleichende. Wie wenig jemanden bei uns der Zwang drückt, geht am besten daraus hervor, daß nicht wenige politisch liberale Männer ihre mit großer Arbeitslast verbundenen Ehrenämter von Anfang an bis auf den heutigen Tag innehaben. Nach dem Gesetze könnten sie sie längst niedergelegt haben. Statt dies zu thun, arbeiten jene verdienten, hochgesinnten Männer nach wie vor an der von ihnen wertgeschätzten Sache.

Aber nun die Gegenfrage: Was haben die Bekämpfer des „Zwanges" ihrerseits bisher ohne Zwang für die Arbeiter geleistet? Wo sind ihre Millionen, von Milliarden garnicht zu reden? Heilen ihre Lobpreisungen der individuellen Freiheit einen Kranken, können Unfallwitwen oder Invalide von ihren Theorieen leben?

Andererseits ist ebenso wenig der Einwand berechtigt, wir befänden uns mit unserer Arbeiterversicherung auf einer „sozialistischen" schiefen Ebene, das Wort sozialistisch in dem modernen Doktrin-Sinne gebraucht. Daß der Mensch ein politisches, soziales Wesen sei, galt schon vor unserer Zeitrechnung; werkthätige Nächstenliebe ist seitdem in allen Jahrhunderten geübt worden, und je mehr sie entsprechend den Anforderungen unserer Zeit im größten Stil geübt wird, um so sicherer ist der Staat gegen sozialistische Gefahren.

Man verwirft den friedebringenden Sozialismus der in der Arbeiterversicherung liegenden ausgleichenden Gerechtigkeit, läßt dagegen sein Haus für den umstürzenden Sozialismus offen.

Hand in Hand mit der Bekämpfung des Umsturzes ging in Deutschland die sozialpolitische Gesetzgebung auf Grund der Botschaft Kaiser Wilhelms I., dessen größte That neben der Wiedererrichtung des Reiches die Aufrichtung einer Arbeiterfürsorge war, die, in alle Klassen der Bevölkerung, in jedes Haus eindringend, ihresgleichen nicht hat.

Daß eine so bedeutsame Schöpfung nicht ohne Wechselwirkung auf anderen Gebieten und ohne ergänzende Begleiterscheinungen bleiben konnte, liegt in der Natur der Dinge. So hat sie denn in der That einen kräftigen Impuls zu sozialem Vorgehen auch nach anderen Richtungen gegeben.

Die Bewegung für die Errichtung guter und billiger Arbeiterwohnungen, die Schaffung von Erholungsplätzen, Rekonvaleszenten-Anstalten, Volksbädern,

Arbeiterbibliotheken, volkstümlichen Belehrungs- und Kunstveranstaltungen, die Einsetzung besonderer städtischer „sozialer Kommissionen", um allen diesen Dingen Förderung angedeihen zu lassen, die Organisation des Arbeitsnachweises, die massenhafte Veranstaltung von Wohlthätigkeits-Vorstellungen und Bazaren zu Gunsten mildthätiger Zwecke, dies alles ist durch die soziale Gesetzgebung teils geweckt, teils wesentlich gefördert worden.

Ohne Uebertreibung kann behauptet werden, daß die Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung der Zeit eine neue Richtung gegeben, den Besitzenden nicht nur das Gewissen, sondern auch das Auge für das Notwendige und Erreichbare geschärft hat.

Was endlich die Gemeinden infolge aller dieser Veranstaltungen und insbesondere infolge der Auszahlung der Versicherungsrenten an Armenlasten ersparen, können sie zu reichlicherer Unterstützung der Verarmten und Ausdehnung des Kreises der Unterstützten verwenden, sodaß schließlich auch die Aermsten unter den Armen einen indirekten Vorteil von der Arbeiterversicherung haben.

Wir dürfen darum die geschaffene große Organisation, so zahlreich auch ihre Fehler im einzelnen sein mögen — welches menschliche Gebilde, und welcher Mensch wäre ohne Fehl? — nach wie vor als einen zu ihrem Umfange in gleichem Verhältnisse stehenden Fortschritt ansehen. Eine wahre Wohlthat für die Arbeiter, ist sie in ihrem ruhigen, stetigen Funktionieren einer der festesten Reifen um das Reich, eine der sichersten Bürgschaften für den sozialen Frieden, und darum wirtschaftlich und politisch von der größten Bedeutung.

Wenn sich sonach die deutsche obligatorische Arbeiterversicherung als ein gutes Ding an sich erwiesen hat, so muß eine ähnliche Einrichtung auch in anderen zivilisierten Ländern ähnliche gute Früchte tragen. Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. Mögen dadurch Revolutionäre zu Evolutionären gemacht werden oder nicht, mögen die Wirkungen rasch oder langsam eintreten, ausbleiben kann der Segen einer guten That, am wenigsten einer großen, auf die Dauer nicht. Darum wünschten wir lebhaft, daß dieser Segen, sei es in dieser oder jener Form, allen Ländern zu teil werde.

Hierzu, wenn möglich, ein Scherflein beizutragen, ist der Zweck dieses Referates.

„Facta loquuntur." Experientia magistra."

Möge sich denn auch der dritte Satz in immer weiterem Maße bewahrheiten:

„Exempla trahunt."

Gedanken über einen Seekrieg zwischen England und dem Zweibunde.

Von

Georg Wislicenus.

Englands Bündnis mit der ostasiatischen Inselmacht berechtigt zu dem Schlusse, daß die seebeherrschende Britannia sich allein zu schwach fühlt, Rußlands wachsendem Einflusse in Asien Widerstand zu leisten. Ob freilich die englischen Diplomaten klüger als die japanischen waren, das kann nur der Erfolg beweisen; jedenfalls ist durch diesen neuen Zweibund der Gegensatz Englands zu Rußland beträchtlich verschärft, denn der Bund hat lediglich den Zweck, Rußlands Ansehen in Asien, besonders aber in China zu mindern. Das kriegerische Japan ist kein ungefährlicher Bundesgenosse; es könnte über kurz oder lang England unvermutet in einen Krieg verwickeln, dessen Geschützdonner auf dem ganzen Erdenrund widerhallen würde. Es ist müßig, darüber nachzutifteln, welcher Funken das Pulverfaß zünden könnte; an Zündstoff ist kein Mangel: Japan lechzt nach Korea; Rußland legt dort seine Minen, wie in Afghanistan und Persien, und strebt nach eisfreien Seehäfen im persischen Golf wie im Bosporus und in Korea; England möchte am liebsten alles haben, besonders immer grade das, was andern wertvoll ist, also Port Arthur, die Schildwache vor dem Golf von Petschili, und Wusung mit Schanghai, das Hamburg des Yangtsekiang, und Madagaskar, die große reiche Insel, dazu Egypten als erblichen Besitz und wenn es sich macht, auch die strategisch wichtigen Balearen, wenigstens Port Mahon; Frankreich bangt um Madagaskar und Egypten und könnte auch die Nordküste Marokkos gut verwerten. Dabei muß man wohl zugestehen, daß Japans Verlangen nach Ausbreitung am berechtigtsten ist; das Land ist übervölkert, der Boden schwer belastet, deshalb strebt das tüchtige, thatkräftige Völkchen nach größerem Grundbesitz. Auch Frankreichs Wünsche nach der Vorherrschaft in Nordafrika sind sehr erklärlich, und Rußlands stetes und sicheres Südwärtsrücken in ganz Asien beweist, daß es sich seiner Kraft und seiner Bestimmung als asiatische Vormacht bewußt ist.

Kommt es zum Kriege zwischen dem festländischen und dem inselsässigen Zweibunde, dann sind Korea und Egypten die besten Kampfpreise; aber England

hat noch höhere Ziele, es will die immer noch vorhandene französische Seegewalt brechen, will die schöne französische Flotte zerstören, ehe es soweit kommt, daß ganz Festeuropa seine Linienschiffe gegen England selbst wenden könnte. Wie man früher gegen Holland und Dänemark handelte, wird man auch versuchen mit Frankreich umzugehen. Als der Faschodafall eine günstige Gelegenheit bot, einen Trumpf auszuspielen, schrieb ein englisches Blatt sehr im Sinne seiner Landsleute: „Große Vorteile gewährt jetzt ein Krieg mit Frankreich: die Zerstörung der französischen Flotte; die Wegnahme der französischen Kolonieen, namentlich Indochinas (Annam und Tonking) und Madagaskars; die freundschaftliche (!) Teilung Chinas zwischen Rußland und England; die Vereinigung aller angelsächsischen Völker, um der Welt Gesetze vorzuschreiben; die Vernichtung jeder französischen Kolonialpolitik; Stillstand in der Vermehrung der englischen und russischen (!) Flotte; England ist kriegsbereit, Frankreich ist es nicht." Seitdem ist der unselige Burenkrieg dazwischen gekommen, hat vorläufig Englands Kriegslust abgekühlt und hat offenbar auch ein Gefühl der Unsicherheit gegen den Zweibund und damit das sonderbare Bündnis mit Japan erzeugt. Wie die Dinge in Europa liegen, ist das englische Bündnis mit Japan also lediglich ein sehr durchsichtiges testimonium paupertatis, ein thatsächlicher Beweis, daß irgend welche standesgemäßeren Bundesgenossen nicht mehr zu haben waren; in der Not fragt mancher nicht nach der Hautfarbe und dem Seelenheil des Helfershelfers. Auch in sehr protestantischen Gemütern heiligt zuweilen der Zweck die Mittel, dafür bietet dieser antichristliche Zweibund ein treffliches Beispiel. Aber Japans Bundesgenossenschaft wiegt schwer für England, denn sie bedeutet nicht weniger als die Deckung für Indien; Rußland wird dadurch in Ostasien in Schach gehalten und kann nur minderkräftig die Schwellen zum indischen Reiche bedrängen. Erst wenn das russisch-asiatische Bahnnetz fertig ist, wird die strategische Lage der russischen Landstreitkräfte in ganz Asien den Angriff nach zwei Seiten erlauben. Rußland wird also vorläufig nicht zum Kriege drängen, schon, weil es noch Zeit zur Entfaltung seiner vollen kriegerischen Leistungsfähigkeit in Asien braucht; auch Frankreich scheint noch manche Marinepläne, namentlich Schiffsbauten und Befestigung von Flottenstützpunkten auszuführen zu haben, ehe es solcher Seemacht, wie England gegenüber, einen nicht ganz unvermeidlichen Angriff wagen darf. Anders steht es bei der neuen „Mesalliance": in England gesteht man offen ein, daß die rechtzeitige Vernichtung der französischen Flotte ein gutes Geschäft wäre, mit dem noch mancherlei Nebenverdienst verbunden wäre; und die sehr thatkräftigen und gescheiten Japaner werden das Eisen am liebsten schmieden, solange es heiß ist, d. h. solange Englands faute de mieux-Freundschaft ihnen sicher ist und solange Rußland nicht bis an die Zähne gerüstet ihnen vor Korea gegenübersteht. Nach menschlichem Ermessen besteht somit die größte Wahrscheinlichkeit, daß eines schönen Tages im fernen

Osten eine unvorsichtige japanische Kanone den ersten Schuß feuert; wieviel Christenblut in Europa und sonstwo diesem Schusse zum Opfer fallen muß, kann dem im tiefsten Grunde seiner buddhistischen Heidenseele noch heute wie seit Jahrhunderten christenfeindlichen und überdies rücksichtslos selbstbewußten Japaner sehr gleichgiltig sein, wenn er damit nur seinem Volke nützen kann. England wird den unchristlichen Schuß zwar lebhaft bedauern, glaubt aber doch sicher zu sein, dabei sein Schäfchen scheeren zu können; aber selbst die geschicktesten Geschäftsleute kommen nicht immer auf ihre Kosten.

Der englische Artillerieoberst Maurice hat in einer gründlichen Untersuchung festgestellt, daß unter 106 Kriegen, die in den Jahren 1700 bis 1870 statthatten, nur 10 waren, bei denen der Eröffnung der Feindseligkeiten eine amtliche Kriegserklärung voranging; besonders hat es England meist für zweckmäßig befunden, Kriege ohne weitere Umstände und Förmlichkeiten, wie besondere Erklärungen, zu eröffnen; das hat mancherlei Vorteile, weil man den Gegner überraschen kann. Zur Ueberraschung gehört aber eine sehr unauffällige Art der Kriegsvorbereitung, die geschickt bemäntelt werden muß. Da Japan ein gelehriger Schüler der europäischen Seestaaten ist, wird es seine schon erprobte Flotte unter dem Vorwand einer großen gemeinsamen Flotten- und Heeresübung schlagfertig machen, während gleichzeitig ganz zufällig auch England im Aermelmeer und im Mittelmeer kriegsmäßige Flottenmanöver mit Indienststellung aller verfügbaren Seestreitkräfte anordnet. Bedenkt man, daß fast das gesamte Kabelnetz der Erde in englischem Besitz ist, so erkennt man, wie leicht ein auf die Minute klappendes Zusammenwirken der beiden Großmächte sein würde, trotzdem ihre Hauptstädte und Regierungssitze auf dem nächsten Seewege fast zwölftausend Seemeilen oder etwa einen halben Erdumfang von einander entfernt liegen. Als beste Zeit für den Beginn eines Seekriegs mit Frankreich sieht man in England den Monat Mai an; die Zeit der kurzen und meist nebelfreien Nächte gewährt die beste Sicherheit für unangenehme Ueberraschungen. Je länger die Nächte, um so gefährlicher werden die Torpedoboote.

Um ein ganz ungefähres Urteil darüber zu gewinnen, wie solch großer Krieg verlaufen könnte, der hauptsächlich, wie noch erläutert werden wird, zur See spielen müßte, sollen zunächst die Flottenstreitkräfte und Flottenstützpunkte der Parteien betrachtet werden. Vorausgesetzt sei, daß nahezu alle in den Jahren 1886 bis 1900 vom Stapel gelassenen und in den Flottenlisten zu findenden Linienschiffe und großen Kreuzer, sowie die meisten kleinen Kreuzer, Torpedofahrzeuge und Torpedoboote aus dem letzten Jahrzehnt fast unmittelbar nach Beginn der Feindseligkeiten auf beiden Seiten kriegsbrauchbar, also mit geübter Besatzung und voller Ausrüstung schlagfertig sein werden. Die älteren noch vorhandenen Schiffe, namentlich die für Küsten- und Hafenverteidigung bestimmten alten Panzerschiffe, werden je nach Bedarf erst einige Zeit nach dem Beginn des

Seekriegs fertiggestellt werden können, wobei namentlich in England die Besatzungsfrage einige, wenn auch wohl nicht unüberwindliche Schwierigkeiten machen wird, während andererseits auf den russischen und französischen Werften wohl manche auf dem Papiere verzeichneten Ausrüstungsstücke und Vorräte nicht gleich zu finden sein werden. Wie im Heere, liegt eben auch bei den Flotten heutzutage, wo die ersten wichtigen Entscheidungen schon wie der Blitz aus heiterm Himmel fallen können, die beste Stoß- und Widerstandskraft in den schon während des Friedens fertig ausgerüsteten, „in Dienst gestellten" und gründlich eingeübten Seestreitkräften.

England verfügt schon im Frieden über drei mächtige Geschwader, die unter dem Namen Kanalgeschwader, Mittelmeergeschwader und Reservegeschwader etwa je ein Dutzend der besten Linienschiffe stark sind; als Beigabe kann man für jedes dieser Geschwader für den Aufklärungsdienst ein halbes Dutzend große Kreuzer und ein Dutzend kleine Kreuzer rechnen, wovon die großen Kreuzer die Kerne der einzelnen Aufklärungsgruppen bilden, aber auch wenn nötig mit in die Schlachtlinie eingestellt werden können. Als ostasiatisches Geschwader würde England in den japanischen Häfen schnell etwa ein halbes Dutzend Linienschiffe, ein Dutzend große und zwei Dutzend kleine Kreuzer sammeln können; Japan selbst würde dazu ebenfalls ein halbes Dutzend sehr starker moderner Linienschiffe, dreiachtel Dutzend große und ein Dutzend kleine Kreuzer stellen.

Frankreich und Rußland sind in der üblen Lage, ihre Streitkräfte in den europäischen Gewässern stets teilen und nach Vereinigung streben zu müssen. Frankreichs Nordgeschwader läßt sich schon jetzt im Kriege schnell auf ein Dutzend bester Linienschiffe, dazu ein halbes Dutzend großer und etwa ein Dutzend kleiner Kreuzer bringen; sein Mittelmeergeschwader wird im Kriege noch etwas stärker sein; in Ostasien wird aber nur ein kleines französisches Geschwader zusammengezogen werden können, höchstens ein halbes Dutzend größere und ein halbes Dutzend kleinere Kreuzer von geringerem Gefechtswerte als dem des durchschnittlichen Wertes moderner großer und kleiner Kreuzer. Die russische Flotte ist längst zur Dreiteilung gezwungen: das Ostseegeschwader wird etwa ein Dutzend moderner Linienschiffe und großer Küstenpanzerschiffe, dazu etwa ebensoviele große und kleine Kreuzer zählen, ist also einem der englischen Geschwader nicht gewachsen. In Ostasien werden etwa ein Dutzend moderner Linienschiffe und großer Panzerkreuzer, dazu ein halbes Dutzend älterer, aber guter mittelgroßer Panzerkreuzer und einige leichte Schiffe für den Aufklärungsdienst unter russischer Flagge gesammelt werden. Sehr nachteilig für Rußland ist die Lahmlegung der Flotte im Schwarzen Meer, die dreiviertel Dutzend vorzügliche Linienschiffe und einige Kreuzer zählt; nun, im Kriege wird manches durchgesetzt, was man im Frieden infolge papierner Verträge für unmöglich hält. Wenn es Rußland gelänge, auf irgend eine Weise den Sultan zur Freigabe der Durchfahrt durch

Bosporus und Dardanellen zu bewegen, so bekäme das englische Mittelmeergeschwader einen schweren Stand. Falls, wie mit Sicherheit zu erwarten ist, England den Suezkanal für französische und russische Schiffe sperren würde, wäre Rußland wohl ohne weiteres moralisch wie völkerrechtlich berechtigt, gleiches mit gleichem zu vergelten und sich den ihm unentbehrlichen, thatsächlich nur durch Englands Mittelmeermacht gesperrten Ausweg aus seinem Binnenmeer zu verschaffen, nach dem es so wie so seit langem lechzt. Der Sultan würde sicherlich sehr vorsichtig abwägen, ob es für sein Reich besser wäre, das Thor freundlich zu öffnen oder der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen; er ist auf dem Lande noch mächtig genug, daß die Russen solchen Freundschaftsdienst nicht als Schwäche zu deuten brauchten und ihm gebührenden Dank dafür wissen würden. Je weiter der Schwerpunkt der Russen nach Südostasien rückt, um so weniger drückt er aufs goldene Horn.

Der europäische Kriegsschauplatz würde Ost- und Nordsee, Aermelmeer, Biskaya und Mittelmeer umfassen; hier hat der Zweibund die wichtigen Kriegshäfen von Kronstadt, Libau, Cherbourg, Brest, Lorient, Rochefort mit der befestigten Reede der Insel Aix, Port Vendres und Toulon, Ajaccio, Algier und Biserta sofort als Stützpunkte zur Verfügung. Englands Seekriegshäfen sind hauptsächlich Sheerneß, Dover, Portsmouth, Plymouth, Gibraltar und Malta. Die englischen Kanalhäfen liegen sehr günstig, um die Vereinigung des französischen Nordgeschwaders mit dem russischen Ostseegeschwader zu hindern, und Gibraltar ist ein ausgezeichnetes Bindeglied zwischen dem englischen Mittelmeergeschwader und dem Kanalgeschwader, dagegen ein sehr böses Hindernis für gelegentliche Vereinigung der beiden französischen Geschwader. Auch auf dem noch größeren ostasiatischen Kriegsschauplatz würde die strategische Lage der Engländer und ihrer Verbündeten bedeutend günstiger, als die des alten Zweibundes sein. Port Courbet in Tonking würde voraussichtlich der Sammelpunkt des französischen Geschwaders sein, das von da aus immerhin einigen Druck auf Hongkong, den englischen Hauptplatz, auszuüben vermöchte; aber weil der Kampf sich um Korea und Port Arthur drehen wird, wird das englische Geschwader im Bunde mit dem japanischen den außerordentlich günstigen Kriegshafen Nagasaki als Hauptstützpunkt wählen. Wladiwostok und Saigon würden wohl nur als Rückzugshäfen, allenfalls auch zum Instandsetzen beschädigter Schiffe in Betracht kommen, sind aber beide, ebenso wie Port Arthur, leicht zu blockieren, weil ihre Einfahrten leicht überwacht werden können.

Warum der Krieg hauptsächlich ein Seekrieg sein und zur See entschieden werden muß, kann sich heutzutage, nach dem chinesisch-japanischen Krieg, nach dem Krieg um Kuba und dem Burenkriege wohl jede Landratte schon selber beantworten: weil nur der, der die See beherrscht, das feindliche Gebiet betreten und von anderen absperren kann. Die besten Aussichten auf schnellen Erfolg hat

zweifellos Japan; schon jetzt ist seine Flotte dem russischen Geschwader in Ostasien überlegen, mit Englands Schiffen vereint wäre es leicht, die französisch-russischen Seestreitkräfte in Ostasien in ihre Häfen zurückzudrängen, sie dort festzulegen. Dann aber käme die Stoßkraft des japanischen Heeres zur Eroberung Koreas und zur Belagerung Port Arthurs zur vollen Wirkung; denn sobald das Meer frei wäre, könnten die Truppen in beliebiger Menge und beliebiger Zeit nach dem Festlande hinübergesetzt werden. Den Russen würde es anfangs sauer genug werden, ihre Besitzungen gegen den Massenansturm zu verteidigen; erst wenn sie genügenden Nachschub aus Mittelasien und Europa hätten, könnten sie, wenn es dann nicht schon zu spät ist, der Lage auf dem Lande wieder Herr werden. Aber Korea mit seinen schönen, eisfreien Häfen würde wohl die Beute der kühnen Angreifer werden.

So einfach wie in Ostasien würde die Lage in den europäischen Gewässern nicht sein. England muß seinen Seehandel schützen, muß namentlich den Seeverkehr nach seinen Handelshäfen im Mutterlande freihalten, weil sonst nach wenigen Wochen Mangel an Lebensmitteln in England selbst einträte. In der That bildet die Möglichkeit der Störung der Lebensmittelzufuhr zu den großbritannischen Inseln den wundesten Punkt der englischen Landesverteidigung; sie ist aber nicht damit abgethan, wenn alles geschieht, was den Feind daran hindert, englische Häfen zu erobern. Soll das englische Volk nicht verarmen und verhungern, so muß ihm seine Flotte den Verkehr mit dem Auslande, besonders mit den Absatzgebieten für seine Waarenausfuhr und mit den großen Kornmärkten in Nord- und Südamerika offen halten. Die russischen Kornspeicher bleiben während des Krieges für England geschlossen. Die Furcht vor solcher Aushungerung spielt in vielen englischen Abhandlungen über die Kriegsgefahr eine wichtige Rolle; allerdings vergrößert die Furcht die Gefahr, denn wer den Kreuzerkrieg mit solcher Hartnäckigkeit führen könnte, daß monatelang kein Getreidedampfer einen englischen Hafen erreichen dürfte, der würde ohne einen Schuß Pulver die stolzen Briten zu jedem nur irgend annehmbaren Frieden zwingen können. Solche Seemacht giebt es heute nicht und wird es sobald auch noch nicht geben. Aber immerhin sitzen die Franzosen nahe genug vor den Thoren der englischen Weltstapelplätze, um mit ihren zwar nicht allzu zahlreichen, aber immerhin sehr beachtenswerten Schnellkreuzern den englischen Schiffsverkehr recht empfindlich zu schädigen. Aber diese Schädigung, von der viele Franzosen den Sieg erträumen und erhoffen, wird so lange eine halbe Maßregel bleiben, so lange die großbritannischen Inseln nicht mit weit überlegener Macht völlig vom Seeverkehr abgesperrt werden können. Daran scheiterte schon Napoleons gewaltiger Plan der allgemeinen Festlandsperre gegen England. Halbe Maßregeln führen nie zum Ziel; wenn man einen erdrosseln will, muß man ihm die Kehle fest zuschnüren, sonst behält er Luft frei. Englands Kriegsaufgabe in den

europäischen Gewässern wird also darauf gerichtet sein, die feindlichen Seestreitkräfte zu vernichten oder doch zu lähmen; das ist der beste und einzige sichere Schutz für seine Küsten und seinen Seehandel. Wie weit es dieses Ziel erreichen kann, hängt von der Umsicht und Tüchtigkeit seiner Gegner ab, die ihm allerdings an Kraft zur See zwar nicht gewachsen sind, aber die bei ihrer ansehnlichen Seemacht doch begründete Aussichten auf verschiedene, die Kriegslage mehr oder minder stark beeinflussende Einzelerfolge haben. Aus dem bisher Erwähnten folgt schon unmittelbar, daß die Franzosen und Russen gut thun, dahin zu streben, daß die englische Flotte ihre Streitkräfte nach möglichst vielen möglichst weit von einander entfernten Punkten hin zersplittern muß; dann wächst auch für sie die Aussicht, bei passender Gelegenheit vom Ganzen abgetrennte Kräfte zu schlagen. Freilich darf diese Seestrategie nicht zu einer Verzettelung der eigenen Streitkräfte führen, die sofort eintreten würde, wenn die Franzosen ihren Lieblingsgedanken, den Kreuzerkrieg gegen die englische Handelsschiffahrt als Hauptpunkt in den Kriegsplan aufnehmen wollten. In den nordeuropäischen Gewässern würde das russische Ostseegeschwader nach der Vereinigung mit dem französischen Nordgeschwader streben; das englische Reservegeschwader würde seinerseits von seinen Aufklärungskreuzern das Skagerack, den Meeresteil, der die Nordsee mit dem Kattegat verbindet, bewachen lassen, um das Hinausschlüpfen der Russen in die Nordsee zu hindern. Es würde ein gut Teil Geschick und auch Glück, Gunst der Witterung, wie starker Nebel und dunkle Nächte, dazu gehören, wenn es dem russischen Geschwader gelänge, die englische Linie zu durchbrechen und, mit gutem Kohlenvorrat versehen, die Nordsee unsicher zu machen; auf alle Fälle, auch wenn dieser Zweck nicht erreicht wird, würde das stoßkräftige russische Geschwader immerhin einen erheblichen Teil der englischen Seestreitkräfte auf sich ziehen. In gleicher Weise würde das französische Nordgeschwader von dem ebenfalls stärkeren englischen Kanalgeschwader überwacht und womöglich in seinem Haupthafen Brest eingeschlossen werden müssen. Um es gleich vorweg zu sagen, auch im Mittelmeer bedingt das französische Geschwader eine entsprechende Ueberwachung durch das englische Mittelmeergeschwader. Dieses Geschwaderschachspiel, wenn man so sagen darf, legt also den größten Teil der Seestreitkräfte beider Parteien fest. England ist heutzutage nicht mehr imstande, wie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts alle wichtigen feindlichen Häfen, nicht einmal die ganze französische Küste zu blockieren; es bleiben genug Schlupfhäfen für Kaperkreuzer und auch für ernstere Unternehmungen frei. Deshalb müßte es sich wohl verlohnen, wenn man in Frankreich von vornherein, wie ja auch General Mercier vor einiger Zeit betonte, die Möglichkeit einer Landung auf englischem Boden nicht allein planen, sondern gründlich und wohldurchdacht vorbereiten würde. Das Studium der alten Landungspläne des Generals Hoche und seines glücklicheren Nebenbuhlers, des Generals Buonaparte und späteren großen Kaisers

wird dabei sehr von Nutzen sein; man wird dabei nicht vergessen, daß die Dampfkraft den Schiffen größere Bewegungsfreiheit, also auch größere Unsichtbarkeit verleiht, als die vom Winde abhängige Takelung der guten alten Zeit. Es könnte sich zunächst darum handeln, bei passender Gelegenheit etwa vierzig- bis fünfzigtausend Mann unvermutet nach Irland zu werfen; gute, ausgesuchte Schützen des französischen Heeres, dazu das Unentbehrliche von Artillerie und Reiterei. Diese Truppen würden auf schnellen Handelsdampfern eingeschifft, die man etwa in Lorient, Saint Nazaire, La Pallice (dem neuen tiefen Hafen für La Rochelle) und auch in Bordeaux zum Auslaufen bereit halten könnte. Gleichzeitig würden kleine Truppendampfer in den Kanalhäfen Dünkirchen, Calais, Boulogne, Dieppe, Havre und Cherbourg mit etwa vierzigtausend Mann besetzt zum Auslaufen vorbereitet. Dadurch würde der Schein einer sehr großen Landungsunternehmung hervorgerufen und der Feind über den Landungspunkt völlig im Unsicheren gehalten. Und diese Vorbereitungen würden nur geringe Umstände und Unkosten machen, weil die französische Dampferfahrt infolge der zahlreichen englischen Kreuzer im Auslande doch während des Krieges stilliegen müßte. Und schließlich darf im Kriege der Geldaufwand nur eine Nebenrolle spielen, so lange man den Willen und die Kraft zum Widerstand hat; denn so lange besteht die Aussicht, daß der Gegner die Kriegskosten zu zahlen bekommt. Der Kreuzerkrieg, den die Anhänger der jungen Schule in Frankreich seit fast zwei Jahrzehnten lebhaft predigen, bringt, wie namentlich Mahan schlagend an der Hand geschichtlicher Thatsachen erwiesen hat, eine Seemacht wie England nie zu Fall. Aber daran sollten die Franzosen noch heute denken, daß der Frieden zu Amiens namentlich darum schnell geschlossen wurde und für Napoleon günstig ausfiel, weil die Landungsvorbereitungen das englische Volk beunruhigt hatten. Zur wirklichen Durchführung einer Landung an den Südküsten Irlands oder Englands gehört freilich zunächst, wenn auch nur für wenige Stunden, die Säuberung dieser Küstengewässer von englischen Seestreitkräften. „Laßt uns auf sechs Stunden Herren des Kanals sein, und wir werden Beherrscher der Welt sein," schrieb Napoleon am 2. Juli 1804 an seinen besten Admiral Latouche-Tréville, der aber zum größten Unglück für seines Kaisers Pläne sieben Wochen später plötzlich starb; sein Nachfolger im Oberbefehl, Admiral Villeneuve, war der schweren Aufgabe nicht gewachsen. Und das berührt einen andern Punkt, der jede Vorausberechnung des Erfolges bei schwierigen Unternehmungen unmöglich macht: mit einem modernen Latouche-Tréville wird manches zu leisten sein, was ein moderner Villeneuve nicht anfassen darf. Dem Führer des französischen Nordgeschwaders würde die schwere, aber höchst ehrenvolle Aufgabe zufallen, den Truppenschiffen freien Weg, wenn auch nur für wenige Stunden, zu schaffen; am besten wäre freilich ein Sieg über das Kanalgeschwader, der nicht unmöglich erscheint, besonders mit Unterstützung der sehr zahlreichen Torpedo-

boote der Küstenverteidigung, die auf viele Häfen verteilt sind, aber zu festgesetzter Stunde vor Brest oder sonstwo vereint gegen den Feind geführt werden könnten. Noch günstiger würde die Lage, wenn das russische Ostseegeschwader der englischen Blockadelinie entschlüpfte, dann das Reservegeschwader durch geschickte Manöver seiner schnellen Kreuzer auf falsche Fährte, gen Norden hinauf, nach den Fär Oer etwa, lockte, selbst aber längs der französischen Küste durch den Kanal nach Brest liefe und im Verein mit dem blockierten französischen Nordgeschwader das Brest blockierende englische Kanalgeschwader gründlich mit starker Uebermacht zum Rückzug zwänge. Das wäre der Augenblick, wo die Truppendampfer unter Geleit von Panzerkreuzern sich vor einem der vielen bequem gelegenen, fast unverteidigten und zum Landen von Truppen geeigneten irischen Häfen sammeln müßten. Wenn die 50 000 Mann erst festen Boden unter den Füßen hätten, würden sie sich mit Hilfe der irischen Bevölkerung schon durchzufressen wissen; Irland aber wäre ein vorzügliches Faustpfand, um den Verlust überseeischer französischer Kolonieen beim Friedensschluß wieder wett zu machen. Noch sei erwähnt, daß die Engländer, solange sie selber die ungestörte Seeherrschaft vor der französischen Küste innehätten, doch mit der früher viel besprochenen Beschießung offener Hafenstädte sehr zurückhaltend sein würden, weil ihnen sonst später, wenn widrige Umstände der geschilderten Art die Lage ändern sollten, gleiches mit gleichem vergolten werden könnte; ein einfaches Rechenexempel weist aber nach, daß in Liverpool oder Glasgow oder sonst wo von wenigen feindlichen Schiffen mehr Schaden angerichtet werden könnte, als etwa durch Beschießung einzelner offener französischer Seehäfen. Einen schwer wiegenden strategischen Vorteil für alle ihre Unternehmungen würden sich die Franzosen sichern, wenn es ihnen gelänge, unmittelbar vor oder beim Ausbruch des Kriegs sämtliche Telegraphenkabel rings um Großbritannien herum zu kappen; im Kriege heiligt der Zweck wirklich die Mittel — solange keine Unmenschlichkeiten begangen werden. Einige kühne Jean Barts auf ein paar sehr schnellen Kreuzern genügen für diesen Gewaltstreich, bei dessen bloßer Erwähnung jedem Londoner Börsenmann eine Gänsehaut über den Rücken laufen muß. Die Zerstörung der Kabel wäre ein schwerer Schlag für den Mittelpunkt, das Hirn des englischen Weltreiches; von französischen Marineschriftstellern ist auf die Bedeutung dieser Maßregel oft genug hingewiesen worden, überdies ist die Lage aller Kabel ganz genau bekannt, und es giebt vorzügliche Werkzeuge, um den Willen in die That umzusetzen. England ohne Kabelverbindung gleicht einem Flaggschiff, das im dichtesten Nebel liegt und keine Ahnung hat, wo die Schiffe seines Geschwaders umherkreuzen. Im Auslande würden die französischen Postdampfer beim Zerstören der englischen Kabel behilflich sein.

Der wichtigste Teil des Seekriegs wird sich aller Voraussicht nach im Mittelmeer abspielen; denn hier wird Frankreich mit größter Thatkraft handeln,

um nicht in die Rolle des Verteidigers gedrängt zu werden. Deshalb ist schon seit Olims Zeiten das französische Mittelmeergeschwader beträchlich stärker als das Nordgeschwader; deshalb ist der ausgezeichnete Kriegshafen Biserta geschaffen und deshalb sind Ajaccio und andere korsikanische und südfranzösische Hafenplätze als Flottenstützpunkte zweiter Ordnung eingerichtet und befestigt worden. Auch hier geht der Kampf um die Seeherrschaft; der Kampfpreis ist Egypten. Seit Leibniz mit seinem concilium aegyptiacum Ludwig XIV. die Eroberung des Pharaonenlandes dringend anempfahl, seit der junge Buonaparte seine kühnen Pläne zur Eroberung Indiens durch englische Linienschiffe am Rande der Wüste bei Abukir und vor Akka vernichten sah, seitdem ist der Wert Egyptens als Stützpunkt für den Seeverkehr nach Ostindien und Ostasien ungeheuer gewachsen, weil ein genialer Franzose trotz englischen Widerstandes den alten Pharaonenplan eines Durchstichs zwischen Asien und Afrika vollendete. Es scheint nur, als habe Lesseps lediglich für Englands Macht gearbeitet; denn thatsächlich beherrscht die englische Flotte den Suezkanal. Wie viel für den Kampf um den Suezkanal und um die Herrschaft im Mittelmeer von der Einsicht des Sultans und der Thatkraft der russischen Flotte im Schwarzen Meer abhängt, wurde schon früher berührt. Aber Frankreich kann allein schon viel dafür thun, wenn es nur entschlossen zupackt. Dazu gehört, und zwar wohl gemerkt nach der Ansicht französischer Seeoffiziere, daß das französische Mittelmeergeschwader stets auf gleicher Stärke mit dem englischen Mittelmeergeschwader gehalten wird, und zwar — coute que coute — selbst auf Kosten der Kriegsstärke des immerhin weniger wichtigen französischen Nordgeschwaders. Um den Kampf im Mittelmeer gleich erfolgreich einzuleiten, handelt es sich darum, den in früheren Seekriegen ebenfalls heiß umstrittenen ausgezeichneten Flottenstützpunkt Port Mahon auf der spanischen Baleareninsel Minorca sofort in eigene Gewalt zu bekommen. Ein französischer Marineschriftsteller sagt geradezu darüber: „Nie dürfen die Engländer wieder Port Mahon bekommen. Das ist eine Lebensfrage! Sie würden dann, mit Gibraltar zur Linken und Malta zur Rechten, politisch und strategisch das französische Mittelmeerbecken in der Gewalt haben. Der Generalstab (der Marine) bedenke: Port Mahon ist der Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes im Mittelmeer!" Deshalb drängt dieser Franzose darauf, durch einen im Frieden wohl vorbereiteten Handstreich die spanische Seefestung womöglich vor Ausbruch des Kriegs in französische Gewalt zu bringen, aus dem guten Grunde, weil es notwendig ist. Spanien würde die feierliche Versicherung erhalten, daß man ihm beim Friedensschluß die Insel wieder zurückliefern würde. Als Entschädigung würde Frankreich erbötig sein, den Spaniern bei der Belagerung Gibraltars vom Lande aus zu helfen. Spanien ist in allen früheren Seekriegen zwischen England und Frankreich meist freiwillig, zuweilen auch gezwungen der Bundesgenosse der Franzosen gewesen. Vielleicht würde das Anerbieten, Gibraltar mit französischem Gelde

und französischen Festungsoffizieren zu erobern, allein schon genügen, um Spanien wieder zum Bundesgenossen seiner romanischen Stammesvettern und Nachbarn zu machen. Die spanische Marine zählt freilich kaum mit, aber für den Seekrieg würde es den Franzosen sehr viel helfen, wenn ihnen die prächtigen spanischen Häfen zur Verfügung ständen. Selbst wenn sich dann die Engländer in Lissabon festsetzten, würde das den großen Vorteil vieler geschützter Häfen nicht ändern. An das französische Steckenpferd, an den einigermaßen wirksamen Kreuzerkrieg wäre ohne spanische Bundesgenossenschaft überhaupt nicht zu denken, weil solcher Kleinkrieg sehr viele Schlupfwinkel fordert. Dem alternden Spanien muß auch heute noch daran gelegen sein: „der tyrannischen Herrschaft ein Ende zu machen, die sich England angemaßt hat und auf dem Ozean auszuüben beansprucht", wie eine alte Erklärung aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lautete, die von den damals über Spanien und Frankreich herrschenden Bourbonen stammt. Denn wenn Frankreichs Seemacht vernichtet würde, so wäre die nächste natürliche Folge, daß England die immer noch wertvollen Reste der spanischen und nach Bedarf auch der portugiesischen Besitzungen an sich risse, also besonders die atlantischen Inseln: die Azoren, die Kanarischen und Kap Verdeschen Inseln, und natürlich die Balearen, sowie Ceuta und Melilla. Also Spanien hat Grund genug, mit besten Kräften seinem alten Bundesgenossen dessen schwierige Lage zu erleichtern. Gelingt es den Franzosen aber, schneller als England die Hand auf Port Mahon zu legen, so haben sie gute Aussichten, die unnatürliche Mittelmeerherrschaft Englands zu brechen. Im Mittelmeer brauchen die Franzosen also einen modernen Duquesne, einen Admiral, der weiß, was er will, und weiß, was er leisten kann. Ein Geschwader, das sich auf die Häfen von Toulon, Port Mahon und Biserta stützen kann und alle Torpedoboote und Küstenverteidiger dieser Plätze jederzeit zu seiner Verfügung hat, wird bei geschickter Führung die englische Stellung im Mittelmeer stark zu erschüttern und bei einigem Schlachtenglück sogar zu vernichten vermögen. Wenn dann noch Gibraltar der modernen Geschütztechnik zum Opfer fiele, würde auch das ganz abgeschnittene Malta nicht uneinnehmbar sein. Mit dem Niedergang der englischen Mittelmeermacht aber fiele Egypten wahrscheinlich ohne einen Schuß dem Sieger als reifer Apfel in den Schoß. Viel schwieriger würde die Lage, wenn Port Mahon in englischen Besitz geriete; dann hätten es die Engländer in der Hand, das französische Geschwader entweder schachmatt zu setzen, oder zur Schlacht zu zwingen, wenn es ihnen paßt, d. h. wenn sie mit überlegener Macht angreifen können. Auch wäre dann Frankreich von seinem nordafrikanischen Besitz getrennt, was unter Umständen verhängnisvoll werden müßte.

Es würde zu weit führen, hier noch Einzelfragen zu behandeln; erwähnt sei aber, daß es zweifelhaft erscheint, ob heutzutage überhaupt eine so strenge Blockade von Brest durchführbar sein würde, wie vor einem Jahrhundert, als es weder

Torpedoboote noch Unterseeboote gab. Sicher ist aber, daß der Kreuzerkrieg und auch einzelne Kämpfe in den Kolonieen, z. B. um Madagaskar, auf den Ausgang des ganzen Krieges gar keinen Einfluß haben werden. Wenn die Franzosen also nicht blindlings in ein großes débâcle zur See hineinrennen wollen, thun sie gut, bei Zeiten ihre Utopie vom Kreuzerkrieg aufzugeben und sich die Worte ihres berühmten Landsmannes Chabaud-Arnault zu Herzen zu nehmen, die dieser lange vor Mahan am Schluß seiner Geschichte der Kriegsflotten ausspricht:

„Jamais ni la guerre de course ni les bombardements maritimes n'ont produit de résultats politiques sérieux. Il en a été tout autrement des campagnes stratégiques accomplies par de véritables flottes. Vainement on essaie de le nier; les faits sont là dans toute leur clarté."

U

„Wer in dem Nein nicht das Ja und in dem Ja nicht das Nein zu sehen und beides mit einander festzuhalten vermag, dem bleibt die Tiefe des Lebens ewig verschlossen."

♡

„Geistesleben ist nicht eine besondere Leistung, Bethätigung, Ausschmückung einer vorhandenen Wirklichkeit, sondern es ist ein Erringen einer echten Wirklichkeit überhaupt, eine Wendung vom Schein zum Wesen, von der Oberfläche zur Tiefe."

♡

„Persönlichkeit ist entweder eine leere und irreleitende Phrase oder der Ausdruck einer neuen Welt, worin sich die Geistigkeit dem wirren Gemenge entwindet und zur Selbständigkeit erhebt".

♡

„Wo gäbe es ein großes Streben in geistigen Dingen, das nicht von der ersten Ansicht her sich als unmöglich ausnimmt, das daher auf eine Erhöhungsfähigkeit der menschlichen Natur, auf einen neuen Menschen vertraut?"

♡

„Es bleibt dabei, daß sich geistiges Leben wohl *an* der Geschichte, aber nicht *aus* der Geschichte entwickelt."

♡

„Je mehr die Kultur sich abgelöst hat von einer begründenden Lebenstiefe, desto mehr hat sie darauf verzichten müssen, den Menschen über sich selbst hinauszubilden, desto ärmer ist in allen äußeren Erfolgen das Innere, desto kleiner sind in aller Größe der Arbeit die Persönlichkeiten geworden."

Stellen aus Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion" (Veit & Comp. 1901.)

Die Aussichten in Südafrika.

Von

Moritz Schanz.

In Hinblick auf die Entwickelung der Verhältnisse nach dem ungerechten Kriege, den Englands brutale Vergewaltigung des freiheitliebenden Burenvolkes hervorrief, prophezeien optimistische Stimmen schon seit geraumer Zeit einen glänzenden Aufschwung Südafrikas, nachdem dort Ruhe und Ordnung wieder eingekehrt sein würden.

Es will mir scheinen, als ob man sich in dieser Beziehung einer Täuschung hingäbe.

Gewiß wird der Wiederaufbau und die Neueinrichtung der massenhaft verwüsteten Farmhäuser und die Wiederinbetriebsetzung sämtlicher Goldgruben die Beschaffung von vielerlei Neuausrüstungsstücken notwendig machen, an deren Lieferung auch Deutschland bis zu einem gewissen Grade beteiligt sein wird, aber das sind doch meist nur einmalige Anschaffungen, und im großen und ganzen darf man wohl annehmen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse, vorausgesetzt, daß der Friede erhalten bleibt, sich innerhalb desselben Rahmens entwickeln werden wie vor dem Kriege.

Wie ist dieser Rahmen aber beschaffen?

Südafrika ist zum größten Teile ein armes Land, dessen natürliche Hülfsmittel von jeher stark übertrieben worden sind. Selbst die Budgets der dortigen britischen Kolonieen krankten an ständigen Defizits, und erst die Entdeckung der reichen Diamanten- und Goldlager und der damit zusammenhängende Aufschwung von Kimberley und Johannesburg brachten in die ganze Südspitze des Kontinents ein reger pulsierendes wirtschaftliches Leben.

Aber Gold und Diamanten allein haben noch nirgends die Prosperität eines Landes auf die Dauer verbürgt und werden es auch in Südafrika nicht können. Der Abbau dieser Schätze erfordert selbst im Großbetrieb — und ein anderer als kapitalkräftiger Großbetrieb ist heutigen Tages nicht lohnend — eine verhältnismäßig nur recht beschränkte Anzahl von weißen Händen, die gewonnenen Schätze selbst gehen zum ganz überwiegenden Teile außer Land, ihre

Förderung bereichert ausländische Kapitalisten, und so verbleibt Südafrika von all dem Segen in der Hauptsache nur die Lieferung eines Teils der Lebensmittel für etwa 200 000 Mann, welche mit der Grubenindustrie in Verbindung stehen. Daneben profitiert auch der Handel davon und der Staatsschatz bezieht in Form von Zuwachs an Zöllen, Steuern und Eisenbahnfrachten erfreuliche Einnahmen, aber das ist auch alles.

Die Zahl der Einwohner und die Zunahme der Kulturen sind durch den Minenbetrieb weniger beeinflußt worden, als man vielfach anzunehmen scheint.

Nun wird man freilich das oft ausgesprochene Schlagwort gewisser Minen-Interessenten ins Feld führen, daß nach Beseitigung des „Krügerismus" ein phänomenaler Aufschwung eintreten müsse. Abgesehen davon, daß sich ein derart begründeter Aufschwung doch nur auf den Witwatersrand beschränken und dem übrigen Südafrika nur indirekt und in beschränktem Maße zu gute kommen könnte, so liegen in der That selbst in Transvaal die Dinge so, daß der Unparteiische nicht einzusehen vermag, welch nennenswerten Vorteil der Goldminenbetrieb denn aus der neuen Gestalt der Dinge ziehen solle. Haben doch unbefangene ausländische Minenrepräsentanten in Johannesburg selbst jederzeit offen anerkannt, daß das Bergwerksgesetz Transvaals eines der liberalsten der Welt überhaupt war und daß man bei dessen Feststellung die besten Erfahrungen von Nordamerika und Australien verwertet hatte. Ich erinnere mich noch deutlich, wie verwundert die englischen und amerikanischen Leiter einiger der bekanntesten Goldgruben am Rand waren, als ich mich nach dem Besuch ihrer Werke bei ihnen darnach erkundigte, welche Beschwerden sie nun eigentlich gegen die Transvaal-Regierung hätten. Sie wußten in der That keine vorzubringen, und als ich mich nun auf die sensationellen Artikel der Rhodes-Presse über die „Unterdrückung" der armen Minenbesitzer vom Rande bezog, da hatte man nur ein bezeichnendes verständnisvolles Lächeln.

Mag auch durch die Abschaffung oder Abänderung des Dynamitmonopols eine nennenswerte Ersparnis bei dem Bezug der notwendigen Sprengmaterialien in Aussicht stehen, die besonders den noch nicht Dividende zahlenden Gesellschaften erwünscht sein wird, so macht man andererseits schon längst kein Hehl mehr daraus, daß man die Spesen des Krieges und der zukünftigen Verwaltung teilweise durch eine stärkere Heranziehung der Bergwerksindustrie zu decken gedenkt, so sehr sich die einflußreichen Minen-Magnaten auch dagegen sträuben. Die Transvaal-Regierung hatte im Jahre 1898 auf den Reinertrag der Goldminengesellschaften eine Steuer von 5 % gelegt, und obgleich die Chartered Company in ihrem „zukunftsreichen" Rhodesia für Erteilung von Minenrechten eine Beteiligung von nicht weniger als 50 % (!) forderte, scheuten sich die englischen Wühler damals nicht, das Verlangen Transvaals als ein „beispiellos hartes"

hinzustellen. Man wird am Witwatersrand noch Veranlassung haben, sich nach den milden Lüften zurückzusehnen, die unter Krüger wehten.

Führt man doch in der Goldküstenkolonie, die sich bekanntlich englischer Verwaltung „erfreut", seit geraumer Zeit bittere Klage über das zopfige und unpraktische Bergwerksgesetz, welchem man einen großen Teil der Schuld für die langsame Entwickelung des dortigen Goldbergbaues zuschreibt; im englischen Guinea wäre man in der That überaus froh, wenn man dort eine Einrichtung wie die von gewissen Engländern so ungerechtfertigt geschmähte Berggesetzgebung Transvaals besäße.

Immerhin, die Goldminenindustrie Südafrikas wird sich allmählich ausdehnen, denn in ihr bieten sich noch zahlreiche Gelegenheiten für neue und lohnende Gesellschaften, und trotz des Krieges ist in und um Johannesburg Anfang 1902 wieder einmal ein großer „Boom" für Stadtgrundstücke und Farmen eingetreten.

Ganz anders aber liegen die Dinge in der zweitwichtigsten Mineninduſtrie Südafrikas, nämlich betreffs der Diamantengewinnung. Hier beherrscht in der That eine einzige Gesellschaft, die berühmte „Debeers Company", das ganze Feld vollkommen. Sie hat es verstanden, sich in Südafrika nicht nur die Kontrolle über alle bereits erfolgten Funde, sondern auch über noch zu machende Entdeckungen zu sichern, und zwar fällt es ihr nicht ein, den Betrieb dem Zuwachs von neuen Funden entsprechend auszudehnen, sondern ihr Bestreben geht prinzipiell dahin, die Preise möglichst hoch zu halten und nur so viele Diamanten auf den Markt zu bringen, als dieser erfahrungsgemäß ohne Preisdruck zu konsumieren vermag. So läßt denn die Debeers Kompagnie selbst einen Teil ihrer reichen Kimberley-Gruben gänzlich unbearbeitet liegen, und auch die ihrer Kontrolle unterstehenden Diamantengruben im Oranjestaat wären schon längst außer Betrieb gewesen, wenn nicht eine vorsichtige Gesetzgebung der dortigen Burenregierung wenigstens eine notdürftige Ausbeutung obligatorisch gemacht hätte.

Die Kohlenminen Südafrikas und vielleicht auch die Kupferminen werden langsam weiter entwickelt werden, sonstige moderne Industrieen außerhalb des Minenbetriebes aber haben in Südafrika, wenn nicht ein nennenswerter Schutzzoll eingeführt wird, nach den bisherigen Erfahrungen im allgemeinen noch keine Aussicht, mit Europa konkurrieren zu können.

Seinen natürlichen Vorbedingungen nach bleibt das Land deshalb in seiner größten Ausdehnung denjenigen Gewerben überlassen, welche schon die ersten Kolonisten hier betrieben, nämlich der Viehzucht und in beschränktem Maße dem Acker- und Gartenbau.

Freilich darf man auch bei diesen ländlichen Beschäftigungszweigen nicht annehmen, daß sie überall sicheren und unschweren Erfolg verbürgten. Südafrika ist vielmehr für den Durchschnittseinwanderer niemals ein besonders

günstiges Gebiet gewesen; die für Ackerbau geeigneten Ländereien sind beschränkt und meist schon in festen Händen, besonders soweit die Kapkolonie und Natal in Frage kommen, und überdies ist Südafrika ein Land vieler Plagen. Die Niederschläge sind in weiten Strecken dieses Gebietes so schwankend, unregelmäßig und ungenügend, daß Weide- und Feldwirtschaft vielfach stark durch Dürre beeinträchtigt werden, wozu stellenweise Hagelschläge treten. Die anstehenden Ernten leiden nicht selten unter gefräßigen Heuschrecken, Weizen und Kartoffeln unter verderblichem Roste; in den Weinbergen der Kapkolonie hat leider auch die Phylloxera ihren Einzug gehalten, und Rinderpest, Pferdesterbe, Lungenseuche und Schafräude, im Norden auch die Tsetse-Fliege, räumen unter den Herden auf. Zu all diesen, nicht regelmäßig, aber doch leider allzu häufig auftretenden Uebelständen tritt, wie in ganz Afrika, die Schwierigkeit der Arbeiterfrage. Der bedürfnislose Farbige, dem man die Farmarbeit meist überläßt, kann zu regelmäßiger und anhaltender Thätigkeit nicht herangezogen werden, da ihm schon der Ertrag von wenigen Monaten Arbeit genügt, um sich dann für den Rest des Jahres dem so beliebten Nichtsthun zu widmen. So ist denn hier ein Großbetrieb in der Landwirtschaft fast ganz unmöglich, es kann sich vielmehr überwiegend nur um Kleinsiedelung handeln, und es müssen in der That anspruchslose und hart arbeitende Menschen sein, welche den mannigfachen Schwierigkeiten der Bodenbestellung in Südafrika mit Aussicht auf einigen Erfolg begegnen wollen. Solche Menschen aber sind die Engländer gerade nicht, und die Absicht der englischen Regierung, nach Beendigung des Krieges durch Ansiedelung zahlreicher englischer Kolonisten in Südafrika das numerische Uebergewicht der englischen über die holländische Rasse zu sichern, scheint mir deshalb nur geringe Aussicht auf Erfolg zu eröffnen. Diese englischen Kolonisten werden entweder überhaupt nicht kommen, oder sich doch vermutlich in ihrer Mehrzahl sehr bald wieder enttäuscht zurückziehen. An eifriger Werbethätigkeit, englische Ansiedler ins Land zu ziehen, haben es die englischen Kolonieen Südafrikas ja auch früher nicht fehlen lassen, aber was ist der Erfolg gewesen? Die letzte, allerdings schon vom Jahre 1891 datierende Volkszählung wies in der ganzen großen Kapkolonie 377 000, in Natal, dem „Garten Südafrikas", nach einer 60jährigen Besiedelung nur 45 000 Weiße einschließlich der Kapholländer auf, und wenn schon diese besseren Teile des Kaplandes eine so geringe Anziehungskraft auszuüben vermochten, so wird das von der Natur durchgängig noch weit weniger begünstigte Hochland der Burenstaaten erst recht nicht in der Lage sein, den verhältnismäßig anspruchsvollen englischen Auswanderer anzulocken. Der englische Kolonist geht eben nicht mit der Aussicht über See, für den Rest seines Lebens harte Handarbeit zu verrichten und dabei ein an mancherlei Entbehrungen reiches Leben zu führen. Damit begnügt sich fast nur der Deutsche, und gerade dieser hat in Südafrika bewiesen, daß auch Weiße ohne Schädigung ihrer Gesundheit und mit

Erfolg hier selbst die Bestellung des Landes übernehmen können, während Engländer und Holländer die eigentlichen Farmarbeiten den Farbigen überlassen und sich auf deren Beaufsichtigung beschränken. Wie in Australien, so haben auch die englischen Kolonieen Südafrikas von dieser deutschen Pionierthätigkeit große Vorteile gezogen.

Haben doch Deutsche von Anfang an an der Kolonisierung Südafrikas verdienstvollen Anteil genommen.

Schon unter Riebecks Soldaten waren auch Deutsche vertreten; Deutsche — nicht, wie man oft liest, Franzosen — waren die ersten, welche die Kultur der Weinrebe von den Ufern des Rheins nach dem Kapland brachten; die Herrnhuter Mission war die erste, welche im Kapland zu wirken begann, und das 19. Jahrhundert sah zu fünf verschiedenen Perioden eine größere deutsche Auswanderung nach Südafrika ziehen. Zunächst kam infolge der napoleonischen Kriege und des großen Hungerjahres 1817 eine Anzahl von deutschen Bauern und Handwerkern heraus, welche vollständig im Holländer-Element aufgingen. Ferner wanderte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders im Gefolge der Hermannsburger Mission, in Natal eine größere Schar von Hannoveranern ein, welche ihr Deutschtum bis heute treu bewahrt haben. Im Jahre 1857 siedelte man sodann drei Regimenter der deutsch-englischen Legion, welche für den Krimkrieg angeworben, aber nicht mehr zur Verwendung gekommen waren, in Militärkolonieen an der Ostgrenze der Kapkolonie an, und kurze Zeit darauf wurden in Kaffraria 6 Schiffsladungen norddeutscher Auswanderer gelandet, welche das buschige Hinterland von King Williamstown in lachendes Acker- und Gartenland umgewandelt haben. Eine vierte größere Einwanderung erfolgte 1875 bis 1877 auf Veranlassung der Kapregierung, und diese Leute besiedelten unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten höchst erfolgreich die öden Sandflächen in der Nähe von Kapstadt. Eine fünfte und nicht die beste Periode deutscher Einwanderung endlich setzte mit der Auffindung der reichen Diamanten- und Goldfelder ein. Seitdem freilich ist die deutsche Auswanderung nach dem Kaplande auf eine verschwindend geringe Zahl zusammengeschrumpft.

Eine kleine Anzahl unserer Landsleute finden wir heute als Großkaufleute in Kapstadt, Port Elisabeth, East London, King Williamstown, Durban, Kimberley, Johannesburg und Pretoria, daneben an diesen und an vielen kleineren Orten deutsche Handwerker, Wirte und Bierbrauer; die Uhrmacher z. B. sind fast überall Deutsche. Auch deutsche Aerzte, welche gleichzeitig meist eine gut lohnende Apotheke besitzen, sind recht zahlreich vertreten. Der Hauptteil unserer Landsleute im Kaplande aber besteht aus Kleingrundbesitzern, welche in harter, unausgesetzter Arbeit, unterstützt von ihren braven Frauen, Wüsteneien in Gärten umgewandelt und dabei zwar nur selten Wohlhabenheit und nie Reichtum, aber durchgängig ein bescheiden-behag-

liches Auskommen gefunden haben. Um die Erhaltung ihres Deutschtums haben sich besonders die deutschen Kirchen und die meist mit ihnen verbundenen deutschen Schulen verdient gemacht; in politischer Beziehung aber hat die große Masse unserer Landsleute in Südafrika eine einflußreiche Stellung weder gewonnen, noch auch nur erstrebt.

Die von den deutschen Ansiedlern im Kapland geleistete Kulturarbeit muß zwar auch von den dortigen Engländern anerkannt werden, einfach deshalb, weil sie sich eben nicht übersehen und wegleugnen läßt, aber das hindert nicht, daß die dortigen Deutschen im allgemeinen doch unbeliebt sind. Dieses Gefühl kam zuerst gelegentlich des berühmten Kaisertelegramms an Krüger offen zum Ausdruck, und die Sympathieen des deutschen Volkes für die Burensache haben die Stimmung der Kapengländer uns gegenüber weiter verbittert. Darüber gebe man sich keiner Täuschung hin.

Ueberdies steht man in Südafrika heutzutags vielfach jeder weiteren Einwanderung aus Europa unsympathisch gegenüber, weil man sie, ebenso wie in Australien, überwiegend unter dem Gesichtspunkt unerwünschter Konkurrenz beurteilt. Alle die gewöhnlichen Arbeiten werden von den Farbigen besorgt, gegen deren Billigkeit kein Weißer konkurrieren kann, und für die den Europäern reservierten Beschäftigungen ist genügendes Angebot vorhanden. Am ungünstigsten sind die Aussichten für neu einwandernde gewöhnliche Arbeiter und für kaufmännische Gehülfen; erstere müssen mit Malayen und Kaffern in den Wettbewerb treten, letztere können überhaupt nur schwer ein Unterkommen finden. Die besten Aussichten haben noch geschickte Handwerker, welche einen Tagelohn von 8 bis 12, als Spezialisten 20 Schillinge und mehr verdienen, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß das Leben in Südafrika mindestens um 50 % teurer ist als in England, und am gesuchtesten sind weiße Dienstmädchen, ein in Südafrika sehr seltener und entsprechend hoch bezahlter Artikel.

Was den Handel Deutschlands mit Südafrika anbelangt, so steht derselbe, wenn auch mit weitem Abstand, nach demjenigen Englands und Nordamerikas in dritter Linie und hat sich im letzten Jahrzehnt wesentlich gehoben; immerhin sind die Gesamtzahlen unseres Umsatzes mit Südafrika verhältnismäßig kleine. Die deutsche Ausfuhr dahin hatte sich allerdings vom Jahre 1891 bis zum Jahre 1896 vervierfacht, indem sie von 7 auf 29 Millionen Mark stieg, aber seitdem ist wieder ein Rückgang eingetreten. In den Jahren 1896 bis 1900 führten wir nach Britisch-Südafrika und dem Oranjestaat jährlich zwischen 12 und 15 Millionen Mark aus und für 16 bis 18 Millionen Mark, überwiegend Schafwolle, ein, während unsere Ausfuhr nach Transvaal in den Jahren 1896 bis 1899 zwischen 9 und $13\frac{1}{2}$ Millionen Mark schwankte.

Die deutschen Artikel, welche bei der Einfuhr in Südafrika besonders in Frage kommen, sind Eisenbahnmaterialien, Maschinen und Eisenwaren, elek-

trische Einrichtungen, Zaundraht, Sprengstoffe, Cyankali, Glycerin, Cement, Porzellan, Pianos, Baumwoll-, Woll- und Lederwaren, Bier, Wein, Zigarren und Parfümerieen.

Mit dem Transvaalstaat hatte Deutschland schon im Januar 1885, mit dem Oranjestaat im April 1897 einen Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen, und auch in den englischen Kolonieen genoß unsere Einfuhr bis zum Jahre 1898 die durch den bestehenden Handelsvertrag mit Großbritannien gewährleistete Gleichberechtigung und war also derselben Zollbehandlung unterworfen wie aus England stammende Ware, nämlich im allgemeinen einer Abgabe von $7^1/_2$ % vom Werte. England hat seinen Handelsvertrag mit uns aber gekündigt und nur vorläufig verlängert, so daß formell einer Aenderung des bisherigen Zustands nichts im Wege steht. In der That machen sich denn auch seit dem jüngsten Kriege immer lautere Stimmen geltend, welche mit dem Prinzip der offenen Thür in Südafrika zu brechen vorschlagen und angesichts der letzthin gebrachten Opfer an Gut und Blut eine Zollbegünstigung für die aus England stammenden im Gegensatz zu fremden, nichtenglischen Waren fordern.

Bestrebungen auf Zusammenfassung Englands mit seinen Kolonieen zu einem allbritischen Zollverband sind bekanntlich ja bereits seit länger als einem Jahrzehnt im Gange, aber die dabei zu überwindenden großen Schwierigkeiten haben bislang noch nicht beräumt werden können, und in Südafrika besitzt England auch jetzt schon den Löwenanteil des Handels.

Auch Deutschland wird nach wie vor in Südafrika ein regelmäßiges Absatzfeld haben, aber man wird gut daran thun, dessen Bedeutung nicht zu überschätzen. und gerade in Bezug auf einige wichtige Positionen, wie z. B. das Material für den Bau und Betrieb von Eisenbahnen, das von Deutschland in nennenswerten Mengen nach dem Transvaalstaat ging, wird man in Zukunft damit rechnen müssen, daß England diesen Bedarf ausschließlich deckt.

Eine Stellung von seltener Schwierigkeit wird auch nach Einstellung der offenen Feindseligkeiten die englische Verwaltung Südafrikas haben. Welche Fülle von zu lösenden Problemen in einem Lande, das, abgesehen von seinen Minenschätzen, immer ein armes gewesen ist und nun die bescheidenen Erfolge langjähriger harter Arbeit zum guten Teile durch den Krieg vernichtet sieht. Die aus der Verbannung zurückkehrenden Buren, die aus den Konzentrationslagern in ihre verwüstete Heimat entlassenen Frauen und Kinder kann man dort. sämtlicher Hilfsmittel beraubt, nicht einfach verhungern lassen, sondern man wird dieser verminderten, an den Bettelstab gebrachten Landbevölkerung die Mittel gewähren müssen zum weiteren Kampfe mit dem dürren und unfruchtbaren Boden und zum Ersatz des verlorenen Viehstands. Auch für die zahlreichen, ebenfalls meist gänzlich mittellosen ehemaligen Beamten der beiden Republiken wird in irgend einer Form gesorgt werden müssen. Neben den Buren und Kaprebellen

haben aber auch die loyal gebliebenen Kolonisten ohne ihr Verschulden vielfach schwere Verluste erlitten, und sie erwarten mit Recht, von der Regierung entsprechend entschädigt und unterstützt zu werden. Zahlreich dürften die Rechtsstreitigkeiten sein, welche mit den von den Burenregierungen eingegangenen Verbindlichkeiten zusammenhängen. Daneben wird die große Schar englischer Abenteurer, Spekulanten und Bergleute, welche immer ein sehr unruhiges Element gebildet hat, auf die Erfüllung längst gehegter Wünsche dringen, und diese Leute werden sich von England aus nicht diktatorisch regieren lassen. Es dürfte vielmehr selbst im Kap-Parlament, nachdem dessen lange Vertagung ihr Ende erreicht haben wird, lebhafter als je zuvor hergehen, und man wird sich dort auf das äußerste dagegen sträuben, falls England den wahrscheinlichen Versuch machen sollte, einen größeren Teil der Kriegskosten auf Südafrika abzuwälzen. Auch die Kapengländer sind nicht willens, die englische Oberherrschaft in einer anderen Form als unter vollster Wahrung ihrer Verwaltungsselbständigkeit anzuerkennen, und gegen eine Herabdrückung der Kapländer auf die Stufe von Kronkolonieen würden sich auch die dortigen Engländer sehr empfindlich zeigen. Ja, es ist gar nicht ausgeschlossen, daß gerade die Kapengländer dem Mutterlande in der Nächstzeit noch mehr Sorgen und Schwierigkeiten bereiten werden als die besiegten Buren, die sich in ihrer Mehrzahl allerdings wohl nie zu „Freunden" der englischen Verwaltung entwickeln werden, aber vermutlich für längere Zeit in stumpfer Resignation verharren dürften. Die Unterhaltung eines größeren stehenden Heeres in Südafrika wird selbstverständlich für Jahre hinaus unbedingt notwendig bleiben und ein äußeres Zeichen des traditionellen „Fluches der bösen That" bilden.

So liegt denn die Zukunft Südafrikas in wirtschaftlicher wie politischer Beziehung vielfach so unklar und trübe vor uns, daß man gut daran thun wird, den prophezeiten „Aufschwung" nicht zu hoch einzuschätzen und zu berücksichtigen, daß die von den Minenspekulanten seit geraumer Zeit mit so großer Virtuosität gespielten Friedensschalmeien nur den Zweck hatten, südafrikanische Börsenpapiere in die Höhe zu treiben.

Das Große.

Liebe Freunde, seid doch ehrlich!
Liebe Feinde, bleibt im Wahren!
Alles Große ist gefährlich —
Doch es bannt auch die Gefahren. —

Freiheit.

Die Freiheit ist, das leugn' ich nicht,
ein Ideal für Heldenfahrten:
nur schad', sobald man von ihr spricht,
gerät man in die Redensarten!

Hans von Wolzogen.

Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb.

Mein Anteil an dieser Kolonial-Gründung der Neu-Guinea-Compagnie.

Von

Dr. O. Finsch.

(Fortsetzung.)

Der Erfolg mußte sich bald zeigen, als wir am 11. Oktober endlich das ersehnte Ziel erreichten. — Constantinhafen, eine kleine Buchtung in der südöstlichen Ecke von Astrolabe-Bai, die uns als Hafen ebenso sehr enttäuschte, wie die völlige Abwesenheit von Menschen. Alles war wie ausgestorben; kaum daß bei der glühenden Mittagshitze eine vereinzelte rauhe Vogelstimme aus dem undurchdringlichen Urwalddickicht ertönte, welches die Bucht einschloß. Der Rauch unseres Dampfers mußte ja längst bemerkt worden sein, aber die Eingeborenen schienen in der That die Warnungen ihres weißen Freundes zu befolgen und hielten sich vor den Fremden, aus Mißtrauen und Furcht, versteckt. Und so war es. Fast eine halbe Stunde lagen wir erwartungsvoll zu Anker, schon wollte ich im Boot nach Menschen auf die Suche gehen, da rief einer unserer Miokesen plötzlich: „Kanaka! Kanaka!" Das scharfe Auge des Schwarzen hatte seine Rassegenossen entdeckt. Richtig; da, im dichten Ufergestrüpp, die Reihe dunkler Himpel, in der Schattenfinsternis schwer erkennbar, das waren Eingeborene, laut- und bewegungslos neben einander hockend, die Männer und Krieger von Bongu, welche die Fremdlinge schon längst beobachtet hatten. „Corvetta ruschia?" lautete die erste Frage. Ja, natürlich! Und als ich unter den Begrüßungen in Bongu-Sprache auch „Sa-ulo", „Maclay" und „Kaaremtamo" kräftiglichst erschallen ließ, da hatte ich die Zauberworte getroffen, welche uns als Freunde einführten. Denn der „Kaaremtamo", d. h. „der Mann aus dem Monde", so hieß ja ihr weißer Gönner Maclay, dessen Namen ich später von Karkar (Dampier-Insel) bis Kap Teliata, auf ungefähr 250 km Küste, überall zuerst aussprechen hörte, wo wir mit Eingeborenen zusammentrafen. Aber an Bord trauten sich die neuen Freunde zunächst allerdings noch nicht, das machte die Furcht. Und unsere Seeleute überfiel es ähnlich, als sie mich hinüberrudern sollten zu den braunen Speerkriegern und Bogenschützen. „Dotta, me

like Market" hat daher ein Mioko-Bursche. Eine geladene Muskete? ja warum nicht gar, damit das Ding etwa, nur aus Angst, losgeht und „Bumm", da liegt einer! Dann hätten wir uns freilich hier nicht weiter zu bemühen brauchen. Und warum kehrte Peter Hansen, der kräftige Däne, plötzlich seine Vorderseite dem Buge des Bootes zu? Das geschah nicht aus Wissensdrang, sondern vorsichtshalber, denn nach seiner Auffassung ist es nicht „egal", in den Rücken oder in die Brust gespeert zu werden! Es belebte aber doch den Mut merklich, daß sich der Doktor ganz unbewaffnet unter die schwarze Gesellschaft wagte, und bald ging es an ein Handschütteln, als wären wir schon alte Bekannte. Wie nett, daß Maclay endlich einmal einen Bruder schickte, und einen freigebigen dazu, um nach dem Rechten zu sehen. Daß das Haus auf Einsiedelei-Point nicht mehr existierte, das konnten die Eingeborenen freilich nicht helfen, im übrigen zeigten sie mir aber genau die Grenzen des Maclayschen Besitztums, die jeder kannte und respektierte. Ich durfte also in Betreff des Eigentumsrechtes des von mir erworbenen Landes völlig beruhigt und überzeugt sein, daß die Häuptlinge von Bongu, Gumbu und Korendu-Mana die Bedeutung ihrer Zeichen unter dem Kaufkontrakt sehr gut verstanden. Ob dies auch bezüglich des Freundschaftsvertrages der Fall war, den Herr von Oertzen mit ihnen abschloß, schien weniger sicher. Zur großen Befriedigung der Eingeborenen, und mit deren Hilfe, wurde nun auf dem neuen Besitztum ein „Buam" (Haus) gebaut, über dem am 17. Oktober (1884) die deutsche Flagge wehte, zum erstenmale in diesem Teile Neu-Guineas überhaupt. Denn an der Südostküste hatte ich als guter Deutscher, wie überall in der Ferne, das nationale Wahrzeichen schon früher entfaltet, damals als flüchtiger Besucher, diesmal, um den ersten Markstein zu legen für ein neues, zukunftsreiches Gebiet des deutschen Kolonialreiches. Für die Geschichte desselben wird der 17. Oktober daher immer ein Gedenktag bleiben. Es versteht sich von selbst, daß das Richtfest des ersten deutschen Hauses nebst Flaggenhissen in eine kleine Feier ausklang, bei der die Eingeborenen nicht zu kurz kamen und uns auch ihrerseits überraschten. Freilich nicht mit allerlei Eßbarem, wie wir sie, aber mit einer Tanzvorstellung (Mun), zu unserer Ehre, der beste Beweis, wie gut wir uns mit ihnen eingelebt hatten. Wie schade! daß jetzt gerade diese braven Weißen abreisen mußten. Denn nun war Tanz und Spiel vorbei, aber schlimmer als das, es gab auch keinen „Kas" (Tabak) mehr, kein „Taporr" (Beil), kein „Noscha" (Messer), alles kostbare Dinge, mit denen sich so schön mit Nachbarstämmen gewinnreicher Tauschhandel treiben ließ. Aber der „Maclay-Germania" kam ja wieder, dafür bürgte die dreifarbige Flagge, die er der Obhut der einflußreichsten Männer von Bongu, zu denen der sogenannte „König" Sa-ulo übrigens nicht gehörte, zum Aufbewahren im „Buambrambra" (Tabuhaus) feierlich übergeben hatte, und das — Haus. In dem letzteren lagerten freilich nur etwas Steinkohlen. Denn trotz

der freundlichen Aufnahme, und nicht um alle Schätze der Welt, ließ sich auch nur einer der Miokoleute überreden, für kurze Zeit unter diesen Eingeborenen zu leben, wie dies jeder farbige Missionslehrer „Teacher" ohne Zögern gethan haben würde. Und einen weißen Händler konnte ich nicht einsetzen, die brauchte die Handels- und Plantagengesellschaft selbst sehr notwendig; außerdem fand der Mann hier kein Arbeitsfeld, dazu gab es viel zu wenig Kokospalmen.

Mit dem Scheiden von Constantinhafen, wo mir sogar einige russische Wörter, noch von der sibirischen Expedition her, nützlich gewesen waren, hörte es mit der Verständigung durch Worte nun auf. Wir traten in das Reich der Zeichensprache, jenes Volapük, das nicht bloß in ein paar armseligen Gebärden besteht, sondern auf Verständnis der Eingeborenen, ihrer Art und Sinnesweise beruht. Dabei kommen freilich noch allerlei Nebenumstände in Betracht, nicht am wenigsten das persönliche Auftreten des Reisenden und seiner Begleiter selbst. Nun, nach meinen Erfahrungen wußte ich ja, daß sich mit Eingeborenen, die möglichst wenig vom weißen Manne kennen, am besten verkehren läßt, und so ging es denn getrost mit dem Walboot in die Einfahrt, welche wir nördlich von der kleinen Insel Bilibibi im Küstensaume entdeckten. Muscheltrompeten und die dumpfen Töne der großen hölzernen Signaltrommeln verkündeten das große Ereignis den Bewohnern, deren Kanus uns bald umringten, dicht gefüllt mit Bewaffneten. Und diese verdächtige rote Bemalung? Das konnte doch nur Kriegsfarbe sein? I bewahre, Freudenfarbe war es, als Festschmuck zur Feier des „18. Oktober", der jedenfalls für die Eingeborenen bereits Bedeutung haben mochte und nun, durch unsere Ankunft, für sie zu einem bleibenden Erinnerungstage werden sollte. Denn mit der „Samoa" sahen sie das erste Schiff des weißen Mannes in dem herrlichen, geschützten Hafen, den bisher nur die Kiele ihrer Kanus gekreuzt hatten. Unter dreifachem Hoch auf den Kronprinzen (nachmals Kaiser Friedrich) entfalteten wir die deutsche Trikolore in Friedrich-Wilhelmshafen, in welchem wir den besten des neuen Landes entdeckt hatten. Wie der hohe Herr vor Jahren die Widmung eines meiner wissenschaftlichen Werke huldvollst annahm, so war es mir nun vergönnt, in Mehrung des Reiches, ihm eine friedliche Eroberung zuzueignen. Das zufällige Zusammensein der hervorragendsten Häuptlinge erleichterte es mir, Land zu erwerben und damit „den Hafen zu sichern", ein Vorgang, für welches unsere Geheimschrift ein Wort besaß, daß ich nun zum erstenmale benutzen konnte. Bereits auf der Rückreise begriffen, wurde uns noch eine große Ueberraschung zu teil, — der Anblick der, meist in Wolken verhüllten, mächtigen Gebirgskette im Inlande von Astrolabe-Bai, die nur wenige Weiße vor uns erschauten. Ich benannte sie zu Ehren unseres großen Reichskanzlers und jetzt verzeichnet jede Karte das „Bismarck-Gebirge" mit Otto-, Herbert-, Wilhelm- und Marien-Spitze, den höchsten Bergen in Deutsch-Neu-Guinea.

So durften wir mit den Erfolgen dieser ersten Pionierfahrt zufrieden sein; weniger mit dem Gesundheitszustande der Teilnehmer, denn die Hälfte derselben lag, als wir am 29. Oktober nach Mioko heimkehrten, am Fieber danieder, darunter auch der Schreiber dieser Blätter. Das traf sich wirklich gut! Doch nicht mit dem Fieber? Nein, das rechtzeitige Zurückkommen und dadurch Zusammentreffen mit den Kriegsschiffen. Zu unserer Freude fanden wir nämlich bereits das Kanonenboot „Hyäne" (Kommandant Kpt-Lt. Langemak), das am 27. Oktober eingetroffen war, und schon am 2. November konnten wir S. M. gedeckte Korvette „Elisabeth" (Kommandant Kpt. z. S. Schering) begrüßen. Sie kam via Kapstadt und Sydney direkt von Lüderitzland, um wie dort, kaum drei Monate vorher, nun hier im Bismarck-Archipel (damals noch Neu-Britannien) die deutsche Reichsflagge zu hissen und unter ihren Farben das Protektorat des deutschen Kaisers zu verkündigen.

Mit großer Befriedigung vernahm Kapitän z. S. Schering unsere bisherigen Ergebnisse und verabredete mit uns die weiteren Operationen. Darnach begleitete Kapitän Dallmann die Kriegsschiffe als Lotse für Friedrich Wilhelms-Hafen, während ich mit der „Samoa", unter Führung des ersten Steuermanns Sechstroh, die Küste Neu-Guineas südlich von Festungshuk bis zum Mitrafels untersuchen sollte, um innerhalb einer bestimmten Zeit wieder mit den Kriegsschiffen zusammen zu treffen. Diese ganze Küste vom Huongolf war damals nur nach den Aufnahmen von Kapitän Moresby mit dem englischen Kriegsschiffe „Basilisk" bekannt und diese verzeichneten keinen einigermaßen brauchbaren Hafen. Und um einen solchen handelte es sich aber gerade für uns. Denn die Verbindung des neuen Unternehmens war damals über Australien (Sydney oder Cooktown) festgestellt und dafür lag Friedrich-Wilhelmshafen doch reichlich weit ab. Es war also äußerst wichtig, weiter südlich einen Hafen aufzufinden.

„Nun, machen Sie es gut! Und erfreuen Sie uns vor allem mit einem neuen Hafen!" mit diesem Wunsche dampfte ich am 13. November von Mioko. Und es glückte mir. Denn wie am Schnürchen spielte sich das gemeinsam verfaßte Programm ab, das mit dem Aufhissen der Reichsflagge in Finschhafen (am 27. November) seine Glanznummer mit Knalleffekt verzeichnen konnte. Vier Tage zuvor war es mir, nach langem Suchen, persönlich geglückt, diesen hübschen, später von Kommandant Schering mir zu Ehren benannten Hafen zu entdecken und, laut Instruktion, „mit den Eingeborenen die freundschaftlichsten Beziehungen anzuknüpfen". Die berechtigte Furcht vor den, ihnen noch unbekannten, Weißen war überwunden, glimmte aber mit Eintreffen der „Hyäne" mehr oder minder wieder auf. Nun, Zureden hilft! Und so freute ich mich, alle die Häupter meiner Lieben, die würdigen „Abumtaus" oder Gemeindeältesten, glücklich unter dem Flaggenbaum versammelt zu haben. Freilich, etwas ängstlich waren sie doch, als mit militärischer Präzision so viele Bewaffnete aufmarschierten. Nur ruhig, Kinder,

es geschieht euch nichts! Da — der erste Trompetenstoß — und weg waren sie alle, die schwarzen Krieger, so recht eigentlich weggeblasen. Ja, nicht wahr, Trompetenschall der schmettert doch etwas anders, wie die Tuterei mit dem Tritonshorn!

Die „Hyäne" kam übrigens allein, da die „Elisabeth" gleich nach dem Flaggenhissen in Friedrich Wilhelms-Hafen (20. November) nach Mioko zurückgekehrt war, eine weise Vorsicht von Kommandant Schering, dem die bedenkliche Anzahl Fieberkranker (35 bei einer Besatzung von 430 Mann) Neu-Guinea doch etwas verleideten. Meine neueste Entdeckung sollte sich übrigens gleich nützlich erweisen und kam dem Befehlshaber der „Hyäne" sehr gelegen. Die Kohlen gingen nämlich auf die Neige, so daß mit Brennholz ausgeholfen werden mußte. Nun solches, und trockenes dazu, war ja in Hülle und Fülle unentgeltlich zu haben, man brauchte nur ein paar der entwurzelten, dürren Baumriesen zu zerkleinern. Kappbeile genügten dazu allerdings nicht, aber die „Samoa" konnte mit schweren Aexten und mächtigen Sägen aushelfen. Mit Staunen und Bewunderung verfolgten die Eingeborenen, natürlich nur als müßige Zuschauer, diese Arbeiten, die ohne Zweifel für Angehörige der Steinzeit ganz besonders interessant sein mußten! Ja! mit Steinäxten läßt sich freilich nicht so fix schaffen, das begriff wohl jeder mit dem sehnlichsten Wunsche, ein solches neues Gerät zu besitzen. Nur Geduld, die neue Aera naht und bald ist es mit eurer alten gemütlichen Steinzeit vorbei, vorbei für immer!

Längs der riffreichen und gefährlichen Nordküste Neu-Britanniens, mit Abstecher nach der Nordwestspitze Neu-Irlands, kehrten wir am 9. Dezember nach Mioko zurück, voll Erwartungen auf Nachrichten, worunter uns die über die Kriegsschiffe natürlich am meisten interessierten. Da gab es nun viel Neues und Erfreuliches zu hören. Noch zwei Tage vor Abgang der „Elisabeth" nach Japan war am 1. Dezember S. M. Glattdecks-Korvette „Marie" (Kommandant Kpt. z. S. Krokisius) in Matupi eingetroffen, die eine recht weite Reise von mehr als 8000 Seemeilen gemacht hatte. Sie war nämlich von Peru nach Neu-Britannien beordert, hatte Callao am 1. September verlassen, war am 1. November in Apia eingetroffen und kam von dort in 16 Tagen unter Dampf. Die Kaiserliche Admiralität mußte also die Vorgänge hier draußen doch für äußerst wichtig halten und ihre Dispositionen in der Direktion des rechtzeitigen Zusammentreffens der Kriegsschiffe sind, im Hinblick auf diesen abgelegenen Winkel, doppelt bewundernswert.

Matupi war in den ersten Dezembertagen ein förmlicher Kriegshafen, indem die drei deutschen Kriegsschiffe plötzlich durch den Besuch eines englischen überrascht wurden. Es war das Kanonenboot „Swinger", welches unrechtmäßig engagierte farbige Arbeiter aus Queensland zurückbrachte und nun zugleich die jüngsten, so wichtigen politischen Ereignisse erfuhr, die in Matupi und dortherum

ja kein Geheimnis mehr waren und es weder bleiben konnten noch sollten. Jeder kannte den Wortlaut der Kaiserlichen Proklamation, nach welcher „das Gebiet, welches unter Schutz gestellt werden soll, sich vom 141° östlicher Länge bis einschließlich Huongolf erstreckt". Commander Maak soll daraufhin in jovialer Weise zu Herrn von Oertzen geäußert haben: „you were very modest indeed!" Ja, in der kurzen Zeit von kaum zwei Monaten hatte sich eben nicht mehr thun lassen!

Da bei der Proklamation des Protektorats das neue Schutzgebiet nur als Teil von Neu-Guinea bezeichnet wurde, so blieb uns Pionieren der „Samoa" das Vorrecht der Benennung, die im Gedanken an das Vaterland sich ganz von selbst ergab: Kaiser Wilhelms-Land!*) Fern am Nordpol hatten wir in Bremen bereits 1870 ein „König-Wilhelms-Land" kreiert, an das ich hier, nahe dem Aequator, unwillkürlich denken mußte. Welche Gegensätze! Dort eine menschenleere Schnee- und Eiswüste, hier ein reiches Tropenland, das nun Deutschland gehörte! Gewiß eine innere Genugthuung, die man dem Kolonial-Pionier nachfühlen und gönnen wird.

Das englische Kriegsschiff kam übrigens zur Beförderung der wichtigen Nachrichten für alle Beteiligte, Freunde wie Feinde, wie gerufen. So war es denn möglich, daß man das Flaggenhissen in Friedrich Wilhelms-Hafen gerade einen Monat später in Berlin bereits erfuhr. „Durch Telegramme aus Cooktown gelangten am 20. Dezember (1884) Nachrichten über das Vorgehen an der Nordostküste Neu-Guineas an den Fürsten Bismarck und die Admiralität, aber es ist heute noch nicht aufgeklärt, wie die betreffenden Mitteilungen nach Cooktown befördert sind," heißt es in einem Briefe von Herrn von Hansemann (vom 6. Januar 1885). Ja, das war eben nur durch freundliche Vermittlung der Kommandanten der englischen Kriegsschiffe**) möglich gewesen! Am 6. Dezember war der „Swinger" von Matupi nach Port Moresby gegangen, hatte hier dem „Raven" die Post übergeben, der unverweilt nach Cooktown dampfte und hier am 18. Dezember eintraf. So konnte Fürst Bismarck schon am 22. Dezember den Mächten das Protektorat Deutschlands über Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland und andere Inselgebiete notifizieren, eine Nachricht, welche der „Melbourne Argus" vom 23. Dezember zuerst brachte, und die in Australien wie eine Bombe einschlug. „Germany in the Pacific! Extensive annexations agreed to by England!" Wie hatte dies in aller Stille und so schnell geschehen können? Ja! und was schlimmer war, an der Thatsache ließ sich nicht zweifeln, alle diese alarmierenden Mitteilungen waren richtig, bis auf eine: „daß

*) Unterm 15. Februar 1885 ersuchte Herr von Hansemann beim Fürsten Bismarck um Einführung dieser Benennung, die am 18. März Allerhöchst genehmigt wurde.

**) Nicht durch die „Elisabeth", wie von Koschitzky (Deutsche Kolonialgeschichte II S. 217) irrtümlich angiebt.

Dr. Finsch zum Administrator von Neu-Guinea ausersehen sei!" Nun ging den Leuten plötzlich auch ein Licht über die „Samoa" auf, nun kannte man die Ergebnisse ihrer geheimen Mission unter der Führerschaft des „learned Doctor!" Die „full particulars" brachte der „Sydney Daily Telegraph" bereits am 20. Dezember in einer drei Spalten langen Mitteilung*) „per Kabel via Cooktown" seines Korrespondenten in Neu-Britannien. Dieser konnte nur zu der englischen Firma Thomas Farrell gehören, der einzigen nicht deutschen, welche im stillen von jeher für ein englisches oder amerikanisches Protektorat zu agitieren versuchte.

Bei der herrschenden Stimmung in den Kolonieen durften antideutsche Berichte des allgemeinen Beifalls gewiß sein, das war aber auch alles. Nun, das gefürchtete Regiment der Deutschen sollte sich nicht so schlimm erweisen, denn kaum zwei Jahre später brachte die „Norddeutsche Allgemeine" sehr deutschfreundliche Korrespondenzen, mit „Parkinson" unterzeichnet, aus dem nunmehrigen „Bismarck-Archipel".

Bei unserer Abreise am 13. November hatte ich meine Post der Faktorei in Mioko zur ev. Beförderung zurückgelassen, eine Vorsorge, die sich durch die unerwartete Ankunft des „Swinger" bewähren sollte. Dennoch trafen meine Berichte am spätesten in Berlin ein, da dieselben von Cooktown, wo es damals kein deutsches Konsulat gab, erst nach Sydney gingen, um hier durch Rabone und Fez, unsere einzigen Korrespondenten in Australien, expediert zu werden. So kam es, daß Herr von Hansemann mein Telegramm über Landerwerb in Constantin- und Friedrich Wilhelms-Hafen erst am 29. Dezember erhielt. Sehr merkwürdig waren die Briefe eingetroffen, indem die späteren die früheren überholt hatten. So konnte Herr von Hansemann meine ausführlichen Berichte über die Ergebnisse der zweiten Reise dem Fürsten Bismarck schon am 17. Februar (1885) mitteilen, drei Tage später aber erst die über die erste Reise, welche vom 12. November (1884) datierten.

Ja! wie war denn das möglich? Nun sehr einfach, weil ich mich entschlossen hatte, mit der „Samoa" diese zweiten Berichte selbst nach Cooktown zu bringen, um nicht wieder wochenlang auf irgend eine zufällige Schiffsgelegenheit lauern zu müssen. Vor allen Dingen war es aber dringend notwendig, einmal in direkte telegraphische Verbindung mit Berlin zu treten, in Cooktown einen Korrespondenten für uns zu finden, und schließlich wegen Reparatur an der Maschine. Flickereien an der letzteren verzögerten unsere Abreise bis zum 20. Dezember, an welchem wir Miokohafen verließen, gleichzeitig mit der „Marie", der Riese (von 2170 Tons, 2100 Pferdekraft mit 247 Mann) neben dem Zwerge (111 Tons, 35 Pferdekraft mit 14 Mann). Und als zum letzten Gruße sich dreimal die

*) S. Finsch: Systematische Uebersicht der Ergebnisse seiner Reise u. s. w. 1899. III. S. 150.

Flaggen von Krieg und Handel senkten, wer hätte da ahnen können, daß die „glückliche Reise" nur dem Zwerge beschieden sein sollte, während der Riese eine Woche später hilflos auf dem Riff saß. —

Wir machten zunächst einen Abstecher nach der Südspitze von Neu-Irland und damit in feindliches Gebiet. Die Eingeborenen von Lombon hatten nämlich vor einiger Zeit einen kleinen deutschen Schuner geplündert und verbrannt und waren deshalb ganz vor kurzem von der „Hyäne" gestraft worden. Wie gewöhnlich war es aber beim Niederbrennen etlicher Hütten oder Kanus geblieben, da sich die Uebelthäter beizeiten zu sichern wußten, wofür sich Urwald so vortrefflich eignet. Der Herr Reichskommissar fürchtete nun, daß die „Rebellen von Lombon" an der kleinen „Samoa" Rache nehmen würden, obwohl ihm immerhin an der Einlieferung des gefürchteten Anführers Wallace, gleichviel lebend oder tot, gelegen zu sein schien. Nun, auch ohne Kanonen konnte uns nichts passieren, das wußte ich im voraus, denn wir würden keinen Eingeborenen zu Gesicht bekommen, ebenso wenig als das Kohlenflötz, wegen dessen ich die Reise eigentlich unternommen hatte. Im Besitz der Analyse über die hier angeblich anstehenden Kohlen mußte, trotz der Ueberzeugung vom Gegenteil, die Sache jedenfalls untersucht werden. Wie herrlich, wenn ich gleich von Cooktown hätte telegraphieren können: „Steinkohlen entdeckt!" Ja, das wäre besser gewesen als mancher neue Fluß oder Hafen, mit dem sich am Ende doch nichts anfangen ließ, während Steinkohlen einen reellen Wert repräsentierten, bei einem Preise von 48 Mark die Tonne in Mioko, gegenüber $12^1/_2$ in Sydney. Nun, wie mit der Prämie für Häuptling Wallace, war es auch mit den Steinkohlen, nämlich nichts. Die analysierten Proben der letzteren stammten noch von Schiffen des Marquis du Breil de Rays her, dem Gründer von „Nouvelle France", jenem verbrecherischen Kolonialschwindler, dessen Unternehmungen so vielen Leichtgläubigen Eigentum und Leben gekostet hatten. Auch von „Port Breton" gingen wir nicht direkt nach Cooktown, da es mir darum zu thun war, den südöstlichen Teil von Neu-Guinea kennen zu lernen. Durch die Finsch-See dampften wir über Kiriwina (Trobriand) zunächst nach der d'Entrecasteaux-Gruppe, entdeckten hier auf Duau (Normanby-Insel) die hübsche Weihnachtsbucht (24. Dezember), gingen von Ostkap längs der Küste bis Kap Vogel, lernten hier reiche Copragebiete kennen und trafen über Samarai (Dinner-Insel) und Tschas (Teste-Insel) am 2. Januar (1885) in Cooktown ein.

Da war es endlich, das, heimlich in Australien gekaufte, verwünschte deutsche Schiff mit seinem Leiter Dr. Finsch, dem „fellow, welcher uns Neu-Guinea stahl" — „außer Dr. Nachtigal der einzige Gelehrte, der jemals von Deutschland beauftragt wurde, fremde Länder auszuspionieren", um hier die deutsche Fahne aufzupflanzen, „das Emblem militärischen Despotismus!" — Ein „Irishman" wünschte „es gäbe zehn Millionen Irländer in Queensland, dann würde man sehen,

ob Derby, Gladstone und Bismarck es noch weiter wagen würden, freie Australier zu insultieren, nachdem dieselben sich auf das bestimmteste gegen jedes Hissen einer fremden Flagge in Neu-Guinea erklärten; ja, wir würden dann auch vor der vereinigten Macht Deutschlands und Englands nicht zurückschrecken, wir verstehen unsere Meinung und unsere Macht zu verteidigen." Worauf ein „Irish-Celt" in demselben Blatte („Cooktown Independent") sehr launig erwidert: „Ja! der Mann habe ja sehr recht! von dieser Sorte Irländer würden in der That zehn Millionen nicht genügen, um Dr. Finsch und seine paar Deutschen, die es wagten, deutschen Patriotismus in Neu-Guinea zu bethätigen, von dort zu verjagen."

In dieser Weise schwirrte es durch die hochflutende Presse; jeder Tag brachte neue Ergüsse des Aergers und der Entrüstungen, die sich selbst zu Drohungen steigerten. „Dr. Finsch may take care on his „Samoa" and himself: there are her dynamiters!" Ja, warum nicht gar; das wäre fatal, nicht bloß für mich und die „Samoa", aber ganz besonders für Cooktown, den guten, den fröhlichen Ort und seine so liebenswürdigen Bewohner, die würden mir dann aufrichtig leid thun. Nun, so bös war es ja nicht gemeint. Und dann, „mir konnte ja keiner", gehörte ich doch zu „Bismarck und seine Leute". Leider nur im Glauben der Queensländer, die darauf schworen, der Doktor mit der „Samoa" sei direkt von dem großen deutschen Kanzler ausgesandt. Ja, das wäre mir freilich lieb, ungeheuer lieb gewesen; dann säße ich wahrscheinlich jetzt nicht in der Fremde. Aber stolz konnte ich doch sein, weniger weil man so häufig mit Fingern auf mich wies, als darauf, daß der Name unseres großen Staatsmannes so oft mit dem meiner Wenigkeit zusammen in den Blättern genannt wurde, gewiß eine hohe Ehre. Seitens des Gemeinderates wurde ich noch besonders ausgezeichnet durch eine freundliche Einladung nach „Townhall". Es handelte sich dabei freilich nicht um ein Festessen, wie ca. ein und ein halbes Jahr später zu Ehren des ersten Landeshauptmanns, — Vice-Admiral a. D. Freiherrn von Schleinitz, Excellenz, — an derselben Stelle, nein, nur um eine gemütliche, zwanglose Zusammenkunft, zu der man keinen Frack nötig hatte. Der geheime Abgesandte des Fürsten Bismarck wurde nämlich zu dem „Indignation-Meeting" eingeladen, das sich, nach dem Vorgange Sydneys und anderer Städte, auch Cooktown leistete und das am 12. Januar (1885) unter dem Vorsitz von „His Worship the Major" abgehalten wurde. Da konnte mir natürlich nichts geschehen, aber etwas Radau entstand vielleicht doch und dazu wollte ich, als friedliebende Seele, in keiner Weise Anlaß geben. Auch mit Engelszungen hätte ich die nun einmal herrschende Stimmung doch nicht umzukrempeln vermögen, die in der folgenden Resolution ausklang: „Die Versammlung erkärt, daß Herr Gladstone und Lord Derby die Interessen der australischen Kolonisten opferten, ohne Rücksicht auf deren Wünsche, indem sie Deutsch-

nd ermutigten, einen Teil von Neu-Guinea zu annektieren." Das klang noch r gemäßigt gegen andere Protestausbrüche. „Seit dem Tage in Boston, an chem man hier die Theeladung in den Hafen warf, sind niemals und nirgends nisten so schmählich behandelt worden." — „Jede Stadt von einiger Be- ng wird und muß dem Beispiele Cooktowns folgen im Protest gegen die eutigkeiten und Verräterei des Ministeriums Gladstone." — „Jetzt stehen an der Krisis unserer nationalen Existenz," — ruft ein anderer Redner — „und ich wünschte nur, daß diese zahlreiche und glänzende Versammlung photographiert werden könnte, um sie so dem Auswärtigen Amte einzusenden." —

So und ähnlich äußerte sich überall die tiefgehende Entrüstung, aber überall donnerte sie auf England nieder, ganz besonders Gladstone und Lord Derby, welche die eigentlichen Sündenböcke spielen mußten. Und wenn vom Standpunkte der Kolonieen, die Neu-Guinea längst als ihr rechtmäßiges Erbe betrachteten, diese Entrüstung nicht verwundern darf, so muß andererseits hervorgehoben werden, daß es an deutschfreundlichen Stimmen keineswegs mangelte. Mit Ausnahme des Parlamentsmitgliedes John Wood, der sich zu der lächerlichen Behauptung verstieg: „Dr. Finsch habe den ganzen nördlichen Teil Neu-Guineas für eine Flasche Rum und eine Handvoll Tabak gekauft", waren alle übrigen Redner bei dem großen Meeting in Melbourne (7. Januar 1885) voll des Lobes der Deutschen, die als fleißige Kolonisten und gute Nachbarn gerühmt wurden. Es gab also Männer, die sich von der allgemeinen Stimmung keineswegs beeinflussen ließen und trotz derselben ihre entgegengesetzte Ansicht frei zu äußern wagten. Und da ist vor allem der Worte zu gedenken, mit welchen einer der hervorragendsten Politiker Australiens, der Kolonial-Sekretär von Neu-Süd-Wales, Herr Dalley in Sydney, seine Rede „über die Politik der Regierung" schloß: „Unter allen kontinentalen Nationen ist, nach meiner Ansicht, keine, von welcher wir in den Kolonieen weniger zu fürchten haben, als die große Nation, welche an der Spitze steht, in Bildung wie Macht, in Europa — das erste Reich in Kunst, wie Waffen, in der Welt — das Kaiserreich Deutschland!" (Cheers!!)

Wenn eine kleine australische Stadt im allgemeinen kein Ort ist, in welchem man zum Vergnügen verweilt, so im besonderen am allerwenigsten Cooktown. Es war daher sehr gegen unseren Willen, daß wir hier drei Wochen festsitzen mußten, die in angestrengter Arbeit übrigens rasch dahingingen. Ich hatte ja nun den langentbehrten telegraphischen Anschluß nach Berlin, und oft saß ich halbe Nächte über Depeschen, die freilich nur die Hauptpunkte mitzuteilen vermochten. Eine Menge schwieriger Fragen ließen sich aber nur mündlich erledigen, darunter obenan die allerwichtigste: wo nun eigentlich zuerst mit Kolonisation angefangen werden sollte und in welcher Weise? Ich hatte es eigentlich als selbstverständlich angesehen, daß die Herren in Berlin selbst wünschen würden, mich darüber zu hören. Land war ja bereits in Genüge gesichert; es handelte sich nun darum, mit

demselben etwas anzufangen. Meine wiederholte telegraphische Anfrage wegen persönlicher Berichterstattung in Berlin wurde indes von Herrn von Hansemann abgelehnt, der sich nun einmal darauf spitzte, die ganze Ostseite Neu-Guineas bis zum Ostkap, samt der d'Entrecasteaux-Gruppe zu besitzen. In diesem Sinne hatte sich Herr von Hansemann bereits am 20. Dezember (1884) in einer Eingabe an den Reichskanzler Fürsten Bismarck gewandt und nachgesucht „die Ausdehnung des Unternehmens dahin zu vervollständigen, daß Dr. Finsch gestattet sei, die Niederlassungen (?) bis zum Ostkap und der d'Entrecasteaux-Gruppe auszudehnen". Unter Benutzung einiger Angaben in Moresbys Reisewerk heißt es in dieser Eingabe weiter: „Das hohe (?) Gebirge, welches die Ostseite von Neu-Guinea durchzieht, und dessen Wasserscheide nach Nord und Süd eine natürliche Teilungsgrenze bildet, erstreckt sich bis zum Ostkap. Zwanzig englische Meilen westlich von Ostkap soll in Bentley-Bai der nächstgelegene gute Hafen auf der Nordseite sein und an dieser Stelle erhebt sich das Gebirge bereits auf 2000 Fuß. Durch die Fruchtbarkeit des Landes und die Freundlichkeit der Bewohner ist sowohl der Nordostspitze von Neu-Guinea wie den d'Entrecasteaux eine besondere Wichtigkeit beizulegen."

Diese Auffassung der natürlichen Teilungsgrenze ist, wie schon ein Blick auf die Karte zeigt, durchaus unzutreffend, da bei der eigentümlichen zweigipfeligen Gestaltung der Südostspitze Neu-Guineas, Ostkap sich am allerschlechtesten als Grenzpunkt eignen würde.

Dennoch genehmigte Fürst Bismarck das Gesuch in der folgenden Antwort vom 30. Dezember (1884): „Euer Hochwohlgeboren haben in dem gefälligen Schreiben vom 20. dss. den Wunsch ausgesprochen, daß Weisungen zu dem Zweck erlassen werden möchten, um die weiteren Erwerbungen Ihrer Südseeinsel-Kompagnie auf der Nordküste von Neu-Guinea bis zum Ostkap und auf den naheliegenden Inseln unter den Schutz des Deutschen Reichs zu stellen. Mit Rücksicht darauf benachrichtige ich Sie, daß dem General-Konsul in Sydney entsprechende Weisungen zur Weiterbeförderung durch die sich bietenden verschiedenen Gelegenheiten übermittelt worden sind. Was diese Gelegenheiten anbelangt, so ist die von Euer Hochwohlgeboren laut Privatmitteilung in Aussicht genommene Entsendung eines Extra-Schuners von Cooktown behufs Auffindung der „Samoa" berücksichtigt worden."

Noch vor Eingehen dieses günstigen Bescheides hatte Herr von Hansemann, in möglichster Beschleunigung dieser wichtigen Angelegenheit, unterm 26. Dezember (1884) die folgende Depesche nach Sydney für mich abgesandt. „Bitte in Ihren Operationen fortzufahren; Ostkap und d'Entrecasteaux mitnehmen; die Südseeinsel-Gesellschaft hat Hilfe der Regierung nachgesucht, die voraussichtlich gewährt wird, die englische Regierung hat bis Ostkap Besitz ergriffen." Diese Depesche erhielt ich am 4. Januar (1885), aber erst am 19. April kam (in Mioko) der

erläuternde Brief (vom 6. Januar 1885) in meine Hände, welcher die hervorragende Wichtigkeit der Depesche erklärte, mit Nebenumständen, die mir völlig neu waren.

Diese Depesche sollte nämlich, falls keine Schiffsgelegenheit in Sydney nach Mioko vorhanden war, „auf dem schnellsten Wege durch ein in Cooktown oder Townsville gechartertes Extraschiff übermittelt werden. Dabei beabsichtigte das General-Konsulat in Sydney, die Depeschen mit den Weisungen des Auswärtigen Amtes für die deutschen Kriegsschiffe durch einen zuverlässigen Deutschen überbringen zu lassen, der mit dem Extraschiff die „Samoa" und die deutschen Kriegsschiffe, gleichviel wo der Aufenthalt, aufsuchen sollte. Sie sehen, welches Gewicht darauf gelegt wird, nach Lage der Verhandlungen mit der englischen Regierung für die Grenzen des Unternehmens so schleunig wie möglich die Marksteine zu setzen."

Ja, das ließ sich in Berlin gut sagen, war aber in Wirklichkeit unausführbar, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Maschine wieder einmal streikte. Beim Reparieren ergab sich, daß ein gesprungener Teil erst in Sydney gegossen werden mußte. Kapitän Dallmann hatte also abermals recht: „warum besaßen wir kein besseres Schiff"! Durch unser unerwartetes Erscheinen in Cooktown war die Charter eines Extraschiffes nun nicht mehr nötig und damit dem Konsortium ein sehr bedeutendes Stück Geld gespart worden. Ueberdies wären auch mit einem Extraschiffe die Depeschen für die Kriegsschiffe wie für mich ohne allen Zweifel viel zu spät eingetroffen, die Absendung also auf alle Fälle eine nutzlose gewesen.

Denn inzwischen hatte ja das Flaggenhissen en gros eingesetzt, mit welchem die englische Marine sich mit großem Eifer bemühte, etwa Versäumtes nachzuholen. Unter Oberbefehl von Commodore Erskine, mit dem Flaggschiff des australischen Geschwaders „Nelson", waren in der Zeit vom 6. bis 24. November (1884) und vom 1. bis 16. Januar (1885) nicht weniger als sechs Kriegsschiffe thätig, den „Union Jack", beiläufig zum fünften Male, in Neu-Guinea zu hissen. Diese Machtentfaltung mußte den verbitterten Herzen der Australier wohlthun, ganz besonders die Nachricht, daß das Protektorat Ihrer Majestät bis östlich von Kap König Wilhelm, wie auf Rook- und Long-Insel verkündet worden sei. Damit hatte man bereits in das deutsche Schutzgebiet eingegriffen; indes jedenfalls ganz unbeabsichtigt. Denn Bismarcks Note vom 22. Dezember war offenbar zu spät in London eingetroffen, um von hier noch rechtzeitig Gegenbefehle nach Cooktown gelangen zu lassen. Das mit der Ausführung weiterer Protektoratserklärungen beauftragte Kriegsschiff „Raven" hatte nämlich diesen Hafen bereits verlassen und überbrachte den anderen Schiffen in Neu-Guinea die betreffenden Weisungen für die weiteren Operationen. Aus den Berichten des Veteran-Missionärs James Chalmers in Port Moresby, als Teilnehmers dieser Fahrten, ergiebt sich zweifellos, daß die englischen Befehlshaber nichts davon wußten, wie weit die „teutonic cousins" an diesen Küsten bereits vorgegangen waren. So

glaubte man bei Gelegenheit des Flaggehissens bei Tamate-Landung, östlich von Kap König Wilhelm, allen Ernstes und mit großer Befriedigung, die „Dart" sei das erste Schiff, welches die Eingeborenen zu sehen bekamen. Die letzteren vermochten freilich nicht mitzuteilen, daß sie bereits ein anderes Schiff kannten, welches in letzter Zeit wiederholt hierherum verkehrte, — und das war die „Samoa".

Von allen diesen Vorgängen erfuhren wir in Cooktown nichts, obwohl hier am 18. Januar der „Raven" einlief, der an dem Flaggenhissen beteiligt war und zwar, wie sich später ergab, bis nach Huongolf (Deaf-Adder-Bai, 5. Januar). Für das Kennerauge ließ sich der Besuch des letzteren Gebietes freilich schon an gewissen ethnologischen und naturgeschichtlichen Mitbringseln herausfinden. Damit mußte ich mich aber auch begnügen. Denn, trotz sehr freundlichen Verkehrs, konnte ich Kapitän Roß doch ebensowenig um „particulars" fragen, wie früher Romilly nach dem Stichwort für Astrolabe-Bai.

Die Unsicherheit über die Verrichtungen der englischen Kriegsschiffe konnte mir übrigens nur angenehm und eine Beruhigung sein, da ich nun völlig unbefangen nur den Weisungen des Herrn von Hansemann zu folgen hatte, die jetzt rasch aufeinander folgten und weit über unsere Kräfte hinaus Unmögliches verlangten. Nach brieflichem Auftrage vom 11. November (1884), den ich am 7. Januar erhielt, sollte unverzüglich an irgend einem Punkte nördlich von Ostkap oder auf den d'Entrecasteaux „fester Fuß" gefaßt werden, da das von der englischen Regierung erklärte Protektorat sich nur auf die Südostküste bis Ostkap erstrecke! Ganz richtig! Dieser Punkt war in der vom englischen Reichs-Kommissar in Port Moresby vom 23. Oktober (1884) verlesenen Proklamation als äußerste Grenze festgestellt worden. Inzwischen hatte sich aber Großbritannien anders besonnen und unterm 6. November das Protektorat auch auf Ostkap und die d'Entrecasteaux-Gruppe ausgedehnt.

Merkwürdig übrigens, daß man von dem Vorgehen der englischen Kriegsschiffe in Neu-Guinea und der weiteren Ausdehnung ihres November-Protektorates in Berlin im Januar noch nichts wußte. Aber das scheint in der That nicht der Fall gewesen zu sein. Denn in seinem Dankschreiben an den Fürsten Bismarck für den Hochgeneigten Erlaß vom 30. Dezember, welcher die Ausdehnung des Unternehmens unter Reichsschutz bis zum Ostkap einschließlich der d'Entrecasteaux genehmigte, teilt Herr von Hansemann dem Reichskanzler zugleich mit, „daß Dr. Finsch telegraphisch beauftragt sei, die Kriegsschiffe auf dem nächsten Wege aufzusuchen". Und demgemäß lauteten die Ordres, welche ich während unseres Aufenthaltes in Cooktown erhielt.

„Expedieren Sie sich so rasch als möglich, nähere Aufgabe folgt."

„Nach Empfang der Sydney-Depeschen für deutsche Kriegsschiffe reisen Sie sofort so schnell als möglich ab, um deutsche Kriegsschiffe aufzusuchen. Bismarck erteile Weisung. Bitte den Auftrag so gut als irgend möglich auszuführen, um

überall Land gekauft, Hafen gesichert und Küste gesichert melden zu können, auch von Inseln zwischen Astrolabe-Bai und Kap Ann („Neu-Pommern"), bitte die Ausführung sämtlicher Aufträge so sehr als möglich zu beschleunigen, weil man sich beeilt, zuvorzukommen. Vermissen Meldung „haben Land gekauft" bezüglich d'Entrecasteaux, Huon-Golf bis Ostkap."

Was wurde da nicht alles in einem Atem verlangt? Diese Aufträge erforderten ja ein ganzes Geschwader. — Ich wußte daher darauf nur zu antworten: „Es wird wohl nicht möglich sein, wie Sie wünschen, zu melden, daß allein mit der kleinen „Samoa" und unserer Handvoll Leute diese ganzen Küsten gesichert werden konnten, dazu würden viel mehr Kräfte, vor allem tüchtige Leute und die Errichtung von Stationen gehören." Denn ohne eine solche ließ sich nicht „fester Fuß fassen", und dafür war auch Landankauf völlig unzureichend. Ein solcher ließ sich aber auf unserer fliegenden Rekognoszierungsfahrt längs der Küste von Normanby-Insel (Duau) und von Ostkap bis Kap Vogel (24. bis 28. Dezember) überhaupt nicht ermöglichen, schon deshalb, weil die wenigen Eingeborenen fast überall ungewöhnlich scheu waren, wie sich später herausstellte, infolge der Uebergriffe und Brutalitäten von Arbeiter-Werbeschiffen. Ja, und fingierte Besitztitel würden bei den Auseinandersetzungen mit der englischen Regierung wohl nicht anerkannt worden sein. Für derartige, im damaligen Südseeleben übrigens nicht ungewöhnliche Unternehmungen fehlte es mir nun einmal an „Smartness".

Bei der Fülle von Aufträgen mußte ich mich daher auf die Ausführung der wichtigsten beschränken und meine letzte Mitteilung aus Cooktown lautete deshalb: „Gehen nach Mioko, um Kriegsschiffe aufzusuchen, dann nach Bentley-Bai (bei Ostkap), um hier Station zu gründen." Für das letztere Vorhaben hatte ich bereits in Cooktown allerlei Vorbereitungen getroffen, so u. a. durch Ankauf von tropenfestem Zuchtvieh. Vor allem war es mir aber geglückt, in Karl Hunstein (aus Friedberg in Hessen) eine erprobte Kraft als Leiter gefunden zu haben, dessen Engagement (mit monatlich 400 Mark) das Konsortium telegraphisch genehmigte. Ich kannte ihn zur Genüge als einen ruhigen, nüchternen, vielseitig brauchbaren Mann, da er mich 1882 ins Inland von Port Moresby begleitete. Hier, am Goldiefluß, baute Hunstein unsere Villa „Humboldtsheim" samt Tisch und Bänken — alles aus eingeborenem Material — in einem Tage! Ja! das war ein eminent praktischer Mann; solche Kräfte hätte das Konsortium recht viele haben sollen, denn gerade diese Art Leute thaten not. Vier Jahre später kam der treffliche Pionier im Dienst der Kompagnie leider mit ums Leben, bei der großen Flutwelle an der Westküste von Neu-Pommern (13. März 1888), welche eine ganze für Plantagenanlage bestimmte Expedition verschlang.

Zum Glück für unsere Arche Noah hatten wir auf der Rückreise nach Mioko

(24. Januar bis 1. Februar) gutes Wetter, denn die „Samoa" eignete sich schon, wegen ihres unausstehlichen Rollens, nicht sonderlich für Viehtransporte.

Wo sind die Kriegsschiffe? lautete natürlich die erste Frage. „Die „Hyäne" ist nach Cooktown und die „Marie" in Nusa, aber" — „Was, aber?" — „Ja! die hat auf dem Riff gesessen und schwere Havarie gelitten!" — Das war eine böse Ueberraschung! Ja, es ist ein arges, gefährliches Fahrwasser da oben um die Nordspitze von Neu-Irland (Neu-Mecklenburg) herum, das so große Schiffe lieber vermeiden sollten. Aber der Herr Reichskommissar hatte es für notwendig gehalten, nach kaum mehr als sechs Wochen, hier abermals die deutsche Kriegsflagge zu zeigen. Bald wäre eine Notflagge daraus geworden. Denn gerade in der so gefährlichen Nissel-Passage sprang eine jener heftigen Regenböen auf, die in wenigen Minuten alles verdunkeln, und so warf der Sturm das stolze Schiff aufs Riff (am 27. Dezember 1884), ein Unfall,*) den keine menschliche Macht zu verhindern vermochte. Wenn es gelang, das Schiff überhaupt wieder flott zu bekommen und die erlittenen schweren Beschädigungen derart zu reparieren, um Sydney erreichen zu können, so sind dies bewundernswerte Leistungen, die in den Annalen unserer Marine auch diesem Unfall vollste Anerkennung sichern. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres als den Bau eines Ruders, — so von der Größe eines kleinen Scheunthors — und die Reparatur eines verbogenen Stevens; der Fachmann wird wissen, was das bedeutet.

Am 7. Februar trafen wir glücklich in Nusa ein, mit den so wichtigen Depeschen. Auch ein Extraschiff würde dieselben nicht rascher besorgt haben, da sie auf alle Fälle zu spät kommen mußten, denn schon einen Tag nach dem Absenden der Depeschen (26. Dezember) saß die „Marie" auf dem Riff. Damit war es nun unmöglich, der telegraphischen Anweisung der Admiralität zu folgen, welche beide Kriegsschiffe („Marie" und „Hyäne") unverzüglich nach der Ostspitze Neu-Guineas und den d'Entrecasteaux beorderte, um hier die Flagge zu hissen.

*) Ich berichtete hierüber in der „Kölnischen Zeitung" (13. Juli 1885) und in „Samoafahrten" (S. 199).

(Fortsetzung folgt.)

Aussprüche aus „Geistige Waffen".*)

Wer bei der Verfolgung der Wissenschaften nach unmittelbarem praktischen Nutzen jagt, kann ziemlich sicher sein, daß er vergebens jagen wird. Vollständige Kenntnis und vollständiges Walten der Natur- und Geisteskräfte ist es allein, was die Wissenschaft erstreben kann. Helmholtz.

*) Aus: Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon von C. Schaible. Verlag von Paul Waetzel, Freiburg i. B.

Was unserem Volke not ist.

Ein Sprechsaal für unsere Mitarbeiter.

Respekt vor dem Leben.

Wir haben heutzutage zweifelsohne einen großen Respekt vor den Wirklichkeiten des Lebens und eine starke Abneigung gegen alle rein kopfmäßigen Konstruktionen. Diese Achtung vor dem Leben selbst hat uns zu willigen Schülern des Lebens gemacht. Wir horchten, spähten, tasteten, schärften alle Sinne, um die tausendfältige Rede des Lebens genau zu hören und sie dann auf ihre einfachsten Grundlaute zurückzuführen. Nur so konnten wir zu der Welterkenntnis und Weltbeherrschung kommen, die wir naturwissenschaftlich und technisch erlangt haben. Wer das Leben erkennen und meistern will, muß ihm selber zuvor, geduldig lernend, zu Füßen gesessen haben.

Aber das Leben, dem wir mit solcher Energie Auge, Ohr und alle Sinne liehen, war — *das Leben außer uns*. Selbst wo wir in uns selbst zurück den Blick wandten, waren es zumeist nur die Eingeweide des Lebens, die uns da fesselten, nicht das Leben selbst, die Nerven, aber nicht die wollende und schauende Seele, die Ganglienzellen, aber nicht der durch Himmel und Hölle im Gedankenfluge fliegende Geist. Und unser Respekt vor all diesen Eingeweiden, Leitern, Motoren des Lebens war so groß, daß wir drauf und dran waren, sie mit dem Leben selber zu verwechseln. Man that, als ob man *sich selber* kenne, und kannte doch im Grunde nichts als anatomische Tafeln und Präparate, also Beobachtungen *am anderen*, von denen aus man auf sich selbst zurückschloß. Also nur mittelbare Erkenntnis, kein unmittelbares Erlebnis! Denn die eigenen Ganglienzellen bedanken sich bestens für jede Untersuchung, und die Nerven des Gesunden sind ihrem Inhaber von ihm selber aus terra incognita, eine unbewußte Größe. Er ist mit ihnen verknüpft und weiß nicht, wie; bald kommandieren sie ihn, bald er sie aber sie selber empfindet er nicht, immer nur sich selber, peripherisch oder zentral, körperlich oder seelisch. Unser körperliches Leben kommt uns allenfalls in seinen Ausgangspunkten, niemals in seinem *Wege* zu Bewußtsein. Ich fühle, wo mich der Schuh drückt, aber den Nervenweg, auf dem mir das der Fuß ins Hirn telegraphiert, und das Wunder des Umsatzes ins Ichbewußtsein empfinde ich nicht und werde ich niemals empfinden lernen. Das körperliche Leben ist und bleibt für den, der drin wohnt, zum größten Teile Nichtich, ohne jede Möglichkeit, ihm zum bewußten Ich zu werden.

Daraus aber erhellt, daß alle Untersuchungen eben dieses Lebens, so wichtig sie für die objekte Erkenntnis und medizinische Behandlung sind, für das gesunde subjektive Seelenleben doch nur soweit etwas bedeuten, als sie Aufschluß über eine *gesunde Lebensweise* geben. Aber eben dieser Aufschluß hat wieder nur für den Wert, der sich dazu erzogen hat, die mittelbaren Erkenntnisse seiner selbst umzusetzen in *moralische* Ver-

pflichtung. Wie viele aber, die wohl Rezepte verschreiben, aber nicht darnach leben! Man hat eine hohe Achtung vor der Wissenschaftlichkeit des Rezeptes, aber für sich selber streichelt man seine Passionen — Alkohol, Tabak und anderes, läßt also subjektiv die Wissenschaft zum Teufel gehen. Man respektiert das Wissen, aber hat keinen Respekt vor dem Gewissen. Zwischen Erkenntnis und That, Wissen und Wollen gähnt eine jähe Tiefe.

Wohl sage ich, gut, daß es so ist! Denn das Leben verlöre neun Zehntel seines Reizes, seiner Spannung, seines Kampfes und Sieges, wenn man vom Reiche der Erkenntnis leichten Sprunges in das des Willens und der That gelangte. Aber was uns not thut, um bei allem Kopfreichtum an Lebenserkenntnis nicht bettelarm am Leben selbst zu werden, ist dies: Wir müssen mit dem Respekt vor dem mittelbaren Wissen und den Erkenntnismethoden, die dazu führen, verbinden den Respekt vor den unmittelbaren Offenbarungen des Lebens selbst, die aus den Tiefen unserer Seele quellen. Sonst wird das Wissen nie zur Weisheit, sonst entleert sich die Innenwelt zu Gunsten der Außenwelt, sonst werden wir aus schaffenden Künstlern des Lebens zu armen Fabrikaten unserer jeweiligen Umgebung.

Das Fatalste und Gefährlichste an der Sache aber ist dies, daß man solche innere Verarmung an unmittelbarem Eigenleben fast immer mit allerhand glänzenden historischen, psychologischen und physiologischen Raisonnements zu verkleistern und verdecken pflegt. Statt wenigstens so offen gegen sich selbst zu sein und sich einzugestehen, daß man zu schwächlich und zu feige ist, um das persönliche Gewissen zur Regel und Richtschnur alles eignen Thuns und Lassens zu nehmen, philosophiert man lieber darüber, daß die Gewissensinhalte, je nach Alter, Geschichte, Rasse, Individualität, so unendlich verschieden seien. Und nachdem man sich so an der Bedingtheit und Relativität des Gewissensinhalts im allgemeinen gelabt hat, verhüllt man sich damit geschickt das Unbedingte, das jeder Gewissensforderung innerhalb der Seele innewohnt, an die sie ergeht. Aber was habe ich denn danach zu fragen, was zu Hinz und Kunz das Gewissen gesagt hat oder sagt, genug, daß mir das meine sagt, was ich, gerade ich, in diesem Falle zu thun habe! Nicht Hinz und Kunz noch Doktor Soundso, ich selber bin verantwortlich für mich selber!

In Tolstois „Auferstehung" ist die erste und wichtigste Etappe, die der aus dem Sumpfe des Gesellschaftslebens zu innerem Eigenleben Auferstehende erreicht, diese, daß er zu sich eines Tages spricht: „Ja, ja, dasjenige, was durch unser Leben erfüllt wird, das ganze Werk, sein ganzer Sinn ist mir unverständlich und kann mir gar nicht verständlich sein: Wozu waren die Tanten da, warum ist Nikoljenka Irtenjev gestorben, während ich lebe? Warum war Katjuscha? Und meine Verrücktheit und mein ganzes folgendes ausschweifendes Leben? Alles das zu begreifen, das ganze Werk des Herrn zu verstehen, liegt nicht in meiner Macht. Aber seinen Willen thun, der in meinem Gewissen geschrieben steht, — das liegt in meiner Macht, das weiß ich gewiß. Wenn ich seinen Willen thue, dann bin ich unzweifelhaft ruhig . . . Ja, sich nicht als Herrn, sondern als Diener fühlen."

Das ist das, was uns in der aberwitzigen Wildnis von Meinungen, Urteilen, Beziehungen, Verflechtungen und Abhängigkeiten, in der wir alle stecken, so bitter not thut: Wir müssen wieder lernen, uns als Diener der großen unmittelbaren

Lebensmächte unserer Seele zu fühlen. Nur so empfangen wir einfache, große, klare Lebensweisungen von der höchsten Instanz des Lebens selbst und gewinnen die Sicherheit des Meldereiters, für den Befehle empfangen und drauflosreiten, sie zu erfüllen, ein und dasselbe sind.

Wie kommen wir nur dazu, uns durch allerhand mehr oder minder sinnvolle Reflexionen über das Leben das Leben selbst zu verschleiern? Wenn uns hungert, fällt es uns doch garnicht ein, erst über Entstehung des Magensaftes und seine eigentümlichen Funktionen des längeren zu philosophieren. Erst essen wir, danach mögen wir auch philosophieren! Ist der Magen mehr als die Seele? Haben seine Forderungen ein größeres Anrecht auf Befriedigung als die des sittlichen Geistes? Wer giebt uns das Recht, die Befehle der Seele auf die lange Bank zu schieben und statt sie auszuführen, mit allerhand Vernünfteleien uns selber zu betrügen? Die Philosophie, bei der „der alte Adam" spiritus rector ist, ist eine erbärmliche Geschichte. Sie soll und darf uns nicht die unmittelbarsten Grunderlebnisse unserer Seele vernichten. Wenn euch vor eines Künstlers Werk die Seele in Andacht erschauert, dann spitzt nicht nach übler Tagesgewohnheit seitwärts die Ohren, zu hören, was der berühmte Kritiker Soundso für eine Meinung habe. Was geht euch der Kritiker an, wenn die Seele des Künstlers zu eurer Seele, wenn eure Seele über des Künstlers Werk zu euch selber spricht? Und wenn eure Seele irgendwie und irgendwo die Nähe Gottes fühlt und seine Rede hört, dann schämt euch nicht, wenn sich von selbst die Hände falten, wie sie es in frommen Kindheitstagen gethan!

Achtung vor dem Leben, aber nicht nur auf seiner Peripherie, sondern im Zentrum selbst, und das Zentrum des Lebens ist und soll für jeden sein das eigene seelische Ich!

Karl König.

Heute.

Sonnen verstäuben im Weltenraum;
Völker und Götter
Wie fallende Blätter
Sinken verwehend vom Schöpfungsbaum;
Aber in Ewigkeit strahlend erneut,
Wandelt die leuchtende Welle, das Heut,
Blühet die lachende Sonnenstunde:
Atmender Hauch aus Allvaters Munde,
Blitzender Tropfen, spiegelnd die Welt,
Der von den „schöpfenden Eimern" fällt.

Julius Lohmeyer.

Gedichte von Fritz Lienhard.

Burns Geburtshaus. (Alloway.)

Iſt dies das Haus, das Strohdach dies,
Und dies das grüne Paradies,
Darin er ging, darin er ſang,
Darin er Mägdlein weich umſchlang?
O Robert Burns!
Der Hänfling, der im Graſe läuft,
Der Wind, der Weißdorndüfte träuft,
Und jenes Meeres fremd Geroll —
Das ganze Land iſt liedervoll!

Goldregen breitet volle Pracht,
Marienblümchen ſprießt und lacht
Zu Tauſenden aus ſchöner Au,
Die Lerche trinkt wie einſt den Tau —
O Robert Burns!
Im Rotdorn ruft der Fink ſo laut,
Der Hügel ſteht in Ginſterkraut,
Und irgendwo am Heidehang
Singt Eine deinen ſüßen Sang!

Ich gehe ſtill, ich geh verträumt.
Wie hold den Bach die Wieſe ſäumt!
Hier lag Jung-Nelly einſt am Hag —
Wie war ſo heiß der Erntetag!
O Robert Burns!
Und weißt du, wie Jung-Mary ſich
Zu dir ins hohe Kornfeld ſchlich?
Und weißt du, was Jung-Robert ſchwur
Am Weidenſtrauch auf dieſer Flur?

Und auf der Brücke über'n Doon,
Und wo die Kirchhofstoten ruhn,
Und wo der Weg zur Schenke geht,
Und wo am Pflug der Bauer ſteht —
O Robert Burns!
Sie ſprechen alle nur von dir!
Ich aber geh als Fremdling hier,
Vom Elſaß komm ich an den Ayr —
O zieh du lächelnd nebenher!

Gieb du die Hand dem fremden Mann!
Und ob ich gar nichts ſagen kann
In deinem Schottiſch, Tranter du —
Wir ſprechen immer-, immerzu!
O Robert Burns!
Ich hab dich lieb! Ich bin ja auch
Wie du zu Haus in Flur und Strauch!
Ich will in Not und Sonnenſchein
Wie du ein Kind und Bauer ſein!

Glaube.

Wie eine Blume in milder Nacht,
Vom Mond geſpeiſt, vom Tau getränkt,
Wachſ' ich von deiner Erde auf
Zu dir, der mich hier eingeſenkt.

Deine Stürme fahren daher, dahin,
Deine Lenzluft lockt, deine Mondnacht taut —
Thue mit mir nach deinem Sinn:
Du biſt mein Gärtner, ich dein Kraut!

Stiller Regen.

Aus der Nacht, der wolkenschweren,
Träufelt nach so langer Glut
Auf den Garten, auf die Aehren
Und Platanen leise Flut.

Leise Flut der guten Lüfte!
Wie der Garten stille hält!
Wie sich Kelch und Blütendüfte
Oeffnen auf der ganzen Welt!

Gleich dem Staub, der auf den Wegen
Raucht im ersten Tropfenfall,
Löst der linde Maienregen
Duft und Düfte überall.

Und wenn ich die Hände strecke
In den frischen Wolkenguß,
Fällt in lieblichem Genecke
Aus dem Himmel Kuß um Kuß.

Ach, und soll ich denn entsagen,
Der ich gern entsagen will?
Bitten will ich nicht, noch klagen —
Sieh, mein Gott, ich halte still.

Abendgebet.

Nun bitt ich, da mein Tagwerk ausgethan
Und meine Abendglocke klar erklingt,
Was keine Kraft der Welt mir schaffen kann
Und was kein selbstermunternd Lied erzwingt: —
Daß dieser Friede bleibe für und für!
Und daß, wie ich in dieser festen Stunde,
Die Welt um mich, mein ganzes deutsches Volk,
Zu Kraft und Ernst und Freudigkeit gesunde!

Die innere Stadt.

Es hallen silberne Glocken
Aus einer seligen Stadt,
Die Stadt ist mir im Herzen,
Die solche Glocken hat.

Und wer die Glocken läutet,
So zart und stark und rein,
Du, den ich niemals nenne,
Das weißt nur du allein!

Aus: Fritz Lienhard. Gedichte. Erste Gesamtausgabe.
Leipzig und Berlin SW. 46 bei Georg Heinrich Meyer, Heimatverlag. 1902.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

19. Mai. Attentat auf den Gouverneur von Wilna G.-Lt. v. Wahl. — 20. Proklamierung der Republik Cuba. — 22. Feier des 25. Jahrestages der Unabhängigkeit Rumäniens. — 23. Abreise des Präsidenten Loubet aus Rußland. — Rede Prinettis über die bevorstehende Erneuerung des Dreibundes. — 24. Tod des englischen Botschafters in Washington Sir Julian Pauncefote. — 25. Loubet in Kopenhagen. — Verstärkung der klerikalen Majorität als Resultat der Wahlen zur belgischen Kammer. — 27. Eintreffen Loubets in Paris. Rücktritt des Ministeriums Waldeck-Rousseau. — 28. Beilegung der Streitigkeiten zwischen Chile und Argentinien. — 30. Vertagung der spanischen Cortez. — 31. Unterzeichnung des Friedensvertrages zwischen Buren und Engländern. Oranjestaat und Transvaal erkennen die englische Oberhoheit an. — Ende des Monats: Drohbriefe der Nihilisten gegen den russischen Finanzminister Witte und gegen den Minister des Innern Plehwe. — 1. Juni. Wahl Bourgeois zum Präsidenten der französischen Kammer. — 2. bis 5. Straßenunruhen in Lemberg. — 4. Verhandlungen des Wiener Polenklubs über das Verhältnis Oesterreich-Ungarns zum Deutschen Reich. — Unruhen in Barcelona. — Erhebung Lord Kitcheners zum Viscount, Ernennung Michael Herberts zum englischen Botschafter in Washington. — 5. Rede Kaiser Wilhelms in Marienburg zur Polenfrage. — Präsident Loubet beauftragt den Senator Combes mit der Neubildung des Kabinets. — Degradierung Fuad Paschas. — 6. Neuer Ausbruch des Mont Pelée. — 7. Endgiltige Konstituierung des Kabinets Combes. — Abreise des Fürsten Ferdinand von Bulgarien nach Petersburg. — 8. Die Regierung von Guatamala befriedigt die deutschen Reklamationen. — Weihe Firmilians zum Bischof von Uesküb. — 9. Annahme des Gesetzes gegen die Anarchisten vom Repräsentantenhaus in Washington. — 10. Eintreffen Ferdinands von Bulgarien in Petersburg. — Der Tscheche Klofac insultiert den deutschen Kaiser im österreichischen Abgeordnetenhaus. — 11. Entgegnung des österreichischen Ministerpräsidenten v. Körber auf die Insulten Klofacs. — Tod des Bay von Tunis Mohamed el Hadi. — 13. Russischer Sprachenukas für Finland. — 14. Der russische Oberstleutnant Grimm wird wegen Landesverrats zu 12jähriger Zwangsarbeit verurteilt.

Aus der Reihe der Ereignisse des Monats, den unsere Betrachtung umfaßt, ragen drei Thatsachen von größerer Tragweite hervor; der endliche Abschluß der durch den spanisch-amerikanischen Krieg hervorgerufenen Wirren mit der Konstituierung der Republik Cuba; der Rücktritt des Ministeriums Waldeck-Rousseau und die Bildung des neuen Ministeriums Combes, endlich, und damit berühren wir ein welthistorisches Ereignis, der Abschluß des südafrikanischen Krieges durch den Frieden von Prätoria am 31. Mai.

Der spanisch-amerikanische Krieg geht, wie wohl noch in aller Erinnerung steht, auf den Aufstand zurück, der Ende 1894 in Cuba ausbrach und den Spanien trotz aller Mühen nicht zu bewältigen fähig war, da einerseits seine Kriegsmittel nicht reichten,

dann aber die durch langjährige Mißwirtschaft erbitterte Bevölkerung in ihrem Widerstande durch die amerikanischen Zuckersyndikate ermuntert und unterstützt wurde. Dazu kam die gerade damals besonders lebendige panamerikanische Idee, die es den Politikern von Washington fast wie ein Unrecht erscheinen ließ, daß andere Selbständigkeiten sich in ihren Gewässern behaupteten. Vielleicht hat auch die Erwägung mitgespielt, daß der in Aussicht stehende Panamakanal die strategische Bedeutung der Insel außergewöhnlich steigern müßte. Wie dem auch sei, es unterliegt keinem Zweifel, daß die Haltung der Vereinigten Staaten es den Spaniern so gut wie unmöglich machte, des Aufstandes Herr zu werden. Sogar als sie durch Marschall Blancos Ende 1897 den Cubanern volle Autonomie unter spanischer Oberhoheit boten, erhielten sie ablehnenden Bescheid, während gleichzeitig von Washington aus in immer drohenderem Tone auf eine schleunige Herstellung der Ordnung gedrungen wurde. Schließlich schickte Amerika ein Kriegsschiff, die „Maine", nach Cuba und als dieses Fahrzeug in noch heute nicht aufgeklärter Weise in den Grund gebohrt wurde, kam es nach gereizten Verhandlungen im April 1898 zum Kriege. Der überraschend schnelle Zusammenbruch der spanischen Widerstandskraft steht noch in frischer Erinnerung; der Eindruck war um so peinlicher, als sich im ganzen Verlauf des Krieges von keiner Großthat berichten ließ, an der der verletzte Stolz der Nation sich hätte aufrichten können. Amerikanischerseits dagegen hatten Dewey und Schley an der Spitze der Flotte und Roosevelt vor Santiago mit Kühnheit und Geschick gefochten, so daß von dem siegreichen Ausgang dieser Kämpfe eine merkliche Steigerung des Machtgefühls der Union zu datieren ist. Sobald die Regierung in Washington Miene machte, den Krieg auf europäisch-spanischen Boden zu übertragen, fand man in Madrid den Mut nicht, weiteres Unheil herauszufordern. Am 12. August 1898, nachdem der Krieg wenig über drei Monate gedauert hatte, unterzeichnete Spanien jene Friedenspräliminarien, die später im Lauf der in Paris gepflogenen Verhandlungen noch wesentlich verschärft wurden. Als am 11. April 1899 endlich in Washington die Ratifikationen des Friedensinstrumentes ausgetauscht wurden, gab es eine Großmacht Spanien nicht mehr. Das Reich, das unter Karl V. den Anspruch auf die Weltherrschaft erhoben hatte, war zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgesunken und die Königin-Regentin hatte vollauf zu thun, um den drohenden inneren Zerfall des Reiches zu verhüten und die Krone für ihren Sohn, den jetzigen König Alfons XIII. zu retten. Die Vereinigten Staaten hatten in Betreff Cubas darauf bestanden, daß Spanien all seinen Rechten auf die Insel entsagte, ohne jedoch dabei seiner auf Cuba ruhenden Schuldverpflichtungen ledig zu werden. Dagegen war Puerto-Rico nebst den umliegenden spanischen Inseln direkt an die Vereinigten Staaten abgetreten worden und ebenso die ganze Inselgruppe der Philippinen nebst ihren Annexen. Erst am 20. Mai d. Js. aber ist über das Schicksal Cubas entschieden worden. Man hat in Washington für gut befunden, die Insel als selbständige Republik zu organisieren, aber es ist einleuchtend, daß diese neue Republik darauf angewiesen ist, die Wege zu gehen, welche das amerikanische Interesse vorschreibt, und es läßt sich mit voller Sicherheit sagen, daß weder jemals eine europäische Macht auf diesem Boden einen bestimmenden Einfluß ausüben, noch auch die Republik Cuba wirtschaftlich oder politisch gegen das Interesse der Vereinigten Staaten handeln wird. Ihr Schicksal ist an das der Vereinigten Staaten

gefesselt und es war gewiß nur klug, wenn die Regierung in Washington diese Lösung einer Einverleibung vorzog, die eine schwer lenksame Bevölkerung anderer Rasse und anderer Sitten als einen Fremdkörper in die Union hineingetragen hätte.

Man kann die Bedeutung der Thatsache, daß die spanische Herrschaft in den mittelamerikanischen Gewässern und an den Pforten Ostasiens durch die amerikanische ersetzt ist, gar nicht hoch genug anschlagen. Die nächste Folge war die Niederlage Englands in der Frage des Nicaragua- resp. Panamakanals. Die neue Verbindung zwischen Stillem und Atlantischem Ozean wird, wo immer sie geschaffen wird — und die Wahrscheinlichkeit scheint dafür zu sprechen, daß schließlich beide Projekte ausgeführt werden — unter der Kontrole der Vereinigten Staaten stehen und zwar so, daß keine andere Macht ihnen dareinzureden berechtigt sein wird. Das ergiebt eine Stärkung der strategischen Position der Union sowohl Europa wie Asien gegenüber und nötigt zugleich die mittel- und südamerikanischen Republiken weit mehr als es bisher der Fall war, ihren Kurs dem der Vereinigten Staaten anzupassen. Es bedeutet zugleich eine erhebliche Schwächung der Stellung Englands in diesen Gewässern. England ist heute die einzige europäische Macht, die eine Art Konkurrenzstellung den Vereinigten Staaten gegenüber in Nord- und Mittelamerika einnimmt. Canada, die Bermudas, die man mit Recht ein amerikanisches Gibraltar Englands nennen könnte, die langgestreckte Gruppe der Bahamainseln, das sich zwischen Cuba und den Isthmusrepubliken vorschiebende Jamaika, endlich die englischen kleinen Antillen und Trinidad, das giebt in seiner Summe eine außerordentlich starke Position, die England auch sicher behaupten kann, solange seine maritime Ueberlegenheit über die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten eine so ungeheure bleibt, wie es heute der Fall ist. Freilich erklärt sich auch daraus die im Stillen fortwirkende Rivalität Englands, die jeden weiteren Machtzuwachs der Vereinigten Staaten doch mit einem Gefühl der Beunruhigung betrachten muß. Es ist ja nicht so lange her, daß diese Gegensätze durch das Ungeschick Lord Cranbornes zur öffentlichen Diskussion gestellt wurden, als Deutschland sich den falschen Vorwurf nicht gefallen ließ, daß es vor Ausbruch des spanisch-cubanischen Krieges bemüht gewesen sei, eine europäische Koalition zum Schutze Cubas zu organisieren. Die Veröffentlichung amtlicher Aktenstücke zeigte, daß nicht Deutschland, sondern England sich mit solchen Absichten getragen hatte und daß gerade an dem entschiedenen Widerspruch Kaiser Wilhelms der Plan gescheitert war. Der in dieser Angelegenheit viel genannte englische Botschafter in Washington Pauncefote ist vier Tage nach Proklamierung der Unabhängigkeit Cubas gestorben. Ihn trifft nicht der geringste Vorwurf. Er hat nur seine Pflicht gethan, wenn er bemüht war, wesentliche Interessen Englands zu behaupten, und ohne das Ungeschick des englischen Unterstaatssekretärs wäre diese ganze Angelegenheit mit anderen politischen Geheimnissen Englands Geheimnis geblieben bis über den heutigen Tag hinaus.

Die Organisation der neuen Regierung in Frankreich hat, wie sich nach dem Ausfall der Wahlen vorhersehen ließ, ein Kabinet von stark radikaler Färbung hervorgebracht. Bereits die Wahl Bourgeois zum Präsidenten der Kammer machte diesen Ausgang wahrscheinlich. Auch scheint sicher zu sein, daß der Präsident der Republik, Herr Loubet, einen starken Einfluß auf die Zusammensetzung des Ministeriums gehabt hat. Schon daß er den Minister des Auswärtigen, Herrn Delcassé, mit nach Petersburg nahm, mußte

dafür sprechen, daß er ihm seine Stellung wahren wollte. Ebenso könnte es auf ihn zurückzuführen sein, daß der General André Kriegsminister geblieben ist. Herr Combes, der das Präsidium, das Innere und den Kultus übernommen hat, ist ein intimer Freund Waldeck-Rousseaus, den der Präsident in seiner Dünkirchener Rede so gefeiert hat. Der neue Justizminister Vallé hat sich als Berichterstatter der Untersuchungskommission in der Panamaaffäre einen guten Namen gemacht. Zum Marineminister hat man den Radikal-Sozialisten, Camille Pelletan bestimmt, dem ursprünglich das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zugedacht war. Es scheint aber daß man heutigen Tages einem französischen Politiker ebenso jede Aufgabe übertragen kann, wie einst in Rußland den Generälen des Kaisers Nikolaus. Auch fehlt es nicht an bitteren Bemerkungen in der oppositionellen Presse, die sich den dankbaren Stoff nicht entgehen läßt. Parteigenosse Pelletans ist der neue Kolonialminister Doumergue, ein homo novus, der wie Pelletan noch nie Minister gewesen ist und wahrscheinlich manchen Strauß mit dem etwas enttäuscht bei Seite stehenden ehemaligen Gouverneur der Indo-Chine, Doumer auszufechten haben wird. Die Wahl Doumergues fällt um so mehr auf, als der neue Handelsminister Trouillot in den Tagen des Ministeriums Brisson das Portefeuille der Kolonieen hatte. Auch hatte man Trouillot ursprünglich zum Unterrichtsminister bestimmt, was widerum von einem erstaunlichen Vertrauen auf die Vielseitigkeit der französischen Politiker Zeugnis ablegt. Von den übrigen Ministern verdient wohl nur noch einer besonders hervorgehoben zu werden, der Finanzminister Rouvier, ein wirklicher Fachmann, der diese Stellung schon mehrmals eingenommen hat, auch Handelsminister und einmal Ministerpräsident gewesen ist. Gerade in jüngster Zeit ist er in den Verhandlungen viel genannt worden. Man erwartet von ihm eine Sanierung der türkischen Finanzen und für Frankreich die Durchsetzung einer progressiven Einkommensteuer; trotz der Abneigung der Franzosen gegen dieses System ist es nicht unwahrscheinlich, daß er seinen Zweck erreicht. Man hält ihn wohl nicht mit Unrecht für die bedeutendste Kapazität des Kabinets und da mit geringen Schattierungen nach links alle Minister einer politischen Gruppe, der radikalen, angehören, wird er wohl auf die Unterstützung seiner Kollegen rechnen dürfen.

In den Fragen der auswärtigen Politik wird Frankreich dieselbe Richtung einhalten, wie in den 3 Jahren der Waltung Waldeck-Rousseaus. Also russischer Kurs unter Vermeidung jedes ernsten Konfliktes mit geschickter Benutzung jeder Gelegenheit, bei der sich ein Stück Prestige in Kleinigkeiten erlangen läßt. Das ist im Grunde auch die Politik, mit der die ungeheure Mehrzahl der Franzosen sich gerne zufrieden giebt und gegen die auch wir nichts einzuwenden haben, solange sie die Objekte ihres Triumphs außerhalb unserer Interessensphäre sucht.

Am 31. Mai haben Schalk Burger und Louis Botha die folgende Botschaft erlassen:

„Offener Brief an alle Offiziere und Beamte der Burghers, die bis zum heutigen Tage ihre Pflicht gegenüber dem Lande und dem Volke treu erfüllt haben.

Kameraden, Brüder, Landsleute!

Wir danken Euch herzlich für Euren Heroismus und für die Hinopferung von so vielem, was Euch teuer und lieb war, wir danken Euch für Euren Gehorsam und Eure

treue Pflichterfüllung in allem, was dem Afrikandervolke zur Ehre und zum Ruhme gereicht. Wir raten Euch allen, Euch in den Frieden zu schicken, Euch ruhig und friedfertig zu verhalten und der neuen Regierung Gehorsam und Achtung zu erweisen. Von den Vertretern der beiden Staaten ist eine Kommission ernannt worden zur Beschaffung von Geldmitteln u. s. w. für die Witwen und Waisen, deren Gatten und Väter ihr Leben gelassen haben im Kampfe für Freiheit und Recht und die in unserer Geschichte ewig fortleben werden. Wir sprechen unser inniges Mitgefühl aus denen, die trauern und bitten Gott, daß er ihnen Kraft geben möge, ihr Kreuz zu tragen. Auch unseren Weibern und Kindern möchten wir unseren Dank aussprechen, die so treue Opfer gebracht und so bitteres Leid getragen haben. Jetzt da der Friede geschlossen ist — wenn er auch nicht ein Friede ist, wie wir ihn ersehnten — laßt uns da verharren, wohin Gott uns geführt hat. Mit gutem Gewissen können wir erklären, daß zweieinhalb Jahre lang das Volk den Kampf in einer Weise geführt hat, wie es die Geschichte bisher kaum kannte. Lasset uns nun einander die Hände reichen für einen anderen großen Kampf, der vor uns liegt, für die geistige und soziale Wohlfahrt des Volkes; lasset uns allen bitteren Gefühlen entsagen, lasset uns vergessen und vergeben, auf daß die tiefen Wunden heilen mögen!"

So lautet der ergreifend schöne Epilog eines Krieges, wie ihn tapferer geführt, ausdauernder behauptet, und beim traurigen Ausgang würdiger abgeschlossen zu haben kein Volk sich rühmen kann. Es hat viele glücklichere Kriege gegeben, kaum einen, in welchem die Gesamtkraft eines Volkes so bis aufs äußerste angespannt wurde, in dem die Uebermacht an Zahl, an Kriegs- und Geldmitteln, an alter Kultur und ununterbrochener Kriegsübung der Führer eine so überwältigende war. Die kleinen Bauernrepubliken haben gegen England, Canada und die australischen Kolonieen im Felde gestanden, ohne andere Bundesgenossen zu haben als ihren tapferen Mut, ihr gutes Recht und die fromme Zuversicht, daß Gott schließlich doch alles zum Besten führen werde. Und jetzt, da der Ausgang ein so ganz anderer ist, als sie gehofft hatten, bescheiden sie sich, denn Gott hat es so gewollt. Ihr Staat ist untergegangen; auf den Teil ihrer Rechte, den sie am höchsten schätzten, auf ihre politische Eigenherrlichkeit und Freiheit haben sie verzichtet; was ihnen bleibt, ist der Grund und Boden, auf dem sie sitzen, das Bewußtsein gethan zu haben, was in menschlichen Kräften lag, das Erbe der großen Erinnerungen, die sie ihren Kindern und Kindeskindern hinterlassen, und endlich die Sicherheit, daß sie auch als Unterthanen König Eduard VII. bleiben werden, was sie sind: Das Afrikandervolk.

Die Verhandlungen zwischen den Vertretern der englischen Regierung und den Präsidenten der beiden Republiken, Steyn und Schalk Burger (den Krüger als seinen Stellvertreter zurückgelassen hatte), haben vom 12. März bis zum 31. Mai gedauert. Lord Kitchener und Milner haben dabei in stetem Zusammenhang mit dem englischen Ministerium gestanden, die Delegierten der Buren mit den Burghers im Felde oder mit deren Bevollmächtigten. Anfangs hofften die Buren noch ihre Unabhängigkeit zu retten, am 16. April mußten sie sich überzeugen, daß auf dieser Grundlage ein Friede nicht zu gewinnen war. Damit beginnt dann ein zweites Stadium der Verhandlungen, das bis zum 19. Mai währte und im wesentlichen zwischen den Burenkommandos und ihren

Führern und Delegierten auf der einen Seite, und Schalk Burger, Steyn und den hervorragendsten Generälen Botha, de Wet, Delarey andererseits gepflogen worden ist. Es führte zum Anerbieten, auf die Unabhängigkeit in allen auswärtigen Angelegenheiten zu verzichten und einen Teil ihres Territoriums an England abzutreten. Als Kitchener und Milner ablehnten und auf Anerkennung der vollen Oberhoheit Englands bestanden, trat die Verhandlung in das letzte entscheidende Stadium. Engländer und Buren arbeiteten gemeinsam ein Programm von 12 Punkten aus, das nach vorausgegangener Bestätigung durch die englische Regierung den Burghers zur Abstimmung mit „Ja" oder „Nein" vorgelegt werden sollte. Am 21. Mai waren die 12 Punkte formuliert, am 27. erfolgte die Bestätigung von London her, jedoch mit einigen Modifikationen. Die Delegierten der Buren sind dann mit diesem Dokument am 28. nach Vereeniging gezogen, wo eine Delegation von je zwei Mann von jedem Burenkommando sie erwartete. Hier ist die Entscheidung gefallen. Die Afrikander haben auf Grund der Zugeständnisse, die ihnen England machte und die man im großen und ganzen als weitherzig gefaßt anerkennen muß, sich bereit gefunden, in König Eduard VII. und dessen Nachfolgern ihre rechtmäßige Obrigkeit anzuerkennen. Wir zählen die Bedingungen, die nunmehr die Grundlage der rechtlichen Existenz der Afrikander von Oranje und Transvaal bilden werden, nicht im einzelnen her. Das Wesentliche liegt darin, daß alle Eigentumsrechte gesichert bleiben, Gefangene und Konzentrierte heimkehren sollen, daß die englische Regierung keinerlei im Kriege geschehene Handlungen ziviliter oder kriminell verfolgen wird, es seien denn Verbrechen, daß sie zur ersten Einrichtung der Heimkehrenden 3 Millionen Pfund Sterling hergiebt und außerdem Kredite verspricht, endlich Sicherung des Gebrauchs der Volkssprache in Schule und Gericht, jedoch so, daß das englische als herrschende Sprache erscheint, sie bietet endlich eine bedingte Amnestie für die englischen Unterthanen, die auf seiten der Buren gefochten haben. Am 31. Mai um $10^1/_2$ Uhr ist dann in Pretoria das Friedensdokument von den 6 Vertretern von Transvaal, 4 Vertretern des Oranje-Freistaates (diese Bezeichnung wird hier zum letzten Mal gebraucht), von Lord Kitchener und Lord Milner unterzeichnet worden.

Seither sind über 14 Tage hingegangen. Soviel wir sehen, haben die Buren überall die Waffen niedergelegt und ihre Rückkehr in die alten Sitze hat begonnen. Bisher über 15 000 Mann. Die Bemittelten ziehen sofort mit Weib und Kind, sofern diese noch leben, auf ihre Farmen, die Unbemittelten werden, wenn sie Familie haben, vorläufig in den Konzentrationslagern untergebracht, die unbemittelten Junggesellen finden Unterkommen in den englischen Lagern. Es scheint überall das beste Einvernehmen zu herrschen und wirklich, wie Burger und Botha es verlangten, alles Gefühl der Bitterkeit unterdrückt zu sein. Sie haben vergeben, das liegt in des Menschen Hand. Daß sie auch vergessen werden, glauben wir nicht. Schwere und stolze Erinnerungen stehen in zu enger Verbindung mit einander, aber wir können uns wohl vorstellen, daß dieses Volk, dessen religiöses Leben so tief begründet ist und dem ganzen Verlauf des Krieges eine einzigartige Färbung gegeben hat, sich aufrichtig in die neuen Verhältnisse schickt, die ihm Gottes Ratschluß gewiesen hat.

Gewiß geziemt es nicht uns Außenstehenden wegen der Entscheidung zu rechten, die sie getroffen haben.

treue Pflichterfüllung in allem, was dem Afrikandervolke [illegible] als sie nach der Kapi-
gereicht. Wir raten Euch allen, Euch in den Frieden zu [illegible] Empfindung, daß sie sich selbst
fertig zu verhalten und der neuen Regierung Gehors[illegible]ndern und wenn sie voll einhalten,
den Vertretern der beiden Staaten ist eine Kom[illegible] daß sie es thun werden. Je gewissen-
von Geldmitteln u. s. w. für die Witwen [illegible] die Versöhnung sein und es läßt sich hoffen,
Leben gelassen haben im Kampfe für [illegible] dem Könige den erwünschten Anlaß geben
Geschichte ewig fortleben werden. [illegible] in den Bestimmungen über die Kaprebellen liegen,
trauern und bitten Gott, daß [illegible]
unseren Weibern und Kin[illegible] jetzt eine Zeit der Ruhe und Sammlung. Die lange
gebracht und so bitter[illegible] Innern müssen in Angriff genommen, die geplante Reor-
wenn er auch ni[illegible] Wirklichkeit gemacht werden. Die auswärtigen Verhält-
Gott uns [illegible] einer raschen Entscheidung und es läßt sich hoffen, daß
Jahre l[illegible] Persönlichkeiten die Nation nicht in Abenteuer hineinfahren
her k[illegible] als Oberkommandierender nach Indien; der alte Präsident
Kr[illegible] Kitchener geht [illegible] Farben von Transvaal, die über seinem Wohnsitz wehten, herab-
Paul Krüger hat die Rückkehr nach Afrika, die ihm die Engländer unter Verzicht auf den
nehmen lassen. Die Huldigungseid angeboten hatten, hat er abgelehnt. Er will in Holland sterben.
Auch Steyn ist schwer krank, aber auf afrikanischem Boden. Man kann an das
tragische Schicksal beider Männer nicht ohne Bewegung denken.

Die schwere Krankheit, die König Albert von Sachsen betroffen hat, hat in ganz Deutschland das lebhafteste Mitgefühl erregt. Man hat die Empfindung, als gehöre der vortreffliche Fürst, der letzte unserer großen Führer von 1870, der ganzen Nation, nicht nur seinen Sachsen an. Denn das ist das Große in der Entwickelung Deutschlands, daß wir trotz allem Lokalpatriotismus und Partikularismus doch reicher geworden sind durch den großen Zusammenhang, der die Landesgrenzen überschreitend die Gesamtheit, die Fürsten und die Stämme verbindet. Wie anders war das noch vor 40 Jahren! Und noch eines anderen deutschen Fürsten wollen wir gedenken, der wenn auch auf fremdem Boden und als Beherrscher eines anders gearteten Volkes, dem deutschen Namen Ehre gemacht hat: König Karl von Rumänien. Am 22. Mai 1866, zu einer Zeit, da die Wolken am politischen Horizont Preußens und Oesterreichs bereits den kommenden Sturm ankündigten, hielt Prinz Karl von Hohenzollern seinen Einzug in Bukarest, entschlossen, die ihm angetragene verantwortungsreiche Last der rumänischen Fürstenkrone kühnen Muts entgegenzunehmen. Die Rumänen haben diesen Tag zu einem nationalen Festtag erhoben, und gewiß mit Recht. Denn mit dem Fürsten Karl beginnt für sie eine neue Aera. Nicht nur politisch danken sie ihm ihre Wiedergeburt, sein Walten bedeutet auch den Beginn einer Periode sittlicher Erneuerung. Für ein Volk, das erst in ganzer, dann in halber Unfreiheit unter dem Fluche gelitten hatte, nicht sich selber leben zu können, hat der Hohenzollernfürst in langsamer gewissenhafter Arbeit die verlorenen Grundlagen der Selbstachtung, das ist die politische Unabhängigkeit, wiedererworben, und als er am 22. Mai 1877, wiederum inmitten eines politischen Wettersturmes, das freie Rumänien proklamierte, da mußte zwar diese junge Freiheit noch durch eine Blut- und Feuertaufe gesichert werden, aber das langersehnte Ziel war glücklich erreicht. Am 22. Mai dieses Jahres hat nun Rumänien das erste

'ahrhundert seiner Unabhängigkeit festlich begangen; aus dem jungen Fürsten, der 'ne Zukunft dem Gedanken zu Dienst stellte, ein Volk zu erziehen und einen Staat ', ist ein König geworden, der auf ein mühevolles und ruhmreiches Leben zurück- 'n die Haare gebleicht sind, aber die Thatkraft ungebrochen ist und der in allen n Punkten sein Ziel erreicht hat. Rumänien hat seine Stellung als ıcht an der unteren Donau in Ehren behauptet und das Beispiel, das der Volke gegeben hat, ist nicht verloren gegangen. Es steht heute als ein da, nicht in einem Atem zu nennen mit den unreifen und unruhigen ..ngen auf der Balkanhalbinsel und so sehr durch den Genius seines Königs ..ı, daß sich die Fortexistenz dieses Staates heute als eine politische Notwendig- ıeit in dem allgemeinen System der europäischen Staaten bezeichnen läßt. Die unehrliche Kampagne, die neuerdings, aus jüdischem Sonderinteresse heraus, gegen den Kredit Rumäniens geführt wurde, hat an dieser Thatsache nichts zu ändern vermocht; sie ist gescheitert wie die verbrecherische Agitation jenes makedonischen Bulgarenkomitees, das bemüht war, auch Rumänien in den Strudel des politischen Chaos hineinzuziehen, in dem es sich bewegte. Wir begrüßen daher den rumänischen Nationalfeiertag mit voller Sympathie und knüpfen daran den Ausdruck der Verehrung, die wir dem Hohenzollern auf dem rumänischen Königsthrone entgegenbringen. Er hat die besten Ueberlieferungen seines Geschlechts in den denkbar schwierigsten Verhältnissen aufrecht zu erhalten verstanden.

Aus Karl Königs „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich".

Stunden der Einkehr haben die Größten der Großen gebraucht, um sich nicht selbst zu verlieren. Jesus suchte immer wieder die Einsamkeit. Je schärfer ihn das Tagesgetriebe umwogt hatte, um so intensiver seine Einkehr in der Stille. Luther hatte seine Studierstube, in deren 4 Wänden er mit Gott und sich selber durchsprach, was das Leben und die Massen ihm auf die Seele warfen. Friedrich der Große hatte sein Sanssouci. Unser Bismarck hatte seinen Sachsenwald. — An ihnen lernen wir dies: wer in der Welt der Masse nicht untergehen, sondern selber eine kleine eigene Welt sein will — und wer einmal geschmeckt hat, was Eigenleben ist, giebts nimmer wieder preis — der muß ein Allerheiligstes haben, sich bauen, zu finden wissen, wo er sein Fleisch und Blut einläßt — nur sich selber zur Andacht über sich selber, zur Selbstschau, zur Selbstvergewisserung, zur Selbstkritik.

(Aus „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich." Ernsthafte Plaudereien von Karl König. 2. Aufl. Freiburg i. B. und Leipzig. Paul Waetzel, Verlagsbuchhandlung.)

Monatschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Mallow.

X. Die Polenvorlage. Der Diktaturparagraph. Festigung der Reichsidee. Die letzten Arbeiten des Reichstags.

Nachdem der Reichstag am 6. Mai d. J. in die Pfingstferien gegangen war, schien es eine Zeitlang, als ob die politische Arena gänzlich von allen Kämpfern geräumt und tiefe Stille eingezogen sei. Kaum daß in den Zeitungen noch mit ein paar Worten an die noch lange nicht bis zur Entscheidung durchgekämpften großen Fragen erinnert wurde. Solche Symptome einer gewissen Müdigkeit waren erklärlich. Die sich in der Hauptsache um eine einzige Frage drehende parlamentarische Arbeit des Winters mit ihrer Einförmigkeit und ihren Anstrengungen auf der einen, mit ihrer folgenschweren Verantwortlichkeit auf der andern Seite hatte die Hoffnung genährt, daß man schon zu Pfingsten die große parlamentarische Erholungspause werde beginnen können. Die Aussicht, noch weiter in den Sommer hinein zu tagen, erweckte zunächst keine freudigen Gefühle.

Aber auch in dieser Zeit des vorübergehenden Ausruhens in den großen Fragen der Reichspolitik fehlte es nicht an wichtigen Aeußerungen des politischen Lebens, nur waren jetzt zum Teil die Einzelstaaten das Feld, auf dem diese Kämpfe ausgefochten wurden.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat, als es am 27. Mai seine Beratungen nach der Pfingstpause wieder aufnahm, sogleich einen großen Tag gehabt. Es wurde die neue Polenvorlage vom Ministerpräsidenten Grafen Bülow selbst mit einer bedeutungsvollen Rede eingeführt und nach einer kurzen Beratung, die die bevorstehende Annahme der Vorlage als vollkommen gesichert erscheinen ließ, einer Kommission überwiesen. Obwohl noch viel geschehen könnte, um im deutschen Volke das Bewußtsein und die nähere Kenntnis der Gefahr, die dem preußischen Staat sowohl als dem gesamten geistigen und materiellen Nationalgut des deutschen Volkes in unseren Ostmarken von dem Polentum droht, zu vertiefen, so ist doch dankbar anzuerkennen, daß die Tage, in denen sich nationalgesinnte Deutsche noch ernsthaft um die Bedeutung der Polenfrage und um die Mittel zur Bekämpfung des Polentums stritten und in denen die preußische Regierung nur den zögernden und schwankenden Beobachter in diesem Streit abgab, endlich vorüber sind. Mag man auch weiterhin noch fortfahren, in Einzelheiten Erfahrungen zu sammeln, Meinungen auszutauschen und örtlichen und zeitlichen Nebenerscheinungen Rechnung zu tragen, in der Hauptsache ist man doch einig. Es ist von besonderem Wert, daß die preußische Regierung ihren ernsten Entschluß, nun eine wirkliche preußische und deutsche Polenpolitik zu treiben, gerade in dem wichtigsten Punkte bekundet hat. Als Fürst Bismarck im Jahre 1886 den großen Gedanken des einstigen

Posener Oberpräsidenten v. Flottwell wieder aufnahm, das Deutschtum im Osten gegen die polnische Gefahr durch eine in großem Stile betriebene Siedelungspolitik zu schützen, war große Gefahr vorhanden, daß dieses Werk, das einstmals unter günstigeren Verhältnissen begonnen und dann in unseliger Stunde aus politischer Sentimentalität abgebrochen war, nun bei seinem eigentlich schon viel zu späten Wiederaufleben an allerlei innern und äußern Schwierigkeiten scheitern werde. Von dem deutschen Großgrundbesitz der beteiligten Provinzen ziemlich skeptisch empfangen, von dem noch gänzlich im Schlaf befangenen deutschen Bürgertum der Ostmarken noch weniger verstanden, mußte sich die Ansiedelungskommission ohne jede Erfahrung und Unterstützung an eine Aufgabe machen, für deren organisatorische Seite ihr zunächst kaum ein anderes Hilfsmittel zu Gebote stand als die bureaukratische Tradition. Dazu kam, daß der damalige leitende Staatsmann bei aller seiner Größe und Genialität doch über die Entwickelung des Polentums im einzelnen zu gewissen Irrtümern gelangt war. Er sah in der Ansiedelungspolitik eine Maßregel, mit deren Hilfe der preußische Staat gewissermaßen die Offensive ergreifen sollte gegen den polnischen Adel, in dem Fürst Bismarck den Träger der staatsfeindlichen polnischen Agitation zu erblicken glaubte. Er hatte dabei übersehen, daß der polnische Adel längst einen großen Teil seines politischen Einflusses eingebüßt hatte, daß ein polnischer Mittelstand entstanden war, der an Feindschaft gegen das Deutschtum den alten polnischen Adel weit hinter sich ließ, und daß auch der polnische Bauer, den Bismarck in der Hauptsache für loyal hielt, es längst nicht mehr war, besonders seitdem der Kulturkampf den ohnehin wachsenden Einfluß der fanatischen polnischen Geistlichkeit noch verstärkt hatte. Aus diesem Irrtum heraus wurde der Schwerpunkt der Thätigkeit der Ansiedelungskommission in den Auskauf des polnischen Großgrundbesitzes verlegt. Damit konnte natürlich der Kern der nationalpolitischen Thätigkeit des Polentums überhaupt nicht getroffen werden, auch wurde durch das Prinzip, nur von polnischen Besitzern zu kaufen, in die Anlage der deutschen Siedlungen eine gewisse Systemlosigkeit gebracht, die sich noch heute rächt. Wenn die Ansiedelungskommision trotzdem sehr bald den richtigen Weg zu der Erkenntnis gefunden hat, daß es weniger auf den Auskauf von ein paar Polen, als auf die systematische und zweckmäßige Ansiedlung deutscher Bauern und die Schaffung neuer deutscher Bauerngemeinden in geeigneter Lage ankäme, so gereicht ihr das zu großem Verdienst, das durchaus nicht dadurch geschmälert wird, daß die neue Behörde einige Jahre Lehrzeit gebraucht hat, bis sie eine auf Erfahrungen gegründete Praxis herausgefunden hatte. Man sollte es vor allem auch dem ersten Präsidenten der Kommission, dem damaligen Oberpräsidenten Graf v. Zedlitz-Trützschler, nicht vergessen, daß er mit seiner außerordentlichen Begabung für die praktischen Aufgaben der Verwaltung es in erster Linie verhütet hat, daß dieses Suchen nach dem rechten Wege und die unbefangene, zweckmäßige Verwertung der gesammelten Erfahrungen durch bureaukratische Einwirkungen erstickt wurde. Der rühmliche Verlauf, den dieses Werk nahm, hat freilich nicht verhindert, daß schon von Anfang an eine abgünstige und ungerechte Kritik sich mit ihm zu schaffen machte. Ein Geschichtsschreiber des politischen Unverstands in Deutschland würde in den über die Ansiedlungskommission gefällten Urteilen reiches Material finden. Man wußte bald diese, bald jene Einzelheit zu bemängeln, ohne im geringsten die Natur des Werkes und

seine Schwierigkeit zu würdigen. Vor allem aber forderte man sichtbare Erfolge in einem Umfange, der nach so kurzer Zeit vollkommen undenkbar war, und endlich brachte man Erfolge des Polentums, die um dieselbe Zeit erreicht wurden, in ursächlichen Zusammenhang mit angeblichen Fehlern oder auch der bloßen Existenz der Ansiedlungskommission. Was diesen letzten Punkt betrifft, so kann man ja nicht leugnen, daß vom Standpunkt der Polenfreunde aus dieser Appell an die Unkenntnis der Verhältnisse bei dem größten Teil des deutschen Publikums gar nicht so ungeschickt war. Aus der Ferne gesehen muß es ja natürlich auffallen, daß in derselben Zeit, in der wir besondere Maßregeln in Wirksamkeit treten lassen, um das Polentum einzudämmen, der mittlere und kleine Grundbesitz in polnischen Händen sich befestigt und vermehrt. Bei einigem Nachdenken wird man sich aber sagen müssen, daß diese Erscheinung unmöglich als Beweis für die Verkehrtheit des deutschen Vorgehens dienen kann. Es war bereits eine außerordentliche Kräftigung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Polentums vorhanden, als die Ansiedlungskommission in Thätigkeit trat. Daraus, daß das Deutschtum ungewöhnlich lange die Augen vor der wachsenden Gefahr verschlossen hatte, folgt durchaus nicht, daß diese Gefahr nicht schon längst vorhanden war. Auf polnischer Seite setzte man unbegrenztes Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit, Gutmütigkeit und Bequemlichkeit der Deutschen und sammelte sich möglichst in der Stille. Das Ansiedlungsgesetz war nun der erste Alarmruf im deutschen Lager. Es ist doch gewiß nicht allzu schwer zu verstehen, daß das Polentum nun allerdings seine Taktik änderte, von der stillen Wühlarbeit zur offenen Agitation mit möglichstem Geschrei überging und seine Kräfte auf den zunächst gefährdeten Punkt warf. Diese fieberhafte Thätigkeit der Polen zur Sicherung ihres mittleren und kleinen Grundbesitzes wäre freilich nicht möglich gewesen, wenn das Deutschtum in den Ostmarken nicht in den zwei Menschenaltern, die seit dem Rücktritt Flottwells verstrichen waren, fest geschlafen hätte. Aber da man die Kräfte des Polentums nun einmal so weit hatte anwachsen lassen, so kann man für die Art, wie diese Kräfte benutzt wurden, weder die Fehler der Ansiedlungskommission verantwortlich machen, noch gar daraus einen Beweisgrund dafür entnehmen, daß man die Polen weiter ruhig gewähren lassen solle. Man darf auch nicht vergessen, daß die büreaukratische Thorheit, die von der Ansidlungskommission glücklich fern gehalten war, Jahre hindurch um so toller ihr Wesen in der Behörde trieb, die mit der Bildung von Rentengütern in den Ostmarken betraut war, nämlich der Bromberger General kommission, die es fertig brachte, der Ansiedelungskommission lange Zeit direkt entgegenzuarbeiten. Diese Behörde setzte nicht nur zahlreiche kleine polnische Besitzer an, sondern stützte auch durch Kredit die polnischen Gesellschaften, die sich zur Durchkreuzung des deutschen Ansiedlungswerks gebildet hatten.

Es ist in diesem Zusammenhange nicht nötig, auf die Entwickelung dieses Werkes hier näher einzugehen. Es sollte nur kurz berührt werden, durch welche Umstände es anfangs zurückgehalten und ungünstig beeinflußt wurde und wie nichtig die Kritik ist, die infolge falscher Schlüsse von einem Scheitern der hieran geknüpften Hoffnungen und von Mißerfolgen spricht. Nur eins mußte der Kommission unter allen Umständen gesichert werden: Zeit mußte sie haben und die volle Sicherheit, für einen langen Zeitraum auf dem nun erprobten Wege ruhig fortschreiten zu können. Das war aber nicht nur für die

deutsche Kolonisation der Ostmarken von Wichtigkeit; es hing vielmehr daran die Möglichkeit, eine feste und wirksame Polenpolitik zu treiben, eine Politik, die das Deutschtum im Osten so fest und kräftig zu stützen und zu vermehren versteht, daß die mit dem preußischen Staatswohl nicht verträglichen Pläne der Polen zur dauernden Aussichtslosigkeit verurteilt werden. Es ist unmöglich, daß eine Staatsregierung, die sich auf Jahre hinaus für die Fortführung deutscher Besiedlung des Ostens bindet und hierfür ein großes Kapital festlegt, wieder in die Schwankungen zurückfällt, die das unselige Kennzeichen früherer preußischer Polenpolitik sind.

In voller Würdigung dieses Gesichtspunktes hat die preußische Staatsregierung nicht erst den Zeitpunkt abgewartet, in dem der Ansiedlungsfond wiederum vorläufig aufgebraucht sein würde, wie es bei der ersten Auffüllung des Fonds im Jahre 1898 geschehen war. Sie forderte schon jetzt neue 150 Millionen, sodaß das für Ansiedlungszwecke bereitgestellte Kapital die Höhe von 350 Millionen erreicht. Gleichzeitig erweiterte die Regierung die Aufgaben der Schaffung neuen deutschen Grundbesitzes im Osten, indem sie noch 100 Millionen für den Ankauf von Staatsdomänen forderte. Als die Vorlage sofort nach Pfingsten veröffentlicht wurde, erweckte dieser letzte Punkt, die Neuerwerbung von Staatsdomänen im Osten, einigen Widerspruch. Unseres Erachtens mit Unrecht. Wenn auch die Erweiterung des kleinen und mittleren deutschen Besitzes in erster Linie in Betracht kommt, so kann es doch nicht im Interesse der Regierung liegen, die Struktur der ländlichen Besitzverhältnisse im Osten so durchgreifend zu verändern, daß der in den Boden- und Klimaverhältnissen und in der geschichtlichen Entwickelung des Landes begründete Großgrundbesitz mehr oder weniger ausgeschaltet oder dem Einfluß des Staates entrückt wird. Was soll aus dem Großgrundbesitz werden, der aus triftigen wirtschaftlichen Gründen nicht parzelliert werden kann? Soll ihn der Staat in den Händen polnischer Besitzer lassen oder deutscher Besitzer, die ihn doch nicht halten können und zuletzt mit einem polnischen Käufer abschließen? Die Erwerbung von neuem Domänenbesitz im Osten giebt dem Staat die Möglichkeit, den durch das Polentum gefährdeten Landesteilen eine Anzahl tüchtiger und national zuverlässiger Männer in einflußreichem Wirkungskreise zu erhalten. Wenn wirtschaftliche Gründe die Erhaltung eines Teiles des Großgrundbesitzes fordern, dann ist es durchaus berechtigt, daß der Staat einen Teil davon selbst erwirbt und sich die Leute genau ansieht, denen er die Bewirtschaftung übergiebt. Sehr treffend nannte Graf Bülow diese künftigen Domänenpächter die „Offiziere" in dem Heere der deutschen Ansiedler.

Die Erledigung der Polenvorlage im preußischen Landtage hat einen glatten Verlauf genommen. Graf Bülow leitete als preußischer Ministerpräsident ihre Beratung im Abgeordnetenhause mit einer Rede ein, die zur Ueberraschung mancher Kritiker, aber der Lage entsprechend, auf rednerischen Schmuck fast ganz verzichtete und nüchtern und scharf nur die Hauptpunkte der Begründung hervorhob. Die Opposition — Polen, Zentrum und Freisinnige — kämpften nur matt, beherrscht von dem Bewußtsein völliger Aussichtslosigkeit des Widerstandes. Die polnische Fraktion gab eine kurze Erklärung ab und verließ demonstrativ den Saal. Mit nüchterner Ruhe wurde die Debatte noch eine Zeitlang fortgesetzt: dann übergab man die Vorlage einer Kommission, die sie nach kurzer Prüfung unverändert guthieß. Ebenso kurz und einfach verlief die zweite und

dritte Lesung und die Beratung im Herrenhause, sodaß in drei Wochen seit der Einbringung der Vorlage die ganze parlamentarische Arbeit daran gethan war. Auch im Herrenhause verteidigte Graf Bülow die Vorlage persönlich, und zwar mit besonderem Glück und Geschick gegen einen Vertreter des Polentums, der einstmals mit einem gewissen Erfolg die Rolle des sogenannten „loyalen" Polen gespielt hatte, den Herrn v. Koscielski. Die rasche Erledigung der für unsere Ostmarken so wichtigen Vorlage ist ein erfreuliches Zeichen für das Verständnis, das die Aufgaben unserer nationalen Politik im Osten jetzt gefunden haben.

Von sehr viel weniger Verständnis und Kenntnis der Lage zeugte es, daß die Aufhebung des Diktaturparagraphen in den Reichslanden, die bei der Reise des Kaisers nach Straßburg und der Hohkönigsburg im Mai als bevorstehend verkündigt, alsbald beim Bundesrat beantragt und vom Reichstag schon am 7. Juni beraten und am 9. Juni endgültig angenommen wurde, vielfach in Parallele mit den Verhältnissen im Osten gestellt wurde. In Elsaß-Lothringen aber haben die Dinge einen wesentlich anderen Verlauf genommen. Ein stets wachsender Teil der Bevölkerung hat vorbehaltlos die Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Deutschen Reich als eine unabänderliche Thatsache anerkannt. Wohl ist bei vielen noch ein Rest von Schmerz zurückgeblieben, daß die zweihundertjährige Verbindung mit Frankreich gelöst ist, aber dieser Schmerz hat die Form einer leisen Trauer um eine in der Erinnerung liebevoll gepflegte Vergangenheit angenommen, ohne die Absicht oder auch nur die Hoffnung, das Vergangene wieder zu verwirklichen. Bei der Mehrzahl aber hat die Stimme des deutschen Blutes ebenso wie die Macht der realen Interessen in dem Zeitraum von 31 Jahren sich so stark geltend gemacht, daß in der staatsrechtlichen Grundfrage, der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich, der Protest sich in die äußersten Winkel zurückgezogen hat. Damit ist nicht gesagt, daß in Elsaß-Lothringen eitel Zufriedenheit mit den politischen Verhältnissen des Reichslandes herrscht, daß man sich dort mit dem alten Deutschland so fest verbunden fühlt, wie wir es vom Standpunkt einer nationalen Politik wünschen möchten. Nein, davon sind wir immer noch weit genug entfernt! Aber so weit sind wir wenigstens, daß wir der weiteren geschichtlichen Entwickelung vertrauen können, daß wir den einst verlorenen und nach heißem Kampfe wiedergewonnenen Bruderstamm nicht mehr in feindseligem Widerstreben abseits stehend wissen und daß wir den Elsaß-Lothringern als vollberechtigten Bürgern des Deutschen Reiches ruhig Zeit lassen können, das nationale Band mit den deutschen Staaten immer enger zu schlingen. Es war also der Zeitpunkt da, wo durch die förmliche Aufhebung einer kaum noch angewendeten, aber den letzten Resten einer feindlichen Agitation immer noch Spielraum und Handhabe bietenden gesetzlichen Bestimmung den Elsaß-Lothringern ein Vertrauensbeweis von seiten des Reichs gegeben werden konnte. Die Verhandlung im Reichstage lieferte den erfreulichen Beweis, daß die Regierung die Gesinnung und Auffassung der Elsaß-Lothringer richtig bewertet hatte. Nur die Sozialdemokratie sorgte durch den Mund Bebels dafür, daß auch in dieser Verhandlung ein Mißton nicht ausblieb. Die zunehmende Beruhigung der Reichslande und das Nachlassen der Proteststimmung hat sich der sozialdemokratischen Agitation sehr unbequem bemerkbar gemacht. Durch die Aufhebung des Diktaturparagraphen wird ihr ein wirksames Agitationsmittel entzogen. Herr Bebel mußte sich vom Reichskanzler

die unangenehme Wahrheit sagen lassen, daß er ebenso, wie er zur Zeit der chinesischen Expedition chinesischer gewesen sei als die Chinesen, jetzt protestlerischer sei als die Elsaß-Lothringer selbst. Schließlich aber änderte auch das Bündel von Gehässigkeiten und Hetzereien, das Bebel in die Beratung warf, nichts an dem erfreulichen Ergebnis, daß die Annahme des Gesetzentwurfs über Aufhebung des Diktaturparagraphen nahezu einstimmig erfolgte.

Ein solches Zeugnis von der erfreulichen Entwickelung des Reichsgedankens ist wertvoll in einer Zeit, in der die Neigung, trübe und verzagt in die Zukunft zu sehen, durch die Schärfe, mit der wirtschaftliche Interessengegensätze einander gegenübertreten, wesentlich gefördert wird. Es wäre aber ungerecht, zu übersehen, daß die Zeiten, in denen man vielfach von „Reichsverdrossenheit" sprach, in der Hauptsache überwunden sind. Auch sonst lassen sich Symptome verfolgen, daß die Reichseinheit immer klarer und sicherer Gestalt gewinnt. In dem kleinen Bundesstaat Reuß ä. L., dessen Regierung durch ihre absonderliche Haltung zur Reichspolitik oft genug Anlaß zu heiterer Verwunderung gab, hat das Hinscheiden des Landesherrn, des Fürsten Heinrichs XXII. und die Regentschaft des Fürsten von Reuß j. L. sofort den Umschwung herbeigeführt und der reichstreuen Bevölkerung für die Bethätigung ihrer Gesinnung das Feld eröffnet. In Braunschweig wurde ein welfischer Vorstoß siegreich abgeschlagen, obwohl die schwierigen Verhältnisse es hier wohl hätten erklärlich erscheinen lassen, wenn die Sache nicht ganz glatt verlaufen wäre. Bei dem stark ausgeprägten Sinn des deutschen Volkes und namentlich der niedersächsischen Bevölkerung für Recht und Legitimität muß der Umstand natürlich schwer ins Gewicht fallen, daß über das Erbrecht des Herzogs von Cumberland an den braunschweigischen Thron kein Zweifel besteht. Ebenso wäre es eine zwecklose Vertuschung der Wahrheit, wenn man leugnen wollte, daß es dem jetzigen Regenten von Braunschweig nicht besonders geglückt ist, in dem von ihm regierten Lande persönliche Sympathieen zu erwerben. In der Erörterung der Ursachen gehen freilich die Meinungen auseinander; was an Thatsächlichem darüber angeführt zu werden pflegt, hat sich in vielen Punkten als nicht stichhaltig erwiesen. Es scheinen da wohl Imponderabilien im Spiel zu sein, wie sie auch im Privatleben häufig Sympathieen und Antipathieen bedingen. Bei einem angestammten Landesherrn würden sie vielleicht kaum Beachtung finden; so aber genügen sie, um eine kritische Stimmung zu erzeugen, die dem legitimistischen Welfentum neue Anhänger zuführt. Es wäre hiernach wohl verständlich, wenn der Gedanke, wenigstens der Form nach den Herzog von Cumberland als Landesherrn gelten zu lassen, durchgedrungen wäre. Man wollte durch Gesetz festlegen, daß der Regent seine landesherrlichen Rechte „im Namen des Herzogs" ausübe. Der Thron sollte also nicht im eigentlichen Sinne als erledigt gelten, der Herzog wurde als im Besitz seiner Rechte gedacht, deren Gebrauch nur einem anderen übertragen war. Es ist das Verdienst der braunschweigischen Regierung und der Mehrheit der Volksvertretung, daß sie diese Auffassung nicht zugelassen haben. Es wurde dadurch klar festgestellt, daß die Stellung, die der Herzog von Cumberland nach seinem eigenen freien Willen eingenommen hat, ihn nicht nur an der thatsächlichen Ausübung seiner Rechte als braunschweigischer Landesherr, sondern auch daran hindert, daß er überhaupt in den Besitz dieser Rechte treten konnte. Das ist eine außerordentlich wichtige Unterscheidung. Der Herzog war

bereit, das Deutsche Reich anzuerkennen und sich der Reichsverfassung zu unterwerfen, aber er hat nicht auf Hannover verzichtet und somit den Bestand des preußischen Staats, wie er jetzt zu Recht besteht, nicht anerkannt. Es ist bedeutungsvoll, daß durch die Haltung der braunschweigischen Regierung bezeugt ist, wie ein sonst legitimes Recht der Rücksicht weichen muß, auf der die Existenz des Deutschen Reiches ruht, der gegenseitigen Bundestreue der deutschen Fürsten und freien Städte und der Wahrung ihrer Rechte. Diese Klarheit über die Grundgedanken und Grundbedingungen des Reichsrechts gegenüber einer Strömung, die stark mit dem volkstümlichen Rechtsbegriff rechnet, ist ein bemerkenswertes Zeichen wachsender politischer Reife, aus dem wir manche gute Hoffnung für die Zukunft schöpfen können.

Es war nötig, dies hervorzuheben, wo im Reich die wirtschaftlichen Gegensätze scheinbar immer stärkere Verwirrung hervorrufen. Die letzten Sitzungstage des Reichstags in diesem Sommer legten noch davon Zeugnis ab. Um die Genehmigung der Brüsseler Zuckerkonvention und die dadurch bedingte Abänderung des Zuckersteuergesetzes wogte noch ein heftiger Streit, in dem die Rechte als Opposition, die Linke als Regierungspartei erschien. Die wirtschaftliche Seite der Sache kann hier nur gestreift werden, soweit sie zur Beleuchtung der politischen Seite notwendig ist. Die Aufhebung der Zuckerprämien war eine alte, früher beinahe einmütig gestellte Forderung des Reichstags. In der That gingen Rübenbau und Zuckerindustrie infolge der bestehenden Zustände Verhältnissen entgegen, die sich immer unhaltbarer gestalten mußten. Der Rübenbau wurde immer mehr die letzte Zuflucht vieler Landwirte, die bei dem Getreidebau und anderen Zweigen der landwirtschaftlichen Produktion nicht mehr auf ihre Rechnung kamen. Es war daher begreiflich, daß diese landwirtschaftlichen Interessenten und ebenso die Interessenten der Zuckerindustrie, die das Zuckerkartell festzuhalten wünschten, die bestehenden Verhältnisse zu erhalten oder doch ihre Veränderung nur gegen Garantieen für bisher genossene Vorteile zuzulassen bestrebt waren. Aber schließlich mußte man doch, um die streitenden Interessen möglichst zu vereinen, weiter in die Zukunft sehen und mit Verhältnissen rechnen, die es unserem Rübenbau ohnehin nicht gestattet hätten, sich auf derselben Bahn wie bisher weiter zu entwickeln. Vielleicht wäre dies auch allgemein eingesehen worden, wenn nicht die verzweifelte Lage verschiedener rübenbauender Landwirte jenen Blick in eine weitere Zukunft getrübt und gleichzeitig den Anlaß gegeben hätte, daß die agrarische Agitation sich der Frage zu politischen Zwecken bemächtigte. Während noch vor einigen Monaten in landwirtschaftlichen Kreisen recht verschiedene Ansichten zu hören waren, schlug das führende agrarische Preßorgan allmählich immer entschiedener einen feindseligen Ton gegen die Vorschläge der Regierung an. Es wurden immer mehr Gründe dagegen vorgebracht, darunter meist solche, die bei einer näheren Prüfung den Eindruck machten, als seien sie erst mit Hilfe einer künstlichen Deutung der Thatsachen und gesucht ungünstiger Beurteilung der Verhandlungen herbeigezogen worden. Obwohl alle diejenigen, die überhaupt etwas von der Zuckerindustrie verstehen, über die entscheidenden Fragen völlig im Klaren sein mußten, — obwohl ferner die Frage des Beitritts des Deutschen Reichs zur Brüsseler Zuckerkonvention keinerlei Beratungen über etwaige Abänderungen zuließ, sondern nur ein einfaches Ja oder Nein erforderte, so wurde dennoch aus politisch-taktischen Gründen von agrarischer Seite die öffentliche

Meinung dahin bearbeitet, daß die gründliche Prüfung der Vorlage noch viel Zeit erfordere und daher die Entscheidung bis zum Herbst hinausgeschoben werden müsse. Die eigentlichen Zwecke dieses Manövers sind nicht ganz klar. Sollte damit nur eine Kraftprobe angestellt oder sollten gewisse Zwecke in der Frage des Zolltarifs dadurch gefördert werden, jedenfalls mußte die Verschleppung dieser Entscheidung der Regierung empfindliche Verlegenheiten bereiten. Graf Posadowsky wies am 9. Juni sehr treffend auf die Wirkungen hin, die von der Diskreditierung der deutschen Bevollmächtigten in einer Frage der internationalen Wirtschaftspolitik auf die bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen ausgehen müßten. Will man die ganze Grundlosigkeit, ja Lächerlichkeit der Verschleppungspolitik und die peinliche Lage, in die die Regierung dadurch gebracht wird, vollkommen würdigen, so darf man vor allem nicht vergessen, daß gerade die Fragen, die hier in Betracht kommen, seit Jahren in einer Weise erörtert und geklärt worden sind, wie kaum bei einer anderen wirtschaftlichen Frage. Die Opposition wäre daher noch leichter zu überwinden gewesen, wenn nicht die Fragen, die sich an die Abänderung des Zuckersteuergesetzes knüpften, noch mancherlei Schwierigkeiten gebracht hätten. Vor allem gestattet die Finanzlage des Reichs eine Herabsetzung der Zuckersteuer nur innerhalb wohlerwogener Grenzen. An sich aber ist die starke Herabsetzung dieser Steuer die Voraussetzung, unter der allein eine nennenswerte Verbilligung des Zuckers und damit ein gesteigerter Verbrauch erwartet werden kann. Ein solcher Ausgleich für den Wegfall der Prämien aber ist dringend wünschenswert. Glücklicherweise ist auch diese Klippe überwunden worden, nachdem die Regierung sich kurz entschlossen hatte, in dem Süßstoffgesetz einen Schritt weiter zu gehen, als ursprünglich beabsichtigt, und die Sacharinindustrie durch Verstaatlichung dem Zucker zu opfern. Der Reichstag hat noch vor seinem Auseinandergehen die Zuckervorlage durch Annahme der Brüsseler Konvention und durch Annahme des Gesetzes über die Zuckersteuer erledigt. Dieser eigentlich durch die Natur der Dinge begründete Ausgang gestaltete sich durch die Nebenumstände zu einer empfindlichen Niederlage der Agrarier, die sie sich durch ihre unbegreifliche und unvorsichtige Taktik selbst zugezogen hatten. Allerdings hatte ja zur Abschwächung ihrer Opposition nicht wenig der Umstand beigetragen, daß ihr Wunsch bezüglich des Branntweinsteuergesetzes erfüllt und dieses glücklich unter Dach und Fach gebracht wurde. Dennoch ist man nach der ganzen Lage berechtigt, von einem entschiedenen Siege der Regierung über die Agrarier zu sprechen, und von diesem Siege aus fallen denn auch wieder einige Hoffnungsstrahlen auf das Zolltarifgesetz.

Der Reichstag kann also im Ganzen doch noch auf ein tüchtiges Quantum erledigter Arbeit zurückblicken. Erst am 14. Oktober werden sich wieder seine Räume zu neuer Thätigkeit öffnen. Einstweilen bleibt nur die Zolltarifkommission bei mühseliger Arbeit zurück. Auch der preußische Landtag hat 8 Tage später seine Arbeit beendet.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Die Unsicherheit der weltwirtschaftlichen Lage. — Englands Bruch mit dem Freihandel und die größerbritischen Zollverbandsbestrebungen. — Das wirtschaftspolitische Verhältnis zwischen Großbritannien und der nordamerikanischen Union. — Kommende Handelspolitik der neuen Kolonie in Südafrika.

Vielleicht noch niemals war die weltwirtschaftliche Lage so unsicher, wie sie es gegenwärtig ist. Infolge des erleichterten Verkehrs haben sich die weltwirtschaftlichen Beziehungen mannigfaltiger und lebhafter als je zuvor entwickelt. Die Solidarität der Völker ist immer inniger geworden. Auf der ganzen Kulturwelt lastete der südafrikanische Krieg. Dieser Krieg ist endlich beigelegt worden und die Börsen aller Länder neigen zu Haussephantasieen. Allein die erzeugende Arbeit in Industrie und Landwirtschaft kann nur mit Besorgnis in die Zukunft blicken. Welche Ausschreitungen die internationale Börsenspekulation zeitigen wird, steht noch dahin. Keinesfalls sind ihre Schwankungen günstig für die erzeugende Arbeit. Die weltwirtschaftliche Unsicherheit besteht nach verschiedenen Richtungen hin. Noch läßt sich nicht absehen, wie nach Ablauf der bestehenden Tarifverträge die neuen Zollsätze sich gestalten werden. Landwirtschaft, Industrie und Handel wissen nicht, woran sie am 1. Januar 1904, am Tage des Ablaufs der mitteleuropäischen Verträge, sein werden. Ein Element großer Unsicherheit ist auch das, was man unter nordamerikanischer Gefahr zusammenfaßt. Welche Rückwirkungen werden die großen nordamerikanischen Trustgesellschaften auf Europa ausüben? Wenn in dem wirtschaftlichen Aufschwung der nordamerikanischen Union ein Rückschlag eintritt, ist da nicht zu befürchten, daß die nordamerikanische Gefahr für Europa unmittelbar fühlbar werden, daß in diesem Fall die nordamerikanischen Trustgesellschaften, um Ersatz für das Versagen des heimischen Marktes zu schaffen, den Ueberschuß ihrer Massenerzeugung zu Schleuderpreisen auf die europäischen Märkte werfen und die europäischen Industrieen auf das empfindlichste konkurrenzieren werden? Und ein weiteres Element der Unsicherheit, ein Problem für sich, sind die englischen Bestrebungen nach Zusammenschluß Großbritanniens mit seinen Kolonieen zu einem engeren Verbande, insbesondere zu einem größerbritischen Zollverein, wie ihn Chamberlain als das Ziel seiner Politik aufgestellt hat. Wer sich vergegenwärtigt, wie unsicher sich die weltwirtschaftliche Lage anläßt, wie verhältnismäßig wenig Einfluß selbst ein großes Reich wie das deutsche auf ihre Gestaltung auszuüben vermag, der muß zu dem Schluß kommen, daß es oberste

Aufgabe jeder Regierung ist, zunächst die heimische Arbeit durch ausreichende Zollschranken zu schützen, damit die nationale Volkswirtschaft die kommenden Schwierigkeiten bestehen kann. Gleichzeitig wird es Aufgabe der Reichsregierung sein, über die künftigen Vertragsbeziehungen zunächst eine Verständigung mit der nordamerikanischen Union in die Wege zu leiten. Mit einer solchen Verständigung im Rückhalt wird es ihr leichter werden, auch mit den europäischen Staaten neue befriedigende Abmachungen zu treffen.

* * *

„Ich möchte wünschen," sagte John Bright im Jahre 1867, „daß die Bevölkerung von Kanada thue, was sie für gut befindet. Die Kanadier mögen mit England in Freundschaft leben, wenn sie das wollen, oder sie mögen sich unabhängig machen, wenn sie das lieber wollen. Und wenn sie gar vorziehen sollten, sich mit den Vereinigten Staaten zu vereinigen, so wäre das kein Grund, darüber unglücklich zu sein." Damals hatte man in England die Grundsätze des Freihandels anerkannt und nach allen Richtungen hin durchgeführt. Nach langen Kämpfen waren die englischen Schutzzölle beseitigt, die Kornzölle nahezu abgeschafft, die Vorzugszölle im Verkehr mit den Kolonieen aufgehoben, die alten Schiffahrtsgesetze über Bord geworfen und in den Handelsverträgen jede Wiedereinführung von Vorzugszöllen zu Gunsten der Kolonieen ausgeschlossen worden. Dr. Paul Busching hat diese Zeit freihändlerischer Kämpfe und Siege in England in seinem Buch „Die Entwicklung der handelspolitischen Beziehungen zwischen England und seinen Kolonieen bis zum Jahre 1860" (Stuttgart 1902 bei Cotta) in großen Zügen dargestellt. Damals konnte England unbesorgt zum Freihandel übergehen. Allen anderen Staaten gegenüber war es im Vorsprung. Auf dem Weltmarkte stand es nahezu konkurrenzlos da, namentlich in der Eisen- und Textilindustrie, in Schiffbau und Schiffahrt. Niemand dachte in England daran, daß andere Völker konkurrenzkräftig werden würden. Noch bis vor einem Jahrzehnt besaß der englische Handel in China nahezu ein Monopol, er hatte ein entschiedenes Uebergewicht in Mittel- und Südamerika, von Südafrika und Kanada ganz abgesehen. Inzwischen ist das Monopol der englischen Industrie auf dem Weltmarkt beseitigt worden. England hat ebenbürtige, ja vielleicht schon überlegene Konkurrenten erhalten. Ueberall sieht es sein Uebergewicht bedroht. Selbst auf dem englischen Markte dringt die fremde Konkurrenz bedenklich vor. So haben sich die Verhältnisse geändert und man begreift, wenn zugleich die handelspolitischen Meinungen der Engländer in einer Wandlung begriffen sind. Niemals sind die Engländer Prinzipienreiter gewesen. Immer haben sie ihre Politik den veränderten Verhältnissen angepaßt. Gelangen sie zu der Erkenntnis, daß sie sich wirtschaftspolitisch verteidigen müssen, so werden sie ohne Zögern, wenn auch in geeigneter Form, wieder einführen, was sie vor einem halben Jahrhundert als überflüssig beseitigt haben. Wurde doch angesichts des amerikanisch-englischen Schiffahrtstrustes sogar die Schaffung einer neuen Navigationsakte angeregt. Man wird aber wohl vor dieser letzten und schärfsten Abkehr vom Freihandel zurückschrecken und sich mit einem staatlich unterstützten Gegentrust begnügen.

An dieser Stelle (Heft 6 Seite 914 ff.) sind die *größerbritischen Zollverbandsbestrebungen*, wie sie Chamberlain mit Zähigkeit verfolgt, eingehend dargelegt

worden. Inzwischen hat England an das Ende des alten Schutzzolles angeknüpft und unter dem Namen einer Registrierungsgebühr den Kornzoll wieder eingeführt, angeblich als Finanzzoll, um womöglich auch das Ausland ein wenig zur Deckung der großen Kriegskosten heranzuziehen. Durch Einführung des Kornzolles hat England offen mit dem Grundsatz des Freihandels gebrochen, nachdem es schutzzöllnerische Maßregeln schon früher, aber immer unter freihändlerischer Maske, ergehen ließ. Nur auf schutzzöllnerischer Grundlage kann der größerbritische Zollverband erstehen. Wird England schutzzöllnerisch, so muß es den Kolonieen Vorzugszölle gewähren. Freilich wird man in England nicht auf diese Weise argumentieren. Man wird vielmehr sagen, wir wollen den Kolonieen Vorzugszölle bewilligen und müssen deshalb wohl oder übel schutzzöllnerisch werden. Mit solcher Argumentation ist es möglich, den Widerstand der englischen Freihändler leichter zu überwinden. Nicht mit dem Schutzzoll wird man den Freihandel totschlagen, sondern mit dem Imperialismus.

Unermüdlich ist Chamberlain am Werk, die Konjunktur zu nützen. In einer Pfingstrede zu Birmingham erbitterte er sich über die „feindseligen Zolltarife und Ausfuhrprämien anderer Länder", über die Prosperität Deutschlands, über das Bestreben der anderen Staaten, England von allen Märkten auszuschließen und auf seinen eigenen Märkten zu unterbieten. Da bleibe keine Wahl, als mit „veralteten Gedanken über Handel und Freiheit im Gewerbe" zu brechen. England befinde sich einer stillschweigenden Verschwörung und großen Trusts mit riesigen Kapitalien gegenüber. Da sei es nicht länger möglich, dieser „unfairen" Mitbewerbung „mit veralteten Grundsätzen und Methoden, die früher einmal angemessen und gut gewesen, zu begegnen". Wenn England durch das Festhalten „an wirtschaftlicher Pedanterie und an alten Glaubenssätzen" sich die Gelegenheit entgehen lasse, die Verbindung mit den Kolonieen enger zu knüpfen, wenn es nicht jede Gelegenheit benütze, den britischen Handel in britischen Händen zu erhalten, dann, sagte Chamberlain, „fühle ich, daß wir das Verhängnis verdienen, das in diesem Falle unvermeidlich über uns hereinbrechen wird".

* * *

Unmittelbar nach den Krönungsfeierlichkeiten, am 2. Juli, treten in London unter Chamberlains Vorsitz die Premierminister der britischen Kolonieen zu einer Besprechung zusammen. Englische Blätter erblicken darin den Vorläufer eines „Britischen Reichsbundesrats", der in der Regel alle drei Jahre einberufen werden soll, um gemeinsame Reichsfragen zu erörtern. In der Hauptsache wird sich die bevorstehende Besprechung mit dem größerbritischen Zollverbandsprojekt Chamberlains beschäftigen. Mehrere Premierminister der britischen Kolonieen haben sich bereits zu Gunsten der Chamberlainschen Bestrebungen ausgesprochen und sich anheischig gemacht, den Handel des Mutterlandes durch Vorzugszölle für britische Waren zu begünstigen. England hat jetzt einen Zoll auf Getreide und Mehl, sagte der Premierminister Laurier von Kanada vor dem Parlament, Kanada ist also jetzt in der Lage, über Absatzmärkte mit dem Mutterlande zu verhandeln. Das ist der erste Schritt zu einem Vorzugstarif. Seddon, der Premierminister von Neu-Seeland, erklärte Vorzugszölle als die Grundlage eines engeren Verbandes zwischen Mutterland und Kolonie und

machte den Vorschlag, zunächst allen britischen Waren, die auf britischen Schiffen befördert werden, Vorzugszölle zu gewähren. England müsse aber gleichzeitig seinen alten selbstmörderischen Standpunkt in Bezug auf den Freihandel innerhalb der Reichsgrenzen aufgeben. Dieser Premierminister will also offenbar einen größerbritischen Zollverband nicht nur auf schutzzöllnerischer Grundlage, sondern auch mit Schutzzöllen innerhalb der einzelnen Glieder des geplanten Verbandes. Der Premierminister Hime von Natal will Vorzugsbedingungen für die britische Einfuhr, wenn möglich durch Erhöhung des Zolles für nichtbritische Waren befürworten.

Für seine Pläne findet Chamberlain in England anscheinend wachsende Zustimmung. Die Reichszollliga (United Empire Trade League) agitiert in seinem Sinne, bereitet Massenkundgebungen vor und verlangt Schutzzölle für England, die für Waren aus den Kolonieen um ein Drittel ermäßigt werden sollen. Dagegen wünscht die „St. James Gazette" die wirtschaftliche Einheit des Reiches noch inniger gestaltet zu sehen durch gleiche Behandlung des kanadischen und indischen mit dem britischen Landwirt. Großmütig will man den Kolonieen gewisse Industrieschutzzölle zugestehen. Aber die Hauptsache für die Engländer ist und bleibt die Erlangung einer Vorzugsstellung für die heimische Industrie auf allen britischen Märkten gegen die fremde Konkurrenz. Das Gedeihen der britischen Kolonialvölker steht für sie erst in zweiter Reihe. Der Vorteil eines größerbritischen Zollverbandes würde wesentlich auf seite des Mutterlandes liegen, wie denn auch die erste Anregung dazu vom Mutterlande gegeben wurde und nicht von den Kolonieen.

Während Chamberlain zur Verwirklichung des größerbritischen Zollverbandes drängt, mahnt Lord Salisbury zur Geduld und Vorsicht und erachtet es für gefährlich, eine Entscheidung zu erzwingen, bevor sie reif ist. Keine Gefahr, sagte Lord Salisbury am 7. Mai, scheint mir ernstlicher für den Augenblick als die eine Ursache, die verschiedenen Reichsteile in ein wechselseitiges Verhältnis und in eine wechselseitige Unterordnung hineinzubringen, für die sie nicht vorbereitet sind. Dadurch könne nur eine Reaktion zu Gunsten der alten Zustände hervorgerufen werden. Lord Salisbury spricht Weisheit, aber es ist die Stimme des Predigers in der Wüste. Die alte freihändlerische Opposition erlahmt. Lord Rosebery ist im Innern zu imperialistisch gestimmt und wiederholt nicht mehr, was er noch vor fünf Jahren versicherte, daß eine wirtschaftliche Vereinigung des Reiches es innerlich schwächen und die beständige Feindseligkeit der ganzen Welt hervorrufen würde. Noch heute glaubt er nicht recht an die Vorteile eines größerbritischen Zollverbandes, aber seine Bedenken dagegen sind nicht mehr so scharf wie ehedem. Die liberale Opposition hält zwar am Freihandel fest und bekämpft insbesondere den Getreidezoll. Aber was sie sagt, ist nicht geeignet, die Massen zu packen. Sir Robert Giffen, der englische Statistiker, hat geltend gemacht, daß die einzelnen Länder des britischen Reiches nicht aneinandergrenzen und daß sie verschiedene, oft widerstrebende finanzielle und wirtschaftliche Bedürfnisse haben. Diese Gründe wären zutreffend, wenn Chamberlain eine engere Zollunion anstrebte, wie sie der deutsche Zollverein war, mit gemeinsamer Zollverwaltung. Davon ist indessen nicht die Rede. Engere Beziehungen zwischen England und seinen Kolonieen, wie sie Chamberlain will, lassen sich bereits durch Vorzugszölle ohne eine Zollunion im engeren Sinne herstellen.

Für die englischen Interessen genügt es, wenn englische Waren nach den britischen Kolonieen zu niedrigeren Zollsätzen als nichtenglische eingeführt werden können und dort eine solche Bevorzugung genießen, daß sie die nichtenglische Konkurrenz zurückzudrängen imstande sind. Auf dem englischen Markte sollen die Erzeugnisse der britischen Kolonieen in gleicher Weise bevorzugt werden. Die Schaffung einer Zollunion mit gemeinsamer Verwaltung der Zolleinnahmen ist nicht notwendig und wird auch nicht angestrebt.

Wären die Engländer heute noch so rührig, unternehmungslustig und weitblickend, wie sie es vor einem halben Jahrhundert waren, so würden sie nicht nach Schutzzöllen rufen und nicht einen größerbritischen Zollverband auf schutzzöllnerischer Grundlage anstreben. Ein notwendiges Ding ist dieser Zollverband nicht. Deutschland treibt einen sehr erheblichen Handel mit den südeuropäischen Staaten, ohne darin von einem Zollbunde geschützt zu sein, ohne auch nur ein dahingehendes Bedürfnis zu empfinden. England ist allerdings gewöhnt, die Kolonieen auszubeuten und sich dabei zu bereichern. Von Chamberlain äußerte der 82jährige Herbert Spencer in seinem letzten Buche „Thatsachen und Kommentare", daß er in Birmingham die Kunst gelernt habe, andere zu seinem Nutzen arbeiten zu lassen. Diese Kunst scheint den Engländern von heute angeboren zu sein, denn jeder sucht, soweit es ihm möglich ist, sie zu betreiben. Nach Geld und Genuß jagt man in England mehr als anderwärts, selbst mehr als in Nordamerika. Um Geld ist dem modernen Engländer alles feil, alte Firmen, große Schiffahrtsgesellschaften, Kunstschätze. Man geht auf in Spiel und Spekulation, in Schacher und Handel. Fast scheint es, als befinde sich England bereits inmitten einer konsequenten aber bedenklichen Entwickelung, auf der schiefen Ebene vom Industriestaat zum Rentnerstaat.

* * *

In den bisherigen Erörterungen ist anscheinend noch nicht die Frage berührt worden, ob überhaupt die Kolonieen imstande sind, das Mutterland mit Lebensmitteln, mit Getreide, Fleisch, Zucker u. s. w. und mit Rohstoffen, mit Baumwolle, Wolle, Holz u. s. w. ausreichend zu versorgen. Gelegentlich wurde behauptet, daß England seinen Bedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen ohne Schwierigkeit aus seinen Kolonieen und Besitzungen decken könne, daß Kanada allein imstande sei, die erforderliche Getreidezufuhr zu liefern, daß die englische Textilindustrie ihren Bedarf an Rohbaumwolle in Egypten decken könne.

In Wirklichkeit bezieht England nur einen sehr kleinen Teil seines Bedarfs an Lebensmitteln und Rohstoffen aus den Kolonieen, nur $^1/_7$ seiner Getreideeinfuhr, während $^6/_7$ vom Auslande kommen, zum größten Teil aus Nordamerika. Allerdings hat sich in den letzten Jahren die Weizeneinfuhr aus den Kolonieen verdoppelt. Englands Bedarf an Rindvieh, Schafen, Hammeln, Speck, Fischen und gesalzenem Fleisch wird ganz überwiegend zu $^3/_4$ bis $^6/_7$ von Nordamerika beschafft. Nur in Hammelfleisch und konserviertem Fleisch wie in Butter ist Australiens Einfuhr, ferner in Butter, Käse und Fischen Kanadas Einfuhr bedeutend, wenn auch noch keineswegs genügend. Ein größerbritischer Zollverband mit Vorzugszöllen für die Erzeugnisse der Kolonieen würde demnach eine Belastung der nordamerikanischen und russischen Einfuhr und zugleich eine entsprechende

Verteuerung der betreffenden Lebensmittel bedeuten, würde außerdem die Erzeugungsbedingungen der englischen Industrie erschweren. Möglich, daß die britischen Kolonieen nach Einführung von Schutzzöllen den englischen Lebensmittelbedarf ganz oder auch nur zum großen Teil werden erzeugen können, aber daran ist für die nächste Zukunft nicht zu denken. Mit seiner Lebensmittelversorgung ist und bleibt England vorläufig auf Nordamerika angewiesen, Englands Einfuhr aus Nordamerika 1901 mit 2810 Mill. M. ist größer als Englands Einfuhr aus seinen Kolonieen mit 2108 Mill. M. Der größerbritische Zollverein würde also im wesentlichen auf Kosten Nordamerikas zu stande kommen. Und da stehen die englischen Staatsmänner wieder vor der heiklen Frage, ob sie es darauf ankommen lassen dürfen, nicht nur mit den europäischen Staaten, was ihnen vielleicht unbedenklicher erscheint, sondern auch mit der nordamerikanischen Union in einen ernsten handelspolitischen Konflikt zu geraten.

Was nach den Londoner Krönungsfeierlichkeiten Chamberlain mit den Premierministern der britischen Kolonieen über die Gestaltung des größerbritischen Zollverbandes vereinbaren wird, berührt sämtliche europäische Staaten; sie haben zu befürchten, daß ihre meist erhebliche Ausfuhr, zunächst nach den englischen Kolonieen, aber auch, falls England industrielle Schutzzölle einführen sollte, nach England selbst erschwert und verringert wird. In noch höherem Grade würde die Ausfuhr der nordamerikanischen Union betroffen werden, vor allem in Lebensmitteln und Rohstoffen, nach England, sodann in Industrieerzeugnissen nach den britischen Kolonieen. Vielleicht wird man in England bemüht sein, der nordamerikanischen Union wenigstens formell jeden Vorwand zu Repressalien zu nehmen, man wird versichern, daß der Kornzoll nur eine geringe Registrierungsgebühr, daß der größerbritische Zollverband lediglich eine innere Angelegenheit des britischen Reiches ist. Aber großen Eindruck wird man dadurch voraussichtlich nicht machen. In Interessenfragen sind die Nordamerikaner sehr empfindlich, es wird ihnen nicht einfallen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wenn der Zollverband den Engländern und ihren Kolonieen nützen soll, so muß er den meistbeteiligten übrigen Staaten, zunächst der nordamerikanischen Union, entsprechend schaden. Das läßt sich nun einmal nicht wegdisputieren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der ganze größerbritische Zollverband als totgeborenes Kind zur Welt kommt, wenn Nordamerika nachdrücklich dagegen protestiert, wenn es mit ernsten Vergeltungsmaßregeln droht, etwa mit einem Ausfuhrzoll auf Baumwolle. Eine Inkraftsetzung dieser Drohung müßte England geradezu als Kriegserklärung ansehen und schon im Interesse seiner Industrie um jeden Preis vermeiden.

Indessen ist noch eine andere Möglichkeit denkbar, die ziemlich nahe liegt, aber bisher von der Tagespresse noch nicht erörtert wurde. Wie, wenn England die nordamerikanische Union zwar nicht formell, so doch thatsächlich als gleichberechtigtes Glied des geplanten größerbritischen Zollverbandes behandelt und ihr die Meistbegünstigung, wie sie innerhalb des Verbandes besteht, weiter gewährt? Ein genialer Einfall! Das vielangestrebte Bündnis zwischen den beiden angelsächsischen Reichen hätte eine kräftige Grundlage erhalten und wäre mit einem Schlage gegebene Thatsache! Ein genialer Einfall, aber doch nicht ernst zu nehmen. Denn in diesem Falle würde England seinem gefährlichsten Konkurrenten in Industrieerzeugnissen Thür und Thor öffnen und die

Kolonieen würden nicht das geringste Interesse an dem Zustandekommen eines Zollverbandes haben, der gerade da versagt, wo er für sie wirken soll, der die nordamerikanische Konkurrenz in Lebensmitteln auf dem englischen Markt nicht zurückdrängt, sondern geradezu begünstigt.

Immerhin bleibt die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Großbritannien und der nordamerikanischen Union ein weltwirtschaftliches Problem, das sich mit jedem Tage zuspitzt. Die Amerikanisierung Englands nimmt anscheinend unaufhaltsam ihren Fortgang. Das englische Fleisch- und Tabak-Einfuhrgeschäft ist bereits wie die englische Streichholzindustrie in nordamerikanischen Händen. Eine nordamerikanische Gruppe baut das unterirdische Netz elektrischer Bahnen in London. Alle elektrischen Eisenbahnen Großbritanniens sollen amerikanisiert werden. Der Uebergang des wichtigsten Teiles der englischen Schiffahrt an den nordamerikanischen Trust ist vollendete Thatsache. Man beobachtet in England diese Amerikanisierung mit verhaltenem Ingrimm, um die „lieben Vettern von jenseits des Atlantic" nicht zu erzürnen. In manchen Kreisen erörtert man ganz ernsthaft, was schon früher angeregt wurde, die Angliederung des britischen Reiches an die nordamerikanische Union. Im 7. Heft der „Deutschen Monatsschrift", auf Seite 136/38 finden sich bereits darüber einige Mitteilungen. Es ist wohl zu viel gesagt, wenn Stead behauptet, daß die Engländer an jedem Erfolg gegenüber der Union verzweifeln, daß sie nicht mehr auf die eigene Kraft vertrauen, daß sie auf die Blutsverwandtschaft hoffen und bereit sind, zu kapitulieren. Nach Steadts Meinung würden die Engländer den Uebergang ihrer Vormachtsstellung an eine solche Nation leichter ertragen, die ihrer Sprache und Kultur so nahe verwandt ist wie die nordamerikanische. Merkwürdig bleibt immerhin, daß ähnliche Gedanken von verschiedenen englischen Schriftstellern ausgesprochen werden. Hat doch selbst ein Mann wie Rhodes in der Möglichkeit, daß England einst in der nordamerikanischen Republik aufgehen könnte, kein Unglück erblickt. In Nordamerika findet man solche Gedanken sehr vernünftig. Andrew Carnegie, der amerikanisierte Schotte, der vor Jahr und Tag den schottischen Universitäten 200 Millionen Mark überwies, hat klipp und klar ausgesprochen, Großbritannien müsse aufhören, eine europäische Macht zu sein und sich vollständig mit seiner eigenen Tochter, mit der nordamerikanischen Union, zu einer anglo-amerikanischen Föderation verbinden. Die beiden Reiche sollen nicht mehr Nebenbuhler sein, sondern Geschäftsgenossen werden. Der Handel frage nicht nach der Flagge, sondern nur nach der Dividende. Carnegie überträgt den geschäftlichen Standpunkt auf das politische Gebiet. Aber selbst vom geschäftlichen Standpunkt aus hätte die Angliederung Großbritanniens an die nordamerikanische Union große Bedenken. Das Schwergewicht des englischen Außenhandels beruht noch immer auf dem Güteraustausch mit Europa, der nahezu so groß ist als sein Güteraustausch mit allen übrigen Ländern einschließlich der Kolonieen zusammengenommen. Es wäre geradezu thöricht, wollte England im Bunde mit Nordamerika die wichtigeren und natürlicheren Verkehrsbeziehungen mit Europa vernachlässigen, um diejenigen mit Nordamerika zu pflegen oder gar sich ihnen als den vergleichsweise stärkeren zu fügen. Was soll dann aus London werden?

Darüber gehen diese Politiker mit Stillschweigen hinweg. London war bisher der Mittelpunkt des britischen Weltreiches, auch der Mittelpunkt von Indien und Kanada.

Kommt es aber zu einer amerikanisch-englischen Gemeinschaft, dann verschiebt sich der Schwerpunkt dieser Gemeinschaft naturgemäß nach New-York, dann wird London an die Peripherie gedrängt und zu einer Stadt zweiten Ranges herabgedrückt. England gehört verkehrspolitisch noch immer zu Europa, so sehr auch durch die Entwickelung der Dampfschiffahrt die Verbindung mit Nordamerika erleichtert worden ist, und würde seine große wirtschaftliche Bedeutung verlieren, wollte es nicht mehr eine europäische Macht, sondern nur noch nordamerikanischer Bundesstaat sein.

Alle diese anglo-amerikanischen Politiker überschätzen das sprachliche und unterschätzen das territoriale Moment. Richtiger urteilt Jean Finot in der „Revue des Revues", wenn er ein gänzliches Verschwinden Englands aus der Reihe der Weltmächte als ein großes Unglück für die ganze Kulturwelt und besonders Europa erachtet. England sei doch eine europäische Macht mit alten hierarchischen Einrichtungen und Ueberlieferungen und könne sich schon deshalb mit der nordamerikanischen Union nicht verschmelzen. Finot glaubt vielmehr, daß England sich wieder dem europäischen Festlande nähern und das Gefühl der europäischen Kultursolidarität im eigensten Interesse anerkennen werde.

* * *

Die formelle Annexion der Burenrepubliken durch England ist in den Bedingungen der Uebergabe bestätigt worden. Die Burenrepubliken bestehen nicht mehr und erloschen sind mit ihnen auch die Meistbegünstigungsverträge, die sie mit verschiedenen Mächten, u. a. auch mit dem Deutschen Reiche, abgeschlossen hatten. Vorläufig wird die Handelspolitik der neuen britischen Kolonie von London aus vorgezeichnet werden. Man kann ihr auch neue Vorzugszölle für englische Waren oktroyieren. Allein Land und Leute, nicht zuletzt die Johannesburger Mineninteressenten, drängen zur baldigen Wiederherstellung der verheißenen Autonomie, die Verhältnisse selbst zunächst zur Durchführung der Grafschaftsverfassung, die die Engländer, wohin sie kommen, begründen, und später zur Schaffung einer Zentralvertretung nach Art der preußischen Provinziallandtage. Schließlich könnte es auch zu einem Domänialparlament für Britisch-Südafrika kommen, wie es in Kanada besteht. So eröffnen sich neue Aussichten für die nur vorübergehend unterdrückten Selbständigkeitsbestrebungen in Südafrika, die naturgemäß ihren Mittelpunkt in Johannesburg haben werden, nicht nur bei den Buren, sondern vor allem bei den Johannesburger Kosmopoliten, die schon Rhodes beargwöhnte und bekämpfte. Sollte Transvaal mit Südafrika einem größerbritischen Zollverband eingefügt werden, so wird die erste Agitation dagegen von Johannesburg ausgehen. Man wird dort die handelspolitische Autonomie verlangen, die England seinen Kolonieen zuerkannt hat, und man wird sie durchführen nach Maßgabe der eigenen Interessen, ohne Rücksicht auf die Wünsche Englands nach Vorzugszöllen, nötigenfalls durch Beseitigung solcher Vorzugszölle, falls sie etwa schon vorhanden sein sollten. Johannesburg wird nicht ein Krystallisationspunkt für den Imperialismus, sondern für die wirtschaftspolitischen Selbständigkeitsbestrebungen Südafrikas werden und zwar unter Führung der dortigen Spekulanten, die den Engländern ebenso kühl gegenüberstehen wie die Buren.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Kirchliches. — Schulwesen. — Hauptverband deutscher Flottenvereine im Auslande. — Deutsche Kolonisten auf der Wanderschaft. — Nordamerika. — Deutsche Erde.

Kirchliches. In welcher Weise erscheint es ausführbar, die Fürsorge für die evangelischen Deutschen im Auslande und in den deutschen Schutzgebieten im weiteren Umfang der deutsch-evangelischen Kirchenkonferenz oder deren Organen zu übertragen? Diese Frage beantwortete Anfang Juni die deutsch-evangelische Kirchenkonferenz in Eisenach mit der Erklärung, an der Fürsorge für die evangelischen Deutschen im Auslande sich wie bisher auf Anregung und Vermittelung materieller Unterstützungen an die betreffenden Gemeinden vorläufig zu beschränken, und wiederholte den dahingehenden Beschluß der Konferenz vom Jahre 1900: „Die Konferenz erkennt die kirchliche Versorgung der im Auslande wohnenden evangelischen Deutschen als eine durch neuere Ereignisse von Jahr zu Jahr dringlicher gewordene Aufgabe der deutschen Landeskirchen an und hält zu deren Lösung die Gewinnung eines gemeinsamen Organs für geboten, welches die kirchlichen Bedürfnisse der ausländischen Diaspora zu ermitteln, deren Befriedigung zu vermitteln und bei den geeigneten Instanzen anzuregen hat."

Schulwesen. An den deutschen Reichskanzler hatte der Vorsitzende des Verbandes der deutschen Schulen Rumäniens, Dr. Franz Schmidt in Bukarest, namens der ersten allgemeinen Konferenz des Verbandes Ende Mai die Bitte gerichtet, für die Erhöhung des Reichszuschusses an die deutschen Auslandsschulen von 300000 auf mindestens 600000 M. einzutreten, den deutschen Lehrern an den vom Reiche unterstützten Auslandsschulen die Dienstjahre auf ihr staatliches Dienstalter anzurechnen, auch bei der Pensionierung und im Anschluß an das Auswärtige Amt ein Reichsschulamt zu errichten, das alle Beziehungen der deutschen Auslandsschulen zum Reiche einheitlich zu bearbeiten hätte. In diesem Gesuch hat der Verband der deutschen Schulen Rumäniens so ziemlich zusammengefaßt, was die Leiter und Lehrer sowie die Freunde der meisten deutschen Auslandsschulen schon lange wünschen. Der Reichskanzler bekundete in seinem Antwortschreiben immerhin ein platonisches Entgegenkommen. In Preußen wird den Lehrern die Dienstzeit an deutschen Auslandsschulen bei ihrem Rücktritt in den inländischen Staatsdienst auf das Dienstalter bereits angerechnet und die übrigen deutschen

Staaten dürften darin folgen. Für die Besserung der Pensionsverhältnisse der dauernd im Auslande bleibenden deutschen Lehrer empfiehlt Graf Bülow zunächst die Gründung von Pensionskassen durch die Schulgemeinden, was sehr nahe liegt, aber bei den geringen Mitteln der meisten Gemeinden sehr schwierig ist. Eine Erhöhung des Reichszuschusses namentlich für die bedürftigen unter den deutschen Auslandsschulen erachtet zwar auch Graf Bülow für erwünscht, er selbst hat im Jahre 1899 die erfolgte Verdoppelung des Reichszuschusses beantragt und neuerdings eine weitere Erhöhung, die indessen zu seinem lebhaftesten Bedauern mit Rücksicht auf die augenblickliche allgemeine Finanzlage zurückgestellt werden mußte. Indessen hofft Graf Bülow, daß es möglich sein wird, demnächst größere Mittel flüssig zu machen. Endlich äußerte Graf Bülow, daß über die Ausgestaltung und Befugnisse eines Reichsschulamtes die Ansichten zu wenig geklärt seien. Im Interesse einer eingehenderen geschäftlichen Behandlung der an das Auswärtige Amt gelangenden Schulsachen hat Graf Bülow dem Referenten für Kunst und Wissenschaft, dem auch die Schulangelegenheiten angehören, einstweilen eine Hilfskraft zugeordnet. Ob das so verstärkte Referat im Auswärtigen Amt den Kern bilden wird, aus dem sich das Reichsschulamt in einer oder der anderen Form entwickelt?

An der **deutsch-italienischen Sprachgrenze** in Tirol greift der Allgemeine Deutsche Schulverein wirksam ein. Nach seinem neuesten, von Dr. Rohmeder erstatteten Bericht hat sich dort alles, was unmittelbar oder mittelbar durch den Verein bewirkt wurde, verheißungsvoll weiter entwickelt. Nirgends sind Verluste an nationalem Besitzstand zu beklagen. Wären nationale Schulvereine schon vor zwei Menschenaltern ins Leben getreten, so gäbe es keine welsch-tirolische Frage, dann wäre das ganze Gebiet von Zimmers und Fleims südwärts bis zum Fuße der Alpen bei Verona und Vicenza noch deutsch. In der Sektion Arco des italienischen Nationalvereins, der „Lega nazionale", wurde der Allgemeine deutsche Schulverein heftig angegriffen, er sei von Haß gegen die italienische Nation erfüllt und verübe Einbrüche in ein fremdes Land. Indessen verfolgt der Schulverein keine politischen Bestrebungen. Wo deutsche Volksgenossen im unbehinderten Fortgebrauch ihrer Sprache bedroht werden, da tritt er auf Verlangen helfend ein, doch ist seine Thätigkeit auch in Tirol eine defensive. Gegenüber den Italienern von Arco muß indessen hervorgehoben werden, daß Tirol geschichtlich wie ethnographisch seit mehr als tausend Jahren ein deutsches Land ist, daß also von Einbrüchen in ein fremdes Land deutscherseits keine Rede sein kann.

In der badischen Stadt **Wertheim** am Main hat sich ein Ausschuß gebildet, um eine „Deutsche Nationalschule" zu errichten, mit der eine praktische Ausbildung in gewerblichen und landwirtschaftlichen Arbeiten verbunden sein soll. Die Anstalt will auch die Söhne von Deutschen im Auslande aufnehmen und ihnen in Gemeinschaft mit Inlandssöhnen eine deutschnationale Bildung verschaffen, so daß sie als Lehrer oder in irgend einem anderen Berufe diese Bildung in der Heimat bewahren und, auf sie gestützt, mit dem Stammlande in reger geistiger Verbindung bleiben.

Anfang Mai wurde in **Bukarest** die erste Konferenz der deutsch-evangelischen Lehrerschaft Rumäniens abgehalten und ein **Verband der deutschen Schulen Rumäniens** zur wechselseitigen Förderung der gemeinsamen Interessen begründet. Gegenwärtig bestehen in den Städten Bukarest, Craiova, Konstanza, Galatz, Turn-

Severin, Rimnik-Vilcea, Pitesti, Jassy und Braila 14 deutsche Schulen, an denen 1628 Kinder von 74 Lehrkräften (darunter 52 deutschen) unterrichtet werden. In Bukarest besitzt die Evangelische Gemeinde eine Realschule, eine Knabenschule, eine höhere Töchterschule mit Pensionat und eine Kleinkinderschule mit insgesamt über 1000 Kindern und 43 Lehrkräften. (Näheres bei Müller „Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande", Leipzig 1901.) In der Konferenz lenkte Lehrer Wolf aus Atmagea die Aufmerksamkeit auf die deutschen Dorfschulen in der Dobrudscha. Noch sollen in sieben Ortschaften und zwar in Zaraverdi, Adschagea (Admatsch), Ciugorova, Cogelac, Fortonele, Copadin und Cogiali solche Dorfschulen bestehen und etwa 600 Schüler zählen. In diesen Schulen erhalten die deutschen Bauernkinder deutschen Unterricht in Ergänzung zu den rumänischen Staatsschulen, die sie besuchen müssen, ohne deutsch zu lernen. Wie Lehrer Wolf befürchtete, werden diese Schulen in absehbarer Zeit aus Mangel an Mitteln geschlossen werden müssen, wenn ihnen nicht noch rechtzeitig Unterstützung entweder vom Reich oder von seiten deutscher Schulvereine zu teil wird.

Nach der englischen Statistik leben in **Groß-London** 27000 Deutsche, außerdem haben sich Tausende von Deutschen daselbst niedergelassen und die englische Staatsangehörigkeit angenommen. Trotzdem ist das deutsche Schulwesen noch wenig entwickelt. In London bestehen nur drei deutsche (2 evangelische und 1 katholische) Volksschulen mit etwa 550 Kindern. Abgesehen von zwei Privatschulen für Mädchen findet sich keine einzige deutsche Schule, die höheren Anforderungen entspricht. Anfangs März hat sich endlich ein Ausschuß der Londoner Deutschen gebildet mit der Aufgabe, die deutschen Unterrichtsanstalten Londons zu heben. Der Ausschuß will sich mit den leitenden Persönlichkeiten der Londoner Schulen in Verbindung setzen, um darüber zu beraten, wie am zweckmäßigsten für eine ersprießliche Entwickelung der deutschen Schulen eingetreten werden kann.

Der Deutsche Schulverein in **Buenos-Aires** hat einen wichtigen Schritt nach vorwärts gethan, indem er ein eigenes Schulhaus erwarb. Wie der Vorsitzende Max Hopff nach dem Bericht des „Argentinischen Wochenblattes" mitteilte, beauftragte der Verein im vorigen Jahre ein nach Deuschland reisendes Mitglied, sich bei deutschen Kapitalisten um die Beschaffung des erforderlichen Betrages zu bemühen, leider ohne Erfolg. Inzwischen hat das Vereinsmitglied Frank Berg dem Verein den vollen Betrag für den Bau des Schulhauses zur Verfügung gestellt. Das „Argentinische Wochenblatt" erblickt in dem Schulbau einen Ausgangspunkt für ein zukünftiges einheitliches Zusammenwirken der 8000 deutschen Ansiedler am Rio de la Plata in der Pflege des Deutschtums bei Kindern und Erwachsenen.

In den chinesischen Vertragshäfen wohnen gegenwärtig 1531 Deutsche, außerdem 1420 Oesterreicher, 380 Skandinavier, 119 Holländer u. s. w. Dort wächst eine deutsche Jugend heran und erheischt zu ihrer Ausbildung geeignete Schulen. Ostern 1895 wurde eine deutsche Gemeindeschule in Schanghai eröffnet, die im Herbst 1901 ein eigenes Schulgebäude mit 4 großen Klassenräumen erhielt, gegenwärtig 6 Lehrer mit 50 Schülern zählt, zunächst für die Kinder deutscher Eltern in Schanghai und sonstigen Plätzen Ostasiens bestimmt ist und eine nach deutschen Grundsätzen geregelte und mit deutscher Sprache vermittelte Bildung ermöglicht. Anfang 1900 wurde im Anschluß an die gleich-

zeitig entstandene Deutsche Kirchen- und Schulgemeinde in Hongkong eine deutsche Schule errichtet und zwar als Mittelschule zunächst mit 3 Lehrern und 18 Schülern. Von größerer Bedeutung für die Deutschen Ostasiens scheint die 1899 gegründete deutsche Schule in Tsingtau zu werden, die das Gouvernement von Kiautschau zu einer höheren Staatsschule ausgestalten will derart, daß sie berechtigt wird, das Zeugnis zum einjährig-freiwilligen Dienst auszustellen und später auch nach Bedarf das Abiturientenzeugnis. Ende 1901 zählte diese Schule, die vorläufig noch eine Mittelschule ist, in 3 Klassen 29 Schüler. Mit dieser Schule soll ein Alumnat für auswärtige Schüler verbunden werden, so daß sie auch von solchen Kindern besucht werden kann, deren Eltern in anderen ostasiatischen Hafenplätzen leben. Durch Abmachungen mit den Dampferlinien will man für auswärtige Schüler günstige und billige Reiseverbindungen schaffen. Die Entwickelung des deutschen Schulwesens in Ostasien würde dadurch erfreuliche Fortschritte machen. Doch sollte man Bedacht darauf nehmen, daß durch die Ausgestaltung der deutschen Schule von Tsingtau die deutschen Schulen in Schanghai und Hongkong in keiner Weise beeinträchtigt werden, und diesen beiden Schulen, die in wichtigeren geschäftlichen Mittelpunkten auch deutscher Interessen liegen, die nämliche Fürsorge angedeihen lassen. Für das Deutschtum in Ostasien sind die deutschen Schulen in Schanghai, Hongkong und Tsingtau, eine jede in ihrer Art, von gleich hohem Wert, sie müssen alle drei unterstützt und ausgestaltet werden, aber keine auf Kosten der anderen.

Hauptverband deutscher Flottenvereine im Auslande. Neben dem Deutschen Flottenverein besteht seit 1898 der Hauptverband deutscher Flottenvereine im Auslande mit der Aufgabe, alle im Auslande lebenden Deutschen zur Bethätigung ihres Interesses für die kraftvolle Entwickelung der deutschen Flotte anzuregen und zu vereinigen, unter Fernhaltung jeder Parteipolitik einen gemeinsamen Mittelpunkt zu bilden und in seinen Vereinen feste Stützpunkte des Deutschtums im Auslande zu schaffen zur Erhaltung und Kräftigung der Beziehungen der Deutschen im Auslande mit der Heimat. Ende 1901 zählte der Hauptverband 72 Flottenvereine mit 4400 Mitgliedern in fast allen Teilen der Erde, wo Deutsche wohnen, im außerdeutschen Europa, im näheren Orient, in Indien und Ostasien, in Australien und Afrika, vor allem in Mittel- und Süd-Amerika, wie denn die erste Anregung von Valparaiso ausging, wo sich bereits 1896 ein Flottenverein bildete. U. d. T. „Uebersee" giebt der Hauptverband monatliche Nachrichten heraus. Anfang März konnte er dem Kaiser 300 000 M. für den Bau eines Flußkanonenbootes überreichen. Kaiser Wilhelm sprach den Auslandsvereinen seine Anerkennung aus und als er vernahm, daß gerade in Südamerika erhebliche Beiträge gezeichnet wurden, äußerte er: „Also gerade von denjenigen, die eigentlich am wenigsten von meiner Marine zu sehen bekommen." Als nächstes Ziel seiner Bestrebungen hat der Hauptverband die Sammlung von Geldern zum Bau eines Flußkanonenbootes für Südamerika in Aussicht genommen, welcher Gedanke die Billigung des Kaisers fand. Im ganzen haben die 4000 zahlenden Mitglieder des Hauptverbandes bereits 409 000 Mk. Beiträge zusammengebracht, ein erfreuliches Zeichen von Opferwilligkeit der Deutschen im Auslande und zugleich ein Beleg für die Daseinsberechtigung und für die erfolgreiche Thätigkeit des Hauptverbandes.

Deutsche Kolonisten auf der Wanderschaft. Es ist im hohen Grade beklagenswert, daß deutsche Kolonisten, die sich im fremden Lande durch harte Arbeit leidliche Heimstätten und zugleich dem betreffenden Staate einen wertvollen Bevölkerungszuwachs geschaffen haben, genötigt werden, infolge unerträglicher Drangsalierung, namentlich durch die zuständigen Behörden, aufs neue zum Wanderstabe zu greifen, um sich günstigere Lebensbedingungen zu suchen. In dieser traurigen Lage befinden sich Tausende von deutschen Kolonisten in Westgalizien, in Wolhynien und in der Dobrudscha.

Nach Berichten polnischer Blätter sollen deutsche Kolonisten in Westgalizien zu Tausenden ihre Besitzungen verkaufen und nach Nordamerika auswandern. Das begreift, wer die Korruption und die Unfähigkeit der polnischen Verwaltung in Galizien kennt und ihr Uebelwollen gegen alle Nichtpolen, besonders gegen die Deutschen. Staatsrechtlich ist auch den Deutschen in Galizien die unbeschränkte Entfaltung ihrer Nationalität gewährleistet, aber darüber setzen sich die polnischen Machthaber unbekümmert hinweg und in Wien wagt man es nicht, ihren rücksichtslosen Polonisierungsbestrebungen entgegenzutreten. Hoffentlich gelingt es, die tüchtigsten Elemente der deutschen Bauernkolonieen in Galizien für die deutsche Ostmark zu gewinnen.

In Wolhynien wohnen etwa 100000 deutsche Bauern und Pächter, die kurz nach der Revolution von 1863 aus dem Weichselgebiet und der Provinz Posen sich dort ansiedelten und von der russischen Regierung wegen ihrer unzweifelhaften Loyalität mit offenen Armen empfangen wurden. In schwerer Arbeit haben sie das nördliche Wolhynien der Kultur erschlossen, Sümpfe ausgetrocknet, Wälder gelichtet und fruchtbares Ackerland geschaffen. Aus eigenen Mitteln bauten sie Straßen, Häuser und Schulen. Nunmehr haben die Besitzer die Pacht ungewöhnlich erhöht und weigern sich, die Gebäude und sonstigen Anlagen zu mäßigen Preisen als Eigentum zu übernehmen. Nach Ablauf der Pachtverträge in zehn bis zwölf Jahren verlangen sie alles unbewegliche Eigentum ohne weiteres zurück, was die deutschen Pächter nicht zugestehen wollen. Leider nimmt die russische Bürokratie gegen die deutschen Pächter Partei. Nach den Meldungen der Tagespresse wollen die deutschen Pächter Wolhynien verlassen, wenn sie für ihre Bauten einigermaßen entschädigt werden, und sich gern in Posen und Westpreußen ankaufen.

Die deutschen Kolonieen in der Dobrudscha wurden von Schwaben begründet, die aus Südrußland einwanderten. Nach der Besitzergreifung der Dobrudscha durch Rumänien verschlechterte sich die Lage der deutschen Ansiedler zum Teil infolge der unfreundlichen Haltung der unteren rumänischen Behörden, zum Teil infolge höherer Steuern und schwierigerer Erwerbsverhältnisse. Viele der bemittelteren deutschen Ansiedler sind im Begriff, nach Posen, nach Nordamerika und nach Klein-Asien weiter zu wandern. Die zurückbleibenden deutschen Ansiedler befinden sich in einer nichts weniger als befriedigenden Lage.

Nordamerika. Bewahren die Deutschen ihre Sprache und ihr Nationalgefühl? Diese Frage stellte der Heidelberger Chirurg Geheimrat Professor Dr. Czerny in einem Bericht über einen Ferienausflug, den er nach San Francisco machte. Eine Karlsruherin, die vor vierzehn Jahren eingewandert war, konnte oder wollte mit ihm nicht deutsch sprechen. Demgegenüber erinnert sich Professor Dr. Koch in Heidelberg an eine

Begegnung mit einer siebzigjährigen Frau in Nordamerika, die vor sechzig Jahren aus Landau in der Pfalz eingewandert war und sich vor Freude darüber kaum zu fassen wußte, daß sie mit ihm „emool widder gud pälzisch babbeln" konnte. Es ist nicht wahr, sagt Koch, daß der Deutsche im Auslande rascher als ein anderes Volk seine Sprache und sein Nationalgefühl verliert, und begründet in der „Frankfurter Zeitung" diese Auffassung: „Welch starken Einschlag französischer Elemente hatte nicht Alt-Heidelberg und die gesamte Pfalz, aber auch andere Gebiete unseres Vaterlandes, in den Zeiten der Hugenottenverfolgungen, der Revolution und der Napoleonischen Kriege empfangen! Sie sind so spurlos verschwunden, wie wenn sie niemals dagewesen wären, und nur der aufmerksame und feine Beobachter mag hie und da in einem Augenpaar, das vielleicht feuriger leuchtet, in anmutvolleren, geschmeidigeren Bewegungen die geheimnisvolle Wirkung romanischen Blutes erkennen. Wo ist die französische Bevölkerung des Mississippi-gebietes geblieben, vor allem in Louisiana, das einst ganz von ihr erfüllt war, wo die spanische in Florida und Kalifornien? Kaum mehr als jene leisen Andeutungen finden sich auch in diesen weiten Landstrichen. Und doch sind sie von dem vordringenden „Amerikanertum" am spätesten und lange nicht mit der mächtigen Energie erreicht worden, die in anderen Teilen des ungeheuren Reiches an der Herausbildung einer amerikanischen Nationalität arbeitet. Wo ist das einstige Holländertum von New-York? Und nun schaue man dagegen auf die Sachsen in Siebenbürgen, auf die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen! Wo das Deutschtum in New-York geblieben ist, braucht man nicht zu fragen. Es begegnet einem auf Schritt und Tritt und es giebt ganze Quartiere der riesigen Stadt, die einen ganz deutschen Eindruck machen. Die Zahl der deutschen Vereine ist Legion, die deutsche Presse hat teilweise rein landsmannschaftlichen, provinzialen Charakter und Benennung angenommen, und der „Därkemer Worschtmark" und das „Cannstatter Volksfest" werden seit Jahrzehnten über dem großen Wasser mit nicht weniger großer Begeisterung und mit nicht minderem Durst gefeiert wie in der Heimat. Unzählbar sind die feineren und gewöhnlicheren Gasthöfe, Weinkneipen und Bierstuben, die durchaus deutschen Charakter tragen, nur von Deutschen besucht werden, und in denen die Skat-, Tarok- und Kegelabende in üppigstem Flor stehen. So wie in New-York ist es durchweg in allen Städten des Landes, wo die Deutschen zahlreicher sitzen. Wie oft habe ich mich in Boston und Washington, in Philadelphia und Chicago, in St. Louis und New-Orleans geradezu an meinem Stammtisch im „Perkeo" zu Heidelberg oder — in den deutschen Wirtschaften der Rue d'Hauteville in Paris geglaubt! Und fast überall ist mir ein lebhaftes Gefühl für das alte Vaterland, eine stolze Freude über seine glänzende Entwickelung entgegengetreten; gar manches Mal haben die Bilder Kaiser Wilhelms und seiner großer Paladine von den Wänden herabgegrüßt. Welche Anhänglichkeit spricht nicht schon aus den Namen vieler Städte! Da giebt es nicht weniger als acht Bismarck, ein Berlin, Dresden, Francfort, Lunenburg, Börne, Neu Braunfels, Heidelberg, Leipzig, Sedan u. s. w. Und wahrhaft herzerfreuend war für mich der Besuch der am hoch-ragenden Mississippifluß gelegenen sächsischen Kolonieen, namentlich des Hauptortes Wittenberg. Die Vorfahren sind vor beinahe 100 Jahren, um Gewissenszwang zu entgehen, nach der neuen Welt aufgebrochen und haben sich auf diesem fetten Weizenboden angesiedelt, den nun ihre Enkel und Urenkel bebauen. Ich konnte mich da mitten nach

Sachsen versetzt wähnen: der Gruß der Kinder, das Geplauder der Männer und Frauen klang genau so echt wie in „Bärne" und Meißen. Diese wackeren Sachsen lassen sich Pastoren und Lehrer unter großen finanziellen Opfern aus dem Lande ihrer Vorfahren kommen, und welche Opferwilligkeit auch sonst viele Familien zur Begründung und Erhaltung deutscher Schulen, zur Erlangung deutscher Lehrkräfte bekunden, das kann nur der ermessen, der die großen Schwierigkeiten kennt, die sich solchem Vorhaben in den meisten Fällen entgegenstellen.

Für seine Meinung, daß die Deutschen auch in Nordamerika ihre Sprache und ihr Nationalgefühl nicht so schnell aufgeben, wie es insgemein geglaubt wird, führt Professor Dr. Koch zwei Thatsachen an. Die eine ist die Haltung der „gelben Presse", die das Deutschtum mit ihrem besonderen Haß verfolgt und ihm gerade die treue Anhänglichkeit an deutsche Sprache, Art und Sitte zum Vorwurf macht. Die zweite Thatsache ist die großartige, einmütige Begeisterung der Deutsch-Amerikaner in dem glorreichen Jahre 1870—71, ihr furchtloses Eintreten für das gute Recht, für die nationale Einheit und Unabhängigkeit des deutschen Volkes, und eine beispiellose Opferwilligkeit, die sich in jenen reichen Spenden für die Verwundeten kund gab. Sie kann in Deutschland niemals vergessen werden und sie allein schon sollte verhindern, von einem raschen Aufgeben des Nationalgefühls bei unseren Landsleuten in den Vereinigten Staaten zu reden. Der Aufsaugungsprozeß, der sich, das ist ja selbstverständlich nicht zu leugnen, dort vollzieht, folgt natürlichen, historischen Gesetzen und unterwirft sich alle Volkselemente, die in dem gewaltigen Lande ihre Heimat gefunden haben. Und wer dem hochinteressanten und überaus lehrreichen Vorgang der Herausbildung einer neuen, der amerikanischen Nationalität ohne Vorurteil zu folgen versteht, der wird erstaunt sein, welche Kraft des Widerstandes die deutsche Bevölkerung dieser allerdings unausbleiblichen Verschmelzung gerade durch Sprache und Nationalgefühl entgegensetzt, und mit einer stolzen, wenn auch mit Wehmut gemischten Genugthuung den außerordentlichen Einfluß konstatieren, den gerade das Deutschtum noch weit mehr durch seine geistigen und sittlichen Eigenschaften als durch seine Zahl auf die Prägung dieser neuen Nationalität ausübt.

Im Sinne Kochs hat sich auch einer der angesehensten deutschamerikanischen Publizisten, H. von Konsky, der Chefredakteur des „California Demokrat", in seinem Blatt geäußert. Er findet, daß die Deutschamerikaner hüben wie drüben lange Zeit verkannt wurden, daß insbesondere deutsche Reisende, die nach Amerika kamen, irrige Anschauungen erlangten, da sie vorzugsweise reich gewordene Deutsche kennen lernten, die es als ihre vornehmste Aufgabe erachteten, die deutsche Sprache zu verleugnen und von ihrer deutschen Abstammung möglichst wenig verlauten zu lassen. Es fängt an Licht zu werden im alten Vaterlande über die Deutschamerikaner, sagt H. von Konsky. „Man erfährt drüben von ihren landsmannschaftlichen Organisationen, und der Anschluß des Vereinswesens an den Nationalverband zeigt, daß das Bestreben nach einer einheitlichen Führung vorhanden ist. Man hört von ihren Kirchen-, ihren Hospital-, ihren Altenheimbauten überall da, wo Deutsche in größerer Zahl zusammenwohnen. Man erinnert sich der Schiller-, der Goethe-Schiller-, der Humboldt-, der Heine-Denkmäler, welche das Deutschtum in Amerika den Heroen deutscher Nation und deutschen Geistes errichtet hat.

Mit Staunen hat man von den achtunggebietenden Demonstrationen des Deutschamerikanertums gelegentlich des Besuches des Prinzen Heinrich in Amerika gelesen, und wie enthusiastisch und taktvoll sich dieses Bürgerelement bei dieser Gelegenheit gezeigt hat! Zugleich ist durch die deutschländische Presse endlich einmal die Thatsache hervorgehoben worden, daß die Deutschen und ihre Nachkommen in der Union an die zwölf Millionen Köpfe zählen. Unser nativistisches Vollamerikanertum ist früher schon zu der Einsicht gelangt, daß das deutschamerikanische Element ein Faktor geworden ist, mit dem bei der Gestaltung der Nationalpolitik gerechnet werden muß. Das geschah zur Zeit der unglücklichen Samoawirren, als unsere Jingos unter der britischen Hetze die McKinleysche Administration gar zu gern zu einer veritablen angelsächsischen Verbrüderung zu verleiten gesucht hätten und das Deutschtum in Amerika ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit sein gewichtiges Veto einlegte. Unsere „Gelben" wissen nachgerade, daß ihre Millionen Mitbürger deutscher Abkunft, denen sie aufgehört haben Sonderinteressen zuzuschreiben, eine Art Streben nach einem „Staat im Staate" nachzusagen, eintretenden Falles ihre Stärke und ihren Einfluß geltend zu machen wissen. Und in Deutschland verbreitet sich mehr und mehr die richtige Ansicht, daß das amerikanische Deutschtum weder seiner Muttersprache abtrünnig geworden ist, noch sein Nationalgefühl verloren hat. Ja, daß das gerade Gegenteil Thatsache ist! Freilich darf man drüben nicht vergessen, daß wir keine „Kolonisten" im Sinne derjenigen überschüssigen Elemente des alten Vaterlandes sind, denen es dort an Ellbogenfreiheit fehlt und die nun in den Kolonieen Deutschlands weiter Bürger des Reichs bleiben; — sondern daß wir „Auswanderer" waren, Anhänger republikanischer Regierungsform und Bürger der großen nordamerikanischen Republik geworden sind und mit Kindern und Kindeskindern zu bleiben gedenken."

Was bruchstückweise in der deutschamerikanischen Tagespresse an Kundgebungen und Ansprachen bei der Errichtung des Goethe-Schiller-Denkmals in San Franzisco veröffentlicht wurde, hat die deutsche Denkmalgesellschaft zu San Franzisco in einem schönen, reich mit Bildern geschmückten Werk unter dem Titel „Das Goethe-Schiller-Denkmal in San Franzisco" gesammelt. Bezeugen soll das Denkmal und die Deutschen Kaliforniens daran erinnern, daß germanische Kraft und Sitte, deutscher Fleiß und deutsche Erziehung nicht wenig zur Entwickelung dieses großen Landes beigetragen haben. In einer der Festreden knüpfte Dr. Ewald Flügel von der Leland Stanford Universität an ein Wort des Botschafters White an, der gesagt hat: „Wir sind in Amerika gewohnt gewesen, von England als von dem Mutterlande zu sprechen, aber in späteren Zeiten wird für einen großen Teil der Bevölkerung, wahrscheinlich für die Mehrzahl, Deutschland das Mutterland sein, und zwar ein solches, von dem es weder Erinnerungen an Krieg, noch an Unrecht zu Wasser und zu Lande scheiden." Ein Nordamerikaner, Generaldirektor de Young, äußerte in seiner Ansprache: „Deutschland, wie es heute ist, ist eine der größten Nationen der Erde, eine Nation des Friedens und, ich hoffe, wird es stets bleiben. In unserer eigenen Stadt ist das deutsche Element besonders ansehnlich und kommt vorwärts und gedeiht. Kein anderes, von auswärts kommendes Bevölkerungs-Element ist uns lieber."

Deutsche Erde. Unter diesem Titel erscheint seit Mai eine neue Zeitschrift,

herausgegeben von Professor Paul Langhans in Gotha, die eine wertvolle Fundgrube zu werden verspricht für die Kunde des Deutschtums aller Länder, für die Geographie des deutschen Menschen und seiner Kultur, für das Werden, Wachsen und Wandern des deutschen Volkes und für die Ausbreitung seiner geistigen und sachlichen Kultur auf der ganzen Erde. Die neue Zeitschrift will den Bestrebungen auf Erhaltung und Erweiterung deutscher Art und Kultur wissenschaftliche Grundlagen liefern und dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Kulturgemeinschaft aller Deutschen einen festen Rückhalt gewähren. Im ersten Heft werden die Verhältnisse der Deutschen in der Moldau und der Bukowina, in Brasilien, Nord-Schleswig, Marokko, Chile u. s. w. besprochen und ein längerer Aufsatz von Gustav Lenz beginnt eine statistische Darstellung der deutschen Schulen im Auslande.

Lieli.

Die erste Weidenflöte blies.
Bei Gott, ich hört sie klingen! —
Nun schwellt mein Herz ein Sehnen süß,
Ein Sehnen zum Zerspringen.
Ich weiß, es müssen Veilchen blühn
Schon irgendwo im Grünen,
Und Augen, die mich zu sich ziehn,
Zwei Augen gleichen ihnen.

Es liegt ein Dorf viel Meilen weit
In fremder Sprach und Sitte.
Ein ganzes Rudel Kinder schreit
Dort froh aus einer Hütte.
Das kleinste hab ich oft gewiegt
Und hielt es oft im Schooße,
Beglückt, wenn sich an mich geschmiegt
Dann zärtlich auch die Große.

Auch die sprang noch im kecken Lauf
Recht kindlich durch die Blüten,
Und flog im Wind ihr Röcklein auf —
Mein Gott, wer konnt's verhüten? —
Nur wenn ihr Aug zu meinem kam,
Das thöricht dann mitunter,
Schlug sie in spät erwachter Scham
Die Wimpern schon herunter.

Bald wird von meinem Von-ihr-gehn
Der Jahrestag erscheinen.
Sie darf wohl nicht im Feld mehr stehn
Mit nackten, braunen Beinen.
Der Jungfer ward ein Kleid gemacht,
Das bis zum Fuß gemessen
Und mit der Gänselieselfracht
Ward ich wohl auch vergessen.

Ich aber, ich vergeß' sie nicht
Und will nur sie alleine.
Ich seh im Schlaf ihr süß Gesicht,
Am Schreibtisch und beim Weine.
Mein Herz, das schon so viel verließ,
Kann ihr sich nie entringen,
Und trägt ein Sehnen bang und süß,
Ein Sehnen zum Zerspringen! — — —

Georg Busse-Palma.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

X.

Ida Boy-Ed, Die säende Hand — Georg Frh. von Ompteda, Das schönere Geschlecht — Ernst Wichert, Die Thorner Tragödie — Otto Hauser, Lehrer Johannes Johansen — Helene Pichler, Der Nordstern und anderes — Paul Scheerbart, Die Seeschlange.

Wenn die Heimburg den Roman geschrieben hätte, den jetzt Frau Ida Boy-Ed mit ihrer Flagge deckt, so hätte sie ihn „Trotzköpfchen" oder „Trotzköpfchens Heirat" genannt. Es wäre wohl manches auch noch zahmer geworden, und das Tantenhafte hätte sich stärker ausgeprägt, aber der Hauptunterschied hätte doch im Titel gelegen.

Der Titel ist an dem Buche der Boy-Ed das Beste; er geht über die Tante hinaus; er giebt Perspektive; er besagt, daß das Individuelle hier zum Typischen emporgeführt und erweitert werden soll; er erhebt sich gleichsam in die Litteratur. Aber vielleicht wäre die Boy-Ed mit „Trotzköpfchens Heirat" besser gefahren. Denn dann hätte der Roman mehr gegeben, als man erhofft hätte; nun jedoch trägt er einen Titel, der fast selbst schon Poesie ist und große Poesie erwarten läßt. Hinter dieser Erwartung bleibt das Buch sehr, sehr zurück.

In der „säenden Hand" (J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf., Stuttgart 1902) setzt sich Ida Boy-Ed, wie es ihre Kolleginnen längst gethan, mit der „Frauenfrage" auseinander. Schlägt man im Kürschner nach und sieht man daraus, daß sie 1852 geboren ist, so braucht man nicht einmal zu wissen, daß ihr vorliegendes Credo in der „Gartenlaube" erschien, um von vornherein ihren Standpunkt zu kennen. Die mit Macht einsetzende Hauptbewegung traf sie schon als fertige Persönlichkeit. Sie findet sich möglichst vernünftig mit all den durcheinander quirlenden Ideen ab, und jeder wird die verständige Frau loben. Aber es ist nicht Herzensnot, die sie zu der Auseinandersetzung drängt; sie schreibt nicht als Hungernde vom Hunger, sondern als Satte; man hört viel Ueberlegtes und Ueberlegenes. Wäre sie 1872 geboren, so hätte man wahrscheinlich weniger Ueberlegtes gehört, aber einen Schrei; der Roman wäre minder unterhaltend gewesen, aber man hätte etwas von einer „ringenden Seele" gespürt. Ungerecht wäre das Buch wohl geworden, doch auch echter, ursprünglicher, mehr heiß von eigenem Erleben, mehr durchzittert von persönlichem Leiden. Für Ida Boy-Ed ist diese ganze Frauenbewegung eben ein interessantes Zeitproblem und schließlich ein Romanvorwurf.

Ich sage das nicht, um etwa leise gegen ihren Standpunkt zu protestieren. Im Gegenteil: er ist mir sogar sehr sympathisch. Aber er ist nicht aus Erschütterungen und

Kämpfen gewonnen, und es ließ sich deshalb auch nicht jene Seelenkraft und Dichterkraft darausziehn, die ihn künstlerisch in Gestalten umsetzt oder wenigstens ihn mit gläubigem Ungestüm und fühlbarer Notwendigkeit vorträgt. Es war im vorigen Monatsbericht von einem ganz ähnlichen Roman die Rede: von Rudolf Stratz' „Alt-Heidelberg, du Feine". Auch ihm fehlte die innere Notwendigkeit. Der Stoff liegt eben in der Luft, und jeder bessere oder minder gute Schriftsteller greift ihn auf und schreibt ein besseres oder minder gutes Buch darüber. Die Aehnlichkeiten zwischen den beiden Werken sind sogar auffallend: hier und da eine Braut, die dem geliebten Manne, einem Fabrikbesitzer, ausreißt, um erst etwas zu werden, um ihm einst helfen zu können. Die eine wie die andere geht nach der Universitätsstadt und beginnt zu studieren; die eine wie die andere muß bald einsehn, wie ganz anders sich derlei aus der Ferne ausnimmt; die eine wie die andere ist durch Vermögensverfall schließlich gezwungen, als Lehrerin ihr Brot zu erwerben, bis der Geliebte, der verlassene Verlobte, sie zu sich holt als seine Frau. Familie — das ist das Beste!

Aber unstreitig ist der Roman von Rudolf Stratz weitaus feiner als der entsprechende der Boy-Ed. Eine Figur, wie sie „Alt-Heidelberg" in dem Privatgelehrten David Gallus bringt, sucht man hier vergeblich. Alles ist ziemlich oberflächlich zurecht gemacht. Selbst das überreichlich angewandte Mittel, Kontrastfiguren zu schaffen, die sich gegenseitig beleuchten und schärfer hervortreten lassen, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die handelnden Personen unplastisch auf dem Papier liegen, daß sie die üblichen Romanschablonen sind, die in matten Umrissen von einem Unterhaltungsbuch ins andere wandern. Man müßte denn gerade Frau Helene ausnehmen, die in ihrer hyperästhetischen Zermürbtheit nur zwischen Tiffany-Gläsern gedeiht, aber so richtig sie gesehen ist, so wenig hat die Kraft (oder die Lust) auch hier zu einer Vertiefung und zu feinerer Durchführung gereicht. Wenn man wissen will, was papierner Romanstil ist, lese man nur die Liebesszene auf Seite 56. Konventioneller, matter, nüchterner läßt sich dergleichen nicht sagen. Aber es ist wirklich die Boy-Ed, neben der Heimburg und der Schubin wohl die höchsthonorierte unserer Schriftstellerinnen, die das geschrieben hat und mit ihrem Namen deckt. Sie liebte früher die gemäßigte Zone weniger.

Soll ich noch sagen, daß die „säende Hand" die gefüllte Hand des Weibes, der Mutter ist, die das edle Korn in die Herzen der nachwachsenden Generation wirft? „Des Weibes Hand sät gut und böse auf den Acker der Menschheit; das ist ein ungeheures Walten." Und um daran anschließend einige Leitsätze der Boy-Ed zu zitieren: „Es ist der Zug der Zeit, von der Not der Frau mehr zu sprechen als von der des Mannes. Nein, nein — der Kampf ums Dasein ist immer mehr eine Frage der Individualität als des Geschlechtes. Durch dies zu laute Geschrei von der Not der Frau ist vielen das rechte Weibesbewußtsein abhanden gekommen. Die einen demütigen sich und ihr Geschlecht, indem sie uns als eine Art mißhandelter Halbtiere darstellen. Die anderen wollen vorhandene und von ewigen Naturgesetzen nun doch einmal in bestimmter Weise geregelte Kräfte ins Unnatürliche steigern, bloß um zu beweisen, daß Mann und Frau ebenbürtig seien. Es ist garnicht abzuschätzen, in wie viele junge weibliche Seelen dadurch vergiftende Saat gestreut wird." Besonders pikant ist in diesen Ausführungen der Jagdhieb gegen Helene Böhlau und ihr allerdings ungeheuerlich

übertreibendes Buch „Halbtier". Es bleibt der Weisheit letzter Schluß: Familie — das ist doch das Beste; bei allem anderen, was nie vergessen werden sollte, kann es sich nur um einen Ersatz handeln.

Für das Urteil über den Roman selbst kommt es ja nicht in Frage, ob man diesen Ansichten zustimmt oder nicht. Die Hauptsache bleibt, daß die schöne Etikette ein nicht sonderlich berühmtes Gewächs deckt. Es ist viel am Anfang von „Hoppelmanns bürgerlichem Mittagstisch zu achtzig Pfennig" die Rede, das trifft das Buch selbst sehr gut. Mag es sogar ein Hoppelmannsches Sonntagsgericht sein — das bürgerliche zu achtzig Pfennigen schmeckt man doch gar zu stark heraus! —

Einer, der in den letzten Jahren gleichfalls in die Gefahr gerieth, für Hoppelmann und die Volksküche zu kochen, zeigt sich endlich wieder in alter Stärke und Frische: Georg von Ompteda. Er hatte sich als einer unserer besten Dichter-Erzähler ausgewiesen; „Unser Regiment", „Sylvester von Geyer", „Eysen" 2c. hatten ihm Herzen über Herzen gewonnen. Da kamen in den letzten Jahren Romane wie „Philister über Dir!", „Die Radlerin" und wie sie alle hießen, die man mit Unlust und peinlichem Empfinden las und über die man aus Hochachtung vor dem vorhergegangenen Schönen nicht gern sprach. Um so lieber wird man von dem neuen starken Novellenbande „Das schönere Geschlecht" reden, den der Dichter eben erscheinen ließ (F. Fontane & Co., Berlin 1902). Man merkt es diesen elf Novellen an, daß Ompteda nicht umsonst Maupassant übersetzt hat. Er hat viel von dem großen französischen Erzähler gelernt — das Erzählen besonders. Er ist als „conteur" wohl auch allen deutschen Schriftstellern überlegen. Er fesselt so, daß man auf Einzelheiten kaum achtgiebt. Aber wenn man sich dann überlegt: ob es also das rein Stoffliche sei, das uns so in Athem hält, so schüttelt man doch wieder den Kopf. Denn der Stoff wird doch auch wieder erst durch Ompteda; was er daraus macht, was er herausholt, wie er ihn anfaßt, das ist das Eigentümliche.

Dabei schreibt er in mancher Beziehung bummlig. Die feinen Schönheiten des Stils findet man bei ihm gewiß nicht. Liest man eine einzige Seite Keller, Storm, Stifter, eine einzige Seite des „Jörn Uhl", so weiß selbst der litterarische Laie, daß da ein Dichter redet. Diese Art von Poeten erkennt man an jedem Satze. Jeder Satz ist so fein, schön, klar, wie er nur immer sein kann. Ompteda dagegen leistet sich manchmal Sätze wie ein kleiner Zeitungsredakteur. Erst wenn man die ganze Erzählung gelesen hat oder eine ganze Szene wenigstens, weiß man, daß auch er ein Dichter ist. Allerdings bleibt er wohl — ich denke, es wird verständlich sein, was ich meine — hinter den genannten als Dichter so weit zurück, wie er sie als Erzähler, als conteur, übertrifft. So liest man die angeführten Poeten unwillkürlich langsam, und Ompteda ebenso unwillkürlich schnell.

Wie alle, die vom Degen zur Feder kamen, hat er den ungetrübten Blick für die Welt, wie sie nun mal ist, hat er in seiner ganzen Art etwas ausgesprochen Männliches. Er scheut nicht leicht vor etwas zurück und führt ein einmal angeschlagenes Thema konsequent durch — wenn es sein muß: ohne Rücksicht auf schwache Nerven. In der ausgezeichneten ersten Novelle: „Der Sergeant" wird erzählt, wie der während der ganzen Dienstzeit nie bestrafte Sergeant Mischke durch eine Verkettung an sich alltäglicher

Vorkommnisse dazu gebracht wird, sich selbst den Tod zu geben. Ein anderer würde die Geschichte vielleicht ebenso führen wie Ompteda und mit ihm sagen, daß der Lebensmüde auf den Heuboden geht und sich dort erhängt. Aber Ompteda beschreibt dieses Erhängen genau: wie dem Selbstmörder die letzte Luft entfährt, wie der Körper immer geringer schaukelt, schließlich starr, steif, mit bläkender Zunge herabhängt, „die Hände an der Seite, die Beine ausgestreckt, die Absätze geschlossen, fast in militärischer Haltung, wie sie einem Sergeanten zukam". Oder man sehe sich die Erzählung „Die Mutter" an — mit welcher fast schmerzhaften Entschlossenheit sie bis zu Ende getrieben wird! Einen ähnlichen Stoff hat Hermine Villinger in der kleinen Geschichte „Der Gescheitere" (in „Aus dem Kleinleben") behandelt; er ist hier fast zum Idyll geraten. Ompteda dagegen verfolgt ihn bis zur äußersten tragischen Spitze. Es könnte manchmal fast scheinen, als bevorzuge er geradezu das Harte und Grausige. Aber das mag doch nur so scheinen. Es ist ihm als Stoff eben alles recht; er hat, um es als Vorzug auszudrücken, den unbestochenen Blick, der Gerechtes und Ungerechtes, Herzerfreuliches und Grausiges sieht, und er hat die Kraft, beides zu gestalten. Oder er besitzt, um dasselbe nun auch wieder als Mangel zu sagen, nicht das große Herzenstemperament, das sich dort mit ganzer Liebe hingiebt und hier mit vollem Zorn vorübergeht. Er sieht und bildet. Da hat er eine Geschichte „Der Fund", in der eine Wasserleiche unter dem Eise schwimmt — ein junges Weib, halbnackt, mit zerschmettertem, unkenntlich gemachtem Gesicht. Diese Geschichte würde zuerst fast einen ästhetischen Widerwillen erregen, wenn nicht Ompteda gerade hier wundervoll schilderte. Wie das Haar, das aufgelöste Frauenhaar im Wasser fließt und schwankt, breit wird und auseinanderrieselt, sich zu einem Knäuel ballt, sich glättet, sinkt, wieder emporkommt und so immer anders mit der Strömung spielt — das ist ganz meisterhaft gegeben und ist gerade an der Stelle, wo es steht, deshalb so künstlerisch fein, weil es den Eindruck des Grausigen, ob es ihn erst verstärken mag, doch auch wieder aufhebt und mindert.

Ich erwähnte vorhin, daß diesem Dichter schließlich jeder Stoff recht sei. Man wird sich also nicht wundern, wenn diese elf Novellen in die allerverschiedensten Lebenskreise führen. Und Ompteda steht immer seinen Mann: ob er den heimkehrenden Zuchthäusler oder eine Hochzeit im hohen Adel schildert, ob er sich den Hund Purzl zum Helden erkiest oder zwei alte Jüngferlein. Seine Darstellungsweise ist ja, wie gesagt, ganz realistisch. Das rechte Wort immer an den rechten Platz, das Ganze kurz, klar, sicher gegeben! Man möchte diesem Dichter nicht begegnen, wenn er dem Hellen und Klaren mal auswiche. Alles Phantastische, jede Traumtiefe, das Mystische und Symbolische liegt ihm fern. Wenn er die Geschichte des Hundes erzählt, so begnügt er sich nicht damit, daß der Leser die Parallelen zum Menschenleben selber zieht, findet, fühlt, — nein, er packt zuguterletzt selber den geehrten Leser ins Genick und stößt ihn mit der Nase darauf: sieh mal, ganz ebenso ist es mit dem Menschenleben!

Ich hoffe, daß, alles in allem, reife Menschen an diesem Buche ihre Freude haben werden. Und wenn dann dieser und jener, den mannigfachen Eindrücken nachhängend auch auf den Gedanken kommen und sich fragen sollte, warum der Novellenband denn eigentlich „Das schönere Geschlecht" heiße, so kann er sich, wenn sein Grübeln resultatlos bleibt, damit trösten, daß auch ich den Titel nicht begriffen habe. Aber Kinder müssen

ja einen Namen haben, und es giebt eine Reihe von Namen, die immer passen und niemals . . .

Der Erzähler, der das nun zu besprechende Buch geschrieben hat, erzählt längst nicht mehr. Ich weiß nicht, ob er die Buchausgabe seines letzten Romans noch erlebte. Ich weiß auch nicht, ob dieser Roman ihn selbst lange überleben wird. Ernst Wichert — von ihm red' ich — war eine friedsame Beamtennatur. Fast tagtäglich stöckelte der alte Herr, seine Gattin am Arm, in der Genthiner Straße oder am Magdeburger Platz an mir vorbei, das Wetter mochte gut oder schlecht sein . . . immer in gleichem Schritt und Tritt den gleichen Weg. Der Spaziergang war ihm so Pensum wie seine amtliche und wie seine litterarische Thätigkeit. Nur weil er, der geborene Thätigkeitsmensch, den Tag bis auf die Viertelstunde eingeteilt hatte, war es ihm möglich, diese ungeheure Arbeitsleistung zu vollbringen, über die jeder nur staunend den Kopf schüttelte. Er setzte seinen Stolz darein, sich an Pflichteifer von keinem seiner juristischen Kollegen übertreffen zu lassen, niemals durfte der Dichter den Beamten stören; er gab daneben eine Monatsschrift heraus, hatte litterarische und andere Ehrenämter und brachte Jahr für Jahr mindestens zwei, oft auch drei und vier neue Werke auf den Markt. Ja, er hatte sogar noch die Zeit dazu, alle Briefe, die er erhielt, zu beantworten, was mich fast das Erstaunlichste dünkt. Aber wenn man dem „Herrn Geheimrat" das sagte, dann verstand er kaum, was man daran wunderbar fand. Alles war Zeiteinteilung, alles war nach dem Schnürchen geregelt. So sehr das imponiert, besonders wenn man selber das ganze Gegenteil ist, — so sicher fragt man sich auch: Wie kann das ein vollblütiger Poet?

Nun, solch ein vollblütiger Poet war Ernst Wichert wohl nicht. Ein guter Erzähler, in einigen litthauischen Geschichten sogar kräftig und bedeutend, altmodisch liebenswürdig in einigen Lustspielen — so lebt er gewiß noch einige Zeit im Gedächtnis der Zeitgenossen. Er war immer vornehm, wollte nie etwas aus sich machen, was er nicht war, hatte ein reines Herz und graden Sinn. Sicherlich eine wohlthuende Erscheinung in der deutschen Schriftstellerwelt. Er hatte wirklich keine Feinde. Das ist zwar ein Ruhm, um den ich den lieben Herrgott am allerletzten bitten möcht', aber man wird Wicherts gute, sanfte, treue Art wohl daraus ablesen. Und so schrieb er auch, nur daß er mit dieser Wohltemperiertheit auf die Dauer niemanden festhalten kann.

„Die Thorner Tragödie" (Carl Reißner, Dresden 1902) ist, wenn man so will, ein historischer Roman. Zeit: 1724; Stoff: die schmachvolle Knechtung Thorns und seiner lutherischen Einwohner durch die Polen und Jesuiten. In dem Buche ist alles gut und interessant, was historisch ist, und alles matt und konventionell, was Wichert aus der Phantasie dazu gesponnen hat. Die beiden Liebespaare hätten gleich in der Anlage sanft unter den Tisch fallen sollen, wenn, wie es geschieht, ihnen so garnichts Unterscheidendes und Eigentümliches mitgegeben werden konnte. Und auch die übrigen, wohl meist historischen Figuren sind zu wenig menschlich vertieft, als daß sie an sich uns stärkere Teilnahme einflößten. Sie interessieren uns nur, weil ein hartes, zermalmendes Schicksal über sie hereinbricht, das aus heut sehr zeitgemäßen Konfessions- und Rassenkämpfen hervorwächst. Sie sind Opfer, und wenn Wichert uns nicht zwingen könnte, an sie zu glauben, so zwingt uns die Geschichte dazu. Noch stärker

wird einen der hier erzählte frevle Uebermut der edlen Jesuiten und Polen durchschütteln, und liest man da einige Szenen mit dem Bewußtsein, daß sie sich zugetragen haben, so brennt das alte Lutherlied im Herzen, und man fühlt sich als streitbarer Protestant. Aber diese Herzenserhebung darf man nicht dem Erzähler als Guthaben anrechnen. Jeder ausführliche historische Bericht — sofern Wichert, was wohl nicht zu bezweifeln ist, die Ereignisse richtig dargestellt hat — würde sie auch auslösen, ja, vielleicht in noch stärkerem Maße. Ich halte die letzten Seiten des Buches für die besten. Sie erzählen schlicht, knapp, eben berichtmäßig des unglücklichen Thorner Bürgermeisters letzte Lebenstage, sie erzählen, wie das schuldlose Haupt fällt. Da ist der Romanstil fast verlassen, und da ist man am stärksten gepackt. In einem leise altertümlich gefärbten Chronikstil würde der Stoff wohl am meisten wirken. Die Schriftsteller, die derartige historische Romane schreiben, vergessen gar zu leicht, daß neben dem großen Schicksal die dazu gethanen Liebesepisoden sich nur behaupten können, wenn sie ausgezeichnet schön und lebendig, nicht abgeblaßt und nicht konventionell sind. Audifax und Hadumot, der Ziegenhüter und die Ganshirtin im „Ekkehard" — die halten ein eigenes Leuchten auch fest neben Hunnenschlachten und Herzogsschlössern. Aber Berndt Rösner und Maria, oder Fritz Nagorni und Lena erscheinen neben der blutigen Thorner Tragödie selbst nur noch blutleerer. Ueberhaupt sind alle die Personen hier so auf eine einzige Eigenschaft gestellt, daß Ein Wort sie charakterisiert. Die Jesuiten schleichen giftig, der Pfarrer ist würdig, die Jungfrau Maria sittsam, der Backfisch etwas keck, die Polen leben in Saus und Braus, das polnische Edelfräulein ist eine gefallsüchtige Männerverführerin, ihr Bruder ein finsterer Fanatiker 2c. Es sind doch eben Buchmenschen. Die wirklichen sind ein ganz Teil komplizierter.

Dichterisch viel feiner und fesselnder ist eine Erzählung von Otto Hauser, Lehrer Johannes Johansen (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1902). Ein seltsames Buch für einen Deutschen — man glaubt stets in einer ausgezeichneten Uebertragung das Werk eines Dänen vor sich zu haben. Nicht so, weil die Geschichte in Dänemark spielt, sondern weil die ganze Formung des Stoffes, die Art der Darstellung so spezifisch dänisch ist. Die lyrische Weichheit auf der einen Seite, ironische Ueberlegenheit, die in kurzen scharfen Strichen zeichnet, auf der anderen, die raffinierte Verbindung beider, die so vielen dänischen Novellisten eigentümlich ist — wir finden sie hier so ausgezeichnet, wie man es nur wünschen kann, wieder. Wer das Buch von Hermann Bang, „Das weiße Haus", gelesen hat, das ich vor einigen Monaten an dieser Stelle besprach, kennt ungefähr die Art. Auch hier sind die Personen fast mehr lyrisch, als episch gefaßt, ohne doch irgendwie blaß oder unsicher zu wirken; sie sprechen wie in einem Gedicht ihre Seele aus, und wie in einem Gedicht bleibt vieles halbverschleiert. Ein deutscher Erzähler hätte sich schwerlich so flüchtig über das Verhältnis des Lehrers zu Karen hinweggesetzt.

Ein deutscher Erzähler? Aber Otto Hauser ist doch ein Deutscher! Ja gewiß ... nur scheint er eine ganz eigentümliche Begabung zu haben. Ich kannte vor diesem Buche seinen Namen nicht; als ich den „Lehrer Johannes Johansen" gelesen, nahm ich aber sein Erstlingswerk vor. Es enthält „Ethnographische Novellen": Die Früchte ausgebreiteter folk-loristischer Studien. Im Vorwort sagt der Autor: „Nicht nur der Fachmann wird bemerken, daß jede Erzählung ihr sprachliches Sondergepräge hat, das

stets auf die Ausdrucksweise der verschiedenen Völker zurückgeht und Menschen und Handlungen mit jenem Erdgeruch umwebt, der . . ." u. s. w. Derselbe Autor, der uns grönländisch, kroatisch, chinesisch 2c. in den ethnographischen Novellen kam, kommt uns hier dänisch. Ich habe schon gesagt, daß die Erzählung sehr schön ist. Das Urteil über sie ist leicht gesprochen. Nicht so das Urteil über Otto Hauser. Erst wenn mehr von ihm vorliegt, wird man mit Bestimmtheit sagen können, ob er nur ein Virtuose der Poesie ist oder das Zeug hat, ein Meister zu werden. In dieser Vorliebe für ethnographische Novellen, ob auch die Dichtung darin erste Hauptsache bleibt, liegt unstreitig etwas Virtuosentum. Das Kunstwerk wird hier gar leicht zum feinen Kunststück. Es kommt dazu, daß Otto Hauser ein Wiener resp. ein Oesterreicher ist, d. h. einem Volke angehört, das mit den Dänen und Juden die besten Schauspieler und in der Kunst die feinsten Nachahmer und nachschaffenden Geister stellt. Andererseits: wer eine Erzählung wie den ‚Lehrer Johannes Johansen' fertig bringt, der hat fraglos auch eigene und nicht geringe dichterische Qualitäten. Man wird den jungen Wiener also im Auge behalten müssen. Auch wenn er sich nur als vorzüglicher Nachdichter entpuppen sollte, kann er sehr verdienstlich wirken. Einen solchen Vermittler fremder Poesie können wir immer brauchen.

In einer zweiten Auflage liegt eine Novellensammlung vor, die jahrelang vergriffen war und so gleichsam als neues Buch begrüßt werden darf: Helene Pichlers acht Seenovellen „Der Nordstern und anderes" (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1902). Schon in einem früheren Hefte der Deutschen Monatsschrift war der Name Helene Pichler genannt; Georg Wislicenus hatte auf sie aufmerksam gemacht und einigen ihrer Arbeiten dauernden Wert zugesprochen. Gern schließe ich mich diesem Urteil über die „klarblickende Seefahrerin" an. Es ist etwas Herzhaftes in ihren Seenovellen, das erfrischt; ein großer Zug, der emporträgt; jene herbe Schönheit, die länger fesselt als die süße. Und man brauchte nicht direkt zu wissen, daß Helene Pichler-Felsing zehn Jahre lang die Meere befuhr — jede Seite ihres Buches würde es verraten. Unsere Belletristen lieben das große Salzwasser ja sehr, aber sie wissen es, erklärlich genug, meist nur dekorativ zu verwenden. Es rauscht in eine junge Liebe oder einen alten Haß hinein, es giebt einen großen, stimmungerzeugenden Hintergrund ab. Oder aber, es muß als deus ex machina einen verzwickten Knoten lösen, indem es eine überflüssig gewordene Figur prompt vom Leben zum Tode befördert. Es ist also immer eine Nebensache, ob es nun die Dienste eines Stimmungsmachers oder Heiratsstifters oder Totengräbers spielt. Es ist eine fremde Macht, die erlöst oder vernichtet, deren Funktionen aber etwa auch das Gewitter übernehmen könnte.

Ganz anders hier, in den Novellen von Helene Pichler. Ich sehe vorerst ganz davon ab, wie schön die Schilderungen sind. Nein, vor allem: hier ist die See gleichsam die Mutter alles Lebens; die Menschen, die uns hier entgegentreten, haben ihr Rauschen gehört, sowie ihre Sinne nur aufnahmefähig waren; alles, was ihre Väter an Freud und Leid erlebt haben, kam vom Meere; das Meer ernährt sie, wie es die vorangegangenen Generationen ernährt hat; es hat ihr Denken, Fühlen, Handeln beeinflußt; es ist nicht eine zufällige, sondern eine stets gegenwärtige Macht, mit der ihr eigenes Geschick untrennbar verbunden ist.

In einsamen Fischerhütten und stillen Lotsenhäusern, auf abgelegenen Inseln und an Bord der Schiffe spielen diese Geschichten. In der Einleitung zur zweiten Auflage stehen ein paar interessante Sätze über die „Lofoten", auf denen die erste und größte Novelle, „Der Nordstern", sich zuträgt. Der eine oder der andere Leser, heißt es da, würde wohl der Meinung sein, daß die Leute auf jenen Inseln sich ein wenig verändert hätten, daß sie nicht mehr so einfach von Sitten, charaktervoll und ehrenfest seien, wie sie hier geschildert wären. Das wäre dann die Folge jener modischen Nordlandsreisen; die ganz unbekannt leichte Art des Geldverdienens von den Fremden hätte wohl nicht günstig auf die Bewohner eingewirkt.

Ich führe das nicht der Lofoten wegen an, sondern Helene Pichlers wegen. Denn in diesen Worten, wollte mir immer scheinen, liegt eine nicht ganz vollständige Erklärung, die sich etwa so ergänzen läßt: daß Helene Pichler selbst die Inselbewohner ein wenig erhöht hat. Nicht nach Dilettantenart: sie hat eine zu helle Freude am Geschaffenen, als daß sie die Theerjacken in Parfüm und Edelmut baden würde. Sie hat hervorstechende Züge nicht verwischt, sondern im Gegenteil sie vielleicht ein wenig stark betont. Die Sittenreinheit und -Strenge erscheint dann für einen Augenblick nicht als etwas diesen Leuten Selbstverständliches, sondern als bewußte Tugend (z. B. S. 119). Auch in anderen Erzählungen merkt man wohl dieses leise Erhöhen; so am meisten in „Eine nordische Hero". Hier hat der Titel schon etwas Prätensiöses; und auch die Gestalten sind gleichsam herangeführt an alte Vorbilder. Man soll an die Edda denken und an Gestalten nordischer Mythen und Heldensagen; aber es wäre uns viel lieber, wenn die Menschen da garnichts anderes wären und sein sollten als Faröer Leut. Ich glaube es Helene Pichler aufs Wort, daß den Farödern noch Worte aus den alten nordischen Sagen in der Ursprache geläufig sind, so wenig einleuchtend das auch klingen mag — aber sie hat hier die Sprache wohl zu sehr danach gefärbt, und man denkt an die schrecklichen Stabreimverse Wagners und Jordans, nach denen ich immer krank werde, wenn man die Unterhaltung zwischen Edlef und Hilka liest. So halte ich diese Erzählung für die schwächste. Aber Schaden thun kann sie dem prächtigen und herzhaften Buche nicht, denn auch sie steigt später noch kräftig genug an.

Helene Pichler liebt es, den Mann zwischen zwei Frauen resp. die Frau zwischen zwei Männer von ungleicher Art zu stellen. Fast in allen acht Erzählungen sind die Personen so gruppiert. Irgend ein machtvoll eintretendes elementares Ereignis bereitet dann die Lösung und Läuterung vor. Aber es wäre unrichtig, danach auf eine gewisse Eintönigkeit der Stoffe zu schließen. Man liest das Buch gern und mit Teilnahme bis zur letzten Seite, und wenn unsere Marinelitteratur wirklich so rückständig ist, so wird es doppelt willkommen und herzlicher Beachtung gewiß sein.

Es trifft sich gut, daß ich von den Seenovellen zu einem Seeromane übergehen kann. Der Seeroman ist von Paul Scheerbart und heißt „Die Seeschlange" (J. C. C. Bruns, Minden i. W.). Wie er zu dem Pichlerschen Buche steht? Ich hab mal im alten Viktoriatheater oder sonstwo ein Ausstattungsstück gesehen, dessen dritter Akt auf dem Meeresgrund spielte. Da gab es phantastische Fische, purpurne Dämmerung, bengalische Flammen, und man saß in der Stickluft des Theaters und schaute zu, wie die Dekorationen geschoben, und wie neue phantastische Fische, neue Dämmerungen, neue

bengalische Lichter in Bewegung gesetzt wurden. An das Meer dachte kein Mensch; es wußte jeder, daß er in dumpfer Luft im Viktoriatheater saß und die Leute da oben sich abmühten, etwas noch nie Dageweſenes, Farbenräusche und dergleichen zu bieten. Fünf Minuten war es sehr schön, dann wurden die Fische, die Dämmerungen, die Farbenräusche langweilig. Wenn Helene Pichler frische Seeluft einfing, so machte Paul Scheerbart ein Ausstattungsstück aus dem Viktoriatheater zurecht.

Ich rede hier von Paul Scheerbart, dessen Namen die wenigsten der Leser kennen werden, nur deshalb, weil er ein litterarischer Typus ist. Er ist von Berufswegen deutscher Phantast, er ist die litterarische Loie Fuller, er schreibt Serpentintänze. Er hat keine Gestaltungskraft, er kann uns keine Gefühlswerte vermitteln, er hat keinerlei Gaben, die auffallen würden, — aber er hat eine abnorme Phantasie. Und mit dieser Phantasie reist er herum, wie der köstliche Riese Schkramperl in Holteis Vagabunden mit Zwergen und zweiköpfigen Kindern. Aber die bloße ungezügelte Phantasie hat noch keinen zum Dichter gemacht, sogar eher Dichter vernichtet. Ernsthaft konnte also Paul Scheerbart nicht mit anderen rivalisieren. Er mußte erst in jeder Beziehung ein „Eigener" werden. Was thun? Ich habe schon an anderer Stelle das Nachfolgende einmal ausgesprochen, aber es ist für gewisse Kreise der „Litteratur" zu bezeichnend, als daß es hier nicht noch einmal gesagt werden sollte. Wenn die Gottesgabe einer eigenen künstlerischen Handschrift nicht natürlich und organisch werden will, dann erzieht man sie sich mit ein bischen Pfiffigkeit künstlich an und hilft der Natur nach. Irgend eine Spezialität findet auch das schwächste Talent, und auf einen tollen Blödsinn wird man leichter aufmerksam, als auf die sanfte Mittelmäßigkeit. Was bis zur Eigenart nicht langt, langt immer noch zur Unart, die für kurze Zeit gewöhnlich noch mehr auffällt oder gar für Eigenart gehalten wird. Es hieß also, eine Spezialität zu züchten. Paul Scheerbart hatte gleich am Anfang seiner Laufbahn einige phantastische, bizarre, immerhin noch verständliche Skizzen geschrieben. Das Beste steht wohl in „Ach, was möchten wir nicht alles . . ." Dann aber that er sich bewußt als deutscher Phantast auf — das war in der Zeit, als der Naturalismus auch unter der Jugend ausgespielt hatte —, gründete einen Verlag „deutscher Phantasten", und kultiviert nun seit Jahren mit Fleiß und Mühe das Genre der phantastischen Arabeske. Das tolle Zeug amüsierte zuerst diesen und jenen, aber nichts bekommt man bekanntermeise so leicht über, wie Spezialitätenkünste. Und wie jene Artisten immer etwas Neues erfinden müssen, um sich halten zu können, so mußte auch Paul Scheerbart seine Einbildungskraft zu immer wilderen Flügen peitschen. Aus dem Vergnügen ward Beruf; berufsmäßig, im Schweiße seines Angesichtes, dichtet er nun unerhörte farbenflammende Phantasie-Orgien, jongliert immer wilder mit Welten, keucht förmlich in dem Bemühen, noch etwas Extraordinäres zu finden, was alles Frühere übertrumpft. Als er sah, daß ernste Leute ihn immer weniger ernst nahmen, drehte er den Spieß um. Er verquickte die Phantasie-Orgien mit einem Tiefsinn und mystischen Unverstand, den zu begreifen für den normalen Menschen ganz unmöglich ist, und er lächelte dabei ironisch, d. h. er wurde „bewußter Narr am Herzen des Weltgeistes", wie einer seiner Freunde sich ausdrückte. Darauf fallen immer eine große Menge von Kritikern herein; schließlich: man will sich nicht blamieren, vielleicht steckt doch etwas ungeheuer Symbolistisches in der ganzen Geschichte!

Und Paul Scheerbart ist ein „Eigener“ und lächelt. Vielleicht hat er bald Schüler, die ihn „Meister“ nennen. Vielleicht, ja vielleicht nimmt seinen Namen sogar einmal eine moderne Litteraturgeschichte auf. Man soll heutzutage nichts verschwören. Wenn ein Maler das erste Mal gelbe Fische mit blauen Flossen, grünen Augen und roten Zebrastreifen malt, die mit einer weißen Rose im Maul durchs schwarze Wasser schießen, wird er ausgelacht. Beim zweiten und dritten Mal zerbrechen sich „vorgeschrittenere“ Geister schon den Kopf, was damit gesagt werden soll, und kriegen schließlich heraus, daß bedeutende Gedanken- und Gefühlswerte da symbolisch dargestellt sind und eigentümliches Genie verraten. Ein Unsinn, mag er noch so toll sein, findet immer gläubige Jünger, wenn er nur mit Methode betrieben wird.

Es ist unmöglich, den Inhalt des Scheerbartschen „Seeromans“ anzudeuten oder zu erzählen. Aber auf Seite 111 steht ein Satz, der das Motto des Buches hätte werden sollen: „Was vernünftig nicht gehen will, geht vielleicht unvernünftig.“ Und vorher: „Wenn wir allen wohlüberlegten Dingen die Pulsadern öffnen, das Ueberlegte und Ueberlegene krepieren lassen, . . . so könnte uns doch mal ein größeres Licht aufgehen.“ Ich bekenne gern, daß Scheerbart alles gethan hat, um „das Ueberlegte krepieren zu lassen“, nur auf das Licht hab ich vergebens gewartet. Aber das mag wohl an mir liegen. „Was man nicht versteht,“ heißt es auf S. 98, „will man immer verspotten. Nur wenn das Unverständliche sehr groß wirkt, nur dann kanns sich Respekt verschaffen.“

Wer in aller Welt — diese Frage drängt sich zuletzt auf — mag derartige Bücher kaufen? Bücher, die doch von tötender Langweiligkeit sind? Bücher, die dem Herzen und dem Geiste nichts geben? Seltsam, was für eigentümliche Exemplare die Gattung homo sapiens doch aufweist!

In der Heimat.

Ein Marktplatz weit — schier endlos weit;
Ich spielte drauf in der Kinderzeit.
Was alles auf diesem Platze geschehn —
Mein Lebtag hab' ich nicht mehr gesehn!

Und als ich stand nach Jahren dort:
Mein Gott, ist dies der köstliche Ort?
Ein winzig Quadrat, zehn Häuserlein,
Leicht zählte ich jeden Pflasterstein . . .

Der alte thät sich behaglich sonnen:
Du — Riese! — hast viel damit gewonnen?

Viktor Blüthgen.

Bücherschau.

Fritz Lienhards Gedichte. Erste Gesamtausgabe. Leipzig und Berlin bei Georg Heinrich Meyer, 1902. In Leinwand geb. 4 M.

Ob es genau der gleiche Purpur ist, der die Wolken beim Morgenrot und Abendrot färbt, und derselbe frische Hauch, der die Dämmerung der Frühe und des sinkenden Tages durchschwellt, ist noch nicht ergründet; daß die Wirkung eine verwandte und doch nicht völlig gleiche sei, wissen wir aus vielfältiger Erfahrung. Auf alle Fälle ist in der Natur jede Täuschung darüber ausgeschlossen, ob Morgen- oder Abendrot glühe, Morgen- oder Abendhauch unsere Stirn kühle. Nicht ganz so gewiß ist es auf geistigem, zumal auf künstlerischem Gebiet, ob eine Erscheinung den letzten frischen Hauch eines sinkenden oder den ersten eines heraufdämmernden kommenden Tages bedeute. Wie lange Jahre sind Eduard Mörikes „Gedichte" selbst von ihren Bewunderern als Ausklänge und Nachklänge der Romantik gewertet worden, bis man endlich begriff, daß sie vielmehr Vorklänge einer neuen unredneriſchen, untendenziösen, wärmstem Leben entstammenden Lyrik heißen durften. So mag es nicht allen, die sich von einer so ureignen, der Tiefe unmittelbaren schlichten Gefühls entsteigenden, von trotzigem Lebensmut erfüllten lyrischen Poesie angezogen fühlen, wie sie die „Gedichte" von Fritz Lienhard durchströmt und erfüllt, gleich klar sein, ob es vergangenes oder werdendes Leben sei, das in den Adern dieser Gedichte quillt. Daß es Leben ist, unterliegt keinem Zweifel. Daß es werdendes Leben sein möge, daß die elementaren Regungen, die Bilder, die Laute der Sammlung nicht bloß Offenbarung gegenwärtiger, sondern auch Verheißung künftiger Lebensfülle bedeuten möchten, regt sich als herzlicher Wunsch bei Lienhards Gedichten. Wo man sie aufschlägt, da quillt uns Erdgeruch und Blütenduft, Sonnenlicht und Sommerwärme, Waldhauch und Meereshauch entgegen. Der Dichter erscheint mit tausend Fasern an die Heimat im Wasgauwalde, an elsässische Erinnerungen und Eindrücke gebunden, in die große vielstimmige Symphonie seiner Weltfahrten und Geistesflüge klingen wieder und wieder die Heimatglocken hinein. Das unverlierbare Glück, eine Jugend in Wald und Feld und Dorf gehabt zu haben, die unaustilgbare Sehnsucht nach den heißen Mittagen und duftigen Sommernächten des fernen Berglandes begleiten Lienhard durch das Lebensgewog der Großstadt, wie durch schottische Heiden und die Dünen der deutschen Waterkant hindurch, sie erfüllen ihn mit der geheimen Beseligung, sich nie selbst verlieren und dem wilden Sturm wie dem dumpfen Gifthauch moderner Ueberkultur (die längst wieder Barbarei geworden ist) unerschüttert stehen zu können. Lebensfreudig und doch gottergeben, bietet der Dichter dem Tod die Stirn, wie ein allerpersönlichster Grundton klingt das Verlangen, daß es eine reine, ungefurchte Stirn sein und bleiben möchte, durch die Wandlungen und Wechsel seines Daseins wieder. Ein halb unbewußtes, aber starkes Gefühl, daß das Leben mehr sei als das Lied, die unmittelbare Natur mehr als das schönste Naturbild, erfüllt den liedfrohen und naturfrohen Dichter. Wenn Lienhard irgend ein Vorbild hat, einen Dichter, von dem ein Nachhall in seine Gedichte hineintönt, so ist dies Robert Burns, mit dem er die Gewißheit teilt, daß alles Beste des Lebens in schlichter Kraft, im reinen Vollgenuß der goldenen Stunde und der Flut guter Lüfte liege, daß trotziges, männliches Selbstgefühl gegenüber der Eitelkeit der Welt und fromme Demut vor dem Höchsten, dem Göttlichen, die glücklichste Einheit ergeben. Mit Burns ist er verwandt in der Lust am ländlichen Dasein, in den gleichsam durstigen Atemzügen, mit denen er den feuchten Hauch der See, den Dampf der Scholle, den Harzgeruch des Waldes in sich saugt, mit ihm in der fröhlichen Unbekümmertheit, die sich in der Beschränkung überreich fühlt, in dem raschen Blick, der das Gleichartige überall erkennt und grüßt. Ueber die Weltbetrachtung des schottischen Pflügers hinaus wächst aber natürlich bei dem deutschen Lyriker an der Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts eine mannigfaltige Reflexion, im grimmigen Kampf mit tausend Teufelsfratzen und gespenstischen Larven des Tages geboren,

in die lebendige Anschauung, die derbe Daseinsfreude hinein. Sie verdichtet sich doch zumeist wieder zum unmittelbaren Gefühl ungebeugten Mutes und findet Ausdruck im echt poetischen Bild. Lienhard ist kein Symbolist, aber schöner und wuchtiger, anschaulicher und ergreifender könnte kein symbolistischer Poet das Grauen vor der Tücke der Welt und die todesmutige Entschlossenheit, es mit ihr aufzunehmen, verkörpern, als unser Dichter es in „Siegfrieds Einfahrt in die Drachenhöhle" thut. Nicht überall gelingt es ihm so siegreich, die Reflexion und eine leise Neigung zur rednerischen Breite zu überwinden, doch kommt ihm, wo die Bildkraft einmal versagt, auch der Humor zu Hilfe, so, wenn er im „Brief an den Teufel", in kleinen Bildern wie „Zigeuner" und „Begegnung" sich wider den Druck des Großstadtalltagslebens wehrt. Auch in den „Burenliedern", die heute als ein tapferes, doch schmerzliches Zeugnis von Hoffnungen erscheinen, die nun gescheitert sind, tritt der Humor zuletzt entscheidend ein, das frische südafrikanische Idyll „Jung Hendriks Brautfahrt" nimmt sich wie eine dichterische Prophetie aus, daß niederdeutsche Zähigkeit und wortlose Bravheit leben und gedeihen werden, „trotz alledem und alledem". Ein politischer Dichter im engeren Wortsinn ist Lienhard nicht, aber in jedem Tropfen seines Blutes wirkt ein Atom, das ihn seine deutsche Abstammung voll Stolz und Glück empfinden läßt, durch die Mehrzahl der Gedichte geht ein Gefühl, das sich nicht bloß mit Erinnerung und süßer Gewöhnung, sondern mit Kraft des Willens und zuversichtlicher Hoffnung an deutsche Vergangenheit und deutsches Wesen anschließt. („Ich hab ein Volk, wenns mich auch wenig achtet!") und in diesem Gefühl so sicher gesundet, wie in Flur und Strauch. — Natürlich wirkt dies Gefühl am stärksten, wo es wieder ganz elementar wird, der Dichter in ihm aufgelöst erscheint:

Waldhornschall
Hör ich da hinten im Wasgenwalde! —
O sieh, der Fingerhut
Leuchtet von sonniger Halde!
Eidechsen huschen übern Stein,
Ueppig duftet der Thymian-Rain,
Hummeln hangen am heißen Klee — —
O Wald, mein Wald,
Nach deinen Wonnen ist mir weh!

Aber daß neben dieser elementaren Lyrik das Bewußtsein, der entschlossene Wille, mit seinem Volke eins zu bleiben, nicht nur ein Lichtfroher, sondern auch ein Lichtspender zu sein, diesen Dichter beseelt, das mischt seinem poetischen Blut Eisen hinzu, erhebt ihn vom Lied zur Hymne und verleiht ihm eine Zuversicht, in der herbe Frische, aber keine grüne Unreife ist. In diesem Sinne ist es beinahe unerlaubt, aus der Fülle seiner poetischen Lebensäußerungen solche herauszuheben, denen ein immerhin subjektives Urteil den Vorzug giebt. Als Gedichte, in denen das Gefühl des Dichters den vollendetsten Ausdruck gewinnt, Bild und Ton sich vollkommen decken, erscheinen mir außer den schon genannten: „Seelenwanderung", das Idyll „Hochlandsdorf" und sein köstlicher Nachhall („Nicht wahr, mein Lieb, wir wollen rein und gut, auch ohne Glück durch unser Leben gehn!"), „Gänseliesel", „Die Schmiede", „Walter und Hildegunde", „Düstrer Gang", „Im ewgen Lichtreich", „Abendrot", „Abendgebet", „Da draußen", „Bleibt draußen" (eins der Gedichte, die am schlagendsten erweisen, daß Lienhard zur Vetternschaft von Robert Burns zählt), „Glaube", die wunderbaren Vierzeilen „Rückkehr in die Stadt":

Wie groß das Abendrot die Stadt umschlingt! . . .
Das ist die Art, wie man die Welt bezwingt:
So groß und klar und voller Friede blüht,
Hoch über aller Welt ein rein Gemüt!

„Der Zug nach Norden", „Odysseus", „Sylt", „Väter", „Burns Geburtshaus", „Schottische Heidenacht", „Waidwund", „Am Waldquell", „Stiller Regen", „Vom Stillesein", „Letzte Fahrt", „Heilige Sendung", „Licht und Schatten", „Weltuntergang". Ein anderer mag leicht eine andere Liste entwerfen, doch bin ich gewiß, daß die genannten Gedichte alle die Strahlen ein-

schließen, deren Zusammenfluß die selbständige und tiefeigentümliche Lichtwirkung von Lienhards Gedichten hervorruft. Der Gesamteindruck ist der, daß hier unendlich mehr sei als ein Sänger und Spielmann, daß, neben dem lyrischen Sammlungsdrang, der Sonne und Welt in einem Tautropfen und alles Licht in einem Bilde zu spiegeln strebt, eine weltfrohe Phantasie und ein kräftiger Gestaltungsdrang sich regen, daß diese Gedichte, so nahe sie uns an den Dichter fesseln, doch weit über sich hinausweisen. Die Teilnahme und der Dank aller, die auf neue Jugend, neues Frührot in unserer Dichtung hoffen, wird Lienhard nicht fehlen.

Dresden. Adolf Stern.

Ludwig Schemann, Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Stuttgart, Frommanns Verlag. 1902. 8°. 86 S. Preis 1,50 M.

Prof. Ludwig Schemann, der Schöpfer der deutschen Gobineau-Ausgabe, gehört zu denen, die aus Bayreuther Eindrücken ihren Lebensgehalt und Lebensberuf empfingen. Wenn solche Männer, an deren Spitze Hans von Wolzogen steht, ihre Erlebnisse mit Richard Wagner schildern, so verdienen sie aufmerksam gehört zu werden. Nicht selbstgefällige Eitelkeit, überhaupt kein äußerer Anlaß, sondern inneres Bedürfnis treibt sie an, sich denen mitzuteilen, die um ein ernstliches Verständnis einer großen Persönlichkeit bemüht sind. Wir Jüngeren schulden solchen Bekenntnissen besonderen Dank, da sie einigen Ersatz bieten für das, was uns versagt blieb, für eigene Eindrücke aus persönlichem Verkehr mit dem Großen. Auch wenn keine neuen Thatsachen dadurch bekannt werden, so finden wir doch immer neue Belege und Zeugnisse und bereichern und vertiefen unser Wissen.

Schemanns Erinnerungen, die nur Wichtiges und Wesentliches enthalten, erschienen zuerst in der Täglichen Rundschau im November-Dezember 1901. Dazu bemerkte der Herausgeber: „Ein ideeller Beweis für die Wahrhaftigkeit dieser Aufzeichnungen ist die Thatsache, daß sich Prof. Schemanns Umrißbild R. Wagners, wie es sich im besonderen in seiner letzten Lebensspanne von 1876—1883 seinen nächsten Freunden einprägte, aufs genaueste deckt mit dem, was alle dem Parsifalschöpfer wirklich Nahestehenden zu erzählen wissen; sachlich steht der Verfasser für sein Thatsachenmaterial selbst ein, da alle wörtlich mitgeteilten Aussprüche entweder sofort oder kurze Zeit nach ihrer Entstehung niedergeschrieben wurden, während überall die indirekte Rede angewandt wird, wo der Wortlaut auch nur einigermaßen zweifelhaft erschien."

Die schlichten Mitteilungen, die der Verfasser wie ein Vermächtnis uns darbringt, sind also durchaus wahr und zuverlässig.

Jetzt liegen sie in einem Heftchen vor, das auch noch eine schöne Gedächtnisrede auf Wagner, gesprochen zu Kassel am 16. März 1883, beifügt. In einem ernsten Augenblick seines Lebens, wo er dem Tod ins Auge sah, hat der Verfasser diese Erinnerungen niedergeschrieben wie einen Dank für all jenes unvergleichlich große Erleben, das Richard Wagner in Bayreuth für ihn bedeutete. So waltet eine eigene Stimmung über dem Ganzen. Schemann giebt „in drei Abschnitten erstlich den äußeren Rahmen und die Fakta des Begegnens, nebst Persönlichem; zweitens die Hauptgespräche über Themata des Geistes nach dem Materiellen ihres Inhaltes geordnet; drittens den Versuch einer Charakteristik von Wagners menschlicher Persönlichkeit, wie solche in dem Gedankenbilde meiner Erinnerungen fortlebt." Der mittlere Teil ist also mehr objektiv thatsächlich, die beiden anderen subjektiv. Sehr lebendig schildert Schemann, wie er schon in den Knabenjahren mit Wagners Werken bekannt wurde, wie er Wagner zuerst 1873 in Berlin sah, was er 1876 beim Festspiel erlebte und endlich die persönliche Bekanntschaft mit Wagner seit September 1877. Neun Besuche in Bayreuth bilden den äußeren Rahmen dieser Seelenerlebnisse, die mit der Vorlesung des Parsifal durch Wagner am 16. September 1877 anheben und mit der letzten Fahrt zum Begräbnis 1883 enden. Natürlich erfaßt und deutet Schemann seinen Meister nicht einseitig musikalisch oder litterarisch, vielmehr in seiner Gesamtstellung zu Kunst und Kultur, also genau so, wie Wagner wirklich war.

Die verschiedensten Zeugen schildern übereinstimmend die großen Eindrücke, die sie aus den Gesprächen mit Richard Wagner gewannen. So schreibt z. B. der Litteraturhistoriker Michael Bernays in einem Briefe aus dem Jahre 1877:

„Ueber den Tag, der diesmal meinen Bayreuther Aufenthalt abschloß, ließe sich noch viel berichten. Es ward nichts Besonderes vorgenommen; aber das Gespräch enthielt genug des Besonderen und Erlesenen. Wagner war fast noch sprudelnder und ergiebiger als an den vorhergehenden Tagen. Bei Tisch entwickelte er seine Auffassung der A-dur-Sinfonie; man kann sagen, er dirigierte sie; man empfand die Richtigkeit der Tempi. Sehr lebhaft sprach er sein Verlangen aus, die Mozartschen Sinfonien und Ouvertüren als Dirigent nach seinem Sinne zu beleben; er hofft, die sich bildende Schule werde im kommenden Jahre ihm Mittel und Kräfte dazu gewähren. — Abends erhielt sich das fast fünfstündige Gespräch immer in gleicher Fruchtbarkeit und Lebendigkeit. Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften und der zweite Faust (die beiden letztgenannten Werke sind ihm das erhabenste Zeugnis für Goethes Thun und Wollen in der späteren Lebenszeit), Thekla im Wallenstein, Shakespeares Stellung gegenüber der Eigenart des englischen Volkes — es ist nicht möglich, alles, was leicht gestreift oder tiefer erörtert ward, ins Gedächtnis zurückzurufen, geschweige von der Physiognomie solcher allumfassenden Gespräche eine Vorstellung mitzuteilen. Alles, was Wagner im lebendigen Wort ergreift, wird ihm zum Anlaß, sein eigenes Wesen mit beispielloser Unbefangenheit zu enthüllen. Er richtet seinen Blick oft nur auf eine Seite des Gegenstandes, auf diejenige, durch welche derselbe zu ihm in irgend eine Beziehung tritt; aber dieser Blick ist von solcher Schärfe, daß er von dieser einen Seite aus in das Innere des Gegenstandes dringt, ihn durchdringt und so — ein gewagtes Bild — auf der anderen Seite wieder herauskommt. Wie Wagners Schriften, so auch sein Gespräch, selbst seine vermessensten Extravaganzen rühren an das Wahre. Bei aller Ausgelassenheit geht ein großer, unerbittlicher Ernst als Grundzug durch sein Wesen, was er an anderen schätzt, ist vornehmlich der Ernst, mit welchem diese ihre Lebensaufgabe erfassen."

Da nun von diesen Gesprächen bisher leider noch kein Eckermann ausführlich berichtete, so begrüßen wir dankbar jeden kleinen Beitrag zu ihrer Kenntnis. Im Gespräch und in den Proben gab sich Wagner rückhaltlos mit der ganzen sieghaften Gewalt seiner Persönlichkeit. Seine Schriften und Werke, insbesondere auch deren Darstellung, könnten durch möglichst viele und reichhaltige Mitteilungen darüber sehr wesentlich ergänzt und richtig beleuchtet werden. Jeder kleine Beitrag, wenn er nur echt und glaubwürdig bezeugt ist, erscheint daher hochwillkommen. Aber man muß solche Erinnerungen selber lesen, erzählen läßt sich schwer davon. Ich verweise hier auf die Gespräche über Nietzsche (S. 40/41), worin ein äußerer Anlaß zu dem durch die Erkrankung Nietzsches ja schon vorbereiteten Zerwürfnis mitgeteilt wird. Es stimmt dies durchaus zu der durch Nietzsche selbst bezeugten krankhaft lächerlichen Einbildung über seine eigenen Komponistenfähigkeiten. Wagners Ausspruch über Goethe und Schiller S. 41/42 beweist die tief innere Verwandtschaft, die zwischen Schillers und Wagners energischem, zielsicheren Wollen und Wirken, teilweise im Gegensatz zum sorglos stillen, natürlichen Wachsen Goethes, besteht. Im übrigen kommen Fragen über Wissenschaft und Politik, auch über Musiker zur Sprache. Gobineau, dem Schemann hernach seine Schaffenskraft ungeteilt und mit voller Selbstaufopferung weihte, taucht vor uns auf. In Wagners großer künstlerischer Persönlichkeit und seinem hohen überpersönlichen Ziel findet Schemann endlich den allein richtigen und möglichen Maßstab, vor dem jede einseitig befangene Kritik, die an mißverstandenen oder unwesentlichen Einzelheiten mäkelt, hinfällig wird.

Schemanns Erinnerungen sind eine dankenswerte Ergänzung zu denen Hans von Wolzogens (Reclam Nr. 2831), wenn auch nicht so reich, so doch aus derselben Gesinnung und mit demselben feinen Schicklichkeitsgefühl verfaßt.

Rostock. Wolfgang Golther.

Dr. H. Leser, Das Wahrheitsproblem unter kulturphilosophischem Gesichtspunkt. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1901. 90 S. Preis 2 M.

Der Verfasser dieses Buches, das in vielen Punkten den Gedanken Rud. Euckens nahe steht, der deshalb auch sehr häufig herangezogen wird, will keine metaphysische Erklärung des Wahrheitsproblems geben, wenngleich er diese für berechtigt, ja gefordert hält; er will nur ganz prinzipiell und allgemein erörtern, wohin wir uns zur tieferen Lösung des Wahrheitsproblems

zu wenden haben. Der Frage: warum behandelst du diese Probleme überhaupt unter solchen speziellsten Gesichtspunkten, wo andere Kräfte schon genauere Ausführungen der Prinzipien gegeben haben, antwortet er, daß die hier in Betracht kommenden Leistungen einerseits noch zu wenig durchgedrungen sind, und daß es andrerseits gut ist, wenn die Prinzipien immer wieder in den Vordergrund gerückt werden, damit man sich ihrer fundamentalen Bedeutung immer besser bewußt werde. Daß dieser Standpunkt richtig ist, ist auch uns keine Frage. Bei der heutigen Verworrenheit und bei dem unklaren Suchen nach einer zusammenhängenden Grundüberzeugung sind prinzipielle Erörterungen doppelt nötig. Wenn metaphysische Fragen von Leser in diesem Buche auch nicht behandelt werden, so stellt er doch die Grundthese hin: entweder ist der Geist ein Produkt des naturalistischen Seins oder dieses ist als ein peripherisches Moment in den Geist zurückzunehmen; „letztere Konzeption ist allein haltbar." — Wir können leider an dieser Stelle nicht näher auf das Lesersche Buch eingehen, wir müssen aber aussprechen, daß diese scharfsinnigen Untersuchungen eines geistvollen jungen Philosophen weitester Beachtung wert sind.

Fermersleben. Otto Siebert.

Aus Krim und Kaukasus. Reiseskizzen von **Wilhelm von Massow.** Leipzig, 1902. Georg Wiegand. Preis 3,60 M., geb. 4,80 M.

Unter der Flagge „Aus Krim und Kaukasus" segeln Reiseskizzen in die Welt, die uns nahegerückte asiatische Objekte behandeln; denn die Krim ist eine Tochter Asiens, welche zu ihrer eigenen Verwunderung erst seit dem Ringen um Sewastopol sich mehr und mehr europäisch fühlt. Von dieser lieblichen Halbinsel, dem festen russischen Bollwerk im Süden, aus erreicht von Massow zu Schiffe den kaukasischen Isthmus, welchen er durchquert, um das Endziel der Reise, die grusinische Heerstraße zu erreichen. In zwölf wohlgegliederten Abschnitten: Unterwegs nach Sewastopol — An der russischen Riviera — Aus dem Osten der Krim — Baghtschi-Saron — Sewastopol — Kutais und Kloster Gelati — Durch die Radtscha. — Ueber dem Monnissonpaß — In den ossetischen Bergen — Alagir — Sommertage in Tiflis — Auf der grusinischen Heerstraße — entwirft der Verfasser ein getreues, im Südosten Europas sich ausbreitendes Spiegelbild. Ueber dem Unter- und Hintergrund der Natur heben sich des Orients festumgrenzte Sitten und Gebräuche ab. Neben diesem, dem ethnographischen, kommen geographische, historische u. s. w. Momente zur Geltung. Dem Was, welches uns hier geboten wird, entspricht das Wie in der Schärfe der Beobachtung, der Wärme der Empfindung, der Klarheit und Lebendigkeit in der Darstellung. Man muß freilich — denn nirgends ist ein Strich zu viel — verstehen, zwischen den Zeilen zu lesen, um mit dem geistigen Ohre Ungesprochenes zu vernehmen. Sinnend legt man die anregende, mit Abbildungen durchsetzte und von einer Karte begleitete Schrift aus der Hand. O. W.

Der Zauber des Königs Argus. Eine heitere Geschichte von **Wilhelm Bölsche.** Zweite, durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. IX, 281 S. Preis in Leinwand geb. 4,50 M.

„. . . Majestätisch rauchte das Fabelroß, der Bierpegasus, mit seinem Reiter hinaus in die blaue unabsehbare Ferne . ."

In die blaue Ferne römischer und germanischer Vergangenheit nämlich. Wir haben dadurch die Geschichte einer ausgedehnten, abenteuerlichen Bierreise gewonnen. Der „Königstrank der Chatten" hat wenig Sänger gefunden bislang, aber der eine wiegt schon ein Dutzend anderer auf. Wer trinkfest und trinkfröhlich ist und dies Buch kennt, bringt Ihnen einen Halben, Herr Wilhelm Bölsche, Reiter des Bierpegasus! Es wäre ein Stierhorn voll wert, aber das vertragen wir nicht mehr. —

Fuscus und Faustinus, zwei begüterte Römer und große Zecher, bekommen auf ihrem Landsitz zu Tibur im Sabinerlande durch einen weitgereisten Handelsherrn einen Krug voll eines seltsamen, fremden Getränkes gestiftet. Das mundet den beiden Epikuräern und schmeckt nach „mehr". — Es ist aber nur im wilden Germanien zu haben und selbst dort ist es selten und kostbar. — Aber die Auslese von Tibur ist schon in die Römerschädel gestiegen und Faustinus wirft das Zeichen seiner Ritterschaft, den Goldring auf den Tisch und wettet mit

Severus, dem Kaufmann, daß er zwölf Krüge von diesem merkwürdig gut schmeckenden Stoff höchstselbst herbeischaffen will. Entsetzen ringsum! „Gepfählt, gespießt, mit dem Kopf nach unten eingegraben," — das war nämlich der liebenswürdige Empfang, der nur allzu oft einzelnen Römern jenseits der Militärgrenze bereitet wurde. Trotzdem! Alle Vorstellungen sind vergebens und schließlich fühlt sich der reiche Weingutsbesitzer Fuscus an der Freundestreue gepackt und begleitet als Mentor seinen Intimus. — — —

Was die beiden mit ihrem Gefolge auf dieser Reise alles erleben, ist in einem so knappen Rahmen unmöglich auch nur zu skizzieren.

Es ist eine Scherzgeschichte, ein Bierulk, aber wie fein, wie lebendig und voll in Fleisch und Farbe! Bölsche stellt unsere Altvorderen auf keinen Kothurn, weder in dem, was er sie thun läßt, noch im Tenor der Darstellung. In seinem Buche sind sie das, was sie wirklich waren: ein Volk, nur in der Entwickelungsfähigkeit, nicht aber im Erreichten höher stehend. Aber des Königs Arko, mit seinem mysteriösen Mischkrug, den er nach der von Faustinus erhaltenen Standpauke in das Turmgemach seines Gefangenen stellen läßt, — auch dieses Königs brauchen wir uns nicht zu schämen.

Alles in allem: Der Zauber des Königs Argus ist ein humorvolles prächtiges Buch. Wollen wir denn ewig auf den Schultern der Romanen, der Weinvölker, stehen bleiben? Wollen wir wirklich nur d e n anerkennen, der von der „himmlischen Rebe" singt? Hier ist eine Bier-, eine Hopfendichtung! Unsere Steinkrüge werden uns bei der Lektüre noch einmal so gut munden und am Schlusse werden wir sagen: ich ging aus, um einen Bierulk zu suchen und habe Poesie und Schönheit gefunden! Busse-Palma.

Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft von **Heinrich Schurtz.** Mit einer Verbreitungskarte. Berlin, Georg Reimer. 1902. IX. 458 S. 8°. Preis 8 M.

Ein schwer zu rubrizierendes Buch Ich glaube, mich keiner Lästerung schuldig zu machen, wenn ich der Vermutung Raum gebe, daß es selbst unter den Lesern unserer Zeitschrift wenige geben dürfte, die ohne den Untertitel erraten könnten: hier handelt es sich um Forschungen auf dem Gebiete der vergleichenden Völkerkunde und Gesellschaftswissenschaft. Aber auch der Kenner wird nicht sofort die unverhältnismäßig große Tragweite der Ergebnisse dieses Buches ahnen.

Neben Untersuchungen verwandter Art, wie sie namentlich in seiner im Dezember 1900 vollendeten „Urgeschichte der Kultur" niedergelegt sind, beschäftigte unsern Verfasser seit einigen Jahren die Prüfung der Eigentümlichkeiten und der Verbreitung des Junggesellen- oder Männerhauses in seinen verschiedenen Erscheinungsformen. Ohne dabei auf eine Umgestaltung der bisherigen Ansichten über die Entstehung der Gesellschaft einzugehen, kam Schurtz, tiefer und tiefer grabend, doch nach und nach zu so überraschenden Schlüssen, daß sich eine grundstürzende Neuordnung unserer damit zusammenhängenden Begriffe gewissermaßen von selber ergab. Nach ihm ist das Männerhaus überall nur der greifbare Ausdruck einer besonderen Art der Männergesellschaft, zu der es das vermutete weibliche Gegenstück merkwürdigerweise kaum oder gar nicht giebt. Dieser zunächst auffällige Gegensatz entpuppte sich schließlich als eine der Grundkräfte, die beim Aufbau der sozialen Gruppen wirksam gewesen sind. Während das Weib, vorherrschend von der Geschlechtsliebe und den daraus hervorgehenden Familiengefühlen beeinflußt, alle die Gesellschaftsformen verkörpern wird, die dem Bunde zweier Personen verschiedenen Geschlechts zu entspringen pflegen, muß der Mann, einem ihn mit seinesgleichen vereinigenden Geselligkeitstriebe nachgebend, zum Keim aller Arten rein geselligen Zusammenschlusses und der höheren sozialen Verbände werden. Daher die bei vielen Naturvölkern beobachtete Scheidung zwischen den die Männer gemeinsam beherbergenden Männerhäusern und den Familienhäusern der Frauen.

Bei genauerem Zusehen erkannte Schurtz bald den Wert, den die Klarstellung der ursprünglichen Männerverbände für die Erkenntnis der Entwickelung der Gesellschaft haben mußte. Dadurch erst ist es möglich geworden, die Altersklassen (den ersten Versuch einer bewußt durchgeführten Sonderung nach Lebensstufen), die Knabenweihen, die klubartigen Vereinigungen, die

Geheimbünde und andere damit zusammenhängende soziale Formen und Bräuche in das richtige Licht zu setzen. Ohne daß dem Verfasser von vornherein die Absicht vorgeschwebt hätte, den zahlreichen, von einander stark abweichenden und sich gegenseitig grimmig befehdenden Lehrmeinungen über die Urformen der Gesellschaft eine weitere graue Theorie hinzuzugesellen, hat er das bedeutend höhere Ziel erreicht, dem Leben, der Wirklichkeit die wesenbildenden Ursachen und Vorgänge abzulauschen. Konstruktoren und Systematiker wie Lewis Henry Morgan u. a., deren bestehenden Aufstellungen selbst ein Karl Lamprecht (im 1. Bande seiner „Deutschen Geschichte") seinen Tribut gezollt hat, sind nunmehr, hoffentlich für immer, überwunden; die Lehre von der Geschlechtsgenossen- und Weibergemeinschaft der Urzeit ist tot. Die Ehe ist kein posterius, dem die Promiskuität, in gewissen Spuren noch leiblich erkennbar, als prius vorausgegangen sei: nein, die durch Zeugnisse, deren Verwendbarkeit von Schurtz schlechterdings nicht bestritten wird, für frühe Zeiten belegte freie Liebe der mannbaren, aber unverheirateten Jugend ist nur eine Parallel-, eine Begleiterscheinung des gleichzeitig mit, neben jener von allem Ursprung an vorhandenen ehelichen Bundes.

Wir sehen daraus, wie notwendig und wie segensreich es gewesen ist, daß sich geschulte Ethnologen mit Fragen abgeben, deren Lösung auf gewisse Bezirke benachbarter Fächer, besonders der Geschichtswissenschaft und der Soziologie, von einschneidender Wirkung sein muß. Schurtzens Buch wird, das liegt in der Natur der Sache, trotz der Flüssigkeit seiner Darstellung, die auch dem Laien ohne weiteres verständlich ist, nur langsam seinen Weg gehen; seine auch das Gebiet der Sittenlehre beeinflussenden Ergebnisse werden nicht sofort Gemeingut der Gesamtwissenschaft werden. Aber endlich wirds doch tagen. Zu dieser sicher nicht ausbleibenden allgemeinen Anerkennung des geistvollsten aller Ratzelianer zu einem bescheidenen Teile dadurch mit beigetragen zu haben, daß ich ihm im Rahmen meiner „Weltgeschichte" in den von Berufenen und Ueberufenen überängstlich bewachten Kreis der zünftigen Geschichtsschreiber habe einführen dürfen, betrachte ich angesichts der heute vorliegenden Leistung doppelt als Gunst eines gütigen Geschicks.

Leipzig. Helmolt.

Ein Kriegsgedenkbuch aus dem Kladderadatsch in Ernst und Humor aus den Jahren 1870 bis 1871 von **Johannes Trojan** und **Julius Lohmeyer.** 2. Auflage. Breslau, bei C. T. Wiskott.

Als vor sieben Jahren die Erinnerungen an die große Zeit von 1870 durch die Gedenkfeiern neu geweckt wurden, hat uns mancher Mitkämpfer durch prächtige, lebensvolle Erzählungen erfreut, die uns die Ereignisse wiederum miterleben ließen. Fast noch wertvoller aber, als diese Gaben aus dem Schatze der Erinnerungen, erscheint die Wiedervorführung der Stimmungsbilder, die unter dem frischen Eindruck der Ereignisse damals entstanden sind. Jeder, der sich der Kriegszeit noch zu erinnern vermag, weiß, wie prächtig damals der Kladderadatsch sich in Ernst und Humor zum Dolmetscher der die gewaltigen Ereignisse begleitenden Volksstimmung gemacht hat. Die Kriegsnummern des Kladderadatsch sind eine wahre Fundgrube gesunden, volkstümlichen, den Ernst des großen weltgeschichtlichen Dramas verklärenden Humors und flammender, erhebender Begeisterung. Manche dieser Gedichte prägten sich unauslöschlich ein; ich erinnere mich, früher schon oft bedauert zu haben, daß ich ihre Verfasser nicht wußte und auf die Gelegenheit sinnen mußte, den selten werdenden und unhandlichen alten Band des Kladderadatsch einmal wieder in die Hand zu bekommen, um ein Wiedersehen mit diesen alten Liedern zu feiern. Auch das Erscheinen der Neuauflage der „Kriegsnummern des Kladderadatsch" konnte diese etwas intimer gearteten Wünsche nicht ganz erfüllen. Nun haben aber die Dichter der prächtigsten Stücke dieser Sammlung mit vollem Recht ihr Licht nicht länger unter den Scheffel gestellt. Johannes Trojan und Julius Lohmeyer haben einträchtig, wie sie damals am Kladderadatsch zusammengewirkt haben, ihre Gedichte aus jener Zeit zusammen herausgegeben, so daß uns das Bild der Kriegszeit und ihre Stimmung lebendig wieder emporsteigt. Lohmeyer verdanken wir vor allem die prächtigen Lieder, die der endlichen Vereinigung von Nord und Süd begeisterten Ausdruck verleihen, so die Perle des ernsten Teiles dieser Sammlung: „Unsere Mainbrücke" oder „Die Brüder". Des sinnigen Johannes Trojans Stärke andererseits liegt vor allem in dem behaglichen Humor, mag er den „Gefreiten Müller" seine Freuden und Leiden im Kriegsleben

in „Feld- und Zündnadel-Reimen" schildern lassen, oder mag er die Erbswurst würdig besingen, oder die „Bitte aus dem Feldlager" überbringen, oder endlich im epischen Versmaß von dem harmlosen „Krieg in der Ostsee" erzählen mit dem köstlichen Hexameter des scheltenden Meergreises: „Kinder, wie könnt ihr so sein? Ich weiß nicht, wie man so sein kann!" Aber auch er hat uns köstliche Stücke voll ergreifenden Ernstes gebracht, wie: „Der arme Mann", Deutschlands Kindern zum Weihnachtsfest", ebenso wie Lohmeyer Gaben drolligsten Soldaten-Humors, wie die damals so populär gewordenen: „Patronenhülsen eines gefühlvollen Landwehrmannes", Wilhelm Schulze beim „Abzug seiner Jungen" und bei ihrer „Heimkehr". Die Freunde der Deutschen Monatsschrift und besonders diejenigen, die die große Zeit miterlebten, werden die Gabe der beiden Dichter gewiß mit Dank und Freude entgegennehmen.

Wilhelm von Massow.

1. **Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von **Eduard von der Hellen.** Erster Band (1764—1779). Stuttgart, 1901. J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf. Geh. 1 M.
2. **Goethe-Briefe.** Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von **Philipp Stein.** Bd. I: **Der junge Goethe.** 1764—1775. XVI, 304 S. Geh. 3 M. Berlin, 1902. Otto Elsner.

Man beginnt das Gold aus dem Schachte der Goethe-Philologie zu sammeln und auszumünzen, das Lebendige dem Leben zuzuführen. Gestützt auf die große Weimarer Ausgabe von Goethes Briefen (4. Abt. der sog. Sophienausgabe, die auf 45 Bände zu einem Preise von etwa 250 M. berechnet ist), beginnen hier zwei Auswahlen zu erscheinen, die Cottasche auf 6 Bände zu je 1 M., die Elsnersche auf 8 Bände zu je 3, geb. 4 M. berechnet. Uebereinstimmend wollen beide Unternehmungen das Leben und die Entwickelung des „Jungen Goethe" nach seinen Briefen darstellen; beide haben die Rechtschreibung und Interpunktion der ursprünglichen Briefe oder Abschriften festgehalten; ein Adressatenverzeichnis, die notwendigen geschichtlichen, persönlichen und litterarischen Anmerkungen („Fußnoten") enthalten ebenfalls beide Ausgaben, Philipp Stein fügt der seinigen noch fortlaufende, verbindende Erklärungen hinzu. Während dieser aber die Epoche des „jungen Goethe" mit der Uebersiedlung nach Weimar und einem Brief vom 2. November 1775 beschließt, setzt E. v. d. Hellen diesen Lebensabschnitt erst ans Ende des Jahres 1779, die Zeit der Reise nach der Schweiz. Stein hat 162 Briefe seines „jungen Goethe" ausgewählt, v. d. Hellen bis zum gleichen Datum 168, im ganzen aber 267. Das Charakteristische, Schöne und Bedeutende wollten natürlich beide Herausgeber auswählen, um die leuchtende Jünglingsgestalt Goethes lebendig hervortreten zu lassen. Stein legt besonderen Wert auf die Briefe, die für die Leipziger, Straßburger und Wetzlarer Liebesbeziehungen wichtig sind; deshalb bringt er manche interessante Briefe an Behrisch, Käthchen Schönkopf, Lotte und Kestner, die wir bei v. d. Hellen ungern vermissen. Dieser hingegen bringt solche an Frl. v. Klettenberg, den Kandidaten Limprecht, den Wormser Trapp u. a., die für die Hinwendung des jungen Goethe zum Christentum bezeichnend sind. Die Derbheiten, die Goethe namentlich in die Briefe aus der Götz-Zeit einfließen läßt, hat v. d. Hellen weggelassen, um ein Familienbuch zu schaffen. Natürlich zeichnet sich die Steinsche Ausgabe bei ihrem höheren Preis durch bessere Ausstattung aus; sie enthält auch eine Wiedergabe des ältesten Bildnisses des jungen Goethe und der Handschrift seines ersten Briefes (vom 23. Mai 1764 an Herrn von Buri). Der Cottasche Band ist wie alle Erscheinungen der „Bibliothek der Weltlitteratur" gebunden.

Worms. Karl Berger.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Christentum und Darwinismus

in ihrer Versöhnung.

Von Dr. phil. Hermann Franke

X. 120 Seiten. — Vornehm ausgestattet: geheftet Mk. 2.— & gebunden Mk. 3.—.

„Dieses Werk will allen denen dienen, die in unseren Tagen um eine **einheitliche, Geist und Herz, Wissens- und Glaubensbedürfnis gleichmäßig befriedigende Weltanschauung** ringen und ihnen bescheidentlich Führerdienste thun."

Aus den Papieren eines modernen Theologen.

Stimmungsbilder von Franz Breda.

Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

Auf der Stellenjagd. — Angstpredigten. Meine Pfarrerin. — Meine jungen Alten. — Im Blumenthal. — Richtet nicht. — Verfolgt um der Wahrheit willen. — Benjamin. — Freund Hein. — Idealistenträume. — Mein Aeltester. — Es will Abend werden. —

„Es sind frische, lebendige Bilder, die an unserem Auge vorüberziehen und uns einen Einblick gewähren in die inneren und äußeren Erlebnisse des Verfassers, der sich vom Kandidaten, in dessen Seele sich Geistliches und Weltliches noch hart stößt, zum ausgereiften Manne mit einer harmonischen, christlichen Welt- und Lebensauffassung emporentwickelt und, was besonders sympathisch berührt, sich etwas von dem bewahrt hat, was man die ewige Jugend zu nennen pflegt. Mag sich auch im einzelnen hier und da Widerspruch erheben, **wer Gemüt hat und wem sein inwendiger Mensch noch nicht zu ein paar dogmatischen Formeln zusammengeschrumpft ist, wird das Büchlein** aus dem leichter Scherz lacht und doch auch tiefer Lebensernst ohne Mache predigt, **nicht ohne Dank gegen den Verfasser aus der Hand legen.** Die Stimmungsbilder haben nicht nur ein theologisch-pfarramtliches, sondern ein allgemein menschliches Interesse und so seien sie denn weiteren Kreisen empfohlen."

Zauber der Ehe.

Von Richard Hamel.

. . . . . **4. umgestaltete Auflage von „Ein Wonnejahr".** . . . . .

Elegant ausgestattet • Geheftet Mk. 3.— • Gebunden Mk. 4.—.

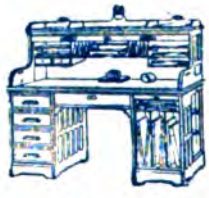
„**Das Buch enthält viel, sehr viel und — nur Gutes, das sicherlich auch dem ernsten Manne zusagt.** Die Prosastücke sind bald tiefergehende Betrachtungen, bald sinnige Gedankenspiele, bald hingehauchte Bilder in der Form der Jean Paulschen Streckverse; die poetischen Stücke sind **bald Lieder im Volkston**, einfach und lieb, **bald höherwogende Lyrik in Hymnen- und Dithyrambenform, bald balladenartig und bald wieder in der knappen Form des Sinnspruches** sich gebend, alles entsprechend den behandelten Gedanken. Auch die Gedichte sind oft tiefsinnigen, lehrhaften Inhalts. **Diese große Mannigfaltigkeit** empfiehlt das Buch ganz besonders. Hintereinander fort, wie einen Roman, wird man es nicht lesen und kann man es auch nicht lesen. Es will langsam, mit Unterbrechungen gelesen sein, um genossen zu werden. Dann ist es aber auch ein Genuß!"

Superintendent **Trümpelmann** im „Deutschen Wochenblatt".

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35.

Deutsche
Schreibtische

100 Sorten
in jeder
Preislage
von 15 bis
500 Mk



eigenartig
zweckmässig
unübertroffen

Marke
Stolzenberg.

Fabrik
Stolzenberg

Berlin W. 8
Charlotten-
Strasse 23.

RITZEL

AUG 15 1902

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Auguftheftes. Heft 11.

Deutſche Monatsſchrift

für das geſamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Seite

Leitſpruch von Thomas Carlyle 641
Adolf Wilbrandt: Drinnen und Draußen. Erzählung (Schluß) 641
Ausſprüche von A. Sachſe 667
Fritz Lienhard: Emerſons Lebensauffaſſung 668
Citate aus neuen Büchern (Guſtav Frenſſen: „Jörn Uhl“) 683
M. Wilhelm Meyer: Das Rätſel der Becquerelſtrahlen 684
Julius Lohmeyer: Das Roggenkörnlein 699
Alberta von Freydorf: Joſephine Scheffel, die Mutter des Dichters 700
Reinhold Fuchs: Vor meinem Fenſter (Inſel Siddenſee) 712
Ernſt Francke: Nationaler und internationaler Arbeiterſchutz 713
Citate aus „Aphorismen zur Lebensweisheit“ von John Ruskin 727
O. Finſch: Wie ich Kaiſer Wilhelms-Land erwarb (Fortſetzung) 728
Hermann Mutheſius: Die Ausſtellung der Darmſtädter Künſtler-Kolonie 744
Citate aus Rudolf Euckens Schriften 748
Miles: Die zweijährige Dienſtzeit in Frankreich 749
Georg Lang: Sprüche aus „Land für Künſtlerhand“ 753
Theodor Schiemann: Monatsſchau über die auswärtige Politik 754
W. von Maſſow: Monatsſchau über innere deutſche Politik 762
Paul Dehn: Weltwirtſchaftliche Umſchau 769
Carl Buſſe: Litterariſche Monatsberichte. XI. 777
J. Reginus: Beifußkraut 786
Leopold Schmidt: Muſikaliſche Nachklänge 787
Bücherſchau von H. v. Blomberg, Otto March, K. Dove und Hans Schliepmann 796

Die „Deutſche Monatsſchrift“ erſcheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutſchen und öſterr.-ungar. Poſtgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpoſtvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutſchen und öſterr.-ungar. Poſtgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpoſtvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpoſtvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutſche Monatsſchrift“ iſt zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Poſtanſtalten (Poſtzeitungsliſte für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowſtr. 43. Proſpekte gratis.

Die Ehrfurcht ist das höchste Gefühl, dessen die menschliche Natur fähig, die Krone ihres ganzen moralischen Wesens und köstlich wie das feinste Gold, selbst in der schmucklosesten Form.

Thomas Carlyle.

Drinnen und Draußen.

Erzählung von

Adolf Wilbrandt.

(Schluß.)

Sechs Tage später saß Betty mit der Mutter in ihrem Wohnzimmer zu ebener Erde; es war Nachmittag. Das Wetter hatte sich geändert, den ganzen Morgen hatte der Regen gerauscht; jetzt zogen die Wolken trocken, aber trübgrau vorüber, eine feuchte Schwüle drückte. Betty saß am offenen Fenster, wieder mit Paul Kirners Geschichte der Musik; sie konnte aber auf Seite hundertsiebenundsechzig unten nicht um die Ecke kommen. Einen dreizeiligen Satz hatte sie wohl schon zehnmal gelesen, mit den Augen, ohne Verstand. Hundeleer! dachte sie immer wieder. Das Haus kam ihr so hundeleer vor. Gestern waren sie abgereist, die „Europäer" . . . Einen vierten Tag hatten sie zugegeben, auf allgemeines Verlangen, auch ihr eigenes; am Morgen des fünften fort, heidi. Nach all dem Lachen, Streiten, Singen, Jubilieren diese Todesstille . . .

„Kind, willst Du nicht im Garten lesen?" fragte Frau Mathilde, die in ihrem Wirtschaftsbuch rechnete.

„Mag nicht," sagte Betty kopfschüttelnd. „Zu naß!"

„Das nimmst Du ja sonst nicht so schwer. — Annamarie, glaub ich, sitzt da vorn am Wasser."

„Ach, laß nur, Mutti! — Später!"

„Später!" sagt man so gern, wenn man willenlos ist. Betty fühlte es: sie war merkwürdig willenlos; sie mochte sich nicht rühren. „Mit Mozarts glanzvoller, blendender Erscheinung endete, wie man wohl sagen kann" — — So weit las sie wieder. ‚Es ist beinah wie ein Traum!' dachte sie. Von den Bildern dieser Tage stieg bald dies, bald jenes auf — vom ersten, vom vierten, vom dritten Tag — zog wie im Guckkasten vorüber, war schon abgelöst. Wie Adele aus dem Sophokles griechisch deklamierte, die unheimlich gebildete; wie sie den holländischen „Wilhelmus" sang, mit ihrem rührenden Alt. Dann die große Wasserfahrt in der Segeljacht; Siegmund steuerte, bis er so viel Unsinn machte, daß der Heimo ihn absetzte. Dann streckte er sich auf dem Boden aus und maulte wie ein Kind; — der drolligste Mensch auf der Welt! Wie schön am

Abend der Patriarch seine Balladen, seine Schwänke vorlas; in „Holzschnittmanier", wie Siegmund sagte; das verstand sie nicht. Nein, sie verstand manches nicht, was der schrecklich geistreiche Siegmund sagte; — ihm stand aber alles gut! Auch sein verzücktes Horchen, den Kopf vorgebeugt, wenn Annamarie auf sein Verlangen sang; auch das; ja, auch das; nur ward ihr dabei schlecht zu Mut. „Eine junge Athenerin" hatte er die Annamarie am letzten Abend genannt . . . Er liebt sie! dachte Betty und zuckte. Er liebt sie! — — Liebt er sie wirklich? Ich weiß es nicht. Zu mir war er doch auch so lieb und gut. Als er am vorletzten Abend plötzlich mit mir zu tanzen anfing — wie hat er mich herumgeschwenkt! — — Dann sie auch. Sie auch. — Aber mich zuerst. — Ach, man weiß ja nichts! Das ist so niederträchtig eingerichtet . . . „Mit Mozarts glanzvoller, blendender Erscheinung" — — Wenn er doch einmal ein Stück Glas vor dem Herzen hätte — und ich dürft hineinsehen — nur ich. — Aber wie und wo? Heidi sind sie. Nach der Stadt mit den sieben Seen, auf die er sich schon freute; und dann in drei Tagen weiter, weiter. Und im Oktober nach Spanien. Diese elenden Spanier, die auf ihrem eigenen Grab sitzen, wie Heimo sagt. Ach, wie ist das Leben dumm!

„Mit Mozarts glanzvoller, blendender Erscheinung —"

Sie versuchte es noch einmal mit der Geschichte der Musik. Jetzt tauchte aber am Fenster etwas Anderes auf, etwas Besseres: der Verfasser dieser Geschichte, Heimos geliebtes Gesicht. Den Kalabreser schräg in die Stirn gesetzt, in den braunen Augen etwas Wehmut mit etwas Spitzbüberei gemischt — wenigstens erschiens ihr so — nickte er der aufschauenden Betty zu; ein Lächeln überflog ihn. Er legte die Arme auf das Fensterbrett. „So jung und schon so interessant?" sagte er.

„Ich? Wieso interessant?"

„Nu, so was Bläuliches unter den Augen; sogenannte Ringe."

„Ach, Heimo, Du phantasierst wohl. Ich bin mir keines Rings bewußt!"

„Nicht?"

„Aber Du. Du hast das wirklich!"

Paul nickte, etwas elegisch lächelnd: „Ja — und ich bin mirs auch bewußt. Wenn man vier, fünf Tage so stark gelebt hat, immer in die Nächte hinein — — und dann so ein Abschied. Wer weiß, auf wie lange. Hab jetzt schon Heimweh nach ihnen. Mir kommts hier so leer vor . . . Dir nicht auch?"

„Ein bißchen öde, o ja," erwiderte Betty; sie betrachtete dabei das Fensterbrett.

„Ich will mir etwas Bewegung machen, rudern; thut mir immer gut. Hab die eine Jölle ausschaufeln lassen. Mutter und Kind, guten Tag!"

Betty sprang auf. „Wart, ich begleit Dich durch den Garten; bis es hinuntergeht. Will mich auch bewegen!" Sie erschien in ein paar Sekunden

draußen, den Strohhut auf dem Kopf. Sie hängte sich in Paul Kirners Arm; „Thusnelda" war ebenso groß wie er, oder etwas größer. So schlenderten sie dem Wasser zu.

„Du, ist Theodor schon wieder da?" fragte sie.

Paul schüttelte den Kopf. „Auf dem Zettel stand ja: zwei Tage wahrscheinlich. Und er ist erst seit gestern Nachmittag fort."

„Du weißt auch noch nicht, wo er hin ist?"

„Wovon sollt' ich das wissen, Kind. Der Zettel hat sich seitdem nicht verändert. Und da stand nur: Aufklärung, wenn ich wiederkomme!"

„Ja, aber bist Du denn nicht neugierig, Heimo? Wenn jemand so plötzlich auf zwei Tage verschwindet; so geheimnisvoll . . . Ich fragte Mutti, die winkte einfach ab; die wollt sich auch gar nicht wundern; wie komisch. — Aber Du? Der Vater?"

Paul lächelte: „Was solls denn sein? Irgend ne Verabredung — ein Freund — was weiß ich. Aufklärung folgt ja!"

Betty schaute den Heimo forschend von der Seite an; sie schüttelte inwendig den Kopf. Ich glaub, dachte sie, wenn er sich dumm stellt, dann ist er immer besonders klug! — Ein Wort wollte sie doch noch sagen; „nein," warf sie hin, „wenn ich Vater wär — was meine Jungens treiben, müßt ich immer wissen!"

„Theodor ist ja Oberleutnant, und ein freier Mann."

„Ach ja," seufzte sie. „Die Männer! Die habens gut. Freiheit! — Wir sind Sklavinnen!"

Der Heimo lachte, einen Augenblick. „Ganz so schlimm, Du Geknechtete, ist es wohl nicht mehr. Ich glaub, deine Mutter kämpft um ihre Freiheit! — Ueberhaupt, Du bist wohl die Freieste im Haus. Jedenfalls freier als Annamarie, mein Hausdrache, mit all ihren Pflichten."

„Ach, die!" Betty schüttelte ihre Hand in der Luft. „Die hats gut!"

„Die hats gut? — Würdst Du denn mit ihr tauschen?"

„Aber Heimo! Heimo! Gleich — noch heut Abend — diesen Augenblick — wenns an mich käm und wenn ichs könnte. Aber ich kann ja nichts, ich bin ja nichts!"

„Du bist nichts?"

„Was denn, Heimo? Ein verächtlich überflüssiges, talentloses, wertloses Geschöpf. Wenn ich morgen sterb, übermorgen ist die Lücke gestopft. ‚Dumm wie ein Fisch', sagte Mutti gestern; aber das ist gehässige mütterliche Uebertreibung. Aber eine zu lang geratene Null! Weiter nichts!"

„Auch Töchter übertreiben, Betty. Du hast zum Beispiel entschieden wirtschaftliche Talente . . . Schüttle doch nicht so heftig den Kopf; am End fliegt er ab! — Also wenn Du was wärst und was könntest, so kämst Du gern als ‚Drache' zu mir?"

„O Heimo!"

Sie sagte weiter nichts. Ihre großen grauen Augen sahen ihm nur so voll ins Gesicht, stellten sich gleichsam so vor ihn hin, daß er ihren Blick erwidern mußte. Es lag all ihre Liebe drin. Ihr war aber, als könnt er sie doch nicht sehn; sie drückte seinen Arm, sie mußte noch etwas thun. Sie lächelte ihn an.

Er lächelte nun auch, ebenso von Herzen. „Bist Du mir so gut?"

Sie wollte nicken; dann mochte sie nicht. Nicken war so überflüssig. Ihre Lippen zitterten nur ein wenig. Wenn er wirklich so klug ist, dachte sie, wie sie alle sagen, ach, dann weiß ers ja!

Er nahm ihre Hände. „Kleine Betty," sagte er nach einer Weile, „jetzt ist mir schon sehr viel besser; das Heimweh nach den Weltumseglern, mein ich. Man staunt immer, daß Menschen einen so lieb haben können; aber schön ists. Wunderschön. Weihnachten! — Als mein Bruder Christian und ich noch Knaben waren und einmal vor Weihnachten kein Geld hatten, um einander eine Bescherung zu kaufen, da schenkte jeder dem andern hundert Thaler. Nu, das war doch anständig. Ungefähr so ists heut mit uns: so viel Liebe, wie Du mir schenkst, grad so viel schenk ich Dir —"

„Das kannst Du nicht!" fiel sie ihm ins Wort.

„Doch, Betty; ich brings zusammen. Zuerst nehm ich das Onkelherz, da ist schon was drin; dann einen unbegebenen Rest vom Vaterherzen; und dann noch ein Stück vom Mann an sich. Du sollst sehn, dann reichts! — — Nun werd ich rudern wie ein Jung am Sonntag. Du Mädel! Auf Wiedersehn!"

Sie waren bis zu der festen Treppe gekommen, die aus dem Garten zum kleinen Hafen hinunterführte. Die ziehenden grauen Wolken schatteten über den breiten Fluß. Ehrenfest ernst, sonderbar alt schaute von rechts die Stadt herüber. Das ferne bleiche Meer floß mit der blassen Luft zusammen.

„Kommst bald wieder, Heimo?" fragte Betty mit einem weichen, streichelnden Blick.

„Ich denk wohl. — Was ich Dir aber noch sagen wollte: der Herr Taube, der irrt heut Nachmittag so ums Haus herum. Er will ja wohl eine neue Firma gründen. Kurz, er sah so aus, als suchte er dazu einen zweiten Mann."

Betty wurde rot. Nein, dachte sie, was der Heimo klug ist! — „Den zweiten Mann," gab sie zur Antwort, „den findet er doch wohl in der Stadt; sie hat ja fünfundfünfzigtausend Menschen."

„Vielleicht meint er, dieser zweite Mann —"

„Ach, lassen wir ihn, Heimo. Es war eben ohne ihn so schön. — Geh! Ich wink Dir nach!"

Er ging die Treppe hinunter, zum Hafen; er kettete eins der Boote los. Als er zurückblickte, sah er, wie sie oben mit ihrem Taschentuch winkte.

* * *

Ja, den Heimo lieb ich, dachte Betty, indem sie dem Boot nachschaute, das mit ihm in den Fluß hinausglitt. Lieb ich denn nun den Siegmund auch? Ach, das wär doch dumm! So unerwidert .... Er liebt ja doch die Annamarie!

Jetzt sah sie erst, da ihr Gesicht nach links ging, daß diese Annamarie dort saß; Mutti hatte recht gehabt. An der schönsten Aussichtsstelle des Gartens stand ein sogenannter Pilz, mit einem Baumrindendach, als Schutz gegen Regen und Sonne, aber mit freiem Blick. Ein paar Schritte weiter hatte Paul noch ein geschlossenes, hölzernes Lustzeltchen gebaut, in dem man sich gegen größere Unbill des Wetters verstecken konnte. Annamarie saß unter dem Pilz. Sie hatte ihren Hut neben sich gelegt; der Wind sollte ihr wohl frei durch die Haare wehn, sie liebte das. Ein Buch lag auf ihrem Schoß; ihre Augen sahen aber in die Luft, oder aufs Meer, oder ins Nichts. Wie die versonnen ist! dachte Betty. Die ist wohl noch weiter weg als ich. An was denkt sie? — Siegmund?

Die Träumerin rührte sich nicht, auch als Betty näher kam; sie schien so taub wie blind zu sein. Erst als die lange Person vor ihr stand, erwachte ihr Gesicht. „Ach, Du!" murmelte sie.

„So in Gedanken?" fragte Betty.

„Ja — wies einem so geht," erwiderte Annamarie. „Ich war in der Kinderzeit; uralte Geschichten. Von Tante Fanny."

Ja, wer dir das glaubt! dachte Betty. Es waren wohl Geschichten von vorgestern. Die Tante hatte einen dunkelblonden Bart!

„Wir irren heut so herum, sind ich," fing sie wieder an. „Heimo meinte eben, es kommt ihm hier so leer vor. Gehts Dir auch so, Du?"

„Leer?" fragte Annamarie zurück. „Aber nach dem wilden Gewuffel, weißt Du, thut einem nun auch die Stille gut. Alles zu seiner Zeit!"

Ach was, du sehnst dich nach ihm, dachte Betty. Du liebst ihn. Du bist in ihn verliebt!

Sie setzte sich auf einen Stuhl; dieser Heuchlerin wollte sie doch etwas tiefer ins „Herzchen" gucken. Sie legte ein Knie über das andre: „Mir gehts heute komisch. Wenn ich mir die drei Wandrersleute vorstellen will — mit den beiden andern gehts, aber Siegmund entwischt mir immer. Und er hat doch das ausdrucksvollste, lebendigste Gesicht."

Annamarie nickte etwas altklug: „Na ja, eben darum! Sein Gesicht verändert sich so viel; das behält sich schwerer. — Der Patriarch hat so ein stilles, liebes Gesicht."

„O ja! Zum Verlieben! — — Hältst Du eigentlich Siegmund für was Geniales?"

„Was Geniales?"

„Für einen bedeutenden Menschen?"

„O Heimo!"

Sie sagte weiter nichts. Ihre ... Du knieſt ja vor ſeinem Geiſt! — — ins Geſicht, ſtellten ſich glei... uns doch ſo lieb, die und ich. Und nun mußte. Es lag all ihr... — 's iſt doch eigentlich 'ne grausliche Welt! ſehn; ſie drückte ſe... Vom Verlieben. Das macht die Menſchen

Er lächelte ... nein, mich nie verlieben! Nie heiraten! Nie!

Sie wol... Lippen zitt... fing ſie wieder an. „Von einer Hauptſache haben wir alle ſage... man kam ja aber auch in dieſen Tagen zu nichts.

E... mir ... Draußen', wie Heimo ſagt ... Was denkſt Du von dieſem W... Zögſt Du gern mit? Oder ‚Bleib im Land und nähre Dich redlich'?"

„Ach, das hat ja alles zwei Seiten, Betty. Reiſen —. wer reiſt nicht gern. Aber ſo ruhelos? ſo heimatlos? Im Sommer bald hier, bald da in der Sommerfriſche, im Winter in den Süden, dann ein Vierteljahr Wien, Berlin Paris ... Nein, ſtill zu Hauſe iſts dann doch am Beſten!"

Nein, ſo was; dachte Betty. Ich glaub dir ja nicht ein Wort! Du, grade du warſt doch wie 'ne Wandertaube. Und nun ſprichſt du ſo. Das iſt wohl nicht ſehr klug, liebe Annemieke. Da denk ich doch: wenn ſie nur fliegen könnt, flög ſie ihnen nach!

Annamarie war blaß. Ihre etwas vorliegenden Oberlider waren zart gerötet, wie wenn ſie nicht genug geſchlafen hätte. Eine gewiſſe weiche Mattigkeit lag auf ihren ſonſt ſo beweglichen Wangen. Betty bemerkte es; eigentlich verſchönerte es das „klaſſiſche", charaktervoll geformte Geſicht. Aber auch etwas Rührendes war hineingekommen, das in der gutherzigen Betty Mitleid weckte. Auf einmal gingen die blauen Augen ſo groß auf und blickten ſo tief, daß Betty faſt zuſammenfuhr.

„Na, und Du?" fragte Annamarie.

„Ich? Was ich?"

„Da Du ſo — wißbegierig fragſt. Wie denkſt Du über das Mitreiſen? Wofür hältſt Du den Siegmund Blendheim? Wie kommt Dirs hier vor? zu leer oder nicht? Und was für Gedanken gehn Dir durch den Kopf?"

Herrjeh! dachte Betty, beinahe erſchrocken über ſo viel Fragen. — Ich werd dich nicht anlügen! ging ihr dann gleich durch den Trotzkopf. Ich ſag die Wahrheit knaſch drauf los! — — Ja, wenn ich nur wüßt, was die Wahrheit iſt. Wofür halt ich ihn? Was will ich von ihm? Will ich ihnen nach? Hab ich meine Ruh verloren? — Sie wollte in ſich hineinſehn und ſah nichts als Nebel und Finſternis. Bin ich denn ſo dumm? dachte ſie. Oder bin ich halb und halb?

„Ja, nun hältst Du den Mund," sagte Annamarie lächelnd. „Und konntst so gut fragen!" — Sie legte die Hände hinter den Kopf. „Ich will Dir was sagen, Bettina: ich glaub, 's wär am besten, wenn wir heut gar nicht mit einander sprächen; oder nur vom Wetter und so. Schwül muß es grad auch noch sein! Damit einem nur ja melancholisch wird. So, nun weißt Dus: ich bin etwas melancholisch. Ich schäm mich nicht. Die Tage waren zu schön! — Aber in sieben Tagen ist 'ne Woche herum. Dann siehts anders aus; 'ne Woche ist 'ne lange Zeit. Dann bin ich wieder hoch, ganz hoch!"

Sie stand auf und reckte sich; die eher kleine als große Gestalt machte sich so lang, wie sie konnte. Ein tapferes Feuer kam in ihre Augen. Die Wangen waren wieder gespannt und fest.

Doch ein ganz famoser Kerl! dachte Betty, die ihre Cousine schon oft, zuweilen mit etwas Neid, bewundert hatte. Ihr kam auf einmal das Gefühl — denn bei ihr kam alles plötzlich —: muß sie mal umarmen!

„Hurra!" rief sie aus; warum, das wußte sie nicht. Sie nahm die kleinere Annamarie zwischen ihre Arme und gab ihr einen Kuß.

* * *

„Aber was ist denn das?" sagte Annamarie, als Betty sie wieder losgelassen hatte. „Ich hab doch seine Stimme gehört?"

„Wessen Stimme?"

„Nachdem Du Hurra geschrien hattst, rief jemand: Annamarie! vom Haus her, im Garten. Ich habs doch deutlich —"

„Wer?"

„Vetter Theodor! — Ist der wieder hier?"

Betty schüttelte den Kopf. „Du hast wohl —"

„Ich will rufen. — Theodor!" rief Annamarie mit ihrer hellen, geschulten Stimme. „Ich bin hier!"

„Wohl, wohl! Ich komme!" rief jetzt eine mächtige Stimme aus dem Garten, die sie nicht verkennen konnten: Theodors „Feldherrnstimme". Rasche Schritte kamen über den knirschenden, regenfeuchten Kies. Aus dem Halbdunkel zwischen den Kastanienbäumen und Linden tauchte der Oberleutnant auf, in seiner straffen Uniform, die ihm einen so guten Umriß machte. Er grüßte, er lächelte. „Guten Abend," sagte er dann nur, ohne sich zu rühren. Es war aber, wie wenn seine Augen lachten. Ein seltenes und daher seltsames Rot spielte auf den braunen Wangen.

„Schon wieder hier?" fragte Betty. „Dein Vater meinte —"

„Ja, schon wieder hier! — Wo ist er?"

„Dein Vater?"

„Ja, mein Herz; wer denn sonst?"

Betty deutete mit der ausgestreckten Hand nach dem Wasser. „Im Ruderboot. Aber nun sag doch: wo warst Du denn?"

Theodor erwiderte nichts; er hatte nur wieder das unverständliche, geheimnisvolle Lächeln. Mit den Augen, vor denen sie sich als Kind zuweilen gefürchtet hatte, sah er Betty dann fest und schalkhaft und so ausdrucksvoll an, als sprächen sie; die kluge Betty verstand jedes Wort. Diese Augen sagten: Was du neugieriges Mädel wissen willst, das erfährst du *später*. Jetzt möcht ich ein paar Worte mit der *andern* reden, mit der Verständigeren, der **Annamarie** (einen Augenblick schaute er zu der nach links). Wenn du die Güte hättest, uns ein bischen allein zu lassen. Nötig bist du hier nicht!

O Gott, wie bin ich jetzt überflüssig, dachte Betty. Das Kind, das man fortschickt, weil es noch nichts wissen soll! — Sie wollte aber mit *Würde* abgehn. Indem sie dem Artilleristen ihre schönste Verbeugung machte, nickte sie ihm aufs verbindlichste zu: „Habe *wohl* verstanden. Meine früh gereifte Intelligenz — — Schütte Deine liebe Seele aus, bis sie Ruhe hat! Ich geh und lese Kirners Musikgeschichte. Bildung macht frei!"

Darauf ging sie mit ihren Königin Luise-Schritten dem Hause zu.

Theodor sah ihr heiter nach. Es gab zuweilen ein kleines Geplänkel zwischen ihm und ihr; ungefähr wie zwischen Bruder und Schwester, die sonst liebende Kameraden sind. „Schön gewachsen, Donnerwetter!" murmelte er. „Aber — was sind mir jetzt alle Bettys. — Annamarie! Annamarie!"

„Ich höre," antwortete sie.

Er stellte sich vor sie hin, vor seine „Beichtschwester", wie er sie früher manches Mal genannt hatte. Seine Augen lachten wieder. „Annamarie!"

„Ich höre."

„Ich war also in —"

„Der Stadt mit den sieben Seen," sprach sie weiter.

„Woher weißt Du denn —?"

„Aber mein guter Theodor!" Sie klopfte sich mit einer Hand auf die Stirn.

„Also gut. Deine ‚früh gereifte Intelligenz', wie Betty sagt . . . Also jetzt hör zu! Vater schwabbelt da draußen im Boot. Ich muß reden. Ich hab Dir schon so oft — Dir allein — — Also ich war dort!"

Er legte die gehobenen Hände in einander und drückte sie zusammen. Auf einmal saß er dann auf einem Klappstuhl, ihr gegenüber, und lachte.

„Ich höre!" sagte sie und lachte mit.

„Nein, ich muß erzählen. Ich muß wie ein vernünftiger Oberleutnant —! — Also ich sagte mir gestern plötzlich — während wir bei Tisch saßen, Vater, Du und ich —: das geht nicht! sagte ich mir. In drei Tagen ziehn sie von den sieben Seen weiter. Und ich in die Garnison zurück! Ich muß — ich muß Klarheit haben! — Verstehst Du!"

„Ich verstehe," sagte Annamarie.

„Kurz, ich schreib den Zettel — ihr habt ihn doch gefunden —"

Sie nickte.

„Und mit dem nächsten Zug fort! — Zwei Stunden Fahrt. Na, zwei Stunden vergehn! Das Hotel hatten wir ihnen angeraten; also gut, das wußt ich. Ich steig die Treppe hinauf; welches Glück! Adele hat Kopfweh! — Das heißt — lach nicht gleich. Weil sie Kopfweh hatte, war sie allein zu Haus geblieben; die Männer zur Insel gefahren, wollten dann am Ufer zu Fuß zurück; also noch stundenlang fort! Auf dem Sofa saß sie. Was für ein rührendes Bild! Die große Gestalt etwas welk zurückgelehnt — so hatten wir sie hier nie gesehn — die schwarzen Prachtaugen ein wenig verhängt; aber so ein liebes Lächeln, als wollt sie sich entschuldigen: ‚ich kann nichts dafür!' — Also ‚Fräulein Adele' sag ich — nein ‚Adele'; das andere haben wir ja alle abgeschafft — ‚wenn Sie mir verbieten, Sie zu bedauern, und wenn Sie versichern, es geht schon besser, viel besser, dann vergönnen Sie mir, bitte, ein offenes Wort! Ich denk, Sie haben wohl bemerkt' —"

Theodor sprang auf. „Nicht wahr, Annamarie, Du hasts auch? — Daß mir in diesen vier, fünf Tagen Adele —"

„Aber ich bin ja nicht vertrottelt oder blödsinnig," erwiderte sie sanft.

„Aha! Also so von Glas war ich! Und man denkt immer noch: Gott, mein Gott, wie nehm ich mich zusammen! — Also meinetwegen. Daß ichs kurz mache: ich sag ihr, wies mit mir steht. Nicht mehr ohne sie und so weiter! Oberleutnant; aber mein Vater hat mir längst gesagt: mein Junge, wenn Du heiraten willst —! Da wär also kein Hindernis; denn die Kaution —"

Annamarie richtete sich im Sessel hoch auf. „Das hast Du ihr alles so schlankweg erzählt?"

„Ja, es ist zum Staunen; nicht? Es kam aber so — ein Wort nach dem andern — ich begriff es selbst nicht. Sie saß so rührend mutmachend da; sie hat so furchtbar redliche Augen; das hab ich sonst noch nie gesehn. Sie hat nicht ein Wort gesagt — nein, ich glaub nicht — aber es lag so was im Gesicht und wie sie den Kopf hielt: sprich nur weiter; ich bin dir gut! — Und das sah ich. Und sprach so weiter. Und doch hatt ich eine Angst — eine Angst —"

„Warum?"

„Aber Annamarie! Warum? ‚Drinnen und Draußen'! Hie drinnen, hie draußen! Das Kriegsgeschrei zwischen ihnen und uns! Adele ist mit den andern ‚draußen' — und ich, als Offizier, Gott, wie bin ich ‚drinnen'! — Ich hatt' also, obgleich Offizier, eine scheußliche Angst. Na, aber schießen mußt ich . . . Ich demaskier aber meine Batterie noch nicht gleich; ich greif in die Tasche und sag mit meinem tadellosesten Lächeln: ‚übrigens bin ich eigentlich gekommen, um Ihnen die Photographien zu bringen, die ich damals im Garten gemacht hab;

jetzt erst sind sie fertig! So lange Sie bei uns waren, fehlte mir' — — Sie ließ mich nicht ausreden. Sie sah die sechs Bilder an. Sie hat Künstleraugen! — Ihr gefielen alle; das, wo sie mich anschaut, am besten. ‚Bitte', sagt ich endlich, ‚schauen Sie mich noch einmal so an! Ich bin in einer empörenden Situation. Was Sie alles wissen, können, an sich haben — — es bewundert Sie ja kein Mensch so wie ich. Und was bin ich? Ungefähr Futter für Pulver. Dann aber, was das Schlimmste ist: nicht bloß, daß ich nicht Griechisch und Holländisch und Spanisch kann, ich kann auch kein ‚Europäer' werden, ich bin deutscher Soldat. Das aber mit Leib und Seel; das ist das Unglück. Fahnenflüchtig werden, um Europa zu bereisen, das kann ich nicht; brächt es nicht zu stande. Auch um diesen Preis nicht! Sie aber, Sie wollen weiter, weiter. Sagen Sie selbst! Nicht wahr, mir ist nicht zu helfen?"

Ueber Annamarie kam eine Bangigkeit, die dann doch zum Lachen war denn wie ein geschlagener Offizier sah Vetter Theodor nicht aus. „Das war Deine Werbung?"

„Ja, so ungefähr! — Nun kommts. Die dramatische Ueberraschung; denn dramatisch war sie! Adele steht auf — süß rot übers ganze Gesicht — und sagt mit etwas zitternder Stimme: aber was denken Sie, Theodor? Ich will ja gar nicht weiter, weiter; ich will heraus aus dem Karussell; ich hab ja genug! — Und da ich wohl ein sehr von Gott verlassenes Gesicht mach: ich hätts nie gesagt, sagt sie; aber da die Sache schon so. — — Von meinem Bruder kam ja alles! Er bracht uns ins Wandern! Und es war ja auch so schön, so schön. Zuerst Seligkeit. Dann ward mir allmählich so heimatlos. Ich bin doch auch ein ganz gewöhnliches Frauenzimmer. Diese Tage, bei Ihnen — nach so einer Häuslichkeit sehn ich mich! Ist es ne Schande oder nicht, ich weiß nicht; aber mir ist so zu Mut!"

„Theodor!" sagte Annamarie nach einer Stille, in der er sie nur angelächelt hatte.

„Ja, nun wunderst Du Dich. Kannst Dir denken, wie ich gestern dagesessen hab! Bis ich endlich aufsprang . . . Oder was that ich? Ich weiß nicht mehr. Weiß nur, daß sie endlich sagte — nachdem wir uns über diese wunderbare Enthüllung und so weiter und so weiter ausgesprochen hatten — daß sie nach der Uhr sah und sagte: Jetzt werden sie bald kommen! Gehn Sie lieber fort! Gehn Sie in irgend ein andres Hotel für die Nacht, thun Sie mir die Liebe; den Abend hier mit Ihnen und den Männern zusammen, das hielt ich nicht aus. Mein Kopf wird doch wieder schlechter. Mein Herz ist zu voll. Ich muß Ruhe haben. Heut Nacht denk ich mir still zu Ende, wies wird. Morgen sprech ich dann mit dem Patriarchen, mit Siegmund. Und schreib Ihnen in Ihr Hotel. Haben Sie noch Geduld! Es wird gut! — Das kann kein Mensch so sagen, wie Adele es beim Abschied sagte: es wird gut! — Ich bin dann in den

Russischen Hof gegangen. Ich hab schlecht geschlafen. Heut Mittag um zwölf kam ihr Brief. Heut Mittag um zwölf kam ihr Brief!"

„Sie will Dich?"

Theodor antwortete nicht. Er stand nur wieder auf — schon zum dritten Mal — und legte seine Hände auf Annamariens Kopf. Tüchtig drücken kann er! dachte sie; hielt aber still. Dann zog er mit einem hörbaren Zittern den Atem ein und stieß ihn ebenso wieder aus.

„Verlobt?" flüsterte sie nach einer Weile.

„Nach Spanien zieht sie natürlich noch mit; hat ja ein halbes Jahr drauf studiert. Aus jedem Ort, in den sie kommen, schickt sie Ansichtskarten. Davon leg ich ein Album an. — Ja, wir sind verlobt."

„Ja, wir sind verlobt!" rief er in einem plötzlichen Anfall von wilder Freude in die Welt hinein. Dann zog er Annamarie vom Stuhl empor und schwenkte sie herum.

Sie hatte fast keinen Atem mehr, als er sie wieder niedersetzte. Theodor sagte noch: „Ja, heut Mittag schrieb sie mir," sagte es mit einem zuckenden Lächeln. „Sie schrieb mir — — Ach, was schrieb sie mir. Ich bin ja im Himmel!"

* * *

Annamarie legte einen Finger auf den Mund, da sie im Garten Schritte hörte. Beide horchten stumm. Die Schritte waren hastig, dann zögernd, wie es schien; sie kamen vom Hause her. Betty! dachte Annamarie. Sie hatte sich nicht getäuscht; die „Lange", wie sie oft genannt wurde, trat, jetzt wieder hastend, hervor. Ganz verwundert sah sie aus und ganz verwirrt. „Was ist denn heut los?" sagte sie, als sie vor dem Pilz stand. „Erst kommt der, dann der!"

„Wer kommt?" fragte Annamarie.

„Siegmund! Ist schon da! Im Haus, bei Mutti!"

Annamarie stand auf; ein Zittern fuhr ihr in die Ellbogen; sie verlor die Farbe. „Siegmund?"

„Eben mit dem Zug gekommen. Hat was zu besprechen, sagt er. Auch mit Dir; von Adele, sagt er."

Annamarie heftete die erblaßten Augen auf Theodor. „Das — versteh ich nicht! Es kommt ja jetzt von dort kein anderer Zug als der, mit dem Du gekommen bist. Ihr seid mit demselben — — Hast Du ihn denn nicht gesehn?"

„Ich ihn gesehn?"

„Ja, Du. Ihr seid mit demselben Zug gekommen. Willst Du mich darüber täuschen? Was soll das?"

„Kind, ich muß ihn ja nicht gesehen haben —"

„Wozu verstellst Du Dich?" unterbrach sie ihn. Das steht Dir nicht. Ihr

ſeid zuſammen gekommen. Ihr habts mit einander abgekartet: erſt gehſt Du ins Haus, dann kommt er!"

Theodor zog die Brauen herunter, vor Verlegenheit. „Bitte, reg Dich nicht auf; wozu? — Nu ja, ich ſollt noch nichts ſagen; einer ſeiner Einfälle. 's iſt ja Nebenſache. Jetzt iſt er da und will Dir was von Adele — — wie Du eben hörteſt. Ah! Der Vater kommt! Er iſt dicht am Ufer. Ich lauf hinunter und ſteig in ſein Boot! Und während ich ihm erzähle, läßt Du Dir erzählen — — Hör ich den Siegmund nicht ſchon?"

Betty, die mit einer tüchtigen Aufregung im Kampf lag, nickte: „Ja, ich hör ihn pfeifen. Er kommt."

„Alſo grüßt ihn!"

Theodor ſprang die Treppe hinunter. Betty horchte hinter ſich und ſchaute die bleiche Couſine an. Die glaubt nicht, daß der wegen Adele kommt! ſagte ſie zu ſich. Und ich auch nicht. — Iſt das ein Tag!

Annamarie hatte wie eine Bildſäule geſtanden; plötzlich geriet ſie in Bewegung, in ihrer reſoluten Art — wenn ſie erſt eine gewiſſe ſcheue Verſteinerung überwunden hatte — und ging unter die Bäume, Siegmund entgegen. Betty ſah ſie bald nicht mehr. Dann hörte ſie Siegmunds Stimme, der ſie offenbar begrüßte. Der angeſpannt lauſchenden Betty hämmerte das Herz.

Im Gartenweg ſchienen die Beiden ſtillzuſtehn. Annamarie ſchien mit wenig Stimme zu ſprechen. Da bleiben ſie nicht! dachte Betty. Die haben beide den Pilz ſo gern. Die kommen her! — O, wie das wohl enden wird. O, wenn ich das wüßte . . .

Der kleine Pavillon, das hölzerne, geſchloſſene Zelt, ſchaute ſie ſo unheimlich, gleichſam prophezeiend an. Ob es da wohl endet? — Ihr wurde nicht gut. Faſt im nächſten Augenblick kam ihr einer ihrer Spitzbubengedanken. In der Thür des Zelts hing eine Schnur herunter; wenn man daran zog, ſo erklang eine Glocke, die einen ſchrillen, hohen Klang hatte; man konnte ſie bis zum Hauſe hören. Zuweilen ſchickten Mutti oder die Tante ſo ein Geläut ins Haus, wenn ſie hier ſaßen und etwas wollten. Betty ſtürzte in das Zelt hinein; dort lagen allerlei kleine Werkzeuge auf einem Tiſch. Auch lange Bindfäden, ſchön zuſammengerollt, lagen dabei. Sie nahm ſo einen und knüpfte ihn an die Klingelſchnur; ließ ihn dann unten die Schwelle entlang gehn und wand ihn um einen Nagel, links in der Ecke. Blitzſchnell gings; ſie hatte die hurtigſten Finger im Haus. Dann war ſie auch ſchon wieder vor der Thür. Kamen ſie? — Sie kamen!

Mit hohen, lautlos ſtelzenden Schritten, damit man ſie nicht hörte — Mund und Augen machten alles mit — ging ſie hinter das Zelt und an der Gartenmauer entlang, wo ein ſchmaler Pfad lief. Als der ſich in dichtem Gebüſch verlor, war ſie ſchon fern genug; ſie trat auf einen kleinen Platz hinaus, nur ein Plätzchen, das ſo recht heimlich im Schatten lag. Es ſtand da einer

dieser Gartenstühle, in denen man sich ganz zurücklegen kann: der Rücken drückt, der Stuhl giebt nach. Betty liebte ihn. Wenn die süße Trägheit über sie kam, kam sie ordentlich. Hier bleib ich! dachte sie und streckte sich aus. Ihr Herz pochte aber ungebärdig weiter, ihre Ohren horchten. Sie hörte nichts, nur einen Vogel im Baum.

* * *

„Annamarie! Was haben Sie gedacht, als Sie hörten, der Kerl ist schon wieder da? Gestern abgereist, heut guckt seine große Nase wieder in die Thür!"

Siegmund stand vor dem Pilz; Betty hatte recht gehabt. Er ließ seine breiten Schultern sinken, so tief wie sie konnten, und machte ein Gesicht wie ein Bub, der eine große Dummheit gemacht hat. Der Taumel, der Wirrwarr, die auf seiner Seele lagen, wollten sich hinter solchem Firlefanz verstecken. Annamarie stand auch noch, aber unter dem Rindendach. Sie wußte noch weniger, was sie sagen sollte. Sie drückte flüchtig die Augen zu.

„Er wird wohl irgend einen Grund haben, hab ich mir gedacht!"

„Sehr richtig. Den hat er auch. Von Adele abgesehn, die mir allerlei aufgetragen hat — Liebesgrüße vor allem; sie liebt Sie sehr — ich will Ihnen einfach sagen, was mich zu diesem Kirnerhaus wie an einem Ariadnefaden zurückgezogen hat. Ein bestimmtes Wort! — Ein bestimmtes Wort . . ."

Er wartete, bis sie danach fragen würde. Endlich kam es auch. „Welches Wort?"

„Ein schnurriges, aber sehr verbreitetes. Das Wort heißt

die Dehnsucht,
die Sichanlehnsucht,
die Stillvergehnsucht,
die Wiedersehnsucht

und so weiter."

Nach einer kleinen Stille setzte er sanft hinzu: „Sie haben es wohl noch nicht."

Annamarie mußte lächeln, so ernst ihr auch zu Mut war. Sie schüttelte den Kopf. „Noch nicht."

„Ach, das wird schon kommen! — Es ist ja uns allen hier nicht nach Wunsch gegangen: wir wollten uns zwischen den vier Wänden des Kirnerhauses so recht verhärten, so recht zu steinernen Rolandssäulen werden, das nackte Schwert in der Hand, und über Paul Kirner Gericht halten: hinaus mit dir aus der Philisterbude! in die große Welt hinaus! — Die Geschichte ist uns nicht geglückt. Wir sind nicht zu Stein, sondern zu weichem Lehm geworden. Wir haben uns rühren lassen, haben uns in diesem alten Villakasten niederträchtig erfrischen, erbauen, erheben lassen; kurz, wir haben uns elend blamiert! — Dann sind wir

still abgezogen, nach der letzten Umarmung. Haben uns im Coupé oder Abteil gegenübergesessen, uns mit und ohne Worte gesagt: in dem einen Haus da ist ja mehr Poesie und Menschheit und Liebe und Schönheit als in — — Kurz, blamiert! Pfui Teufel!"

Jetzt wird sie triumphieren! dachte Siegmund. Für das Kirnerhaus triumphieren! — Zu seinem Erstaunen that sies aber nicht. Annamarie lächelte einen Augenblick, aber nur über das „Pfui Teufel", wie es schien. Sie schüttelte dann ernsthaft den Kopf, vor sich hinblickend. Aus den blauen Augen sprach etwas, das er nicht verstand. War das Verwunderung? oder was? — Es machte sie noch merkwürdiger, schöner, schien ihm. Sie sagte aber kein Wort.

„Das hätten wir ja aber auch schreiben können!" sprach er endlich weiter. „Darum brauchte ich nicht herzukommen. Ach, liebe, gute Annamarie — — Bitte, setzen Sie sich; sonst muß ich immer denken: sie läuft mir fort! — — Danke. Lassen Sie mich nur stehn. — Nein, es ist noch was andres dabei! Das fing auch gleich an, als wir nach der Seenstadt fuhren und ich wie ein Klumpen Unglück in meiner Ecke saß. Zuerst nannt ich mich einen Esel; — na, das bin ich gewohnt. Warum sitzen wir denn schon wieder im Coupé? sagte ich zu mir. Sie haben uns ja nicht fortgeschickt. Sie haben uns gebeten: bleibt noch! Annamarie hat so schön vom Scheiden gesungen. Warum bin ich da nicht aufgesprungen: nein, noch gehn wir nicht! noch darfs nicht aus sein; Haus Blendheim bleibt im Kirnerhaus! — Einen Tag hatten wir zugegeben. Warum denn nur einen? Ja, da ist dieser Blendheim junior, der Esel der Familie; der macht immer die Reisepläne, und der hält auf Ordnung. Am dreizehnten Juli spätestens in der Seenstadt: so lautete das Programm, und das Programm ist den Eseln heilig! Und darum — — Was haben Sie?"

„Ach, bitte!"

„Ich soll mich nicht mehr Esel nennen? — Wie Sie befehlen; der Esel gehorcht. Ach, Annamarie, ich war aber einer! Es muß ja doch heraus! Wir konnten noch so schön hier bleiben. Die Friedenspfeife war noch nicht ausgeraucht; Wein war noch im Keller; und Ihre Stimme war noch voll Musik; und unsre Herzen noch voll von Liebe. Und in diesem Augenblick — weil einer davon ein namenloses graues Tier war — brannten die Blendheims durch! — Das und mehr solches sagte ich mir in der zweiten Klasse. So, sagte ich mir, nun haben wirs: nun sind die ‚drinnen' und wir sind ‚draußen'! Und da war ich wieder bei der großen Frage, der ungelösten. Wer hat recht? dacht ich. Haben wir vielleicht beide recht? Oder hätten wir — nun kommt was; nun geben Sie, bitte, recht acht, mit beiden Ohren, denn jedes einzelne wär zu klein, zu niedlich — oder hätten wir vielleicht beide recht, wenn wir aus Hüben und Drüben eine goldene Mitte machten? Wenn die von drinnen etwas mehr nach

draußen kämen, und die von draußen mehr nach drinnen? Die Kirnerschen flögen zuweilen den Blendheims in irgend etwas Südliches, oder auch Nördliches nach; und die Blendheimschen flögen recht oft in das Storchnest auf dem Kirnerhaus zurück. So würde —"

„Aber, Siegmund!" fiel sie ihm ins Wort. Ihre Wangen hatten sich gerötet, er verstand nicht, warum.

„Bitte, sagen Sie noch nichts! Es wird noch ganz anders! — Das waren so meine Gedanken gestern auf der Fahrt; ich unterhielt und tröstete mich damit, wie man einem traurigen kleinen Jungen eine hübsche Geschichte erzählt. Und dann sahn wir dort fünfhundert Seen; oder auch weniger; ich weiß es nicht. Adele hatte Kopfweh. Das linke Auge des Patriarchen sagte: ‚Herzweh'; ich hörte aber nicht hin, denn ich war selber ähnlich beschäftigt. Heute Morgen kommt sie — nun darf ichs ja sagen; Theodor hat Ihnen schon erzählt, nicht wahr? —"

Annamarie nickte stumm.

„Also heute Morgen kommt sie: ich trete aus der Firma aus, das Reisegeschäft heißt nur noch ‚Vater und Sohn', ich gehe zur Armee!" — Ob wir baff waren oder nicht, können Sie sich denken. Die Blendheimsche Firma gesprengt! Denn diesen Stoß überlebt sie nicht! Ich glaubs nicht! Ohne die schöne Dreieinigkeit nicht! — Na, aber was sollten wir machen, wir Männer. An den Haaren können wir sie nicht durch Europa schleifen. Nachdem wir uns einige ausgerauft hatten, gaben wir ihr den Vatersegen und den Brudersegen, und luden den Mörder unseres Glücks zu Tisch. Und als wir dann beim Braten saßen, kam mir eine Erleuchtung . . . Annamarie . . ."

Aus seinen stahlgrauen Augen fuhr ein Blick, vor dem sie erbebte. Sie rückte tiefer in den Stuhl zurück.

„Liebe, gute Annamarie . . . Sie fürchten sich doch nicht? — Ach, dieses Kopfschütteln thut gut. Nein, ich will nicht niederknien; dann laufen Sie fort. Aber die Kniee werden mir müde — oder fangen an zu zittern — ich weiß nicht, wovon. Möcht mich niedersetzen; hier. Gemerkt haben Sies! nicht? — Aber ich muß Ihnen ein Geständnis machen — in dem doch wieder der Esel vorkommt — am ersten Tag und vielleicht noch länger war ich Buridans Esel . . . Verzeihen Sie den gemeinen Vergleich. Sagen muß ichs Ihnen! Betty und Sie . . . Dann Sie und Betty . . . Und dann Sie allein! Dann verstand ich erst, was Sie sind; so was kann man nicht auf den ersten Blick verstehn. Wie ganz Sie Musik sind: all Ihre Musik lauter Seele — und Ihre ganze Seele Musik. Und der Adel, der Menschenadel. Die Güte. Die — — Nun sind Sie doch aufgestanden. O laufen Sie mir nicht fort!"

Annamarie hatte die Augen geschlossen. Sie schüttelte den Kopf. Mit der rechten Hand machte sie aber eine abwehrende Bewegung, deren Sinn er nicht

erriet: wollte sie nicht mehr gepriesen sein? oder wollte sie sagen: hör auf, wirb nicht weiter!?

„Teure Annamarie!“ fing er mit etwas bangem Mut wieder an. „Ich hab Ihnen ja noch nicht alles gesagt! Ich häng so an Ihnen . . . Sie wissen, wie ich für ‚Draußen‘ war. War? Noch bin. Wir hatten ja auch erst angefangen; selbst von Europa kennen wir erst hier ein Stück, da ein Stück; und von der übrigen Erde nichts. Auch der Patriarch und ich, wir könnten ja — — Aber ich häng so an Ihnen. Ich leb lieber ohne Europa als ohne Sie! Wenn Sie nun einmal für ‚Drinnen‘ sind — wie Ihr Heimo, natürlich — dann werf ich meinen Rucksack in die Rumpelkammer und werd eine Auster und zieh nach ‚Drinnen‘ — mit Ihnen! Wenn Sie mich mögen! Annamarie!“

Sie legte die Hände vor der Brust zusammen. Sie lächelte; ein Lächeln, wie ers an ihr noch nicht gesehen hatte. „Aber, Siegmund!“ sagte sie. „Das ist ja die verkehrte Welt: Sie, der Mann, wollen Ihren Lebensplan zum Opfer bringen . . . Ach, es macht mich aber doch so stolz, so glücklich, daß Sies wollen. Aber es ist so überflüssig! Sie ahnen ja nicht, wie überflüssig. Ich möcht ja grade hinaus, hinaus!“

„Was ist das? Sie möchten —“

„Ich bin ja nicht der Heimo, Siegmund! Bin freilich kein junges Ding mehr, ach Gott — aber alles in mir will in die Welt, sehnt sich nach der Welt. Ich hab ja einen sechsten Sinn, den Reisesinn. Wir sprachen nur noch nie ein Wort davon. Ich sollt immer singen. Ja, ja, ja, es ist so. Den sechsten Sinn!“

„Ich werd verrückt!“ rief Siegmund. Er riß sich den Hut vom Kopf und warf ihn in die Luft.

Annamarie deutete stumm hinaus: da sind Leute! Er fing ihn aber auf und warf ihn noch einmal; dann drückte er ihn sich mit beiden Händen, mit aller Gewalt auf den Kopf. „Lassen Sie mich nur, ich muß etwas thun, sonst werd ich verrückt! — Annamarie aus dem Kirnerhaus hat den Reisesinn! Da steht sie. Sie hats selbst gesagt. Und ich E — — ich Klügler dachte: wenn ihr geliebter Heimo — — Aber Annamarie hat ihren eigenen Kopf! — O Gott, wie bin ich in diesen Kopf verliebt! Nein, weg mit dem alten dummen Wort. Ich bin nicht verliebt. Ich hab nur so eine Todesahnung: wenn ich Sie nicht krieg, ists aus. Ich muß wieder her! Viertausend Pferde! Seit vier Tage lieb ich Sie. Diese Tage waren wie Jahre; meinen Sie nicht auch? Annamarie! Wie süß schauen Sie her. Können Sie mich lieb haben? Gingen Sie mit mir in die Welt?“

„Wohin Sie wollen,“ erwiderte sie leise; von dieser edlen, bewegten Stimme klang es aber wie Musik.

„Wohin Sie wollen,“ wiederholte er. „So was Märchenhaftes hab ich nie

gehört! — Annamarie, ich halts nicht aus. Ich muß vor Ihnen niederknien — ich muß vor Dir niederknien —"

„Um Gottes willen!" stieß sie heraus. Sie deutete wieder zum Fluß hinunter: da schwammen Ruderboote, Segelboote, Dampfer. Auch auf dem Uferabhang der Nachbarvilla waren Menschen zu sehn, die herüberschauten. „Nicht, nicht! Hier nicht!" flehte sie.

„Ich muß! — So vor Dir dasitzen — nicht einmal Deine Hände fassen . . ." Er stand auf. Seine Augen, seine stummen Lippen, seine Hände baten: gieb mir irgendwas von dir! Sein Blick traf auf das Gartenzelt. So nah; vier, fünf Schritte . . . „Annamarie!" flüsterte er. Mit den Augen, mit der Stirn wies er hin. „Ich halt es sonst nicht aus vor Sehnsucht und Glück!"

„O, Du hältst es schon aus," entgegnete sie, wie in einem Taumel lächelnd. Sie konnte ihn aber nicht mehr bitten hören. So komm! sagte ihr Blick. Ihre linke Schulter bewegte sich ein wenig nach dem Zelt; ihre Wangen brannten.

Auf einmal standen sie auch beide vor der Zeltthür, sie wußten nicht, wie. Er nahm verstohlen ihre Hand, um mit ihr hineinzugehn. Sie traten auch zugleich auf die Schwelle. Es sollte aber doch nicht sein . . .

Die Glocke! — Waren es nur die Füße oder auch Annamariens Kleid: die verlängerte Schnur zerrte an der Glocke; es gab einen hellen, schrillen Klang. Annamarie fuhr vor Schreck zusammen. Sie versteinerte einen Augenblick; dann riß sie sich los und lief davon.

* * *

Betty hatte nicht lange stillgesessen, die Unruhe trieb sie wieder empor; sie war im Garten hin und her geschlichen, nicht zu nah an die Ufertreppe und den Pilz — anständig, taktvoll, nicht neugierig, liebe Betty! sagte sie sich — aber doch auch nicht weit davon. Endlich hatte sie sich in eine Art von Seelenruhe und Dämmerung eingelullt; sie wollte wieder umkehren, dem Hause zu — da erklang die Glocke. Sie fuhr zusammen, so gut wie Annamarie. Sie versteinerte auch; wenigstens stand sie still, ohne sich zu rühren, und horchte. Sie hörte hastige Schritte laufen; das war Annamarie! Dann hörte sie andere, festere Schritte, nach der andern Seite, offenbar auf dem Pfad an der Mauer hin. Siegmund! dachte sie. Es gab ihr nun doch einen Stich ins Herz. In einem letzten Backfischgefühl hatte sie gedacht: und wenn ich die Glocke hören werd, o wie werd ich lachen! Sie lachte gar nicht. Sie ging wie im Traum aufs Ufer zu. Plötzlich stieß sie mit einem Arm an den Pilz und sah das Gartenzelt, die Thür, die Schnur. Sonst kein Mensch, als sie. Alles still . . .

Sie sank im Pilz auf einen Stuhl. Es war ihr so niedergeschlagen zu Mut. Irgendwas in der Brust that ihr weh.

Jetzt fiel ihr ein Schatten in die Augen; sie sah auf, der Heimo stand vor

ihr. Er hatte den Hut auf dem Kopf. Mit einem seiner Röntgen-Blicke — so hatte Annamarie sie getauft; denn er sehe auch durch Menschen durch — betrachtete er Bettys Gesicht. „Was hats hier gegeben?“ fragte er. „Ich will eben die Treppe herauf — Theodor rudert noch — da legt hier die Glocke los. Dann läuft jemand fort. Oder mehrere. Wer war denn hier?“

Betty neigte ihr Gesicht, als sehe sie am Boden etwas. „Ich glaub, Annamarie war hier.“

„Und Siegmund. Theodor hat mir gesagt . . . Wir haben ihn auch vom Boot aus gesehn.“

„Ja, und Siegmund.“

„Wie hat denn die Glocke —? Und warum sind sie fortgelaufen?“ — Paul schaute auf das Gartenzelt. Seine scharfen Augen sahen, daß die Schnur verlängert war. Sie gingen dem Bindfaden nach, über die Schwelle, bis zum Nagel in der Ecke. Dann kamen sie zu Betty zurück; — wieder so ein Röntgen-Blick.

So rot war ich wohl noch nie! dachte Betty. Sie hatte ein Gefühl, als wäre alles Blut im Kopf. Sie senkte ihn bis auf die Brust.

Nun war ihr, wie wenn sie Heimo lächeln hörte. Sie wußte, daß er lächelte. Richtig, da war seine Hand an ihrem Kinn und hob ihr Gesicht. Da stand er. Mit niedergebeugtem Kopf schaute er sie an. Sie mußte ihm in die Augen sehn. Ach, wenn einer so fürchterlich klug ist, dachte sie, das ist unausstehlich!

„Betty!“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Kleiner Spitzbub Du. — Ja, meine liebe, gute Betty!“ — Die Worte kamen so warm, so weich, daß sie sich des Todes wunderte; sie starrte ihn wie erwachend an. Das war ganz sein Heimogesicht! Das gute, lächelnde Mitgefühl; und all die väterliche Liebe, in der sie sich sonnte, die sie so beglückte. Er strich ihr sanft über das Haar. „Ja, was machen wir für Sachen!“ sprach er so gemütlich hin; es klang ihr süß.

Sie deutete mit einem Finger nach der Schnur, der Glocke; sie wollte alles sagen, alles. „Ja, das hab ich gemacht,“ seufzte sie.

„Jugendliche Wißbegierde! Wenn man ein gewisses Interesse daran hat, wie 'ne Sache ausgeht . . . Hab ichs erraten? — Es scheint so. — Na ja, und sie ist wohl so ausgegangen, wie vermutet wurde; die künstlich gereizte Glocke hats verraten; und darum saß meine Betty jetzt so da, wie — —. Ach, Du brauchst mir nichts zu sagen, Betty. Ich hab mir ja doch in diesen Tagen schon mein Teil gedacht. Die kleine Kirner, die kenn ich doch!“

„Was dachtest Du denn?“ hauchte sie. Ihre Hand legte sich leise auf seinen Arm.

„Nun, daß Du — eine Erfahrung machen würdest; eine von denen, die jeder ordentliche Mensch machen muß. Wohl thun sie ja nicht; sie thun meistens

weh; aber sie gehören nun einmal dazu! — Weißt Du, was Stahl ist? Gehärtetes Eisen. Das macht man so: Erhitzung bis zum Glühen, dann rasche Abkühlung. Mag dem Stahl wohl auch nicht lieb sein, wenn er so erkältet wird. Er soll aber gehärtet werden. Auch wir Menschen sollen gehärtet werden. Und so kommen wir zu solchen Geschichten!"

„Hast Du denn schon gedacht," fragte sie leise, „daß Annamarie —? und Siegmund —?"

„Ich habs wohl gedacht. Und hab auch gedacht: gut zusammen passen, das thäten sie! — Dann hatt' ich auch noch einen Trost, was meine liebe Betty betrifft. Es giebt Stahl, der nur eine mäßige Erhitzung und Erglühung braucht; so wars auch bei Betty, glaub ich. Gar so heftig hat sie nicht geglüht. Drum wird sie mit der Abkühlung und Härtung wohl auch rascher fertig!"

Betty saß still, sie sagte nichts. Es ging ihr aber ein sanftes, wohliges Gefühl durch die Brust. Ihr war zu Mut, als hätte er recht. Und dann that ihr schon sein weiches Zureden, seine Stimme gut. Sie saß so da, wie sie zuweilen als Kranke gesessen oder gelegen hatte, wenn der Doktor sprach, der alte Doktor Hildebrand; er sprach und sie dachte: mir wird schon besser! — Dankbar drückte sie Heimos Arm.

„Uebrigens, das Rad, das dreht sich ja auch!" setzte er nach einer Pause hinzu. „Wenn der Mensch einmal unten war, gleich ist er auch wieder oben. Für das liebe Selbstgefühl wird schon eine Erfrischung kommen . . . Was bringt denn die? Da kommt eure Bertha!"

Betty fuhr auf. „Ach du lieber Gott! Die kommt wohl, weils geklingelt hat!"

* * *

Bertha, das Stubenmädchen zu ebener Erde, machte ihre kleinen, aber hurtigen Schritte, bis sie vor den beiden stand. „Ach, entschuldigen Sie," sagte sie; „ich wurd zweimal aufgehalten. Sie haben hier wohl geklingelt, Fräulein Betty?"

„Ja," antwortete Paul. „Sie möcht ein Glas Milch."

Ach Gott, nein! dachte Betty. „Ja, ja," sagte sie. „Das heißt — weißt Du, Heimo — eigentlich ist der Appetit wieder fort."

„Na, dann bringen Sie sie etwas später!" warf Paul hin, damit die Sache doch ein Ansehn hätte.

„Ja, bringen Sie sie später," wiederholte Betty matt, gedankenlos.

Das Mädchen nickte. — „Nämlich, auch Herr Taube hat mich aufgehalten —"

„Ist der da?" fragte Betty erschrocken.

Paul murmelte: „Ich sagte Dir ja. Die Wolke drohte . . ."

„Ja, Fräulein Betty," antwortete das Mädchen, „Herr Taube ist da. Und

er hätt an Fräulein Betty etwas auszurichten; und ob er Fräulein Betty wohl zwei Minuten sprechen könnte."

„Heimo!" seufzte Betty leise.

Warum lächelte denn der Heimo jetzt? Und wie sonderbar lächelte er? Warum nickte er ihr so herzlich zu? — Sie verstand es nicht. Gut und klug sah er aus; manchmal war er ihr aber doch zu klug . . .

„Fräulein Betty läßt Herrn Taube bitten," antwortete Paul für sie. „Uebrigens, da hinten seh ich ihn schon!" — Bertha ging. „Mußt ihn anhören," sagte er leise. „Thut Dir grade gut!" Er blickte ihr noch einmal mit demselben sonderbaren, aber liebreichen Lächeln ins Gesicht. „Ausreden lassen!" summte er. — „Ich geh noch wieder ans Ufer; die Rohrsänger schwatzen so hübsch."

„Ausreden lassen?" fragte Betty. „Was soll das heißen?"

„Na, bis jetzt ists doch offenbar noch nicht geschehn. Einmal muß es doch. Also heut!"

Er nickte ihr wieder rätselhaft zu. Dann ging er zur Ufertreppe und verschwand hinunter.

Warum heut? dachte sie. Was meint er? — Sie sah Taube kommen; es war wieder der blaugraue Anzug und der graue Hut. Es war sein wohlerzogen schüchterner und doch selbstbewußter, zierlicher Gang. Er kam ihr noch kleiner vor als sonst. Er kam ihr wie eine blaugraue Null vor. Wär er nur erst wieder fort! dachte sie.

„Entschuldigen Sie, verzeihen Sie," sagte seine sanfte, helle Stimme, als er vor ihr stand. „Ich kam bei Ihrem Haus vorbei — zweimal — jetzt wieder — da dachte ich: ein Versuch! Und da ich von Ihrer Bertha hörte, daß Sie —"

„Ja, ich bin hier. Sie sehn. Setzen Sie sich doch. ‚Sie hätten was an mich auszurichten', sagt sie."

Taube lächelte und holte tief Atem. „Etwas auszurichten! Na ja. Es ist dasselbe, wovon wir neulich — — Wir waren damals noch nicht zu Ende; Sie habens aber nicht bemerkt. War es nun die Aufregung, weil sie die Freunde Ihres ‚Heimo' erwarteten — denen Sie dann so entgegenstürzten — oder was sonst, ich weiß es nicht: Sie waren ein bißchen zerstreut, Fräulein Betty; sonst hätten Sies gewiß bemerkt. In Ihrer — Ahnungslosigkeit ließen Sie mich nicht ausreden . . . Was ist? Was giebts?"

Ausreden lassen! dachte Betty und schlug sich unwillkürlich mit einer Hand aufs Knie. Plötzlich verstand sie, was der Heimo meinte. Sie verstand sein gutes, tiefsinniges Lächeln. Den blaugrauen Jüngling da ausreden lassen, ihn mit einem Korb wieder fortgehn lassen — damit sie am Rad wieder obenauf kommt, damit ihr wieder wohl wird. ‚Eine Erfrischung für das liebe Selbstgefühl' . . .

Sie schüttelte den Kopf. Nein, Heimo! dachte sie. Du meinst mirs gut —

aber das kann ich nicht! Wie sitzt er da, der arme Kerl. Mein Selbstgefühl durch einen Korb verbessern . . .

Sie schüttelte noch einmal den Kopf.

„Bitte, was haben Sie?" fragte Taube. „Mir scheint, Sie sind wieder so aufgeregt! Bitte — liebes Fräulein — es ist mir sehr ernst — hören Sie mich freundlich und aufmerksam an! Ich sagte Ihnen neulich schon, daß der sogenannte Ernst des Lebens — — daß mir alles zuruft — da unterbrachen Sie mich mit den Stachelbeeren. Ach, Fräulein Betty, Stachelbeeren können mich nicht glücklich machen —"

„Jetzt haben wir auch schon Johannisbeeren!"

„Ich danke auch für Johannisbeeren. Wenn Sie die große Güte hätten und fielen mir nicht mehr ins Wort! — Ich konnte Sie all die Tage nicht sehn, Sie waren so ganz von den neuen Freunden in Beschlag genommen — — o nein, ich will Ihnen gewiß keinen Vorwurf machen; es war ja eine ganz besondere Zeit. Das Haus war ja wie auf den Kopf gestellt —"

„Auf den Kopf gestellt? Wieso?"

„Nun, durch diese interessante Gesellschaft — die sind wie ein Schwarm von Wandervögeln — sie reisen ja wohl in der ganzen Welt herum! So 'ne ganz andere Art von Menschen, so lebhaft, so — ungewöhnlich. Besonders der jüngere Herr von Blendheim, mit der lauten Stimme —"

„Aber was wissen Sie von dem Herrn von Blendheim?" unterbrach ihn Betty. „Sie haben ihn ja gar nicht gesehn?"

„Ich ihn nicht gesehn? O doch. Auf der Straße. Vor Ihrem Haus. Ich ging hier öfter vorbei . . . Und dann — eine etwas komische Frage, verzeihen Sie: was ich von ihm weiß? Die ganze Stadt weiß ja von ihm. Man hat ihn ja überall —"

„Ist die Stadt so klein?"

„Die Stadt ist nicht so klein, Fräulein Betty; aber wenn man eine so — auffallende Persönlichkeit ist! Die Herrschaften waren ja drei, viermal in der Stadt, ziemlich überall. Und der jüngere Herr von Blendheim — vermutlich ein sogenannter genialer Mensch — ich hab auch gewiß nichts gegen ihn; wie sollt ich. Aber er ist sehr aufgefallen. So ein ungeniertes, burschikoses Benehmen ist man hier nicht gewohnt! Wie soll ich sagen — so was Geräuschvolles —"

„Hat er Fensterscheiben eingeworfen?" fragte Betty, in der sich eine gefährliche Entrüstung regte.

Taube lachte ein wenig auf, sein „Kaninchenlachen". „Nein, Gott sei Dank, das hat er nicht! Es ist alles ganz gut abgegangen; er hat sogar einem kleinen Jungen eine halbe Mark geschenkt. Sie sehn, ich erzähle Gutes von ihm. Es ist aber doch auch natürlich, daß die Leute sich wundern: ein Herr von Adel — und dieses laute, ‚geniale' Lachen auf der Straße, diese schauspielerischen Be-

wegungen, die sonderbaren Witze. Noch gestern auf dem Bahnhof, hör ich! beim Abschied! Da hat er sogar gesungen, hör ich . . . Was haben Sie?"

Betty war aufgestanden, plötzlich. Das Blut schoß ihr ins Gesicht. O du Ekel! dachte sie. Also so Einer bist du? Dazu kommst du her? Mit deiner kleinen Eifersucht willst du mir meinen Freund — — das wagst du . . .

Sie setzte sich wieder hin. Ihr Entschluß kam ihr wie ein Blitz. „Ja, er hat gesungen," sagte sie mit äußerer Ruhe; die Stimme zitterte nur ein wenig. „Es war was zum Abschied, was Scherzhaftes, damit wir nicht zu weich würden. Ich war auch dabei. Aber nun lassen wir den Herrn von Blendheim; der gehört ja nicht zu Ihrem Ernst des Lebens. Was Ihnen ‚alles zuruft' — dabei waren wir. Ich unterbreche Sie nicht!"

Nein, ich unterbreche dich nicht, dachte sie, während sich heimlich ihre Fäuste ballten; fällt mir nicht mehr ein! — O pfui! So von Siegmund Blendheim zu sprechen — gegen den du nicht ein Kaninchen, sondern ein Regenwurm bist . . . Und wenn er Annamarie auch heiratet. Jetzt hol Dir nur deinen Korb! Pascholl!

„Es scheint, Sie sind etwas ungnädig," entgegnete Taube, nicht ganz unbefangen; „weil ich über Herrn von Blendheim —"

„O, das hat nichts zu sagen. Was Sie an mich auszurichten haben, das richten Sie nur aus!"

Er lächelte wieder: „Auszurichten; — gut. Also der Ernst des Lebens; daß der jetzt über mich gekommen ist, das ist ja kein Wunder. Bedenken Sie freundlichst, Fräulein Betty: wenn man schon ins Siebenundzwanzigste geht — und nächstens selbständiger Kaufmann wird —"

Ja, ja, dachte Betty; das hat er mir alles schon damals gesagt!

„Da denkt man denn an die Zukunft, natürlich. Und wenn ich so an diesem Haus vorübergehe — in dem ich so manche schöne Stunde — — besonders mit Ihnen — — Sie haben mich gern ausgelacht. Das steckt Ihnen nun mal im Blut, oder wo sonst. Aber es stand Ihnen immer gut! Und es hat mich nicht von Ihnen abgestoßen, sondern im Gegenteil —"

Wirds bald? dachte Betty.

„Ganz im Gegenteil! Ich glaub, es hat Ihnen vollends mein Herz gewonnen; denn der Humor — der göttliche Humor, wie Ihr Heimo sagt — — und dann, was sich liebt, das neckt sich! — Ach, Fräulein Betty! Wenns so wär! Ich hoffe. Wenn Sie den Weg des Lebens mit mir gehen möchten . . . So, nun ists heraus. Ich leg Ihnen mein Herz und alles zu Füßen. Ich bin sehr verliebt!"

Betty fühlte es: sie war wie Stein. Nein, mit dem kein Mitleid! Sie sah auch einen eitlen, bewußten, selbstzufriedenen Glanz in seinen Augen . . . . Sie stand wieder auf, mit ihrem Königin Luise-Gesicht. „Wären Sie lieber

nicht gekommen, Herr Taube. Thut mir leid, sehr leid: was Sie hoffen, das kann ich nicht erfüllen. An so einen ernsten Augenblick hab ich nie gedacht!"

Taube starrte sie an; sein Gesicht ward gräulich. Es hörte auf einmal auf, hübsch zu sein. Auch die Gutmütigkeit verschwand daraus. Er sah aus wie ein andrer Mensch. Vielleicht wie sein Großvater! fuhr ihr durch den Kopf.

„Sie haben nie gedacht —?" stieß er mit Mühe hervor; seine Züge verzerrten sich.

„Wie Sie hören, Herr Taube. Mehr kann ich nicht sagen. Ich bedaure herzlich!"

„Also nur zum Lachen war ich für Sie da. Dann werden Sie wohl auch heute lachen — über diesen ‚ernsten Augenblick' — über mich! Weil ich, der kleine Hermann Taube, der ich kein genialer Mensch bin, nicht theatralisch, nicht ungeniert — auf Bahnhöfen nicht singe —"

„Jetzt thun Sie doch besser, Sie gehn! Da kommt auch Bertha; mit einem Glas Milch. Die braucht ja nicht zu hören, was —"

„Nein," fiel er ihr ins Wort. „Sehr richtig. Ich danke Ihnen für die freundliche Benachrichtigung. Braucht es nicht zu hören!" Er lüftete seinen Hut und verneigte sich. Noch im letzten Augenblick schwang er sich zu einem überlegenen, erhabenen Lächeln auf — wenigstens sollte es von dieser Art sein —: „Trinken Sie Ihr Glas Milch! Wohl bekomms!"

* * *

Betty war allein. Das Glas Milch stand vor ihr auf dem Tisch; Hermann Taube war fort; Bertha auch. Sie hatte die Hände aufgestützt, den Kopf in den Händen; so starrte sie vor sich hin, ins Nichts hinein. Wenigstens war ihr so. Sie kam sich so „schofel" vor. So ein Korb! Ach Gott! Der macht auch nur Katzenjammer! — Ein verpfuschtes Leben. Wie eine schöne Seifenblase verpufft. Alles aus! Alles aus!

Plötzlich sprang sie auf, lief zum Gartenzelt und machte den Bindfaden wieder los, den verräterischen. Sie warf ihn auf seinen Platz. Dann kam sie in den Pilz zurück, legte wieder den Kopf in die Hände und versank ins Nichts.

Wie lange? Sie fühlte, sie wußte nichts. Schritte hinter ihr zogen sie endlich in die Welt zurück. Sie drehte sich herum. Der Heimo und Theodor waren vom Ufer heraufgekommen; Theodor mit einem träumerischen Freudestrahlen, Heimo sah mit einem leise fragenden Vaterblick auf Betty. „Geh nur weiter, mein Junge," sagte er und blieb stehen. „Wirst Annamarie und Siegmund wohl im Haus finden, oder noch im Garten. Ich komm Dir nach; hab nur erst dem Mädel da noch ein Wort zu sagen."

„Zu Befehl!" sagte Theodor heiter und ging.

„Heimo!" seufzte Betty, als sie Theodor nicht mehr sah.

„Was, mein Kind?“

„Du quälst Dich so mit mir. Geh! Geh doch auch zu Annamarie und Siegmund. Mußt doch endlich hören, was ist!“

„So sehr eilts ja nicht, Kind. Entweder sind sie schon einig, nun, dann werden sie kommen; oder sie einigen sich noch — dann sie ja nicht stören! — Also Taube. Wie wars mit dem?“

Betty machte nur eine große, geringschätzige Gebärde, um auszudrücken: der ist fort!

„Hast ihn ausreden lassen?“

„Ich habs nicht gewollt. Dann hat er aber so schlecht von Siegmund gesprochen; da hab ich ihn seine ganze Traurede halten lassen. Und dann —“ Sie wiederholte die große Gebärde. „Und nun ist er gründlich fort!“

„Na, also!“

„Ach, mein guter Heimo. Du meintest, das sollte mir gut thun; mich ein bißchen aufrichten. Ach nein, das thuts nicht. Zu nichtig! Zu erbärmlich!“

Sie warf wieder einen Blick in die Gegend, wo alles aufhörte. Die großen grauen Augen trübten sich.

Paul setzte sich an den Tisch, ihr gegenüber. Er strich seinen langen, schon ergrauenden Bart und fuhr sich dann durch das buschige Haar. „Ja, mein Schatz, was machen wir dann? Es muß was geschehn; im Kirnerhaus darf zwischen den Dielenritzen kein Unkraut wachsen — wie zum Beispiel Weltschmerz, Verzweiflung am Leben, chronische Seelenstörung. Da muß immer etwas Sonne sein! — Ich hab also da unten am Wasser gestanden und den Rohrspatzen und Rohrnachtigallen zugehört. Sie sagten auch allerlei gute Sachen; sie haben mir Gedanken gegeben. Soll ich Dir davon erzählen, Kind?“

„Ach, was können sie Dir groß gesagt haben,“ warf Betty hin, die noch in ihren tragischen Gefühlen schwelgte. — „Du meinst es so gut. Mir ist nicht zu helfen!“

„Dann mir auch nicht, Betty.“

„Dir? Wieso Dir?“

„Steig doch einmal aus Deinem Abgrund herauf und sieh ein bißchen um Dich. Annamarie wird oder ist mit Siegmund einig, das ist mir schon gewiß. Nun, dann heiratet sie ihn; dann geht sie fort. Und dann sind wir beide verlassene Waisenkinder: Du hast keinen Hausherrn und ich hab keine Hausdame.“

„Hm! — Keine Hausdame . . . “

Daran hatte sie noch nicht gedacht.

„Da ist mir der Schilfrohrgedanke gekommen. Du sagtest mir vor ein paar Stunden: Annamarie, ja, die hats gut! Und: diesen Augenblick würd ich mit ihr tauschen, wenns an mich käm und wenn ichs könnte! — Wenns nun käme, Betty? — Sie wird ganz blaß. — Dann wär uns gewissermaßen geholfen: Du

hättst einen Hausherrn, und eine neue Hausdame hätt ich! — Das Können, das käme schon. Schüttle nur nicht gleich den Kopf von den Schultern herunter. Mit dem rechten Wollen fängt man an, mit dem rechten Können hörts auf!"

„O, Heimo! O, Heimo!"

„Ob das rechte Wollen da ist, frag ich."

„O, Heimo!" — Sie war aufgestanden und sah ihm mit plötzlich nassen Augen ins Gesicht.

„Also gut. — Annamarie fing auch mit dem Wollen an. Und Liebe ist die Hauptsache. Eier kochen kannst Du schon! — Ich bin ein Musikant, Betty. Dein Musiktalent! Sie soll nur mit ihm durch Europa hüpfen, diese Ungetreue; wir machen doch noch Musik, Musik! Im Trio klavecimbelt meine Schwester Lene. Ein hübsches Singstimmchen hast Du auch —"

„Ach Gott, ach Gott! Gegen Annamarie!"

„Du triffst so gut; und behältst so gut. Wir können aber auch vierhändig spielen, Du Klaviergondlerin Du. Und Duos klimpern und geigen. Dann laß nur einmal ruhig was anbrennen; da stürzen wir uns in die Kreuzersonate. Beethoven, hilf! — Ach, Betty, im Kirnerhaus geht alles. Komm nur herauf aus Deinem Drachen-Abgrund — werd Hausdrache bei Paul Kirner — vielleicht wird dann doch noch alles gut!"

„Heimo!" rief sie jetzt mit lauter, furchtbar gerührter Stimme. Sie ging hin und warf sich ihm an die Brust. „Ach, was bist Du gut!"

Er nahm sie fest in die Arme und küßte sie. „Mit Deiner Mutter werden wir wohl fertig; was? Die wird Dich wohl hergeben —"

„Ja, wie sollt sie nicht — wenns mein Glück ist. Wir bleiben ja im selben Haus! — Ach, Heimo. Sei mal recht gescheit. Glaubst Du, es wär wirklich möglich?"

„Möglich? Viel, viel mehr als das. Das Richtige! Das Notwendige! — Sich nur nicht zu früh verplempern, Betty. Das Heiraten kommt früh genug!"

„Nie, Heimo! Nie!"

„Na, na! — — Nun haben wir also beide einen Trost gefunden — — nein, nein, widersprich nicht mehr. Nun wärs wohl Zeit, lieber Zukunftshausdrache, daß wir nach den andern schauen: ob die auch ihren Trost haben oder nicht!"

* * *

Paul und Betty gingen Arm in Arm durch den Garten, den Hauptweg zum Haus. Als sie auf den freien Platz mit dem großen Tisch kamen, sahen sie etwas, das jedem Zweifel ein Ende machte: an der Hauswand, zwischen zwei ebenerdigen Fenstern, standen Siegmund und Annamarie und umarmten sich mit einem langen Kuß. Unwillkürlich zog Betty ihren Arm aus dem des Heimo.

Der ſtand lächelnd ſtill. Als die beiden Geſichter an der Mauer wieder von einander kamen, rief er ihnen zu: „Mir ſcheint, ihr ſeid einig!"

Annamarie und Siegmund flogen herbei. Sie umarmten Paul von rechts und von links zugleich. Sie ſprachen dann auch beide zugleich; er verſtand ſie nicht. Er lachte in ihr Reden hinein und jauchzte.

Nun warf ſich Annamarie auch in Bettys Arme. Siegmund gab ihr die Hand, lächelte ihr zu. Mit möglichſt heller, heiterer Stimme rief Betty: „Meinen Segen habt ihr!"

„Paul!" ſagte Siegmund nach einer Weile; wie weich ihm ums Herz war, mochte er nicht zeigen. „Das haben die da oben gut gemacht: Siegmund Blendheim muß Dir die Annamarie aus dem Haus weglieben, damit wir unſere Magnete verſtärken, damit wir Dich herüberziehn! — Nein, ſo mein ichs nicht, daß wir Dich ganz nach Draußen zögen; das liegt unten im Brunnen; daran glauben wir auch nicht mehr. Aber gegenſeitig! Schau, wir geben ja auch die Adele her. Dafür will die Sängerin zu uns. Raub der Sabinerinnen und der Römerinnen! Sind das keine Magnete, Paul?"

„Ja, wie denkſt Du Dirs?" fragte Paul, in dem ſich ſchon all die kleinen Planteufel rührten; er that aber, als wär noch alles ſtill.

„Kein Jahr ohne etwas Draußen, denk ich, und kein Jahr ohne Drinnen! Wenn wir Wandersleute uns im Winter eine Weile in Berlin oder München oder Wien anheften, ſo kommſt Du, oder kommt ihr, um nachzuſchauen, ob ich die Annamarie prügle oder die Annamarie mich. Wenn der Mai ins Land geht, ſo ziehen wir her und fragen der Adele nach, und ob für Deutſchlands Mehrbevölkerung geſorgt wird. Und ſo locken wir uns hinaus und herein, und ſehn uns wieder in die Augen, Paul. Es war immer ſchön, Paul! Ich denk, 's wird noch ſchöner!"

„Warum ſollt es nicht noch ſchöner werden?" erwiderte Paul, dem aus allen Zügen die Freude lachte. „Ich bin immer auf alles gefaßt, auch aufs Beſſerwerden; ich fürcht mich nicht vor dem Glück. Ich kann viel vertragen!"

Das andre wohl auch! dachte er. Wozu aber davon heute reden. „Ach, Du dummer Kerl!" ſprach er in der Luſt ſeines Herzens weiter und nahm Siegmunds großen Kopf zwiſchen die Hände, küßte ihn auf den Mund. „Wir werden die Winke der Vorſehung ſchon befolgen, Alter. Zieht nur, all ihr Magnete! Wir kommen!"

Theodor trat aus dem Haus, ein paar Blätter in der Hand; er ſchwenkte ſie. „Er hat ſchon eine Depeſche von den andern bekommen," ſagte Annamarie; „wir wollten eben antworten und Dirs unterbreiten. Theodor hats aufgeſetzt."

„Was telegraphieren ſie denn?" fragte Paul.

Theodor kam näher: „Ich leſe vor! — ‚Große Sehnſucht. Unſinn, daß

wir hier allein sitzen. Wir kommen morgen Mittag zur feierlichen Verlobung. Schaumwein! Patriarch. Adele.'"

„Und eure Antwort?"

„Ich hab nur geschrieben: ‚Wir erwarten euch zur Doppelverlobung Theodor. Annamarie. Siegmund.'"

„Kurz und gut!" Paul lachte vor Vergnügen laut auf.

Jetzt ward Frau Mathildens Neugier zu groß; sie kam aus ihren Stuben an der Straßenseite in ihr Gartenzimmer und lief ans offene Fenster. „Was giebts denn?" rief sie. „Ah! Da ist ja Siegmund wieder! Und Theodor!"

„Wir depeschieren nur ein bißchen hin und her," antwortete Paul. „Theodor, lies vor!"

Theodor verlas die Telegramme noch einmal. Als die „Doppelverlobung" kam, stieß Mathilde in der Ueberraschung einen Frauenschrei aus.

„Ja, ja, ja!" rief Paul und stieg auf einen Stuhl; seine Freude ging mit ihm in die Höhe, sie war nicht mehr zu halten. „Durch das Kirnerhaus geht die Weltgeschichte! Zuerst eine Enkelin; Mutter und Kind noch immer gesund!" Er stieg vom Stuhl auf den Tisch: „Dann Adele von Blendheim, Theodor Kirner! Der Hausdrache und der Eroberer! Und aus Drinnen und Draußen wird Drinnen-Draußen! — Heilo!"

Er schwenkte seinen Hut.

„Heimo! Bitte, etwas mehr Würde!" sagte Betty mit gut gespieltem Ernst.

Aha! dachte Paul, inwendig lachend. Sie übt schon Hausdame!

Bei jedem wichtigsten Wettbewerbe mit anderen Nationen befindet sich unser Vaterland mit in vorderster Linie, weil der Deutsche zu „arbeiten" versteht, hierdurch die allgemeine Achtung sich erzwingt und immer häufiger die Führerschaft zu übernehmen berufen wird. Diese Thatsache ist durch zahlreiche Vorgänge der letzten Jahrzehnte, z. B. durch die Weltpostkongresse, die Naturforscherversammlungen, die ärztlichen, litterarischen, geographischen und viele ähnliche Kongresse erwiesen. Sollte sie nicht auch dazu beitragen können, diejenigen im Auslande lebenden Deutschen, deren Vaterlandsgefühl sich im Banne vergangener Zeiten bisher noch scheu zurückhielt, fortan zur Bethätigung eines gesunden nationalen Selbstbewußtseins zu ermutigen?

A. Sachse.

Emerſons Lebensauffaſſung.

Von

Fritz Lienhard.

Das Jahr 1833 iſt in der Geſchichte germaniſchen Geiſteslebens von einer ſinnreichen Bedeutung. Der damals achtunddreißigjährige Thomas Carlyle, ſchwer mit dem Leben ringend, einſam mit ſeiner tapferen Gattin im kleinen Craigenputtock hauſend, war auf einem toten Punkt angelangt, wovon er zunächſt kein Weiterkommen ſah. Für ſein erſtes Buch (Sartor Reſartus) wollte ſich kein Verleger finden; von weiteren Eſſays wollte der neue Leiter der Edinburgh Review nichts wiſſen; ein Jahr vorher war ſein Meiſter und Freund Goethe geſtorben und einige Monate zuvor Carlyles herber, arbeitſamer Vater, beides in ihrer Art für den ſchwerblütig veranlagten Einſiedler ſchwere Verluſte. Da fuhr eines Tages ein Wagen vor: ein junger Amerikaner, der eine Reiſe durch Europa machte — nicht zum wenigſten, um Carlyle zu ſehen — trat bei ihm ein, um ihm herzlich zu danken für tiefe und ſtarke Anregungen, die er von Carlyles Aufſätzen empfangen.

Es war der damals noch ganz unbekannte Emerſon, dem aus einigen Zeitungsaufſätzen Carlyles Bedeutung ſofort aufgeleuchtet war, der nun dem einſamen Ehepaar dieſe Auffriſchung brachte, dieſen Wiederhall aus der ſonſt ſo toten Außenwelt. Beide, Carlyle ſowohl wie Frau Jane, empfanden dieſen Beſuch aus ſo weiter Ferne wie einen Engelstroſt. Carlyles Gattin hat ſpäter nur mit Thränen der Dankbarkeit von dieſem vierundzwanzigſtündigen Aufenthalt eines begeiſterten und ſympathiſchen amerikaniſchen Idealiſten geſprochen. Emerſon ſtärkte in dieſer Tiefſtimmung ihrem Manne das Bewußtſein, daß ſeine Worte dennoch nicht verloren waren. Denn den Widerſtand der ſtumpfen Welt hat ja Carlyle bitter und lange genug erfahren. Bis zu ſeinem zweiundvierzigſten Lebensjahre blieb ihm der Erfolg fern. Das Ehepaar hatte mit dringender Not zu kämpfen; ihr tägliches Nachtmahl war Hafergrütze; die Eſſays fanden keinen Wiederhall. Erſt die „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution“ und die Vorleſungen, die er 1837 begann (nach der Londoner Vorſtadt Chelſea übergeſiedelt) drangen durch.

Jener August-Tag aber, den Emerson in Carlyles Landhäuschen zubrachte, war der Beginn einer lebenslangen Freundschaft zweier verschieden gearteter, aber auf gleichem ethischen Grunde aufrichtig und wahrhaft emporwachsender Angelsachsen. Emerson war um 8 Jahre jünger, war die weiblichere, die sonnigere, geistigere Natur; Carlyle ist historischer und realer, ist wuchtiger und monumentaler. Beide haben der germanischen Welt Hoheitsvolles und Großes zu sagen gehabt. Beide haben nahezu gleichzeitig — Carlyle 1881, Emerson 1882 — wieder die Erde verlassen. In John Ruskin schuf ihr Geist weiter. Seit zwei Jahren ist nun auch John Ruskin tot. Und damit hat eine geistige Entwickelungslinie einen vorläufigen Schlußpunkt gefunden, deren Anfänge in Deutschlands geistiger und sittlicher Kultur gegründet sind. Denn von uns, von Deutschland (Goethe, Kant, Schiller, Jean Paul, Fichte, Novalis, Romantik) hat Carlyle seine entscheidenden Anregungen genommen. Seine ersten Vorlesungen (1837) waren Vorträge über deutsche Litteratur. Diesen modernen Idealismus wieder herüberzunehmen und in zeitgemäße, ortsgemäße Lebens- und Litteratur-Formen zu gießen, anknüpfend an die großen Tage unserer Litteratur, sollte der jetzigen deutschen Generation eine verlockende Lebensaufgabe sein.

Man treibe einmal mystisches Zahlenspiel und beachte Folgendes: um 1830, eben in jener Zeit, als drüben Carlyle und Emerson zu wirken begannen (Emersons erster Essay „Natur" erschien 1836), setzte bei uns, gleichzeitig mit Goethes Weggang und dem Niedergang der Romantik, die Kritik „Jungdeutschlands" ein. Es war, als hätte uns der Geist „heroischer Lebensführung", wie Ruskin sich ausdrückt, unterirdisch verlassen, um dort drüben aufzutauchen in jenen drei Denkern. Zugleich begann statt dessen, zum erstenmale wieder seit Lessing, ein starker französischer Einfluß, besonders auch von der politischen Seite her. Heine und Börne lebten meist in Paris. Auch der Materialismus der Comte und Taine, diese tendenziöse Vergröberung der naturwissenschaftlichen Forschungen zu einer untiefen Philosophie und Aesthetik („Milieutheorie"!), drang ein. Die Bühne wurde erst vom Sittenstück, dann vom Naturalismus verwüstet. In der wachsenden Presse hielten ein kokettes Geistreicheln und trivialer Kleinkram immer mehr Einzug. Der mächtige, ethisch und religiös gegründete Idealismus jener drei Propheten der germanischen Welt wurde als „Heroenkult" abgelehnt. Das Ankämpfen unserer mittleren litterarischen Talente von Gesundheit, besonders auch Schopenhauers, Wagners und Nietzsches, die vielfach belastet und zu Einseitigkeiten gedrängt wurden, unter mühsamer Auseinandersetzung mit den Theorieen unserer Vergangenheit, war nicht von siegreichem Einfluß. Wagners Musik zwar siegte allgemein, aber doch mehr ihrer technischen, dekorativen, theatralischen Seite nach; an Schopenhauer bemerkten Schwächlinge nur den sogenannten Pessimismus und Quietismus; Nietzsche hat Modejünger,

vor denen er noch höher in die Berge flüchten würde. Wir müssen, wir von heut, wir vom Jahrhundertanfang, bei Carlyle, Emerson und Ruskin uns bewußt werden dessen, was man, in unverträumter Art, deutschen Idealismus auch heute nennen kann. Wir müssen den Weg wieder finden zu den Geistes-, Gemüts- und Charakterwerten in uns, die einst als starke lebendige Volksmächte, als Segnungen der Erde, so sichtbar waren wie bei keinem anderen Volke.

Am 25. Mai 1803 wurde Ralph Waldo Emerson als Sohn eines amerikanischen Predigers zu Concord geboren, ist also in theologischer Luft groß geworden. Er hat darin, wie in manchem, mit Nietzsche einige Aehnlichkeit, zu dessen ätzender Art er im übrigen durch den unendlich positiven Zug von Optimismus und Herzensgüte geradezu eine Gegenstimmung bildet. Emersons Familie, die im Anfang des 17. Jahrhunderts in Amerika eingewandert war, wies durch acht Generationen hindurch Geistliche auf. Wie der Theologensohn Nietzsche ist auch Emerson, nach seines Vaters frühem Tode, von Frauen erzogen worden, freilich sehr tapfer und ohne alle Weichlichkeit. Wie Nietzsche ist auch Emerson, nach Niederlegung seines theologischen Berufes, einer der wahrhaft freiesten Geister Amerikas geworden, frei allerdings nicht im Sinne eines unfreien Schlagwortes, frei im Sinne festen Gebundenseins in einem tief erfaßten Weltgeist, in einer alles durchdringenden Weltseele.

Sein äußeres Leben bietet nichts Auffallendes. Emersons beide älteren Brüder starben in jüngeren Jahren; der eine war vorübergehend geisteskrank; ein anderer Bruder blieb zeitlebens schwachsinnig. Auch Emersons Gattin, die er mit ihren blühenden siebzehn Jahren kennen lernte und ein Jahr darauf heiratete, starb nach ganz kurzer Ehe. Sie war eine ungewöhnliche Schönheit, auch geistig reichbegabt. „Sie hat mich nie und durch nichts enttäuscht außer durch ihren Tod," schreibt Emerson. Im Jahre 1835 vermählte er sich zum zweiten Male mit einer weiter nicht hervortretenden Frau, die ihm drei Kinder schenkte. Der älteste starb mit 8 Jahren, der zweite ist Arzt in Concord, wo auch Emerson geboren und gestorben ist (am 27. April 1882). Außer einigen Reisen in Europa und Vortragsreisen in Nordamerika wurde das gleichmäßige Leben dieses vornehmen Philosophen und Schriftstellers nicht bedeutsam unterbrochen.

Innerlich aber um so mächtiger von Jahr zu Jahr wuchs nun das geistige Leben an, das sich in Concord selbst, rund um Emerson herum, zu entfalten begann. „Die feinste Blüte geistiger Kultur Amerikas," schreibt Eduard Engel („Engl. Litteraturgesch.") „erwuchs in einem vor seiner Glanzzeit so wenig wie Weimar vor der seinigen bekannten Städtchen: Concord, nahe bei Boston; und der Mittelpunkt jenes auch sonst mit den großen Weimarer Menschen zu vergleichenden Kreises heißt Emerson, der Weise von Concord. Dem Städtchen fiel ein besonderes Los: es war während eines Menschenalters Amerikas wahre

geistige Hauptstadt, und sein Friedhof, auf dem Emerson, Thoreau und Hawthorne ruhen, ist ein Wallfahrtsort für Nachgeborene."

Da weilte der bedürfnislose Einsiedler und Träumer Henry Thoreau, der Verfasser des eigenartigen Buches „Walden", worin sich gedanken- und stimmungsreich sein Leben in einer Blockhütte des Urwaldes wiederspiegelt. Da war die bedeutende Frau Margaret Fuller, der die Amerikaner eine der besten Schriften zur Frauenfrage und die erste Uebersetzung von Goethes Gesprächen mit Eckermann verdanken. Da war der Erzähler Nathaniel Hawthorne, die Schriftstellerin Louisa Alcott, ihr Vater Bronson Alcott, einer von Emersons nächsten Freunden. Auch mehrere tüchtige Abgeordnete und Künstler hat übrigens das Städtchen mit seinen kaum 3000 Einwohnern in das amerikanische Geistesleben abgegeben. Bedeutende oder nur neugierige Besucher, auch aus Europa, fehlten nicht. Das alte Ulmenstädtchen war, in fast greifbarem Sinne, die magnetische Stätte, an der sich die geistige Kraft des überlärmten, rastlosen Amerika wie auf unterirdischen Wegen und Adern sammelte, um geläutert wieder herauszusprudeln und durch Generationen ein Segen zu werden!

Nur langsam freilich drang auch Emerson durch. Von seinem ersten Buche, dem stimmungstiefen Essay „Natur" (1836), wurden in 12 Jahren nur 500 Stück verkauft. Heute ist auch er einer der verhältnismäßig meistgelesenen Schriftsteller. Schon 1860 stand er auf der Höhe seines Ruhmes: die erste Auflage seiner Essay-Sammlung „Lebensführung" war in zwei Tagen vergriffen. Der Amerikanismus zwar, mit all seinem Getöse, rollt breit und laut und voll Thatkraft weiter; das sichtbare Bild Amerikas wird durch Weise und Philosophen nicht verändert, ebensowenig wie Carlyles oder Ruskins Seherworte das Chamberlainsche England sichtbar umfärbten. Aber diese idealen Geheimkräfte sind doch wenigstens in fester Form vorhanden, sind doch wenigstens an der zunächst stillen Arbeit. Sie werden eines Tages, in entscheidenden Stunden, als Macht sichtbar heraustreten oder mittelbar mitwirken, niemand kann wissen, wie und wo. Das gilt auch für uns.

Bei uns ist Emerson lange nicht besonders beachtet worden. Der feine Stilist Herman Grimm versuchte vor vier Jahrzehnten diesen tieferen Essayisten bei uns einzuführen; auch sonst sind schon früher etliche Uebersetzungen (Spielhagen) erschienen. Aber solche Bemühungen waren verfrüht. Heute regt es sich. Der ausgezeichnete Uebersetzer Karl Federn hat in der billigen Hendelschen Sammlung (Halle) drei Bändchen Essays, mit guten Einleitungen, veröffentlicht, darunter ein Emersonsches Hauptwerk, die „Repräsentanten der Menschheit" (1850), die von Carlyles wuchtigen Vorlesungen „Helden und Heldenverehrung" (1840) angeregt sind. Aus demselben Verlage sind Federns sehr ansprechende „Essays zur amerikanischen Litteratur", denen ich zumeist die obigen Daten entnommen, warm zu empfehlen. Der bekannte Verlag von Eugen Diederichs

(Leipzig) beginnt gleichfalls mit der Herausgabe einiger (von Schoelermann übersetzten) Emersonschen Essays (oft etwas gekürzt); im Verlag von J. C. C. Bruns zu Minden ist kürzlich die „Lebensführung" erschienen, wieder übersetzt von dem tüchtigen Karl Federn; auch Reclam hat einige Bändchen Essays. Bequeme Gelegenheit also, einen herrlichen Menschen und Weisen kennen zu lernen, fehlt unsern deutschen Lesern längst nicht mehr. Und mir will scheinen: je voller und breiter nun auch bei uns ein immer „moderner" werdender Amerikanismus in der Oeffentlichkeit zur Macht wird, um so rüstiger und rascher müssen wir gleichzeitig auf die Entfaltung ganz ebenso moderner, ganz ebenso daseinsberechtigter und herrschaftsberechtigter Kräfte geistiger, sittlicher, wahrhaft künstlerischer Art bedacht sein.

Eine Aussprache über den Amerikaner Emerson ist also eine Sache, die jeden einzelnen von uns unmittelbar angeht.

* * *

„Nichts ist ordinärer als Eile" — mit diesem unamerikanischen Satze sei von einer ganz unscheinbaren Ecke aus eingetreten in Emersons Welt. Diese feste, kühle, besonnene Variation unseres „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" als Grundton in der Lebensanschauung eines modernen, lebensvollen Amerikaners zu vernehmen, thut wohl und wirkt mit einem Schlage beruhigend. „Der Reiz des feinen Betragens, der Selbstbeherrschung, der Güte, Ruhe und Heiterkeit sind das Abzeichen des Gentlemans, die Ruhe der Kraft. Die griechischen Schlachtszenen sind ruhig; die Helden behalten in dem heftigsten Gewühl ihre heitere Haltung; wie wir vom Niagara sagen, daß er ohne Eile fällt. Ein frohes und heiteres Gesicht ist das Endziel der Kultur."

Emersons freundliches, ein wenig an Richard Wagner erinnerndes, ruhigfestes Angesicht strahlt uns aus diesen Worten entgegen. Damit ist seine Stellung gegenüber der amerikanischen und modernen Aufregung klar und scharf ausgesprochen. Grundbedingung des Verständnisses seiner Geisteswelt ist es, daß wir uns mit ihm zu sammeln und zu isolieren wissen, fest und geschlossen unser Ich heraushebend aus dem Strom der wilden Schwimmer, mit einem Willensruck uns losreißend aus dem Fieber des modernen, so vielfach ungesunden Werktags. „Wir brauchen Städte als die Zentra, in denen die besten Dinge gefunden werden, aber Städte erniedrigen uns zugleich, indem sie armselige Kleinigkeiten wichtig machen . . . Das sind nicht Menschen, sondern wandelnder Hunger, Durst, Fieber und Begierden. Wie ist es nur möglich, daß Menschen weiterleben können — so ziellos, wie sie sind? Wenn ihre pfefferkorngroßen Ziele erreicht sind, dann ists, als ob der Kalk in ihren Knochen allein sie noch zusammenhielte und nicht etwa ein Streben nach irgend etwas Hohem oder Wertvollem. Es giebt keinen Glauben mehr an eine intellektuelle, an eine sittliche Welt. Man

glaubt an die Chemie, an Speisen und Wein, an große Vermögen, an Maschinerieen, an die Dampfmaschine, an galvanische Batterieen, Wasserräder, Nähmaschinen und an die öffentliche Meinung, aber niemand glaubt mehr an göttliche Urkräfte. Infolge dieser Wandlung, und weil im Augenblick kein religiöses Genie auftrat, das neben der ungeheuren materiellen Aktivität Bedeutung gewinnen konnte, ist ein Gefühl herrschend geworden, daß es mit der Religion zu Ende sei."

Aber mit Kritik und Klage hält sich Emerson nicht auf. Er gebraucht sie nur zur Erläuterung. Er hat, statt Theorieen über unsere Verderbnis aufzustellen — wie das in Deutschland die unfruchtbarste, gehässigste und leider größte Partei thut — mit sich selber angefangen, ein anderer zu sein. Und nun strahlte er sein geläutertes Wesen einfach aus. Dies — man könnte sagen: echt amerikanisch-praktische, von keinen Systemen einer schwer lastenden Vergangenheit beladene Mit-sich-selber-Anfangen, dieses Thun des göttlichen Willens vom inneren Erlebnis aus, das ist das Befreiende an Emerson. Es ist ein Vorgang, der in der germanischen Welt sowohl in Kant als auch in Luther, zuletzt bei Goethe und den besten Weimarer Geistern in ihrer Art Vorläufer hat. Es ist Luthers Auffassung des „Glaubens" als einer den Menschen durchdringenden, belebenden Lichtkraft und verwegenen „Zuversicht auf Gottes Gnade".

„Ich sehe keinen anderen Weg des Friedens," verkündet er mit germanischem Individualismus, der den Worten Christi nicht widerspricht, „als das Lauschen auf die Stimmen der eigenen Brust. Möge der Mensch allzuvielen Umgang aufgeben, viel zu Hause sein und sich in Bahnen stärken, die ihm als die rechten erscheinen. Das unentwegte Festhalten an schlichten und hohen Vorsätzen bei niederen Pflichten stählt den Charakter zu solcher Härte, daß er, wenn es nötig ist, mit Ehren bestehen kann, auch im Kampfe oder auf dem Schafott!" Er empfiehlt, die Einsamkeit wie eine Braut zu umfangen, fügt aber hinzu: „Nicht die örtliche Absonderung ist das Entscheidende, sondern die Unabhängigkeit des Geistes von der störenden Umgebung, und nur insofern als der Garten, das Häuschen, der Wald und die Felsen eine Art räumlicher Hilfsmittel sind, gewinnen sie ihre Bedeutung. Poeten, die in großen Städten gelebt haben, sind dennoch Einsiedler gewesen." Ja, er erweitert diese Einsiedelei zur Zweisiedelei und Mehrsiedelei durch die Bemerkung: „Ich sage Einsamkeit, um den Charakter der Gedankenstimmung, die ich meine, zu bezeichnen, aber wenn diese Einsamkeit zwischen zwei und mehr Menschen geteilt werden kann, wird sie reicher an Freuden und nicht minder vornehm sein." Denn die Einsamkeit ist ja nur Hilfsmittel zu einer um so mehr erweiterten Thätigkeit. „Die Einsamkeit entfernt den Zwang aufdringlicher und lästiger Forderungen des Augenblicks und läßt umfassenderen und menschlichen Beziehungen Raum. Der Heilige und der Dichter (auch der Forscher, wie er an anderer Stelle hervorhebt) suchen ungestörte Einsamkeit um der allgemeinsten

und öffentlichen Ziele willen." Die Einzelexistenz ist für Menschen von wahrhafter Bildung nicht mehr das Wichtigste, sondern wichtig ist das Gedeihen der Gesamt-Persönlichkeit und des Gesamt-Volkes. Es ist Gepflogenheit großer Menschen, von Zeit zu Zeit als Wohlthäter unter die Menge zu treten und im übrigen der Einkehr, Einsammlung, Verarbeitung und Vergeistigung der Dinge zu leben und so nur um so mächtiger zu wirken. An Erlebnissen fehlt es nirgends.

Jedem von uns, der Willen hat, steht es frei, diesen Weg zu gehen. Die Tugenden und Thaten, die je auf diesem Erdball aufleuchteten, sind nicht aufgebraucht. Habe Du nur Mut und Tapferkeit genug, jetzt und hier und mit Dir und Deinem kleinen Umkreis anzufangen, in aller Ruhe, ohne Hast! Jede Minute ist Repräsentant der Ewigkeit, wie Goethe zu Eckermann sagt.

Festgewurzelt Selbstvertrauen, das mit Gottvertrauen gleichbedeutend ist — denn wir sind Ausstrahlungen Gottes — ist also eine erste Tugend bei dieser Sammlung und Einkehr. Wir sind nicht in irgend einer Vergangenheit mit schön tönenden Namen — über den Unwert der Historie als solcher denkt Emerson ähnlich wie Nietzsche — wir sind hier. „Mit der Zeit lernen wir wohl auch, daß es hier am besten ist. Achte Du nur vor allem darauf, daß Du selbst hier bist!" ... „Wenn es jemals einen wahrhaft Guten gab, so können wir sicher sein, daß es auch einen zweiten gab und noch viele geben wird" ... „Der Held muß sich überall zu Hause fühlen, wo er auch sei, und durch seine eigene Sicherheit allen anderen Wohlbehagen einflößen. Der Held darf er selbst sein" ... Ganz wie Goethe sagt (Tasso): „Mein Freund, die goldene Zeit ist wohl vorbei, allein die Guten bringen sie zurück" — sagt auch Emerson: „Ein großer Mann macht sein Land groß in der Einbildungskraft der Menschen, und seine Luft atmen gern die edelsten Geister; das ist das schönste Land, worin die schönsten Seelen wohnen." Ganz ähnlich Ruskin: „Das ist das reichste Volk, das möglichst viele Persönlichkeiten hat." Und mit demselben Allvertrauen sagt Emerson: „Nach der Unsterblichkeit ist die wohlbeschäftigte Seele nicht neugierig. Es ist alles so gut, daß sie gewiß sein darf, daß auch künftig alles gut sein wird. Sie stellt der höchsten Macht keine Frage." Oder an anderer Stelle, noch schärfer: „Sobald das Dogma von der Unsterblichkeit als etwas Besonderes gelehrt wird, ist der Mensch schon gefallen. In den Fluten der Liebe, in dem ehrfürchtigen Emporschauen der Demut wird nach keiner Fortdauer gefragt — denn wir sind ja, hier, jetzt, immer, im Strome ewigen Lebens. Trachte Du danach, Deinen Zustand, Dein Wesen zum Einklang zu bringen mit dem göttlichen All, jetzt, hier und immer!"

Dies alles ist Ausstrahlung aus dem Zentrum eines starken Glaubens von erhabener Einfachheit. „Feiglingen will Gott sich nicht offenbar machen", sagt Emerson im Essay, der von der alldurchdringenden und allerschaffenden Weltseele (oversoul) spricht, deren Einströmungen wir bloß kraftvoll und bewußt still-

zuhalten brauchen. Ich will über diese Gottes-Auffassung Emersons nicht weiter sprechen, aus Furcht, in den ganzen langen Kometenschwarm scholastischer Theorieen und Definitionen zu geraten, die allemal Beweis sind mangelnder religiöser Seelenkraft. Emerson ist Leben. Seine Gottes-Auffassung erinnert etwa an Fechner, an den Pantheismus, an unsere deutschen Mystiker. Die betreffenden Ausführungen sind nur Hilfsmittel, um eine Sache klar zu machen, die nicht bewiesen, die nur erlebt werden kann. Der Glaube ist ein Zustand. Einem Aufgeregten kannst Du diesen Zustand einer im Göttlichen gefestigten, inneren Ruhe nicht durch Verstandeskünste beweisen: strahle Dein Wesen aus, sei es in Litteratur, sei es im Leben, aus allen Worten und noch mehr zwischen den Worten, durch Deine ganze Lebenshaltung, unhastig strahle Du Dein Wesen aus: — und Du selber bist leuchtender Beweis, bist lebendiger Beweis! Ein Mann, dem dies Geheimnis aufgegangen, daß ja da in ihm drin, da in seinem unmittelbarsten Willensbereich Gottes Urkraft samt aller Wahrheit, Schönheit, Güte, Liebe allezeit herrlich nahe ist, nein: in ihm ist, in ihm wirkt und schon längst nach Aufmerksamkeit an unser Bewußtsein pocht — der Mann solcher einfachsten und schwersten aller Entdeckungen leuchtet auf vor jähem Glück. Und so auch Emerson. Erhaben und freudig zugleich schließt sein Aufsatz von der Weltseele: „Ruhig wird der (zum Gottesbewußtsein erwachte) Mensch dem morgigen Tage die Stirn bieten, mit der ganzen Gelassenheit jenes Vertrauens, das da Gott mit sich trägt und die ganze Zukunft bereits im Grunde des Herzens hat."

Eine unbarmherzige innerste Wahrhaftigkeit ist zu solchem Einströmen göttlicher Kräfte nötig. Wie kann ich mich mit Eitelkeiten vor Gott verstecken, der in mir ist? Das mag in der Gesellschaft von Mensch zu Mensch Gebrauch sein, wir aber sind ja in der Einsamkeit einer offenen Sternennacht, aus der ein ganzes Weltall wie ein Gottesauge auf uns herniederfunkelt und hereinschaut. „Wenn wir wollen, daß unser Wort und unser Thun erhaben sein soll, dann muß es wahrhaft sein und aus unserem Wesen entspringen . . ." „Wenn das Leben des Menschen vorrückt, wächst sein Verlangen nach Wahrhaftigkeit, während sein Wunsch, getäuscht und unterhalten zu werden, abnimmt. Junge Leute bewundern Talente und einzelne hervorragende Eigenschaften. Wenn wir älter werden, schätzen wir das totale Vermögen und die Gesamtwirkung, den Geist, die Summe der Eigenschaften eines Menschen." Die Mätzchen fallen ab, die Täuschungsversuche den Menschen gegenüber verwelken: immer mehr strahlt mit der Zeit in der Lebens- und Weltgeschichte Wert oder Unwert des einzelnen oder eines Volkes in blanker Nacktheit hindurch. Schön spricht auch der aufrichtige Carlyle von der „elementaren Herzens-Aufrichtigkeit" des prächtigen Robert Burns. Es ist das Entzücken kleiner Menschen und Talente, uns zu blenden, zu täuschen, ihr persönliches Ich durchzusetzen: kommt der gute, klare, wahre große

Mensch durch diese Summe von Schein und Irrtum gewandelt, so geht ein Aufatmen durch uns alle. „Ich bin Wahrheit", sagte Jesus mit einer monumentalen Schlichtheit, mitten hinein in das selbstsüchtige, kleinliche, gehässige Wortemachen der Schriftgelehrten Jerusalems. „Ich bin das Leben", sprach er. Und so sagt Emerson: „Aber inmitten dieses allgemeinen Kicherns der geheimen Ueberlegenheit und Selbstbeglückwünschung geht eine Gestalt vorüber, die selbst Therfites lieben und bewundern kann. Der ist es, der uns den Weg führen muß, den wir zu gehen haben. Seine Hilfe ist eine unendliche. Große Männer werden uns eine Art Augensalbe, die uns von der Verblendung der Ich-Sucht befreit. Die Großen schreiten durch alle Moden hindurch, sie sind die Erlöser aus all jenen Irrtümern, sie schützen uns vor den Zeitgenossen . . ." „Wir brauchen nur viel mit einem Manne von kraftvollem Geiste zu sprechen, und wir werden uns sehr rasch gewöhnen, die Dinge in demselben Lichte wie er zu betrachten. Denn alle geistige und sittliche Kraft ist ein positives Gut, und sie geht von Dir aus, Du magst wollen oder nicht, und nützt mir, an den Du noch nie gedacht hast. Ich kann gar nicht von persönlicher Kraft irgendwelcher Art, von großer Leistungsfähigkeit hören, ohne von frischer Entschlossenheit durchdrungen zu werden . . ." „Die Welt wird durch die Wahrhaftigkeit guter Menschen erhalten; sie sind es, die diese Erde gesund und heilsam machen."

Damit sind wir zu jenem Kapitel Emersonschen Denkens gekommen, das gemeinhin allein von ihm und Carlyle bekannt ist: zu seinem „Heroenkult", zu seiner Verehrung großer Menschen. Im obigen Zusammenhange betrachtet ist uns diese Verehrung eine Selbstverständlichkeit. Emersons Lebensanschauung ist, wie ich schon sagte, keine zusammenhängende Theorie, kein Ismus, kein System: sie ist meist aphoristische Ausstrahlung, in Essays, dessen, was in ihm lebt. Und so sind ihm auch die Beispiele in der göttlichen Schöpfung, die vorbildlichen, lebendigen Menschen, viel wertvoller als die Formulierungen und Paragraphen einer Schöpfungs-Grammatik, als die philosophischen und theologischen Systeme. Der lebendige Blick auf eine Siegfriedsnatur erzieht unmittelbarer als das Auswendiglernen sämtlicher Gebote, die zu befolgen sein dürften, falls man Siegfriedsfreudigkeit erlangen wolle. Gebote belasten, Drill verdüstert. Anschauung aber belebt. Wenn der lebendige Erzieher selber Wärme ausstrahlt, so thut er ganz allein das Beste — nicht die Grammatik, nicht das Dogma, nicht das System, die alle drei immer und überall traurige Behelfe sind an Stelle lebendiger Kraft.

Große Menschen sind ja nun solche Menschen, in denen die Flammenkräfte der Natur und die Flammenkräfte Gottes — das ist für Emerson kein Widerspruch — ganz besonders lebendig und mächtig sind. Sie teilen unserem Feuerchen mit von ihrem großen Feuer. Darum ist „die Suche nach großen Menschen der Traum der Jugend und die ernsteste Aufgabe des Mannesalters". Denn „wir

können keinen noch so flüchtigen Blick auf einen großen Menschen werfen, ohne irgend einen Gewinn daraus zu ziehen", sagt Carlyle. Und Jean Paul, in einem herrlichen Bilde: „Ein Mensch, den die Sonnennähe eines großen Menschen nicht in Flammen und außer sich bringt, ist nichts wert" (Hesperus). Und noch plastischer Emerson in seinem allumfassenden Monismus, in dem Elemente und Geist eins sind, vom kleinsten Atom bis zum tiefsten Gedanken: „Jeder Mensch ist ein Bündel von Blitzen. Alle Elemente strömen durch seinen Organismus, er ist Flut von der Flut und Feuer vom Feuer. Ein rechter und vollkommener Mensch müßte bis zum Zentrum des Sonnensystems empfunden werden. Aus einem großen Herzen strömen endlos geheime magnetische Ströme, die große Ereignisse heranziehen." Emerson ist tief überzeugt von dieser mystischen Wechselwirkung zwischen bedeutenden Menschen und bedeutenden Ereignissen, überhaupt zwischen Einzelmensch und Schicksal. Die Religionen der Welt erzählen viele Beispiele von der magnetischen Macht des Gebets. Gebet ist außerordentlich verstärkter Wille, der sich mit dem Weltwillen verbindet und so eine Macht wird — allerdings gerichtet auf Güter von innerem Wert. Und solche magnetische Gebetskraft ist im bedeutenden Menschen. „Es ist unglaublich, welche Kraft unter Umständen der Wille hat," sagt ja schon Goethe, „er durchdringt den Körper und versetzt ihn in einen Zustand der Aktivität, der alle schädlichen Einflüsse abhält." Und Emerson: „Die Aufgabe des Menschen erhält ihn am Leben. Ein hohes Ziel ist heilkräftig. Ein hohes Ziel wirkt auf die Mittel, auf die Tage, auf die Organe des Leibes zurück." Hier sind wir in jener geheimnisvollen Region, in der das Flechtwerk des Geistes mit dem Körper zusammenhängt. Solche Kraft ist geradezu körperlich ansteckend; sie entspringt aus dem Lebenszentrum, sie wirkt wie Elektrizität auf das Lebenszentrum des Berührten. Ihr letztes Zentrum ist die Urkraft Gottes und des Alls. Dem gereiften Geist erscheint der große Mensch „als ein Exponent eines gewaltigen Geistes und Willens. Das dunkle Ich wird transparent: es ist durchleuchtet vom Licht des Urgrundes." Ist das nicht der Geist des Johannes-Evangeliums, etwa Kap. 17, wo Jesus in verklärtem Gebet hoheitsvoll sagt: „Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleich wie wir eins sind. Ich in ihnen, und Du in mir!" Ja, dies ist die gewaltigste Einheit, der einzig mögliche Monismus.

Den landläufigen Irrtum, als schlösse dieser „Heroenkult" eine Vernichtung der „Masse" in sich, brauchen wir nach allem Gesagten nicht zu widerlegen. In uns allen steckt ein Stück „Masse", möchte ich sagen; aus unseren trivialen Kämpfen, Leiden, Kleinigkeiten, Alltäglichkeiten wächst in uns, wie aus Dünger, mühsam die Edelpflanze des höheren Menschen lichtwärts. Die edleren Partieen in uns kämpfen gewissermaßen ununterbrochen mit den niederen Teilen und Trieben; aus solchem nützlichen Kampf besteht die Bewegung, die wir Leben nennen; es ist ein Hin und Her, ein Austauschen, ein Geben und Nehmen —

langsam und sicher aber reift darin der Lichtleib und Lichtgeist. So mag es wohl auch sein zwischen dem Massentum einer Nation und den Edelmenschen einer Nation; der Kreis und Kampf sind nur weiter geworden. Auch das Siegen in beiden konzentrischen Kreisen bewegt sich auf derselben Linie. Sorgen wir vor allem, daß wir die Massen in uns bekämpfen, die anderen da draußen sind dann von selber machtlos! Emerson hat zwar diesen Gedanken nicht herausgearbeitet; es fehlt sogar nicht an schärfsten und berechtigten Ausfällen wider die Massen der Sansculotten und Lazzaroni (Lebensführung S. 207). Aber das Tauschverhältnis zwischen Massen und Edelmensch ist ihm denkbar bewußt gewesen, wie besonders aus dem Schluß seines einleitenden Aufsatzes zu den „Repräsentanten der Menschheit" hervorgeht. Hochmut wider die Massen und Gehässigkeit irgendwelcher Art wären Unreife. Wenn Emerson überhaupt das Wort „Massen" in den Mund nimmt, so geschieht es zu einer gelegentlichen Abwehr. Ueberreiztheit kennt dieser gesunde Geist nicht.

Wahrhaftigkeit, tapferes Selbstvertrauen, tiefgründiges Gottvertrauen, freudige Willenskraft — das sind Grundlagen der Emersonschen Glaubensstimmung. Dazu kommt die geistige Gesundheit. Carlyle schreibt einmal über Goethe an Emerson: „Ich will Ihnen mit einem Worte sagen, warum ich Goethe liebe: er ist der einzige gesunde Geist, der seit Generationen in Europa erstanden." Und er fügt hinzu — was man mit unserer obigen Betrachtung über den steten Kampf mit Inwelt und Umwelt in Beziehung bringen mag —: „Eines Tages werden Sie einsehen, daß dieser sonnig dreinschauende, freundlich-höfliche Goethe in sich verschleiert ein Prophetenleid trug,. tief wie das Dantes. Kein Mensch kann so sehen, wie er sah, der nicht gelitten und gekämpft hat, wie selten ein Mensch es gethan." Ein so überaus gesunder Geist ist auch Emerson, dem kaum ein Pilzstäubchen der jetzt breit über uns hinwuchernden Dekadence und Entartung anhaftet, obwohl in einigen Vorträgen (z. B. Macht, Reichtum) etwas amerikanische Härte stört. Diese Gesundheit hat ihre Wurzeln in dem bereits erwähnten freudigen Weltvertrauen und Gottvertrauen. „Nichts nährt den Menschen wie wahrhafte Freude. Die Freudigkeit des Gemüts zeigt des Menschen Kraft. Alle gesunden Dinge sind froh und süß. Das Genie schafft spielend, Güte lächelt bis zuletzt; und zwar darum, weil jeder, der das Gesetz erkennt, das die Welt durchströmt und lenkt, niemals verzagt, sondern stets mit neuen großen Wünschen und hohen Bestrebungen beseelt wird. Wer verzagt, verrät damit, daß er das Gesetz nicht erkannt hat." Oder, fügen wir hinzu, eingedenk der Verfinsterungen, denen selbst die Größten manchmal ausgesetzt sind: verrät damit, daß er in diesem Augenblicke den elektrischen Anschluß an die ewige Kraftquelle verloren hat. „Kraft wohnt bei den Fröhlichen; Hoffnung macht uns arbeitsfreudig, während die Verzweiflung keine Muse ist und die thätigen Energieen verstimmt und abspannt. Jeder Mensch sollte das Glück des Lebens

und der Natur für uns vermehren oder er wäre besser nie geboren." Der Anschluß ans Göttliche, die Ehrfurcht vor dem Weltgeist giebt Kraft und ist Kraft. „Es ist zweifellos, daß die Ehrfurcht von übermächtiger Bedeutung für die Gesundheit des Menschen und die Entfaltung seiner höchsten Kräfte ist, so daß sie gewissermaßen als die Quelle seines Intellekts behandelt werden kann. Alle großen Zeiten sind Zeiten des Glaubens gewesen. So oft irgend welche außerordentlichen Kräfte in Thätigkeit waren, wenn große nationale Bewegungen begannen, wenn die Künste sich entwickelten, wenn Helden auftraten, wenn Gedichte gemacht wurden, dann war es den Menschenseelen ernst um das, was sie thaten, sie hatten ihre Gedanken auf geistige Wahrheiten gerichtet, mit ebenso sicherem Griff wie der Griff der Hände am Schwert, am Stift oder am Meißel. Der Genius kommt immer von den Bergen der Wahrhaftigkeit her. Alle Schönheit und Kraft, nach der Menschen dürsten, werden in diesem Hochgebirge geboren. Jeder außerordentliche Grad von Schönheit an einem Manne oder Weibe muß ein sittliches Element einschließen" ... Und, immer mit dem Blick auf den ganzen Menschen, sagt er an anderer Stelle: „So innig ist die Verbindung von Geist und Herz, daß allenthalben mit dem Charakter auch das Talent verfällt."

Damit sind wir auf dem Gebiet der Aesthetik. „Alle Ethik ist zentral" — das ist ein Kernsatz von Emerson; von innen her wird der gereifte, geläuterte, wohlerzogene Mensch nach allen Seiten, in alle Organe hinein, durchleuchtet. So ist auch die Kraftquelle des Dichters, d. h. des Menschen, der in Bildern und Gestalten zu uns spricht, keine andere als die des sonstwie bedeutenden, guten, wertvollen Menschen. Es giebt nur eine Kraft durch die Welt hin; wertvoll wird das dichterische Talent erst dann, wenn der dahinter stehende Mensch durchflutet ist von dieser Kraft. „Ein königlicher Zug gehört dem Dichter an: ich meine seine Fröhlichkeit, ohne die ein Mensch kein Dichter sein kann" .... „Die wahren Sänger sind immer um ihre feste und fröhliche Gemütsstimmung berühmt geworden." Man fasse das natürlich in Emersons Geiste und denke dabei nicht an Spaßmacher: hinter allem äußeren Schmerz dieses unseres Gestirns, ja dann erst recht, leuchtet wie durch Regen die Sonne einer verdeckten Glaubenskraft und Gestaltungsglut, falls der Dichter nicht nur schimmerndes Talentchen, sondern Mann und Held ist. „Die Welt ist mit Göttlichkeit und Ethik gesättigt": der Dichter aber saugt mit tausend Fäden aus der Welt Kräfte ein, er ist allen Zeitgenossen und Vergangenheiten und der ganzen Natur verschuldet, viele haben ihm vorgearbeitet, andere rund um ihn her arbeiten mit: „ja, man möchte fast sagen, daß die Macht höchster Genialität darin bestehe, daß ihr alle Originalität fehle, daß sie vollkommen aufnehmend bleibe, alles die Welt thun lasse und nur den Geist der Stunde ungehindert durch den eigenen Geist wirken lasse." Goethe bekennt ja von sich Aehnliches. Es ist auch hier Vorbedingung des Wirkens ein feinbedächtiges Stillhalten; ein Lauschen auf das Weben und

Wollen des Weltgeistes ist es, was den großen Dichter ausmacht; sein Herz und Wesen ist eine rein gestimmte Harfe: der Weltgeist weht mit tausenderlei Bildern und Eindrücken hindurch und bringt die Harfe zum Klingen. Carlyle veranschaulicht das einmal sehr schön: „Die Griechen fabelten von Sphären-Harmonie; es war das Gefühl, das sie von dem inneren Bau der Natur hatten, daß die Seele aller Aeußerungen und Kundgebung der Natur vollkommene Musik sei. Poesie wollen wir also musikalisches Denken nennen. Ein Dichter ist der, der in dieser Weise denkt. Im Grunde kommt es auf die Macht des Geistes an; eines Mannes Aufrichtigkeit und Tiefe des Blicks ist es, was ihn zum Dichter macht. Blicke Du tief genug und Du blickst musikalisch, der innerste Kern der Natur ist Musik. Der dichterische Rhythmus ist eine Art Gesang. Alles, was aus der Tiefe quillt, ist Gesang." Das gestaltende Element wird freilich bei dieser plastischen und nur etwas lyrischen Auffassung Carlyles nicht weiter betont. Im Mittelpunkt steht bei ihm wie bei Emerson das, was in der That die Hauptsache sein sollte, das Eine, was not thut: der geöffnete Blick in das Ewige, in die Harmonie der Dinge. „In allen großen Dichtern," sagt Emerson, „ist eine allgemein menschliche Weisheit, die höher steht als alle ihre Talente. Das Menschliche ist es, das aus Homer, Shakespeare, Milton u. s. w. herausleuchtet. Die Allwissenheit strömt in den Intellekt und erzeugt das, was wir Genie nennen. Die Wahrheit ist ihnen genug. Sie wurden zu Dichtern infolge des freien Strömens, das sie der bildenden Weltseele gestatteten, die nun die Dinge, die sie selbst geschaffen, durch des Dichters Augen wiederschaut und segnet." Ist es nicht eine herrliche Anschauung, die sich in diesem letzten Satze bekundet? Wir begreifen wohl, wenn einmal Emersons englischer Geistesbruder, den ich fortwährend zum Vergleich heranhole, Carlyle, undichterischen Zeiten zuruft: „Derer, die darauf Anspruch machen, Dichter zu heißen, sind viele; und einem ernsten Leser ist es ein recht trauriges, um nicht zu sagen unerträgliches Geschäft, Reime zu lesen, Reime, die keine innere Notwendigkeit hatten, gereimt zu werden. Ich würde allen Menschen raten, die ihre Gedanken aussprechen können, sie nicht zu singen und einzusehen, daß in einer ernsten Zeit, unter ernsten Menschen keine Veranlassung für sie vorliegt, sie zu singen." In solchen Zeiten sind bedeutende Männer, die uns in Prosa-Worten den Schleier von den Dingen abheben und so die Verbindung mit den inneren Harmonieen der Welt herstellen, die wahren Dichter: Emerson und Carlyle waren solche Dichter. Noch einmal und immer wieder: Verse machen und Verse lesen ist an und für sich nicht wichtig, ist Kurzweil wie andere feinere Kurzweil, aber das Erwachen des inneren Menschen zu alle den leuchtenden Lebensäußerungen, die wir im Verlaufe dieser Betrachtung an Emersons Hand dargethan, ist von fundamentaler Wichtigkeit. Nur Dichter, die solche Menschen sind, haben Kulturwert; und nur solche Menschen können große Dichter sein.

Emerson ist der folgerichtigen Meinung, daß das Weltganze selber Poesie sei, Ethik sei, Religion sei — wir brauchen bloß zum Bewußtsein und Blick dafür zu erwachen und diese Göttlichkeiten und Schönheiten mit Wurzelfäden einzusaugen. „Die Atome sind von Uranfang für sittliche Ziele geschaffen und vorausbestimmt, sie streben nach Gerechtigkeit; und Recht ist der Schluß aller Ereignisse. Religion oder Gottesdienst ist die Haltung derjenigen, die diese Einheit, diesen intimen Zusammenhang, diese Wahrhaftigkeit der Welt erkennen können." Der ehemalige unitarische Geistliche stellte sich mit Bewußtsein abseits von der offiziellen Religion. „Ich kann nicht finden, daß die Religionen der Menschen von heute ihnen viel Ehre machen; ich finde sie entweder kindisch und bedeutungslos oder unmännlich und entnervend. Das Verhängnisvolle ist die Trennung der Religion und der sittlichen Anschauungen. Niemals gab es solche Leichtfertigkeiten im Glauben; man denke nur an all die heidnischen Erscheinungen in der Christenheit, die pomphaften Rituale, die Rückschritte zum Papsttum, die Verrücktheiten des Tischklopfens" (das Gesundbeten!) . . . „Ich glaube nicht, daß dieses Uebel durch irgend eine Umbildung der theologischen Dogmen geheilt oder aufgehalten werden kann, und noch viel weniger durch geistige Disziplin. Vergeßt eure Bücher und Traditionen und gehorcht eurer sittlichen Erkenntnis, der Erkenntnis dieser Stunde. Das, was mit den Worten „sittlich" und „geistlich" ausgedrückt wird, ist etwas Wesentliches und Dauerndes, und mit was für Illusionen wir es auch belastet haben mögen, es wird die Worte sicherlich in jedem Zeitalter zu ihrer alten Bedeutung zurückbringen." Emerson vertraut auf das Ethische und Religiöse, das in uns selber ebenso verteilt und wirksam ist wie in der ganzen Welt; mit der Kraft eines Naturvorgangs wird das immer wieder hervorbrechen und sich Formen schaffen. „Was man heute Religion nennt, das verweichlicht und demoralisiert." So wie Ihr seid, können die Götter selbst Euch nicht helfen. Niemand kann uns erlösen, nur wir selbst. Auch der religiöse Sendbote Gottes kann uns nicht erlösen, kann nur unser Lichtlein anfachen, nur unser Wachstum durch die Sonnenglut seiner Erscheinung mächtig fördern. Das Wachsen selbst ist unsere Sache. Auch der Tod hilft dem Zweifler und Verwirrten gar nichts. „Ihr sollt nicht nach dem Tode verlangen aus Kleinmut! Das Gewicht des Weltalls ist auf die Schultern jedes sittlichen Faktors gelegt, um ihn an seiner Aufgabe zu halten. Der einzige Pfad, dem Gewicht zu entrinnen, der einzige Ausweg, den es in allen Gotteswelten giebt, ist die Erfüllung der Pflicht. Du mußt Dein Werk thun, eher kommst Du nicht frei!"

* * *

So tapfer, so lichtvoll, so umfassend ist diese germanische und aristokratische Lebensanschauung einer durch und durch religiösen und durch und durch modernen Natur.

Meistersänger-Talente, die in der bloßen künstlerischen Form aufgehen, und Leute der exakten, spezialistisch-wissenschaftlichen Kleinarbeit, die wir nicht unterschätzen wollen, werfen der eben dargelegten Weltanschauung vor, die Buntheit der Erscheinungen, die künstlerische Kurzweil, die wissenschaftlichen Einzel-Forschungen und das alles käme bei solcher Zentralisation zu kurz. In der That liegt die Gefahr des Gleichgiltigwerdens gegen das Einzelne und gegen die Verästelungen der Form für philosophische Naturen überhaupt nahe. *Heute* jedoch und in der Menschheit *überhaupt immer*, ist die *gegenteilige* Gefahr des Sich-Verlierens in die Kleinigkeiten und Niedrigkeiten unvergleichlich größer und schwerwiegender als jene seltenere und kleinere Gefahr. Unsere Aesthetik und Litteratur, unser Geistesschaffen überhaupt hat aus dem Gefühl und Bewußtsein verloren, in wessen Dienste, so zu sagen, sie schafft. Oder strahlen zentrale Kräfte innerer Belebungskraft, die aus dem Urquell der Kraft geschöpft sind, wirklich durch unsere jetzigen Dichter hindurch in unsere erschauernden Herzen?

„Bei allem siegreichen Fortschreiten der Kulturbewegung," sagt Rud. Eucken („Die Lebensanschauungen der großen Denker"), „kommt der lebendige Mensch, der Mensch als Ganzes, zu kurz. Die Verzweigung und unerläßliche Ausbreitung der Arbeit verdrängt die Sorge um die Einheit des Ganzen; das Hasten und Jagen nach greifbaren Erfolgen erstickt die Frage nach dem Wohlsein des eigenen Selbst. Der Grund der menschlichen Natur wird nicht in die Thätigkeit gezogen, zwischen Wirken und Wesen entsteht eine Kluft; je mehr sie sich erweitert, desto fühlbarer wird der Mangel einer charaktervollen Geisteswelt, die unserem Leben einen deutlichen Inhalt gäbe und unser Thun auf feste Ziele richte." Das sind Worte, die unsere eigene Empfindung ausdrücken und im Geiste der obigen Ausführungen gesprochen sind. Der *Mensch als Ganzes* — ihn haben Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul, Fichte in großer deutscher Geisteszeit als Mittelpunkt empfunden. Unmittelbar nach Goethes Tod, wie ich schon eingangs andeutete, tauchte diese stolze Anschauung von der zentralen Bedeutung des Menschentums in den Angelsachsen Carlyle und Emerson empor; bei uns aber lärmten die Talente, die Blender, die Täuscher, die Aufgeregten mit ihren wesentlich von Paris bis zum heutigen Tage entnommenen technischen und intellektuellen Einzelkünsten. Die Berliner Litteratenkunst, die Ueberbrettl, die Münchener „Simplicissimus"-Gruppe, die Entartung der Jungwiener — all dies ist Geist von dem damals eingedrungenen Geiste. Börne hat damals eine Schmähredе auf Goethe veröffentlicht, Carlyle eine Verherrlichung: das halte man nebeneinander! Wahrhaft verstanden haben Goethes Welt und die Welt der anderen Geistesaristokraten jener Zeit die beiden Angelsachsen, nicht unsere demokratischen und zerfahrenen Goethebündler.

Die Entwickelung, die hinter uns liegt, ist uns bei solchem Durchblick plötzlich beleuchtet. Der Weg, den wir gehen werden, nicht minder. Die eben genannten

Gruppen und Strömungen wollen wir an ihrem Ausleben nicht hindern; solche Plänkelei ist fruchtlos und hemmt nur die rechte Wesens-Entfaltung. Gelegentliche Abwehr genügt. Aber wir werden auch unsererseits uns Raum und Luft schaffen, unserem Wesen gemäß zu wachsen und unsere Natur auszustrahlen, im Einklang mit deutschem Wesen und mit göttlichem Wesen, soweit es in uns lebt. Kräfte edler Art sind bereits durchgebrochen, sind immer vorhanden, warten nur in jedem von uns — es kommt nur auf Tapferkeit, Willen, Mut und Einsicht an, und sie werden sichtbar, sie finden Worte, sie werden Gestalt und erweitern sich von einzelnen bedeutenden gewissensstarken Menschen aus zu einer Kulturmacht.

Zitate aus neuen Büchern:

Jörn Uhl stand am Fenster und sagte: „Früher, als ich noch sehr jung war, da meinte ich, es könnten einem nur zwei Dinge gegenüber treten, nämlich solche, die sich biegen lassen, und solche, die sich brechen lassen. Nachher, in den traurigen Jahren, habe ich gemerkt, daß es noch eine dritte Sorte von Dingen giebt. Die stehen einen Augenblick oder auch jahrelang vor einem als ein wildes, schwarzes, überstarkes Ungeheuer, das seine fürchterliche Tatze mit den roten weißen Krallen gehoben hat. Was soll man nun dagegen thun? Beiseite biegen, schmeicheln, lügen? Hat keinen Sinn. Da steht es, dicht vor dir! Und es ist irre, Thieß. Es hat keinen Verstand; es ist ein grausig wüstes Wesen. Darauf loshauen? Hat keinen Sinn; es ist viel stärker als du. Also . . . was bleibt gegenüber einem solchen Ungeheuer, solchem übergroßen Schicksal noch übrig? Nur eins. Man muß zu ihm sagen: Ob du mich sterben oder leben läßt, ob du mich und was ich liebhabe, frißt oder nicht, ob du durch dein ewiges Drohen und den Anblick deiner Tatze mir den Verstand verwirrst oder nicht, ganz wie es dir paßt; aber das sage ich dir: beides geschieht im Namen Gottes, von dem ich fest traue, daß seine Sache — das ist das Gute — in mir und überall siegen wird. Siehst du, Thieß, so stehe ich auch zu Elsbes Sache."

„Kein Zweifel," sagte er. „Siehst du: wir wissen beide, wen wir heiraten, daß es ein Heiliger nicht ist; und wir haben die Absicht, jeden in seiner Haut und Art zu lassen. Daran gehen so viele Ehen in die Brüche, daß einer den andern drängen und zwingen will, zu denken und zu thun wie er selbst. Ich meine im Gegenteil, man muß den andern in seinem eigenen, wenn es nicht gar zu unklug ist, bestärken, damit man doch einen ganzen Menschen neben sich hat, einen runden ganzen Menschen. Was sagen sie? Eiche und Epheu? Tasse und Untertasse, Mann? Bett und Unterbett, nicht? Ach, die Dummheit! Sondern sie sollen nebeneinander stehen wie ein paar gleiche, gute Bäume. Nur daß der Mann an der Windseite stehen soll. Das ist alles."

Aus: Gustav Frenssen, „Jörn Uhl". G. Grotes Verlag.

Das Rätsel der Becquerelstrahlen.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.*)

Als im Jahre 1895 Röntgen die nach ihm benannten unsichtbaren Strahlen entdeckt hatte, deren alles durchdringende, alles entschleiernde Wirkungen als das größte physikalische Wunder erschienen, das wohl jemals aufgefunden war, da ahnte man wohl nicht, daß schon zwei Jahre später eine noch viel wunderbarere Strahlengattung ans Licht gezogen werden würde, deren Rätsel seither die Physiker unausgesetzt beschäftigen, die Becquerelstrahlen, welche uns in diesem Aufsatze eingehender beschäftigen sollen.

Um ihr Wesen zu verstehen, müssen wir uns vorher mit dem der andern unsichtbaren Strahlengattungen kurz überblickend bekannt machen, mit denen jene nahe verwandt sind.

Die am längsten bekannte Art solchen für gewöhnlich unsichtbaren Lichtes sind die sogenannten ultravioletten Strahlen, die auch im Sonnenlichte, im elektrischen Bogenlichte und anderen Lichtarten mit enthalten sind und uns also fast überall umgeben. Sie sind nichts anderes als die höheren Oktaven der Lichtwellen überhaupt, deren Wirkungen unser Auge nicht mehr empfindet, ebenso wie wir zu hohe Töne nicht mehr hören können. Daß diese Strahlen für uns unsichtbar sind, ist also nur eine individuelle Erscheinung. Die Ameisen reagieren auf ultraviolettes Licht wie auf gewöhnliches, sie können es noch sehen. Wir machen es im Laboratorium für uns sichtbar, indem wir seine Schwingungen gewissermaßen tiefer stimmen. Breiten wir das weiße Licht durch ein Prisma aus, sodaß wir alle seine Farben, die sich in ihm zu Weiß vermischen, nebeneinander sehen können, so verliert sich das Violett am äußersten Ende des „Spektrums" ganz allmählich in der Dunkelheit. Weiter darüber hinaus breiten

*) Dieser Artikel ist, für die gegenwärtige Monatsschrift entsprechend bearbeitet, einem größeren, das Gesamtgebiet der Physik und Chemie behandelnden Werke des Verfassers entnommen, das demnächst unter dem Titel „Die Naturkräfte" im Verlage des Bibliographischen Instituts (Meyer) in Leipzig erscheinen wird.

sich dann die unsichtbaren Strahlen des Ultraviolett. Stellt man nun in den Weg dieser Strahlen einen Stoff, der gewissermaßen von der Kraft derselben etwas in sich aufzusaugen vermag, so kommen sie von ihm mit einer geringeren „Schwingungszahl", als tieferer Lichtton, zurück, den wir noch sehen können. Auf einem solchen Stoffe — Bariumplatincyanür wird gewöhnlich dazu genommen — erweitert sich dann das Spektrum, indem es seinen ultravioletten Teil zeigt.

Ist dieses Licht zwar unsichtbar, so ist es doch keineswegs unwirksam, ja, es zeigt sogar in vieler Beziehung viel größere Wirkungen als das gewöhnliche Licht, so zum Beispiel auf der photographischen Platte. Ultraviolettes Licht hat die stärksten chemischen Wirkungen von allen Lichtsorten. Ohne Zweifel spielt es auch bei den biologischen Prozessen in den Pflanzen, die bekanntlich zu ihrer chemischen Umwandlungsthätigkeit des Unorganischen in Nährstoffe des Lichtes in erster Linie bedürfen, noch eine besondere Rolle. Seine merkwürdigste Eigenschaft aber, die uns im folgenden noch mehrfach beschäftigen wird, ist die, daß es die negative Elektrizität zerstreut. Die Luft ist bekanntlich ein schlechter Elektrizitätsleiter. Deshalb behält eine mit Elektrizität geladene Kugel dieselbe längere Zeit, wenn man sie von anderen Leitern, insbesondere der Erde, isoliert hält. Läßt man aber auf eine solche, negativ geladene Kugel ein Bündel ultravioletter Strahlen fallen, so entladet sie sich sofort. Diese selbe Eigenschaft besitzen auch alle andern unsichtbaren Strahlengattungen.

Die „Kathodenstrahlen" zeigen sich nur in dem für unser Experiment immer sehr eng begrenzten, möglichst luftleeren Raume, den man zum Beispiel in Glasröhren mit der Queckſilberluftpumpe herstellt. Man mißt auch in diesen Röhren den Druck der noch vorhandenen Luft mit dem Barometer, der bekanntlich im Freien durchschnittlich 760 mm anzeigt. In jenen Röhren kann man ihn auf 0,00001 mm hinabdrücken, woraus man erkennen mag, welch geringe Mengen von Luft dabei noch zurückbleiben. Durch diese Röhren leitet man nun stark gespannte elektrische Ströme, indem man an beiden Enden Metalldrähte einschmilzt und diese mit der betreffenden Elektrizitätsquelle, einem sogenannten Funkeninduktorium, verbindet. Das Ende, wo die positive Elektrizität eintritt, nennt man Anode, das negative Ende die Kathode. Die bei nicht sehr starken Verdünnungen in den Röhren auftretenden Erscheinungen sind wohl ziemlich allgemein von den „Geißlerschen Röhren" her bekannt. Es entstehen in der Röhre „Glimmentladungen" indem die verdünnten Gase zu leuchten beginnen und sich eigentümlich schichten. Ist noch verhältnismäßig viel Gas in der Röhre, so gruppieren sich diese Schichten um die Anode; von einer gewissen stärkeren Verdünnung an aber sieht man von der Kathode eigentümliche Lichtstrahlen ausgehen, die eine andere Farbe und auch sonst ganz andere Eigenschaften besitzen als jenes längst bekannte Anodenlicht. Es treten nun die „Kathodenstrahlen"

auf, die erst bekannt werden konnten, seit man so bedeutende Luftverdünnungen herzustellen vermag, wie vorhin angegeben.

Die Kathodenstrahlen sind an sich unsichtbar, aber sie versetzen viele Stoffe, auf welche sie fallen, in leuchtenden Zustand. So werden die Wände der Glasröhre meist gründlich „fluoreszierend", Rubine leuchten wie feurige Kohlen auf, Korallen strahlen in violettem Lichte, andere Stoffe, die an sich weiß sind, leuchten blau u. s. f. Stellt man in den Weg jener Strahlen einen schattenwerfenden Körper, so zeichnet sich derselbe auf der Glaswand ab, aber die Gesetze, nach denen dies geschieht, sind nicht völlig übereinstimmend mit denen, die für gewöhnliche Strahlen gelten. Ferner werden die Kathodenstrahlen durch den Magneten abgelenkt, sie können also eine krumme Linie beschreiben, was Lichtstrahlen in ein und demselben Medium niemals thun.

Man hat sich vorgestellt, daß die Kathodenstrahlen aus den Atomen der Gase selbst bestehen, die nur noch in geringen Spuren in den Röhren zurückbleiben, und die nun durch die Kraft der elektrischen Entladungen von der Kathode mit ungeheuerer Geschwindigkeit, von vielen Tausenden von Kilometern in der Sekunde, hinweggeschleudert werden. Nur bei genügender Freiheit der Atome, das heißt, wenn nur noch sehr wenige in dem Raume enthalten sind, die sich nicht gegenseitig stören, kann dieses „Bombardement" stattfinden, in welchem die davon getroffenen Gegenstände in Lichtschwingungen versetzt werden.

An diesen, oben beschriebenen „Hittorfschen Röhren" entdeckte nun Röntgen, daß von der Stelle, wo die Kathodenstrahlen das Glas treffen und grün färben, der sogenannten „Antikathode", eine neue Art von Strahlen frei in den luferfüllten Raum hinaustritt, der ja für die Kathodenstrahlen selbst nicht zugänglich ist. Diese „Röntgenstrahlen" gehen ganz geradlinig, ohne sich durch irgend etwas, also besonders auch nicht vom Magneten wie die Kathodenstrahlen, ablenken zu lassen, durch alle Stoffe hindurch, deshalb auch durch das Glas und die Luft. Auch sie sind an sich unsichtbar, bringen aber gewisse andere Körper, wie das ultraviolette Licht, zum Leuchten. Während aber das letztere sich ganz und gar sonst wie das gewöhnliche Licht verhält, zum Beispiel von Spiegeln zurückgeworfen und von Glaslinsen gebrochen wird, ist dies bei den Röntgenstrahlen nicht der Fall, für sie giebt es eben keine Hindernisse, von denen sie zurückgeworfen werden, oder an denen ihr gerader Weg eine Brechung erleiden könnte. Nur in geringem Maße werden sie von festen Stoffen absorbiert, wodurch ihre Eigenschaft, Röntgenbilder zu erzeugen, entsteht.

Wir können uns denken, obgleich man sich über das Wesen aller dieser Erscheinungen noch keineswegs klar ist, daß die Röntgenstrahlen aus noch viel kleineren Partikeln der Materie bestehen als die Kathodenstrahlen und mit den letzteren zugleich von der Kathode ausgeschleudert werden. Diese allerkleinsten Partikelchen können die Wände der Glasröhre durchdringen, wobei sie ihre

elektrischen Ladungen, welche sie von der Kathode erhalten hatten, abgeben. Hierdurch, daß sie nämlich unelektrisch sind, unterscheiden sie sich besonders von den Kathodenstrahlen.

Diesen drei Strahlengattungen reihen sich nun die Becquerelstrahlen an.

Im Jahre 1897, kaum zwei Jahre nach der Entdeckung der Röntgenstrahlen, teilte der französische Physiker Henry Becquerel, dessen Vater und Großvater gleichfalls hervorragende Physiker waren — namentlich war sein Vater eine erste Autorität auf dem Gebiete der Phosphorescenz-Erscheinungen, die uns hier besonders interessieren werden — eine neue Entdeckung mit, die zuerst ganz allgemein auf Unglauben stieß. Sie war in der That so seltsam, daß der Entdecker selbst fast ein ganzes Jahr nicht daran glauben wollte. Er hatte seine erste bezügliche Wahrnehmung schon ein gutes Jahr vor der Veröffentlichung gemacht, ehe er sich damit herauswagte, denn sie schien den alleroberſten Satz aller physikalischen Erkenntnis, den von der Erhaltung der Kraft, umwerfen zu wollen. Die Erscheinung war jedenfalls für den Naturkundigen noch ungemein viel rätselhafter als die der Röntgenstrahlen, für die man die mächtige Kraftquelle der Elektrizität ja wirken sah, um ihre durchdringende Kraft zu erzeugen.

Die neue Strahlengattung ging von ganz geringfügigen Mengen eines bekannten Stoffes aus, einer Uranverbindung, ohne daß es einer äußeren Anregung dazu bedurfte, oder daß sich die Wirkung, so lange man sie kennt, an demselben Präparat irgendwie merklich vermindert hätte. Die Wirkung selbst ist denen der Röntgenstrahlen ähnlich. Verschließt man ein solches Uranpräparat in ein Bleikästchen und stellt dieses auf eine photographische Platte, die man vor anderem Lichte durch Umhüllung mit schwarzem Papier geschützt hat, so zeichnet sich das Kästchen auf der Platte ab, erzeugt also gewissermaßen ein Röntgenbild aus einer unbekannten Strahlungskraft heraus, die in dem Stoffe verborgen liegt und die sich nicht vermindert. Becquerel hat seit Mai 1896 solche Stoffe in doppelten Bleikästen, vor aller äußeren Wirkung geschützt, aufbewahrt und selbstverständlich diese Kästen seither auch niemals wieder geöffnet; aber sie wirken durch den doppelten Bleiboden hindurch heute noch wie damals.

Man nannte die neuen Strahlen schwarzes Licht, recht bezeichnend in Bezug auf den tiefen Widerspruch, der in ihrem Wesen lag. Aber man hat diese Strahlen seither sichtbar gemacht, ja sogar, sozusagen sichtbarer, wie jedes andere Licht. Die neuesten Präparate bringen nicht nur durch ihre Bleihülle hindurch einen für ultraviolette Strahlen empfindlichen Schirm zum Leuchten, sondern erzeugen auch ohne letzteren durch die geschlossenen Augenlider hindurch einen Lichteindruck auf der Retina, die hierbei offenbar selbst als Leuchtschirm wirkt.

Man hatte sie dann Uranstrahlen nennen wollen, aber die gleiche Eigenschaft ist inzwischen an anderen Stoffen meist in noch erhöhtem Maße entdeckt worden. Da man die Röntgenstrahlen bekanntlich auch X-Strahlen zu

nennen pflegt, wollte man jene nun als Y-Strahlen bezeichnen. Aber diese Art von Bezeichnung ist offenbar unratsam, da wir doch hoffen müssen, daß beide Wirkungen nicht dauernd zu den unbekannten Größen zählen werden. Wir wollen dagegen bei der schönen Uebung bleiben, den Entdeckern durch ihre Entdeckung selbst in den Annalen der Wissenschaft ein bleibendes Denkmal zu setzen, indem wir fortan nur von Röntgen- und Becquerelstrahlen sprechen.

Wie schon gesagt, fand die Entdeckung zunächst wenig Glauben. Einen wie guten Klang auch der Name des Entdeckers haben mochte, so mußte man doch irgend eine Täuschung voraussetzen, vor denen sich ja auch die sorgfältigsten Forscher nicht schützen können. Dazu kam, daß nicht alle Uranpräparate wirksam, radioaktiv waren. Es hing zuerst von unberechenbaren Launen des Zufalls ab, ob sich ein Präparat brauchbar erwies oder nicht. Das radioaktive Uran ist deshalb ein sehr kostbarer Stoff und dadurch die Nachprüfung seiner Wunderwirkungen den anderen Physikern sehr erschwert. Wir sehen die Gelehrten deshalb sich kaum vor 1899 ernstlich mit der neuen Erscheinung beschäftigen, während dann schon im Jahre darauf mit geradezu fieberhaftem Eifer nach ihrem großen Rätsel geforscht wird, sodaß die physikalischen Annalen der Jahre 1900 und 1901 erfüllt sind von immer wunderbareren Mitteilungen über die Becquerelstrahlen, die immer und immer wieder mit dem schmerzlichen Geständnisse enden, daß man ihrem Geheimnis nicht näher gekommen sei.

Die hier zu schildernden Wirkungen gingen, wie erwähnt, von jenen Uranpräparaten nur in schwachem Maße aus. Inzwischen haben Herr und Frau Curie in dem Mineral, welches bisher das Uran lieferte, der Pechblende, auf chemischem Wege zwei neue Stoffe entdeckt, die jene rätselhafte radioaktive Eigenschaft in ganz wesentlich stärkerem Maße besitzen als die bisher bekannten Uranpräparate. Diese Pechblende, die nur an wenigen Orten vorkommt und nur in Joachimsthal im böhmischen Erzgebirge verarbeitet wird, ist ein ziemlich verwickeltes Gemisch von Stoffen. Außer dem Uran fand man darin Eisen, Blei, Magnesium, Calcium, Silicium, Arsen, Wismut, Selen, das sehr seltene Vanadium ꝛc. Es ist pechschwarz glänzend, woher es seinen Namen hat, und zeigt oft in der Natur nierenartige Form. Man hatte schon seit langem vermutet, daß es noch andere Beimengungen enthalte, die zunächst nicht von den bekannten zu trennen seien. Das obengenannte Forscherpaar, welches sehr wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Becquerelstrahlen geliefert hat, konnte nun in diesem seltenen Mineral ein neues chemisches Element, Radium genannt, wenn auch noch nicht in reinem Zustande, aussondern. Dasselbe tritt dabei in Verbindung mit dem Barium auf, und man kann bis jetzt eigentlich nur von radiumhaltigem Barium reden. Das beste bisher hergestellte Präparat hat das Atomgewicht 174, während das des Bariums 137.5 ist. Jedenfalls ist also das Atomgewicht des neuen Elementes größer als 174, und es gehört also zu den schwersten Elementen.

Demarcay hat das Spektrum der Mischung untersucht und darin außer den Bariumlinien noch eine Reihe anderer Linien gemessen, die mit keiner Linie eines bekannten Stoffes übereinstimmen. Das oben genannte Forscherpaar glaubte auch noch ein zweites Element, das Polonium, entdeckt zu haben, doch scheint es sich dabei nur um die Wirkungen von „Sekundärstrahlen" zu handeln, auf die wir zurückkommen. Von diesem problematischen Polonium wurden 15 neue Linien von Berndt gemessen. Dieses fragliche Element ist in seinem chemischen Verhalten dem Wismut, das Radium dem Barium ähnlich. Debierne glaubt sogar noch einen dritten radioaktiven Stoff entdeckt zu haben, das Aktinium, über das sich der Entdecker aber völlig in geheimnisvolles Schweigen hüllt. Endlich hat Schmidt gefunden, daß das seltene Thorium, welches zur Erzeugung der bekannten Glühstrümpfe verwendet wird, gleichfalls jene rätselhaften Strahlen aussendet. Ziemlich allgemein ist man dagegen zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Uran diese Eigenschaften nur den minimalen Beimengungen jener neuentdeckten Stoffe zu danken hat. Die besten Präparate besitzt wohl gegenwärtig Giesel in Braunschweig, der als Mitentdecker des Radiums und eifriger Forscher auf diesem Gebiete zu nennen ist. Diese neuesten Präparate zeigen mehrere tausendmal stärkere Wirkungen als jene Uranpräparate, dafür aber haben diese einen um so größeren Wert. Ein Gramm jenes wirksamsten Radiumpräparates wird nicht unter einigen tausend Mark zu haben sein.

Um nun im besonderen auf die Eigenschaften dieser merkwürdigen Substanzen zu kommen, müssen wir zunächst anführen, daß offenbar sehr verschiedene Strahlenarten von ihnen ausgehen, die stufenweise die Eigenschaften der Kathoden- bis zu den Röntgenstrahlen teilen. Demgemäß ist zum Beispiel auch ihre Durchdringungskraft eine sehr verschiedene. Ein Teil der Radiumstrahlen wird von zwischenliegenden Substanzen sehr schnell absorbiert, sodaß die Wirkung auf eine photographische Platte stark abnahm mit der zunehmenden Dicke der zwischengelegten Metallplatten oder anderer Substanzen. Von einer gewissen Dicke an aber bleibt die Wirkung der Dichtigkeit des Stoffes ziemlich gut proportional. (Strett.)

Die Durchdringungskraft ist also nur von der Anzahl der den Strahlen entgegenstehenden Teilchen, nicht von ihrer besonderen Anordnung abhängig, die bei der Lichtabsorption offenbar eine Rolle spielt. Glas ist für diese Strahlen so durchsichtig wie Aluminium und weniger durchsichtig wie ein Kartenblatt. Die zahlenmäßigen Ergebnisse nähern in Bezug auf die relativen Beziehungen zu den durchleuchteten Stoffen die Becquerelstrahlen mehr den Kathoden- als den Röntgenstrahlen, während die Größe der Durchdringungsfähigkeit bei den Kathodenstrahlen, die ja Glas überhaupt nicht durchdringen, wesentlich geringer ist. In dieser Hinsicht sind wieder die Becquerel- den Röntgenstrahlen ähnlich. Die Partikelchen, welche von den radioaktiven Substanzen offenbar beständig und ohne

nachweisbare äußere Ursache ausgeschleudert werden müssen, sind also viel kleiner als die der eigentlichen Kathodenstrahlen, soweit diese nicht als Röntgenstrahlen die evakuierte Röhre verlassen, aber vielleicht von der Ordnung der die letzteren erzeugenden Teilchen.

In demselben Zusammenhange, wie wir ihn schon bei den Röntgenstrahlen als notwendig gefunden haben, steht nun auch die Durchdringungsfähigkeit der Becquerelstrahlen mit ihren sonstigen optischen Eigenschaften. Sie sind nicht brechbar, werden nicht reflektiert, zeigen keine Polarisation und wahrscheinlich auch keine Beugung. Ihre etwa vorhandene Wellennatur ist nicht nachweisbar. In allen diesen negativen Eigenschaften gleichen sie also den Röntgenstrahlen, von denen man sie in der ersten Zeit überhaupt nur durch ihren unbekannten Ursprung glaubte unterscheiden zu können.

Unter diesen Umständen war es interessant, zu erfahren, wie sich diese wunderbarste der neuen Strahlengattungen elektrisch oder magnetisch verhalte, und hierbei zeigte es sich nun am deutlichsten, daß man es mit einem Gemisch von verschiedenen strahlenden Wirkungen zu thun haben müsse. Die leicht absorbierbaren Polonium- (d. h. Sekundär-) strahlen werden vom Magneten nicht abgelenkt, gleichen in dieser Hinsicht also den Röntgenstrahlen; die vom Radium ausgehenden Teilchen sind teils ablenkbar, wie Giesel zuerst fand, teils nicht. Letztere sind leicht absorbierbar und können dadurch von dem anderen Teile getrennt werden. Wenn man Strahlen dieser letzteren Art in ein Magnetfeld brachte, so zog sich das vorher diffuse Licht in der Richtung der magnetischen Kraftlinien zu einem stärker leuchtenden Fleck zusammen; sie verhielten sich wie Kathodenstrahlen (Becquerel). Ferner beobachtete der Entdecker dieser Strahlen, daß sie in einem homogenen Magnetfelde senkrecht zu dessen Linien stehende Kreisbahnen beschreiben. Bei einem Magnet von der Stärke von 4000 Einheiten hatten diese Bahnen einen Halbmesser von 3.7 mm. Entsprechend diesen magnetischen Wirkungen, verhalten sich diese Strahlen auch im elektrischen Felde. Herr und Frau Curie sowie Becquerel selbst wiesen nach, daß die betreffenden Teilchen negativ elektrisch seien, also ebenso wie die Kathodenstrahlen. Mit dieser negativen Ladung im Zusammenhange steht die wunderbarste aller Eigenschaften dieser Stoffe, ihre ungemein starke Einwirkung auf elektrische Entladungen in ihrer Nähe. Alle jene verborgenen Strahlenarten, einschließlich des ultravioletten Lichtes, machen die Luft leitend und entführen dadurch die Elektrizität aus sonst isolierten Konduktoren. Diese Eigenschaft üben nun die radioaktiven Stoffe in ganz erstaunlicher Weise. Wenn man in einem großen Hörsaale eine Elektrisiermaschine im Gange hat und kräftige Funken aus ihr gewinnt, so braucht man nur mit einer fast verschwindenden Menge jener besten Präparate des Radiums, die in einem Bleikästchen luftdicht verschlossen sind, in den Saal zu treten, damit die Maschine ihre Thätigkeit sofort einstellt. Es ist so lange ganz unmöglich, Funken aus ihr zu erzielen, als

das Wunderkästchen nicht weit aus ihrem Dunstkreise entfernt ist. Man sollte hier beinahe verleitet sein, an übernatürliche Wirkungen zu glauben. Will man das Wunderbare an der Erscheinung hier noch weiter ausmalen, so könnten wir etwa annehmen, das Kästchen befände sich in der Tasche eines Anwesenden verborgen. Um es zu finden, würde man dann den Saal verdunkeln und die Augen schließen. So entdeckt man dann an einem allgemeinen Lichteindruck im geschlossenen Auge bei genügender Annäherung durch Bleikasten, Kleidung und Augenlider hindurch die Ursache jenes Versagens der Elektrizitätsquelle. Es folgt aus dieser Wirkung, daß, wenn der rätselhafte Stoff, der sich bisher überhaupt noch nicht völlig hat erfassen lassen, etwa so verbreitet auf der Erde wäre wie Gold, es niemals ein Gewitter auf unserem Planeten geben könnte. Die Elektrizitäten würden sich ganz unbemerkt ausgleichen. Der Mensch könnte also im Besitze dieses Stoffes in beliebigen Mengen die gewaltigste aller Naturerscheinungen unseres Weltkörpers ein für allemal durch die Kraft seiner Intelligenz verschwinden lassen und dadurch vielleicht unberechenbare Folgen für den gesamten irdischen Haushalt herbeiführen. Vielleicht schätzen wir es noch einmal als ein Glück, daß uns das große Geheimnis dieser Stoffe nicht zu früh eröffnet worden ist. In neuester Zeit hört man bereits von beträchtlichen Fernwirkungen in diesem Sinne. So gingen Mitteilungen durch die Zeitungen, nach denen es wahrscheinlich gemacht wird, daß diese Wirkung zu einer Telegraphie ohne Draht von wesentlich größerer Tragweite benutzt werden könne, als sie die bisherigen Versuche mit elektrischen Wellen gestatteten. In der That muß es möglich sein, durch Einschalten von absorbierenden Stoffen nach Belieben eine beständig gespeiste Funkenstrecke zu unterbrechen und wieder herzustellen und dadurch Zeichen zu geben. Auch noch feinfühligere Einrichtungen zur Messung der schwankenden Leitungsfähigkeit der Luft können zweifellos erfunden werden, und jedenfalls sind noch höchst wunderbare Anwendungen dieser rätselhaftesten aller neuen Strahlengattungen zu gewärtigen.

Es geht also von diesen geheimnisvollen Substanzen beständig ein Strom von Körperchen aus wie von der Kathode, der wir einen kräftigen elektrischen Strom zusenden, sodaß wir solchen, von ihr ausgehenden Hagel von kleinsten Teilchen wohl verstehen können. Nicht so bei jenen radioaktiven Stoffen, denen für diese Kraftentfaltung unseres Wissens keinerlei Ersatz zuströmt und deren Ausstrahlung doch nicht ermattet. Aus der Wirkung einer äußeren Elektrizitätsquelle auf sie kann man ebenso wie bei den Kathodenstrahlen einen Schluß auf die Geschwindigkeit und ihr Verhältnis zur Masse der ausgeschleuderten Teilchen ziehen. Becquerel erhielt eine Geschwindigkeit von $^1/_2$ bis $^1/_3$ der des Lichtes und die Größe der Partikelchen von der Ordnung der die Kathodenstrahlen erzeugenden. Neuere Untersuchungen ergeben diese Geschwindigkeit sogar gleich der des Lichtes. Man kann daraus weiter überschläglich finden, daß die mit dieser

Ausschleuderung verbundene Massenabgabe allerdings eine verschwindend geringe ist. Erst in etwa einer Milliarde von Jahren würde die radioaktive Substanz ein Milligramm verlieren. Dies nach einer Rechnung von Becquerel; nach den beiden Curie kommt allerdings mehr heraus, denn es würden ihre verschwenderischeren Präparate schon 3 Milligramm in einer Million Jahren ausgeben. Da also nur so verschwindend wenig Masse zu bewegen ist, so ist die geheimnisvolle, in diesen Stoffen wohnende Kraft ja allerdings nicht groß, wenngleich man zu bedenken hat, daß zwar wenig Masse, diese aber mit ungeheuerer Geschwindigkeit zu bewegen ist. Aber jede, auch die allergeringste Kraft bleibt uns unverständlich, die ohne Ersatz beständig arbeitet. Man stelle sich in dieser Hinsicht folgendes vor. Die negativ geladenen, von jenen Stoffen ausgeschleuderten Teilchen erzeugen, wie die beiden Curie nachweisen konnten, durch ihren Aufprall auf Leiter, denen sie ihre Ladung übertragen, einen galvanischen Strom in diesen Leitern, der zwar sehr klein, aber immerhin meßbar ist. Hätte man nun große Mengen von jenen radioaktiven Stoffen zur Verfügung, so wäre es also denkbar, nur dadurch zum Beispiel eine Dynamomaschine in fortwährender Bewegung zu erhalten, daß man diesen Stoff in passender Anordnung neben der Maschine hinstellt, ohne sonst irgend etwas mit ihm vorzunehmen. Dabei bemerkt man an dem Stoffe weder eine Veränderung noch eine meßbare Verminderung. Verhielte es sich wirklich so mit demselben, so müßten wir alle unsere Ueberzeugungen, alle unsere Gesetze über die Wirkungen der Naturkräfte verwerfen und eine neue Grundanschauung von den Wechselbeziehungen zwischen Kraft und Materie gewinnen. Inzwischen aber wollen wir alle innerhalb bekannter Gesetzlichkeiten möglichen Erklärungen sorgfältig prüfen.

Die phosphoreszierenden Wirkungen dieser Stoffe fordern in dieser Hinsicht zunächst zu einem Vergleiche mit bekannten, ähnlichen Erscheinungen auf. Wir kennen bereits an anderen Stoffen die Erscheinungen der Phosphoreszens, Luminiszenz 2c. Aber es handelt sich dabei immer nur um vorübergehende Wirkungen. Einige Stoffe saugen gewissermaßen das Licht, von welchem sie getroffen wurden, in ihre innersten Poren hinein, sodaß sie einen Teil desselben erst allmählich wieder zurückgeben. Wir kennzeichnen den Vorgang als ein Nachtönen der Lichtwellen in diesen Stoffen. Aehnliches findet aber bei den radioaktiven Stoffen nicht statt. Ihre Wirkung wird nicht durch Bestrahlung hervorgerufen oder auch nur verstärkt, und sie tönen nicht ab. Die gewöhnlichen phosphoreszierenden Körper erhöhen meistens ihre Wirkung bei Temperaturerhöhung; bei den radioaktiven Substanzen erscheint eine vorübergehende Verminderung der Wirkung dadurch hervorgerufen zu werden; die Stoffe erholen sich aber nach einigen Tagen von selbst wieder. Allerdings geben Elster und Geitel an, daß bei der Erwärmung die Eigenschaft, die Elektrizität in der Luft zu zerstreuen, wesentlich wächst. Kälte hat nach Stefan Meyer und v. Schweidler keinen

Einfluß auf die Radioaktivität, wie Versuche mit flüssiger Luft, also Temperaturen von etwa —200° erwiesen. Nach Becquerel begann ein in flüssige Luft geworfenes Uranitratkristall zu leuchten, hörte aber bei gewöhnlicher Temperatur wieder auf, Strahlen auszusenden. Die im gewöhnlichen Lichte phosphoreszierenden Stoffe thun dies im allgemeinen nicht in den neuen Strahlengattungen. Wir haben zur Erklärung dieser Eigenschaften anzunehmen, daß die völlig unsichtbaren Strahlen des Radiums die Bariumsalze, denen es beigemischt ist, in gewöhnliche Phosphoreszenz versetzt, weshalb diese Präparate ohne weiteres leuchten. Die gewöhnliche Phosphoreszenzwirkung wird aber durch die Temperatur verändert. Deshalb hören bei Temperatursteigerung unter Umständen die Präparate auf zu leuchten, ohne daß die Kraft der eigentlichen Radiumstrahlen beeinträchtigt würde, die sich nach der Abkühlung wieder sichtbar macht.

Die Radiumstrahlen teilen anderen Stoffen ihre Wirkung mit, sowie es auch bei den Röntgenstrahlen der Fall ist. Auch die radioaktiven Substanzen erzeugen Sekundärstrahlen, aber auch hierbei sind wieder Aehnlichkeiten und Unterschiede mit den anderen neuen Strahlengattungen gemischt. Becquerel teilt mit, daß ein Diamant, der in Röntgenstrahlen nicht leuchtete, dies sehr stark in Radiumstrahlen that; Schwefelkalium zeigte eine schwache Wirkung in den ersteren, eine starke in den letzteren. Bei anderen Stoffen zeigte es sich auch umgekehrt. Auf Fluoritproben wirkte das Tageslicht nur schwach, Bogenlicht stärker, am stärksten Becquerelstrahlen, sodaß ein Flußspat noch 24 Stunden nachleuchtete. Letzterer zeigt die eigentümliche Eigenschaft zu phosphoreszieren, wenn man ihn erhitzt, verliert sie aber dann ein für allemal. Nur ein in der Nähe überspringender elektrischer Funken oder das Belichten mit Becquerelstrahlen macht ihn dann wieder fähig, zu phosphoreszieren. Die beiden Curie teilen mit, daß ein in ihrem Besitz befindliches Radiumpräparat, das allerdings bis zu 50 000 mal stärker wirkt als die gewöhnlichen Uranpräparate, in einem völlig verschlossenen Kasten auf eine Metallplatte (Zink, Aluminium, Messing, Blei, Platin, Wismut, Nickel, auch Papier) gelegt, auf diese Stoffe seine Radioaktivität überträgt, sodaß sie 10—17 mal stärker wirken als Uran und erst nach einigen Tagen abklingen. Debierne zeigte, daß die Uebertragung der Radioaktivität durch die innigere Berührung bei chemischen Prozessen noch viel vollkommener zu erreichen ist. Er löste Chlorbarium in einem „Aktiniumsalze" und fällte dann schwefelsaures Barium aus. Diese Operation wurde häufig wiederholt und so endlich ein Bariumsalz erhalten, das nach spektroskopischer Untersuchung selbst weder Radium noch Aktinium enthielt, aber doch eine etwa tausendmal stärkere sekundäre radioaktive Wirkung zeigte als gewöhnliches Uran. Die Wirkung war erst in drei Wochen auf ein Drittel herabgesunken.

Aus allen diesen Wahrnehmungen geht hervor, daß wir es hier nicht mit einer Phosphoreszenzerscheinung zu thun haben, die eine bekannte physikalische

Ursache hat. Weder die Schwerkraft noch die Wärme, das Licht oder die Elektrizität bringen sie hervor oder haben einen merklichen Einfluß auf sie oder wenigstens auf einen Teil dieser verborgenen Strahlen, während ein anderer Teil allerdings von elektrischen Wirkungen abgelenkt wird. Die Strahlen selbst teilen Eigenschaften der Wärme, des Lichtes und der Elektrizität, ohne mit diesen Bewegungserscheinungen völlig übereinzustimmen. Dagegen ist auch nicht zu ermitteln, daß es sich etwa um eine bisher nicht wahrgenommene Bewegungsform des Stoffes oder des Aethers handelt. Am meisten Aehnlichkeit zeigt diese Form mit den geradlinigen Aetherstößen, durch welche wir uns die Wirkungen der Schwerkraft hervorgebracht denken können, wobei auch besonders zu beachten ist, daß ihre Durchdringungskraft nur noch von der Dichtigkeit abhängt wie die Schwerkraft. Aber die zutage tretenden Erscheinungen sind ganz andere. Entweder handelt es sich hier um eine ganz neue Erscheinungsform der Materie, um eine neue Naturkraft, zu den bisher bekannten Wirkungen derselben etwa so stehend, wie die des Magnetismus bei ihrer Entdeckung im Altertum, oder man könnte vielleicht noch als Ursache eine sehr langsame, chemische Reaktion annehmen von der Art, wie sie beim Phosphor bekannt ist. Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß die chemischen Erscheinungen auf Vermischungen und Trennungen von Stoffen beruhen. Das Leuchten des Phosphors entsteht zum Beispiel dadurch, daß dieses Element sich mit Sauerstoff verbindet, also langsam verbrennt. Alle chemisch hervorgebrachten Leuchterscheinungen entstehen durch eine langsamere oder schnellere Verbrennung, Oxydation. Das Produkt derselben hat andere Eigenschaften als die sich dabei verbindenden Teile, es kann zum Beispiel nicht noch einmal brennen oder leuchten. Diese Wirkung muß also aufhören, sobald der betreffende Brennstoff sich vollständig mit Sauerstoff gesättigt hat. Untersuchen wir daraufhin unsere radioaktiven Substanzen, so kommen wir wieder zu einem negativen Resultate. Wir können diese Stoffe im luftleeren Raume gänzlich vom freien Sauerstoff abschließen, ohne ihr Leuchten oder ihre anderen Eigenschaften auch nur im geringsten zu vermindern. Freilich enthalten die Substanzen als Salze selbst bereits an andere chemische Elemente gebundenen, das heißt bereits einmal verbrannten Sauerstoff. Es hat sich in anderen Fällen gezeigt, daß unter solchen Umständen der Sauerstoff sich unter der stärkeren Wirkung eines anderen Stoffes freimachen und mit diesem verbinden kann. Eine solche innere Umsetzung könnte im vorliegenden Falle als nicht unbedingt ausgeschlossen betrachtet werden. Aber es ist dann immer notwendig, daß das Produkt derselben andere Eigenschaften besitzt als der ursprüngliche Körper. Bis jetzt hat man aber noch nicht die allerleiseste Veränderung nach jahrelanger, unausgesetzter radioaktiver Wirkung nachweisen können. Eine chemische Wirkung aber von so ungemeiner Langsamkeit bei einer so deutlichen Kraftäußerung ist sonst niemals wahrgenommen worden. Wir enträtseln die Erscheinung mit dieser

Annahme nicht. Ferner ist es eine charakteristische Eigenschaft aller chemischen Reaktionen, daß sie von gewissen Kältegraden an immer träger werden, bis sie schließlich bei den niedrigsten Temperaturen, die wir heute erzeugen können, meist gänzlich aufhören. Das Radium strahlt aber ganz ebenso bei 200 Grad Kälte wie bei ebensoviel Wärme. Irgendwelche chemischen Einwirkungen, die wir mit den Stoffen vornehmen, ändern gleichfalls ihre strahlende Kraft nicht; dagegen übertragen sie sie, wie wir sahen, auf die Stoffe, welche mit ihnen Verbindungen eingegangen waren. Wasser zerstört zwar ihre Eigenschaft, die Luft leitend zu machen, aber nicht ihre strahlenden Wirkungen, und auch die erstere kehrt wieder zurück, wenn man die Stoffe ausglüht und dadurch wieder vollständig aller Feuchtigkeit benimmt. Wegen dieses Einflusses der Feuchtigkeit auf die elektrischen Eigenschaften der radioaktiven Substanzen pflegt man sie in die mehrfach erwähnten Bleikästchen einzuschließen.

Während also chemische Eingriffe ebensowenig Einfluß auf diese wunderbaren Wirkungen haben wie die physikalischen, üben diese Stoffe dagegen chemische Wirkungen, wie sie physikalische hervorriefen. Von den photochemischen Wirkungen haben wir gleich zu Anfang sprechen müssen. Weiter teilen sie noch eine andere Eigenschaft mit den ultravioletten und den Röntgenstrahlen, sie ozonisieren die Luft, das heißt, sie bringen eine Modifikation des Sauerstoffs in der freien Luft hervor, welche auch durch den elektrischen Funken und insbesondere durch die Gewitter erzeugt wird.

Wir sehen auch hier wieder, wie die fast unsichtbaren Becquerelstrahlen auf das kräftigste in das molekulare Gefüge der Materie eingreifen. Es mag endlich erwähnt werden, daß die radioaktiven Substanzen Glas verändern. Frau Curie berichtet, daß die Stelle, wo ein solches Präparat eine Flaschenwand berührte, sich erst violett, dann nach etwa zehn Tagen fast ganz schwarz gefärbt hatte.

Also auch mit bekannten chemischen Wirkungen können wir die Erscheinungen der radioaktiven Substanzen nicht erklären. Diejenigen Forscher, welche bis jetzt am tiefsten in dieses geheimnisvolle Gebiet eingedrungen sind, wie namentlich Becquerel selbst, stellen sich den Vorgang etwa so vor, als ob ein ungemein feiner Stoff, wie ein ätherisch flüchtiges Gas, von jenen Substanzen ausgeht, um sich überall wieder zwischen den molekularen Poren der Stoffe in ihrer Umgebung festzusetzen und hier seine Wirkungen auszuüben. So setzt sich dieses Etwas an die Wände einer Glasflasche und macht sie radioaktiv; die Wirkung verschwindet durch Waschen des Glases mit Wasser. Geitel teilte in der Naturforscherversammlung in Hamburg 1901 ein außerordentlich interessantes Experiment mit. Verbindet man einen langen, in freier Luft ausgespannten Draht von beliebigem Metall einseitig nur mit dem negativen Pole einer Elektrizitätsquelle, so wird dieser Draht nach einiger Zeit radioaktiv und giebt diese Eigenschaft auch weiter an Stoffe, die mit ihm in Berührung gebracht werden. Geitel erklärt diesen

Vorgang dadurch, daß das Radium ein unbekanntes Gas in unserer Atmosphäre ist, das durch die negative Elektrizität in den Draht gezogen wird. Der Stoff kann aber selbst kaum ein Gas im gewöhnlichen Sinne sein; eine Röhre, in welcher eine radioaktive Substanz aufbewahrt wurde und die an ihren Wänden dadurch selbst Sekundärstrahlen hervorbrachte, gab kein Spektrum irgend eines anderen Stoffes als des, in der Röhre bekannterweise vorhandenen. Feinste Staubteilchen können aber auch nicht die Ursache dieser „Emanation" sein. Wenigstens zeigte Rutherford, daß die Nebelbildung in jener Röhre sich nicht vergrößerte bei Gegenwart solcher Substanzen. Es ist erwiesen, daß die Anwesenheit allerfeinster Stäubchen in von Feuchtigkeit übersättigter Luft Nebel erzeugt, und man wendet deshalb ein entsprechendes Verfahren an, um solche, sonst gar nicht erkennbaren kleinsten Teilchen in der Luft nachzuweisen, im vorliegenden Falle also abermals mit negativem Erfolge. Jener angenommene flüchtige Stoff muß also entweder ungemein viel feiner verteilt sein, als die doch erstaunlichen Verdünnungen von Gasen, an denen wir noch spektroskopische und andere Beobachtungen vornehmen können, oder jene ausgeschleuderten kleinsten Teilchen sind überhaupt nicht mehr von der Ordnung der Moleküle und Atome, welche die bekannten physikalischen und chemischen Wirkungen hervorbringen. Man wird dann also zu einer noch tieferen Stufe von Einheiten des Stoffes geführt, auf die auch die Schwerkraft keinen Einfluß mehr haben würde, und die deshalb unter gewissen Voraussetzungen noch kleiner angenommen werden müßten, als selbst jene Aetheratome, welche die Aetherschwingungen des Lichtes tragen.

Wir meinen nun aber, daß man vor der Hand wenigstens nicht so weit zu gehen braucht. Die Aetheratome können angesichts ihrer vollkommenen Durchdringung der Körper, die durch die Schwerkraft wahrscheinlich gemacht wird, wohl auch jene Eigenschaften annehmen, die wir an den neuen Strahlen beobachten. Letztere bestehen, wie wir sahen, aus einem vielartigen Gemisch von strahlenden Wirkungen. Von den sichtbaren Lichtschwingungen, die sowohl bei Röntgen- wie bei den Becquerelstrahlen nachgewiesen werden, zeigen sie alle Abstufungen bis zu wahrscheinlich wellenlosen Strahlen. Die Fernwirkung der radioaktiven Substanzen, namentlich ihre Fähigkeit, die Luft-Elektrizität zu zerstreuen, erscheint uns von dem Augenblicke an nicht mehr so wunderbar, daß wir eben annehmen, diese Wirkungen würden nicht von einem direkt aus dem Innern jener Substanzen entnommenen Hagel von Teilchen hervorgebracht, deren Energie erst in jenen Stoffen erzeugt werden müßte, sondern von den sie nur durchfliegenden Aetheratomen, deren Bewegungsform nur in den Stoffen durch deren jedenfalls sehr eigentümliche molekulare Zusammensetzung verändert wird. Zu dieser Veränderung der Bewegungsformen wird selbstverständlich auch Energie verbraucht, aber doch wesentlich weniger als unter der Annahme der direkten „Emanation". Diese Energie könnte ganz wohl vorläufig auf Kosten der inneren molekularen

Bewegungen, das heißt der inneren Wärme, erhalten werden, die sich dann immer wieder durch Einstrahlung ersetzt. Es ist uns wohl bewußt, daß wir bei dieser Annahme gegen einen Satz der Wärmelehre verstoßen, nach welchem nur durch ein vorher schon vorhandenes Wärmegefälle äußere Arbeit geleistet werden kann, das heißt, die Wärme kann nur immer von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übertragen werden, was ja die tägliche Erfahrung lehrt. Aber sowohl Maxwell wie auch Helmholtz haben zugegeben, daß Ausnahmen hiervon denkbar sind. Hier ist der Hebel für die Prüfung dieser Hypothese anzusetzen. Man würde mit feinsten thermometrischen Messungen zu untersuchen haben, ob den radioaktiven Substanzen nicht fortwährend sehr geringe Wärmemengen von außen zufließen. Wir hätten dann in diesem Falle ein Licht vor uns, das durch sein Leuchten Kälte statt Wärme erzeugt. Es ist schließlich nicht mehr zu verwundern, wenn zu all den Seltsamkeiten dieser verborgenen Strahlen auch noch diese kommen würde. Dabei ist im übrigen nicht ausgeschlossen, daß zugleich auch Partikelchen von äußerster Kleinheit, jene radioaktiven Stoffe, mit ausgeschleudert werden, wie es bei elektrischen Entladungen stattfindet, und daß diese Teilchen die Uebertragung der radioaktiven Eigenschaften auf die Gegenstände in ihrer Nähe besorgen (Sekundärstrahlen).

Rutherford und Mc Clung haben die Energiemenge zu bestimmen versucht, welche von den Becquerelstrahlen ausgeht, indem sie sie mit den Wirkungen der ähnlichen Kathodenstrahlen verglichen. Sie fanden dabei, daß 1 Gramm des besten Radiumpräparates nicht weniger als 3000 cal. im Jahre erzeugt, d. h., innerhalb dieser Zeit 3 Liter Wasser um 1 Centigrad wärmer zu machen.

Da wir sahen, daß die Becquerelstrahlen teils den Kathoden-, teils den Röntgenstrahlen völlig gleich sind, während die ersteren doch nicht wie diese durch elektrische Wirkungen erzeugt wurden, so ist damit unzweifelhaft gezeigt, daß die Kathoden- sowohl wie die Röntgenstrahlen nur Begleiterscheinungen der elektrischen Entladungen sind, nicht ihr Wesentliches, und daß also diese Strahlen nicht eigentlich elektrischer Natur sind. Nach einer in jüngster Zeit (Anfang 1901) gegebenen Zusammenfassung kommt Goldstein zu dem Resultat, daß das ultraviolette Licht alle Eigenschaften der Kathoden-, Röntgen- und Becquerelstrahlen in sich vereint, daß wir es also bei ihnen mit der Erregung von extrem kurzen Aetherschwingungen zu thun hätten. Jedenfalls aber steht hier eine ganz neue Erscheinungs- und Wirkungsform vor uns, die unsern Forschungseifer mehr als je in jene letzten Tiefen des Naturgeschehens lenkt, wo alle Eigenschaft nur noch Bewegung ist. Die Bewegungen des Aethers, die wir bisher immer nur aus ziemlich verwickelten theoretischen Betrachtungen ableiten konnten, scheinen, angesichts der Freiheit, welche sie bei diesen neuentdeckten Vorgängen besitzen, mehr und mehr in den Bereich direkter Anschauung zu gelangen. Wir beginnen hier in die Geheimnisse der Welt des Aethers zu blicken, der der Träger

aller Naturwirkung ist. Und wie es bisher immer noch war, wird auch dieses große Rätsel nach seiner Lösung nur eine neue vertiefendere Bestätigung unserer Grundanschauungen bieten und unseren Blick in vorher ungeahnter Weise klären.

Wir dürfen diese Betrachtungen nicht schließen, ohne erwähnt zu haben, daß die geheimnisvollste der Erscheinungen am gestirnten Himmel, die eines großen Kometen mit seinem langhingestreckten Schweife, zweifellos ähnlichen Vorgängen ihre Entstehung dankt wie jene nicht minder rätselhaften Strahlen. Das über Millionen von Meilen ausgebreitete Licht der Kometenschweife ist, soweit wir ermitteln können, dem jener Glimmererscheinungen in der Kathodenröhre völlig gleich. Die Materie der Schweife, von dem es ausgeht, ist wesenlos, so wie wir jene der verborgenen Strahlen wohl auch nennen müssen. Mögen auch Räume, in denen die Erdkugel viele hundert Male hintereinander Platz hätte, davon ausgefüllt sein, so bleiben die leuchtenden Schweife dennoch völlig durchsichtig für das Licht der hinter ihnen stehenden Sterne. Aber wie sehr diese leuchtende Materie auch dem Nichts verwandt sein mag, sie ist doch wie die der Kathoden- und Becquerelstrahlen elektrisch geladen, denn sie wird von der Sonne, dem großen Konduktor, abgestoßen, mit Geschwindigkeiten, die durch die Krümmung der Schweife in ganz ähnlicher Weise ermittelt werden konnten, wie die der Kathodenstrahlen aus der Ablenkung durch den Magnet. Diese Geschwindigkeit der Schweifmaterie ist von der Größenordnung der jener Strahlen.

Auch der Sonne zugewandte Schweife hat man beobachtet, die vielleicht den Goldsteinschen Kanalstrahlen entsprechen. Nach Lenard brauchen wir noch nicht einmal eine direkte elektrische Fernwirkung der Sonne hierbei anzunehmen. Die ultravioletten Strahlen im Sonnenlicht, die wir ja auch hier auf der Erde beobachten, bringen auf dem Kometenkerne negative elektrische Ladungen hervor und verwandeln ihn, genau in der Weise, wie in dem herangezogenen Experimente, in eine Kathode, von der Strahlen in den leeren Raum jenseits der Lichtquelle ausgesandt werden. Am Ende des Schweifes, der sich immer ganz unmerklich im dunkeln Himmelsgrunde verliert, zerstreut sich die ausgestrahlte Elektrizität in den Raum. Der Einwand, den man früher gegen kosmische Fernwirkungen der Elektrizität erhob, daß der sogenannte leere Raum ein absoluter Nichtleiter sein müsse, ist durch das Experiment widerlegt. Außerdem befinden sich im interplanetaren Raume immer so viele Wolken von kosmischen Meteoren, die bekanntlich zum größeren Teile aus Eisen bestehen, daß auch schon durch diese allein Wechselbeziehungen zwischen den kosmischen Elektrizitätsquellen unterhalten werden müssen. Mit den feinen Messungsmethoden, die der modernen Physik zu Gebote stehen, wird man vielleicht bei der Erscheinung eines nächsten großen Kometen dessen elektrische Wirkung auf uns direkt zu messen imstande sein, wenn etwa sein Schweif gegen die Erde hin gerichtet ist.

Immer mehr wird man einsehen lernen, daß die Erscheinungen auf unserem

Erdballe nicht nur von den offenkundigen Strahlungen der Wärme und des Lichtes des großen Zentralgestirnes beeinflußt werden, sondern daß alle physikalischen Vorgänge, deren Träger der Aether zwischen den Gestirnen sowohl wie zwischen den Atomen der molekularen Welten ist, beständige Wechselbeziehungen aller Art mit allen diesen Materiegruppierungen unterhalten. Keine ist von der anderen abgeschlossen. Es wäre auf das äußerste zu verwundern, wenn nur die elektrischen Wirkungen hiervon eine Ausnahme machen sollten. Die Bewegungen der erdmagnetischen Elemente, das Aufflackern der Polarlichter, die Erdströme, die Schwankungen der Luftelektrizität, der Ursprung der Gewitter und manche andere Erscheinungen, nach deren Ursachen man bisher vergebens auf der Erde sucht, werden vielleicht einmal aus solchen kosmischen Wirkungen ihre direkte oder indirekte Erklärung finden. Auf jeden Fall kann man nicht genug daran erinnern, daß auch der Physiker seinen geozentrischen Standpunkt aufgeben muß, wie der Astronom seit Kopernikus, und die forschenden Blicke emporheben soll dorthin, wo wir in Weltkörperdimensionen schauen, was wir mit unseren feinsten Werkzeugen im kleinsten Raume der molekularen Welten noch lange vergebens suchen werden.

Das Roggenkörnlein.

Jüngst wogte hier ein weites Aehrenfeld,
Nun ging dahin sein sommerliches Prangen,
Am Dornstrauch nur blieb eine Aehre hangen,
Aus der ein Körnlein in die Hand mir fällt.

Aus diesem grauen Ackerkorne steigt
Ein neuer Halm und eine neue Aehre,
Ein Kornfeld einst, das sich gleich goldnem Meere
Leis rauschend vor dem Hauch des Ewgen neigt.

Von Segen fühl' ich träufen meine Hand:
Ein unbegrenzter Strom von Lebensfülle
Ergießt sich aus der unscheinbaren Hülle
In sonngen Segenswogen durch das Land.

Denn alle Macht, Gewalt und Herrlichkeit
Des Lebensstroms aus ewgem Liebesborne
Wogt jetzt durch meine Hand in diesem Korne
Dahin von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Aus: Julius Lohmeyer „Gedichte eines Optimisten". Cotta'scher Verlag. Stuttgart.

Josephine Scheffel, die Mutter des Dichters.

Von

Alberta von Freydorf.

„Von Mütterchen die Frohnatur,
Die Luſt zu fabulieren.“

Wer noch wie ich das Glück hatte, Mutter und Sohn ſo gut zu kennen, dem fällt bei einer über die erſtere zu ſchreibenden Erinnerungsſkizze wohl gleich das alte Goetheſche Wort als einzig paſſendes Motto ein. Das heißt treffend für „Mütterchen“! Um auf den Sohn überzugehen, muß man die erſte Zeile fortlaſſen. Denn die Frohnatur hat ſich auf ihn gerade nicht übertragen, er hat das Leben ſchwer und tiefernſt genommen. Doch der ſchalkhafte Humor, der ſtets bei ihr überſprudelnd hervortrat, wie hat auch er ſich behaglich breit gemacht in den Dichtungen des Sohnes. Die Luſt am Fabulieren aber war bei ihr noch größer als bei ihm. Faſt unzählbar ſind die Blätter und Blüten dieſer üppig wuchernden Phantaſie, deren letztere aber nur ſelten zur ausgereiften Frucht gediehen. Ein ganzer Koffer voll aufgerollter, beſchriebener, loſer, unzuſammenhängender Blätter giebt den Beweis dafür. Wie ein Schmetterling, der bald hierhin, bald dorthin fliegt, nippte die Seele der Dichterin bald an dieſer Idee, bald an jener.

Sie ſchrieb dann ein paar Seiten nieder, oft gegen Ende ſo haſtig, daß ſie ſelbſt andern Tags nicht mehr erkennen konnte, was dieſe Striche bedeuten ſollten. Vieles, vieles von dieſen Verſuchen, die in ſolcher Art begonnen waren, wurde nie aufgenommen und weitergeführt, denn zu anderer Stunde reizte wieder ein neuer Einfall, und flugs eilte die Frau Majorin zu ihrem Schreibtiſch oder flüchtete nach der Einſamkeit ihrer geliebten Geißblattlaube, um wiederum ſo lange zu ſchreiben, als ihr die Außenwelt die Feder ungeſtört in der Hand ließ. Doch auch ſehr viel Schönes iſt zur erfreulichen Abrundung gelangt. Hier wollte ich nur den Unterſchied der Art von Mutter und Sohn ſkizzieren. Die Mutter fabulierte im vollſten Sinne des Wortes — der Sohn bereitete in gründlichen Studien die Behandlung der Stoffe vor, ſtudierte die Geſchichte, die alten Folianten, zügelte ſeine Phantaſie im Dienſte der Wiſſenſchaft und der Kunſt. Die Oertlichkeiten, die er uns ſchildert, mußte er als Wanderer vorher gründlichſt durchforſcht haben: ja der Dichter ließ ſich zuletzt ganz und gar vom Gelehrten verdrängen. — Wie oft hat er mir geklagt: ich habe ſo viel Material über den Sängerkrieg auf der Wartburg geſammelt, daß ich acht Romane aus dieſem herausſchreiben könnte.

aber doch sind noch Einzelheiten zu ergründen! — Die Mutter dagegen phantasierte oft genug ins Blaue hinein! Ihre Feder flog über das Papier, ganze Seiten lang ohne Korrektur, und es blieb bei diesem ersten Niederschreiben. Sie konnte auch halbe Stunden lang in Jamben sprechen, ja es gab Tage, wie mir meine selige Mutter erzählt hat — erlebt habe ich es selbst nie, es geschah vor ihrer einzigen Tochter Tod — da soll sie ganze Tage hindurch nicht anders als in Versen gesprochen haben. Doch liebte ihre Familie diesen Zustand nicht. Man sah darin eine ungesunde Erregung und suchte diese wieder herabzustimmen. — Auch zum Klavier improvisierte sie reizend. Mir erzählte sie einmal: das Italienisch habe sie sprechen können, ohne es zu lernen, das sei ihr wie im Traum gekommen. Wie anders arbeitete der Sohn in seinen meisten Schöpfungen, den Trompeter und die Gaudeamus-Lieder vielleicht ausgenommen. Aber auch vom Trompeter besitze ich einige sehr eingehend durchkorrigierte Seiten der Urschrift. — Die Aventiurenlieder sind sorgfältig bis aufs Feinste durchgefeilt, wie Scheffel mir selber erzählte. Der Ekkehard ist, nachdem er von ihm fertig gestellt worden war, von Anfang bis zu Ende noch einmal durchgearbeitet worden.

Ja, wie mir ein alter Freund des Scheffelhauses jüngst bemerkte: „Joseph war ein Gemisch beider Eltern: die Mutter sprudelnd, witzig, voll Humor und dichterischer Begeisterung; der Vater, der stille Biedermann, pedantisch, pflichttreu, gründlich bis ins Kleinste."

Da mir jedoch hier die Aufgabe geworden, über die Mutter und nicht über den Sohn zu schreiben, so beginne ich wohl am besten mit einigen für die Schreiberin recht charakteristischen Aufzeichnungen ihrer eigenen Hand. Sie tragen die Unterschrift: „Meine ältesten Erinnerungen", reichen aber leider nicht über einige Blätter hinaus.

I. Oberndorf. In den ehemaligen österreichischen Vorlanden liegt ein Städtchen dieses Namens. Seine Lage wird häufig einem Lehnstuhl verglichen. Ein hoher Berg, über den hinweg die Straße gen Schramberg führt, bildet das Rückenpolster. Die kleine Thalebene, auf der der Hauptteil des Städtchens liegt, den Sitz, kleinere Berge links und rechts die Armlehnen, und das Kloster im Neckarthal den Fußschemel. Aus diesem etwas gewagten Vergleich geht jedenfalls hervor, daß Oberndorf von drei Seiten mit Gebirge eng umschlossen ist und die vierte offene jäh an den Fluß hinabführt, der bei der alten Reichsstadt Rottweil entspringend hier in launigen Krümmungen durch die hellgrünen Wiesen seine erste Studentenreise macht. Die Lage Oberndorfs könnte wild-romantisch genannt werden, wenn seine Berge bewaldeter wären. Zwar fehlt es ihnen nicht an schönem dunklen Tannenwuchs, aber es sind doch auch so viel Berghalden da wie in einem von der Welt verflachten Gemüt gedankenleere Stellen. Die Geschichte des Städtchens ist mir leider wenig bekannt, nur soviel weiß ich, daß die Grafen von Wolkenstein einst Besitzer und Schirmherren desselben gewesen, zur Zeit, da die Häuser im Neckarthale standen, an der Stätte, wo jetzt das arme Dörflein „Altoberndorf" liegt, dessen Name diese Thatsache bestätigt. Oftere Austretungen des jugendtollen Neckars

bestimmten die Bewohner, ihre verwüsteten Wohnungen zu verlassen und sich auf dem Berge anzusiedeln. Vor Wassersnöten waren sie nun dort gesichert, dagegen zeigte sich ihnen das Feuer als ihr entschieden feindseliges Element. Dreimal im Laufe eines Jahrhunderts soll das Städtchen ganz abgebrannt sein. Vierzehn Tage nach dem Brande Hamburgs wiederholte sich das Schicksal auch für das Städtchen noch einmal, nicht zu gedenken der zahllosen kleineren Feuersbrünste, die zum Schrecken, und ich möchte fast sagen, auch zum Vergnügen der Einwohner alle Augenblicke sich zeigten, und bei größeren Pausen förmlich Erstaunen über ihr Ausbleiben erregten. Im Bauernkrieg tobte der Bundschuh rings um Oberndorf herum. In Rottweil, Sulz, Dornhau, überhaupt in allen angrenzenden Ortschaften. Oberndorf wird nie dabei genannt, was auf große Friedfertigkeit seiner damaligen Bewohner schließen läßt, dagegen ist seine Lage als Grenzscheide österreichisch-katholischen Wesens gegen das protestantische Altwürttemberg immerhin merkwürdig. Menschen, die da nur ein paar hundert Schritt weit auseinander wohnen, sind an Gestalt, Glauben, Tracht und Sitten, ja selbst an Sprache und Begriffsweise so himmelweit voneinander verschieden, daß man glauben könnte, hundert Meilen weit gereist zu sein, wenn man sich von Oberndorf in das schier angrenzende Dörflein Aistaig begiebt und nun gar in das zwei Stunden entfernte Sulz! . . Aistaig ist der erste Vorposten des Luthertums. Sulz eine streng protestantische, reinliche, nüchterne, kleine Handelsstadt. Die Leute sehen freudenleer aus und haben häufig Kröpfe, was von der steilen Lage ihrer Felder herrühren soll. In Fleiß und Industrie, in Handel und Gewerken lassen sie ihre katholischen Nachbarn weit hinter sich, aber es ist etwas Kühles, Langweiliges in der Sache, so daß man stets das Verlangen des Fortgehens hat, so lange man dort ist.

In Oberndorf ist viel primitives Naturleben, was verbunden mit alten Gebräuchen und Begriffen ein gar drolliges märchenhaftes Mixtum von Menschennaturen ergiebt. Die Männer zeigen meist große, breitschultrige Gestalten, überlaute Stimmen, gutmütige aber spektakelmachende Rechthaberei. Die Mädchen sind blond, weiß und rosenwangig, haben schwimmende Augen, liebe träumerische Gesichter und häufig allzu zärtliche Herzen. Als Hausmütter aber sind sie fromm und fürsorglich und ganz erstaunlich plauderhaft. Es ist viel Kinderei in ihren ernstesten Dingen und umgekehrt. Bei allen aber zeigt sich stets ein hervorragender Zug der liebenswürdigsten, altväterischen Gutherzigkeit, die für andere ins Feuer springen könnte.

Zur Zeit, da ich geboren ward, das ist im Jahr 1805, führte in Oberndorf ein kaiserlicher Syndikus sein mildes Szepter.

Man wußte damals noch nichts von dem späteren Heuschreckenheer württembergischer Beamten und Schreiber. Steuern wurden wenige gefordert, Prozesse wenige geführt.

Ein alter Bettelvogt mit biegsamer Haselgerte versah die ganze Polizei.

Die Josephinische Aufklärung dämmerte ein wenig in dies gemütliche Dunkel herein. Bald kam der Komet, der Krieg und der Weltsturm.

II. Das Freihaus in Oberndorf, mein Geburtshaus. Es stand beim oberen Thore mit einer Mauer umgeben und zahlte der Stadt jährlich für alle Steuern und Abgaben, vermöge Vergleichs von 1657, 4 f., war aber dafür von allen bürgerlichen Beschwerden frei.

Sein ältester bekannter Besitzer war ein Herr von Schwarzach, von dem es an Wilhelm, Graf und Herrn zu Zimmern, Herrn zu Wildenstein und Meßkirch, Erzherzog Ferdinands geheimen Rat und obersten Hofmeister, kam.

1577, Donnerstags nach Philippi und Jakobi, verkaufte dieser Graf Wilhelm dieses sein eigenes Haus samt dem Baum- und Krautgarten an seinen Obervogt in Oberndorf, Johann Miller, um 300 f. als „eigen, auch frei von Steuern, Beschwerden und Wachen". Auch vergönnte er ihm „den hohen Raum ob dem Dießelweiher zu einem Garten einzuräumen und ein Haus darein zu bauen mit Zehndfreiheit auf ewige Zeiten."

1657 besaß der Rittmeister Haussteter Gopoldt dies Freihaus und hatte Streit mit dem Rat der Stadt. Er behauptete, sein Haus sei frei von Steuern, Wachen und Frohnen, da es doch der Entscheidung einer kaiserlichen Kommission gemäß vom Jahre 1595 jährlich der Stadt 4 f. Sitzgeld, 1 Pfd. Heller von dem Brunnen, 5 Schilling Wachgeld und 2 Schilling Herrenzins geben mußte. Der Erzherzog Ferdinand Carl übertrug seinem Obervogt zu Horb, Adam Heinrich von Ow, die Untersuchung; den 17. April wurden beide Parteien nach Horb beschieden, wo ein Vergleich zustande kam, dem zufolge die Stadt ihre starke Steuerforderung fallen lassen mußte und der Rittmeister erst vom Tode des Dr. Justus Hausman an (er war als Stadtpfarrer den 23. April 1656 gestorben) von seinen steuerbaren Gütern alle Abgaben zahlen sollte.

1699 verkauften des Rittmeisters Nachkommen dies Freihaus, samt dem dazu gehörenden Stadel um 330 f. an den Pfandherrn der Herrschaft Oberndorf (folgen einige weitere unwesentliche Nachrichten über die ferneren Besitzer des Hauses).

III. Mein Vaterhaus. So treu wie heutzutag die Sonne im Dienste des Photographen zeichnet, möchte ich dein Bild hier wiedergeben, du liebes Haus, wo meine Wiege stand. Aber nicht wie du jetzt bist, will ich dich darstellen, mit gelbem Bewurf und neumodischem Flickwerk, sondern so ernst — gebräunt und angeraucht, wie du vor einem halben Jahrhundert in der blauen Luft standest. Geschlechter haben unter deinem Dache gehaust, deren Namen schon verklungen sind wie weyland König Davids Harfenspiel. Ja! man kennt den Ursprung dieses Hauses nicht. Niemand weiß auch nur die leiseste Andeutung über seine Erbauer zu geben; einer dunklen Sage nach soll es im Mittelalter ein Freihof gewesen sein. All die verheerenden Feuersbrünste hat es überdauert, was man dem Schutz der heiligen Agathe zuschrieb, deren Bild in Holz geschnitten noch heut in einer Nische des Zimmers steht, das meine Eltern sich zum Schlafgemach eingerichtet hatten. Mit scharf zugespitzter Giebelseite steht das Haus der Straße zugekehrt, die unteren Räume sind Vorratskammern und Gewölbe, finstere Winkel und Gänge. Vom Hauptflur führt eine Treppe zum ersten Stock, deren dunkelbraunes, unbeschreiblich plumpes Holzgeländer auf hohes Alter schließen läßt. Sie führt geradezu auf die Wohnstube zu, welche die Bewunderung der ganzen Einwohnerschaft war, da sie die erste Papiertapete, die nach Oberndorf kam, auf ihren Wänden trug. Diese war blau; große schwarze Traubenblätter bildeten die Borte. Etwas für jene Zeit nicht minder Merkwürdiges stand im Zimmer, ein gutes Klavier, im übrigen Spinnräder und gewöhnlicher Hausrat. Die zur Rechten liegende Visitenstube war mit Kanapee und Lehnstühlen versehen von heutiger Form, mit Familienbildern vom damals berühmten Galeriedirektor von Seele und einigen Nippsachen in

chinesischem Porzellan. Das Schlafzimmer meiner Eltern, links neben der Wohnstube, erhielt durch das Nischenbild einen geheimnisvollen Hauch, dessen Eindruck sich niemand entziehen konnte. Das Bild war nun einmal da, niemand wußte, woher es gekommen, und niemand hat jemals gewagt, es zu entfernen. Es war ein althistorisches Recht, daß die Einwohner von Oberndorf alljährlich vom Agathentag an eine achttägige Andacht vor diesem Bilde halten durften. In dieser Zeit galt dieses Zimmer schier für eine Kirche. An dieses Zimmer schloß sich eine Reihe kleiner Zimmer, die zu Haushaltungszwecken dienten. Die Küche mit einer großen sonnigen Gesindestube lag auf der anderen Seite. Der dritte Stock war für Gäste und ständige Hausgenossen eingerichtet. Eine offene Laube lief an der ganzen Langseite des Hauses hin, das Turnierfeld meiner ersten Kinderspiele. Aber auch die dunkeln Winkel im unheimlichen Gewölbe hatten ihren Reiz für die kindliche Phantasie. Es gab deren mehrere und darin standen hohe, schwere, schwarze Truhen in Eisen gebunden, deren Ursprung ebensowenig bekannt war, als derjenige des Hauses selber. Wahrscheinlich hatten sie die Bestimmung, bei Feuernot die beste Habe zu retten, aber es hätte wohl zehn rüstiger Männer bedurft, um sie bepackt von dannen zu tragen. Auch die Umgebung des Hauses hatte etwas eigentümlich in sich selbst Abgeschlossenes. Garten, Hofraum, Stallungen, Wagen und Holzremise, Waschhaus und Geflügelhof, alles war von einer hohen Mauer umfangen und bildete eine eigene kleine Welt. Es war Besitztum der freiherrlichen Familie von Menshengen und ging durch Kauf an meinen Großvater über, der darin sein Handelsgeschäft einrichtete und seine Familie gründete. Das Haus aber behielt unter seinem bürgerlichen Eigentümer wie im Besitz des Edelmannes seinen mittelalterlichen Ernst, wie den geheimnisvollen Hauch, der durch alle Räume ging und ganz geeignet war, die Gemüter seiner Bewohner zu Schwärmerei wie träumerischem Wesen zu stimmen. Wenigstens sind einige derselben diesem Einfluß nicht entgangen und tragen — längst der Heimat fern — noch in grauen Haaren die Spuren dieser Jugendeindrücke in der Seele.

IV. Mein Großvater und sein Stamm. Als ich noch ein Kind war, gab mir meine Mutter manchmal ein Päckchen Heiligenbilder zum Betrachten, auf deren Rückseite ich Verschiedenes von Geburten und Sterbefällen geschrieben fand, was meine Neugierde aber weniger in Anspruch nahm als die Bilder selbst. Sie waren teils gemalt, teils Kupferstiche in schnörkelhaftem Zopfstil, manche auch in Seide auf Pergament gestickt von den Händen frommer Klosterfrauen. — Auch meine Kinder haben mit diesen Bildern gespielt, ohne den genealogischen Rückseiten viel Aufmerksamkeit zu schenken. Erst jetzt kam ich auf den Gedanken, diese Bilder nach ihrer Reihenfolge zu ordnen und das Ergebnis davon war folgendes: Im Jahre 1761 verehelichte sich mein Großvater Karl Krederer, Handelsherr zu Oberndorf, mit Maria Franziska Reihnig aus Homb. Im August 1762 gebar ihm dieselbe einen Sohn, bei welchem Familienereignis seine Aufzeichnungen, die ich nun selber reden lasse, begannen, und zwar gebe ich sie völlig wortgetreu in ihrer eigenen Weise und Schreibart. Rückseite des 1. Bildes: „den 27. August 1762 um ? Vormittags wurde mir gebohren Carl Joseph Krederer. Himmelszeichen: der Schuz und Jahresregent Saturnus, Herr Gevatter, Mathia Knebbe paroche — Jungfer Gevatterin — Regina Kredererin 1763 am 8ten April zwischen zwölf und 1. Uhr an starkhen gichteren gestorben.

Zweites Bild: Maria Katharina Krederin geboren den 9. Januar 1764 Vormittags um 7 Uhr. Jahresregent der Jupiter, Himmelszeichen der Steinbokh: erste Dochter — Herr Gevatter, Johann Bückeisen, Bürgermeister in Endingen im Namen seiner Hochwürden des Caplans Krederer. Jungfer Gevatterin, Ana Khatarina Kneblin.

Drittes Bild: Anna Krederin, gebohren den 8ten Januar 1765 um 12 Uhr Mittag — welche im Mutterleibchen heiligen dauf empfangen und hernach, da solches auf die Welt gekommen nur noch einige Zeichen des Lebens verspüren lassen. die anderte Dochter und 4te Kind (das Geburtsverzeichnis des 3ten Kindes fehlt) hat mir mein Ehgemahl entzogen und solche dem liebe Gott zu sich beruefen, der ihr die ewige Ruhe verleyhen wolle. R. J. P.

Viertes Bild: Ano 1765 den 10ten April habe ich, Carl Bederem, Wittibem und Handelsmann dahier in Oberndorf, mich mit der lieben Jungfrau Josepha, eine und jüngste Dochter des Herrn Franz Joseph Bemtschem, des Raths und Handelsmann in Homb, in Presens alldortigen Herrn Pfarrers, der ein Bruder zu ihr Josepha ist die Ehliche Verlobung gepflogen."

* * *

Weiter reichen diese Erinnerungen nicht und sind, so viel ich weiß, auch nicht durch Tagebuch-Aufzeichnungen oder sonstige Niederschriften irgendwo ergänzt. Auch ist der Lebensgang der guten Frau Majorin, wie sie in der letzten Zeit von den Bekannten allgemein genannt wurde, äußerlich ein sehr ruhiger gewesen. Als Kind einer angesehenen, vermöglichen Kaufmannsfamilie war Josephine Krederer am 22. Oktober 1805 in Oberndorf geboren. Ihre Mutter war eine geb. Eggstein, die als Witwe noch bei der Tochter in Karlsruhe lebte, selbst viel Freude an Kunst und allem Schönen hatte und den Sinn dafür bei der Tochter von früh auf pflegte. Der Vater Franz Joseph Krederer war Bürgermeister in Oberndorf gewesen; er ließ seinem Töchterchen neben aller Freiheit, die ihr in Wald und Flur der schönen Heimat zu teil wurde, eine vorzügliche Erziehung geben, die in einem feinen Kloster-Pensionat vollendet wurde. Doch ihre Verlobung mit dem jungen Kapitän Dr. Philipp Jakob Scheffel erlebte er nicht mehr. Josephine hatte denselben bei Gelegenheit eines Besuches bei ihrer Tante, Frau Kaufmann Anna Stolz, geb. Krederer, in Gengenbach, kennen gelernt, und bei der jungen, glühenden Patriotin mag wohl der Militär-Verdienstorden, den der sehr tüchtige und zugleich liebenswürdige Freier auf der Brust trug, ein Wort mitgesprochen haben. Jakob Philipp war Sohn des Magnus Scheffel, der im Gengenbacher Klosterstift Kellermeister gewesen ist. Er selbst hatte sich zuerst für eine wissenschaftliche Karriere vorbereitet, — in einem Brief an seinen Säckinger Hausherrn unterschreibt er sich Dr. —; war dann aber ins Ingenieurfach übergegangen. So war er beim Bau der rechts-rheinischen Staatsstraße von Basel nach Säckingen als Regierungsingenieur thätig gewesen. Die Befreiungskriege hatten auch ihn unter die Fahne geführt.

Er kehrte mit Auszeichnungen und dem Titel eines Hauptmanns aus dem

Kriege zurück und blieb der militärischen Laufbahn treu. Seine ehrenvolle Stellung und seine vaterländischen Verdienste unterstützten jedenfalls auch sein späteres Werben um das so patriotisch gesinnte Schwabenkind. Denn aus so vielen ihrer früheren und späteren Gedichte, aus ihren angefangenen Dramen und Märchen klingt stets eine tiefe Begeisterung für alles Deutsche, Vaterländische heraus. Zum Beweis möchte ich hier gleich das Gedicht anführen, das sie einmal gelegentlich eines Gespräches über Straßburg improvisierte:

Geisterruf.

Ein Münster ragt aus der Ferne;
Ob ihr das Münster wohl kennt?
Sein Turm streift an die Sterne —,
Aber sein Fundament
Ruht auf entweihtem Grunde
Und in nächtlicher Stunde
Thut eine Gruft sich auf,
Steigt ein ruhloser Geist herauf.

Der Bauherr ists, der alte,
Der einst das Münster ersann.
Was bringt durch die Grabesspalte,
Daß er nicht schlummern kann?
Gesänge von welschen Zungen
Haben hinunter geklungen.
Das hat der Meister gehört,
Das hat den Schläfer gestört.

Er irrt umher durch die Hallen
Und redet zu dem Gestein:
„Mauern, dem Fremdling verfallen,
Was steht ihr und stürzet nicht ein?"
Er greift in heiligem Drange
Nach dem Glockenstrange,
Lehret die Glocke ein Wort,
Das tragen die Lüfte fort. —

Und tönen uns Sehnsuchtslieder
Herüber über den Strom:
Es ist der Bauherr, Brüder,
Er läutet in seinem Dom,
Er läutet so wehmutschaurig,
Stimmt deutsches Herz so traurig,
Er läutet mit flammender Hand,
Er rufet sein Vaterland.

Sie war eine hochgebildete Frau und in manchen Anschauungen ihren Zeitgenossinnen weit voraus; sie las viel und gern Geschichte. Doch kaum hatte sie das Buch beiseite gelegt, so klopften die Figuren lebendig an ihre Thür, um alsogleich dramatisch vor ihr aufzuerstehen. — Wie manch angefangener erster Akt fand sich unter ihren Papieren. Aber niemals giebt uns auch nur eine Skizze darüber Fingerzeige, wie das dann sich weiter entwickeln sollte.

Unsere Frau Majorin mußte in ihrer Jugend eine reizende Erscheinung gewesen sein, denn ob sie auch später ein wenig rundlich geworden war, ihre blauen Augen blickten noch hell und klar über die rosigen Wangen, ihr wohlgeformter Mund konnte so schalkhaft lächeln, und helles Blondhaar umrahmte das liebliche Gesicht. Bei ihrer Verheiratung muß sie noch gar kindlich ausgesehen haben; sie war damals erst 17 Jahre alt.

Das junge Paar zog in Karlsruhe zuerst in die Steinstraße, wo sie Hausgenossen waren mit der schon ihren Eltern und Großeltern befreundeten Familie Klose. Auch die Mutter Josephinens, die verwittwete Frau Krederer, wohnte später bei ihrer Tochter; man sagt, sie sei der ordnende Geist in der Haushaltung gewesen, wenn die junge Frau oft lieber nach ihren Blumen und Vögeln als gerade nach der Küche schaute. Aber das kehrte sich dann später um; denn

in der Stefanienstraße kam Großmütterchen nicht mehr so gar viel aus ihrem Zimmer heraus, aber der Knabe Joseph und sein Schwesterlein Marie flüchteten bei Geselligkeiten gern zu ihr, um dort in der Dämmerstunde leisen erzählenden Worten zu lauschen.

Wohl der erste große Schmerz, den die so glückliche Ehe traf, war die schwere Erkrankung des ältesten Sohnes Karl, eines bis zum 4. Lebensjahre gesunden Knaben. Infolge von Gehirnkrämpfen blieb er durch sein langes Leben blödsinnig. Treu hat ihn die Mutter und dann später der Bruder gepflegt. Doch der Sonnenschein des Hauses war das prächtig heranwachsende Geschwisterpaar Joseph und Marie.

Die 20er Jahre mit ihren Freiheitsbestrebungen und damals noch unerfüllbaren Einheitswünschen hinterließen auch in den Gedichtbüchern Frau Scheffels manchen sehnenden Stoßseufzer, denn stets hatte sie die Hand am Pulse der Zeit, und zwar die linke, die Hand von der Seite des Herzens, in der rechten aber auch gleich die Feder.

Das nachfolgende „Nach dem Regenbogen" ist am 12. November 1840, morgens 7 Uhr von ihr in ihr Buch geschrieben worden.

Einen heilgen Friedensbogen sah ich heut im Westen stehn,
Franken, dort so kampfgelüstend, habt das Zeichen ihr gesehn?
Frieden will der Himmel haben — wollt ihr Krieg, dann über euch
Soll das Blut der Völker kommen, Franken, Franken, über euch!

Gott wird wieder mit uns streiten! — wo das Recht, da ist sein Schild.
Oder habt ihr schon vergessen eures größten Helden Bild?
Riesengroß — und doch gefallen, weil Eroberungsgier ihn trieb!
Gab es keine Hand, die warnend es in eure Felsen schrieb?

Riesengroß — und doch gefallen, da der deutsche Geist erstand;
Seht ihr nicht, wie er noch immer schreitet durchs befreite Land?
Hört ihr nicht, wie's wieder rauschet in den Eichen Tag und Nacht?
Reißt von Aug und Ohr die Binde — Franken habt der Zeichen acht

Eine deutsche Frau.

Im Frühling 49 apostrophierte sie den Baum, der heute noch mit üppiger Laubkrone den Hof des Scheffelhauses beschattet, in folgender Weise:

Mein Ahorn. 1849.

Wach auf — wach auf! Der Frühling ist gekommen
Für dich, mein Baum — und für das Vaterland.
Wach auf! — Wach auf! — ein Feuer ist entglommen
Ein unerhörter Frühlingssonnenbrand.

O mög er dir die Blüten nicht versengen!
Nein! nur erwärmen Dich zu frischerm Glanz,
Daß dichter Deine Blumendolden hängen
Zu einem deutschen Freiheitsheldenkranz!!

Wenn damals auch noch nicht allsommerliches Verreisen Sitte war, so hat doch auch Frau Josephine mit ihrem Gemahl und mit der Tochter verschiedene solcher Sommerreisen zu ihren Freunden in die Schweiz unternommen und dabei viel von der schönen Welt gesehen. Aus Bayern, vom Salzkammergut, aus Tirol melden uns unterwegs verfaßte Balladen und Lieder die Fülle starker Eindrücke. Ihr in schwärmerischer Erinnerung behaltener Aufenthalt auf der Wartburg zeitigte die Freundschaft und den bis zu ihrem Lebensende fortgesetzten Briefverkehr mit dem derzeitigen dortigen Kommandanten, dem allbeliebten von Arnswald.

Von einer ihrer Rheinreisen ist noch eine vollständige Beschreibung erhalten, und zwar unter dem Titel: „Humoristische Pilgerfahrt von Liborius 1835. Lektüre zum Ausruhn und Einschlafen." Von den 43 Folioseiten des Aufsatzes will ich wenigstens als Probe hier den Anfang geben.

Liborius ist eine fingierte Persönlichkeit, ein Pilger, der sich der kleinen Reisegesellschaft zur Fahrt auf dem Rhein anschließt. Im Grund genommen ist es aber die Dichterin selbst, die in dieser Form von sich selbst in dritter Person sprechen kann, ihre phantastischen Träumereien also jenem Liborius in den Mund legt — indem sie sich in humoristischer Weise dabei über ihre eigenen Schwärmereien lustig macht. Folgende Stelle mag diese Worte erläutern. Es ist von den archäologischen Sammlungen in Neuwied die Rede:

„Eine wohlgeordnete Sammlung römischer Münzen, eine Menge Waffen und Werkzeuge, Töpfergeschirr, Aschenkrüge u. dgl. m. fanden wir hier. Mit patriotischem Schauder betrachtete Frau S. (Scheffel) den wohlerhaltenen silbernen Schild eines römischen Feldzeichens, auf dem in erhabener Arbeit ein Imperator vorgestellt ist, der einen unter ihm liegenden gefesselten Deutschen mit Füßen tritt. Obwohl Frau S. dem Imperator auf dem Schilde diesen seinen Fußschemel nicht verzeihen konnte, fühlte sie sich sonst doch unter diesen Alterthümern ganz in ihrem Elemente. Ich versäumte keine Gelegenheit, sie zu necken, ungeachtet ich mehrmals schon gemerkt hatte, daß zwischen ihren Ansichten und den meinigen viel Sympathie walte. Wie freut es mich, sprach ich zu ihr, durch diese ehrwürdigen Löffel und dies erhabene Töpfergeschirr mich überzeugen zu können, daß Ihre großen Römer aßen wie wir — vorausgesetzt, daß sie etwas hatten. „Sie besitzen einen Dämpfer für alle Begeisterung, Liborius," erwiderte sie zürnend, und ich erhielt den ganzen Tag kein freundliches Wort mehr von ihr."

Wenn auch nur hin und wieder erwähnt, erfahren wir doch, daß auch der Knabe Joseph seine Eltern auf dieser Rheinreise begleitete; der kleine Schmetterlingsjäger, der stets der erste oben auf den zu erklimmenden Burgen war oder, flache Kiesel über die Rheinflut werfend, vor Freude hell auflachte, wenn sie weiter und weiter hüpften, war damals neun Jahre alt. Letztere Kunst hat er übrigens später in Radolfzell am Untersee noch tadellos mit meinen Knaben um die Wette geübt. Bei der Schilderung jener Rheinfahrt wurde mir so recht klar, wie viel Scheffel seiner elterlichen Erziehung zu danken hatte. Es findet sich in dieser Beschreibung

kein Ort, keine Burg, bei deren Erwähnung nicht in interessanter Weise geschichtliche Rückblicke gegeben würden, ganz in ähnlicher Art, wie sie uns später von ihm selbst bei den vielen, mit ihm zusammen unternommenen Touren im Schwarzwald, in der Pfalz, im Hegau über die ihm vertraute Geschichte des Ortes gegeben wurden.

Ich lasse im Folgenden noch einen kleinen Auszug aus der „Pilgerfahrt am Rhein" zur Charakteristik des lebhaften Stils von Frau Josephine folgen:

„Ein sonnenheller July-Morgen begrüßte mich, als ich, gehüllt in meine Reise-Belouse, aus der kleinen Residenz Karlsruhe aufbrach, um meine erste Wallfahrt nach dem deutschen Strome zu beginnen. Alle Sorgen, die mich begleiten wollten, wehrte ich entschloßen von mir ab — und schon vor dem Thore — in den grünen Hallen des Waldes — wo die Morgenluft mir entgegenströmte — zogen diese böswilligen Begleiter sich zurück — hoffend, bey meiner Wiederkehr ihren Theil aufs neue an mir zu haben. „Reisen ist Leben" war für jetzt mein Wahlspruch. Bald trat ich aus den Schatten des Forstes hinaus und näherte mich dem Rheine, wo die Gegend mit ihren flachen Ufern, reinlichen Dörfern, grünen Wiesen und grasenden Kühen einer holländischen Landschaft glich. Eine Rauchsäule wirbelte in den blauen Aether empor — sie zeigte von ferne die Richtung von Leopoldshafen — und erschien mir als leitende Wolke, die mich — nicht durchs rothe Meer, — aber zur Uferstelle führte, wo das Dampfschiff Prinzeßin Marianne zur Abfahrt bereit lag. Ich schritt sogleich über die Planke, welche das Fahrzeug mit dem Ufer verband, und sah vom Verdeck aus, mit dem Gefühle eines Neulings, dem bunten Treiben zu. Rothbewestete Matrosen waren beschäftigt, die Morgentoilette der flutdurchschiffenden Prinzessin zu vollenden, indem sie aus großen Schminktöpfen alle verbrauchten Stellen mit frischer grüner Oelfarbe bemalten. Die hölzernen Rollen, durch welche die Schiffstaue laufen, überkleckten sie mit blendendem Weiß — und wußten geschickter als manche fürstliche Kammerzofe ihrer Prinzeßin das Ansehen der Jugend zu erhalten. Andere mühten sich ab, die Koffer der Ankömmlinge zu einem Berge aufzuthürmen, während Reisende aus allen Nationen das Verdeck füllten, und die Klänge der deutschen, französischen und Gott weiß noch welcher Sprache, zu gleicher Zeit mein Ohr berührten. Die Schiffsglocke gab das erste Zeichen; eiliger fuhren die Wagen heran — und die zu Fuße gehenden verdoppelten ihre Schritte — das Gedränge vermehrte sich beym zweiten Geläute — die Schiffsleute begaben sich an ihre Posten — der Steuermann stellte sich an sein Rad — eine erwartungsvolle Stille ging dem dritten Zeichen voraus, nach dem sogleich die Planke zurückgezogen wurde und das Schiff sich in Bewegung setzte. Hatte schon das lärmende Gewimmel des Einschiffens betäubend auf meinen Sinn gewirkt — so glaubte ich jetzt vollends ein Feenmärchen von wandelnden Bäumen und Dörfern zu träumen. Wie sehr ich mich auch anstrengen mochte, konnte ich die täuschende Empfindung nicht bemeistern, daß das Schiff stille stehe — während die Ufer an uns Festgebannten vorüber jagten. Ein Engländer, dem ich dieß unbehagliche Gefühl klagend mittheilte — sagte mir lächelnd, wenn ich einmal den Kanal so oft durchschifft haben würde, wie er, würde dieß Uebel schon weichen. Ich war wenig empfänglich für diesen Trost, da mein Mißbehagen in völligen Schwindel überging, der mir für den

Augenblick die Reiseluft gewaltig abkühlte. Kaum hatten wir jedoch Germersheim hinter uns, als die See- oder vielmehr Rhein-Krankheit mich völlig verließ u. s. f."

Wie leuchtet aus diesen wenigen Anfangssätzen doch die alles verklärende Phantasie der Dichterin hervor, die schon bei dem in Leopoldshafen für gewöhnliche Sterbliche so nüchternen Rhein in einem Feenreich sich zu befinden glaubt, — ja, die dort schon mit der Seekrankheit zu kämpfen hat. Was wird uns die Beschreibung nun erst bei der Loreley und in Köln zu melden haben! So weit aber können wir die Reisende leider nicht begleiten, nur einige Personalbeschreibungen wollen wir noch folgen lassen, die charakteristisch sind für die scharfe Beobachtungsgabe, für den Humor und die feine Satire, mit der die damals Dreißigjährige die Schwächen ihrer Landsleute, die Bewunderung alles Fremdländischen und die Titelsucht geißelt.

„Es war mir ein schrecklicher Gedanke," läßt die Dichterin Liborius sagen, „Leiden und Freuden meiner Pilgerfahrt allein tragen zu sollen und ich nährte die Hoffnung, Mitreisende nach meinem Geschmacke zu finden. — Vom deutschen Nationalfehler angesteckt, der alles Weithergekommene mit fast abergläubischer Ehrfurcht überschätzt, fühlte ich mich zuerst von einer Gruppe Engländer angezogen, von der der männliche Theil sehr ungraziös umherlag und nicht selten gähnte. Eine geheime Anglomanie ließ mich aber darin nur ein bewundernswertes Savoir faire erblicken und ihre noble Haltung nachahmend warf ich mich gähnend unter sie. Ich wandte mich der Reihe nach an alle — da ich aber weder Börsenspekulant bin — noch Besitzer einer Baumwollenspinnerei — durch Dampf getrieben — da ich ferner nicht anzugeben wußte, in welchem Hotel des Rheingaus die besten Beefsteak zu finden sind, so ward es mir nirgend möglich eine ordentliche Conversation zu unterhalten. Auch bei den Damen ging es mir nicht besser, — die meisten sahen unverwandt auf ihre Panoramas, um kein armseliges Dorf entschlüpfen zu lassen, das sie nicht dort angedeutet fänden. Sie lasen — sie zeichneten Skizzen — und selten antwortete mir eine mehr als ihr lispelndes yes — wie liebenswürdig ich sie auch angeredet zu haben glaubte. Etwas abgekühlt in meiner Bewunderung für die edlen Britten, zog ich wieder den Tönen meiner Muttersprache nach . . ."

Liborius wendet sich nun einer Gruppe Deutscher zu:

„Neben diesem Alten stund ein dicker Mann, den ich ebenfalls in Karlsruhe gesehen zu haben mich erinnerte. Als Mundschenk und Kellermeister am Hofe ist sein lächelndes Gesicht unter den Madeira- und Rheinweinfässern des Großherzogs eine glänzende Sonne geworden; zwischen diesen Fässern wandelt er schon ein viertel Jahrhundert mit so behaglicher Wonne wie der Templer unter den Palmen zu Jerusalem. Jetzt hatte der gute Mann den genialen Gedanken gefaßt, die Heimat seiner teuren Kellerinsassen selbst zu sehen. Rüdesheim, Geißenheim — und wie sie alle heißen, die klassischen Stellen für Weintrinker. Ich gab mir den Anschein, mein Ohr einigen Lobreden zu leihen, die der gute Alte den Schaumweinen hielt — vernahm aber in der That wenig davon, denn meine ganze Aufmerksamkeit war auf zwei Reisende gerichtet, die, mit uns in diesem Winkel zusammengedrängt, auf einem Haufen Schiffstauen stunden. Der eine hatte ein gewaltiges Fernrohr auf den Dom gerichtet, der wie ein dunkles Traumbild in der

Ferne schwebte. „Wollen sie den Dom betrachten?“ sprach er zu seinem Nachbar, indem er ihm freundlich sein Fernglas anbot. Der so Angeredete war ein kleiner, beweglicher Mann, bey dem der Zeiger seiner Lebensuhr im sechsten Dezennium stehen mochte. Ein feines Lächeln auf den Lippen und blizende, dunkle Augen gaben seinen regelmäßigen Zügen etwas von der Jugend zurück, von welcher sein graues, geringeltes Haar sprach: „sie ist dahin“. In Haltung und Manieren schien die Neigung zur Zierlichkeit hervorstechend. Sein brauner Reiseüberrock war offen, um einer breiten Hemdkrause Gelegenheit zu lassen, am Tageslicht zu glänzen, und ein funkelnder Ring schmückte die zarte Hand, womit er das angebotene Fernrohr ergriff. Dies ein Reisebild aus der ächt deutschen Schule. Es entspann sich zwischen beiden ein lebhaftes Gespräch, und ehe zehn Minuten vergingen, hatte der Zierliche schon mit der feinsten Höflichkeit an seinen Nachbar die Frage nach Namen und Stand gerichtet. Oberbaurath des Großherzog von Baden war die Antwort. — Oberappellationsrath und Hofrath des Herzogs von W. erwiederte der Kleine mit einer zierlichen Verbeugung, und zur Bestätigung wurden noch gegenseitig Visitenkarten ausgetauscht. — Jetzt erst war ihm wohl, da er nun wußte, daß er es mit keinem Titellosen zu thun habe, und er selbst sich in den Nimbus seiner Würden gestellt hatte. Die Turnierbahn für beider Redseligkeit war nun angelweit geöffnet.“

Von einer Reise über Frankfurt, Gelnhausen, Marburg nach Thüringen, die am 19. Juni 1854 unternommen wurde, ziehe ich folgende Aufzeichnungen heraus, wenngleich die Wahl weh thut.

„Nach einem Besuch bei Herrn von Arnswald, dem Commandanten, begaben wir uns in den „halben Mond“,*) wohin die beiden Freunde uns geleiteten und bei uns speisten. Scheffels Nachbar einerseits war ein dicker, dicker Herr mit einem rothen, gutmüthigen, aber ganz geistlosen Gesichte. Und wer war dieser Herr? — Schillers Sohn. Ich fand verschiedene Anknüpfungspunkte zu einem Tischgespräch. Von seinem Vater hätt' ich nicht mit ihm sprechen können. Das Mittagsmahl endete da, wo ich glaubte, daß es eben beginne, mit einem ungezuckerten Compot von Stachelbeeren, doch wer denkt zwischen lieben Freunden viel ans Essen. Wir begaben uns zu Wagen zur Burg hinauf, mußten aber bald aussteigen, um die Pferde zu schonen. Im Burggärtchen ward Kaffee getrunken (Gesellschaft Hauptmann von Arnswald und seine Frau, Medizinalräthin Reinhard, Frau Göbel, Moritz von Schwind, Schwanig der Kommandant, Professor Müller und wir). Dann gings an die Wanderung, in den restaurierten Wartburg-Bau. Wir sahen die Kemenate der heiligen Elisabeth, betraten den Raum, wo sie in stiller Zurückgezogenheit ihre Kindheit verlebte ꝛc. . . .“

Weiter unten heißt es:

„Im mittleren Gemach waltete Frau v. Arnswald am Theetische. Dieser allein erinnerte an die Gegenwart. Diese Gemächer werden vom Großherzog bewohnt, wenn er anwesend. Die Einrichtung gehört theilweise ihm und Arnswald. Die Stimmung

*) Dem bekannten Hotel in Eisenach.

der Gesellschaft war eine überaus heitere, gehobene — es wurde gescherzt, gelacht; aber doch ging ein ernster Faden durchs ganze Gewebe dieser Abendfreuden. Nur Schwind war rein übermüthig und ungeheuerlich grob gegen alle. Dabei aber so gemüthlich, daß seine Grobheit zuletzt ganz und gar als Liebenswürdigkeit erschien. Auch machte sich seine geniale Derbheit gegenüber der correcten Feinheit der Arnswalde zu einem interessanten Gegensatze. Nach dem Thee thut sich ein kleines Pförtchen auf in ein anstoßendes Gemach. Das war das Lutherzimmer. Die Stube, wo er geschlafen, wo er studiert, wo er dem Teufel das Tintenfaß ins Angesicht geworfen. Das ganze Zimmer ist nur mit Gegenständen ausgerüstet, die auf ihn hinweisen. Büste, Bild, eisern Groschenbüchse, mit welcher er einst sammeln ging für christliche Zwecke. Der Kommandant öffnet ein kleines, altes Schränkchen, das Bibeln von Luthers Uebersetzung enthielt, und schenkte Marien eine derselben zum Andenken an diesen Wartburg-Abend. Das einzige Geräthe in diesem Wohngelaß, was nicht zu Luthers Nachlaß gehört, ist ein hoher, plumper Schrank, dessen Thüre durchaus mit eisernen Schnörkeln beschlagen, so daß sich das Ganze wie mit Eisen masciert ausnimmt. Dieser Schrank war der Brotbehälter der heiligen Elisabeth, woraus sie ihren Armen den Hunger stillte. Friedlich und groß steht er neben den Lutherandenken. Ueberall auf der Wartburg ist die Geschichte dieser beiden wundersam ineinander geschlungen, und wie dulden sich diese Erinnerungen! Die Groschenbüchse Luthers, der Brotkasten der Elisabeth, wollten sie nicht Beide, dem Erlöser zu Lieb, der armen Menschheit in ihren Nöthen helfen?"

(Schluß folgt.)

Vor meinem Fenster.

(Insel Hiddensee.)

Ein Fliederstrauch und grüne Binsengräben,
Zwei Schafe, angepflöckt im Wiesenland,
Drob tändelnd gelbe Sommerfalter schweben,
Und über allem glüh'nder Sonnenbrand.

Verzaubert scheint das Eiland tief zu schlafen.
Vom Leben giebt die einzige Kunde nur
Der schlaffe Draht des Lotsentelegraphen
Und auf dem Sandweg dort die Räderspur.

Langweilig dann, wie mit der Schnur gezogen,
Dehnt sich der Seedeich, unabsehbar weit.
Dahinter — blaue Flut und weiße Wogen
Und heilige Schauer der Unendlichkeit . . .

Reinhold Fuchs.

Nationaler und internationaler Arbeiterschutz.

Von

Professor Dr. Ernst Francke.

Der Gedanke des gesetzlichen Arbeiterschutzes ist in der Ueberzeugung begründet, daß der Staat überall da, wo der Arbeiter nicht imstande ist, sei es durch eigene Tüchtigkeit, sei es durch Vereinigung mit seinen Kollegen, sich selbst zu schützen, die Pflicht hat, den Arbeiter vor schwerer Schädigung seiner leiblichen und sittlichen Existenz zu bewahren. Das Recht zur Ausübung dieser Pflicht schöpft der Staat nicht bloß aus den Vorschriften der Religion, der Humanität und der Moral, sondern geradezu aus den eigensten Bedingungen seines Wesens: Der Staat kann es nicht dulden, daß die zahlreichste Klasse seiner Bevölkerung, die ihm den kräftigen Nachwuchs für verbrauchte Schichten liefert, die das größte Kontingent der Landesverteidigung stellt und als Produzent wie als Verbraucher seine Kassen füllen hilft, an Leib und Seele durch ungebührliche Ausnützung ruiniert wird. Vor allem muß er die Schwächsten und Wehrlosesten schützen, die Kinder, die Jugendlichen und die Frauen, die heranwachsenden und die kommenden Geschlechter. Im Laufe der letzten hundert Jahre — das erste Arbeiterschutzgesetz ist in England im Jahre 1802 erlassen worden, also genau vor hundert Jahren — hat diese Ueberzeugung sich in allen Kulturstaaten zum Siege durchgerungen. Trotz aller großen Mängel und Lücken im einzelnen — auch in unserem Vaterlande — wird der Arbeiterschutz im Prinzip von keiner Partei und in keinem Kulturlande mehr angefochten. Was allein noch streitig ist, das ist das Maß und das Tempo, in dem mit Vorschriften des Arbeiterschutzes vorgegangen werden soll. Und hier allerdings bestehen nicht nur unter den Parteien, Regierungen, Arbeitgebern und Arbeitern eines und desselben Landes große Meinungsverschiedenheiten, sondern noch stärkere Unterschiede in den gesetzlichen Bestimmungen und ihrer Handhabung bei den verschiedenen Ländern.

In wachsendem Maße aber sind diese Länder mit der Erleichterung des Verkehrs und dem Steigen der Bedürfnisse in Handelsbeziehungen unter sich getreten. Nahrungs- und Genußmittel, Rohstoffe und Halbfabrikate und gewerbliche Fertig-Erzeugnisse aller Art werden in ungeheuren Massen von einem Land zum andern

ausgetauscht. Der internationale Wettbewerb ist aufs Höchste gespannt, und Sieger in ihm bleibt das Land, das nicht nur mit größtem Geschicke die besten, sondern auch die billigsten Waren liefern und vertreiben kann. Nun legt der Arbeiterschutz, namentlich wenn wir unter ihm auch die Arbeiterversicherung begreifen, den Unternehmern und den Arbeitern ein gewisses Maß von Lasten auf. Es sind dies einmal die direkten und indirekten baren Aufwendungen, die der Staat von ihnen fordert: Beiträge zur Versicherung, Kosten der Herstellung gesunder Arbeitslokale und der Anbringung von Mitteln zur Unfallverhütung u. a. m. Dann aber fallen noch weit mehr ins Gewicht die Beschränkungen in der Verwendung der billigeren Arbeitskräfte der Kinder und Frauen und in der Arbeitszeit; in einem Lande mit hochausgebildetem Arbeiterschutze werden auch in der Regel höhere Löhne gezahlt als in einem Lande mit zurückgebliebenem, ebenso ist die Arbeitszeit kürzer. Wie weit diese Lasten auf der anderen Seite wett gemacht werden durch eine Steigerung der Qualität der Arbeit und der Leistungsfähigkeit der geschützten Arbeiter — davon später ein Wort! Jetzt muß es zunächst als Thatsache festgestellt werden, daß die Ungleichheit der Arbeiterschutzgesetzgebung auch eine Ungleichheit in der Belastung der Industrie bedeutet.

Hier einen Ausgleich unter den einzelnen Ländern eintreten zu lassen, wurde schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Elsässer Daniel Legrand angeregt; er wandte sich an verschiedene Regierungen und Fürsten, erhielt freundliche Antworten, und dabei blieb es! Amtlich ist der Gedanke einer internationalen Fabrikgesetzgebung zum erstenmal in der Schweiz zu Tage getreten. In der Präsidialrede, mit der 1876 der Schweizer Nationalrat eröffnet wurde, wies der Vorsitzende Oberst Frey auf die Notwendigkeit internationaler Vereinbarungen über den Arbeiterschutz hin. 1881 lud der Nationalrat den Bundesrat ein, zur Anbahnung einer internationalen Fabrikgesetzgebung mit den hauptsächlichsten Industriestaaten Verhandlungen anzuknüpfen. Dies that der Bundesrat, aber seine Anregung blieb erfolglos. Dagegen fanden Anfang 1889 abermals vom Schweizer Bundesrat eingeleitete Verhandlungen, die die Abhaltung einer Konferenz über den internationalen Schutz vorschlugen, einen günstigeren Boden. Mehrere Regierungen bezeichneten bereits ihre Delegierten. Da trat der deutsche Kaiser mit seinen Arbeitererlassen vom 4. Februar 1890 hervor, der Schweizer Bundesrat entsagte zu Gunsten dieser Initiative, und im März 1890 trat die Internationale Arbeiterschutzkonferenz in Berlin zusammen. Ich muß es mir versagen, hier auf die Beratungen dieser Konferenz, die unter dem Vorsitze des Staatsministers Frhrn. v. Berlepsch vom 17.—29. März stattfanden und die Regelung der Arbeit in Bergwerken, der Sonntagsarbeit, der Kinderarbeit, der Arbeit der Jugendlichen und der Frauen betrafen, näher einzugehen. Nur wenige Worte über das Ergebnis seien gestattet.

Man hat später die Bedeutung dieser Konferenz vielfach unterschätzt. Sicher

gingen von ihr wichtige und nachhaltige Impulse für die Weiterführung des Arbeiterschutzes in den einzelnen Industriestaaten aus und seit 1890 sind namentlich in Deutschland, aber auch in England, Frankreich, Oesterreich und neuerdings in Italien und Spanien bedeutsame Fortschritte des nationalen Arbeiterschutzes zu verzeichnen. Aber das ist unstreitbar: ihr eigentlicher Zweck, internationale Vereinbarungen zu treffen, wurde nicht erfüllt. Auch hat der von der Konferenz ausgesprochene Wunsch, „daß die Beratungen der beteiligten Staaten erneuert werden, um sich gegenseitig die Beobachtungen mitzuteilen, welche sich bei Ausführung der Konferenzbeschlüsse ergeben haben, und um zu prüfen, ob es angemessen sei, jene Beschlüsse abzuändern oder zu ergänzen," keine Berücksichtigung erfahren. Zwar nahm im Jahre 1895 der Bundesrat der Schweiz die Angelegenheit wieder auf und richtete durch seine Vertreter bei den europäischen Staaten die vertrauliche Anfrage an die Regierungen, ob sie geneigt seien, zur Gründung eines internationalen Bureaus für Arbeiterschutz die Hand zu bieten. Die Antworten lauteten jedoch nur ganz vereinzelt entgegenkommend. Der Eindruck in Bern war der, daß die Schweiz offiziell das Projekt nicht weiter verfolgen könne, wollte sie sich nicht einem eklatanten Mißerfolg aussetzen.

Der Wagen wäre somit wohl stecken geblieben, wenn jetzt nicht die private Initiative eingegriffen hätte und zwar fast zur selben Zeit von zwei Seiten, sowohl von den Arbeitern als auch von den bürgerlichen Sozialpolitikern. Der Plan, einen Arbeiterkongreß zur Beratung des internationalen Arbeiterschutzes zu veranstalten, wurde schon seit dem Jahre 1893 in der Schweiz erörtert; es bildete sich ein Organisationskomitee, das für Ende August 1897 einen solchen Kongreß nach Zürich einberief. Dieser, von sozialdemokratischen, christlich-sozialen und neutralen Arbeiterorganisationen aus 16 Ländern zahlreich besucht, beriet über Sonntagsarbeit, Arbeit der Kinder und Jugendlichen, der erwachsenen Männer und der Frauen, Nachtarbeit und Arbeit in gefährlichen Betrieben, Mittel und Wege zur Verwirklichung des internationalen Arbeiterschutzes. Es wurde die Einsetzung einer Kommission beschlossen, die als Zentralstelle für die Förderung der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung dienen und den Bundesrat ersuchen sollte, seine Bemühungen in dieser Richtung fortzusetzen. Wenige Wochen nachher, Anfang Oktober 1897, tagte in Brüssel ein internationaler Kongreß für Arbeitergesetzgebung, der von bürgerlichen Sozialpolitikern beschickt war; am Schlusse seiner Beratungen faßte eine größere Anzahl Teilnehmer den Beschluß, ein Komitee einzusetzen, das die Vorbereitungen für eine internationale Zentralstelle für Arbeiterschutz zu treffen habe.

Es ist bekannt, daß und wie diese beiden Strömungen schließlich in ein Bette geleitet und einem einzigen Ziele zugeführt werden konnten. Dies geschah Ende Juli 1900 zu Paris auf dem internationalen Arbeiterschutzkongreß, auf dem Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Belgien, Holland, die Schweiz, Italien

und andere Länder durch bürgerliche Sozialpolitiker aller Richtungen und Berufsstände sowie Vertreter der verschiedensten Arbeiterorganisationen sich in gemeinsamer Arbeit vereinigten; nur die deutschen Sozialdemokraten und die von ihnen beeinflußten deutschen Gewerkschaften hielten sich fern, während ihre Genossen aus anderen Ländern sich rege beteiligten. Die christlichen Gewerkschaften Deutschlands, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und die evangelischen Arbeitervereine waren durch mehrere hervorragende Führer vertreten. Obwohl aus privater Initiative hervorgegangen, fand der Kongreß doch auch eine stattliche Beteiligung von seiten der Regierungen. Das Ergebnis der mehrtägigen Beratungen war die Gründung einer Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, deren Hauptorgane die Delegiertenkonferenz und das internationale Arbeitsamt sind. Sitz des Vorstandes ist die Schweiz, das Land, von dem aus, wie oben bemerkt, die erste amtliche Anregung eines internationalen Arbeiterschutzes ausgegangen ist. Erster Präsident ist Herr Scherrer in St. Gallen, derselbe, der den Züricher Arbeiterkongreß im Jahre 1897 geleitet hatte. Das Internationale Arbeitsamt befindet sich in Basel und hat seine Thätigkeit bereits im Mai 1901 eröffnet. Am 27. und 28. September vorigen Jahres wurde dann die konstituierende Versammlung der Internationalen Vereinigung in Basel abgehalten, die über den inneren Bau der Gesellschaft und ihre nächsten Aufgaben beriet. Ende September dieses Jahres wird wieder eine Delegiertenkonferenz in Köln tagen.

Nach diesem kurzen Abriß der Geschichte der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz wende ich mich zur Beantwortung der Fragen: Was sind ihre Ziele? Auf welchen Wegen will man sie erreichen? Zur Beantwortung führe ich einige Stellen aus den Satzungen an. In Artikel 2 heißt es, „Zweck dieser Vereinigung ist

„I. Ein Bindeglied zu sein für alle, die in den verschiedenen Industrieländern die Arbeiterschutzgesetzgebung als Notwendigkeit betrachten.

II. Ein internationales Arbeitsamt zu errichten, mit der Aufgabe, eine periodische Sammlung der Arbeiterschutzgesetze aller Länder in französischer, deutscher und englischer Sprache herauszugeben oder einer solchen Veröffentlichung seine Mithülfe zu leisten.

III. Das Studium der Arbeitergesetzgebung der verschiedenen Länder zu erleichtern und besonders den Mitgliedern der Vereinigung über die in Kraft stehenden Gesetze und deren Anwendung in den verschiedenen Ländern Auskunft zu geben.

IV. Durch Ausarbeitung von Denkschriften oder in anderer Weise das Studium der Frage zu fördern, wie die verschiedenen Arbeiterschutz-Gesetzgebungen in Uebereinstimmung gebracht werden können und wie eine internationale Arbeiterstatistik einzurichten ist.

V. Die Einberufung internationaler Arbeiterschutzkongresse."

Es sind hier also wissenschaftliche Ziele der Forschung und Klarlegung, aber auch praktische Ziele des internationalen Zusammenfassens Gleichgesinnter und der Propaganda vereinigt. Aufbau und Gliederung der Gesellschaft ist in den Landessektionen gegeben, die Delegierte entsenden und Jahresbeiträge zahlen.

Solcher Sektionen giebt es jetzt in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Belgien, Frankreich, Holland, Schweiz, Italien, Vereinigte Staaten von Amerika; in Skandinavien, England und Rußland sind Vorbereitungen zur Gründung von Sektionen im Gange. Die Vereinigung ist danach in der That eine internationale; denn fast alle Länder mit starkem Gewerbebetrieb und großer Arbeiterbevölkerung sind in ihr vertreten oder werden sich anschließen. Und zwar nicht nur durch private Delegierte, sondern auch die Beteiligung der Regierungen hat sich eingestellt. Die Schweiz, Frankreich, Holland, Italien und das Deutsche Reich gewähren dem Internationalen Arbeitsamt Geldunterstützungen, dieselben Länder entsenden amtliche Vertreter in das Komitee, Oesterreich hat beides in Aussicht gestellt, von allen Seiten fließen dem Arbeitsamt die amtlichen Drucksachen über Arbeiterschutz zu, auch haben Beamte verschiedener Staaten die Erlaubnis zur Mitarbeit an den Publikationen erhalten. Die wirksamste Unterstützung aber findet die Internationale Vereinigung in der Zustimmung der öffentlichen Meinung aller Länder, der Parlamente, der Sozialpolitiker aller Berufe und vor allem der Arbeitermassen selbst. Daß hier in Deutschland die freien Gewerkschaften auf Geheiß der sozialdemokratischen Parteileitung sich noch fern halten, ist eine Lücke, die man beklagen, aber nicht ausfüllen kann; wir müssen hier auf das Wachsen besserer Einsicht und die Wirkung der Thätigkeit der Internationalen Vereinigung hoffen. Die übrigen Arbeiterorganisationen, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, die evangelischen Arbeitervereine, zahlreiche katholische Arbeitervereine, kaufmännische Gehilfenorganisationen und vor allem die christlichen Gewerkschaften haben sich erfreulicherweise angeschlossen und unterstützen die Bestrebungen der Internationalen Vereinigung auf das eifrigste und wirksamste. Und diese nachhaltige Mitwirkung organisierter Arbeiter ist den Leitern der Internationalen Vereinigung geradezu das Fundament ihrer Thätigkeit.

Das Ziel dieser Thätigkeit ist die Ausgleichung der Unterschiede in der Arbeiterschutzgesetzgebung der verschiedenen Länder. Das Ideal wäre eine völlig gleichartige Festsetzung der Altersgrenze für Kinder und Jugendliche, der Arbeitszeit für alle Arbeiterkategorieen, der Sonntagsarbeit, der Nachtarbeit, der Unfallverhütung, der Schutzvorschriften in gefährlichen Betrieben, der Bestimmungen über die Lohnzahlung (Truckverbot), der Ausdehnung des Arbeiterschutzes, der Gewerbeinspektion, der Arbeiterversicherung, ihrer Lasten und ihrer Leistungen. Aber es ist das Wesen solcher Ideale, daß sie nie erreicht werden. Und hier kommt noch dazu, daß Momente mitspielen, die eine volle internationale Gleichartigkeit der Arbeiterschutzgesetze ganz ausschließen: die Völker und ihre geistige und körperliche Eigenart sind sich ebensowenig unter einander gleich, wie ihre Länder, das Klima, die Bodenschätze, die Produktions- und Verkehrsbedingungen gleich sind.

Diese unverrückbare Thatsache macht die Aufgabe so besonders schwierig.

Internationale Post- und Telegraphenabkommen, internationaler Urheber-, Patent- und Musterschutz, ja sogar Handelsverträge und Zuckerkonventionen, mit denen es doch auch gewiß seine Haken hat, sind verhältnismäßig leichte Dinge dagegen. Wollen wir überhaupt auf unserem Gebiete vorwärts kommen, so müssen wir bei aller Energie doch die größte Behutsamkeit walten lassen, nur Schritt für Schritt vorgehen, keine Maßnahme vorschlagen, die nicht gründlich auf ihre Ausführbarkeit geprüft ist, und nichts in die Hand nehmen, was nicht praktischen Nutzen bringt. Ein einziger Fehlschlag kann unseren Bestrebungen mehr schaden, als zehn Erfolge nützen. Gerade darum müssen wir aber auch dafür sorgen, daß in den einzelnen Ländern die Grundsätze und Arbeiten der Internationalen Vereinigung einen breiten Boden und starke Unterstützung in der öffentlichen Meinung wie in den gesetzgebenden Gewalten finden. Denn der erstrebte Ausgleich, die Beseitigung der Unterschiede und die internationale Gleichartigkeit der Arbeiterschutzgesetzgebung, soweit sie überhaupt möglich ist, läßt sich nur auf zwei Wegen erreichen: Einmal dadurch, daß in jedem Lande die Bewegung selbständig, in gleicher Richtung, aber in verschiedenem Tempo zum Ziele fortschreitet, so daß allmählich die zurückgebliebenen Länder die fortgeschrittenen einholen; sodann aber durch internationale Verträge der einzelnen Staaten unter Zustimmung ihrer Parlamente über bestimmte Forderungen des Arbeiterschutzes. Nach meiner Ueberzeugung müssen beide Wege beschritten werden. Vorläufig allerdings, glaube ich, wird auf dem ersteren mehr zu erreichen sein. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß Regierungen sich nur sehr schwer entschließen, durch internationale Abmachungen sich die Hände für ihre Maßnahmen im eigenen Lande zu binden. Gleichwohl sehe ich nicht ein, welches grundsätzliche Hindernis vorliegen soll, warum nicht bei Handels- und Zollverträgen auch einzelne Bestimmungen über Kinder- und Frauenarbeit, z. B. in der Textilindustrie, oder über die Arbeitszeit in Bergwerken oder über die Sonntagsarbeit aufgenommen werden sollen. Es liegt hier doch ein innerer Zusammenhang vor: Die gegenseitigen Zugeständnisse, die die Staaten sich vertragsmäßig für den Austausch von Gütern und Waren machen, können durch die verschiedenartigen Arbeitsbedingungen der Produzenten aufgehoben oder ins Gegenteil verkehrt werden. Und dies führt mich nun zur Hauptfrage: Warum ist der internationale Arbeiterschutz notwendig?

Bereits im Eingang dieser Ausführungen habe ich darauf hingewiesen, daß der Gedanke des internationalen Arbeiterschutzes entstanden ist aus dem Wunsche, die Ungleichheiten in der Belastung der Industrie der verschiedenen Länder angesichts des internationalen Wettbewerbs zu beseitigen oder vielmehr auszugleichen. Diesen Standpunkt betonen auch die beiden kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890. In der ersten dieser denkwürdigen Kundgebungen, mit denen Kaiser Wilhelm II. eine neue Aera der Sozialreform eröffnete, hieß es: „Die in

der internationalen Konkurrenz begründeten Schwierigkeiten der Verbesserung der Lage unserer Arbeiter lassen sich nur durch internationale Verständigungen der an der Beherrschung des Weltmarktes beteiligten Länder wenn nicht überwinden, so doch abschwächen. In der Ueberzeugung, daß auch andere Regierungen von dem Wunsche beseelt sind, die Bestrebungen einer gemeinsamen Prüfung zu unterziehen, über welche die Arbeiter dieser Länder unter sich schon internationale Verhandlungen führen, will ich, daß zunächst in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz durch meine dortigen Vertreter amtlich angefragt werde, ob die Regierungen geneigt sind, mit uns in Unterhandlung zu treten behufs einer internationalen Verständigung über die Möglichkeit, denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Ausständen der letzten Jahre und anderwärts zu Tage getreten sind." In dem zweiten Erlaß heißt es: „Unter den Schwierigkeiten, welche der Ordnung der Arbeiterverhältnisse in dem von mir beabsichtigten Sinne entgegenstehen, nehmen diejenigen, welche aus der Notwendigkeit der Schonung der heimischen Industrie in ihrem Wettbewerb mit dem Auslande sich ergeben, eine hervorragende Stelle ein. Ich habe daher den Reichskanzler angewiesen, bei den Regierungen der Staaten, deren Industrie mit der unsrigen den Weltmarkt beherrscht, den Zusammentritt einer Konferenz anzuregen, um die Herbeiführung gleichmäßiger internationaler Regelungen der Grenzen für die Anforderungen anzustreben, welche an die Thätigkeit der Arbeiter gestellt werden dürfen." Und in gleichem Sinne erklärte der Staatssekretär des Innern am 30. Januar d. J. im Reichstag: „Ich glaube, daß es unserem nationalen Egoismus entspricht, dahin zu wirken, daß andere Staaten gleichartige und gleichwertige Einrichtungen auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes und der Arbeiterfürsorge treffen wie Deutschland; denn diese gleichartige Fürsorge ist auch eine Frage der internationalen Handels- und Produktionskonkurrenz. Wenn wir dahin wirken, daß andere Staaten gleiche Lasten für den Arbeiterschutz und die Arbeiterfürsorge wie Deutschland tragen, so kann darin unter Umständen sogar ein Moment liegen, daß wir unsere Zollsätze ermäßigen können; denn die Frage der Belastung der Industrie mit den Ausgaben für die Arbeiterfürsorge ist eine Frage der Bruttokosten, und diese sind entscheidend in der Konkurrenz auf dem internationalen Arbeitsmarkt."

Dem Gewicht solcher Ausführungen wird sich niemand verschließen. Besonders nicht in Deutschland. In gewaltig steigendem Maße beteiligt sich unsere Volkswirtschaft an dem internationalen Güteraustausch. Der auswärtige Handel Deutschlands ist gegenwärtig auf 10 bis 11 Milliarden Mark angewachsen. Wir führen vorwiegend Rohstoffe zum Verzehr oder zur gewerblichen Verarbeitung ein, unsere Ausfuhr besteht dagegen zum größten Teil aus Industrieerzeugnissen. Die Eisenindustrie, die Maschinenindustrie, das Textilgewerbe, die chemische Industrie, die Industrie für Leder, Papier, Glas, die Zuckerindustrie exportieren

gewaltige Massen und hohe Werte. Damit kaufen wir vom Auslande nicht nur Nahrungs- und Genußmittel, sondern auch die für unsere gewerbliche Produktion unentbehrlichen Rohstoffe, vor allem Baumwolle, Wolle, Leder, Jute, Eisenerze, Kupfer und zahllose andere Dinge, die wir nicht oder in nicht genügender Menge selbst hervorbringen. Exportieren wir weniger oder gar nicht, so stockt unser gesamtes Wirtschaftsleben. Millionen von Arbeitern mit ihren Angehörigen, die für die Ausfuhr arbeiteten, werden in ihrem Verdienst verkürzt oder brotlos, und andere Millionen erleiden dasselbe Schicksal, weil wir die Rohstoffe für den inländischen Verbrauch an Waaren nicht mehr kaufen können. Es ist daher eine Lebensbedingung für das deutsche Volk, daß es auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig bleibt, und dies können wir nur, wie ich oben schon gesagt habe, wenn unsere Waaren für die Ausfuhr sich durch Güte und Billigkeit auszeichnen vor denen anderer Länder.

Daß aber in der Höhe der Herstellungskosten und bei Bemessung der Preise einer Waare die Lasten des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung eine Rolle spielen, ist keine Frage. Die genaue Berechnung dieser Lasten mag im einzelnen schwierig sein, namentlich was den Arbeiterschutz anlangt. Die Verdrängung der Kinderarbeit aus den Fabriken, die Beschränkung der Arbeitszeit der Jugendlichen und der Frauen sowie der Sonntagsarbeit, das Verbot des Truckſystems, die Auflegung hygienischer Vorschriften und Schutzmaßnahmen hat sich ohne erhebliche Kosten für die Unternehmer nicht vollziehen können. Will man ihren genauen Betrag ermitteln, so kann man das nur von Fall zu Fall thun. Die Thatsache, daß der Arbeiterschutz dem Arbeitgeber materielle Opfer auferlegt, steht fest, wobei es allerdings fraglich bleibt, ob er diese Opfer nicht auf seine Arbeiter überwälzen kann. Das Bestreben dazu wird vielfach vorhanden sein. Aber überall da, wo feste Organisationen der Arbeiter vorhanden sind, wird dies Bestreben scheitern. Man greift dann oft zu andern Betriebsmethoden, bei denen der Unternehmer billiger zu produzieren hofft: entweder zu leistungsfähigeren Maschinen oder zur Hausindustrie. Das erstere ist ein wirtschaftlicher Fortschritt, das letztere ein sozialer Rückschritt, den wir mit allen Mitteln verhindern müssen. Dazu gehört, daß wir auch die Hausindustrie dem Arbeiterschutz und der Arbeiterversicherung unterstellen.

Was nun, um wieder auf die Unternehmerlasten zu kommen, die Kosten der Arbeiterversicherung betrifft, so liegen hier ja die Zahlen vor aller Augen, wenigstens was Deutschland betrifft; für die drei Zweige der Arbeiterversicherung sind von 1885—1900 im ganzen rund $4^1/_4$ Milliarden aufgebracht worden, davon 1898 Millionen durch die Unternehmer, 1848 Millionen durch die Arbeiter, 181 Millionen durch das Reich, der Rest sind Zinsen und sonstige Einnahmen. An Entschädigungen wurden an die Arbeiter insgesamt 3082 Millionen ausgezahlt, 300 Millionen Mark erforderte die Verwaltung, das Vermögen betrug

1187 Millionen. Gegenwärtig legt das Versicherungswerk täglich der Nation eine Kostenlast von 1 Million auf, und die Beträge, die erforderlich sind, steigen bekanntlich noch weiter. Das sind unstreitig sehr bedeutende Lasten der deutschen Industrie, und die Länder, die keine Arbeiterversicherung wie die unsrige haben, haben demzufolge auch diese Lasten nicht.

Ich habe diesen Punkt erörtert, weil ich in der That der Frage der Bruttokosten der Produkte auf dem internationalen Markte eine Bedeutung zumesse. Aber ich muß hier sofort eine Einschränkung, und zwar eine sehr starke Einschränkung vornehmen. So wenig ich leugne, daß manche Industrieen durch rücksichtslose Ausbeutung der Arbeiter, denen kein staatlicher Schutz, keine Versicherung, keine Organisation zur Seite stehen, billigere Waren erzeugen und damit hier und da auf dem Weltmarkt obsiegen können, so energisch muß ich andererseits betonen, daß die leistungsfähigsten Konkurrenten im ganzen doch diejenigen Länder sind, die die höchststehende Arbeiterschaft haben. Gerade unsere größten Exportindustrieen in Deutschland haben Arbeiter mit guter Schulbildung, vortrefflicher Disziplin und hohem Selbstbewußtsein, bei verhältnismäßig guten Löhnen und kurzer Arbeitszeit; allerdings haben wir auch einzelne Ausfuhrindustrieen, wie die Konfektion und die Spielwaren, wo die jammervollste Heimarbeit herrscht, aber die Metall- und Maschinenindustrie, das Textilgewerbe, die chemische und die elektrische Industrie, Papier, Glas, Leder u. a. besitzen eine Elite-Arbeiterschaft. Und hier tragen die Unternehmer gleichwohl die größten Lasten des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, da diese Maßnahmen hier wie nirgends anderswo ein- und durchgeführt sind.

Trotzdem — oder sagen wir nur richtig gleich — eben aus diesem Grunde erringen sie ihre Siege. Denn der Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung, zusammen mit der Arbeiterorganisation, erhöhen die Leistungsfähigkeit der Arbeiter und damit der Industrie in ungleich höherem Grade, als ihre Kosten und Lasten den Unternehmer bedrücken. Mit der Qualität des Arbeiters steigt auch die Menge und Trefflichkeit seiner Arbeitsleistung. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß tüchtige, hochgelöhnte Arbeiter viel mehr und darum billiger liefern als der gedrückte Knecht. Das schöne Wort des großen Engländers John Ruskin: Das Land ist das reichste, das die meisten breitbrüstigen, helläugigen und frohgemuten Menschen habe, trifft ganz besonders auf die Industrieländer zu, die auf dem Weltmarkt um den Sieg ringen. Und mit Freude kann ich es feststellen, daß jüngst auf dem internationalen Arbeiterversicherungskongreß in Düsseldorf kein Redner größeren Beifall fand als der frühere Präsident des Reichsversicherungsamtes Dr. Bödiker, da er mit erhobener Stimme darauf hinwies, daß der gewaltige industrielle Aufschwung Deutschlands in dem letzten Jahrzehnt nur möglich geworden sei durch die Verstärkung des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, deren Lasten nicht gehindert haben, daß die Löhne der Arbeiter be-

trächtlich gestiegen sind, und die unsere Konkurrenzfähigkeit auf eine bisher ungeahnte Höhe gehoben haben.

Man kann das gar nicht oft und nachdrücklich genug betonen. Denn es giebt Anhänger des internationalen Arbeiterschutzes, die von dieser Wahrheit nichts wissen wollen. Das sind falsche Freunde, und solche sind gefährlicher als die ehrlichen Gegner. Oft hört man leider sagen: „Ja, wir wollen den internationalen Arbeiterschutz, Abmachungen und Verträge zwischen den Hauptländern der Industrie, die einen Ausgleich der Schutzvorschriften und damit der Lasten bringen. Aber Deutschland ist so weit voran, daß die andern Länder erst nachkommen müssen. Wir ruinieren uns, wenn wir allein weiter marschieren, die Konkurrenten sind nicht durch staatliche Bestimmungen gefesselt und produzieren darum billiger. Uns kommt es zu, still zu stehen und unsere Nebenbuhler zu nötigen, sich erst einmal die gleichen Lasten aufzubürden." Gegen diesen Standpunkt protestieren wir laut und energisch. Wir wollen keinen internationalen Arbeiterschutz, der den nationalen hemmt oder totschlägt. In den Kreisen derjenigen Sozialpolitiker, die die „Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz" gegründet haben, hat eine solche reaktionäre Anschauung keinen Boden. Am allerwenigsten in der deutschen Sektion dieser Vereinigung, der „Gesellschaft für Soziale Reform". Ich will nicht untersuchen, ob die Behauptung in allen Stücken wahr ist, daß Deutschland in der Sozialreform an der Spitze aller Kulturnationen schreite. Ich gebe das unbedingt zu für die Arbeiterversicherung, man kann es mit einem gewissen Recht auch vom Arbeiterschutz sagen, aber in dem dritten großen Hauptstück aller Sozialpolitik, in der Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter, in der Achtung und Sicherung ihres Rechts der Selbsthilfe in Berufsvereinen und Genossenschaften sind wir in Deutschland himmelweit hinter England, Frankreich und Amerika zurück. Jenen falschen Freunden des internationalen Arbeiterschutzes wollen wir, die ehrlichen Anhänger, mit der That beweisen, daß der internationale Arbeiterschutz nicht ein Deckmantel der Faulheit in der nationalen Sozialpolitik sein darf, sondern daß er im Gegenteil nur gedeihen kann auf dem Boden einer fruchtbaren, vorwärtsstrebenden nationalen Gesetzgebung und Verwaltung.

Das hat schon der Präsident des Arbeiterkongresses von 1897 in Zürich, der jetzt an der Spitze des Bureaus der Internationalen Vereinigung stehende Herr Scherrer erklärt, als er vor 5 Jahren in seiner Rede zur Eröffnung der Kongreßverhandlungen sagte: „Vergessen wir bei Erörterung der Fragen des internationalen Arbeiterschutzes nicht zu betonen, daß eine Hauptvoraussetzung desselben die Weiterentwickelung des nationalen Arbeiterschutzes ist. Wir arbeiten für unsere höheren Ziele, wenn wir mit aller Energie, jeder in dem Staate, dessen Bürger er ist, für die Ausgestaltung der Arbeiterschutzgesetze und deren kräftige Durchführung eintreten. Wir schädigten aber diese Ziele schwer, wenn

wir mit den heimlichen Gegnern des Arbeiterschutzes sagen wollten, daß nur durch internationale Verträge der Boden geschaffen werde, auf dem eine Fortbildung des nationalen Arbeiterschutzes möglich sei." Auch für uns in Deutschland stand es von vornherein fest, daß wir an die Gründung einer Landessektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz nur unter der Bedingung treten konnten, daß unser deutscher Verein auch einen Mittelpunkt für die Bestrebungen nach Fortführung und Erweiterung des Arbeiterschutzes in Deutschland bilden werde. Darum haben wir uns „Gesellschaft für Soziale Reform" genannt und verfolgen nach unseren Satzungen das doppelte Ziel:

I. Durch Aufklärung in Wort und Schrift die soziale Reform auf dem Gebiete der Lohnarbeiterfrage in Deutschland zu fördern.
Als wesentliche Bestandteile dieser Reform erachtet sie:
a) den weiteren Ausbau der Gesetzgebung im Interesse der Arbeiterklasse;
b) die Förderung der Bestrebungen der Arbeiter, in Berufsvereinen und Genossenschaften ihre Lage zu verbessern.
II. Als deutsche Sektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz deren Bestrebungen mit allen Kräften zu unterstützen.

So unsere Statuten. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, was wir bisher in den anderthalb Jahren unseres Bestehens gethan haben — dieser Rechenschaftsbericht wird auf unserer Generalversammlung am 22. September d. J. in Köln zu erstatten sein. Nur einige Punkte will ich hervorheben, die die Internationale Vereinigung für Arbeiterschutz jetzt vorangestellt hat, weil ich damit zugleich auf das Gebiet der praktischen Maßnahmen treten und an ihnen zeigen kann, wie internationale Schutzverträge und nationale Sozialpolitik sich ergänzen und gegenseitig vorwärts treiben.

Auf der konstituierenden Versammlung im vorigen Jahr zu Basel haben wir als ersten Gegenstand, den wir einer internationalen Regelung zuzuführen versuchen wollen, die Frage der Nachtarbeit der Frauen gewählt. Daß die Nachtarbeit der Frauen von den schlimmsten Folgen für Gesundheit und Sittlichkeit begleitet ist, daß sie eine schwere Gefahr für die heranwachsenden und die kommenden Geschlechter bildet und zugleich eine Zerstörung der Familie und des Hauses bedeutet, brauche ich nicht erst zu beweisen; darüber sind sich alle Arbeiter einig, und der Arzt und der Geistliche, wie der Sozialpolitiker und der Menschenfreund stimmen ihnen zu. Trotzdem ist die Nachtarbeit der Frauen in allen Ländern leider noch sehr verbreitet, und zwar nicht nur in der Hausindustrie und im Handwerksbetriebe, die nicht durch Gesetz geschützt sind, sondern auch in den Fabriken und ähnlichen Anlagen. Wir haben zwar in Deutschland mit der G.-O.-Novelle von 1891 hier einen mächtigen Schritt vorwärts gethan, indem im allgemeinen für die Fabriken die Beschäftigung von Arbeiterinnen zwischen $8^1/_2$ Uhr abends und $5^1/_2$ Uhr morgens verboten ist, Samstag und am

Vorabend von Festtagen muß die Arbeit schon um 5½ Uhr nachmittags enden. Aber diese Regel hat viele Ausnahmen; es können nicht nur Ueberstunden zugelassen werden, sondern es giebt auch dauernde Ausnahmen für bestimmte Industriezweige, ganz zu schweigen von der Heimarbeit und der Hausindustrie, wo die Arbeiterin sich oft nur wenige Stunden Schlaf gönnt. Freilich ist es in andern Ländern noch viel schlimmer. In Italien z. B. ist Nachtarbeit der Frauen in der Textilindustrie allgemein üblich, und dadurch werden nach ihrer Behauptung auch die an der italienischen Grenze liegenden österreichischen Spinner und Weber genötigt, nachts arbeiten zu lassen. Die belgischen Fabrikanten wenden ein, sie könnten die Nachtarbeit der Frauen nicht entbehren, wenn sie konkurrenzfähig bleiben wollen. In Rheinland kommt die Textilindustrie dagegen sehr gut ohne diesen traurigen Behelf aus. Hier wollen wir nun in Beratungen von Vertretern der verschiedenen Länder versuchen, Vorschläge zur Abschaffung oder doch zur Eindämmung der Nachtarbeit zu machen, welche dann Gemeingut des gesetzlichen Arbeiterschutzes in allen beteiligten Staaten werden sollen, sei es durch internationale Verträge, sei es durch selbständiges Vorgehen der einzelnen Staaten. Dabei aber hoffen wir Deutsche, daß nicht nur auf diesem Gebiet rückständige Staaten, wie Italien und Belgien, vorwärts gedrängt werden, sondern wir planen dabei auch gleichzeitig, selbst bei uns eine weitere Beschränkung der jetzt noch gestatteten und üblichen Nachtarbeit der Frauen zu erreichen.

Eine andere Maßnahme, mit der wir uns beschäftigen, liegt auf technisch-hygienischem Gebiet. Zu den gefährlichen Industrieen gehören die Betriebe, in denen Blei und Phosphor erzeugt und verwendet werden. Die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle von Arbeitern aus solchen Betrieben ist sehr groß. Deshalb sind auch Regierungen und Parlamente verschiedener Länder mit Vorschriften eingeschritten, die diese Gefahren zu mindern oder ganz zu beseitigen geeignet sind. Diese Bestimmungen sind unter sich sehr verschieden; sie gehen z. B. in der Zündholzindustrie vom völligen Verbot des giftigen weißen oder gelben Phosphors, das die Schweiz eingeführt hat, bis zu recht zahmen Vorschriften über die Reinigung und Lüftung der Fabrikräume. Für Blei und Bleierzeugnisse ist es nicht anders. Deutschland hat z. B. eine Verordnung für Buchdruckereien und Schriftgießereien, England rückt der Verwendung von Blei in der Thonindustrie zu Leibe, in Frankreich haben verschiedene Ministerien den Gebrauch von Bleifarben bei ihren Bauten untersagt und als Ersatz Zinkfarben vorgeschrieben. Hier sollte ein Land von dem andern lernen, sich die Erfahrungen zu nutze machen und auf dem dort eingeschlagenen Wege gleichfalls vorgehen. Warum soll es nicht möglich sein, durch internationale Verträge den giftigen Phosphor als Zündmasse für Streichhölzer oder die Verwendung schädlicher Bleifarben zum Nutzen der Arbeiter aus der Welt zu schaffen? An maßgebenden Stellen Deutschlands besteht Geneigtheit, ein gesetzliches Verbot der giftigen

Phosphorzündhölzer zustande zu bringen. Ich glaube aber, dies Verbot würde für Deutschland um so eher und leichter erreicht werden, wenn außer der Schweiz auch noch andere Staaten Herstellung, Einfuhr und Verkauf solcher Streichhölzer untersagen würden. Man sieht an diesen Beispielen zugleich, wie eng der internationale und der nationale Arbeiterschutz zusammenhängen.

Zwei andere Materien, die auf internationalem Wege geregelt werden sollen, betreffen die Arbeiterversicherung. Die Internationale Vereinigung beschäftigt sich mit der Aufstellung eines einheitlichen Schemas für die internationale Unfallstatistik. Dadurch hoffen wir indessen nicht nur die wissenschaftliche Erkenntnis über Zahl und Art der Unfälle zu fördern, sondern auch zu ihrer Verhütung beizutragen; denn nur wenn wir die Ursachen der Unfälle wissen, werden wir die richtigen Mittel zur Abhilfe ergreifen. Diese Bemühungen haben also einen ganz bedeutenden Zweck für die Praxis des Arbeiterschutzes. Ebenso ist dies der Fall mit der Lösung der anderen Frage, einer internationalen Regelung der Versicherung ausländischer Arbeiter, die ihre Heimat zeitweilig verlassen, um im fremden Lande ihr Brot zu suchen. Bekanntlich sind vor einiger Zeit zwischen Deutschland und Italien Meinungsverschiedenheiten entstanden, weil Italien der Ansicht ist, daß seine Landsleute, die in Deutschland Arbeit suchen, nicht genügend von der deutschen Arbeiterversicherung, soweit sie ihr unterstehen, berücksichtigt werden. Zwischen beiden Regierungen schweben Verhandlungen und die Internationale Vereinigung kann ihrerseits gute Dienste leisten, in dieser Sache eine allgemeine Verständigung herbeizuführen; denn in ihrem Komitee sitzen Delegierte der verschiedenen Länder und auch amtliche Vertreter der Regierungen, und sie hat in dem Internationalen Arbeitsamt auch ein Organ zur Erforschung und Klarlegung der in Betracht kommenden Verhältnisse.

Die Bedeutung dieses Arbeitsamtes möchte ich noch ganz besonders hervorheben. Wie man keinen nationalen Arbeiterschutz machen kann ohne gründlichste Kenntnis der Zustände, die man verbessern will, so erst recht keinen internationalen ohne diese Vorbedingung. Das Arbeitsamt in Basel ist ein wissenschaftliches Institut; es soll die Gesetzgebung des Arbeiterschutzes sammeln, studieren und veröffentlichen, Erhebungen veranstalten und Auskunft erteilen. Wer je in diesen Fragen gearbeitet hat, weiß, wie schwer oft das erforderliche Material zu bekommen ist, und wenn man es endlich beisammen hat, so tauchen neue Schwierigkeiten auf; denn die Technik des Arbeiterschutzes und der gesetzgeberische Ausdruck ihrer Bestimmungen decken sich keineswegs in den verschiedenen Ländern. Hier kann und soll das Arbeitsamt helfend einspringen. Und indem es so die Kenntnis und das Verständnis der Arbeiterschutzgesetzgebung der Kulturstaaten fördert, bereitet es den Boden für praktische Maßnahmen. Es wird sich manchmal herausstellen, daß die Abweichungen in den einzelnen Ländern gar nicht sehr erheblich sind — damit würde dann eine internationale Regelung erleichtert werden.

Andererseits werden wir häufig sehen, daß zwischen den Ländern auf manchen Gebieten noch sehr große Abstände sind — das wird Veranlassung geben, durch Fortschritte des nationalen Arbeiterschutzes die Distanz zu verringern. Endlich ist es auch nützlich, die Grenzen der Möglichkeit, Fragen des Arbeiterschutzes auf internationalem Wege zu regeln, klar abzustecken, damit man sich nicht in aussichtslose Utopieen verrennt, sondern hübsch den festen Boden unter den Füßen behält. Wenn die Sozialpolitiker der verschiedenen Länder auf diese Weise erst einmal sich über ihre Ziele verständigen, dann werden auch die Wege, diese Ziele zu erreichen, gefunden und nötigenfalls geschaffen werden.

Vielleicht sind dem Leser bei diesen Ausführungen Zweifel aufgestiegen und er hat sich im stillen gefragt: Seit 50—60 Jahren bemüht man sich um den internationalen Arbeiterschutz, und alle Bestrebungen blieben erfolglos, obwohl die Regierungen der mächtigsten Industrieländer sich an der vom Deutschen Kaiser einberufenen Konferenz vor zwölf Jahren in Berlin beteiligt haben. Und nun glaubt eine Vereinigung von Privatmännern, die sich allerdings der wohlwollenden Unterstützung einiger Regierungen erfreut, etwas zustande zu bringen? Das ist ein Optimismus, der an den harten Klippen der Wirklichkeit scheitern wird. Ob diese Zweifel begründet sind, kann uns nur die Erfahrung lehren. Aber das Eine darf man schon jetzt sagen: Wir bescheidenen Privatmänner, die die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz gegründet haben, sind in zwei Stücken den früheren offiziellen Bestrebungen überlegen. Einmal wollen wir den internationalen Arbeiterschutz nicht, um den nationalen zu hemmen, sondern um die Weiterführung des Arbeiterschutzes im eigenen Lande zu fördern. Wie zwei Zahnräder ineinander greifen und sich dadurch gegenseitig vorwärts treiben, so soll es auch hier sein. Wir wollen nicht nur die heimische Industrie durch internationale Abmachungen im Bereich des Arbeiterschutzes auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig erhalten, sondern wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dies Ziel am besten erreicht wird durch eine allgemeine wirtschaftliche, sittliche und geistige Hebung des Arbeiterstandes. Und sodann finden unsere Bestrebungen die rege Unterstützung breiter Massen der Arbeiterschaft. Wir erlangen damit einen Resonanzboden in der öffentlichen Meinung, von dem unsere Forderungen laut und mächtig hinausgetragen werden. Wer heute ernsthaft Sozialpolitik treibt, der weiß ganz genau: Man muß mit den Arbeitern und durch die Arbeiter für die Arbeiter wirken. Die Zeiten patriarchalischen Wohlwollens und der Beglückung von oben sind vorbei — die Arbeiter sind mündig geworden, sie wollen an der Gestaltung ihres Schicksals selbst mit eigenen Händen arbeiten. Darum legen wir in der „Gesellschaft für Soziale Reform" den allergrößten Wert auf die Beteiligung und Unterstützung der Arbeiter und namentlich ihrer Elite, der organisierten Arbeiter. Wir beklagen es, daß breite Massen uns noch fern oder feindlich gegenüberstehen. Wir freuen uns aber doppelt darüber,

daß andere Arbeitervereine sich mit so hervorragendem Eifer uns anschließen. Erlahmen sie in diesem Bemühen nicht, unterstützen sie die Gesellschaft für Soziale Reform und die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz auch weiter, so gebe ich mich der frohen Zuversicht hin, daß wir zusammen auf dem betretenen Wege ans Ziel gelangen werden, und dies Ziel heißt: Das Wohl der Arbeiter zum Heile des Vaterlandes!

Citate aus „Aphorismen zur Lebensweisheit“ von John Ruskin.

Wie seltsam scheint es, daß man jemals denken konnte, daß die Naturwissenschaft im Gegensatz stehe zur Religion! Der Hochmut der Naturwissenschaft steht freilich, wie jeder andere Hochmut, eben so sehr im Gegensatz zur Naturwissenschaft als zur Religion: aber die aufrichtig betriebene Naturwissenschaft wird, weit entfernt davon, daß sie gegen die Religion feindlich wäre, für den Fuß, der die Botschaft des Friedens bringt, Pfade bahnen.

♡

Die ganze Natur mit einstimmiger Herrlichkeit ist geschaffen, damit sie uns Ehrfurcht lehre vor dem vom Vater der Geister uns zugeteilten Leben. Der Gesang des Vogels und sein Gefieder, der Duft der Blume, ihre Farbenpracht, ja deren bloßes Dasein stehen in unmittelbarer Beziehung zum Geheimnisse des uns gemeinsam verliehenen Lebens, und alle Kräfte und alle Künste der Menschen werden bemessen nach der Ehrfurcht, die sie vor der Flamme der Liebe und der Reinheit hegen, mit der sie sie hüten, denn diese allein sind ihre Stützen.

♡

Was unsern Entschluß bestärkt, unsere Arbeit möglichst vollkommen zu thun, das allein verdient den Namen Religion. Wir müssen menschliche Arbeit ehrenvoll und tüchtig thun, weil wir jetzt Menschen sind; ob wir erwarten, einstmals Engel zu werden, ob wir jemals Protoplasmen waren, das kommt nicht in Frage. Wir sind jetzt Menschen, und was wir schaffen muß liebevoll, ehrlich und mit heiligem Ernst geschaffen werden.

♡

Religion ist jegliche Form, durch welche sich der Mensch vor einem höheren Wesen beugt und sich moralischen Zwang auferlegt . . . „ligor“ oder „ligatus“ ist die vollkommen schlichte Bedeutung dieses alten Wortes, das vor allem an etwas oder an jemanden sich binden bedeutet: gebunden oder dienstpflichtig sein als Lehrling oder Geselle; gebunden oder dienstpflichtig sein als Soldat an den Fahneneid; gebunden sein an einen Menschen oder ihm dienstpflichtig sein; gebunden sein an Gott, ihm dienstpflichtig sein oder unter seinem Joche stehen. Dies sind göttlich angeordnete, ewig unerläßliche Abhängigkeitsstufen der Religion, eine schöne und unlösbare Knechtschaft und Hingabe der Seele . . . .

Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) Straßburg.

Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb.

Mein Anteil an dieser Kolonial-Gründung der Neu-Guinea-Compagnie.

Von

Dr. O. Finsch.

(Fortsetzung.)

Meinem Plane, in jener Gegend eine Station zu errichten, stimmte Kapitän Krokisius aber durchaus zu, auch dann noch, als die „Hyäne" (22. Februar) von Cooktown die Nachricht überbrachte, daß uns England zuvorgekommen sei. Vielleicht hatte der englische Kommandant die Grenzen überschritten! In dieser Annahme bestärkte uns ein Telegramm, welches die „Hyäne" für mich mitbrachte.

„Reisen Sie sofort ab, bitten die Ausführung so sehr als irgend möglich zu beschleunigen, unbeirrt." Diesem „unbeirrt" fehlte der Nachsatz, vermutlich „wegen England", denn dieses konnte ja allein in Frage kommen. Jedenfalls hielt Herr von Hansemann am 2. Februar an der Niederlassung um Ostkap noch fest. Einen Monat später erschien ihm die Ausführung dieses Planes aber unverständlich: „Da Sie am 1. März vermutlich wissen konnten, daß durch das Vorgehen der Engländer nichts mehr für uns in Bentley-Bai zu suchen war." Ja, gewiß! um auch diesen Teil Neu-Guineas für Deutschland zu gewinnen, dafür war es freilich zu spät, schon seit November, und auch unsere Kriegsschiffe wären mit Flaggehissen nicht mehr zurecht gekommen. Denn die in Ostkap auslaufende schmale Landzunge, welche Milne-Bai nördlich begrenzt, würde nun und nimmer als Grenzlinie anerkannt worden sein, da an der Südseite dieser Landzunge schon seit Jahren englische Stationen bestanden. Und mit dem Besitz von Ostkap hängt naturgemäß wiederum der der d'Entrecasteaux-Gruppe auf das engste zusammen, auch in Betreff der Stammesgleichheit der Eingeborenen. Gegenüber der Thatsache, daß dieses ganze Gebiet der Südostspitze Neu-Guineas, mit seinen zahllosen Inseln, zuerst durch englische Kriegsschiffe erschlossen wurde, die hier schon vor 10 Jahren die Flagge hißten, hätte die Landerwerbung irgend eines Deutschen in letzter Stunde schwerlich gewichtigere Anrechte für das Deutsche Reich zu begründen vermögen. Der General-Konsul Dr. Krauel in Sydney war über diese Verhältnisse jedenfalls am besten unterrichtet, als er mir schon

im Juli vertraulich anriet, nicht südlich vom Huongolf herabzugehen. Herr von Hansemann hatte daher wohl besondere Beweggründe, sich damit nicht begnügen zu wollen, obwohl die weitere Erwerbung bis zum Ostkap die ernstesten Bedenken erwecken mußte, schon aus finanziellen Gründen.

Wenn ich dennoch alle Kräfte daran setzte, um in jenem bereits vergebenen Gebiete festen Fuß zu fassen, so geschah dies im Hinblick auf den Reichtum desselben an Kokospalmen, den ich, auch unter englischer Flagge, dem deutschen Handel und Unternehmungsgeist sichern wollte. Und um dafür als die Ersten einzutreten, kamen wir jedenfalls noch zurecht, wenn sich die Vorbereitungen auch viel länger hinzogen, als uns lieb war. Nun, daran hätten wir eigentlich schon gewöhnt sein können, denn gewöhnlich litt die Agentur in Mioko an irgend etwas Mangel, diesmal an zwei unentbehrlichen Artikeln: Brettern und Kohlen. Die ersteren mußten erst aus dickem Kantholze gesägt werden, die letzteren konnten jeden Tag eintreffen und waren eigentlich längst fällig. Aber die Windstillen und Strömungen im St. Georgskanal, der Meeresstraße zwischen Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg, sind unberechenbar und spielen Segelschiffen oft sehr übel mit. Es ist wiederholt vorgekommen, daß solche Fahrzeuge für die kurze Strecke von Kap St. George bis Mioko, 45 Seemeilen, die wir mit der „Samoa" in 8—10 Stunden zurücklegten, 18—30 Tage brauchten, wenn sie es nicht vorzogen, um die Nordspitze Neu-Mecklenburgs und Neu-Hannover herumzugehen.

Ich benutzte das Wartenmüssen und die letzten Kohlen zu einem zweiten Besuche in Nusa (Neu-Mecklenburg, 1.—11. März), da noch weiteres mit Kapitän Krokisius zu besprechen war und sich mit der „Marie" die einzige Gelegenheit zur Briefbeförderung bot. Der Kommandant beabsichtigte nämlich, direkt nach Sydney zu segeln, mußte aber, wegen ungenügenden Proviants, nochmals Matupi anlaufen.

Nebenbei wollte ich mir auch Neu-Hannover einmal näher ansehen, um hier Land zu kaufen. In Neu-Britannien hatte mir die Handels- und Plantagen-Gesellschaft die Sorge dafür abgenommen, deren Händler damit beauftragt waren. Herr von Hansemann schrieb mir aber später: „von dieser Seite haben wir keine Unterstützung gefunden und werden auch ferner schwerlich solche zu erwarten haben." In der That mußte sich die Neu-Guinea-Compagnie bis zum Jahre 1890 mit dem kaum 2 km langen Inselchen Kerewara in Neu-Lauenburg (Herzog York-Inseln) als einzigem Besitztum im Zentrum des Bismarck-Archipels begnügen. In Neu-Irland, gegenüber der Insel Nusa, war das beste Land bereits vergeben und gehörte Robertson und Hernsheim, für welche es ihr damaliger Geschäftsführer Friedrich Schulle erworben hatte, dem die Firma auch die Erschließung des reichen Kopragebietes an der Nordostküste mit Gründung mehrerer einträglicher Stationen (Kabelman, Butbut, Kapsu, Langunebang)

verdankt. Durch diesen besten Kenner des Landes und der Eingeborenen erfuhr ich, daß ihm ebenso schönes Kulturland in Neu-Hannover bekannt sei, zugleich aber auch die Unnahbarkeit jener Küste in jetziger Jahreszeit. Kapitän Dallmann erklärte daher die Reise für unausführbar und hatte in Bezug auf die Fährlichkeiten für das Schiff jedenfalls recht. So mußte ich mich mit Ankauf von Szelambiu oder Mausoleum-Insel begnügen. Sie ist an 10 km lang und liegt an der Byronstraße zwischen Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover, hat daher vielleicht sogar strategisch Wert. Jedenfalls ließen sich 65 Mark und 77 Pfennig in Tauschwaren dafür verantworten. Ohne Schulles Einfluß wäre der Kauf übrigens nicht gelungen, und wir hätten überhaupt keinen Eingeborenen zu sehen bekommen. Sie zeigten sich nämlich ungewöhnlich scheu und hatten nach den letzten trüben Erfahrungen freilich allen Grund dazu.

Kam da vor einiger Zeit eine schmucke Brigg und mit ihr Tom Simbo, d. h. ein Eingeborener von der Salomo-Insel Simbo, der früher hierherum gewesen und den Leuten daher bekannt war. Der hatte es inzwischen weit gebracht, denn er trug europäische Kleider und war sehr freigebig mit allerlei kleinen Geschenken. Das gab daher ein freudiges Wiedersehen, ja man folgte der freundlichen Einladung des alten lieben Freundes an Bord, wo noch viel schönere Dinge, Messer und Beile, verschenkt werden sollten. Aber nur an junge, kräftige Kerle; die brachten ja dann die Geschenke für die würdigen Alten mit zurück, wie Tom versicherte, der gute, generöse Tom. Und als nun die Erwartungsvollen glücklich an Bord waren, da zeigte man ihnen alles, schließlich auch den Raum, ja — und machte die Luke dicht. Doch nur zum Spaß? Natürlich, beruhigt euch nur, Kinder; nichts weiter als eine Spritzfahrt nach Queensland in die Zuckerplantagen. Das war wieder einmal ein famoser Tric eines „Labour traders", der seinem „Einwanderungs-Agenten" (Recruiter) alle Ehre machte. In der That ein smarter Kerl dieser Tom, solche Leute konnte man brauchen, unbekümmert um deren Vorleben. Und dieses war bei Tom Simbo etwas arg getrübt. Aus der hohen Schule als Plantagenarbeiter auf Samoa mit allerlei Kenntnissen, darunter auch Pidjin-Englisch, heimgekehrt, führte ihn dann sein Unternehmungsgeist nach Neu-Irland zu einem weißen Händler, dem er sich sehr brauchbar erwies, da er die Landessprache bald schneller lernte als sein Herr. Dabei ein teatotaler, wiederum ganz im Gegensatz zu seinem Meister. Und als der letztere einmal nach gewohnter Weise selig seinen Rausch ausschlief, da gab der Versucher Tom ein Gewehr in die Hand — ein Schuß krachte und Tom war ein reicher Mann. Als solchen nahmen ihn die Eingeborenen daher mit offenen Armen auf, denn da fiel etwas für sie ab, und Tom selbst hatte mit seinen Hinterladern nichts für sich zu befürchten dank seiner Nüchternheit. Als aber nach einiger Zeit ein Werbeschiff von Queensland erschien und von einem Kriegsschiff erzählte, da ging Tom als Rekruter mit und verschwand, denn es

fing an brenzlig zu werden. Die von ihm eingebrockte Suppe hatten die Eingeborenen daher bald darauf auch allein auszulöffeln; nun hieß es, sie hätten den Mord begangen, und dafür wurden sie denn auch gestraft.

Derartige saubere Stückchen passierten damals mehr, in jener fröhlichen Erntezeit der Werbeschiffe, die auf so leichte Weise Gewinn versprachen, da für jeden Rekruten 20 Mark bezahlt wurden, dasselbe als für die Tonne Kopra, deren Einhandeln doch unendlich viel mehr Zeit, Mühe und schließlich auch Tauschwaren kostete, letztere zu Sydney-Preisen freilich nur $4^1/_2$ Mark, da draußen aber 36 Mark wert. Und schließlich war es nicht überhaupt für diese Kanaker eine Wohlthat, sie an geregelte Arbeit zu gewöhnen und durch einen dreijährigen Kursus in Plantagenwirtschaft den Segnungen der Zivilisation zuzuführen, ganz gleichgültig, wieviele darüber zu Grunde gehen, um ihre Heimat nie wieder zu sehen? Nur nicht sentimental! Und solche Träger der Kultur hat es von jeher gegeben, nicht am wenigsten in der Südsee, in deren herrenlosen Gebieten sich damals noch allein die letzten Nachfolger der früheren peruanischen Sklavenjäger, freilich unter bedeutend bescheideneren Verhältnissen, halten konnten. Jetzt waren die einstigen Flibustier zu „Beachcombers" herabgesunken, die als solche immer noch ein wechselvolles und abenteuerliches Leben führten, heute als Geduldete unter den Eingeborenen, morgen als deren Anverwandte, Berater, Herren und Bedrücker, je nach dem.

Im Beginn der achtziger Jahre war der Bismarck-Archipel noch ein versprechendes Feld für derartige zweifelhafte Persönlichkeiten, unter denen ein Deutscher, Namens Brant, mit zu den bekanntesten gehörte. Als hoffnungsvoller Kolonist des Marquis de Rays herausgekommen, gestaltete sich das Los des Betrogenen bald zu einem aussichtsvollen, denn gute Koprahändler waren sehr begehrt. Aber diese Leute spielen bald gern den rücksichtslosen Herrn, und so kam Brant überall in ernste Konflikte mit den Eingeborenen. So brannten letztere u. a. die Station Nusa nieder als Repressalie für einen erschossenen Eingeborenen, und Brant rettete damals nur mit Mühe das Leben. Nun Menschenleben galten nicht so sehr viel, sofern es sich um das Eingeborener handelte. Ich war daher erstaunt, als mich Theodor Kleinschmidt, 1882 Naturaliensammler für das Museum Godeffroy, eines Tages in Mioko fragte „wie hoch ich seinen Kopf taxiere?" Sonderbare Frage! weshalb überhaupt? Ja, sein Freund Brant hatte den Eingeborenen zehn Aexte als Preis versprochen, im Wert von $12^1/_2$ Mark, gewiß recht wenig, denn die goldene Brille, die nun einmal zu Kleinschmidts Kopf gehörte, war allein viel mehr wert. Brant hatte doch natürlich nur gescherzt? Hoffentlich! aber neu wäre ein derartiger Fall hier nicht gewesen seit dem Batseba-Drama in Blanche-Bai. Der moderne David hieß aber Levinson und war ein Godeffroyscher Kapitän, als Philister ließen sich ein paar Kanaker willig finden, die gegen Bezahlung von ein paar Pfund Tabak die moderne Batseba zur

Witwe machten und somit zur Neuverehelichung verhalfen. Nette Leute, was? Ja, die Moral der meisten Eingeborenen stand damals höher als die mancher dieser Weißen, die sich so gern als Träger der Zivilisation gebärdeten und von den Eingeborenen als „Niggers" sprachen. Ueber dieses Kapitel ließe sich ein ganzes Buch schreiben, teils dramatisch, teils humoristisch, in so wechselvollen Bildern, als irgend eine der Allersschen Mappen, und dafür würden meine Tagebücher eine Fülle von Stoff bieten.

Zur Charakterisierung der früheren Zustände bin ich etwas abgeschweift, aber auch deshalb, weil mir der Leiter der Handels- und Plantagen-Gesellschaft alles Ernstes eben diesen Brant als tüchtige Kraft für Neu-Guinea mitgeben wollte. Sollte man die Vergangenheit desselben nicht gekannt haben oder wollte man ihn überhaupt gern los sein? Ich glaube das letztere; obwohl die Gesellschaft unter im ganzen neun Händlern nur fünf weiße besaß, von denen nur zwei wirklich tüchtige Leute waren. Wie gut, daß ich mir Hunstein sicherte, auf den man sich durchaus verlassen konnte und der es vor allem verstand, mit Eingeborenen umzugehen. Seit sieben Jahren in Neu-Guinea und in zum Teil nie zuvor von Weißen besuchten Gegenden, hatte er nie eine Waffe gegen Eingeborene erhoben. Aber er trank keinen Schnaps und ließ die Weiber in Ruhe, zwei Eigenschaften, die keinen Tropenkoller aufkommen lassen. Für die Besetzung eines neuen Gebietes ist aber die Auswahl der betreffenden Leute von größter Wichtigkeit, und solche, die für Weib, Spiel und Büchsenknall inklinieren, konnte ich da nicht brauchen, also keine Brants und Gesinnungsgenossen.

Am 23. März verließ die erste Ostkap-Niederlassungs-Expedition endlich Mioko. Für hiesige Verhältnisse in der That eine bedeutende Expedition, die 26 Personen zählte, darunter zwei Zimmerleute, die mir die Handels- und Plantagen-Gesellschaft überlassen hatte. Auch der Geschäftsleiter der letzteren, Herr Dentzelmann, begleitete uns auf meine Einladung als Gast, damit sich dieser Kenner von dem Koprareichtum des neuen Gebietes selbst überzeugen konnte.

Wir dampften in direktem Kurs nach Goschenstraße und suchten zwischen dem 26. bis 30. März von Ostkap bis Chads-Bai wiederholt die Küste ab. Sie besteht hier, wie in den d'Entrecasteaux, fast nur aus Bergen und Gebirgen, in denen auch die meisten Eingeborenen wohnen. Ueberall sah man Kulturland derselben, meist an den steilsten Berghängen, von den Bewohnern selbst um so weniger. Sie flohen uns förmlich, in berechtigter Furcht, da die Erfahrungen mit Werbeschiffen, darunter die Gräuelthaten der „Hopeful", noch zu frisch in aller Gedächtnis lebten. Auch in Queensland hatte dieses Werbeschiff Aufsehen, ja Empörung hervorgerufen, nicht weil von demselben Eingeborene gewaltsam entführt worden waren, das kam ja mehr vor, sondern weil das Schwurgericht in Brisbane drei dieser Sklavenjäger zum Tode verurteilte. Unerhört, wegen

einiger „Nigger" drei noble Weißen aufhängen zu wollen, denn schließlich kam es doch zur Begnadigung.

Ja, diese „Labourtrade", d. h. das Anwerben Eingeborener als Plantagenarbeiter, ist ein böses Kapitel, über das sich viel schreiben ließe, auch aus meinen Tagebüchern. Schon der unzähligen Sprachen wegen wird in Melanesien ein gegenseitiges Verständnis ungeheuer erschwert, ja meist unmöglich. Mit dem verhängnisvollen, oft von fremder Hand gezeichneten † hat aber der Farbige einen Kontrakt besiegelt, dessen Tragweite gar viele nicht ahnten. Mit Reue ist es nun zu spät und Flucht völlig aussichtslos. Dennoch wird letztere in der Verzweiflung zuweilen versucht. So entflohen gleich in der ersten Woche sieben Mann von den zwanzig, die Kapitän Hoyer während 11 Wochen in den Admiralitäts- und Hermites-Inseln für die Handels- und Plantagen-Gesellschaft rekrutiert hatte. Die armen Teufel! sie waren gar bald eingefangen; nun gingen sie in Eisen, paarweis, Hand an Hand gefesselt, wie siamesische Zwillinge. Und nicht etwa für ein paar Tage, nein, mehr als zwei Monate! Denn damals gab es auf Mioko wohl einen Reichs-Kommissar, aber kein Gefängnis.

Nach den schamvollen Enthüllungen beim Prozeß gegen die Führer des Werbeschiffes „Hopeful" war die Regierung von Queensland nun endlich gezwungen worden, Erhebungen durch Sprachkundige anstellen zu lassen über die Art der Anwerbung dieser „freiwilligen" Plantagenarbeiter, oder „Einwanderer", wie man diese Leute gern zu nennen pflegte. Daraufhin mußten, sehr zum Verdruß der Pflanzer, Hunderte von unrechtmäßig angeworbenen Eingeborenen in ihre ferne Heimat zurückgesandt werden. Das war auch mit solchen vom Ostkap und da herum geschehen, Vorgänge, die uns aber damals unbekannt waren. Sonst würde ich mich wohl gehütet haben, so allein in den Bergen umherzustreifen. Denn Gebiete, in denen Werber hausten, sind für später kommende friedliche Besucher immer bedenklich. Und so hätte es leicht passieren können, daß die Eingeborenen für irgend einen geraubten Anverwandten meinem Schädel einen Ehrenplatz in ihrem Versammlungshause anwiesen.

Von unserem ersten Besuch an dieser Küste hatten wir aber gute Eindrücke hinterlassen, und dadurch war es leichter, Vertrauen zu gewinnen. Nach schwierigen Verhandlungen mit den „Gomiras" (Häuptlingen) kaufte ich daher ein passendes Stück Land in der kleinen Hihiaura-Buchtung zwischen Ostkap und Bentley-Bai. Hier wurde in sieben Tagen (31. März bis 6. April) die erste deutsche Koprastation in Neu-Guinea errichtet, die ich nach Kapitän Dallmanns Wohnort „Blumenthal"*) benannte. Der Platz eignete sich trefflich, um von hier aus mit Booten die Küste bis Chads-Bai und einen Teil der d'Entrecasteaux zu bearbeiten, wie die Umgebung ausreichend Futter für das von Cooktown mit-

*) Ausführlich darüber in „Samoafahrten" S. 250—254 (mit Abbildung) und S. 377.

gebrachte Vieh bot (2 Kühe, 1 Bullenkalb, 6 Schafe und 1 Widder). Dabei mag bemerkt sein, daß bis dahin in Neu-Guinea nur in Astrolabe-Bai (Bongu, Rindvieh eingeführt worden war, und zwar drei Stück Zebu, die von Miklucho-Maclay 1883 mit dem russischen Kriegsschiffe „Skobeleff" von Java mühelos überführen konnte, während Pferde schon seit Ende der 70er Jahre bei Port Moresby sehr gut gediehen.

Wenn Blumenthal als das erste Wahrzeichen deutschen Unternehmungsgeistes in Neu-Guinea, in pietätsvoller Erinnerung, nur noch auf Karten verzeichnet steht, so ist dies nicht meine Schuld. Denn als ich nach kaum drei Monaten (28. Juni 1885) die Station auflöste und Hunstein und seinen Begleiter auf dem nahegelegenen Aroani (Killerton-Insel), einer Station der Londoner Mission, zur Disposition des Konsortiums zurückließ, da glaubte ich sicher, daß dies nur für kurze Zeit sein würde. Auch der neuernannte Gouverneur von Britisch-Neu-Guinea, General Sir Peter Scratchley, der mir in Melbourne (23. Juli 1885) die Ansprüche auf Blumenthal ohne weiteres bestätigte, wünschte nichts mehr als die baldige Wiederaufnahme und versprach sich sehr viel von dem bekannten energischen Eintreten deutscher Unternehmungen.

Aber Herr von Hansemann hatte damals noch wenig Meinung für Kopra und strebte nach den viel höheren, aber auch viel kostspieligeren Zielen des Plantagen-Großbetriebes. Man ließ daher, trotz des Verlustes,*) Blumenthal fallen. Denn auch die Handels- und Plantagen-Gesellschaft war wohl nicht in der Lage, ihr ohnehin so zersplittertes Arbeitsgebiet (von Samoa und Tonga bis auf die Carolinen) noch weiter auszudehnen. Dazu durften nach den strengen englischen Gesetzen eingeborene Arbeiter nur im Lande verwendet werden, womit Ausfuhr nach Samoa wegfiel und damit ein großer Teil des Interesses für diese Gesellschaft.

Herr Dentzelmann schätzte übrigens den jährlichen Kopraertrag des Gebietes um Ostkap auf 2000—3000 Tonnen, gegenüber damals 1500 Tonnen des Bismarck-Archipels, in welche sich drei Firmen in schwerem Konkurrenzstreit zu teilen hatten. Dagegen eröffnete Ostkap ein ganz neues unbearbeitetes Gebiet mit anderwärts ungekannten Vorteilen. So: leichtere Bearbeitung, billigere Verschiffung und der viermal geringere Einkaufspreis (40 Nüsse für ein Stück Stangentabak, gegen 10 Nüsse in Mioko). Die Eingeborenen waren auch noch nicht wählerisch in Tauschwaren, nach denen sie sehnlichst verlangten, und so hatte Hunstein in seiner verständigen Weise in drei Monaten eine versprechende Grundlage geschaffen, die zur weiteren Ausbreitung nur geeigneter Kräfte bedurfte.

*) Gegen die späteren ließ sich dieser erste noch am leichtesten verschmerzen, da die Station nur ca. 4300 M. kostete (Land: 45; Haus und Schuppen 1400; Tauschwaren 700; Gehalt für zwei Weiße (für 3 Monate) 1500, Vieh 800). Dagegen waren in wenigen Wochen für 1800 bis 2000 M. Kopra als Einnahme erzielt worden.

Freilich keine Brants und Konsorten! Jedenfalls ist der Koprahandel des Ostkap-Gebietes durch mich eröffnet worden — leider nicht für Deutschland — und wenn die Ausbeute bisher hinter den Schätzungen Dentzelmanns zurückblieb, so tragen andere Verhältnisse die Schuld. Deutscher Unternehmungsgeist würde ohne Zweifel bei weitem bessere Resultate erzielt haben. Immerhin ist die Kopra-Ausfuhr von 1887 mit 76 Tonnen bis 1897 auf 440 Tonnen (im Werte von 88 000 M.)*) gestiegen, ein Ertrag, den die Neu-Guinea-Kompagnie, seitdem sie auch mit Kopra handelt, in Kaiser Wilhelms-Land noch nicht erzielte.

Von Kap Vogel gingen wir an der, uns noch unbekannten Küste bis Mitrafels hinauf und ankerten am 14. April in Basilisk-Bucht wieder in deutschem Gebiete. Eine Bootfahrt machte mit der Mündung eines größeren Flusses bekannt, den ich nach dem Mitbegründer der Neu-Guinea-Kompagnie „Bleichröder" benannte, wie sich später herausstellte auch in anderer Weise eine sehr passende Benennung. Ist doch dieser Fluß, der als „Mambare" von Sir William Mac Gregor, dem Gouverneur von Britisch-Neu-Guinea, 1893 zuerst erforscht wurde, der einzige, welcher in seinem oberen Laufe Waschgold liefert, der aber der englischen Interessensphäre angehört. Infolgedessen waren in den nächsten Jahren einige hundert Goldsucher hier thätig, die freilich, trotz unsäglicher Mühen und Beschwerden, alle miteinander nicht so viel zusammenbrachten als der Berliner Namensvater des Flusses in den fernen Tropen.

Am 18. April nach Mioko zurückgekehrt, fanden wir weder Kriegsschiffe noch eine andere Gelegenheit zur Nachrichtenvermittelung nach Australien resp. Europa. In gewohnter Weise ließ ich daher meine Berichte über die letzte Reise zurück, als wir am 5. Mai wieder in See gingen, obwohl ich mich recht schwach fühlte. Denn abgesehen vom Fieber hatte mich diesmal ein heftiger Cholera-anfall arg mitgenommen.

Diese fünfte Reise galt der besseren Erforschung der Nordküste von Astrolabe- bis Humboldt-Bai, eine Strecke von ca. 385 Seemeilen, auf welcher die Karten ca. 30 Namen verzeichneten. Sie rührten meist von den Aufnahmen der Weltumsegelung mit dem französischen Kriegsschiffe „Astrolabe" unter Dumont d'Urville im Jahre 1827 her, welcher diese Küste übrigens nirgends betreten, sondern nur gesichtet hatte. Denn die Auswässerungen von Flüssen, welche zuweilen meilenweit das Fahrwasser der Küste trüben, hielten unsere Vorgänger von direkter Annäherung fern. Wir kannten nun freilich bereits diese Erscheinung und deren Ursachen zur Genüge, aber Kapitän Dallmann verspürte doch keine Lust, als erster in dieses bedenkliche Fahrwasser hineinzugehen, schon der Assekuranz wegen,

*) Nach Tappenbeck führte der Bismarck-Archipel im Jahre 1899 für 400 000 M. Kopra aus, woran 3 große und 4 kleinere Firmen beteiligt sind, die zusammen 46 Stationen unterhielten.

der gegenüber er allein verantwortlich war. Ja: warum besaßen wir keine Dampfbarkasse? Das war ja ganz richtig, und die Aussicht, bei einem Unglücksfalle so etliche Monate von Kokosnüssen leben zu müssen, war gewiß keine verlockende. Indes unseren Vorgängern in dem Kurse nördlich von den Le Maire-Inseln zu folgen (wie Moresby 1874) hatte keinen Zweck, dann konnte die ganze Reise besser unterbleiben. Und jedenfalls mußte der Versuch doch einmal gemacht werden. Eine so unbekannte Küste wie diese hatte noch niemals vor uns gelegen, diese Gelegenheit durften wir uns unter keinen Umständen entgehen lassen. Wo war der Wagemut der Seehelden früherer Jahrhunderte geblieben? Und unter diesen konnte ich gerade hier, im Angesicht des auch jetzt noch thätigen „großen Feuerberges" der Hansa-Yukainsel, auf Willem Schouten und Jacobus Le Maire hinweisen. Am 6. Juli 1616 hatten sie hier herum mit der „Eintracht" vor Anker gelegen, wie wir jetzt. Aber sie kamen nicht aus Wissensdrang, sondern bittere Not zwang sie, nach länger als einjähriger Reise um die Südspitze Amerikas diese Küste anzulaufen, froh, frisches Wasser und Kokosnüsse zu erhandeln. Und wir mit einem gut ausgerüsteten Dampfer sollten weniger leisten? Das konnte Kapitän Dallmann doch nicht im Ernst meinen, er, der kühne Walfänger, der im Eise der Arktik und Antarktik ganz andere Gefahren zu überwinden verstand!

Nach vielem Hin- und Herreden gelang es mir, im Schiffsrat zu siegen: die Küstenfahrt wurde versucht und (9. bis 17. Mai) glücklich bis Humboldt-Bai zu Ende geführt. So konnten wir zum erstenmale, als die ersten Deutschen, in einem deutschen Schiffe unseren westlichen Nachbarn und Stammesgenossen, auch draußen im fernen Osten die Hand reichen, wenigstens im Geiste. Denn Holländer, oder überhaupt Weiße, gab es hier nicht. Die Oberhoheit der Niederlande zeigte sich nur ganz verschämt an einem sehr versteckt angebrachten eisernen Wappenschilde, hier im Reiche der Pfahlbauer, deren bewundernswerte Wasserpaläste erst durch mich zur besseren Kenntnis gelangten.

Der Kurs über die Rückreise gab wieder einmal Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten. Unter Hinweis auf den größeren Kohlenverbrauch infolge der westlichen Strömung, die uns nun entgegenstand, wollte Kapitän Dallmann direkt nach Mioko. Er war eben stets mehr für das offene Meer, ich für die Küste, namentlich wenn es sich um eine für uns unbekannte handelte, wie die zwischen Venus-Huk und Kap Croisilles. Diese kurze Strecke fehlte uns nur noch, um die Rekognoszierung der an 1000 Seemeilen langen Ost- und Nordküste Neu-Guineas vom Ostkap bis Humboldt-Bai abzuschließen. „Da wird auf nichts los sein," meinte der Kapitän, als ich ihn endlich herumgekriegt hatte. Aber auf dieser Reise entdeckten wir (21. Mai) Hatzfeldthafen, in welchem recht bald recht viel los sein sollte. Denn kaum sieben Monate später wurde hier die zweite Station im Kaiser Wilhelms-Land gegründet, zugleich die erste Taba-

plantage, welche 1891 bereits 120 Ballen verschiffte. Um so mehr überraschte das Aufgeben dieser Anlage schon ein Jahr später.

Mit dem Nachweis von sieben Häfen durften wir übrigens ganz zufrieden sein: sie genügten voraussichtlich dem Schiffsverkehr für lange Zeit. Im übrigen konnten wir der Karte an 90 neue Namen einfügen, die ersten deutschen überhaupt, darunter die von ca. 20 Flüssen, oder vielmehr deren Mündung. Die des größten, zu Ehren Ihrer Majestät „Kaiserin Augusta" von mir benannt, erwies sich sogar frei von Barre, also zugänglich für Schiffe. Damit eröffnete sich eine große Wasserstraße ins Innere, die nach den Aufnahmen in den Jahren 1886 und 1887 über 500 km mit Dampfer befahren wurde, leider aber die daran geknüpften Hoffnungen unerfüllt ließ. Das verschuldete nicht der Strom, sondern die Lage desselben in den Tropen. Denn in dieser Zone wird es dem weißen Manne allein nie gelingen, ein neues Reich zu gründen, wie dies z. B. in Australien möglich war, das einen derartigen schiffbaren Fluß so gut brauchen könnte.

Unsere Küstenfahrt oder vielmehr Rekognoszierung, denn um eine solche konnte es sich ja nur handeln, hatte aber noch ein beachtenswertes Ergebnis zu verzeichnen. Und dies war der Nachweis der Zugänglichkeit jener 250 Seemeilen langen Strecke, welche die Karten jetzt als „Hansemann-, Brandenburg- und Finsch-Küste" verzeichnen, ein Nachweis, der für die Schiffahrt eine erwünschte Bereicherung der Kenntnis bedeutete.

Ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte ich dem Vorkommen der Kokospalme. In Sicht von Land ununterbrochen an Deck und schon von weitem die Küste mit dem Fernrohr absuchend, notierten meine Tagebücher auch die kleinsten Bestände. Fast ausnahmslos sind ja Kokospalmen zugleich ein Zeichen des Bewohntseins, wenn sich hier auch die, meist im Uferdickicht versteckten, Siedelungen häufig den Blicken entziehen. Weite Strecken erschienen daher völlig unbewohnt und sind es zum Teil auch thatsächlich. Denn Neu-Guinea wie Neu-Pommern sind nun einmal spärlich bevölkert. Umsomehr überraschten uns die zahlreichen Siedelungen mit größeren Beständen von Kokospalmen auf der Fahrt von Dallmannhafen bis Lapar-Huk, das einzig versprechende Kopragebiet, welches wir auf unseren Küstenfahrten in Neu-Guinea und Neu-Pommern fanden. Also auch wirtschaftlich wenigstens ein aussichtsvolles Gebiet, das trotz meiner dringenden Empfehlungen aber erst zehn Jahre später mit Berlinhafen (am 14. Mai 1885 von uns entdeckt) in Angriff genommen wurde.

In friedlichem Verkehr mit den Eingeborenen werden unsere flüchtigen Anknüpfungen unseren Nachfolgern jedenfalls ersprießlich vorgearbeitet haben, schon deshalb, weil man jetzt Weiße und damit Eisen kannte. Und das war vorher nicht bei allen Stämmen dieser paläolithischen Pfahlbauern der Fall, denen wir hier und da erst den Gebrauch eines Beiles erklären mußten. Wie überall, war

nun Eisen, am liebsten Bandeisen, der beliebteste Artikel, und überall sah man uns mit Bedauern scheiden.

Nun, tröstet euch, ihr braunen Söhne der Wildnis: Das Morgenrot der Eisenzeit dämmert bereits, und bald wird sie ihr Füllhorn auch über euch ausgießen! Freilich nicht in der Weise des Mädchens aus der Fremde, jedem eine Gabe bringend, wie wir es thaten. Nein, unsere Nachfolger, die anderen Maclays Germania, die werden auch von euch manches verlangen, was ihr minder gern hergebt als alte Steinbeile und dergleichen — eure Arbeitskraft! Gar bald, und die neue Aera des Eisens und deren Träger werden euch weit weniger gefallen als die Pioniere dieser Kulturepoche auf der „Samoa".

Auf der Rückreise sprachen wir noch in unseren neuen Besitzungen Friedrich Wilhelms- und Constantinhafen vor, deren Bewohner uns als alte Freunde mit der deutschen Flagge begrüßten, und liefen am 28. Mai wieder in Mioko ein. Nun galt es für die letzte Reise zu rüsten, deren Ziel nur Australien sein konnte, schon der Maschine wegen, deren Schäden sich nur in Sydney reparieren ließen. Und für mich gab es hier draußen, wenigstens vorläufig, doch nichts mehr zu thun.

Glücklicherweise war Herr von Oertzen inzwischen mit der Einrichtung des „Grundbuches" fertig geworden, des ersten deutschen in der Südsee, das in den ersten elf Nummern die Eintragungen meiner Landkäufe verzeichnete. „Die durch diese Urkunde vollzogenen Erwerbungen sind deutsches Eigentum und stehen unter dem direkten Schutz des Reiches," heißt es u. a. in der Abschrift, die ich nun, im schönsten deutschen Kanzleistil, Schwarz auf Weiß, getrost mit nach Haus tragen konnte, als urkundliche Belege meiner praktischen Erfolge. Sie waren unter z. T. sehr großen Schwierigkeiten errungen, die vor allem ungeheure Geduld, Ausdauer und Kenntnis eingeborener Auffassungen und Eigenarten erforderten.

Mit diesen Erwerbungen gelang es erst, die Hauptbedingung des kaiserlichen Schutzbriefes zu erfüllen, in dem es heißt: „Nachdem die Kompagnie durch eine von ihr ausgerüstete Expedition in jenen Gebieten unter der Kontrole Unseres dortigen Kommissars Häfen- und Küstenstrecken zum Zwecke der Kultur und zur Errichtung von Handelsniederlassungen erworben und in Besitz genommen hat, und demnächst auf Unseren Befehl diese Gebiete durch Unsere Kriegsschiffe unter Unseren Schutz gestellt worden sind." Ja, das große Ziel war erreicht: Seit dem 17. Mai (1885) war die nunmehrige „Neu-Guinea-Kompagnie" bereits souveräne Besitzerin eines Kolonialreiches*) im Umfange von 46 % der Gesamtfläche des Deutschen Reiches. Von den 180 000 qkm, die davon allein auf Kaiser Wilhelms-Land entfallen,

*) Von zusammen 250 000 qkm (= 4464 geogr. □ Meilen), wovon auf den Bismarck-Archipel 52 000 qkm, auf die westlichen Salomo-Inseln 18 bis 19 000 qkm kommen.

hatte ich freilich durch direkte Landankäufe nur einen verschwindenden Teil erwerben können, den schwierigsten Passus meiner Aufgabe, „Landerwerbungen im weitesten Umfange" aber dennoch vollauf erfüllt. Denn nach dem kaiserlichen Schutzbriefe gehörte ja auch alles „herrenlose Land" der Kompagnie, und solches war ja, allein schon in Kaiser Wilhelms-Land, zur Genüge vorhanden. Das kostete nun nichts, während ich für Landankäufe immerhin 1400 M., allerdings in Tauschwaren, verausgaben mußte. Nun, das war am Ende billig genug, wie schließlich die Gesamterwerbung mit einem Kostenaufwande von etwas über 300 000 M. Denn so viel hatte die „Samoa-Expedition" gekostet, wovon mehr als die Hälfte (163 000 M.) für den teuren Dampfer abgehen. Was war das aber gegenüber den Ausgaben, welche erst mit der Erwerbung des Landes an die Kompagnie herantraten? Vielleicht hat sie mit den vier Millionen, welche sie nach vierzehnjährigen schweren Sorgen und Ringen vom Reiche zurückerhielt, immer noch kein Geschäft gemacht, wie hier und da behauptet wurde.

Wir mußten noch einmal in Neu-Guinea vorsprechen, um, sehr zum Bedauern der Eingeborenen, die Station Blumenthal aufzulösen. Sie hatte in Australien viel Aufregung hervorgerufen, den Kolonialen aber zugleich gezeigt, wie rasch diese Deutschen bei der Hand sein können und was sie in kürzester Zeit zu leisten verstehen. Wahrscheinlich unter dem freudigen Eindruck des Abzuges fand „der Mann, welcher Neu-Guinea stahl", diesmal freundliche Aufnahme in Cooktown (4. Juli), hatte er doch einen Teil seines Raubes wieder herausgeben müssen. Wie zu erwarten, lagerte ein Telegramm (vom 30. März) auf mich, mit der Weisung „abgedrillt", d. h. „Reisen Sie sofort ab!" Nun, ich war bereits unterwegs; denn mir selbst lag ja am meisten daran, endlich dem Konsortium mündlich berichten zu können. Vorläufig hatte ich in Cooktown den Ansturm der Ausfrager zu bestehen, wie überall, wo ich mich in Australien aufhalten mußte. Ja! mit öffentlichen Vorträgen hätte ich damals ein kleines Vermögen erwerben können. Zuerst kamen natürlich die berufsmäßigen Reporter mit ihrer bewundernswerten Beharrlichkeit im „Interviewen", mit der es sich u. a. einer nicht nehmen ließ, mich auf der kurzen Bahnfahrt von Adelaide bis Port Adelaide zu begleiten. Er berichtete darüber drei Spalten lang im „South Australian Register". Dann die Goldfrage? Für so viele unternehmende Diggers und Prospektors natürlich die wichtigste. Wo ich Gold gefunden (?), danach fragte klugerweise natürlich keiner, aber ob man in „German Neu-Guinea" überhaupt frei schürfen dürfe wie in Australien, das wollte man nur wissen. Nun, darauf mußte ich mit einem bestimmten „Nein" antworten, da sich die Kompagnie ja alle Bergrechte vorbehielt. Natürlich fanden dies diese Leute ebenso „strange' als „foolish", denn überall in Kolonieen hatte man bisher ihre Thätigkeit möglichst unterstützt. Und in der That haben diese bewundernswerten Goldsucher zur Erschließung unbekannter Gebiete nicht wenig beigetragen, wie dies auch wiederum die Kolonial-

geschichte von Britisch Neu-Guinea beweist. Freilich ein Dorado ist bis jetzt auch hier nicht entdeckt worden, aber Gold bildet immerhin den beträchtlichsten Teil der Ausfuhr. Und das ist lediglich diesen freiwilligen goldsuchenden Pfadfindern zu danken.

Ein lebhaftes Interesse bekundete sich auch für Landerwerb. Schon im Januar 1885 kamen verschiedene Deutsche aus Queensland nach Cooktown in der Absicht, nach Deutsch Neu-Guinea überzusiedeln, und jetzt sollte ich hier 40 Familien die Erlaubnis dazu erwirken. Viel stärker war der Andrang in Brisbane, wo sich bei Konsul Rühtning an 1000 Deutsche gemeldet hatten, der deshalb alles Ernstes zu einer schleunigen Dampferverbindung riet. Man darf nicht vergessen, daß damals allein in Queensland 18 000 Deutsche lebten, vorzugsweise kleine, nicht unbemittelte, tüchtige, fleißige, z. T. mit Tropenkultur vertraute Landbauer, die in alter Anhänglichkeit an die Heimat nun wieder draußen in den deutschen Tropen Reichsangehörige werden wollten. Das hätte treffliche Kokosbauern abgegeben und wäre eines Versuches wert gewesen. Auch in Sydney, Melbourne und Adelaide waren unsere Konsulate um Auskunft über Deutsch-Neu-Guinea überlaufen und mußten Hunderte von Auswanderungslustigen auf baldigen Bescheid aus Berlin vertrösten. Nun, er kam, allerdings erst drei Jahre später. Denn erst unterm 15. Februar 1888 wurden „allgemeine Bedingungen für Ueberlassung von Grundstücken (städtische [!] und ländliche) an Ansiedler" bekannt gemacht und darin fehlte gerade das Wichtigste — die Bodenpreise! Ja, auf Einwanderung von dieser Seite hatte man in Berlin wohl nicht gerechnet und stand daher dieser Frage ganz unvorbereitet gegenüber.

Auf der Heimreise (28. Juli bis 26. August) fand ich zuerst wieder einmal die so nötige Erholung und merkte erst, wie sehr mich die überanstrengende Thätigkeit in den Tropen, mit Fieber und Dysenterie, heruntergebracht hatte. Nun war auch Zeit zu allerlei Ausarbeitungen und Betrachtungen, die sich bei meinem Interesse für die Sache immer und immer wieder um das neue Land drehten. Nach dem letzten Telegramm wurde ich lebhaft erwartet und gewünscht; man bedurfte vielleicht meines Rates. Schriftlich hatte ich ja bereits nach besten Kräften (auf 340 Quartseiten) berichtet; wie Herr von Hansemann brieflich anerkennend hervorhob, so eingehend, „daß wir dadurch ein ausführliches Bild Ihrer Unternehmungsreisen und deren bedeutenden Erfolgen erhielten". Mündlich blieb aber doch noch manches nachzuholen und zu erörtern, namentlich die wichtigsten Fragen, was nun geschehen solle, Fragen, die mich auf das lebhafteste interessierten und manche schlaflose Nacht gekostet hatten. Nach meiner Ueberzeugung ließen sich die Hauptpunkte in folgendem resumieren.

Wenige, tüchtige, aber gut bezahlte Angestellte, Verheiratete je nach den Verhältnissen nicht ausgeschlossen, denn weiße Frauen pflegen stets wohlthätigen Einfluß auszuüben (Beispiel: Missionarsfrauen), Ausbildung einer kleinen Schutz-

truppe (z. T. aus Eingeborenen) als Polizei, da größere Unruhen oder Kriege (wie in Afrika) gar nicht in Frage kommen konnten; ein kleiner Dampfer*) nur zum Dienste des obersten Beamten (nicht zum gleichzeitigen Anwerben), Einführung erprobter Plantagenarbeiter (Kulis) zum allmählichen Anlernen der Eingeborenen, Heranbilden der letzteren in Ermunterung (durch Prämien) zu Anpflanzungen von Kokospalmen, strikte Erhaltung der unersetzbaren eingeborenen Bevölkerung, daher strenge Aufsicht im Werbegeschäft, Ausfuhrverbot von Eingeborenen (auch nach Samoa), Verwendung geeigneter Eingeborener in der ländlichen Verwaltung (Dorfälteste), Anbau einheimischer Feldfrüchte und Zucht von tropenfestem Schlachtvieh, um die so kostspielige Einfuhr von Lebensmitteln zu entlasten, und sofortige Inangriffnahme von Kokospflanzungen, so ausgedehnt als möglich, um mit Unterstützung kleiner Unternehmer, die dann noch Anbau von Feldfrüchten, Schweine- und Hühnerzucht nebenbei betreiben könnten (aber nicht „Rekrutieren").

Und dann nicht zu vergessen eine der wichtigsten Aufgaben: die genaue Erforschung gewisser, versprechender Gebiete unter Hilfe erfahrener, australischer Prospektors! In erster Linie handelte es sich dabei um Friedrich Wilhelmshafen mit Astrolabe-Bai und Finschhafen, die ja nur flüchtig rekognosziert waren.

Inwieweit Herr v. Hansemann mit diesem zukünftigen Programm einverstanden war, das habe ich nie erfahren, denn er hatte über alles seine eigenen Ideen und Pläne mit dem Motto „Schweigen ist Gold"! Und wie mit dem Anraten ging es auch mit dem Abraten, z. B. vor dem Hinaussenden schwedischer Häuser aus Tannenholz, eines deutschen Fischermeisters u. a. m. Schließlich wußte ich über mancherlei projektierte Unternehmungen selbst nichts, z. B. Zucht von „Angora-Ziegen"!, Anbau tropenfester Kartoffeln u. s. w. Ja, warum „Kartoffeln"?, dafür gab es ja draußen trefflichen Jam und Taro. Nun, das mußte eben alles erst versucht werden, und in dieser Richtung hat es die Neu-Guinea-Kompagnie später nicht fehlen lassen und keine Mittel gescheut.

Das war also meine Periode als „Ratgeber" bei der Neu-Guinea-Kompagnie, wie mich Herr v. Hansemann als solcher gegenüber Seiner Majestät Kaiser Wilhelm I. bezeichnete und zwar bei der unvergeßlichen Audienz am 2. Dezember 1885, die zweite derartige hohe Auszeichnung, welche mir zu teil wurde. In Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin war es mir vergönnt, in einem fast einstündigen Vortrage, unter Vorzeigen von Aquarellen und ethnologischen Gegenständen, über meine Reisen, Land und Leute, sowie die Aussichten dieses neuen

*) Mit Hilfe eines solchen sind in Britisch-Neu-Guinea die hübschen Erfolge im Friedenstiften und Erziehen der Eingeborenen erzielt worden, da der Gouverneur meist unterwegs ist und z. B. im letzten Jahre an 16 000 Seemeilen zurücklegte. Freilich belaufen sich die Unterhaltungskosten auf 16 000 bis 18 000 Mark.

deutschen Gebietes zu berichten. „Ich denke, es wird eine unserer besten Kolonieen werden," äußerte der Kaiser, der wiederholt Fragen stellte und Bemerkungen einfließen ließ, So meinte er u. a., als ich eine schöne Kniebinde von Finschhafen demonstrierte: „Das sind ja ganz raffinierte Leute, die haben ja förmlich einen Hosenband-Orden." Mit dem Ausdruck lebhafter Befriedigung sagte der Kaiser zum Schluß: „Ich danke Ihnen sehr; das war alles sehr interessant, was Sie Mir da gesagt haben, Herr Doktor, Ich danke Ihnen nochmals," indem er mir die Hand reichte. „Und was thun Sie jetzt?" — „Majestät, darüber wird Herr v. Hansemann am besten Auskunft geben können." — „Ja, Dr. Finsch ist unser Ratgeber und muß nun wieder für uns hinaus!"

Nun wußte ich es! Zwar waren deswegen schon gelegentlich Andeutungen gefallen und daß nun neue Regelungen eintreten würden, aber ich hatte bisher nicht erfahren, welche Stellung mir eigentlich zugedacht war. Der neue Kontrakt gab darüber Aufklärung. Nach Verfügung des Landeshauptmanns konnte ich darnach in verschiedener Weise verwendet werden, sogar den Titel „Stations-Direktor" erhalten, bekam „das nach den Umständen mögliche Wohngelaß (Wohngelaß ist gut), sowie das unentbehrliche Mobiliar unentgeltlich geliefert" und außerdem 8000 M. „Besoldung"! Dafür erhielt ich Proviant zum Tarife der Kompagnie, desgleichen Tauschwaren, „aber nur" zum Ankauf von Lebensmitteln (z. B. Kokosnüssen). „Tantième, die Stationsvorstehern in Aussicht stand, war diesmal weggelassen. Dagegen gehörten „eingetauschte oder sonst erlangte Gegenstände von naturwissenschaftlichem, insbesondere ethnologischem Werte der Kompagnie."

Meine in dieser Richtung für die letztere erzielten klingenden Erfolge waren also noch in Erinnerung. Gewiß, in drei Jahren hätte ich ja leicht noch mehr als 20 000 M. an „Erzeugnissen aus dem Schutzgebiete" so nebenbei für die Kasse der Gesellschaft verdienen können. „Berichte über die Reisen und die Verhältnisse in dem Schutzgebiete dürfen ohne Genehmigung der Kompagnie weder direkt noch durch Vermittelung Dritter veröffentlicht werden." Nun, zur Schriftstellerei blieb ja ohnehin keine Zeit, denn schon der Vorsteher einer Hauptstation hatte, ohne Berichte, ordnungsmäßig 15 verschiedene Bücher zu führen, worüber eine 23 Druckseiten lange Instruktion belehrte.

Nun, diese Bestimmungen genügten, und es hätte gar nicht des § 3 bedurft, um dankend abzulehnen. Denn dieser Artikel lautete nämlich: „Die Kompagnie verlangt, wie von allen Angestellten, so auch von Herrn Dr. Finsch, außer den pünktlichen und genauen Befolgungen der besonderen Instruktionen, strenge, durch das Klima gebotene Mäßigkeit im Genusse geistiger Getränke (!!) und freundliche humane Behandlung der Eingeborenen (!!!), sowie der geworbenen Arbeiter, unter Ausschluß jeglicher Gewaltthätigkeiten, es sei denn im Falle der Notwehr."

Nun, wer sich als Gebildeter derartiges auch immer bieten lassen mochte, mir gegenüber waren solche Mahnungen noch weniger am Platze. Denn gerade

ich hatte durch „humane Behandlung der Eingeborenen" und Verständnis im Verkehr mit solchen für die Kompagnie die ersten Grundlagen draußen geschaffen und war in Briefen, Berichten und später mündlich unermüdlich gewesen, für die Rechte der Eingeborenen einzutreten. Aber davon ganz abgesehen, auch im übrigen hatte ich mein bestes Wollen und Können eingesetzt und, wenn ich an Herrn v. Hansemann schrieb: „Ich darf wohl sagen, daß ich im Interesse Ihres Unternehmens mit wahrer Aufopferung arbeitete, mir nie eine Erholung gönnte, nie einen Sonn- und Festtag feierte, mit einem Worte, mich mit Anspannung aller Kräfte anstrengte, das Unternehmen erfolgreich durchzuführen," so war dies die volle Wahrheit.

Dafür wurde mir kein anderer Ausdruck der Anerkennung als die beiläufige Bemerkung in einem Briefe (18. März 1885): „Für die Hingebung, mit welcher Sie und Herr Kapitän Dallmann sich Ihren anstrengenden und mühevollen Aufgaben gewidmet haben, sprechen wir unsern Dank und unsere volle Anerkennung aus. Komitee der Neu-Guinea-Kompagnie. gez. A. von Hansemann."*) Aber weder der letztere noch die Neu-Guinea-Kompagnie als solche haben sich jemals veranlaßt gefühlt, mir nur in einem besonderen Briefe, geschweige denn in irgend einer anderen Weise Dank zu äußern.

In wohlthuender Erinnerung darf ich dagegen auf die Würdigung zurückblicken, die meinen Leistungen damals unter dem Eindruck der Wichtigkeit derselben von verschiedenen Seiten zu teil wurde und nicht zum wenigsten auch in der Presse**) zum Ausdruck gelangte.

(Schluß folgt.)

---

*) Ich hatte eigentlich nur mit diesem Herrn zu thun, dessen Briefe bis zum 6. Januar 1885 nur „A. von Hansemann" unterzeichnet waren, von da ab bis zum 13. Mai „Komitee der Neu-Guinea-Kompagnie. gez. A. von Hansemann." In gleicher Weise sind in denselben Zeitperioden die Briefe an den Fürsten Bismarck gezeichnet, nur einer (11. Januar) gleichzeitig „A. von Hansemann und von Bleichröder." In letzterem Briefe wird zugleich um Genehmigung des Namens „Neu-Guinea-Kompagnie" nachgesucht, wie derselbe denn auch im Kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai (1885) Allerhöchst bestätigt wurde. Das Statut der Neu-Guinea-Kompagnie datiert aber erst vom 29. März 1886, die erste General-Versammlung fand am 21. Juni 1886 statt.

**) So schrieb die „Deutsche Kolonialzeitung" in einem Artikel „Weihnachtsgabe für die deutsche Nation" (15. Januar 1885) u. a.: „So hat die deutsche Expedition unter der bewährten Leitung des Reisenden Dr. Finsch auf gesunder Grundlage den Boden für deutschen Handel und Industrie geebnet, wir Deutsche haben allen Grund, auf diese im stillen vorbereitete und geschickt wie erfolgreich durchgeführte That stolz zu sein." Und in demselben Blatt (1. September 1888) heißt es: „Der Name Otto Finsch ist mit der Genesis des deutschen Kolonialbesitzes eng verknüpft. Seiner Thatkraft und Umsicht, seinem Vertrautsein mit jenen Gewässern und an jenen Gestaden, durch eigene frühere Forschungsreisen, haben wir es zu danken, daß sich das Deutsche Reich noch in letzter Stunde ein großes, von der Natur aufs üppigste ausgestattetes Gebiet in der Südsee sichern konnte."

Die Ausstellung der Darmstädter Künstler-Kolonie.*)

Von

Hermann Muthesius.

Die Ausstellung der Künstler-Kolonie in Darmstadt war das künstlerische Ereignis des letzten Jahres. Jeder, der überhaupt künstlerische Interessen verfolgt — und die Zahl derer, die es thun, ist in den letzten Jahren bedeutend gewachsen — mußte auf seine Weise dazu Stellung nehmen. Diese Stellung war sehr verschieden, viele, die guten Willens gewesen wären, fühlten sich durch gewisse, mit der Sache verbundene Aeußerlichkeiten abgestoßen und urteilten von vorn herein über sie ab, andere glaubten das Ganze mit ein paar Witzen abthun zu können, wieder andere waren blinde und begeisterte Bewunderer des Vorgeführten, und nur sehr wenige gelangten zu einer sachlichen Würdigung, die das Gute durch alle vorhandenen Schnurrpfeifereien hindurch erkennt. Der Gedanke der Ausstellung war von Anbeginn vorzüglich, er war eine That ersten Ranges, für die jeder dem kunstsinnigen Fürsten, der ihm zur Ausführung verhalf, dankbar sein muß. Die Durchführung hätte, wenn die Leitung in der Hand eines besonnenen, klar blickenden Mannes gelegen hätte, dessen Autorität die jungen Künstler anerkannt hätten, die erfolgreichste sein können. Und es ließe sich denken, daß bei solcher Leitung kein Mißklang aufgetaucht und das Ganze so verlaufen wäre, wie die große Summe von jugendlicher Kraft, Talent und Begeisterung, die in den jungen Künstlern verkörpert war, es hoffen lassen mußte. Aber es wurden große Fehler gemacht. Der schlimmste war das Trara und die Verhimmelung seiner selbst, mit der man von vornherein einem Publikum entgegentrat, das man für seine Gedanken gewinnen wollte. Man that so, als schlösse man in Darmstadt der armen Menschheit die Pforten des Kunsthimmels auf, in welchem sie von jetzt an wandeln würde. Der Katalog, der dem Besucher beim Eingang in die Hand fiel, erging sich in schwindelnden Metaphern und Hyperbeln über das

*) Die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie, herausgegeben von Alexander Koch. Mit rund 400 Abbildungen und farbigen Beilagen. Preis in Luxusband 36 Mark.

Gebotene, noch dazu — mit Ausnahme einiger Abschnitte — vorgetragen in einem zweifelhaften Deutsch. Er wirkte unbedingt komisch, und wenige vermochten diese Komik zu unterdrücken, wenn sie dann den Dingen selbst gegenüberstanden. Die gespreizte Benennung einfacher Dinge, die geschrobene Weihe, in der das Ganze sich zu posieren bestrebte, forderten auf Schritt und Tritt zu schlechten Witzen heraus, die denn wohl in keiner Ausstellung häufiger gefallen sind, als in dieser.

Alles das ist sehr zu bedauern. Aber es waren nicht die einzigen Fehler, die gemacht wurden. Man erwartete bürgerliche Kunst und traf den gewagtesten Luxus innerhalb kleiner Häuschen an, in denen die Beschränkung in der Raumausdehnung auf kleinbürgerliche Bewohner hinwies. Dies führte sofort auf wirtschaftliche Unmöglichkeiten. Bei mehreren der Häuser wurde der Verkaufspreis von 150 000 Mark für Haus und Einrichtung genannt. Dies repräsentiert einen Mietswert von 8- bis 10 000 Mark. An Räumen wurden dafür etwa 7 kleine Zimmer und einige Dachzimmer geboten, was dem Wohnbedürfnis einer Familie entspricht, die nicht mehr als etwa 8000 Mark jährlich für ihren gesamten Lebensbedarf ausgiebt, also für 1600 Mark Miete wohnen will. Für 10 000 Mark verlangt jeder ein Haus mit 20 bis 25 zum Teil stattlichen Zimmern. Offenbar liegt hier ein tiefer Mißgriff vor. Es handelt sich heute vorzugsweise um die Kunst für die bürgerlichen Schichten, und diese wird bestimmt durch die wirtschaftlichen Grundlagen dieser Stände. Es hätte also gerade gezeigt werden sollen, was man in dem bürgerlichen Rahmen leisten kann, und das wäre eine höchst dankbare und wirtschaftlich allerwichtigste Aufgabe gewesen. Diese Frage ist aber auf der Ausstellung gar nicht einmal angeschnitten worden. Statt einer bürgerlichen lieferte man diese überhitzte Luxuskunst, aber nicht etwa in dem entsprechenden weiten Rahmen des Luxus, sondern künstlich eingezwängt in den kleinbürgerlichen Rahmen.

Und um gleich vollkommen abzurechnen: Die äußere Architektur, die gezeigt wurde, entsprach nicht den Erwartungen. Das Eingangsthor war verunglückt, der Ernst-Ludwigsbau, mit Ausnahme des Portals, ein zweifelhafter Erfolg, das Haus der Flächenkunst, das Spielhaus, das Haus der Blumen, die alle mit der Pose des Weltpropheten angekündigt wurden, bestenfalls harmlose Eintagsbauten, die man sich für eine Sommerausstellung gerade gefallen läßt. Was die Architektur der Häuser anbetrifft, so war diese da am besten gelungen, wo man sich an historische Formen gehalten hatte, und das war reichlich geschehen. Trotzdem verkünden die Fanfarenbläser der Kolonie: „Nur Bruch mit dem Alten im künstlerischen Wesen, nicht Kompromiß wird uns in unserer Baukunst zu einem „Ich" verhelfen." — Das sind so die kleinen Phantastereien, die jetzt im Kopfe so manches künstlerischen Weltstürmers spuken. Als käme es bei der künstlerischen Kultur, die wir anstreben, auf Umsturz an! Man denkt bei diesem Gebahren an die Worte des eben dem Schulei entkrochenen Baccalaureus:

Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt die war nicht, eh' ich sie erschuf.
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf,
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf
. . . . . .
Ich wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken.

Mephistopheles war in Bezug auf diesen stürmischen jungen Mann einer Ansicht, die vielleicht auch auf unsere künstlerischen Weltstürmer übertragbar ist:

Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein

und drückte die angesichts der heutigen Kunstlage oft zitierte Hoffnung aus:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.

In Darmstadt lag indessen, alles in allem in Betracht gezogeu, doch schon mehr als die bloße Hoffnung auf ein günstiges Endprodukt vor. Das Endprodukt selbst war in der Hauptsache bereits vorhanden und würde weit mehr zu Tage getreten sein, wenn die Vorführenden weniger Worte darum gemacht hätten. Jeder Unmut, der von Prahlerei und Enttäuschung entspringend sich beim Ausstellungsbesucher beim äußeren Durchschreiten des Geländes angesammelt hatte, mußte verstummen, sobald er seinen Fuß über die Schwelle der Häuser setzte.

Hier beginnt die Kulturthat, die in Darmstadt geleistet worden ist. Hier waren zum Teil wirkliche Meisterwerke der Innenkunst zu verzeichnen, immer begegnete uns ein starkes Wollen, zu allermeist verbunden mit einem guten Gelingen. Die Arbeit, die in der kurzen Zeit der Vorbereitung gethan worden ist, ist schon rein umfänglich erstaunlich. Noch mehr muß man es bewundern, daß sie fast durchweg künstlerisch so gut gelungen war. Fehlgriffe waren hier und da vorhanden, aber sie verschwanden unter der Menge des Guten. Kurzum, hier liegt die eigentliche Bedeutung der Ausstellung.

Diese Bedeutung darf nicht gering angeschlagen werden. Die Reform unserer Wohnungskunst ist das dringendste künstlerische Bedürfnis, das jetzt in Deutschland vorliegt. Nach langer Zeit des Schweifens in die Ferne, wo wir uns an allerhand Exotischem, an Idealen berauschten, die unter anderem Himmel und inmitten anderer Kulturverhältnisse gültig gewesen, fangen wir gerade wieder an, uns darauf zu besinnen, daß die Kunst doch eigentlich bei uns zu Hause beginnen sollte. Unsere persönliche Umgebung ist das nächste Bethätigungsfeld, eigene Kunstpflege der Schlüssel für eine lebendige künstlerische Kultur. Es ist keine künstlerische Kultur, wenn man für griechische Statuen und Raffael schwärmt und dabei in jener trostlosen Verbindung von Oede und Protzerei lebt,

die die heutige Durchschnittswohnung verkörpert. Hier gilt es einzugreifen, unsere Wohnungen in einer passenden, aufrichtigen und zweckentsprechenden Weise unter Bethätigung unseres persönlichen Geschmackes (wenn wir welchen haben) neu zu gestalten. Es wäre besser, von griechischen Statuen und Raffael nichts zu wissen und dafür in einer, unserer Zeit und unseren Verhältnissen entsprechenden künstlerischen Umgebung uns zu bewegen, als umgekehrt, wie es jetzt der Fall ist.

Der deutschen Welt gezeigt zu haben, bis zu welcher Höhe künstlerischen Einklanges eine Wohnung im modernen Sinne ausgebildet werden kann, das ist Darmstadts Verdienst. Es kann kein Zweifel sein, der allgemeine Eindruck der vorgeführten Innenkunst war überzeugend. Hier waren herrliche Farben- und Formenstimmungen geschaffen, einheitlich empfundene Innenbilder, prächtig entwickelte Gesamtanordnungen des Zimmers, in welchen der Raum in seiner Form, seiner Farbe, seiner Ausstattung trefflich zusammenstimmte mit dem Mobiliar, ja selbst dem Tischgerät und dem gesamten Zubehör. Mochte man im einzelnen nicht jedem Stücke zustimmen, das Ganze war wohlgelungen. Wohl jeder Besucher wird bereichert und innerlich freudigst angeregt die Ausstellung verlassen haben, und bei manchem wird das Geschaute die Wirkung gehabt haben, an eine Veredelung der eigenen persönlichen Umgebung lebhafter zu denken, als er es bisher that. Der vorzügliche künstlerische Eindruck, den die Innenräume der Künstler-Kolonie Darmstadts in den Köpfen von Tausenden von Besuchern hinterlassen haben, kann gar nicht verfehlen, im Sinne des Fortschreitens einer modernen künstlerischen Kultur seine Früchte zu tragen.

In Anbetracht dieser Bedeutung der Ausstellung wird man das Prachtwerk begrüßen, das die Verlagsanstalt von Alexander Koch über das Wirken der Künstler-Kolonie kürzlich herausgegeben hat. Es giebt eine umfängliche Vorführung des dort Gebotenen in Wort und Bild. Die zum Teil sehr anregenden Textbeiträge, der Feder von Kurt Breysig, Felix Commichau, Georg Fuchs und Benno Rüttenauer entstammend, sind etwas bunt zusammengestellt, wie denn überhaupt keineswegs eine methodische Behandlung des Gebiets angestrebt ist. Aber ein sehr reiches Abbildungsmaterial ruft demjenigen, der die Ausstellung besuchte, fast alle Einzelheiten derselben zurück und giebt auch dem, der vom Besuche abstand, wenigstens einen schwachen Abglanz des dort Gebotenen. Die Ausstattung des Werkes ist musterhaft und reiht sich in ihrem vornehmen Geschmack den Werken der Ausstellung selbst würdig an. Möge es der durch jene gepflanzten Saat zu weiterem Wachstum verhelfen.

Denn es kann sich, wie schon erwähnt, bei den Darmstädter Vorführungen im wesentlichen nur um Anregungen handeln, um Abstraktionen auf das Maß des Vernünftigen und wirtschaftlich Zulässigen aus einer potenzierten Verdichtung heraus. Ein Uebermaß von Stimmung wirkt für den Alltag eher lähmend als fördernd, hier verlangen wir einfache Hausmannskost, die unsere

Sinne frei und offen hält. Außerdem sorgt bei den meisten Menschen schon der Geldbeutel für die nötige Beschränkung nach der Richtung des Einfachen hin. Hierin ist keineswegs ein Nachteil zu erblicken, es ist, man sollte dies nun einmal auf einer anderen Ausstellung zeigen, keineswegs unmöglich, auch im bürgerlichen, ja selbst kleinbürgerlichen Rahmen Gutes zu schaffen. Man kann ein Haus von dem Umfange der Darmstädter Häuser auch für 50 000 M. statt für 150 000 M. künstlerisch ausbilden.

Oder sollten vielleicht die Darmstädter Künstler nicht allzuviel mit dem Leben in seiner wirtschaftlichen Gebundenheit zu thun haben wollen? Auf diesen Verdacht könnte man bei Deutung des Sinnspruches kommen, der in Lapidarschrift über dem Riesenportal des die Arbeitsräume der Künstler enthaltenden Ernst-Ludwigshauses prangt: „Seine Welt zeige der Künstler, die niemals war, noch jemals sein wird." Das ist schön und gut für abstrakte Kunst, für Malerei, Skulptur, Musik, Dichtkunst, sobald es sich aber um die Architektur und Künste des praktischen Lebens handelt, kann uns die Welt, die niemals war, noch jemals sein wird, nichts nützen. Hier haben wir uns im Gegenteil streng auf den Boden derjenigen Welt zu stellen, die wirklich ist. Jede Abkehrung von ihr führt zu Mißerfolg und Defizit.

Citate aus Rudolf Eucken's Schriften.

In der Religion allein begründet sich die wahre Moral. Es bildet deshalb das moralische Handeln, die Humanität, eine unerläßliche Bewährung der Religion; die Religion erweist darin ihre Echtheit, daß sie den Menschen zu dienstwilligem, selbstverleugnendem Handeln führt.

Es ist ein optimistischer Wahn, wenn die Anhänger des Kommunismus von der bloßen Gemeinschaft des Besitzes eine Eintracht der Gesinnung und ein Verschwinden aller Verbrechen erwarten. Denn die stärkste Wurzel des Bösen ist nicht die Not, sondern die Genußsucht und das unersättliche Mehrhabenwollen.

Die modernen realistischen Systeme machen die Beziehungen der Umgebung zur Hauptsache, sie möchten den Menschen von außen her bilden, ihm von außen her sein Glück bereiten. Aber dabei wird und muß der Widerstand der Innerlichkeit erwachen und finden, daß jene Ziele ihr tiefstes Verlangen nicht befriedigen, vielmehr unterdrücken möchten.

Es drängt die neue Zeit — in bemerkenswertem Unterschied von anderen Zeiten, — mit ganzer Kraft dahin, alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich zu machen.

Die zweijährige Dienstzeit in Frankreich.

Von

Miles.

Wieder stehen unsere westlichen Nachbarn vor einem über ihre Wehrkraft und damit unter Umständen für ihre Zukunft entscheidenden Schritt. Sie sind dabei, den Uebergang von der dreijährigen zur zweijährigen Dienstzeit zu vollziehen. Noch ist zwar der letzte entscheidende Schritt nicht gethan, aber die bisherigen Verhandlungen im Senat und in der Kammer lassen kaum einen Zweifel mehr, daß es thatsächlich geschehen wird. Sicherlich hat Deutschland ein Interesse daran, wie sich diese Dinge gestalten, es ist aber in der glücklichen Lage, sie „kühl bis ans Herz hinan" mit ansehen zu können, und so möge rein objektiv das, was mit der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich erreicht werden soll und wird, betrachtet und dabei auch gezeigt werden, in wie weit ein Vergleich mit der deutschen zweijährigen Dienstzeit zulässig ist.

Zunächst ist schon der Grund, weshalb Frankreich zur Einführung der zweijährigen Dienstzeit schreitet, ein ganz anderer, als er uns seinerzeit zu diesem Schritte bewog. In Deutschland, wo Jahr um Jahr die Bevölkerungsziffer steigt, wurde die Zahl derjenigen, die bei einer dreijährigen Dienstzeit nicht mehr eingestellt werden konnten und also so zu sagen der Wehrkraft verloren gingen, immer größer. Ging man zur zweijährigen Dienstzeit über, so konnte auch dieser Teil eine kriegerische Ausbildung erhalten, und man gewann so den Vorteil, im Kriege über eine bedeutend höhere Zahl kriegsmäßig Ausgebildeter zu verfügen. Da man es aber für nicht möglich erachtete, die berittenen Truppen in zwei Jahren wirklich kriegsmäßig ausbilden zu können, so nahm man die zweijährige Dienstzeit nur für die „Fußtruppen" und auch für diese nur „bis auf weiteres" an. Deutschland würde also jeden Augenblick in der Lage sein, zur vollen dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren, wenn ihm dies aus irgend welchen Gründen zweckmäßig erschiene. Daß ja auch in Deutschland vordem die volle dreijährige Dienstzeit nicht bestand, sei nur nebenbei erwähnt, denn ein großer Teil der Mannschaften wurde nach dem zweiten Jahr „zur Disposition der Ersatzbehörden" vorläufig entlassen, und dies war entschieden ein wunder Punkt des damaligen Systems. Dadurch daß die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen nach wie vor besteht, haben wir also jetzt Dienstzeiten von einem, zwei und drei Jahren, ohne daß diese anscheinende Ungleichheit bei uns, dem Geburtslande der „allgemeinen und gleichen Wehrpflicht" sonderlich empfunden würde, denn der scheinbaren Erleichterung des nur ein Jahr Dienenden stehen zahlreiche schwer wiegende Lasten — spätere lange Uebungen u. s. w. — gegenüber,

und der bei den berittenen Truppen dreijährig Dienende hat dafür in seinem Beurlaubtenverhältnis wieder Erleichterungen.

Ganz anders als in Deutschland lag dies bisher in Frankreich bei der seit 1889 dort bestehenden dreijährigen Dienstzeit. Denn von dem jährlichen Rekrutenkontingent von 210 000 Mann sollten nur 132 500 Mann, also nicht erheblich mehr als die Hälfte, 3 Jahre dienen. 11 500 sollten nur 2 und 66 000 gar nur 1 Jahr dienen. In Wirklichkeit stellte sich dies Verhältnis noch ungünstiger, denn die 132 500 Mann dienten thatsächlich nicht 36 sondern nur 31 Monate, die 11 500 Mann nicht 24 sondern nur 21 und die 66 000 Mann nicht einmal 12 sondern nur 10 Monate. Im Durchschnitt ergab sich also eine Dienstzeit von nur wenig über 23 Monaten. Verteilt man dies Ergebnis auf die Zeit nach der aktiven Dienstzeit, so hatten von 21 Reservisten nur 14 : 31 Monate, alle übrigen weniger, nämlich 6 sogar nur 10 Monate, 1 : 21 Monate gedient. Eine größere Ungleichheit, wie sie somit in dem Lande der allgemeinen „Gleichheit" bestand, ist nicht wohl zu denken. In der That wurde diese auch bei den demokratischen Anschauungen dort schwer empfunden, während andererseits die bevorrechteten Klassen die auf alle Weise Erleichterung und Befreiung genossen, diese nicht gern drangeben wollten.

Sobald in Deutschland die zweijährige Dienstzeit für den größeren Teil eingeführt wurde, begann auch in Frankreich die Bewegung dafür, und dem Beobachter der Vorgänge drüben wurde es bald klar, daß es über kurz oder lang zur zweijährigen Dienstzeit kommen müsse. Aber während in Deutschland die Zunahme der Bevölkerung geradezu gebieterisch auf die zweijährige Dienstzeit hindrängte, fiel dieser Grund drüben fort, denn die Bevölkerung nimmt bekanntlich seit langen Jahren nicht mehr zu, sondern ab. Dieser Umstand hatte schon längst dazu geführt, daß Frankreich in Bezug auf die körperliche Leistungsfähigkeit bereits an der äußersten Grenze bei der Einstellung der Rekruten angelangt war, ja, man kann dreist sagen, sie bereits überschritten hatte. Eine Mehreinstellung von Rekruten ist somit ausgeschlossen, und es ist in erster Linie nur das Prinzip der „Gleichheit", das hier die zweijährige Dienstzeit fordert. Dazu kommt allerdings nun noch der französische Stolz, der sich sagt: Wenn Deutschland in zwei Jahren kriegstüchtige Soldaten heranbilden kann, so vermögen wir das erst recht! Während Deutschland aber in weiser Beschränkung die zweijährige Dienstzeit nur auf die Fußtruppen anwandte, ist man in Frankreich darin wieder radikal vorgegangen und will auch die berittenen Truppen nur zwei Jahre dienen lassen, obwohl sich auch dort fast alle militärischen Autoritäten dagegen ausgesprochen haben.

Wie wird sich nun in Zukunft die Lage in Frankreich im Vergleich zu jetzt gestalten. Bisher war die Armee beispielsweise am 1. Januar folgendermaßen zusammengesetzt: im ersten Dienstjahr 205 800 Mann; im zweiten Dienstjahr 122 100 Mann von den 132 500 dreijährig Dienenden und 10 700 von den 11 500 zweijährig Dienenden; im dritten Dienstjahr 116 000. Dazu die beständig bei der Fahne befindlichen Offiziere, Unteroffiziere und Kapitulanten 117 500 und das algierische Kontingent 3200 Mann. Dies ergiebt zusammen 575 800 Mann.

Bei der zweijährigen Dienstzeit: Im ersten Dienstjahre 205 800 Mann, im zweiten Dienstjahr 195 500, indem die 66 000 sonst nur ein Jahr dienenden hinzutreten. Dazu

das sonst nur ein Jahr, jetzt aber ebenfalls zwei Jahre dienende algierische Kontingent mit 6100 und der dauernde Stamm von 117 500 Mann wieder hinzugerechnet, ergiebt zusammen **524 900 Mann**.

Somit würde sich bei der zweijährigen Dienstzeit ein Fehlbetrag von rund **50 000 Mann** ergeben, und dies ist neben anderen der schlimmste Punkt des neuen Systems. Durch vermehrte Einstellungen den Mangel auszugleichen ist, wie erwähnt, durch den Mangel an körperlich noch Tüchtigen ausgeschlossen, und deshalb haben auch hier die meisten Angriffe im Parlament angeknüpft. Der Kriegsminister gedenkt nun durch sogenannte Rengagements — Wiederverpflichtung zum Weiterdienen durch besondere Vorteile an Handgeld, Gratifikationen, Pensionen u. s. w. — 36 000 gemeine Soldaten oder Korporäle mehr und 14 000 Unteroffiziere über die Zahl der jetzt vorhandenen hinaus gewinnen zu können. Die gemeinen Soldaten sollen insbesondere der Kavallerie zugeteilt werden, um dort einen Stamm länger Dienender als Gegenwicht gegen die kürzere Dienstzeit zu erhalten, die Unteroffiziere aber gleichmäßig verteilt werden, um ein stärkeres Ausbildungspersonal bei der Mehrbelastung desselben durch die kürzere Dienstzeit zu erhalten.

Es muß ernstlich bezweifelt werden, daß es gelingen wird, 50 000 Mann durch erhöhte Geld- oder andere Vorteile zu gewinnen, um so mehr, da die sogenannten Rengagés schon einen Rückgang in den letzten Jahren aufwiesen, nämlich von 28 000 im Jahre 1892 auf 23 000 im Jahre 1902. Als Kosten für diese Maßregel sind allein 23 Millionen Francs in Aussicht genommen. Ferner würden weitere 4 bis 5 Millionen erforderlich sein für Unterstützung bedürftiger Familien, deren Ernährer bisher vom Dienst befreit waren. Es sind hier rund 42 000 Familien gerechnet worden, deren jede 140 Francs im Jahre erhalten soll. Auch diese Maßregel hat vielen Widerspruch gefunden, indem diese Unterstützung als durchaus ungenügend bezeichnet wird, was auch zutreffen dürfte. Außerdem sind noch etwa 7 Millionen als notwendig für Sold und Verpflegung gefordert, da jetzt die durchschnittliche Dienstzeit, wie erwähnt, nur wenig über 23 Monate betrug, in Zukunft aber $23^1/_2$ Monate betragen wird. Es würde somit das neue Gesetz wieder eine jährliche Mehrausgabe von rund 35 Millionen Francs erfordern. Einzelne militärische Autoritäten in Frankreich haben aber herausgerechnet, daß in Zukunft nicht nur etwa 50 000, sondern sogar 70 000 Fehlende zu ersetzen sein würden.

Es sei noch bemerkt, daß die Gesamtdienstzeit unverändert, nämlich 25 Jahre bleiben soll, und zwar: 2 Jahre im aktiven Heer, 11 Jahre in der Reserve des aktiven Heeres, 6 Jahre in der Territorialarmee und 6 Jahre in der Reserve der Territorialarmee. Die grundlegenden Artikel 1 und 2 des neuen Gesetzes sprechen aus: „Jeder Franzose ist zum persönlichen Militärdienst verpflichtet. Der Militärdienst ist für alle gleich. Außer körperlicher Unfähigkeit giebt es keine Befreiung."

Man sollte nun meinen, daß gerade diese letzte Bestimmung im Lande der demokratischen Gleichheit mit allgemeiner Zustimmung begrüßt werden müßte, aber gerade sie ist lebhaft bekämpft, einerseits von denjenigen Klassen, die bisher die Bevorzugung des kürzeren Dienstes von Rechts wegen besaßen oder durch Hinterthüren erreichten, andererseits von wirklich Ueberzeugten. So rief ein Redner im Senat aus: „In unserer Zeit

ist der Kampf der Nationen auf geistigem Gebiet härter als auf militärischem oder wirtschaftlichem. Wenn wir nicht scheitern wollen, müssen wir uns für diesen Kampf wappnen wie die anderen Völker. Nun wohl, alle Männer, die die hohe Kultur in unserem Lande darstellen, werden es Ihnen sagen, daß die zweijährige Dienstzeit nicht den Tod, aber zweifellos den Niedergang unserer Höhe bedeutet." Er führt dann weiter aus, daß viele junge Leute aus den tüchtigsten Familien unfähig sein würden, ihr Studium aus Mangel an Mitteln weiter zu führen, wenn sie zwei Jahre dienten, während gerade die reichen dies nicht empfänden, also einzig bevorzugt würden. „Wir sahen doch Deutschland die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen beibehalten, um Reserveoffiziere zu erhalten. Sind wir unfähig, es ebenso zu machen? Ist unsere Jugend weniger intelligent, als die jenseits des Rheines? Nein, aber wir verfahren verschieden. Die deutsche Methode ist sehr einfach; sie besteht darin, dem jungen gebildeten Mann, wenn er eintritt, zu sagen: Bereite Dich darauf vor, Offizier zu werden. Damit giebt man ihm die Mittel, es zu werden. Bei uns ist die Vorbereitung heute ganz anders. Alle Tage, im Parlament, in der Oeffentlichkeit, in der Kaserne setzt man den militärischen Geist herab, beschimpft die Armee, fordert die Abrüstung. Die sogenannten Gebildeten bei uns sind von diesen Empfindungen durchtränkt, und deshalb haben wir keine Reserveoffiziere. Von der zweijährigen Dienstzeit wird man keinen Vorteil dafür haben. Das wird man nur, wenn man die Atmosphäre, in der wir atmen, ändert. Dazu müßte aber der Minister die Armee gegen die Angriffe, die man auf sie macht, schützen." Der Kriegsminister André, ein überzeugter Demokrat, nimmt in seiner Antwort die Reserveoffiziere in Schutz, die ebenso gut seien wie in Deutschland, und fordert die Aufhebung der 66 000 Ermäßigungen auf ein Jahr. Es sei notwendig, um der Truppe einen festen inneren Zusammenhalt zu geben.

Diese kleine Probe aus den parlamentarischen Debatten zeigt, wie hart dort gekämpft ist, denn so geht es jetzt fast zwei Monate lang, aber auch in militärischen Zeitschriften haben sich ernsthafte Stimmen erhoben, die vor der zweijährigen Dienstzeit warnen. Von bedeutenderen Militärs haben sich unter anderen dagegen ausgesprochen die Generale Lamiraux, Luzeux, Prudhomme, Gallifet, Jamont und Hervé.

„Laßt die französische Armee ein wenig in Ruhe," sagt Lamiraux, „unter dem Vorwande des Fortschrittes, der Demokratie, der Verbesserung müht Euch nicht ab, die Einen und die Andern, in der Regierung und anderwärts, ihr neue Einrichtungen zu verschaffen, neue Grundsätze, neue Ergänzungsarten. Mit Gewalt an alles rühren wollen, an ihre Gewohnheiten, ihre Traditionen, wird man damit enden, sie zu zerstören. Ich weiß wohl, daß dies der Wunsch vieler Antimilitärs ist, es ist aber nicht die Mane braver Leute, die es will, und ich flehe Euch an, glaubt einem Alten darin."

General Prudhomme nennt das neue Gesetz einen „Sprung ins Unbekannte" und fordert nur Verbesserung des Gesetzes von 1889 in Bezug auf die Befreiungen. Wohl mit Recht sehen die meisten ruhigen Beurteiler auch jenseits der Vogesen in dem neuen Gesetz einen weiteren Schritt auf dem Wege zur einjährigen Dienstzeit, und in der That ist bereits ein Entwurf von einem Deputierten, M. de Treveneuc, eingereicht worden, der dahin geht, durch allmähliche Verringerung der Dienstzeit zur einjährigen Dienstzeit zu gelangen. Das ist ausgesprochen oder unausgesprochen die Absicht vieler, wenn nicht der meisten, die jetzt für die zweijährige Dienstzeit stimmen. Darüber kann kein Zweifel

sein, die Besten und Einsichtsvollsten in der französischen Armee sind Gegner des neuen Gesetzes, nicht weil sie das Bestehende als nicht verbesserungsbedürftig erkennen, sondern weil sie die schiefe Ebene zu erkennen glauben, auf der sich die Entwickelung ihrer Heeresorganisation befindet. Dem deutschen Betrachter aber dürfte der Unterschied klar geworden sein zwischen unserer und der französischen zweijährigen Dienstzeit, und daß in Frankreich die Grundlage, auf welcher sie allein bestehen kann, ein tüchtiges und gleichzeitig vermehrtes Ausbildungspersonal, schwer zu erreichen sein wird. Uns aber darüber zu erregen, welche Folgen das Gesetz weiter haben wird, dazu ist für uns kein Grund vorhanden. Vielleicht findet sich Gelegenheit, darüber später einmal zu sprechen.

Die Modemeinung.

Wie so rasch doch die Gedanken wandern!
Was du sagst, hör ich von allen andern.
Oder sind es nicht einmal Gedanken?
Sind es Worte nur, die weiter ranken?

Wandlung.

Er sah das Kunstwerk voll Entzücken;
Bis einer leicht die Achsel zuckt,
Da hat er schnell sein Lob verschluckt
Und wandte kalt dem Bild den Rücken.

Sammler.

Fleißige Sammler kenn' ich genug;
Aber nur selten fand ich einen,
Der sich beschaulich freute des Seinen,
Was er sorglich zusammentrug.

Nun, so ward er Kritikus.

Wie doch jeder hier auf Erden
Seinen Platz sich suchen muß;
Künstler konnte er nicht werden,
Nun — so ward er Kritikus.

Göttliches und Menschliches.

Dem Werk, das keine Mode soll entthronen,
Ihm muß ein Göttliches tief innen wohnen.
Doch sei ihm noch als Menschliches gepaart
Des Künstlers unverfälschte Eigenart.

Aus: Land für Künstlerhand. Ein- und Ausfälle von Georg Lang. Frankfurt a. Main. Verlag von Heinrich Keller. 1902. (Preis 1 Mark.)

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

15. Juni: Verlobung des Prinzen Nikolaus von Griechenland mit der Großfürstin Helena Wladimirowna. — 19. Tod König Alberts von Sachsen. — 23. Die österreichische Regierung läßt der ungarischen die amtliche Mitteilung zugehen, daß sie entschlossen sei, die zwischen beiden Staaten bestehenden Handelsverträge zu kündigen. — 24. An König Eduard VII. von England wird eine schwere Operation glücklich vollzogen. Die Krönungsfeierlichkeiten werden verschoben. — 28. Unveränderte Erneuerung des Dreibundes auf 12 weitere Jahre. Eintreffen des Khedive in Konstantinopel. Konstituierung des Ministeriums Boström in Schweden. — 30. Endgültige Entscheidung der Vereinigten Staaten für den Bau eines Panamakanals. — Ende Juni: Fortgesetzte Erfolge der Aufständischen in Venezuela. — 4. Juli: Bulgarisch-türkische Differenzen wegen Beleidigung des bulgarischen Wappens in Seres. — 7. Unfall Chamberlains. — 8. Die französische Kammer beschließt auf den Antrag des Finanzministers Rouvier die 3½ proz. Rente zu einer 3proz. zu konvertieren. Rückbeförderung deutscher Burenkrieger aus Colombo. — 9. Neuer Ausbruch des Pont Pelée. — 10. Verurteilung der griechischen Mönche, welche deutsche Franziskaner in Jerusulem thätlich beleidigt hatten. — 11. Kaiser Wilhelm empfängt Waldeck-Rousseau an Bord der Hohenzollern. — 12. Eintreffen Lord Kitcheners in London. — 13. Eintreffen König Victor Emanuel II. in Petersburg. — 14. Rücktritt Lord Salisburys. Sir Arthur James Balfour wird Premierminister. — 15. König Eduard VII. trifft in Cowes ein. — 16. Abreise des Präsidenten Steyn nach England. — 18. Tod des Sultans von Zanzibar. Die Krönung König Eduard VII. wird auf den 9. August festgesetzt. Rückreise König Victor Emanuel II. nach Italien.

Nach den erregten Monaten, die hinter uns liegen, ist die regelmäßig mit dem Hochsommer eintretende Zeit politischer Ruhe zu ihrem Recht gekommen; die Wogen haben sich gelegt, und aus all den vorausgegangenen Kämpfen ist, soweit das irgend möglich war, ein Facit gezogen worden, mit dem man entschlossen ist, sich vorläufig zufrieden zu geben. Hat auch die Sorge, welche die schwere Erkrankung König Eduard VII. den Engländern brachte, dem Abschluß des südafrikanischen Krieges den triumphartigen Ausgang genommen, den man ihm zu geben dachte, so ist immerhin der Friede da, und man beginnt in England wie im Kaplande und in den nunmehrigen Kolonien, Transvaal und Oranje, nach Möglichkeit sich auf die neuen Verhältnisse einzurichten und ihnen eine leidlich günstige Seite abzugewinnen. Die englische Regierung ist, auf die energische Initiative Chamberlains hin, so klug gewesen, der von den sogen. Loyalisten geplanten Suspendierung der Verfassung ihre Zustimmung zu versagen, auch scheint sie redlich bemüht, die Zusagen zu halten, die sie den Buren machte, als diese einsahen, daß die weitere Fortsetzung des Krieges für sie den endlichen Untergang bedeute. Wie sehr die Annahme des von den

Engländeen gebotenen Friedens eine unabweisliche Notwendigkeit war, das zeigt die erst kürzlich (10. Juli) bekannt gewordene Resolution jener Burenvertretung in Vereeniging, die am 21. Mai es auf sich nahm, dem Burenvolke die Anerkennung der englischen Oberhoheit zu empfehlen. Wir setzen den Wortlaut dieser Resolution, die in ihrem ungesuchten Pathos der Proklamation Burgers und Bothas würdig zur Seite steht, hierher. Wer je jener Zeiten gedenkt, wird an ihr nicht vorübergehen dürfen.

„Die gegenwärtige Versammlung von Vertretern des Volkes beider Republiken, der Südafrikanischen Republik und des Oranje-Freistaates, gehalten in Vereeniging vom 15. bis 21. Mai 1902, hat mit Bedauern von den Bedingungen Seiner Majestät Regierung Kenntnis genommen, welche dieselbe für die Beendigung der Feindseligkeiten stellt, und auch von ihrer Mitteilung, daß diese unverändert angenommen oder abgelehnt werden müssen. Sie bedauert, daß Se. Majestät Regierung sich absolut geweigert hat, mit den Republiken auf der Basis unserer Unabhängigkeit zu unterhandeln oder unseren Regierungen zu gestatten, sich mit unseren Deputationen in Europa in Verbindung zu setzen.

Unser Volk ist immer der Ansicht gewesen, daß es nicht allein auf Grund des bestehenden Rechts, sondern auch infolge der großen materiellen und persönlichen Opfer, die es für die Unabhängigkeit gebracht hat, einen begründeten Anspruch auf diese Unabhängigkeit hat.

Die Versammlung hat den Zustand unseres Landes und Volkes ernstlich erwogen und zwar vor allem folgende Punkte:

1. Daß die von den englischen Militärbehörden eingeschlagene Kriegspolitik zu einer allgemeinen Verwüstung des Grundgebietes beider Republiken, zum Niederbrennen der Wohnsitze und Dörfer, sowie zur Vernichtung aller Existenzmittel und Zerstörung aller Hilfsmittel geführt hat, welche für den Unterhalt unserer Familien, den Bestand unserer Kriegsheere und die Fortsetzung des Krieges notwendig sind.

2. Daß die Wegführung unserer gefangenen Familien zu einem unerhörten Zustand von Leiden und Krankheiten geführt hat, sodaß in kurzer Zeit ungefähr 20000 unserer Leben dort gestorben sind und die fürchterliche Aussicht besteht, daß bei Fortsetzung des Krieges unser ganzes Geschlecht auf diese Weise aussterben kann.

3. Daß die Kaffernstämme innerhalb und außerhalb der Grenzen beider Republiken fast alle bewaffnet sind und an dem Krieg gegen uns teilnehmen und durch die Begehung von allerhand Greuelthaten in vielen Distrikten einen unerträglichen Zustand geschaffen haben. So ist es noch unlängst im Vrijheid-Distrikt geschehen, daß 56 Buren auf einmal auf scheußliche Weise ermordet und verstümmelt worden sind.

4. Daß durch Proklamationen der Feinde, mit deren Ausführung bereits begonnen worden ist, die noch kämpfenden Bürger mit Verlust all ihrer beweglichen und unbeweglichen Habe und so mit vollständigem materiellem Untergang bedroht sind.

5. Daß es durch die Kriegsumstände für uns seit langem unmöglich geworden ist, die vielen Tausende von unseren Heeren gemachter Kriegsgefangener fest zu halten, und daß wir so dem britischen Heere wenig Schaden zufügen können, während die durch die britische Heeresmacht gefangenen Bürger außer Landes gebracht werden, und daß, nachdem der Krieg fast drei Jahre gedauert hat, nur noch ein kleiner Teil von der Streitmacht übrig bleibt, mit der wir den Krieg begonnen haben.

6. Daß dieser kämpfende Ueberrest, der nur einen kleinen Teil unseres Volkes ausmacht, gegen eine überwältigende Uebermacht des Feindes zu kämpfen hat und sich in dem thatsächlichen Zustand von Hungersnot und Entbehrung der nötigsten Lebensbedürfnisse befindet und daß wir unserer äußersten Anstrengung, unter Aufopferung von allem, was uns lieb war, nach redlicher Ueberlegung auf einen eventuellen Sieg nicht mehr rechnen konnten.

Diese Versammlung ist daher der Ansicht, daß kein berechtigter Grund mehr vorliegt, zu erwarten, daß durch eine Fortsetzung des Krieges das Volk seine Unabhängigkeit bewahren

könne, und sie glaubt, daß unter diesen Umständen das Volk nicht berechtigt ist, den Krieg fortzuführen, da dies nur zu dem gesellschaftlichen und materiellen Untergang, nicht nur von uns selber, sondern auch von unseren Nachkommen führen kann.

Gezwungen durch vorstehende Umstände und Erwägungen, trägt diese Versammlung bei den Regierungen darauf an, die Bedingungen der Regierung Seiner Majestät anzunehmen und namens des Volkes beider Republiken zu zeichnen."

Hier ist kein Wort zu viel und keines zu wenig, und wenn die harten Männer, die noch im Felde standen, daraufhin die Waffen niederlegten, so wird das jeder billigen, dessen Phantasie stark und ehrlich genug ist, um sich in die Lage der Buren hinein zu versetzen. Aber wir werden auch verstehen, wie furchtbar schwer die Aufgabe ist, aus der Unterwerfung zu einer wirklichen Versöhnung der beiden Rassen zu führen. Die Buren haben dem Könige den Treueid geschworen und sie werden ihn halten, vergessen werden sie schwerlich, und namentlich die Frauen, die noch mehr gelitten haben als die Männer, haben zu viel Tränen gesät, um den Uebergang vom Haß zur Gleichgültigkeit, und schließlich zur vollen Versöhnung zu finden. Die Bürgschaft des dauernden Friedens liegt in der Treue, die der Mann seinem Eide schuldet, in der thatsächlichen Ermattung der Kämpfer, in der dringenden Notwendigkeit, alle Kräfte an die Arbeit des Wiederaufrichtens zerstörter Lebensbedingungen zu setzen, endlich in der Zeit, die viele Wunden schließt und gnädig diejenigen in die Ewigkeit hinüberführt, die unheilbare Herzenswunden tragen.

Wir rechnen zudem darauf, daß je länger je mehr auch in England die Erkenntnis zum Durchbruch gelangen wird, daß es hier eine Schuld zu sühnen giebt, und daß schließlich das gemeinsame Interesse an den großen Problemen des südafrikanischen Lebens ein Zusammengehen und Zusammenarbeiten herbeiführen muß, das aus dem erzwungenen Frieden zu einem wirklichen Frieden führt.

Die Rückkehr der Gefangenen hat bereits begonnen, gewiß zu langsam für diejenigen, die sich seit Jahr und Tag in Sehnsucht nach den Ihrigen verzehren; ein großer Teil der Buren steht heute schon auf dem Boden, der einst ihr Heim trug, die übrigen werden folgen, allen aber, die Engländer mit eingeschlossen, steht die gefährliche Aufgabe gegenüber der Verwilderung Herr zu werden, die dieser Krieg in bedenklichstem Grade unter den von den Engländern bewaffneten Schwarzen gesteigert hat. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß in nicht allzuferner Frist Engländer und Buren genötigt sein werden, Seite an Seite gegen die Kaffern zu kämpfen, unter denen eine höchst merkwürdige Bewegung Boden gewonnen hat, die sich mit dem Schlagwort „Afrika für die Eingeborenen" charakterisieren läßt. Sie hat ihre Quelle in jenem Philantropismus, der in dem englischen Volkstum sich so merkwürdig mit dem rücksichtslosen nationalen Egoismus ihrer Politik vereinigt. Einerseits haben die Missionare diese Bewegung gefördert, andererseits hat die theoretisierende Politik den englisch-südafrikanischen Regierungen, indem sie den Schwarzen volle politische Gleichberechtigung verlieh, die heilsamen Schranken niedergerissen, welche die Buren in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen mit äußerster Konsequenz aufrecht hielten. Es ist nun nicht recht klar, welches die Politik sein wird, die in Zukunft für Südafrika den Schwarzen gegenüber eingehalten werden soll. Der Friedenstraktat mit den Buren ist so gefaßt, daß er die Entscheidung über die zukünftige Stellung der Schwarzen hinausschiebt, aber man kann mit

aller Bestimmtheit sagen, daß nichts ein wirkliches Einleben der annektierten Burenstaaten in die neuen Verhältnisse mehr erschweren würde, als die Einführung des Kaffernstimmrechts auch auf dem Boden von Transvaal und Oranje. Hier liegt ein außerordentlich ernstes und schwieriges Problem, vor dem, wenn es sich zuspitzen sollte, alle übrigen an Bedeutung zurücktreten dürften. Und doch sind auch die anderen Fragen ernst genug. Die Wiederaufnahme der Arbeit in den Goldfeldern und Diamantendistrikten, die sich mit dieser Kaffernfrage kombiniert, ist eine derselben, dann kommt die geplante Heranziehung englischer Kolonisten, speziell aus den Kreisen der Yeomanry, an die Reihe, endlich handelt es sich darum, ob die Organisation des Afrikanerbond sich in die zu ihren Ungunsten vollzogene Verschiebung der Machtverhältnisse finden wird. In England scheint man zudem entschlossen, alles Mögliche zu thun, um die wirtschaftliche Konkurrenz der anderen Staaten, speziell Amerikas und Deutschlands, fernzuhalten, und das kann insofern sehr bald von praktischer Bedeutung werden, als das Bedürfnis nach neuen Kraftmaschinen zur Wiederaufnahme der unterbrochenen Arbeit in den Bergwerken sich ganz erheblich steigern wird. Nehmen wir noch hinzu, daß die konfessionellen und sprachlichen Gegensätze, die nun einmal zwischen Engländern und Buren bestehen, einen außerordentlichen Takt verlangen, wenn sie nicht verbitternd wirken sollen, und daß der Zustrom der sehr zweifelhaften „Ausländer", die das Gold nach Afrika zieht, voraussichtlich sehr groß sein wird, so giebt das eine Summe von Schwierigkeiten, die auch einem kühlen und besonnenen Politiker Sorge machen können. Auch glauben wir nicht, daß man in England diese Schwierigkeiten übersieht, es wird alles darauf ankommen, daß jetzt nicht die von Smart geführten extremen Elemente unter den Engländern in Südafrika, sondern — das ist gewiß unerwartet — daß Chamberlain die Führung behält, der heute die humanere und versöhnlichere Richtung vertritt und offenbar weiter blickt als die Heißsporne im Kap und in Natal, die gerne den Sieg so ausnutzen möchten, daß dem holländischen Element die politische Machtstellung dauernd entrissen wird.

Inzwischen haben die Konferenzen der Kolonialminister in London ihren Anfang genommen, und es hat sich gleich zu Anfang gezeigt, daß von den weitfliegenden Plänen des imperialistischen Programms vorläufig nichts zur Ausführung kommen wird. Die Minister werden das Ergebnis ihrer Verhandlungen ad referendum nach Hause bringen und gewisse wesentliche Punkte des englischen Programms werden bestimmt keine Verwirklichung finden. Weder der große imperialistische Zollverein ist durchführbar, noch die Organisation jener imperialistischen Armee und imperialistischen Flotte, zu deren Aufbau die großen autonomen Kolonieen pflichtmäßige Leistungen übernehmen sollten, noch endlich das Reichsparlament. Es wäre aber Verblendung, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß die Konferenz überhaupt resultatlos auseinandergehen wird. Schon jetzt läßt sich sagen, daß sie den Zusammenhang zwischen Mutterland und Kolonieen wesentlich gestärkt hat, daß die in früheren Jahren oft angekündigte Entwickelung, die zu einer völligen Selbständigkeit der Vereinigten Staaten (commonwealth) von Australien oder von Canada (Dominium of Canada) zu führen schien, in die allerfernste Zukunft gerückt ist. Die Kolonieen haben erkannt, daß sie ohne England keine reale Macht darstellen, und sind entschlossen, danach zu handeln und soweit sie es vermögen,

den Wünschen Rechnung zu tragen, deren Verwirklichung das Mutterland zur Aufrechterhaltung seiner Weltstellung für notwendig erachtet. Eine weitere Folge der Konferenzen wird ein engeres Verhältnis zwischen Canada und Australien sein, die einen engeren wirtschaftlichen Verkehr unter sich anzubahnen bemüht sind, wie uns denn überhaupt wahrscheinlich scheint, daß jene englische Welt im Begriff ist, alle kolonialen Interessen mit außerordentlicher Energie und mit den ungeheueren pekuniären Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, zu fördern. Der Rücktritt des altersmüden Lord Salisbury und seine Ersetzung durch Sir Arthur James Balfour ändert daran nichts. Die Leitung der Kolonialpolitik bleibt nach wie vor in Chamberlains Händen, der trotz seines Unfalls und trotz seiner 66 Jahre an Thatkraft und Einfluß der alte geblieben ist. Die Welt hat auch in Zukunft mit seinem Programm zu rechnen.

Es ergiebt sich daraus für Deutschland die sehr ernste Mahnung, nun auch seinerseits endlich mit größerem Ernst an die Arbeit in den Kolonieen zu schreiten. Wir glauben mit unserer Eisenbahn Swakopmund — Windhoek schon Großes geleistet zu haben, und doch ist das nur ein erster bescheidener Schritt. In Südwestafrika ist eigentlich noch alles zu thun, damit das Land wirklich erschlossen werde, und ganz ähnlich steht es mit all unseren anderen Kolonieen. Sie kranken sämtlich daran, daß im Reichstage noch der Einfluß jener älteren — fast möchten wir sagen abgelebten — Generation überwiegt, die jedem weiter angelegten Unternehmen ihre Unterstützung versagt und auch die allerbescheidensten Anträge, die aus den Kreisen der Kolonialfreunde hervorgehen, verkürzt und beschneidet. Eben jetzt ist die Nachricht eingelaufen, daß wir, dank der Energie einiger unserer wackeren Offiziere, des Hauptmann von Cramer, der Oberleutnants Dominik, Radtke und Nolte und vor allem des Oberstleutnant Pavel, endlich ganz Adamaua und damit unseren Anteil des Tschadgebiets in unsere Hand genommen und wirklich unterworfen haben. Franzosen und Engländer haben bekanntlich schon längst in den ihnen gehörigen Teilen dieses Tschadgebiets Fuß gefaßt und es war die höchste Zeit für uns, nicht länger zurückzustehen. Aber, so fragen wir, wird es nur beim Nachhinken bleiben, oder sind jetzt die Tage einer kraftvollen und kühnen Initiative gekommen, die uns die wirkliche Nutzung und Festigung unserer Kolonialgebiete einbringt?

Wir haben am 28. Juni den Dreibund in seiner ursprünglichen, in keinem Punkte veränderten Fassung erneuert, und es läßt sich aus dem geflissentlichen Bemühen unserer Nachbarn in Ost und West, die Bedeutung dieser Thatsache nach Möglichkeit herabzudrücken, mit aller Sicherheit der Schluß ziehen, daß ihre Hoffnungen nach anderer Richtung gingen. Aber weder die hochtrabenden Erklärungen Delcasse's vor der französischen Kammer, noch der giftige Grimm, der in den slavischen Preßorganen zum Ausdruck gekommen ist, ändert etwas an der Thatsache, daß die politische Kombination, die der Welt seit 1879 resp. 1882 den Frieden gesichert hat, auf weitere 12 Jahre gewahrt bleibt. Und sobald man genauer zuschaut, sind alle großen Mächte mit dieser Thatsache sehr wohl zufrieden. Die unruhigen und unsicheren Elemente sind heute in den von Großmannssucht ergriffenen kleinen Staaten zu suchen, die eben deshalb auf die Dauer einer Art Kuratel nicht entgehen werden. Das klassische Beispiel dafür, das uns heute auf der Balkanhalbinsel: in Serbien, Bulgarien, Montenegro, Griechenland, entgegentritt,

könnte weitere Ausdehnung finden und hat sie bekanntlich im nördlichen Afrika an wichtigen Punkten bereits gefunden. Aber, und das ist die Frage, auf welche es uns ankommt, wenn wir einer langen Friedensperiode entgegengehen, ist es da nicht unsere nächste politische Pflicht den kolonialen Fragen ohne weitere Zögerung eine nachhaltige und kraftvolle Aufmerksamkeit zuzuwenden? Unsere Kolonieen stellen für eine Nation wie die deutsche wahrlich kein zu großes Arbeitsfeld dar. Frankreich hat im Verlauf des letzten Menschenalters zehnmal mehr an kolonialer Arbeit geleistet, und für die Zukunft der Nation ein Territorium gewonnen, das in gleichem Verhältnis dem unsrigen an Umfang und an nutzbar gemachtem Reichtum überlegen ist. Und wie energisch hat England während des südafrikanischen Krieges am Ausbau seines nordostafrikanischen Kolonialgebietes durch Anlage riesiger Eisenbahnlinien und großartige Meliorationen (im Sudan) gearbeitet? Es ist beschämend, wenn wir den Vergleich ziehen, und zwar umso mehr, wenn wir bedenken, mit welchem Ernst ein bester Teil unseres Volkes in dem weiten Kreise unserer Kolonialvereine daran arbeitet, die Apathie zu überwinden, mit der wir im Reichstage zu kämpfen haben.

In Frankreich hat das Ministerium Combes inzwischen zwei große Erfolge errungen: das Gesetz über die Durchführung der zweijährigen Dienstpflicht unter Aufhebung aller Dienstbefreiungen ist zur Annahme gelangt, und der Finanzminister Rouvier hat die Konvertierung der $3^1/_2$ prozentigen französischen Rente zu einer 3 prozentigen durchgesetzt. Es ist das eine der glänzendsten Finanzoperationen der neueren Zeit und deshalb so bemerkenswert, weil sie thatsächlich nur die Konsequenz zog, die sich aus dem erstaunlichen Anwachsen des französischen Nationalreichtums ergeben mußte. Dieser Reichtum ruht aber in Frankreich, im Gegensatz zu anderen Ländern, vornehmlich in den Händen der kleinen Leute, da nirgend sonst eine ähnliche Verbreitung wirtschaftlicher Behäbigkeit zu finden ist. Verhältnismäßige Gleichheit der Vermögen und wohl auch entsprechende Gleichheit eines nicht übelen Minimums an Bildung, das ist die Signatur des heutigen Frankreich. Man kann sich einen größeren Gegensatz kaum vorstellen, als er in dieser Hinsicht zwischen den beiden Alliierten, Frankreich und Rußland, besteht. Die französische Finanzpolitik entspricht den Bedürfnissen des Landes, die russische Finanzpolitik wirtschaftet auf das Ideal einer Zukunft hin, unter deren Druck die gegenwärtige Generation fast erstickt wird, so daß, während die im ganzen wenig bedeutenden sozialistischen Ausschreitungen auf französischem Boden alle Anzeichen des Uebermuts tragen, die aufständischen Bewegungen, die heute durch ganz Mittel- und Südrußland ziehen, als Ausdruck der verzweifelnden Not von Millionen verarmter und hungernder Landleute zu betrachten sind, die nicht mehr aus noch ein wissen, und daher den Agitatoren zum Opfer fallen, die ihnen einreden, daß der Zar ihnen helfen möchte, daß aber Beamte und Gutsbesitzer seine guten Absichten verkehren und seine freigiebigen Hilfsleistungen unterschlagen. Die Tragik dieser Verhältnisse liegt darin, daß die Regierung nicht anders kann, als die irregeleiteten Empörer strafen, während die Anstifter der Unruhen fast immer entkommen; sie liegt auch darin, daß in der That eine schwere Schuld das russische Beamtentum und die leitenden wie die ausführenden Organe der russischen Regierung trifft, daß endlich in der That der Zar den besten und aufrichtigsten Willen hat zu helfen, und doch schließlich machtlos und ratlos der lavinenartig an-

wachsenden Unzufriedenheit gegenübersteht. Alles, was bisher von ihm versucht worden ist, hat nicht zum Besseren geführt, und während die Jahresrechenschaften des Finanzministers Witte, jahraus jahrein, ein blendendes Bild vom Stande der russischen Finanzen entwerfen, steigt die Not und mit ihr die Unzufriedenheit und die weitere Demokratisierung einer öffentlichen Meinung, der die Möglichkeit genommen ist, sich mit ihren Sorgen, Befürchtungen und Nöten innerhalb der russischen Grenzpfähle Luft zu machen. Es steigt auch die russische Schuldenlast und skeptische Leute beginnen die Frage aufzuwerfen, wie lange es noch mit diesem System weiter gehen kann. Wenige Dinge können für die Verlegenheit charakteristischer sein, in welcher der unumschränkte Beherrscher Rußlands sich befindet, als daß er jetzt einen Privatmann, den hochkonservativen oder besser reaktionären Fürsten Meschtscherski, Redakteur der Zeitung Graschdanin und Verfasser vielgelesener russischer Romane aus der „Gesellschaft", beauftragt hat, in die aufständischen Gouvernements zu reisen, um ihm Bericht zu erstatten. Der Zar will wissen, wer ihm die Wahrheit gesagt hat, diejenigen, die von einem wirklichen Notstande des Volkes erzählen, oder jene anderen, die alle Schuld der Bosheit niederträchtiger Agitatoren zuschreiben. Vielleicht ist auch die Wahl des Fürsten Meschtscherski kein falscher Griff, denn trotz aller verrosteten Vorurteile, in welchen der Mann steckt, ein Vorurteil hat er nicht: er glaubt weder an die Tugend noch an die Allwissenheit des russischen Tschinownik, über das Beamtentum seines Vaterlandes macht er sich keinerlei Illusionen.

Trügen nicht alle Anzeichen, so bereitet sich trotz der überwiegenden reaktionären Tendenz in der Umgebung des Zaren, einer Tendenz, als deren Prototyp noch immer der Oberprokurator Pobedonoszew angesehen werden muß, eine Wandlung vor, die in vielleicht nicht zu ferner Zukunft Rußland einem liberalen Regiment in die Arme führt. Das kann ganz plötzlich, aber es kann auch erst nach einer Reihe von Jahren kommen, daß die Wendung kommen muß, liegt aber in der Folgerichtigkeit historischer Entwickelungen. Bekanntlich kombiniert sich diese politisch-wirtschaftliche Bewegung in Rußland mit einer anderen, die auf Gewissensfreiheit und Toleranz hinarbeitet; in Frankreich hat dagegen im Ministerium Combes die schon von Waldeck-Rousseau vorbereitete Wendung zur Unduldsamkeit im Namen der Freiheit ihren eifrigen Vollender gefunden. Die Verfolgung der Kongregationen und Kongregationsschulen in dem streng katholischen Lande ist an sich absurd, weil sie dem Glauben und den Empfindungen des Volkes, und man kann hinzufügen aller Frauen Frankreichs widerspricht. Diese Gegensätze haben nun dahin geführt, daß die zurückgedrängten französischen Klerikalen nunmehr durch einen lauten Revanchepatriotismus die Gunst der, über die Politik Frankreichs nach wie vor entscheidenden, öffentlichen Meinung der Hauptstadt zu gewinnen bemüht sind. Die Rede des der Regierung nahestehenden Sozialisten Jaurès, der bemüht war, den Revanchegedanken als schädlich darzustellen, gab den Anlaß zu geräuschvollen Kundgebungen, die dann schließlich in die allgemeine Beteuerung ganz Frankreichs ausmündeten, vergessen und verzeihen werde Frankreich niemals!

Wir hören das ruhig an! Es ist so manches „jamais" schon in das Gegenteil gekehrt worden, daß auch dieses „niemals" keinen Eindruck weiter macht.

Eine sehr bedeutsame Entscheidung ist in Washington dadurch gefallen, daß nunmehr der Ausbau des Panamakanals definitiv beschlossen ist. Wir können mit Be-

stimmtheit darauf rechnen, daß das großartige Projekt schnell und mit allen Mitteln vollendeter Technik zum Abschluß gebracht werden wird. Der Wandlung, die dadurch in der Richtung des Weltverkehrs und in der Machtstellung der Vereinigten Staaten vorbereitet wird, haben wir bereits vor einem Monat gedacht. Auch für uns ist die Frage von hoher wirtschaftlicher Bedeutung und auch politisch ist dieser nächste Weg in die Südsee für uns wichtig. Wie alle Welt geraten auch wir dadurch in eine thatsächliche Abhängigkeit von dem guten Willen der Vereinigten Staaten, was freilich bei dem Fehlen aller politischen Differenzpunkte schwerlich je von praktischer Bedeutung werden kann, während für die Mächte, die territoriale Interessen auf amerikanischem Boden zu vertreten haben, die Frage schon anders liegt. Es hat jedoch den Anschein, als ob die auf weitere Ausbreitung der amerikanischen Besitzungen gerichteten Bestrebungen zum Stehen gelangt sind. Der Präsident Roosevelt, dessen ungewöhnlich starke persönliche Initiative sich bei jeder Gelegenheit fühlbar macht, hat den Philippinen eine großgedachte Amnestie gewährt, und wenn auch noch nicht alle Inseln in den Friedenszustand übergeführt sind, läßt sich doch hoffen, daß auch dieser letzte Abschluß nicht allzufern liegt. Die in den Philippinen gewonnene Stellung weist geographisch nach Südchina und Australien und beherrscht den Seeweg, der von Canada nach Indien und in Zukunft einmal von Panama nach Indien führt.

Auch in einer großen sozialpolitischen Frage hat der Präsident die Initiative ergriffen. Er läßt die Frage der Trusts studieren und will Mittel und Wege ergründen, durch welche den Gefahren begegnet werden kann, welche die Anhäufung der Riesenvermögen in wenigen Händen mit sich bringt. Gewiß ein Problem, das ernste Erwägung verdient und, wenn auch in geringerem Maße, für Europa besteht. Zwischen Chile und Argentinien scheint endlich ein ernst zu nehmender Ausgleich erfolgt zu sein. Argentinien verzichtet auf die von ihm in Anspruch genommene Stellung an den Küsten des Stillen Oceans, es bleibt südamerikanisch-atlantische Macht, während Chile im wesentlichen pazifische Macht sein wird. Beide Teile setzen jedoch ihre Rüstungen zur See fort, wohl weniger um im gegebenen Augenblick noch einmal den alten Streit aufzunehmen, als um für alle Fälle bereit zu sein, die eigene Selbständigkeit den panamerikanischen Bestrebungen gegenüber behaupten zu können. Die Reise König Viktor Emanuel II. nach Petersburg hat dadurch zu einer falschen Beurteilung der Gesamtlage geführt, daß allgemein erwartet wurde, der erste Besuch des Königs werde dem berliner Hofe gelten. Auch ist das ursprünglich die Absicht gewesen. Aber die Nordlandreise Kaiser Wilhelms und die Arbeiten an der Neugestaltung der Straße Unter den Linden ließen eine Aenderung des Reiseprogramms wünschenswert erscheinen. Es führt demnach zu Trugschlüssen, wenn man besondere politische Kombinationen an die petersburger Tage knüpfen wollte.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Mallow.

XI. König Albert von Sachsen †. — Kaiserreden. — Ultramontanes. — Das preußische Eisenbahnministerium.

Mitte Juni hat die parlamentslose Zeit begonnen, die sonst in der Regel als eine Periode des Ausruhens von den innerpolitischen Kämpfen betrachtet wird. Diesmal freilich bedeutet das Auseinandergehen des Reichstags keinen wirklichen Abschluß; die Zolltarifkommission arbeitet weiter, und dementsprechend haben auch die politischen Erörterungen in der Presse einen anderen Charakter, als sonst in dieser Jahreszeit üblich ist. Aber trotzdem herrscht im allgemeinen Ferienstimmung in der Politik. Nur wenige Ereignisse sind zu verzeichnen, aber es sind Ereignisse, die mancherlei Betrachtungen nahelegen, zu denen gerade die stille Zeit aufzufordern scheint.

Am 20. Juni hat das deutsche Volk einen schweren Verlust erlitten. König Albert von Sachsen erlag zu Sibyllenort in Schlesien dem schleichenden Leiden, das ihn schon seit einigen Jahren heimgesucht und den Vierundsiebzigjährigen Anfang Juni wiederum auf das Krankenlager geworfen hatte. Niemals, wenn einer der Großen dieser Erde die Augen zum letzten Schlummer schließt, bleiben die Lobredner aus, die in hochtönenden Worten den Ruhm des Verewigten verkünden, aber leicht hört doch ein erfahrenes Ohr aus diesen Hymnen einen oder den anderen falschen Ton heraus. Den König Albert aber hat aufrichtige Trauer zu Grabe geleitet. Vielleicht war manches Konventionelle und Unbedeutende in dem, was ihm von verschiedenen Seiten nachgerufen wurde, und die sozialdemokratische Phrase durfte natürlich auch in diesem Falle nicht von dem Parteischema abweichen, das für die Beurteilung gekrönter Häupter im Leben und im Sterben aufgestellt ist. Sonst aber zeigte sich deutlich, was schon bei Lebzeiten des verewigten Königs vielfach behauptet worden war, daß er keinen Feind gehabt habe. Es war nicht nur die überlieferte Anhänglichkeit des Sachsenvolkes an seine Dynastie, die sich darin aussprach. Die Liebe galt dem Könige ganz persönlich. Sie machte sich zwar niemals in lauter und überschwenglicher Form bemerkbar. Der Fremde, der gelegentlich den König durch die Straßen seiner Residenzstadt fahren sah, mochte im Gegenteil mitunter die Empfindung haben, daß die Bevölkerung auffallend wenig Notiz davon nahm. Das änderte nichts an der Thatsache, daß die Beziehungen zwischen König und Volk von einem herzlichen Vertrauen getragen waren, dem sich auch die Sozialdemokraten nicht ganz entzogen. Und das, obgleich das Königreich Sachsen unter allen deutschen Bundesstaaten den stärksten Prozentsatz überzeugter Sozialdemokraten hat und obgleich die sächsischen Behörden dieser Bewegung stets mit besonderer Schroffheit und vielfach mit verbitterter

wirkenden Mitteln entgegengetreten sind. Man hat das alles dem Könige nicht nachgetragen, weil er in seiner schlichten Tüchtigkeit menschlich verehrungswürdig war und ein besonderes Geschick bewies, für seine Person über den Parteien zu stehen. Er trat niemals zurück, wo es eine persönliche Regentenpflicht zu erfüllen galt, er trat aber auch niemals hervor, wo nicht eine dringende Notwendigkeit dazu gegeben war. Es war ihm vergönnt gewesen, auf einem besonderen Gebiete Großes und Glänzendes zu leisten, auf einem Gebiete, auf dem der sicherste Grund zur Volkstümlichkeit gelegt werden kann, weil hier die höchste Bewährung deutscher Mannestugend gefordert wird. König Albert war in der großen Zeit der Einigung Deutschlands einer der verdientesten und erfolgreichsten Heerführer gewesen. Damit war ein Band geschmiedet, das ihn über die Grenzen seines Königreichs hinaus mit dem ganzen deutschen Volke eng und innig verbunden hielt. Es war nicht nur die Thatsache, daß er im Jahre 1870 der siegreiche Führer einer Armee gewesen war, in der seine Sachsen Schulter an Schulter mit altpreußischen Kerntruppen fochten; es kam auch ein persönliches Moment hinzu, das besonders lebhaft die Erinnerung an diese Zeit seines Wirkens aufrecht erhielt. Diese schlichte, streng soldatische Persönlichkeit mit ihrer eigenartigen Mischung von bescheidener Zurückhaltung und hingebender Erfassung des vollen Umfangs aller Herrscherpflichten paßte so ganz und gar in das Zeitalter Wilhelms I. Je mehr sich die Reihen der alten Führer und Mitkämpfer lichteten, desto mehr erschien er uns als ein Typus aus jener gewaltigen Zeit, die das Haus gezimmert hat, das wir jetzt auszubauen haben, die das Erbe geschaffen hat, das wir zu verwalten haben. So kam es, daß der Heimgang dieses letzten der ehemaligen wirklichen Heerführer Wilhelms I. in deutschen Herzen ein besonderes Gefühl der Wehmut auslöste.

Man wußte überdies, wieviel das Reich und die deutsche Politik der deutschen Gesinnung des Königs und seiner selbstlosen Treue zu danken hatte. Es hat Zeiten gegeben, in denen die deutsche Politik der albertinischen Wettiner von nationalen Historikern nur mit Schmerz und Zorn beurteilt werden konnte. Auch bei der letzten großen Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Preußen um die Führerschaft Deutschlands stand Sachsen auf österreichischer Seite. Kronprinz Albert hatte sich als Führer seiner tapfern und pflichttreuen Truppen glänzend bewährt. Was in der schlimmen Lage auf jener Seite überhaupt zu retten war, hatte er gerettet; er hatte sich um seine Verbündeten das größte Verdienst erworben, aber um so bitterer mochte es für ihn sein, daß er nicht siegreiche Fahnen heimbrachte. Mußten nicht diese Eindrücke und die alten Traditionen seines Hauses in ihm nachwirken? Mit einer gewissen Bangigkeit wurde damals nach der Gründung des Norddeutschen Bundes diese Frage erörtert, so sehr man sich auch der Bundestreue des Königs Johann versichert hielt. Dann brachten freilich die Schlachtfelder von 1870 dem sächsischen Kronprinzen glänzende Genugthuung für das, was sein Soldatenherz 1866 gelitten hatte, aber nach seiner Thronbesteigung that König Albert noch viel mehr, als nach der Vergangenheit erwartet werden konnte; er erwies sich als eine der treuesten und festesten Stützen des Reichsgedankens. Mit Recht wurde kürzlich der Brief wieder in Erinnerung gebracht, den König Albert am 19. November 1873 an den Fürsten Bismarck schrieb, ein herrliches Denkmal seiner schlichten Großherzigkeit und seines warmen deutschen Empfindens. „Bei der schwierigen

Stellung", — so schrieb der König — „schwieriger noch als Nachfolger eines Königs, der außer der Liebe seines Volks ein Ansehen und Einfluß genoß weit über seine Stellung hinaus, bedarf ich der Unterstützung, wohl auch des guten Rats. An wen könnte ich mich wohl besser wenden als an den Kanzler des Deutschen Reichs, der so oft erklärt er gehöre allen Bundesfürsten gleichmäßig an. Mit vollem Vertrauen wende ich mich daher an Sie, wenn ich der Hilfe gebrauchen sollte, wenn ich weisen Rats bedürfte. Seien Sie dagegen versichert, auch ich werde alles, was Sie zum Heile des Reichs und deutschen Volks unternehmen, so kräftig unterstützen, als es meine geringen Mittel erlauben, und hoffe ein werkthätiges Mitglied, eine feste Stütze des Gebäudes zu sein, das mir vergönnt war, mit dem Schwerte aufrichten zu helfen."

Man braucht nur diesen Brief mit seiner so bescheidenen Sprache und seiner wahrhaft königlichen Gesinnung zu lesen, um zu ermessen, was das Scheiden eines solchen Mannes aus dem Kreise der deutschen Bundesfürsten für unsere Zeit zu bedeuten hat. Aeußerlich freilich wird sich vielleicht der Thronwechsel in Sachsen wenig bemerkbar machen. Der neue König Georg, seinem Bruder an Lebensjahren ziemlich nahe kommend, wird wahrscheinlich die Regierung im Sinne seines Vorgängers weiterführen und persönlich sicherlich nicht stärker hervortreten, als es unter König Albert Brauch war. Aber der Ausblick auf die Zukunft ändert nichts an der schmerzlichen Trauer, die der Tod des Königs Albert in den Herzen des deutschen Volkes verursacht hat.

Ein schwerer Verlust ist der Tod des Königs auch für den Kaiser gewesen, obgleich oder vielleicht gerade weil die Persönlichkeiten der beiden Herrscher so außerordentlich verschieden waren. Dazu kam der Altersunterschied, der die Gegensätze in Temperament und Auffassungen noch stärker hervortreten ließ. Es ist für den älteren Mann wohl nicht immer ganz leicht gewesen, sich in den Bethätigungsdrang des jüngeren Kaisers hineinzufinden; ein um so schöneres Zeugnis für beide Monarchen war das trotzdem zwischen ihnen bestehende herzliche Verhältnis.

Gerade in jüngster Zeit ist die persönliche Eigenart des Kaisers in besonders ausgeprägter und glänzender Weise wiederholt zum Ausdruck gebracht worden. In die politische Windstille hinein brachte eine Reihe von bedeutsamen Reden des Kaisers eine starke Bewegung. Drei von diesen Kundgebungen ragen besonders hervor: die Marienburger Rede, die in Nürnberg und die in Aachen.

Wie immer haben diese Kaiserreden neben begeisterter Zustimmung auch manche herbe Kritik hervorgerufen. Es ist nun einmal die natürliche Folge eines so starken persönlichen Hervortretens des Herrschers, daß der Widerspruch besonders lebhaft angeregt wird. Das moderne Verfassungsleben drängt diesen Widerspruch hervor. Die einen wünschen eine größere Zurückhaltung des Herrschers gerade im Interesse seiner Macht und seiner Rechte, weil sie das persönliche Wirken des Monarchen nicht unmittelbar der öffentlichen Kritik preisgegeben sehen wollen; die andern fürchten von einem zu starken Hervortreten des Herrschers eine allmähliche Beeinträchtigung der verfassungsmäßigen Volksrechte. So erhält die kritische Stimmung von verschiedenen Seiten Nahrung; sie findet ihren Ausdruck natürlich am lebhaftesten dann, wenn der Kaiser zu einer der großen Fragen der Zeit Stellung nimmt. Ganz anders der unmittelbare Eindruck der Reden auf die Hörer. Hier verschwindet jene kritische Stimmung voll

ständig vor der zündenden Wirkung der lebendigen, schwungvollen Rede, die eine starke Persönlichkeit widerspiegelt, und es versteht sich dabei von selbst, daß der Kaiser sich dieser Wirkung bewußt ist. So wie die Dinge liegen, erweist sich nach alledem immer mehr die Zwecklosigkeit, ja Schädlichkeit jener Neigung, diese Reden kritisch zu zergliedern. Man soll sie als etwas Ganzes, auf unmittelbare Wirkung Berechnetes nehmen, als Ausfluß eines selbständigen Geistes, und man sollte den Widerspruch — selbstverständlich in der würdigen Form, die durch die schuldige Ehrerbietung vor dem Monarchen geboten ist — auf die Fälle zu beschränken sich bemühen, in denen wirklich eine wesentliche Ueberzeugung berührt wird.

Die Nürnberger Rede des Kaisers, deren Anlaß die Jubelfeier des Germanischen Museums bildete, wird wohl stets als ein besonders bedeutsames Denkmal der Beredsamkeit Kaiser Wilhelms II. gelten können. Sie atmete nicht nur besondere Wärme und besonderen poetischen Schwung, sondern sie zeigte auch die besondere Art des Kaisers, die Dinge in ihrem historischen Zusammenhang zu erfassen. Indem er als Burggraf von Nürnberg dem Wittelsbacher als Landesherrn eine aus warmem Herzen kommende Huldigung darbrachte, beleuchtete er zugleich auf das glänzendste die geschichtliche Laufbahn des Hohenzollerngeschlechts und brachte aller Augen und Herzen die mühsam wiedererrungene Reichsherrlichkeit nahe.

Kurze Zeit vorher hatte der Kaiser von einer Stätte aus, die von ganz andersgearteten Erinnerungen mittelalterlicher deutscher Herrlichkeit umschwebt ist, einen Ruf erschallen lassen, den man wohl mit Recht als einen Kampfruf bezeichnen kann, wenn es sich auch nicht um einen Kampf mit dem Schwerte, sondern mit den Waffen des Geistes und der Kultur handelt. Schon einmal hat der Kaiser von der Marienburg aus den polnischen Uebermut in seine Schranken zurückgewiesen. Inzwischen aber ist die Gefahr größer und dringender, ihre Abwehr ernster und schwieriger geworden. Die preußische Regierung hat sich, wie früher schon besprochen wurde, zu einer energischen und zielbewußten Polenpolitik aufgerafft, aber wohl mochten hier und da noch Zweifel bestehen, wie weit diese Politik als eine solche zu gelten habe, die eng mit der Wirksamkeit der gegenwärtigen verantwortlichen Staatsmänner verknüpft sei. Die Polenfreunde konnten sich daran klammern, daß vielleicht bald ein Personenwechsel das System wieder umstürzen könne, wie ja schon früher die preußische Polenpolitik nur eine Kette von Schwankungen gewesen ist. Unter solchen Umständen muß das entschiedene Bekenntnis eines preußischen Königs zu dem unverrückbaren Grundgedanken der in seinem Namen betriebenen Politik von größter Bedeutung sein. In dieser Kundgebung erscheint das rein dynastische Moment, wie es sich früher in den Kundgebungen von höchster Stelle oft genug in den Vordergrund drängte, ausgeschieden. Hier war nicht so sehr von dem preußischen Königtum die Rede, das als fürsorgende Macht für alle Unterthanen, auch zu der theoretisch vorausgesetzten Unterthanentreue der Polen Stellung nimmt und nur bedingungsweise mit Ungnade droht, — als vielmehr von dem historischen Beruf des Staates, dessen König zugleich Träger der deutschen Kaiserkrone ist und als Wahrer deutscher Ehre, deutschen Rechts und deutscher Kultur auf der obersten Warte steht. Das Wesen des Deutschtums und seiner Kultur bürgt dafür, das alles, was im Namen des Rechts und echter Menschlichkeit auch von den Fremden und den Minderheiten, die unter seinem

rufen, aber die Gemeinden, und wenn diese nicht leistungsfähig, der Staat sollen nunmehr gezwungen werden können, den Unterricht zu honorieren." Es ist dem Zentrum also gelungen, in der wichtigen Frage des Volksschulunterrichts eine grundlegende Gesetzvorlage gründlich zu klerikalisieren, und man kann annehmen, daß der Ultramontanismus sein Auftreten zu noch größerer Rücksichtslosigkeit steigern wird.

In Preußen ist ein Ministerwechsel eingetreten. Der siebzigjährige Herr v. Thielen hat die seinen Jahren und seiner wankenden Gesundheit nicht mehr entsprechende Bürde seines Amtes niedergelegt der Generalmajor a. D. Budde, im aktiven Dienst zuletzt Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes, ist Minister der öffentlichen Arbeiten geworden. Mit Recht sind dem scheidenden Herrn v. Thielen ehrende Nachrufe in reicher Fülle gefolgt; er hat sich in der That um seinen Amtsbereich hochverdient gemacht. In dem gewaltigen Betriebe der preußischen Staatseisenbahnverwaltung konnte nur ein sehr hohes Maß von fachmännischer Erfahrung und Organisationstalent den steigenden Anforderungen einigermaßen gerecht werden; Herr v. Thielen aber hat darüber hinaus noch ein erhebliches Plus zu verzeichnen. Damit sollen die Schwächen dieser Verwaltung nicht verhüllt werden; es sind Wünsche genug vorhanden, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Indessen es ist schon früher an dieser Stelle angedeutet worden, daß hier Umstände mitspielen, für die die Person des Ministers nicht verantwortlich gemacht werden kann. So lange das Verkehrswesen nicht ein Bethätigungsfeld großer volkswirtschaftlicher Maßnahmen, sondern nur ein Instrument einzelstaatlicher Finanzpolitik ist, werden wir für berechtigte Beschwerden niemals volle Abhilfe erlangen, mag an der Spitze des Eisenbahnministeriums stehen, wer will. Die Verwaltung wird immer nur „Unternehmer" im großen Stil sein. Herr v. Thielen ist es vielleicht noch etwas mehr gewesen, als unmittelbar nötig. Sozialpolitische Anschauungen waren nicht seine starke Seite, sie hätten das mühsam geordnete Räderwerk des großen Betriebes stören können. Darum ist er in den politischen Tageskämpfen und gegenüber manchen unerfüllten Wünschen oft härter beurteilt worden, als er es verdiente. Bei Abwägung seines gesamten Wirkens bleibt die Schale der Verdienste immer noch reichlich gefüllt. Ueber seinen Nachfolger zu urteilen, wird natürlich verfrüht sein. Nur das mag Erwähnung finden, daß er durch seine langjährige und erfolgreiche Thätigkeit in der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes eine Qualifikation erworben hat, die ihn nach der technischen Seite hin von vornherein als eine berufene Persönlichkeit erscheinen läßt. Wie er sich mit der volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Seite seines Amtes abfinden wird, muß die Zukunft lehren.

Der Wechsel im Eisenbahnministerium hat durch eine sehr natürliche Ideenverbindung auch die Frage der Kanalvorlage eine Zeit lang wieder in den Vordergrund gestellt. Es ist aber schwerlich schon an der Zeit, gegenwärtig über diese schwierige Streitfrage Betrachtungen anzustellen. Wir wissen nur soviel: kommen wird die Vorlage, aber in welcher Gestalt und zu welchem Zeitpunkte, das ist eine Frage, die immerhin noch in einiger Ferne liegt. Es wird später noch genug darüber zu sagen sein.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Die „unsichtbare Ausfuhr". — Zu den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland. — Wann wird die Bagdadbahn gebaut? — Englische Anklagen gegen die Regierung des Kongostaates.

Kein zweites Reich hat eine anscheinend so ungünstige Handelsbilanz aufzuweisen, wie Großbritannien. Seit Jahrzehnten ist seine Einfuhr größer als seine Ausfuhr. Im Jahre 1900 hatte die Mehreinfuhr einen Wert von 3370 Mill. M. England muß dieses Defizit der Handelsbilanz auf anderem Wege als durch Lieferung von Waren ausgleichen und zahlt durch Gewinne und Forderungen, die in der Handelsbilanz nicht zum Ausdruck kommen. Sir Robert Giffen hat diese Einkünfte die „unsichtbare Ausfuhr" Englands genannt. Mehrfach sind Schätzungen dieser unsichtbaren Ausfuhr gemacht worden. Percy Rudolf Broemel zerlegte sie in seiner „Geschichte des englischen Handels" (London 1899) in folgende Posten:

Gewinn an Schiffsfrachten	1600	Mill. M.
Zinsen des im Auslande angelegten Kapitals in Höhe von 40 000 Mill. M. zu 4½ Proz.	1800	„ „
Ungebuchter Verkauf von Schiffen	140	„ „
10 Proz. Gewinn auf die Ausfuhr (1900) von 7090 Mill. M.	709	„ „
Bank- und andere Kommissionen	360	„ „
Pensionen an frühere, jetzt in England ansässige anglo-indische Beamte einschließlich der Geldsendungen in Indien lebender Engländer	300	„ „
Insgesamt	4909	Mill. M.

Das Defizit der englischen Handelsbilanz in Höhe von 3370 Mill. M. wird durch die Zahlungsbilanz nicht nur gedeckt, sondern es ergiebt sich auch noch ein beträchtlicher Ueberschuß, der als eine Bereicherung des englischen Volksvermögens anzusehen ist.

Erstaunlich günstig stellt sich die nämliche Rechnung für Deutschland. Im Jahre 1901 wurde die deutsche Einfuhr auf 5421, die deutsche Ausfuhr auf 4531 Mill. M. bewertet. Das Defizit der deutschen Handelsbilanz betrug demnach 890 Mill. M. Gedeckt wird es durch Deutschlands „unsichtbare Ausfuhr", die nach ziemlich übereinstimmenden Annahmen aus folgenden Posten besteht:

Schiffsfrachten	200	Mill. M.
Zinsen des im Auslande angelegten deutschen Kapitals von insgesamt 20 000 Mill. M.	900	„ „
10 Proz. Gewinn an 4531 Mill. M. Ausfuhr	453	„ „
Insgesamt	1553	Mill. M.

Wie England, so hebt auch Deutschland durch seine Gewinne und Forderungen an das Ausland nicht nur das Defizit seiner Handelsbilanz, sondern erzielt darüber hinaus noch einen erheblichen Ueberschuß, um den sich das deutsche Volksvermögen internationalen Handelsverkehr bereichert.

Im einzelnen erleiden die angegebenen Zahlen kleine Abänderungen. Der Ertrag der englischen Hochseefischerei in Höhe von 190 Mill. M. kann nicht eigentlich als [illegible] Einfuhr angesehen werden. Dagegen sind die Ausgaben englischer Vergnügungsreisender im Auslande sehr beträchtliche. In Bezug auf Deutschland dürften die Einnahmen aus dem Verkehr fremder Reisender so ziemlich ausgeglichen werden durch die Ausgaben deutscher Reisender im Auslande. Im großen und ganzen erscheinen die angegebenen Zahlen etwas sehr optimistisch. Der Gewinn an der Ausfuhr ist wohl etwas zu hoch gegriffen, wenn man erwägt, daß gewisse Kartelle an das Ausland zu billigeren Preisen verkaufen, als sie Deutsche verkaufen, und daß einzelne Ausfuhrindustrien Hungerlöhne zahlen. Auch die namhaften Kapitalanlagen im Auslande sind nicht selten [illegible] beeinträchtigend gewesen. Die argentinischen, griechischen und portugiesischen Papiere in deutschen Volksvermögen mindestens 1 Milliarde M. eingebüßt.

In seiner Begründung des Zolltarifentwurfs erklärte Graf Posadowsky [illegible] sage am 3. Dezember 1901 es für einen wirtschaftlichen Grundirrtum, aus der [illegible] Handelsbilanz einen Index ungünstige Schlüsse zu ziehen auf dessen wirtschaftliche Lage. Deutschlands passive Handelsbilanz ist nur der Beweis dafür, „daß wir größeren wirtschaftlichen und industriellen Reichtum, durch größeren Fleiß [illegible] fremde Nationen zu wertvolle, ausfuhrfähige Fabrikate zu verwandeln.“ Posadowsky erblickt in einer passiven Handelsbilanz nicht ein Zeichen wirtschaftlichen Niedergangs. Aber man muß zu der Lage sein, so sagte er hinzu, die passive Handelsbilanz zu begleichen, muß auch im Stande sein mit einer entsprechend passiven Handelsbilanz auszukommen. Wenn nun, so führt Graf Posadowsky fort, die fremden Staaten zu erster Linie die wirtschaftspolitischen Maßregeln, einführen, durch vollkommen prohibitive Zölle immer mehr abgeschlossen gegen die Einfuhr deutscher Fabrikate, wenn die Schranken immer mehr gesteigert werden, wenn es dem deutschen Kapital immer schwerer gemacht wird im Auslande gewinnbringende Anlagen zu finden, dann folgt daraus mit zwingender Logik die Notwendigkeit einer Aenderung und Spezialisierung des deutschen Zolltarifs im Interesse der deutschen Ausfuhrindustrie und behufs möglichster Herstellung günstiger Handelsverträge. Einige alle Staaten verfolgen diese Handelspolitik mit Erfolg und nur dem größten Erfolg der nordamerikanischen Union. Das Deutsche Reich muß und kann nicht auf den Abschluß neuer Handelsverträge verzichten, es muß vielmehr neue Handelsverträge von jeder Basis abschließen. Als einer der Wege erscheint es zu solchen Handelsverträgen, die mit dem natürlichen Interessen verbunden sind. Das ist das Ziel, das der Reichskanzler im Auge gehabt hat und hoffentlich erreichen wird.

* * *

Bevor wir [illegible] wollen wir zu Anfang einer Betrachtung, in der wir [illegible] und zum [illegible] Handelsbeziehungen zwischen [illegible] Frankreich und Deutschland nach dem [illegible]

deutsch-österreichischen Postvereins im wirtschaftlichen und kommerziellen Interesse der beiden Nachbarreiche. Auf Grund einer Umfrage hatte gleichzeitig die in Amsterdam erscheinende „Deutsche Wochenschrift in den Niederlanden" ermittelt, daß die meisten Vertreter des Großhandels das Zustandekommen eines deutsch-niederländischen Postvereins wünschen, während viele Vertreter des Kleinhandels aus wirtschaftlichen Gründen solchem Vereine keine Sympathieen entgegenbringen. Für die Zweckmäßigkeit eines solchen Postvereins spricht die Thatsache, daß in den deutsch-holländischen Grenzorten Emmerich, Arnheim, Venloo u. s. w. Privatbrief- und Packetvermittelungsgeschäfte entstanden sind, um den Austausch namentlich von Drucksachen und Packeten zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einerseits und Holland andererseits unter Ersparung der hohen Weltpostvereinssätze billiger zu besorgen. In vielen Fällen sind die deutschen und holländischen Inlandsätze zusammen immer noch billiger als die Weltpostvereinssätze. Wo der Nachbarverkehr zwischen zwei Nationen hoch entwickelt ist, fühlt er sich durch den Weltpostverein zu sehr belastet und wird gehemmt. In Holland hegt man aber noch allerlei, zunächst finanzielle Bedenken gegen einen Postverein mit dem Deutschen Reiche. Auch scheint man in Amsterdam zu befürchten, daß der Postverein nur ein erster Schritt sein würde zu einer engeren Angliederung an Deutschland, zu einer Zolleinigung und schließlich zu einem Schutz- und Trutzbündnis unter halbem oder ganzem Verlust der Selbständigkeit. Als Anfang Juli in der Schweiz die Schaffung eines ähnlichen Postvereins mit Deutschland angeregt wurde, anerkannte zwar der Berner „Bund", daß dies verkehrspolitisch sehr erwünscht wäre, sprach aber ebenfalls die Befürchtung aus, daß eine derartige Vereinigung für die schweizerische Unabhängigkeit der Anfang vom Ende werden könnte. Mindestens sei als Folge eines deutsch-schweizerischen Postvereins eine Entfremdung der Schweiz gegenüber Frankreich und Italien zu besorgen. Daß diese letztere Besorgnis nicht begründet ist, zeigt der von keiner Seite angefeindete Bestand des deutsch-österreichisch-ungarischen Postvereins. Für die deutsche Reichsregierung besteht keine Veranlassung, in dieser Angelegenheit gegenüber den Niederlanden vor der Schweiz den ersten Schritt zu thun. Postvereine, wie die geplanten, würden den kleineren Staaten verhältnismäßig größere Vorteile bringen als dem Deutschen Reiche, und schon aus diesem Grunde mag ihnen die Initiative überlassen werden.

Inzwischen haben in England verschiedene Stimmen versucht, erneutes Mißtrauen Holland gegen das Deutsche Reich zu erwecken. Selbst ein sonst ruhiger Politiker wie Archibald R. Colquhoun kann es in seinem Buche „The Mastery of the Pacific" (London 1902) nicht unterlassen, dem Deutschen Reiche Annexionsgelüste zu unterstellen. Deutschland, so sagt er in dem Abschnitt über die Deutschen und ihre Kolonialmethode, werfe begehrliche Blicke in der Richtung auf Holländisch-Indien. Es sei ein offenes Geheimnis, daß Deutschland beabsichtige, früher oder später den kleinen Nachbar in Europa zu verschlucken. Aber die Holländer würden sich trotz des deutschen Prinzen, der die Königin geheiratet, nicht so leicht verschlucken lassen. Anders stehe es jedoch mit den holländischen Kolonieen, und Colquhoun glaubt angeblich oder wirklich an die Entstehung eines großen Germaniens im Stillen Meer.

Ende Mai behauptete die „Morning Post", Deutschlands Kolonialhunger sei noch nicht gesättigt, und warnte besonders Holland davor mit der Versicherung, der holländische

Wie England, so deckt auch Deutschland durch seine Gewinne und Forderungen an das Ausland nicht nur das Defizit seiner Handelsbilanz, sondern erzielt darüber hinaus noch einen ansehnlichen Ueberschuß, um den sich das deutsche Volksvermögen im internationalen Handelsverkehr bereichert.

Im einzelnen erleiden die angegebenen Zahlen kleine Abänderungen. Der Ertrag der englischen Hochseefischerei in Höhe von 190 Mill. M. kann nicht eigentlich als fremde Einfuhr angesehen werden. Dagegen sind die Ausgaben englischer Vergnügungsreisender im Auslande sehr beträchtliche. In Bezug auf Deutschland dürften die Einnahmen aus dem Verkehr fremder Reisender so ziemlich ausgeglichen werden durch die Ausgaben deutscher Reisender im Auslande. Im großen und ganzen erscheinen die angegebenen Zahlen etwas sehr optimistisch. Der Gewinn an der Ausfuhr ist wohl etwas zu hoch gegriffen, wenn man erwägt, daß gewisse Kartelle an das Ausland zu billigeren Preisen, vielleicht gar mit Verlust verkaufen, und daß einzelne Ausfuhrindustrieen Hungerlöhne zahlen. Auch die nationalen Kapitalsanlagen im Auslande sind nicht selten sehr verlustbringend gewesen. An argentinischen, griechischen und portugiesischen Papieren hat das deutsche Volksvermögen mindestens 1 Milliarde M. eingebüßt.

In seiner Begründung des Zolltarifentwurfs erklärte Graf Posadowsky im Reichstage am 3. Dezember 1901 es für einen wirtschaftlichen Grundirrtum, aus der passiven Handelsbilanz eines Landes ungünstige Schlüsse zu ziehen auf dessen wirtschaftliche Lage. Deutschlands passive Handelsbilanz sei nur der Beweis dafür, „daß wir durch größere wirtschaftliche und intellektuelle Regsamkeit, durch größeren Fleiß verstehen, fremde Rohstoffe in wertvolle, ausfuhrfähige Fabrikate zu verwandeln.“ Graf Posadowsky erblickt in einer passiven Handelsbilanz nicht ein Zeichen wirtschaftlichen Niederganges. Aber man muß in der Lage sein, so fügte er hinzu, die passive Handelsbilanz zu bezahlen, sonst wird ein Staat mit einer fortgesetzt passiven Handelsbilanz schließlich ausgepowert. Wenn nun, so fährt Graf Posadowsky fort, die fremden Staaten, in erster Reihe die meistbegünstigten, anfangen, durch vollkommen prohibitive Zölle sich immer mehr abzuschließen gegen die Einfuhr deutscher Fabrikate, wenn die Schiffsfrachten immer mehr zurückgehen, wenn es dem deutschen Kapital immer schwerer gemacht wird, im Auslande gewinnbringende Anlagen zu suchen, dann folgt daraus mit unerbittlicher Logik die Notwendigkeit einer Revidierung und Spezialisierung des deutschen Zolltarifs im Interesse der deutschen Ausfuhrindustrie und behufs möglichster Zurückdrängung der fremden Einfuhr. Nahezu alle Staaten verfolgen diese Handelspolitik, am rücksichtslosesten und mit dem größten Erfolg die nordamerikanische Union. Das Deutsche Reich will und kann nicht auf den Abschluß neuer Handelsverträge verzichten, es kann und will ebenso wenig Handelsverträge um jeden Preis abschließen. Als einer der besten Käufer der Welt erstrebt es vielmehr Handelsverträge, die mit dem notwendigen Schutz seiner nationalen Interessen vereinbar sind. Das ist das Ziel, das die Reichsregierung ins Auge gefaßt hat und hoffentlich erreichen wird.

* * *

Anfang Juni erklärte sich in Utrecht eine Versammlung, in der acht holländische und zehn rheinisch-westfälische Handelskammern vertreten waren, für den Abschluß eines Postvereins zwischen Holland und Deutschland nach dem Muster des

deutsch-österreichischen Postvereins im wirtschaftlichen und kommerziellen Interesse der beiden Nachbarreiche. Auf Grund einer Umfrage hatte gleichzeitig die in Amsterdam erscheinende „Deutsche Wochenschrift in den Niederlanden" ermittelt, daß die meisten Vertreter des Großhandels das Zustandekommen eines deutsch-niederländischen Postvereins wünschen, während viele Vertreter des Kleinhandels aus wirtschaftlichen Gründen solchem Vereine keine Sympathieen entgegenbringen. Für die Zweckmäßigkeit eines solchen Postvereins spricht die Thatsache, daß in den deutsch-holländischen Grenzorten Emmerich, Arnheim, Venloo u. s. w. Privatbrief- und Packetvermittelungsgeschäfte entstanden sind, um den Austausch namentlich von Drucksachen und Packeten zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einerseits und Holland andererseits unter Ersparung der hohen Weltpostvereinssätze billiger zu besorgen. In vielen Fällen sind die deutschen und holländischen Inlandsätze zusammen immer noch billiger als die Weltpostvereinssätze. Wo der Nachbarverkehr zwischen zwei Nationen hoch entwickelt ist, fühlt er sich durch den Weltpostverein zu sehr belastet und wird gehemmt. In Holland hegt man aber noch allerlei, zunächst finanzielle Bedenken gegen einen Postverein mit dem Deutschen Reiche. Auch scheint man in Amsterdam zu befürchten, daß der Postverein nur ein erster Schritt sein würde zu einer engeren Angliederung an Deutschland, zu einer Zolleinigung und schließlich zu einem Schutz- und Trutzbündnis unter halbem oder ganzem Verlust der Selbständigkeit. Als Anfang Juli in der Schweiz die Schaffung eines ähnlichen Postvereins mit Deutschland angeregt wurde, anerkannte zwar der Berner „Bund", daß dies verkehrspolitisch sehr erwünscht wäre, sprach aber ebenfalls die Befürchtung aus, daß eine derartige Vereinigung für die schweizerische Unabhängigkeit der Anfang vom Ende werden könnte. Mindestens sei als Folge eines deutsch-schweizerischen Postvereins eine Entfremdung der Schweiz gegenüber Frankreich und Italien zu besorgen. Daß diese letztere Besorgnis nicht begründet ist, zeigt der von keiner Seite angefeindete Bestand des deutsch-österreichisch-ungarischen Postvereins. Für die deutsche Reichsregierung besteht keine Veranlassung, in dieser Angelegenheit gegenüber den Niederlanden oder der Schweiz den ersten Schritt zu thun. Postvereine, wie die geplanten, würden den kleineren Staaten verhältnismäßig größere Vorteile bringen als dem Deutschen Reiche, und schon aus diesem Grunde mag ihnen die Initiative überlassen werden.

Inzwischen haben in England verschiedene Stimmen versucht, erneutes Mißtrauen in Holland gegen das Deutsche Reich zu erwecken. Selbst ein sonst ruhiger Politiker wie Archibald R. Colquhoun kann es in seinem Buche „The Mastery of the Pacific" (London 1902) nicht unterlassen, dem Deutschen Reiche Annexionsgelüste zu unterstellen. Deutschland, so sagt er in dem Abschnitt über die Deutschen und ihre Kolonialmethode, werfe begehrliche Blicke in der Richtung auf Holländisch-Indien. Es sei ein offenes Geheimnis, daß Deutschland beabsichtige, früher oder später den kleinen Nachbar in Europa zu verschlucken. Aber die Holländer würden sich trotz des deutschen Prinzen, der ihre Königin geheiratet, nicht so leicht verschlucken lassen. Anders stehe es jedoch mit den holländischen Kolonieen, und Colquhoun glaubt angeblich oder wirklich an die Entstehung eines großen Germaniens im Stillen Meer.

Ende Mai behauptete die „Morning Post", Deutschlands Kolonialhunger sei noch nicht gesättigt, und warnte besonders Holland davor mit der Versicherung, der holländische

Kolonialbesitz werde in Berlin mit gierigen Blicken betrachtet. Man wird in Holland schwerlich vergessen haben, welche Macht es war, die einst großen holländischen Kolonialbesitz gewaltsam an sich riß. Wenn diesem wirklich Gefahren drohen, so steigen sie nicht von deutscher Seite auf. Im Banne des industrialistischen Geistes, wie er in Nordamerika zur Herrschaft gelangt ist, hat sich in der „Singapore Straits-Times" ein Nordamerikaner Namens Barbour Lathrop sehr abfällig über die niederländische Regierung ausgesprochen, weil sie fremden Unternehmern in ihren Kolonieen jede Konzessionierung untersagt, nichtholländischen Persönlichkeiten sogar den Zutritt zu gewissen Gegenden verweigert. Wie uns ein Deutscher, der zwanzig Jahre in den niederländischen Kolonieen gelebt hat, mitteilt, darf daselbst niemand, auch kein Holländer, Grund und Boden zu Eigentum erwerben. Nur Pachtungen sind zulässig. Pachtverträge darf nur abschließen, wer in Holland oder dessen Kolonieen wohnt, angeblich aus steuerpolitischen Gründen. Thatsächlich sind die reichen Schätze von Niederländisch-Indien noch bei weitem nicht gehoben. Kaum ¼ Prozent der Fläche des ganzen Archipels ist bergmännisch untersucht worden. Professor Dr. Anton von der Universität Jena, der Holländisch-Ostindien besuchte, empfing dort, wie er in seiner Schrift „Ein Zollbündnis mit den Niederlanden" (Dresden 1902) mitteilt, den Eindruck, als sei dort ein ungeheurer Reservefonds für die Kapitalskraft und den Unternehmungsgeist kommender Geschlechter wie für die Ausdehnung der zahlreichen und stark anwachsenden Eingeborenen aufgespeichert. Was aber der nordamerikanische Politiker als grundsätzliche Forderung aufstellt, läßt sich mit den Gesetzen der europäischen Kultur und Politik nicht vereinbaren. Wenn ermittelt worden ist, daß in einem Lande wertvolle Mineralien, Kohle u. s. w. vorhanden sind, so müssen sie nach der Auffassung des genannten Amerikaners auch ausgebeutet werden. Schreitet die Staatsgewalt, die über das fragliche Land verfügt, nicht selbst zu einer Ausbeutung dieser Schätze und überläßt sie die Ausbeutung auch keinem anderen, so soll sie wenn nötig mit Waffengewalt dazu angehalten werden. Begreiflicherweise haben diese Ausführungen in Holland wie in Niederländisch-Indien großes Unbehagen hervorgerufen, und einige Blätter blicken infolge des raschen Aufsteigens der nordamerikanischen Union und ihrer Macht wieder nach Deutschland. Nicht Deutschland ist der Feind, den wir zu fürchten haben, äußerte ein niederländisch-indisches Blatt, sondern die Vereinigung England, Japan und die nordamerikanische Union. Bisher neigten die führenden Kreise in Holland zu der Auffassung, daß ein in jeder Hinsicht selbständiges Holland in der Eifersucht der Mächte eine größere Bürgschaft seiner Selbständigkeit besitze, als wenn es sich mit einer dieser Mächte verbände. Von diesem Standpunkt aus verhielt man sich denn auch ablehnend gegen eine Zolleinigung mit dem Deutschen Reiche, obwohl sie den wirtschaftlichen Interessen beider Teile entsprechen würde. Immerhin ist es möglich, daß die Bedenken der Holländer gegen die Zolleinigung mit Deutschland verdrängt werden, wenn einmal die nordamerikanische Gefahr stärker hervortritt und nicht nur die wirtschaftlichen Interessen der holländischen Häfen, sondern auch ihren Kolonialbesitz im Stillen Meer bedroht. Bei welcher Politik Holland am sichersten seine Unabhängigkeit bewahren, seine Stellung befestigen und die nötige Kraft zum Schutze seiner Kolonieen gewinnen kann — darüber müssen sich die Meinungen noch klären.

Zu dem Berichterstatter eines Berliner Lokalblattes soll der holländische Minister-

präsident geäußert haben, daß Holland, wenn es sich an Deutschland angliedern sollte, Gefahr laufe, ein zweites Irland zu werden. Diese Aeußerung ist inzwischen in Abrede gestellt worden. Zutreffend wäre sie ohnehin nicht im entferntesten gewesen. Das Deutsche Reich hat einen ausgesprochenen föderativen Charakter und wird ihn in absehbarer Zeit nicht verlieren. Niemals ist auch nur mit einer Silbe die Rede davon gewesen, daß Holland eine preußische Provinz werden solle. Es wird nicht schwer sein, eine geeignete Form der Angliederung zu finden. Luxemburg wäre ein Vorbild; in Kuba wie in den Philippinen sucht Nordamerika nach einer neuen zweckmäßigen Form der Angliederung. In der Thatsache, daß Preußen-Deutschland keine freie Verfügung über den Rhein hat, wird man nirgends einen günstigen und dauernden Zustand erblicken können, und doch würde es Deutschland nicht einfallen, an eine Vergewaltigung zu denken. Wenn Frankreich sich in ähnlicher Lage gegenüber Luxemburg befunden hätte wie Deutschland, so würde Luxemburg längst ein französisches Departement geworden sein. Auch gegenüber Spanien ist deutscherseits wegen der Karolinen eine Rücksicht geübt worden, wie sie keine zweite Macht bekundet haben würde.

Inzwischen hat durch den Abschluß des deutsch-holländischen Kabelübereinkommens eine Annäherung Hollands an Deutschland stattgefunden, die zugleich eine Abwendung Hollands von England bedeutet. Nach diesem Uebereinkommen wird in Köln eine deutsch-niederländische Kabelgesellschaft begründet mit dem Recht, von Guam (Marianen), einer Station des künftigen nordamerikanischen Kabels durch das Stille Meer, über die deutschen Karolinen- und Palau-Inseln ein Kabel nach Menado an der Nordspitze von Celebes zu legen und von der deutschen Inselgruppe aus ein weiteres Kabel nach Schanghai, das mit Tsingtau bereits durch ein deutsches Kabel verbunden ist. Von Menado stellt die niederländische Regierung den Anschluß an das niederländisch-indische Kabelnetz her. Die neue Gesellschaft erhält von Deutschland 1,4 Millionen und von Holland 375 000 M. Jahreszuschuß und steht unter der Aufsicht beider Staaten. Sind diese Kabel gelegt und ist auch das nordamerikanische Kabel durch das Stille Meer von San Franzisko über die Hawai-Inseln nach den Philippinen fertiggestellt, dann können die beiden Staaten im Verkehr mit ihren Besitzungen auf das englische Kabel verzichten und zwei neue konkurrierende Verbindungen benutzen, einmal die Leitungen über Nordamerika und das Stille Meer und sodann den sibirischen Ueberlandtelegraphen mit seinen Kabelanschlüssen. Das deutsch-holländische Uebereinkommen schafft, indem es sich an das nordamerikanische Kabel anlehnt, auch eine unter Umständen bedeutungsvolle Interessengemeinschaft zwischen dem Deutschen Reiche und der nordamerikanischen Union.

* * *

In der diesjährigen Generalversammlung der Anatolischen Eisenbahngesellschaft machte der Vorsitzende, Direktor Gwinner von der Deutschen Bank, die Mitteilung, daß die Ausführung der Bagdadbahn noch in weitem Felde liegt. Nach dem Geschäftsbericht der Anatolischen Eisenbahngesellschaft für 1901 kann mit dem Bau der Bagdadbahn erst begonnen werden, wenn für die von der türkischen Regierung bewilligte Kilometergarantie ausreichende Unterpfänder beigestellt worden sind. Wie erinnerlich wurde Mitte Januar zwischen der türkischen Regierung und der Anatolischen Eisenbahngesellschaft ein Vertrag abgeschlossen. Darin verpflichtet sich die türkische Regierung, für

die Bagdadbahn, die von einer eigenen Gesellschaft gebaut und betrieben werden soll, eine Bürgschaft von 16 500 Frcs. jährlich vom Kilometer zu gewähren, also der Gesellschaft zuzuzahlen, was sie weniger als 16 500 Frcs. jährlich vom Kilometer einnimmt. Diese Bürgschaft ist sehr erheblich, da die Kilometereinnahmen der Bagdadbahn im ersten Jahrzehnt nur auf 4000 M. jährlich veranschlagt werden. Die türkische Regierung würde somit für den Betrieb jährlich 12 500 Frcs. für den Kilometer beizusteuern haben, nach Vollendung der 2000 km langen Bahn insgesamt 30 Mill. Frcs. jährlich. Ohne diese Zuschüsse würde die Bagdadbahn von der Gruppe unter deutscher Führung, die die Konzession erhalten hat, nicht gebaut werden. An dieser Stelle ist bereits ausgeführt worden, daß ausreichende Unterpfänder für die pünktliche Zahlung dieser Zuschüsse von Seite der Türkei nicht zu beschaffen sind, da alle verfügbaren Einnahmequellen entweder bereits verpfändet wurden oder von der Türkei dringend benötigt werden. Inzwischen hat sich nun aber die Möglichkeit eröffnet, daß einige der verpfändeten Einnahmequellen frei werden. Der französische Finanzpolitiker Rouvier hatte einen Unifizierungsplan für die türkische Staatsschuld ausgearbeitet, er betreibt dessen Verwirklichung noch jetzt als französischer Finanzminister und es scheint, daß dieser Entwurf unter Zustimmung der Gläubiger vom Sultan zum Gesetz erhoben werden wird. In diesem Falle würde die türkische Regierung zunächst, was ihr das Wichtigste ist, eine neue größere Anleihe erlangen, zugleich aber auch die freie Verfügung über einige z. B. noch verpfändete Einnahmequellen. Rouvier hat seinen Plan offenbar im Auftrage jener französischen Kapitalistenkreise betrieben, die sich mit der deutschen Bank zum Bau der Bagdadbahn verbunden haben. Allein die frei werdenden Einnahmequellen werden nicht entfernt ausreichen, um die Kilometergarantie für die ganze Bagdadbahn sicher zu stellen. Günstigstenfalls wird der Bau nur in Angriff genommen und auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke fertiggestellt werden können. Angesichts dieser Lage haben die beteiligten Berliner Finanzkreise selbst zugestanden, daß der Bau der Bagdadbahn noch in weitem Felde liegt, und hiermit eine Illussion zerstört, die von einer übereifrigen Tagespresse hervorgerufen wurde. Selbst formell ist die Bagdadbahn noch nicht endgültig vereinbart, da der Vertrag zwar durch Irade des Sultans, d. h. durch dessen Willensmeinung bestätigt, aber noch nicht durch das endgültige Abschlußdokument, durch den feierlichen Ferman des Sultans, vollzogen wurde.

Inzwischen starb in Konstantinopel am 16. Mai in dem hohen Alter von nahezu 82 Jahren der Mann, der zuerst einen bis ins Einzelne gehenden Entwurf des vorderasiatischen Eisenbahnnetzes auf Grund unmittelbarer Studien veröffentlichte, Wilhelm von Pressel, ein geborener Schwabe, der Nestor des deutschen Eisenbahnwesens, der an dem Ausbau der württembergischen, schweizerischen und österreichischen Bahnen hervorragend beteiligt war, der die Eisenbahnen der europäischen Türkei tracierte und Anfang 1872 vom Sultan als Generaldirektor der türkischen Eisenbahnen in Kleinasien nach Konstantinopel berufen wurde. Damals entwarf Pressel auf Grund ernster Vorarbeiten ein Eisenbahnnetz für die asiatische Türkei in einer Gesamtlänge von 5000 km. Später hat Pressel eine Reihe wertvoller Denkschriften verfaßt, u. a. über den „Wiederaufbau von Anatolien durch Belebung und Organisation der nationalen Arbeit" (abgedruckt in den „Beiträgen zur Kenntnis der Levante" von Loehnis, Leipzig 1882),

ferner über die Fortschritte der Engländer in der wirtschaftlichen Eroberung der Balkan- und Donauländer, über Deutschlands Interessen in der Orientfrage" (nur in wenigen Exemplaren gedruckt) 2c. Pressel war von Anfang an für die schmalspurige Anlage des ganzen Netzes eingetreten und hat seine Vorschläge zuletzt in der Schrift „Les Chemins de Fer en Turquie d'Asie" (Zürich 1902) zusammengefaßt; sie gipfeln in der Schaffung eines schmalspurigen vorderasiatischen Eisenbahnnetzes bis zum persischen Meerbusen und sind für die Türkei finanziell und wirtschaftlich ungleich günstiger als das Bagdadbahnprojekt, das zwar militärisch sehr wichtig ist, wirtschaftlich aber zunächst doch den Engländern zu gute kommen würde. Pressel war es auch, der zuerst deutsche Finanzkreise für die vorderasiatischen Bahnen zu interessieren wußte, der sie darüber auf das genaueste unterrichtete, schließlich aber von ihnen rücksichtslos beiseite geschoben wurde, nachdem sie ihn ausgenutzt hatten. Kennzeichnend für den Einfluß, den die Hochfinanz ausübte, war die erstaunliche Thatsache, daß die offiziösen Telegraphenbureaus es unterließen oder unterlassen mußten, den Tod eines so verdienten deutschen Mannes, wie es Wilhelm von Pressel war, zu melden, während sie sehr redselig sind, wenn irgend ein untergeordneter Agent der Hochfinanz vom Sultan empfangen wird oder einen Orden erhält. Wer das Wohlwollen der Hochfinanz verloren hat und ihre Interessen bekämpft, wird in des Wortes verwegenster Bedeutung totgeschwiegen.

* * *

Nach der Kongo-Akte von 1885 soll im Kongostaat der Handel aller Nationen vollständige Freiheit genießen und die Verleihung von Monopolen oder Privilegien, die sich auf den Handel beziehen, nicht zulässig sein. Anfangs suchte die Regierung des Kongostaates sich diesen Grundsätzen anzupassen, hatte aber schon Mitte 1885 alles herrenlose Land für Staatseigentum erklärt. So wurde der Staat alleiniger Inhaber des weitaus größten Teils seines Gebietes und besitzt thatsächlich ein Bodenmonopol, da er ein Drittel des Landes als unveräußerliche Staatsdomäne erklärt hat, für ein zweites Drittel keine Verkaufspreise veröffentlicht und im übrigen alle Kaufgesuche ablehnt. Im Jahre 1901 hat die Kongoregierung für Verkäufe, Pachten und Baumfällen nur 70 000 Frcs. vereinnahmt. Nach 1891 war sie bemüht, sich auch die Domanialerzeugung besonders in Kautschuk und Elfenbein zu sichern und erließ entsprechende Anweisungen. In zwei Dritteilen des ganzen Kongostaates können Kautschuk und alle übrigen Landeserzeugnisse nur vom Staate selbst gewonnen und in den Handel gebracht werden. Auch den Handel mit Elfenbein suchte der Staat für sich zu monopolisieren. Im Jahre 1899 wurden aus dem Kongostaat an Kautschuk und Elfenbein für 32,5 Mill. Frcs. ausgeführt, davon für 19,1 Mill. Frcs. auf Rechnung der Regierung. Auf seinem Grundbesitz betreibt der Staat die Landwirtschaft unter Verwendung von Zwangsarbeit der Eingeborenen. Beamte wie Häuptlinge sind an den Wirtschaftsergebnissen durch Prämien interessiert. Konzessionen für Handelsunternehmungen sind sehr schwer zu erlangen, darüber entscheidet der Staatsrat, der selbst Handel treibt. Zumeist werden Konzessionen nur noch unter Ausbedingung eines sehr hohen Gewinnanteils gewährt.

In einer Schrift „Die „Kongo-Akte und der Freihandel" (Berlin 1902) hat Christian von Bornhaupt die Anklagen gegen die Regierung des Kongostaates zusammengefaßt. Er sei eine Handelsgesellschaft großen Stils geworden, habe das ganze

Geschäft an sich gerissen und da er mit Hülfe von Zwangsarbeit und Frachtvergünstigungen weit billiger als die Privatkonkurrenz erzeugt und verfrachtet, so sei den Angehörigen der anderen Völker jede Handelsthätigkeit unmöglich gemacht worden. Anscheinend haben die leitenden Kreise des Kongostaates, der anfangs keine besonderen Aussichten zu bieten schien, hohe Gewinne eingestrichen. In der kurzen Zeit von 1890 bis 1902 erhöhte der Kongostaat seine Einnahmen von 3 auf nahezu 29 Mill. Frcs., so daß sie die Ausgaben nahezu decken. Nach englischen Quellen soll König Leopold zeitweilig mehr als 28 Mill. Frcs. an die Kongounternehmungen gewandt, aber schließlich daraus einen Gewinn gezogen haben, der das Doppelte des angegebenen Betrages bei weitem übersteigt. Ungeheuerlich waren im übrigen die Agiotage und Kurstreibereien, die an der Brüsseler Börse in Kongo- und Kolonialpapieren Jahre hindurch verübt wurden.

Vorläufig hat die Kongoregierung von Brüssel aus versichern lassen, daß sie den Grundsatz des Freihandels und des freien Ansiedlungsrechtes für alle Nationen durchaus nicht verletzt habe. Das Recht der freien Ansiedlung dürfe jedoch nicht das Besitzrecht der Regierung auf alle noch freiliegenden Ländereien aufheben. Deshalb beanspruche die Regierung das Recht, den Verkauf der Ländereien an Private und Gesellschaften an bestimmte Bedingungen zu knüpfen. Wollte man der Regierung ein solches Recht bestreiten, so würde die vollständige Anarchie eintreten. Die Kongoregierung bestätigt sonach im wesentlichen die erhobenen Klagen über ihr Bodenmonopol. Und auch im übrigen dürften die Beschwerden über die Kongoregierung den Thatsachen entsprechen. Indessen giebt ein Umstand zu denken. Alle die Angaben über den Kongostaat sind englischer Herkunft, und die Agitation gegen die Regierung des Kongostaates geht von England aus. Möglicherweise hegt man in England irgendwelche Hinterabsichten auf den Kongostaat und möchte die Deutschen voranschicken, damit sie die Kastanien aus dem Feuer holen. Frankreich zeigt sich zurückhaltend, es besitzt bekanntlich ein Vorkaufsrecht auf den Kongostaat, falls er nicht von Belgien als Kolonie übernommen wird. So erscheint es nicht zweckmäßig, in die Agitation gegen die Kongoregierung einzutreten, bevor man nicht in Deutschland Kenntnis erlangt hat über die eigentlichen Gründe, die in England diese Agitation hervorgerufen haben. Es wäre keine glückliche Politik, wenn auf Andrängen Deutschlands eine Revision der Kongo-Akte unternommen würde, die ganz überwiegend, wenn nicht ausschließlich, englischen Interessen zu gute käme. Durch die Unterdrückung der Elfenbeinausfuhr aus dem oberen Kongogebiet über Ostafrika wurden die Interessen dieses deutschen Schutzgebietes allerdings nicht unerheblich geschädigt. Auch die Bahnbauten in jener Gegend werden die Entwickelung der deutschen Kolonie nicht fördern. Aber man sollte sich in Deutschland darüber nicht gleich erhitzen. Eine andere Regierung würde in diesen Verhältnissen keine Wandlung bewirken können. Der Kongostaat ist immerhin noch ein weniger unbequemer Nachbar als irgend eine der englischen Kolonialregierungen in Afrika, die noch immer den Standpunkt nicht aufgeben können, daß ihnen unveräußerliche Vorrechte auf den Besitz und die Ausbeutung des dunklen Weltteiles zustehen.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

XI.

Wilhelm von Polenz, Wurzellocker. — Hans Land, Sünden. — Anna Ritter, Margherita. — August Sperl, So war's. — Karl Bleibtreu, Aspern.

Wilhelm von Polenz ist ein Sachse, wie es Karl Immermann war. Die beiden Dichter treffen sich in vielem. Sie gehen mit einer breiten Schwerfälligkeit vor und finden die Bahn ihres Talentes erst in verhältnismäßig reifen Jahren. Sie suchen und tasten, und es dauert lange, bis aus Unsicherheit Sicherheit wird. Man ist überrascht, wenn man sie weiter vergleicht. Sie sind gar keine Lyriker, sie reden besser, als sie singen; sie haben nicht die göttliche Leichtigkeit des Schrittes; sie haben mehr Wucht als Grazie. Immermann gehört zu den wenigen deutschen Dichtern, auf die der Vater und nicht die Mutter entscheidenden Einfluß gehabt. Es sollte mich nicht wundern, wenn bei Polenz das Gleiche der Fall wäre. In ihrer Natur ist etwas Herbes, Sprödes, Männliches, ein Mangel an weicher Zartheit, etwas Unausgeglichenes. Dieses Unausgeglichene ist bei Immermann stärker als bei Polenz, weil er in einer „seelenmörderischen" Zeit lebte, die ihm nicht entgegenkam, während der Enkel so glücklich ist, von seiner Zeit getragen zu werden.

Der Bauerngeist ist in beiden das Ausschlaggebende, ein Geist der Strenge, der Nüchternheit, des Protestantismus. Karl Immermann schreibt seinen Oberhof, Polenz den Büttnerbauer. Immermann kämpfte für den Pflug und gegen die Maschine; es dünkte ihn eine „Sünde, wenn das Gewerbe seine Maschinen aufstellt, wo bisher der Pflug gegangen;" es war seine Meinung, daß sich nur aus dem Bauernstande das Vaterland verjüngen könne. Wilhelm von Polenz fühlt im Innersten seines Herzens ähnlich, ob er auch gemäß der Entwickelung der letzten 60 Jahre seine Anschauungen modifiziert hat. Beide sind durchaus konservativ, d. h. volkskonservativ; sie bekämpfen hier die extreme Romantik, dort den Liberalismus und das Manchestertum. Was sie den Trägern dieser Anschauungen vorwerfen, ist Wurzellosigkeit. „Wurzellocker" heißt der neue Roman von Polenz. Es ist klar, daß sich beide da vor allem auch gegen die Juden wenden müssen. Immermann lehnt sich gegen die geistreichen Jüdinnen Berlins auf; Polenz schafft die Figur des Siegfried Silber, die ihm manche Kreise ebenso wenig verzeihen werden, wie man Freytag den Veitel Itzig und Raabe den Gegenspieler zum Hungerpastor verziehen hat. Immermann sah als Knabe schon zum alten Fritz und den preußischen Helden wie zum Herrgott und seinen Heerscharen auf und zog mit in den Befreiungskrieg. Polenz dichtet ein Drama „Preußische Männer" und

ein zweites „Heinrich von Kleist“. Immermann ist ein Nachfahr von Predigern und stellt der verrückten und verrotteten Gesellschaft neben dem Bauern in einem Prediger ein Idealbild der Volkskraft entgegen. Polenz stellt neben den Büttnerbauer den „Pfarrer von Breitendorf“. Immermann war ein Prophet des einigen Deutschlands, und er, der den bittren Ausspruch gethan: „Dreißig Millionen Menschen fürchten!“, hätte aufgejubelt, wenn er das gewaltige Bismarckwerk erlebt hätte. Zu Bismarck bekennt sich in seinem neuen Roman mit schöner Begeisterung auch Polenz.

Leicht ließe sich das weiterführen. Doch sei nur noch auf eins hingewiesen: wie viel weniger überzeugend diese Dichter wirken, wenn sie die Aecker, Wälder und Dörfer verlassen und zeitgeschichtlichen Strömungen nachgehen. Wer kennt heut noch Immermanns „Epigonen“, so bedeutend die Ansätze darin sind? Wer kann heut noch den Münchhausen lesen, ohne nicht jeden Augenblick auf die Anmerkungen zu sehen und selbst dort noch oft vergeblich die Erklärung für irgendwelche Anspielungen zu suchen? Aber unsterblich lebt der Oberhof mit dem Dorfschulzen. Es erwacht in diesen Dichtern zu Zeiten ein Stück Litteratentum, das die sonstige Geschlossenheit der Persönlichkeit fast durchbricht.

Das Urteil über den neuen zweibändigen Roman „Wurzellocker“ von Wilhelm von Polenz (Berlin 1902, F. Fontane & Co.) ist gesprochen, wenn man feststellt, daß hier nicht Bauerngeist regiert, sondern daß dieses Werk eine Ausbiegung ins Zeitgeschichtliche und allzu Litterarische ist. Polenz will darin die moderne Bewegung fassen, die seit bald zwei Jahrzehnten in allen Geistesgebieten sich offenbart, durch die wir Jüngeren alle geworden sind, die sich mit den Modenamen Naturalismus, Impressionismus, Dekadenz nicht abthun und ausschöpfen läßt, die nicht nur auf die Litteratur beschränkt blieb, sondern ebenso gut die bildenden Künste und die Musik erfaßte, auf die Philosophie übergriff (Nietzsche) und der starken religiösen Gährung nicht fern steht. Mit einem Worte: jene moderne Bewegung, die erst eine „Richtung“ war, aber mehr und mehr sich zu einer Weltanschauung ausbaut.

Ob ein Mitlebender überhaupt imstande ist, Geburt, Wesen und Ausbreitung des neuen Geistes künstlerisch zu bewältigen, ist eine Frage für sich. Polenz hat sich nur auf den kleinen litterarischen Ausschnitt beschränkt und ist dabei schon in die Brüche geraten. Das Thema selbst drängt auf einen Väter- und Söhne-Roman hin, d. h. das Natürlichste und Nächstliegende war es, einen oder mehrere typische Vertreter der jungen Generation eben solchen Repräsentanten der älteren gegenüberzustellen. Das ist der einfache, oft geübte Kunstgriff, der auch meist stärkeres Leben in die Handlung bringt und zu schärferer Beleuchtung der Personen unter einander führt. Die älteren Schriftsteller, die sich in Romanen mit der jungen Generation auseinander gesetzt haben, wandten ihn meist an. Daß die „Modernen“ dabei nicht gerade gut wegkamen, liegt in der Natur der Sache. Dem Reifen und Fertigen, das wußte schon Goethe, ist nie was recht zu machen; der Werdende ist eher dankbar. Und man hätte hoffen können, daß — nachdem der eigentliche Kampf ja längst vorüber ist — ein neuer Roman, gerade ein von einem Jüngeren geschriebener, mehr historisches Verständnis für beide Parteien mitbringen würde. Es wäre doch dichterisch das Feinste, aufzuzeigen, daß hier, bei den Aelteren, nicht Mißgunst, nicht die Angst des Besitzenden, nicht starres Petrefaktentum,

nicht Verbohrtheit zum Kampf gegen die Neuerer getrieben hat. Und daß dort bei den Jungen nicht die Lust am Revolutiönchen, nicht der Haß der Besitzlosen, nicht grüne Unreife zum Erheben der Waffen geführt hat. Sondern, daß da Weltanschauungen aufeinanderstießen und zum Heil der Litteratur aufeinander stoßen mußten, daß es da nicht Recht und Unrecht gab, daß nicht eine Partei den Idealismus gepachtet hatte. Zwischen den fünfziger und siebziger Jahren liegen für Deutschland ungeheuerliche Umwälzungen: das hat die Generationen so sehr geschieden. Jede in ihren zeitlichen Bedingungen zu fassen, in ihrem Besten, ihrem Recht — das war Dichteraufgabe.

Polenz hat sie nicht gelöst. Er hat auf Kontrastwirkungen merkwürdigerweise verzichtet oder sie nebensächlich behandelt. Und leider verfiel er in denselben Fehler, den wir den betreffenden Romanen der Aelteren zum Vorwurf machten. Kamen dort die Jungen schlecht fort, so hier die Alten. Polenz kann mir allerdings antworten, er hätte die ältere Generation garnicht charakterisieren wollen. Aber er hat doch, wenn auch als Nebenfiguren, zwei Gegner der modernen Richtung hingestellt: den Professor Wallberg, Dichter, Aesthetiker, Verfasser assyrischer Romane, und den streberischen Beamten Wedner. Beide wirken fast als Karrikaturen; nicht, als ob sie nicht in Deutschland hundertweise herumliefen — aber sie werden nicht ergänzt durch eine Gestalt, die würdig, bedeutungsvoll und tapfer, in der Geschlossenheit, vor der man sich beugt, das Recht und die Anschauungen der älteren Generation vertritt. Denn der Dr. Lehmfink, dem unsere ganze Sympathie gehört, steht weder ganz rechts noch ganz links, muß wohl aber, als bedächtiger Freund des modernen Helden, sich selbst mehr zur Jugend rechnen.

Uebersieht man dann die Vertreter der jungen Litteratur, so stutzt man wieder, denn eigentlich ist da auch keiner, dem man glaubt, keiner, der Demut und Vertrauen hätte, keiner, dessen helles Menschentum so in unser Herz leuchtete, daß man auch freudigen Glauben an sein Dichtertum erhielte. Es sind da ein paar typische Gestalten von Naturalisten, absynthtrinkenden Dekadenzlern, Impressionisten gegeben; es laufen ein paar Litteraturweiber herum und Jünglinge mit elegischer Kravatte — aber wenn sie die moderne Litteratur repräsentieren sollen, dann hätten die Alten ganz recht, wenn sie über diese moderne Litteratur lachen. Und man fragt sich zuletzt: was will Polenz eigentlich? Wenn die Alten Trottel und die Jungen haltlose Poseure sind, dann braucht man beides nicht so ernst zu nehmen, um einen zweibändigen Roman darüber zu schreiben. Es wird ja allerdings versucht, eine Entwickelung des „Helden" Fritz Berting herbeizuführen. Aber er ist doch so wenig kräftig gezeichnet, so wenig sicher in sich, daß wir kein rechtes Interesse, keine Sympathie für ihn aufbringen können, daß wir vor allem an sein Dichterthum nicht glauben. Er scheint uns litterarisch zu zerfressen, als daß die Hoffnung, mit der Polenz ihn entläßt, die Hoffnung auf menschliche und künstlerische Läuterung, auf ein tapfres Emporsteigen, auch unsre Hoffnung ist. „Wurzellocker" ist auch Fritz Berting, und daß der Wurzellockere wurzelfest wird, ist höchst unwahrscheinlich.

So scheint es fast, als habe Polenz allmählich die Herrschaft über seinen eigenen Roman verloren, als sei beim Schreiben etwas ganz andres daraus geworden, als was er selber gewollt. In zerfließender Breite geht das hin, die Idee des Ganzen ertrinkt

schließlich. Und nur in einzelnen schönen Bildern, in ein paar gut gelungenen Gestalten zeigt sich ein Stück des echten Polenz, den wir lieben. Der Dichter Karol alias Siegfried Silber ist glänzend gezeichnet. Alma, die Geliebte des Dichters, wirkt durch ihre rührende Menschlichkeit. Das interessante Litteraturweib Hedwig von Lavedan — man möchte fast den Namen einer bekannten modernen Schriftstellerin dafür einsetzen — spricht für feine Beobachtung. Und der die meiste Sympathie gewinnt — Dr. Lehmfink, — ist in seiner ganzen Art trefflich charakterisiert; selbst der Stich ins Bürgerliche fehlt nicht. Mehr aber läßt sich nicht retten. Den Schluß hat sich Polenz leicht gemacht. Alma, Bertings Geliebte, muß sterben, damit eine gewisse menschliche Läuterung des Dichters erfolgen kann, und hinter der Geliebten taucht das mutmaßliche Eheweib auf, an dessen Seite Fritz Berting sicherer nach dem Lorbeer greifen wird. Die Botschaft läßt sich hören — der Glaube fehlt auch hier. Und man hat vor diesem doch eben nicht geglückten Roman nur den einen Wunsch: Daß Polenz, der sich hier verfahren hat, das Steuer mit Macht dreht und bald wieder zu köstlichem Fischzug die Netze in heimische Gewässer senkt. —

Einen Scheiterhaufen möchte ich schichten und anzünden für die „ausgewählten Erzählungen", die Hans Land unter dem Titel „Sünden" soeben erscheinen ließ (S. Fischer, Berlin 1902). Hans Land alias Landsberger ist einer jener Mitläufer der modernen Bewegung, wie deren jede Richtung eine schwere Menge hat. Er ist nicht talentlos — dann wäre er ungefährlich. Er ist gerade talentvoll genug, um die guten Leute, die seine Bücher in die Hand nehmen, irre zu führen, daß sie ihn womöglich für einen großen Häuptling der Modernen halten. Dabei ist er eigentlich ein fixer Journalist — nichts weiter. Einer von denen, die nur aus Versehen nicht in die Feuilletonredaktion eines Berliner Tageblattes hineingerieten, sondern in sich und anderen die Einbildung nähren, als ob sie zu deutschen Dichtern berufen wären. Aber kein Tropfen und kein Tröpfchen Dichterblut fließt in Hans Lands Adern.

Damals, als er auftrat, war der Naturalismus in schönster Blüte. In der Theorie kam keine andere Richtung den jungen Leuten so entgegen. Es hieß nur beobachten, es hieß ins Leben der Zeit, d. h. ins Großstadtleben zu greifen und darzustellen, was man gesehen hatte. Das glaubte jeder zu können. Ich erinnere mich, in der damals noch von Otto Brahm geleiteten „Freien Bühne" (jetzt „Neue deutsche Rundschau") vor vielleicht 12 Jahren eine kleine Skizze von Hans Land gelesen zu haben, die nun in diesen „Sünden" steht. Sie hieß „Kontraktbrüchig", und ich hielt sie mit meinen siebzehn, achtzehn Jahren für ein unsterbliches Meisterwerk. Als ich sie jetzt hier wieder las, hab ich immer nur den Kopf geschüttelt. Der Inhalt: Ein alter Portier macht die Entdeckung, daß sein abgearbeitetes Weib nach vieljähriger kinderloser Ehe — guter Hoffnung ist. Entsetzen packt ihn, denn nach seinem Vertrage mit dem Hausbesitzer verliert er seine Stellung, wenn „in den angeführten Verhältnissen eine Aenderung eintritt". Mit einem kinderlosen Portier ist der Vertrag geschlossen, passiert etwas Kleines bei dem Ehepaar ein, so ist der Kontrakt gebrochen. Der verzweifelte Mann spricht mit dem reichen Kommerzienrat, dem das Haus gehört. Der kündigt ihm sofort. Kindergeschrei in dem vornehmen Hause — das wäre noch besser! Der Schluß ist: Die beiden Leutchen gehen in den Tod. Parallel damit läuft, auf daß nur ja alles recht scharf herauskommt,

die Geschichte des Ehepaars „im ersten Stock“: Auch da flüstert die Frau dem Manne ein Geheimnis ins Ohr, und alles ist Glück und Seligkeit.

Es existieren in Berlin solche Verhältnisse — gewiß! Und doch ist diese Geschichte künstlerisch unwahr. Der ganze Hans Land zeigt sich darin. Alles muß recht knallig sein, sensationell aufgebauscht, mit Rattengift versetzt. Was in der Darstellung eines großen Dichters bis ins Mark erschüttern müßte, wirkt hier in der groben Arbeit des fingerfertigen Schriftstellers roh und beleidigend. Es ist, als ob man eine grell gestrichene Wand sieht. Und ebenso steht es mit den übrigen Erzählungen des Bandes. Man hat zuletzt einen ehrlichen Zorn gegen diese Sensationsmache. Das alles ist — nach der „gelben“ Presse gebildet — „gelbe“ Litteratur, die rein künstlerisch auf keinem höheren Standpunkt steht, als etwa des berüchtigten Retcliff „Nena Sahib“. Aber sie ist noch schlimmer, weil sie einen gewissen dichterischen Ernst und Wert vortäuscht, weil sie prätentiöser auftritt. Und doch ist da nur schillernde Oberfläche, unter der alles hohl ist; und doch ist da nur ein ganz gefährliches Blendertum. Dieser Hans Land ist ein „Reißer“, wie es in vielen seiner Werke auch sein begabterer, nach tieferer Wirkung strebender Freund Felix Holländer ist. Nur die Großstadt bringt solche Schriftsteller hervor, über deren Schöpfungen nicht Sonne und Mond stehen, sondern nur das scharfe elektrische Licht. Die Heimat ihrer Seele ist nicht der deutsche Wald, nicht das heilige Land, das unser Korn trägt, sondern die Friedrichstraße. Und ihre Werke haben in ausgeprägter Weise das Wurzellose. Sie sind nicht echt . . . Talmi!

Man mag jede Geschichte lesen, die man will — jede der zwölf hat einen Stich ins künstlerisch Unfeine und Unechte. Jede setzt ein schiefes Weltbild voraus. Jede muß „knallen“. Mit viel Geschick ist immer der Stoff gegriffen, überhaupt ist die Mache tadellos. Man meint, dieser Hans Land müßte zugkräftige Theaterstücke schreiben können, etwa wie Richard Jaffé, der das „Bild des Signorelli“ erdacht hat, oder gar wie Felix Philippi. Es ist dieselbe Linie, wenn mir auch scheinen will, als ob der Verfasser der „Sünden“ hinter diesen beiden noch zurücksteht, weil er noch den „Dichter und Künstler“ herausbeißen will. Und das ist peinlich. Der Scheiterhaufen wäre für dieses unangenehme und unechte Buch wirklich das Beste.

Bei dem folgenden thut es schon das Kaminfeuer. Das heißt: es ist harmlos und kann nichts verderben. Nicht nur deshalb — auch aus mancherlei anderen Gründen bespreche ich es nicht gern. Aber die Leser der Monatsschrift haben schließlich ein Recht darauf, etwas über ein Buch zu erfahren, vor dem der Name Anna Ritter steht.

Meteorgleich stieg dieser Name vor ein paar Jahren empor. Es war fast unerhört bis dahin, daß ein Weib in der Lyrik sich so ganz weiblich gab, so rein und voll sang. Selbst Annette von Droste mit dem unvermeidlichen Zusatz „Deutschlands größte Dichterin“ hatte nicht so singen und tanzen können, ob ihre Begabung auch gewiß kräftiger und tiefer, ihre Persönlichkeit ungleich bedeutender war. Sie tanzte in Wasserstiefeln, Anna Ritter in Ballschuhen. Bei Annette von Droste war doch immer das Männliche, Wuchtige das Schöpferische; bei Anna Ritter das Weibliche.

Die Aufnahme, die ihre Gedichte erfuhren, ist in aller Erinnerung. Läßt man Johanna Ambrosius, die mit der Litteratur doch nichts zu thun hat, aus dem Spiele, so darf man sagen, daß seit vielen Jahren kein stärkerer lyrischer Erfolg errungen ward.

Es ist vieler Meinung, daß er zu schnell und zu stark kam, als daß er besonders nachhaltig sein könnte. Aber darüber entscheidet nur die Zeit. Doch muß wohl wiederholt werden, was ich bei der Besprechung von Clara Viebigs „Wacht am Rhein" hervorhob: daß Dichter, die so schnell von der Allgemeinheit erfaßt und aufgenommen werden, auch speziell Eigenschaften haben müssen, die der Allgemeinheit und der Masse entgegenkommen. Das ist auch bei Anna Ritter der Fall: ihre Schöpfungen haben keine rechte geistige Höhe. Das schädigt die Erzählerin weit mehr als die Lyrikerin. Liliencron hat in seinem „Mäcen" extra mal gesagt, ein Lyriker dürfe nicht allzu klug sein. Und wenn das auch übertrieben ist und auf die alte falsche Gleichstellung von naiv = dumm hinausläuft, so läßt sich mit Fug doch behaupten, daß man ein guter Lyriker sein kann, ohne gerade ein großer Geist zu sein. Geibel hat das etwas unhöflicher ausgedrückt. Der Mann, der an der Spitze unserer neuen Lyrik steht, Klopstock, war nichts weniger als ein großer Geist. Doch er war eine große Seele. Und darauf kommt es an.

Es war selbstverständlich, daß auf einen Erfolg, der zwar die Litteratur auch entmitriß, der aber vornehmlich ein starker Publikumserfolg war, eben von der Litteratur aus die Reaktion erfolgen mußte. Um so stärker erfolgen mußte, als eine Reihe glücklicher, nicht-litterarischer Zufälle den Anna Ritterschen Gedichten den Weg ebnete, den sie allerdings *immer* gefunden hätten, auch wenn alles gegen sie gewesen wäre, was jetzt für sie war. Wir sind jetzt mitten in dieser Reaktion, ohne schon auf ihrem Höhepunkt zu sein, und was die Gedichte und die Dichterin an Erfolg, Lob, Begeisterung zu viel erfahren haben — und die Portion war ja gewiß reichlich bemessen —, das wird jetzt ins Gegenteil gekehrt. Man soll sich da von den schlechten Musikanten auf beiden Seiten nicht beirren lassen. Durch den Vivat-Tusch wird Anna Ritter so wenig zu einer allüberragenden Persönlichkeit, wie sie durch das Pereat aus der Lyrik unserer Tage verschwinden wird. Und jedenfalls, was schließlich die Hauptsache bleibt, hat sie eine Anzahl Gedichte geschrieben, so voll Klang und Schönheit, daß sie die Vivat- und Pereat-Rufer lange überleben werden.

Um so weniger klug war es jetzt, in der Zeit, wo die Dichterin eine so starke Opposition gegen sich hat, mit einem Buche hervorzutreten, an das jedes Uebelwollen sich anhaken kann. *Anna Ritter* war, ist und wird sein nur immer Lyrikerin. Daß sie als Erzählerin unmöglich ist, beweist ihre — erste — Novelle „*Margherita*" (Ernst Keils Nachflg., Leipzig). Wenn man so etwas mit zwanzig Jahren schreibt, — — schön ist es auch nicht, aber man braucht nicht gerade jede Hoffnung aufzugeben. Aber Anna Ritter ist reif und fertig. Von einem Wachsen kann also kaum mehr die Rede ein. Und sie giebt durch solche Novellen ihren Gegnern nur Waffen in die Hand.

Ein näheres Eingehen auf die Erzählung erübrigt sich. Es ist eine grausige Ritter- und Räuberpistole mit viel Romantik, spielt natürlich in Italien und handelt natürlich vom deutschen pittore. Das Ganze ist von einer drolligen Trivialität; von jener sentimentalen weichlich-faden Süßigkeit, wie sie manche Familienblätter in ihren Erzählungen lieben. Dagegen war die Marlitt eine Göttin. Daß alles, was Handlung und Charakterisierung ist, nicht ernst zu nehmen sei, ließ sich vorher denken. Aber daß nicht ein paar stark lyrische Accente ertönen, daß nicht an einer Stelle mal das Dichtertum siegreich hervorbricht, das ist das Verwunderliche und Unerfreuliche. Die Erzählung

hätte an sich ja noch hundertmal minderwertiger sein können — warum denn nicht? Aber ein Poesie-Einschlag hätte sich wohl geben lassen. Richard Mahn hat Illustrationen zu dem Buche gezeichnet. Sie sind fürchterlich, aber sie passen zum Stil des Ganzen.

Das mußte gesagt werden. Man muß diese Erzählung so weit als irgend möglich von den Gedichten abrücken, damit niemand die beiden in einem Atem nennt. Oft und gern wird man die Gedichte am Kaminfeuer noch lesen. Und diese „Margherita", über die man nicht mehr debattieren kann, soll die Freude an den Versen nicht stören. Man würde Anna Ritter überhaupt wohl unterschätzen, wenn man annehmen wollte, daß sie eine andere Meinung als die hier ausgesprochene über ihre „Margherita" hätte. Doch, wenn die Novelle schon mal heraus sollte, — warum nicht unter Lieschen Müller? Warum gab sie ihr das Gewicht ihres Namens und Ruhmes mit? Man trifft einen Ruhm nicht gern auf unrühmlichen Wegen. —

Einen Dichter, dem der Zufall mich bislang ferngehalten, lernte ich in dem Buche „So wars!" Ernst und Scherz aus alter Zeit! kennen. Er heißt August Sperl und wird vielen schon ein lieber Freund sein. Wenigstens lassen die verschiedenen Neuauflagen seiner poetischen Schöpfungen das vermuten. Bekannte Kritiker haben sich für ihn eingesetzt; mit Freytag und Scheffel hat man ihn verglichen — da mag es nicht Wunder nehmen, daß auch sein Neuestes schon bis zur vierten Auflage fortgeschritten ist (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1902). Es ist ein wackres und zum Teil ergötzliches Buch, hinter dem gewiß ein prächtiger Mensch steht. Ich begreife, daß man an Freytag, weniger, daß man an Scheffel gedacht hat. Die solide Bürgerlichkeit Freytags ist auch in August Sperl, ebenso die Kraft, Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu beschwören, wobei auch ihn das kulturhistorische Element stärker reizt als das historische. Scheffel aber hatte mehr Ursprünglichkeit, hatte eine, ich möchte sagen, natürliche historische Phantasie, die Farben und Bilder sah, — Bilder, welche das Studium gleichsam nur stützte, während bei Freytag und Sperl (soweit es erlaubt ist, nach einem Werke zu urteilen) die wissenschaftliche Arbeit vorausging und aus genauer Beschäftigung mit der entsprechenden Zeit erst die Dichtung erwuchs. Scheffel hat deshalb etwas Hinreißendes, Ursprüngliches, was Freytag und wohl auch Sperl fehlt.

Viel richtiger erschiene mir ein Vergleich mit dem alten Riehl. Dessen nächster Geistesverwandter scheint August Sperl zu sein. Jedenfalls wird man danach leicht die Linie bestimmen können, in die seine Begabung fällt, und wer Riehl liebt, mag sich Sperl nicht entgehen lassen. Es sind vier Geschichten, die er in „So wars!" erzählt, zwei helle voll harmloser Schelmerei, zwei dunkle und ernste, in denen der Kampf ums Recht vergeblich geführt wird. In keiner hab ich etwas sonderlich Ueberraschendes entdeckt. Weder ist die Fabel jemals besonders originell, noch sind es die Charaktere. Aber wie die Fabel erzählt ist, wie die Charaktere hingestellt werden, das ist erfreulich und erweist den Dichter, den deutschen Dichter! Denn so undeutsch die vorhin besprochenen „Sünden" von Hans Land sind, so ganz germanisch sind die Erzählungen Sperls. Da ist nichts „knallig" und auf den Effekt gestellt — im Gegenteil passiert es ihm, daß ihm eine Geschichte vor lauter Erzählerbehaglichkeit so breit auseinanderläuft wie die letzte, die „ergötzliche Hofgeschichte" Narro. Da ward die Elle länger als der Kram, und manche Gestalt verliert sich fast bis an die Karrikatur. Doch wenn behaglicher Humor die

Ruder führt, läßt man sich auch eine etwas lange Fahrt gefallen. Am besten und kräftigsten schien mir jedoch die „Verwaltungsgeschichte: Hochpreisliche Dekrete", in der von dem Kampf der Protestanten in Bayern kurz und kernig berichtet wird. Etwas Mannhaftes spricht da aus den Seiten.

Aus ergötzlichem Hofleben und beschaulicher Bürgerlichkeit, die beide Sperl ohne Ueberstürzung vor uns entfaltet, reißt ein Buch Karl Bleibtreus. Die eisernen Würfel weltgeschichtlicher Kämpfe rollen darin. Seinem „Dies irae", seinem „Wörth", seinem „Waterloo" und „Heroica"-Werk hat Karl Bleibtreu jetzt seine Schlachtdichtung „Aspern" angereiht (Albert Langen, München 1902). Der vortreffliche Zeichner des Simplicissimus, der flotte Eduard Thoeny, hat das Buch illustriert.

Karl Bleibtreu war vor rund 10—15 Jahren ein viel berühmterer Mann, als er es heut ist. Die Gebrüder Hart, M. G. Conrad u. a. hatten zu Anfang der achtziger Jahre schon energisch für eine „moderne" Dichtung gestritten. Aber erst als Bleibtreu 1884 mit seiner „Revolution der Litteratur" kam, gingen die eigentlichen Kämpfe los. Denn kurzer Hand versuchte Bleibtreu in seiner Broschüre, allen damaligen Litteraturheiligen mit Ueberzeugung und Wohlgefallen die Köpfe abzusäbeln. Es gab äußerst wenige, vor denen er den mordlustigen Degen senkte. Das Schriftchen machte unerhörtes Aufsehen. Es proklamierte, daß mit geringen Einschränkungen die ganze deutsche Litteratur von 1850—1884 nichts tauge, es wies auf neue Poeten — Liliencron, Kretzer ꝛc. — hin und vertrat darüber hinaus die ziemlich deutlich ausgesprochene Meinung, daß der Held, Retter und Erlöser aus diesem Wirrwarr, der schon unter uns wandelnde Messias der deutschen Litteratur — Karl Bleibtreu sei, in dem schließlich doch allein das Heil wäre. Von allen Seiten hagelten Angriffe und Erwiderungen. Aber Bleibtreu schlachtete nun in einer zweiten, sehr peinlichen und eitlen Broschüre seine Kritiker ab. Sie hieß, wenn ich mich recht erinnere, „Der Kampf ums Dasein der Litteratur". Jedenfalls: Die Revolution war da, und wenn die führende Kritik gleich den bekannten Poeten die Jugend bislang übersehen hatte — jetzt mußte sie Farbe bekennen.

Aber Bleibtreu hatte höheren Ehrgeiz als niederzureißen. Wie sein Held und Liebling Napoleon wollte er, ein Napoleon der Dichtung, aus der Revolution emporsteigen. Er warf seine ganze Armee auf den litterarischen Schlachtplan: Lyrik, Novellen, Roman, Dramen, Epen, Litteraturgeschichtliches, Kriegsgeschichtliches und weiß Gott, was noch alles. Aber es reichte nicht zum Napoleon, es reichte gerade etwa zum Robespierre. In der That etablierte Karl Bleibtreu auf einige Jahre eine kleine Schreckensherrschaft. Was von den Jüngeren nicht parierte, sein Regiment und seine Bedeutung nicht anerkannte, ward einfach guillotiniert. Niemand wollte recht mehr über ihn schreiben oder er befleißigte sich ausgesuchtester Höflichkeit und lobte alles, was zu loben war, ja noch ein gutes Ende darüber. Aber dieser überhitzte Herkules im Nessushemd einer aus maßloser Selbsteinschätzung erwachsenen Ueberempfindlichkeit ließ auf die unsterblichen Thaten warten. Schließlich wuchs ein jüngeres Geschlecht ihm über den Kopf, er konnte sich in seiner Stellung, die er kühn gegriffen, nicht behaupten — und wenn man heut nach der Lyrik, nach den Romanen, nach den Dramen von Karl Bleibtreu fragt, wo sind sie und wer kennt sie?

Uebrig geblieben ist, recht besehen, nur ein einziges Buch von allem, was er geschaffen: das bekannte „Dies irae", die Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Und allenfalls, was sich daran reiht, was vielleicht ohne den Erfolg von Dies irae nicht geschrieben worden wäre, — eben die vorher genannten übrigen Schlachtdichtungen, wenn auch keine mehr den starken Eindruck auf mich machte, wie es einst „Dies irae" und wie es die „Heroica" gethan.

Der Held der Helden, das Genie der Genies, der Uebermensch — das ist für Bleibtreu Napoleon. Früher hatte sich der kleine Korporal mit Lord Byron in die Liebe und Begeisterung des deutschen Schriftstellers zu teilen. Seit langem aber scheint er absoluter Alleinherrscher zu sein. Ich finde diese Hingabe an ein Genie schön und rührend. Wenn Bleibtreu von Napoleon spricht, hat er ein heißes, volles Herz; wenn er hier und da der Verkleinerungssucht begegnet, packen ihn Zorn und Wut. Es ist, als ob die dämonische Kraft des Imperators, die Menschen mit blinder Begeisterung an sich zu fesseln, noch lebendig wäre. Dabei läßt sich Bleibtreu die Kritik nicht unterbinden, aber immer herrlicher erscheint ihm der Schlachtengott.

Es giebt Leute, die diese Napoleonbegeisterung mit deutschem Patriotismus nicht für vereinbar halten. Ich bekenne, daß mir der Sinn für diese Leute fehlt; daß ich selbst als Knabe schon für den „frechen korsischen Eroberer" eine grenzenlose Bewunderung hatte; daß ich zum Entsetzen meines alten Geschichtsprofessors noch später, im historischen Seminar, für das Siegergenie Napoleon eine Attacke ritt. Ich hab es nie als Widerspruch empfunden, daß ich immer wieder die Freiheitskämpfe von 1813 mit Jubel las. Ebensowenig, um dem Kleinen das Große an die Seite zu stellen, daß Goethe, der „Befreier Deutschlands", der „deutscheste" Dichter, dem Kaiser diese Bewunderung entgegentrug, worüber die kleinen Geister sich noch heut echauffieren. Und nichts versteh ich besser aus Heinrich Heines Leben als jenen Augenblick, wo dem jungen Harry ein Schauer über den Rücken läuft: denn er sieht Napoleon mit den ewigen Augen im marmornen Imperatorgesicht vorüberreiten. Er hatte wenig Ehrfurcht, der böse Harry Heine, aber vor Napoleon hatte er sie sein Leben lang. Und doch — das ist die Hauptsache — hat er sich als Freiwilliger angeboten, um pflichtgemäß gegen ihn zu kämpfen. Irre ich nicht, so steht oder stand auch Karl Bleibtreu, dieser wildeste Napoleonschwärmer, immer auf deutschnationaler Seite — schon vor fast 20 Jahren, wo das noch mehr hieß als heute. Beides schließt sich nicht aus. Und die Hingabe an große Männer kann leicht das Große selbst in uns wecken.

Ich sage das, weil man Bleibtreu schon manchen versteckten Vorwurf gemacht hat, weil sein „Aspern" möglicherweise ähnliche Vorwürfe erfährt. Denn unleugbar ist auch hier — so gerecht Licht und Schatten verteilt werden sollen — die eigentliche Sympathie Bleibtreus auf seiten des Kaisers und der großen Armee. Aspern ist für ihn einer der Glanzpunkte Napoleonischer Strategie. Es scheint das Kennzeichen großer Feldherrn zu sein — man denke auch an Hannibal, Friedrich den Großen ꝛc. —, daß sie niemals größer sind als im Unglück. Und wie hier weiter die Führer auf beiden Seiten charakterisiert sind — Lasalle, Lannes, Massena, Duroc, Drouot u. s. w.; Erzherzog Karl, Liechtenstein, Hiller, Hohenlohe ꝛc. — das ist höchst interessant. Man beachte, wie viel schärfer die französischen Generale herausgemeißelt sind! Ob historisch alles so richtig ist, wie

Bleibtreu es darstellt, das steht natürlich auf einem anderen Blatte. Darüber mögen Fachmänner entscheiden. Nur eine bescheidene Frage: trugen die österreichischen Kürassiere bei Aspern wirklich Lanzen? Für den, der nur genießen will, wird das Buch gewiß interessant sein; weibliche Leser wird es allerdings schwerlich finden. Aber es sucht sie wohl auch nicht. Besonders die Schilderung einzelner Reiterattacken wirkt entschieden packend.

Und doch behält Bleibtreu den Leser nicht bis zum Schluß in der Hand. Eine Schlachtdichtung ist schön und gut, aber eine Schlacht auf 230 Seiten ist zu lang. Das Bild wird durch die ewigen Verschiebungen und durch das ewige Kampfeinerlei allmählich unplastisch, und man irrt schließlich doch etwas ratlos zwischen den Regimentern und Marschällen und Attacken herum. Das hat Bleibtreu früher besser gemacht. Er faßte sich knapp oder beschränkte sich wie in „Heroica“ mehr auf Höhepunkte, während er jetzt leicht weitschweifig wird und gelegentlich wohl auch mit seinen Kenntnissen etwas renommirt.

Immerhin: wenn man ein halbes Dutzend Bücher hinter sich hat, in denen es sich darum handelt, ob der Hans die Grete kriegt, dann hört man nicht ungern statt des üblichen Liebesgeflüsters mal das Donnern der Kanonen. Und wem es ebenso geht, der mag wohl zu „Aspern“ greifen. Aber nur, wenn er „Dies irae“ und „Heroica“ schon kennt. Ist das nicht der Fall, dann thut er doch besser, das uns sowieso näher liegende kleine Meisterwerk über Sedan vorzunehmen. Bleibtreu hat damit ein eigenartiges neues Genre geschaffen, mit dem er selbst steht und fällt.

Heideglück.

Das ist mein Traum:
Die blaue Luft voll Silberflaum,
Voll Sonnenglanz im Lenzgeschmeide
Die hohe, waldverlorne Haide;
Kein Menschenantlitz drängt herbei,
Bergthymian nur und Wohlverleih,
Nur Weidenröslein, zart und zier,
Und blaue Glocken hausen hier,
Und andres viel in Glast und Glut,
Der Ginster gelb, der Purpurhut.
Die Königskerzen flammend hoch —
Darin in süß verträumter Ruh
Nur ich und du! —
Ein Birkenbusch, ein Lerchlein noch,
Ein fernes Läuten um uns beide,
Und dann die weite goldne Heide.

J. Reginus.

Musikalische Nachklänge.

Von

Leopold Schmidt.

Um die Mitte des Frühjahrs etwa pflegt in Berlin die musikalische Saison ihren Abschluß zu erreichen. Es naht dann die Zeit der sogenannten Musikfeste in den Provinzen. Die Hauptstadt erholt sich von den Anstrengungen des Winters; wer sich nach künstlerischen Eindrücken sehnt, pilgert nach Bayreuth. So es ist für gewöhnlich — diesmal kam es anders. Zwar die Konzerte nahmen im Mai das langersehnte Ende, um so lebhafter aber beschäftigte die Opernbühne das öffentliche Interesse. Berlin stand im Zeichen der Gastspiele. Nicht nur einzelne Künstler kamen, wie es wohl auch sonst geschah, zu uns, um sich an maßgebender Stelle hören zu lassen, auch ganze Opern-Ensembles statteten ihren Besuch ab. Ein Hauptcoup sollte auf dem Gebiete des Schauspiels geführt werden: Angelo Neumann veranstaltete seine „Meisterspiele". Sie fielen, wie man weiß, ins Wasser; ihre musikalischen Anhängsel dagegen, die Verdi-Spiele, gaben der Sache eine nicht fortzuleugnende Bedeutung. Vielleicht war es auch hier unvorsichtig, von „Festspielen" zu reden, denn die Leistungen standen durchaus nicht auf außergewöhnlicher Höhe, mancher Wunsch blieb unerfüllt, das Ganze trug mehr einen geschäftlichen als einen festlichen Charakter. Immerhin war das Ereignis wichtig genug, um die Frage nach dem Zweck und der Bedeutung solcher Gastspiele aufwerfen zu lassen.

Es zeigte sich dabei, daß das Unternehmen von zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus beurteilt wurde. Die Vertreter des einen sahen in diesen Spielen lediglich einen dem Genius eines der größten dramatischen Tonsetzer gezollten Tribut; sie legten den kritischen Maßstab an, erkannten willig das Gute und zürnten ob der unzureichenden künstlerischen Mittel, mit denen zum Teil ein ideales Ziel erreicht werden sollte. Die andern verfochten von vornherein ein Prinzip. Sie fragten nach der Nationalität des Gefeierten, sie maßen die Pflege, die man ihm angedeihen ließ, mit der unsren vaterländischen Tondichtern gewidmeten und glaubten den Kultus des Fremden zu Gunsten der einheimischen Produktion abwehren zu müssen. Damit war ein weites Gebiet angeschnitten, und es erhöhte nur das Interesse für diese Veranstaltungen, daß die Frage nach dem Nationalismus der Kunst einmal wieder gründlich erörtert werden konnte.

Die nationale Kunst ist für uns Deutsche eine nicht gar alte Errungenschaft. Verhältnismäßig früh erreicht in Malerei und Architektur, trat sie in der Litteratur, im Vergleich zu anderen Völkern, erst spät in die Erscheinung, und vollends auf dem Ge-

biete der Musik ist spezifisch deutscher Geist erst in unseren Tagen so recht zur Geltung gekommen. Kein Wunder, daß im Gefühl der endlich erlangten Selbständigkeit der Drang, sich nach außen abzuschließen, etwas ungestüm hervortritt, ja mitunter zu chauvinistischen Neigungen verleitet. Und doch ist Chauvinismus nirgends unangebrachter, nirgends schädlicher in seinen Wirkungen als gerade in der Kunst! Für die wohlthätigen Folgen einer selbstbewußten Abgeschlossenheit scheinen allerdings andere Völker, vor allem die Franzosen, verführerische Beispiele zu liefern. Andererseits hatte sichs nur zu oft gezeigt, wie sehr die den Deutschen anhaftende Bereitwilligkeit, das Gute überall anzuerkennen und nachzuahmen, eine eigene und stetige Entwickelung unterbinden mußte. Merkwürdig ist es nun, daß gerade zu der Zeit, wo bei uns das nationale Selbstbewußtsein erwacht, unsere Nachbarvölker, und gerade wieder die Franzosen, aus ihrer Abgeschlossenheit hervortreten und sichtlich bemüht sind, die Thore ihres Landes künstlerischen Einflüssen nach allen Seiten hin weit zu öffnen. Ich denke dabei wieder vornehmlich an die Musik. Eifrig ist man in Italien wie in Frankreich bestrebt, sich die Errungenschaften des deutschen Musikdramas und der deutschen Instrumentalmusik zu nutze zu machen, die charakteristischen Schöpfungen russischer und skandinavischer Meister auf sich wirken zu lassen. Es scheint doch, daß man dort die Folgen der von uns beneideten Abgeschlossenheit in einer sich unliebsam bemerkbar machenden Stagnation zu empfinden begonnen hat.

Das Richtige wird nun wohl hier wie überall in der Mittte oder, wenn man will, im Wechsel liegen. Allzuleichtes Anempfinden führt zur Zersplitterung; jede scharf geprägte künstlerische Erscheinung bedarf zu ihrem Ausreifen der Einseitigkeit. Lessing spricht einmal in seiner Hamburger Dramaturgie in diesem Sinne von der Einseitigkeit, die zu Zeiten notthut. Ist aber ein Gipfel der Entwickelung erreicht, so liegt die Gefahr der Erstarrung und Verarmung nur gar zu nahe. Wir haben das bei den Franzosen, vor allem bei den Italienern erlebt, deren Musik infolge nationaler Eigenart fast zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht rechtzeitig in Verdi ein entwickelungsreiches Genie ihr fremde Elemente zugeführt hätte, in Verdi, der dafür von einsichtslosen Leuten ein Eklektiker gescholten wurde. Gerade wir, die wir in Richard Wagner einen Kulminationspunkt unseres künstlerischen Wesens erlebt haben, können garnichts Klügeres thun, als die Folgen einer übertriebenen Einseitigkeit garnicht erst abzuwarten, sondern uns die alte, echt deutsche Aufnahmefähigkeit zu bewahren.

Das Ergebnis dieser Betrachtungen, auf das in Rede stehende Gastspiel einer italienischen Operntruppe angewendet, giebt unserer Beurteilung den rechten Maßstab. Gewiß sollen wir nicht jener blinden Anbetung alles Fremden verfallen, die uns schon oft mit Recht dem Spott überliefert und fremde Unmanieren bei uns eingebürgert hat; aber wir wollen auch nicht das Fremde um des Fremden willen abweisen, vielmehr das Gute genießen, in welcher Gestalt es sich bietet. Wer nicht empfänglich ist für den Schwung und die Schönheit einer Verdischen Melodie, wer ihr echtes, dramatisches Leben nicht empfindet, zu dem sprechen auch die Tiefe Bachs, der Adel Beethovens, die Größe Wagners nicht ihre eindringlichste Sprache. Die Einseitigkeit, die nach jenem Ausspruche Lessings dem Produzierenden heilsam ist, sie verkümmert den Genießenden, sie ist unerträglich beim Kritiker. Angelo Neumann, der Urheber der Verdi-Spiele, war

selbst der erste und thätigste Verbreiter der Wagnerschen Kunst. Gerade deshalb haben ihm die Anhänger der nationalistischen Richtung den Kultus des italienischen Meisters verübelt. Sehr mit Unrecht. Durch seine Vielseitigkeit hat der Prager Theaterdirektor gezeigt, daß er seine Stellung nicht als Parteimann auffaßt, sondern daß es ihm um die Förderung der Kunst zu thun ist, wo immer sie sich in prägnanter und ehrwürdiger Gestalt offenbart.

Eine andere Frage bleibt freilich, ob er einem so hohen Ziele mit der künstlerischen Ausstattung der „Verdi-Festspiele" gerecht geworden ist. Ein eigens für diese Aufführungen zusammengesetztes italienisches Ensemble stand ihm zur Verfügung, hier hing er nicht vom Zufall, dem mehr oder weniger günstigen Zusammenwirken verschiedener Faktoren wie in den gleichzeitig stattfindenden Schauspielvorstellungen ab. Hier konnte etwas Einheitliches, Außerordentliches geboten werden. Dem Verdi-Ensemble ließ sich aber nicht eine durchaus würdige, gleichwertige Zusammensetzung nachrühmen. Neben tüchtigen, ja hervorragenden Kräften, wie der Sopranistin Maria de Macchi, einer feinempfindenden, geschmackvollen Sängerin, oder dem schon von den Vorstellungen der Sembrich im vergangenen Jahre her geschätzten Bassisten Arimondi glänzten auch Sterne dritten und vierten Ranges. Namentlich fehlte es an einem Tenor, der z. B. die Rolle des Otello angemessen zu repräsentieren vermocht hätte, und mit dem Mangel an geeigneten Vertretern hing es wohl auch zusammen, daß Verdis letzte und wertvollste Oper, der „Falstaff", der den Gipfel in der Entwickelung des Komponisten bedeutet, in der Reihe der aufgeführten Werke gänzlich vermißt wurde. Der Spielplan umfaßte die Opern „Un ballo in maschera", „Aida", „Rigoletto", „Ernani", „La Traviata", „Il Trovatore" und „Otello".

Ein vollständiges Bild von Verdis Schaffen gaben diese Festspiele also nicht. Ihre Bedeutung lag in der einheitlichen Wiedergabe durch italienische Sänger und in dem ausgezeichneten Zusammenwirken aller, das dem Dirigenten Arturo Vigna zu danken war. Man muß von einem Kapellmeister-Erfolg sprechen, denn Vigna war es, der in erster Linie die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er ist in vielem typisch für einen italienischen Maëstro und wird in seinem Heimatlande nicht gerade als ungewöhnliche Kapazität geschätzt. Auf uns jedoch mußte die Lebendigkeit, mit der er alles zur Darstellung bringt, dieses völlige Verwachsensein mit dieser Musik, deren Stil er aufs schärfste zu charakterisieren weiß, um so größeren Eindruck machen, als wir italienische Opern immer so mangelhaft, so garnicht in ihrem Geiste vorgeführt hören. Eine „Aida"-Vorstellung, wie die von Vigna geleitete, haben wir hier noch nicht erlebt. „Aida" und daneben der „Maskenball" waren denn auch die Glanzpunkte des gesamten Cyclus, und es ist anzunehmen, daß diese Aufführungen nicht vorübergegangen sind, ohne Spuren in unserm Musikleben zu hinterlassen.

Den „Meisterspielen" vorangegangen war das Gastspiel einer französischen Operntruppe. Ohne Reklame, aber auch ohne jedes Geschick wurde es in Szene gesetzt. Die besten Sänger der Gesellschaft, die sich aus pariser und nichtpariser Künstlern zusammensetzte, kamen kaum zum Auftreten. Was wir in den Aufführungen von „Faust" „Mireille", „Galathée", „La Navarraise" und „Manon" hören durften, war sehr minderwertig, wenn man von dem Bassisten Fournets und der zierlichen Mlle. Gillard

absieht. Ein schläfriger Kapellmeister dirigierte das Orchester, ein Chor aus der Provinz verunstaltete die Ensembles; die Krollsche Bühne, die auch diesem Gastspiel den Rahmen lieh, hatte nichts gethan, um durch Kostüme und Dekorationen dem Ganzen einen würdigen Anstrich zu geben. Einzig eine stimmbegabte, äußerst temperamentvolle Sängerin, Mme. Nouvina, erfreute sich eines starken Erfolges, der jedoch zu spät kam, um dem Unternehmen die Gunst des Publikums zuzuwenden, und so mußten die Vorstellungen vorzeitig wegen Mangel an Betheiligung abgebrochen werden.

Und doch war auch dieser französische Besuch nicht ohne jedes Interesse. Schon daß die Erinnerung an ein so feines, reizvolles Werk wie Gounods „Mireille", das durch die provençalischen Chansons eng mit der Litteratur des Landes verknüpft ist, aufgeführt wurde, daß wir endlich die anderswo längst gegebene „Manon" Massenets kennen lernen konnten, war wohl geeignet, Teilnahme zu erwecken. Zudem bekam man immerhin einen leisen Geschmack von französischer Art, wenn auch das Opernwesen der Franzosen danach nicht beurteilt werden durfte. Niemand, der nicht Paris und seine Theater kennt, konnte sich nach diesen Vorstellungen von der Kunst des Landes ein Bild machen. Und das war schade. Denn der Wert solcher Gastspiele liegt doch hauptsächlich in ihrer nationalen Eigentümlichkeit. Ihr Studium ist am besten geeignet, die Phrase von der „internationalen Kunst" in ihrer Nichtigkeit aufzudecken. Nur Italiener können eine italienische Oper, nur Franzosen eine französische zur vollen und eigentlichen Geltung bringen. Jede Uebertragung, nicht nur die textliche, ist bis zu gewissem Grade eine Entstellung. Trotz allen Bemühens nach Vielseitigkeit können wir das Beste, das Charakteristische fremdländischer Werke nie ganz in die Erscheinung treten lassen; das können nur die Interpreten der Muttersprache. Man höre nur eine Wagneraufführung in Paris, eine italienische Buffoper auf einer deutschen Bühne! Der Zusammenhang zwischen Wort und Ton ist gerade im musikalischen Drama ein viel zu inniger; die Tonsprache wird im Ausdruck des Einzelnen unverständlich, sobald sie einer Uebersetzung zur Vermittelung dienen soll. Dazu kommt das Kunstgefühl, das Temperament, die Tradition, die bei jeder Nation anders geartet sind und sich nicht einfach übertragen lassen.

Wer den Wunsch hegt, die ausländische Kunst nicht zu verbannen, aber ihre Darstellung möglichst den Ausländern zu überlassen, fördert übrigens zugleich auch die Sache der deutschen Oper. Hier kommen wir auf einen Punkt, wo allerdings Einseitigkeit am Platze wäre. Das gemischte Repertoire unserer Bühnen, das neben den deutschen alle bedeutenden fremden Werke umfaßt, hat eine stilvolle Wiedergabe jedes einzelnen zur Unmöglichkeit gemacht. Ein Sänger kann nicht zugleich müheloſe Schönheit und äußerste, für die leidenschaftlichen Affekte gebotene Charakterisierungsfähigkeit des Tones erstreben, nicht zugleich seiner Stimme leichte Beweglichkeit und wuchtige dramatische Accente abgewinnen; er kann nicht ein gleich guter Tamino, Raoul und Siegmund sein. Das ist keine Frage der Individualität, sondern der Gesangstechnik. Man vergleiche die Technik der Italiener und Franzosen mit der der deutschen Sänger im allgemeinen; man wird ein höheres Niveau, eine sichrere Tradition finden. Was aber singen jene auch? Ihr festumrissenes Rollengebiet, das oft ein sehr enges, immer seinem Charakter nach einheitliches ist; der deutsche Opernsänger hingegen wird hin und hergeworfen, soll bald die

einen, bald die ihnen entgegengesetzten Eigenschaften aufweisen und findet sich schließlich in keinem Stile ganz zurecht, gelangt in keinem zu absoluter Meisterschaft. Da dem so ist, erscheint es nur natürlich, daß in letzter Zeit gerade aus dem Kreis der künstlerischen Nationalisten der Ruf nach Teilung der Arbeit erschallt. Man möchte das deutsche Musikdrama entlasten durch die Einführung ständiger ausländischer Gastspiele, die bei den modernen Verkehrsmitteln ja keinen großen Schwierigkeiten mehr begegnen. Wenn alljährlich eine italienische Truppe die klassischen Werke der älteren italienischen Litteratur (Mozarts italienische Opern mit einbegriffen) zur Aufführung bringt, und die große und die Spiel-Oper der Franzosen gleichfalls von berufenen Gästen vertreten ist, so würde für die deutschen Sänger das Studium und die stilgerechte Widergabe der einheimischen Meister frei werden.

Im Zusammenhang mit solchen Erwägungen steht die immer aktueller werdende Theaterbaufrage. Je mehr das nach dem Bayreuther Vorbilde vertiefte Orchester sich verbreitet und die frühere Anlage und Verhältnisse der Räume verdrängt, desto größer wird die Zahl älterer Opern, die keine geeigneten Klangbedingungen mehr in unseren Opernhäusern vorfinden. Schon die klassische Litteratur kommt in den meisten Neubauten nicht mehr zu ihrem Recht, geschweige denn die zierliche Buffo- und Spieloper, die Operette und das Singspiel. Also auch die Teilung der Theaterräume für das moderne deutsche Musikdrama einerseits und die Werke romanischen Stils andererseits würde etwas für sich haben. Freilich dürfte man nicht pedantisch vorgehen, und hier so wenig wie bei der gesanglichen Ausbildung der freien Entfaltung künstlerischer Individualitäten Fesseln anlegen, um den zukünftigen deutschen Sänger in seiner Wirksamkeit nicht gar zu sehr zu beschränken. Jedenfalls haben die Besuche fremder Künstler nach dieser Richtung Anregungen gegeben, die auch von den Anhängern einer rein nationalen Kunst nicht übersehen werden sollten.

Ein drittes Gastspiel, das wie die eben besprochenen sich im Neuen Königlichen Operntheater (Kroll) vollzog, brachte, im Gegensatz zu diesen, deutsche Künstler nach der Hauptstadt. Durch den Brand des Stuttgarter Theaters war die dortige Oper obdachlos geworden; sie benutzte die unfreiwillige Unterbrechung ihrer Thätigkeit, um in anderen Städten Deutschlands Gastrollen zu geben, und kam so auf ihrem Wege auch zu uns. Die Vorstellungen begegneten einer steigenden Teilnahme. Hier sahen wir einmal eine Probe von dem, was an kleineren Bühnen geleistet wird, und der Eindruck war so sympathisch, daß man beinahe neidisch werden konnte, wenn man an die Ergebnisse unseres eigenen, um so viel reicher dotierten Kunstbetriebes dachte. Am Stuttgarter Hoftheater wird offenbar sehr fleißig gearbeitet. Unter der Leitung zweier tüchtiger Dirigenten, der Kapellmeister Carl Pohlig und Hugo Reichenberger, verliefen die Aufführungen sauber und exakt. Alles greift gut ineinander, und es berührte wohlthuend zu sehen, wie jeder Einzelne mit künstlerischem Ernst bei der Sache ist. Das Orchester zeigte sich trefflich geschult; von den Mitgliedern auf der Bühne versagte kaum eines. Ohne Sterne ersten Ranges unter sich zu zählen, stehen die meisten doch auf respektabler Höhe; eine Else Wiborg, ein Peter Müller oder Wilhelm Fricke würden auch an größeren Theatern ihren Platz füllen.

Bei der Zusammenstellung der aufgeführten Werke war man mit Glück bemüht

gewesen, hier weniger Bekanntes oder Neues zu geben. Zunächst gingen zwei Opern leichteren Stiles in Szene: Offenbachs letzte Arbeit „Hoffmans Erzählungen“ und Messagers „P'tites Michu“, die um so anmutiger wirkten, als wir sie bisher nur auf einer Operettenbühne mit unzureichenden Gesangskräften gehört hatten. Messager, dessen Vaudeville-Operetten jetzt häufiger nach Deutschland dringen, weiß musikalisch so witzig und geistreich zu plaudern, daß man ihn trotz der possenhaften Vorwürfe, die er, der einstige Organist und Kirchenmusiker, mit Vorliebe behandelt, als ein starkes Talent schätzen muß. Es lebt in seinen Partituren etwas von der Grazie und dem Sinn für Feinheit der Formen, die auch jenseits des Rheines immer seltener geworden sind. Offenbachs posthume Oper, deren Instrumentierung wohl nur zum Teil von ihm herrührt, leidet an einer schon durch den Text verursachten Zerfahrenheit, einer stillosen Buntheit und Zersplitterung; sie enthält aber bemerkenswerte Ansätze zu ernsterem Schaffen und zeigt den Meister der musikalischen Burleske teilweise von einer völlig neuen Seite. Nicht weniger als diese heiteren Sachen fanden einige tragische Werke eine würdige und stimmungsvolle Wiedergabe. Die schon an vielen anderen Bühnen aufgeführte, für uns aber noch neue Oper eines böhmischen Komponisten, der „Polnische Jude“ von Karl Weis, sei an erster Stelle genannt. Sie frappierte durch die gewandte, dramatisch lebendige Art, mit der der grausige Stoff der Erdmann-Chatrianschen Novelle musikalisch behandelt ist. Carl Weis, von dem man bisher kaum etwas wußte, als daß Brahms sich für ihn interessiert und seine Ausbildung gefördert hat, ist durch den Erfolg dieses Werkes in die Reihe der allseitig Beachteten getreten. Ob sein „Polnischer Jude“ ein einzelner glücklicher Wurf gewesen, bleibt abzuwarten. Weis' Erfindung ist nicht von zwingender Originalität; wie er seine Mittel verwendet, ist aber mehr als geschickt, und bemerkenswert der Sinn für Kontraste und packende Bühnenwirkungen, Vorzüge, die bei dem Mangel an lebensfähigen Novitäten doppelt ins Gewicht fallen.

Im weiteren Verlaufe erneuerten die Stuttgarter die Bekanntschaft mit Puccinis hier schon gegebener „Bohème“. Das interessante Werk des Italieners stellt eine merkwürdige Mischung von abstoßenden und anziehenden Momenten dar. Neben Anempfundenem, Gesuchtem und Bizzarrem finden sich unleugbar geniale Einfälle, und die Faktur dieser Musik zeigt auf jeder Seite die geübte, frei schaltende Meisterhand. Puccini ist zweifellos der begabteste unter den lebenden Tonsetzern Italiens. Jetzt, wo Charpentiers „Louise“ bekannt geworden, ist es interessant zu beobachten, wie seine in Bizet wurzelnde Eigenart auf Frankreich wieder zurückgewirkt hat. In der „Louise“ wie in der „Bohème“ haben wir den Versuch vor uns, das moderne Leben, im besonderen der Künstlerwelt, in realistischer Weise zum Inhalt der musikalischen Darstellung zu machen.

Die bedeutendste, und eine wirklich achtunggebietende Leistung der süddeutschen Gäste war die Vorführung der überaus schwierigen Trilogie „Orestes“ von Weingartner. Ueber das Werk selbst ist an dieser Stelle gelegentlich seiner Erstaufführung in Leipzig eingehend berichtet worden. Es sei daher nur festgestellt, daß auch in Berlin der Eindruck der eines ernsten Kunstwerkes war, dem freilich die gewinnenden Eigenschaften abgehen, ohne die ein dauernder Erfolg bei der Menge nicht zu erzielen ist. Man bewunderte das Geschick, mit dem Weingartner den spröden Stoff in ein für einen Abend

berechnetes Opernbuch umgewandelt hat, man erkannte willig einzelne Schönheiten und das ungewöhnliche technische Können des Komponisten an und drückte ihm seine Sympathie durch oftmaligen, lauten Hervorruf aus.

Während diese Dinge in der Hauptstadt vorgingen, war auch die Provinz nicht müßig im musikalischen Wettbewerb. Die sogenannten „Kaiser-Spiele", die seit einer Reihe von Jahren in Wiesbaden um die Zeit des Mai stattzufinden pflegen, räumten diesmal anstatt dem Schauspiele der Oper den ersten Platz ein. Ich glaube, daß die Stärke des Wiesbadener Theaters auch durchaus in der Pflege dieses Kunstgenres beruht. Das Schauspiel macht einen wesentlich provinzmäßigeren Eindruck. In der Oper läßt sich auch das besser zur Geltung bringen, wonach die Wiesbadener Bühne vor allem strebt: die Pracht der dekorativen Ausstattung, der selbständige Kultus des Bühnenbildes. Dieser Standpunkt markiert die Stellung des Institutes unter den deutschen Theatern; fügt man hinzu, daß auch die Technik des Zusammenspiels tadellos funktioniert, daß die minutiöseste Sorgfalt auf alle Details der Darstellung verwendet wird, ergeben sich die Folgerungen von selbst. Eine solche Kunstpflege hat ihr Gutes, aber auch ihr Bedenkliches. In einer Zeit, wo alle Mittel der szenischen und dekorativen Kunst aufs höchste gesteigert, wo früher ungeahnte Wirkungen ermöglicht sind, hat es gewiß seine Berechtigung, diese Mittel auch in den Dienst einer ernsten Sache zu stellen. Immerhin ist das Bühnenbild nur ein Faktor der Gesamtwirkung, und seine liebevolle Ausarbeitung erfolgt nur zu leicht auf Kosten des Ganzen. Die Kunst der Inszenierung im weitesten Sinne ist in Wiesbaden auf eine bewundernswerte Stufe gehoben, aber gerade deshalb drückt sie auf die Vorstellung als solche. Ein feiner künstlerischer Sinn bekundet sich in allen szenischen Einrichtungen; die Kostüme und Requisiten sind nicht nur echt, mit Sachkenntnis im Stil der jeweiligen Epoche gewählt, sie sind auch geschmackvoll zugleich, die Dekorationen von nicht zu übertreffender malerischer Schönheit, die Lichteffekte stimmungsvoll und von zauberhafter Wirkung; sicher und geräuschlos verrichten die Maschinerieen, die hier alles bisher Geleistete überbieten, ihren Dienst. Und in diesem glänzenden Rahmen schafft die Regie lebensvolle Bilder, in denen bis auf den letzten Statisten alles angemessen beteiligt ist. Die Gunst des Kaisers, der bekanntlich dem Wiesbadener Theater das lebhafteste persönliche Interesse zuwendet, ermöglicht eine Prachtentfaltung, wie sie anderwärts aus materiellen Gründen unterbleiben muß. In jenen Maitagen gesellt sich nun durch die Anwesenheit des Monarchen dem Schauspiel auf der Bühne ein nicht weniger glänzendes im Zuschauerraum. Auch das trägt dazu bei, den Veranstaltungen einen festlichen Charakter zu geben; man könnte sich fast in die Zeit versetzt glauben, in der die Aufführungen opernhafter Werke noch ausschließlich dem Prunkbedürfnis höfischer Feste dienten.

Um einer so imponierenden Ausstattung das Gleichgewicht zu halten, bedürfte es ganz hervorragender künstlerischer Persönlichkeiten unter den Darstellern. Die Wiesbadener Hofbühne verfügt nun über derartige Persönlichkeiten leider nicht, und einige auswärtige Künstler von Ruf, die hinzugezogen wurden, konnten den Eindruck des Ganzen nicht wesentlich ändern. Die Aufführungen der „Armide", der „Lustigen Weiber", des „Schwarzen Domino" und des „Oberon" waren durch sorgfältigstes Studium vorbereitet; die Leistungen der einzelnen erhoben sich aber nicht über ein mittleres Niveau,

und was anderswo vielleicht noch als achtungswert gegolten hätte, mußte hier durch das Mißverhältnis zu allem, was für den äußeren Apparat aufgewendet wurde, doppelt minderwertig erscheinen.

Aber nicht nur die Besetzung allein war es, die zu Aussetzungen in musikalischer Hinsicht Veranlassung gab. Mehr noch, ja hauptsächlich fordert der Standpunkt zum Widerspruch heraus, den Intendant und Kapellmeister dieser Bühne älteren Meisterwerken gegenüber einnehmen. In der Erkenntnis, daß manches unserem Geschmack und den an dramatische Werke gestellten Anforderungen nicht mehr entspricht, halten sie sich für befugt, eigenmächtige Aenderungen, oft recht einschneidender Natur, vorzunehmen. Bekannt ist, daß auf diese Weise Webers „Oberon" schon vorm Jahre eine völlige Umarbeitung erfahren hat, und diese Vergewaltigung eines der zartesten und herrlichsten Meisterwerke hat seinerzeit genug von sich reden gemacht. Etwas pietätvoller ist man mit der „Armide" verfahren. Aber auch hier hat Kapellmeister Schlar, dem ein gewisses Geschick übrigens nicht abzusprechen ist, die Gluckſche, einer neuen Textunterlage angepaßte Musik zum Teil stark retouchiert. Georg von Hülsen, der Leiter des Instituts, ist für diese Dinge verantwortlich. Der Geist, den seine Vorstellungen atmen, spricht deutlich für eine nicht geringe künstlerische Veranlagung, wenn diese auch nicht nach der musikalischen Seite zu gravitieren scheint; seine Umdichtung des Armidentextes entbehrt sogar nicht der poetischen und dramaturgischen Vorzüge — aber in seiner Auffassung von den Rechten des Bearbeiters ist er zweifellos zu weit gegangen. Drängt es Herrn von Hülsen, seine Machtstellung zu Reformen zu benutzen, was freudig zu begrüßen wäre, so giebt es bei der Wiederbelebung älterer Schöpfungen, bei ihrer Reinigung von eingerissenen Mißbräuchen und gedankenlosen Theatergepflogenheiten genug zu thun, an dem er sein Talent und seinen guten Willen erproben kann, ohne das Vermächtnis unserer großen Tondichter von unberufenen Händen antasten zu lassen.

* * *

Das Frühjahr und der Beginn des Sommers ist in Deutschland noch immer die Zeit der großen Musikfeste. Die „Tonkünstlerversammlung", die ihre alljährlichen Beratungen auch mit einer Reihe von festlichen Aufführungen zu verbinden pflegt, fand diesmal in Krefeld statt, wo in der Person Müller-Reuters ein besonders tüchtiger Dirigent waltet. Die Tendenz des Allgemeinen deutschen Musikerverbandes ist eine ausgesprochen fortschrittliche seit der Zeit seines Begründers Franz Liszt, und so sind es denn immer neue und kühne Werke, die hier hauptsächlich zu Gehör gelangen. Das Programm war, wie stets, nur allzu reichhaltig. Das lebhafteste Interesse wurde der D-moll-Symphonie Gustav Mahlers entgegengebracht, einer groß angelegten Komposition, die in Berlin bisher nur bruchstückweise aufgeführt worden ist. Neben den künstlerischen Genüssen verleiht diesen Versammlungen das gesellige Zusammensein Anziehungskraft, das die bedeutendsten Musiker aus allen Gauen Deutschlands zusammenführt und einen Gedankenaustausch über wichtige schwebende Fragen gestattet.

Einen ähnlichen geistigen Mittelpunkt vermißt man auf den altberühmten „Rheinischen Musikfesten". Sie sind eigentlich nichts mehr als Cyklen von großen Konzerten, die einer alten Gewohnheit gemäß ausnahmsweise in den Sommer verlegt

werden. In dem Turnus der drei Städte Köln, Düsseldorf und Aachen war in diesem Jahre Düsseldorf an der Reihe. Trotz des ungünstigen Pfingstwetters — die Rheinischen Musikfeste finden immer um Pfingsten statt — und trotz der Ausstellung, die heuer die Aufmerksamkeit der Fremden naturgemäß auf sich lenkt, war die Teilnahme eine sehr rege. Bachs große Messe in H-moll und eine Anzahl älterer und moderner Vokal- und Instrumentalwerke, unter denen eine Kantate des jetzt in Aufnahme kommenden Engländers Elgar sich bemerkbar machte, füllten das dreitägige Programm, und unter der Leitung des städtischen Musikdirektors Prof. Buths und Richard Strauß wurde zum Teil vortrefflich musiziert. Aber es drängte sich doch wieder einmal die Frage auf: was bedeuten uns eigentlich diese wie alle anderen Feste noch? Einst waren sie der Hort des Fortschritts; hier tauchten epochemachende Novitäten auf, hier gelangten hervorragende Virtuosen zu Ruhm und Ansehen, hier boten sich früher die beinahe einzigen Gelegenheiten, über große Massen bei der Ausführung der Werke zu verfügen. Das alles hat sich längst geändert. Man braucht kein Musikfest mehr, um sich einen Namen zu prägen, die größeren Städte besitzen ihre ständigen Orchester und Chorvereine, und neue Kompositionen von wirklicher Bedeutung haben sich gewöhnlich schon allenthalben Bahn gebrochen, ehe es zu einem Musikfest kommt. So haben sich diese einst segensreichen Veranstaltungen überlebt. Sie werden voraussichtlich in nicht zu ferner Zeit von der Bildfläche verschwinden; Vereinigungen aber, wie die der deutschen Tonkünstler, werden sich neue Aufgaben, auf die die Not der Zeit weist, zu stellen wissen.

Es sei mir gestattet, am Schlusse dieses Rückblicks noch einmal auf das Theater zurückzukommen. Während diese Zeilen in Druck gehen, nehmen in Bayreuth die Festspiele, wie üblich, ihren Anfang. Keine neue Erweiterung des Spielplanes hat stattgefunden — wie im vergangenen Sommer wird neben dem „Parsifal“ und dem „Ring“ der „Fliegende Holländer“ gegeben, — und dennoch wird der Andrang zu den Vorstellungen, die allgemeine Teilnahme die gleiche wie in den Vorjahren sein. Man braucht kein Wagnerianer im Sinne der Unduldsamen zu sein, man braucht nicht für Ausnahmegesetze zu Gunsten des „Parsifal“ zu schwärmen und kann doch an diesem Unternehmen mit ganzer Seele hängen. Wir besitzen in „Bayreuth“ etwas, das zu unseren eigenthümlichsten Gütern gehört, um das uns alle Nationen wirklich beneiden können. Erst die Geschichte wird einmal feststellen, in welchem Umfange segensreiche Wirkungen von diesem stillen Winkel ausgegangen sind. Wir ahnen sie nur, aber jeder spürt sie, der einmal in ihren Bannkreis gezogen wurde. Inmitten des häßlichen und geschäftigen Treibens der Alltäglichkeit steht, trotz aller Irrtümer und Unzulänglichkeiten, Bayreuth als der Hort jener reinen Atmosphäre da, in der allein die ernste und wahrhaftige Kunst aufatmen und gedeihen kann. Hier dient man einmal wirklich und ausschließlich der Sache, hier findet man die Zeit, seine vollen Kräfte dafür einzusetzen. Alle, die es mit der Kunst ernst meinen, welcher Richtung sie sonst auch angehören mögen, haben deshalb ein Interesse daran, daß uns dieser Tempel unter den profanen Theaterbauten auch künftig erhalten bleibt, so lange wenigstens, bis er seine Mission zur Gesundung der deutschen Opernverhältnisse erfüllt hat.

Bücherschau.

Adolf Wilhelm Ernst, Lenaus Frauengestalten. Lenaus Gedichte. Stuttgart, Carl Krabbe. Preis geheftet 5 M., gebunden 6 M.

Am 13. August 1802 wurde zu Csatád, einem Dorfe unweit Temeswar, der Dichter Nikolaus Lenau — oder wie sein eigentlicher Name lautet — N. Niembsch, Edler von Strelenau, geboren. Wir feiern mithin in Kürze seinen hundertsten Geburtstag. Aus diesem Anlaß wird das genannte Werk jetzt der Oeffentlichkeit übergeben, um den vielen Tausenden, die Lenaus schönste Dichtungen dankbar im Herzen hegen, des Dichters Leben in der im Titel des Buches angedeuteten Beziehung darzustellen, so seine eigenen Worte erhellend: „meine sämtlichen Werke sind mein sämtliches Leben."

Durch die Veröffentlichung der Tagebücher Lenaus, Emilie Reinbecks und Marie Behrends sind wir genauer unterrichtet über die Frage, welche Frauen eine besonders einflußreiche Rolle — wohlthuend oder verhängnisvoll — in diesem ebenso reichen als herb zerrissenen Dichterleben gespielt haben. Verdanken wir doch der Hingabe eines glühenden Dichterherzens an sie die wundervollsten Dichtungen seiner verzehrenden Schwermut. Man denke nur an die der liebreizenden Lotte Gmelin — seinem Schilflottchen — gewidmeten Schilflieder. Aus diesen melancholischen Weisen klingt noch hin und wieder ein seliges Liebes- und Lebenshoffen, da gab es noch Augenblicke, in denen der unglückliche Lenau glaubte, sein Glück — anderen Sterblichen gleich — mit kühner Hand nur greifen zu dürfen. Er wollte ja nur ein bischen Liebe fürs Leben zu eigen gewinnen — aber dennoch — es sollte nicht sein! Wie rührend hat der Entsagende seinem tiefen Schmerz Ausdruck darüber geliehen, daß er sein reines Lottchen lassen mußte; — mußte, denn ihn zwang jener dämonische Zug, der das Verhängnis für sein schier unerklärliches Märtyrertum wurde.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet.

Lenau, dem so viele Frauen anhingen, der so viel liebte, er hat auch in der Liebe keine Ruhe gefunden. Seine schönsten Gedichte entquollen dieser Sehnsucht nach Liebe, sie muten uns an wie krampfhafte Thränen, von einer wunden, zerquälten, unendlich weichen Dichterseele vergossen. Sie sind für Lenaus reiche Individualität nicht minder sprechend, wie manche Gedichte des großen Goethe von dessen warmem Herzensleben so unmittelbar reden. Indessen war es dem vor allen rauhen Forderungen der Wirklichkeit scheu zurückbebenden Niembsch nicht vergönnt, sich läuternd zu jenen Höhen emporzuarbeiten, auf denen Ideal und Leben einen harmonischen Bund mit einander eingehen, wo der Dichter — in gedämpfter Glut, die rüstigen Mannesjahre thätig erfüllen kann, wie Goethes und Schillers Leben so überzeugend darthut. Was Schopenhauer von Giacomo Leopardi sagt, gilt auch als charakteristisch für Lenau: „Keiner hat diesen Gegenstand (den Pessimismus) so gründlich und erschöpfend behandelt . . . Er ist von derselben (der pessimistischen Lebensauffassung) ganz erschöpft und durchdrungen." In seiner Wahrhaftigkeit aber ist Lenau als Dichter und Künstler groß. „Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn es nur ein gutes Gedicht wird," schreibt er einmal. So stachelt ihn seine weltflüchtige Wahrheitssehnsucht in eine Art berauschendes Qualempfinden, hinter dem — oft nur schleierhaft verborgen — der grause Wahnsinn spukt. Im Gegensatz zu Schillers: „ernst ist das Leben, heiter die Kunst," bemerkt Lenau, damit einen tiefen Einblick in sich gewährend . . . „ich sehe mehr Ernst in der Kunst als im Leben, wo alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit."

Tragisch genug ist es zu sehen, wie bei Lenaus scheuem Insichzurückfliehen vor dem schicksalsschweren Ernst des Lebens, an dem Verlauf seines eigenen Erdenwallens sich das

grausam aufzeigt, wovon Goethe die Dichterjugend — nicht nur seiner Tage — so eindringlich aus eigener Lebenserfahrung zu überzeugen sucht: daß die Muse wohl ein Menschenleben zu begleiten vermag, freundwillig eigenes und fremdes Dasein erhöhend, aber — es niemals zu leiten versteht.

Adolf Wilh. Ernst geht in seinem sympathischen Buch — das ebensowohl wegen seiner fleißigen Forschung, die sich darin zeigt, als der stetig fesselnden Darstellung halber warmes Lob verdient — darauf aus, uns die mit Lenaus Leben verflochtenen Frauengestalten lebendig zu verkörpern. Wir glauben aussprechen zu dürfen, daß ihm diese Aufgabe vollauf geglückt ist.

Verständlicherweise ist jenes bedauerliche Geschick, das dem jungen Niembsch seine erste Heißgeliebte — die treulose Bertha Hauer — bereitete, und das früh schon einen Schleier warf über manche spätere düstere Regung seines Seelenlebens, mit einiger Zurückhaltung erzählt. Man mag Lenau um dieser Erfahrung willen tief bedauern, denn auf seine Natur mußte sie dauernd unheilvoll wirken, aber es ist und bleibt schwer, ein abschließendes Bild aus der Folge dieser traurigen Ereignisse zu gewinnen. In der Darstellung solcher Herzenskrisen macht sich ein peinvoller Rest fühlbar. Da wird auch die Menschenseele „zum Innern der Natur, in das kein erschaffener Geist eindringt". Lenau hat sich diese empfangenen Wunden immer wieder blutig gegeißelt. Seine Natur zwang ihn dazu.

Aus authentischen Quellen ist das benutzte Material geschöpft und ist mit anmutender Frische und immer glücklich zeichnender Gestaltungsgabe zu einem vollen Gesamtbild zusammengefügt.

In seine vortrefflichen Einzelnheiten können wir dem lesenswerten Buch — zu dem man gern wiederkehrt — leider hier nicht folgen. Gewißlich aber wird es verdientem Interesse begegnen, und dies um so mehr, als Lenau und die sein Innenleben erfüllenden Frauen allemal mit eigenen Briefen und Aeußerungen dort zum Worte gelangen, wo die fesselnden Bekenntnisse Licht breiten über manches Dunkle und Rätselhafte, das Lenaus heiße Seele überschattete, ehe noch sein edelgeborener Geist in der Nacht unheilbaren Wahnsinns sich verlor.

Wir glauben, daß auch die Frauenwelt dem zartsinnigen Buch reges Interesse entgegenbringen wird; denn wie über den Reiz anschaulicher Darstellung muß man sich an des Autors Liebe zum ganzen Menschen Lenau erfreuen, die dennoch nirgends ein offenes Urteil über ihn umgeht, sondern allemal dort des Dichters menschliche Schwächen unverhüllt zeigt, wo sie zum Verständnis dieses unglücklichen Dichterlebens dargelegt sein wollen. Das ist auch die erste Pflicht jeder gewissenhaften Biographie, mag daraus auch manches unerbittlich folgen, was unser Herz sich sträubt, in die Vorstellung von seinen Lieblingsgestalten aufzunehmen. Halten wir uns nur den Standpunkt frei, von dem aus Goethe erinnert: „Auch in der Ferne zeigt sich alles reiner, was in der Gegenwart uns nur verwirrt." Unwillkürlich aber wächst auch das Menschliche, mindert sich die Erdenschwere in dem Grade, als wir die Schätzung des geistigen Menschen und seiner Gaben immer als übergeordneten Zweck im Auge behalten. Lenau „ward die Flamme des Lebenslichtes" — zu früh schon — „zur Pein," aber was sich in ihr zu klarem Gold verklärt, das getreulich zu bewahren, möge dieser Tage Gelöbnis sein.

Was sich Lobenswertes von der, nicht nur splendiden, sondern auch wirklich geschmackvollen Ausstattung dieses Buches sagen läßt, mag auch gleich mitgelten von einer anderen Ausgabe des Verlages — Lenaus Gedichte, die in ähnlichem Format erschienen wie die Miniaturausgaben Goethes, Schillers, Heines, Rückerts u. s. w. Gewiß ist die mit geringem Kostenaufwand mögliche Anschaffung solch reizender Geschenkwerkchen vorzüglich geeignet, die Freude an künstlerischer Ausstattung im weiteren Publikum immer heller anzufachen. Besonders, wo das schmückende Gewand einem wirklichen Dichter zuteil wird. H. v. Blomberg.

Die neuere kirchliche Baukunst in England. Entwickelung, Bedingungen und Grundzüge des Kirchenbaues der englischen Staatskirche und der Sekten von Dr. Ing. **Hermann Muthesius.** Mit 32 Tafeln und 132 Abbildungen im Text. Berlin 1901. Wilhelm Ernst & Sohn. Preis geheftet 15 M., gebunden 21 M.

England ist das Land der Gegensätze. Wer das Inselreich nicht näher kennt, vermag nicht

zu ahnen, welche Poesie seine Bewohner, deren Vertreter auf Reisen bei uns nüchternen Materialismus zu zeigen pflegen, in den heimatlichen Wohnungen entwickeln; der weiß nicht, mit welchem Erfolge ein Volk, das rücksichtsloseste nationale Politik treibt, im Gentlemantum eine Erziehung zur ritterlichen Persönlichkeit schätzt und übt, und wie ein Kirchentum, das in den rituellen Aeußerlichkeiten der Hochkirche unser evangelisches Bewußtsein fremd und frostig anmutet, die schönsten und lebenskräftigsten Blüten innerlichen Glaubenslebens hervorbringt.

Die heutige, gegenseitig gereizte Stimmung ist für uns jedenfalls nach zwei Seiten beklagenswert. Erstens setzt sich derjenige, der ein ganzes Volk in allgemeiner Weise verurteilt, stets ins Unrecht, und zweitens erschweren wir uns die Möglichkeit, vom andern zu lernen, was in diesem Falle für uns einen Verlust bedeutet, wenn man auch nur die drei eben erwähnten Seiten des Kulturlebens beider Völker vergleicht.

Wer englisches kirchliches Leben kennen lernen will und wer für unsere eigenen kirchlichen Fragen irgend welche Teilnahme fühlt, der lese das fesselnd geschriebene Buch von Muthesius, das nichts weniger als trockene bautechnische Abhandlungen bietet, sondern sich in anregendster Weise über alle geistigen Strömungen Englands verbreitet. Das Muthesiussche Buch ist gerade zur rechten Zeit erschienen. Wenn sich bei dem Wort Sektenkirche in uns ein hochmütiges Gefühl der Geringschätzung regt, so ist das eine Verkennung der Sachlage, die der Unkenntnis der Thatsachen entspringt. Das Verhältnis der englischen Sektenkirchen zur Hochkirche entspricht demjenigen unserer reformierten Kirche zur lutherischen.

Die Kenntnis der Entwickelung, wie sich die Gegensätze dort zugespitzt und zu welchen Ergebnissen sie geführt haben, ist daher imstande, die Begleichung solcher Gegensätze zu erleichtern, die sich in ganz gleicher Weise bei uns mehr und mehr herausbilden müssen. Die in stetem inneren und äußeren Wachstum begriffenen Freikirchen sind der Hochkirche bereits numerisch überlegen und verfügen über mehr Kirchensitzplätze als die letztere. Wenn man nach der Gleichheit der Verhältnisse und der Aehnlichkeit der Entwickelung urteilen darf, so winkt auch bei uns der schließliche Sieg im Kampfe der Geister der frischeren und freieren Regsamkeit der Reformierten.

Die Fruchtbarkeit der inneren Triebe der Freikirchen hat nicht allein kirchgeschichtlich den lebendigen Erfolg gegenüber der nur äußerlich rituell erstarkten Hochkirche zu verzeichnen, sondern auch auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst. Die Hochkirche ist unter ständiger Wiederholung des mittelalterlichen Grundrisses bei vollständiger Ausbeutung des gotischen Baugedankens in allen seinen historischen Formen an einen toten Punkt gelangt, während die Sektenkirchen mit der Verwirklichung ihrer Gemeindeideale, der gegenseitigen Hilfsbereitschaft und der Pflege höherer Geselligkeit, unmittelbar an die moderne Architekturentwickelung der Raumbildung und des Gruppenbaues anknüpfen, bei der die Stilform zur Nebensache wird. An diese Vorbedingungen sind die größten Hoffnungen für die zukunftsreiche Entwickelung eigenartig evangelischer Kirchenbauten zu knüpfen, von denen schon jetzt Muthesius eine große Reihe bemerkenswerter Beispiele vorzuführen vermag.

Das Buch konnte mit der selbstlosen Hingabe an den schwer zu bewältigenden Stoff, für den in England selbst so gut wie gar keine Vorarbeiten vorlagen, mit der Wärme und Fülle seiner Darstellung nur von einem Deutschen geschrieben werden, und zur Zeit wohl nur von Muthesius, dem die genaueste Kenntnis der englischen Verhältnisse und der neuesten Kunstgeschichte zu Gebote steht. Nicht nur unseren evangelischen Geistlichen, bei denen nicht selten eine auffällige Unselbständigkeit in der Beurteilung kirchenbaulicher Fragen zu finden ist, sei das Lesen des Buches empfohlen, sondern auch dem Nichtfachmann, der hierbei reichen Genuß finden wird.

Otto March.

Moritz Schanz, Ost- und Südafrika. Berlin W., Süsserott. 1902. 8°. 458 S. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis geheftet 10 M., gebunden 12 M.

Das Buch will seiner ganzen Anlage nach dem gebildeten Nichtfachmanne eine Uebersicht über die wirtschaftliche Bedeutung der gesamten Ländermasse von der Südküste des Roten

Meeres bis zum Kaplande geben. Die Art und Weise der Stoffbehandlung ist eine sehr zweckentsprechende und die einzige Ausstellung, die ich machen möchte, betrifft den kurzen geographischen Abschnitt, der nach des Verfassers eigenen Worten in wenigen Strichen den Rahmen zeichnen soll, in dem sich die einzelnen Teile des zu schildernden Gebietes einfügen. Diese Einleitung leidet unter einem gewissen Ungeschick in der Aufstellung der Charakterzüge des Landes; das Bild, das sich der Nichtkenner nach ihr von dem südafrikanischen Dreieck machen wird, ist ziemlich unklar. Der Verfasser vergißt, daß auch die geographische Schilderung eine Kunst ist, die nur auf Grund langjährigen Fachstudiums erlernt werden kann.

Sehr gut haben mir dagegen alle folgenden Abschnitte gefallen, in denen Schanz die einzelnen Landschaften behandelt. Wenn ich nicht irre, ist er Kaufmann, und gerade für den Kaufmann enthält sein Buch eine Fülle nützlicher Mitteilungen. Ohne in der Schilderung irgendwie trocken und langweilig zu werden, giebt er eine Menge von Zahlen und vor allem, er giebt auch einen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung dessen, was wir heute als Kolonie oder als selbständiges Staatsgebilde dort drüben antreffen. Kann doch ohne einige Kenntnis seiner Entstehung niemand ein derartiges junges Wirtschaftsgebiet einer Beurteilung seines Wertes unterziehen. Ein besonderes Verdienst gegenüber manchen alles beschönigenden Werken erwirbt sich das Buch ferner dadurch, daß es auch solche Dinge mitteilt, die zu einer unter Umständen recht scharfen Kritik herausfordern, wie z. B. auf S. 122 die Zahlen für die Berufsverteilung der in Deutsch-Ostafrika vorhandenen Weißen. Dabei giebt es im übrigen die Thatsachen, ohne selbst ein Urteil auszusprechen, wodurch es natürlich an Brauchbarkeit für den Nichtfachmann noch gewinnt.

Als ganz besonderes Verdienst möchte ich es Schanz aber anrechnen, daß er nicht nur auf die Handelsbeziehungen der einzelnen Gebiete Rücksicht nimmt und daß er nicht allein ein umfangreiches handelsstatistisches Material mitteilt, sondern daß er auch eine Menge von verkehrsgeographisch wichtigen Dingen mitteilt. Als vortreffliches Beispiel, das mehr als lange Ausführungen die Bedeutung guter Wasserwege zeigt, sei die auf S. 193 gegebene Zusammenstellung hier mitgeteilt, die gleichzeitig die Art und Weise des ganzen Buches in ein sehr gutes Licht setzt. An ungefähren Transportzeiten und Kosten für die verschiedenen Wasser- und Landstrecken vom Indischen Ocean bis zum Tanganikasee ergeben sich hier von

Tschinde—Tschiromo 4 Tage	80	Mark
Tschiromo—Mpimbi 10 Tage	120	„
Mpimbi—Südende Nyassa 2 Tage	40	„
Südende Nyassa—Nordende 4 Tage	50	„
Nordende Nyassa— Südende Tanganika 20 Tage	160	„

Dankenswert ist namentlich der letzte größere Abschnitt, der sich mit dem außertropischen Südafrika beschäftigt. Bezeichnenderweise sieht auch Schanz, der sich bemüht, auch hier ganz unparteiisch möglichst nur Thatsachen zu berichten, in dem bekanntesten aller Südafrikaner, in Cecil Rhodes, nicht einen bloßen Schuft, als den ihn so manche Zeitung in unseren Tagen hinzustellen liebt. Vielmehr sagt er von ihm: „Der ganze Mann, kein Genuß-, sondern ein Gewaltmensch, gehört zur Kategorie derjenigen, die man bald Helden, bald Räuber nennt, je nach Auffassung und Erfolg."

Von besonderem Interesse für die Leser dieser Blätter sind jedenfalls seine Angaben über die Deutschen in Südafrika, dem einzigen Gebiet des Erdteils, in dem man bisher überhaupt von einer Art von Deutschtum sprechen kann. Er schätzt ihre Zahl, unser Schutzgebiet natürlich ungerechnet, auf ungefähr 12 000. Leider hat schon vor dem Kriege die deutsche Einwanderung in die alten Kolonieen dieser Gegenden stark nachzulassen begonnen. Das Lesen gerade derjenigen Abschnitte, die sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Gebiete befassen, möchte ich besonders unseren Kolonialfreunden empfehlen. Hier finden sie auf verhältnismäßig wenigen Seiten das Wichtigste beisammen, was die langen Ausführungen der Südafrika behandelnden englischen Handbücher und Zensusverarbeitungen enthalten. Hier können sie auch in kurzer Zeit sich überzeugen, wie man eine Steppenkolonie entwickelt, denn über Weinbau, Viehzucht

u. s. w. ist hier viel Wissenswertes mitgeteilt. Besonders dürfte die Mitglieder unserer Siedlungsgenossenschaft interessieren, daß der Durchschnittspreis des Regierungslandes für den Acker (gleich etwa einem halben Hektar) noch im Jahre 1897 in der Kapkolonie nicht höher war als der von ihr bereits im Beginn der Siedelung in Südwestafrika, also in einem ganz unentwickelten Lande, geforderte Preis von 1 M. für das halbe Hektar. Man sieht an den paar angeführten Beispielen wohl zur Genüge, daß man dem Schanzschen Werke, auch ohne gerade Kaufmann zu sein, eine reiche Fülle von Thatsachen zu entnehmen vermag, die wert sind, das allgemeine Interesse zu erregen. Ist auch der Verfasser bemüht, durchaus unparteiisch zu schildern, so möchte ich zum Schlusse doch meine besondere Freude darüber aussprechen, daß er die „Annexion" zweier nicht unterworfener Staaten, eine in der Geschichte der Kulturwelt unerhörte Anmaßung auch in seinem Buche, im Gegensatz zu so manchen Veröffentlichungen der letzten Zeit, als nicht bestehend behandelt. Er spricht, wie es sich gehört, vom Oranjestaat und der verfassungsmäßigen Staatsverwaltung, obwohl er natürlich die „formelle" Besitzergreifung erwähnt, auch charakterisiert er die „Besitznahme" der Diamantfelder im Jahre 1871 in nicht mißzuverstehender Weise. Dasselbe gilt von seiner Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Dinge in der südafrikanischen Republik. Was Schanz über den Charakter der Buren sagt, möchte ich ebenfalls zum großen Teil unterschreiben. Nur kann ich nicht ganz richtig finden, wenn er ihn als hartherzig den Schwarzen gegenüber bezeichnet. Was uns heute etwa so erscheinen könnte, zumal wenn wir uns vorwiegend in den Städten aufhalten, das ist auf den einsamen Farmen inmitten der Farbigen nicht mehr als eine einfache Forderung des Selbsterhaltungstriebes. Und die Unwissenheit und Trägheit (?), den Schmutz und überhaupt die Unkultur findet man doch nur bei einem sehr kleinen Teil der Afrikanderbevölkerung; man darf daher solche Charakteristik nicht zu sehr verallgemeinern. Aber diese Ausstellung soll nicht den Schluß meiner Besprechung bilden. Ich möchte vielmehr an dieser Stelle allen, denen ein wirkliches Bekanntwerden mit den ost- und den südafrikanischen Ländern am Herzen liegt, ohne daß sie auf das Erwerben dieser Kenntnisse viel Zeit verwenden können, das Schanzsche Buch warm empfehlen.

K. Dove.

Versailles et les deux Trianons. Relevés et dessins par **Marcel Lambert,** Texte par **Philippe Gille** (A. Mame et fils à Tours; für Deutschland bei G. Hedeler in Leipzig).

Das ausgegebene Probeheft läßt eine Monographie erwarten, wie wir deren nur ganz wenige besitzen; es handelt sich um ein Prachtwerk ersten Ranges, das auch in Deutschland eingehende Beachtung verdient, nicht etwa, um als „Vorlagenwerk" gemißbraucht zu werden, sondern um als anschaulichstes Dokument einer Gipfelung romanischen Wesens zu dienen, die ja selbst für unsere lieben Nachbarn Vergangenheit — aber, wie dies Werk unabsichtlich mit bekennt, innig zurückersehnte Vergangenheit ist. Die Feinheit und Einheitlichkeit des künstlerischen Gefühles jener einst weltbeherrschenden französischen Zeit, das, was eigentlich den „Stil" einer Epoche ergiebt, nämlich das allgemeine, in allen Köpfen und allen Wesensäußerungen den Untergrund bildende formale Empfinden: sie sind ja für uns heutzutage die erste Vorbedingung, leider auch noch der größte Wunsch für eine werdende nationale Kunst. Möge dies Werk unser Sehnen nach ihr stärken; dann dürfen wir es ohne Gefahr bewundern. Ein ausführlicheres Eingehen auf das von den geeignetsten Persönlichkeiten in mustergültigster Weise geschaffene Werk ist vielleicht nach dessen Vollendung angebracht, da es zur Anstellung der verschiedenartigsten Betrachtungen über germanische und romanische Kunstweise, über Luxus- und Volkskunst, über Regelkunst und Phantastik verlocken dürfte.

Hans Schliepmann.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

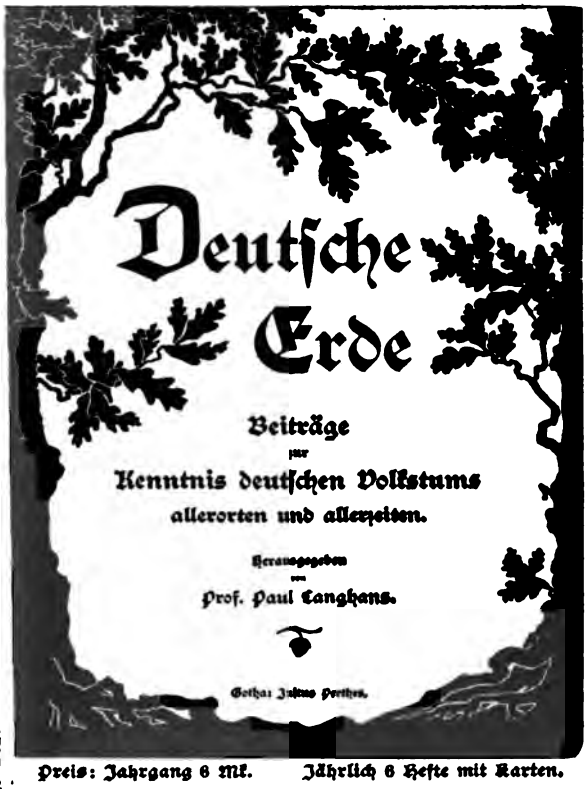
Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Bohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Verlag von Justus Perthes in Gotha.

Soeben beginnt folgende neue Zeitschrift zu erscheinen:

Die „**Deutsche Erde**" dient der Sammlung von Beiträgen zur **Geographie des deutschen Menschen und seiner Kultur.** Gegenstand der Forschung der „**Deutschen Erde**" ist das **Werden, Wachsen und Wandern des deutschen Volks** und die **Ausbreitung seiner geistigen und sachlichen Kultur auf der ganzen Erde.**



Preis: Jahrgang 6 Mk. Jährlich 6 Hefte mit Karten.

Die „**Deutsche Erde**" behandelt **das deutsche Volk in ethnographischem Sinne** ohne Rücksicht auf Zeit und Raum, denn das deutsche Volk war eher als sein Name und politische Grenzen heben die Volks- und Kulturgemeinschaft nicht auf.

Die „**Deutsche Erde**" pflegt die ethnographische Seite jeder Deutschforschung. Was immer Anthropologie und Völkerkunde, Geschichts- und Sprachforschung, Volkskunde und Statistik, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaft, Schrifttum und Kunst zur Kenntnis deutscher Volks- und Stammeseigenart beisteuern, faßt die „**Deutsche Erde**" zu einem neuen Wissenschaftszweige, der **Deutschkunde**, zusammen.

Die „**Deutsche Erde**" bringt eigene Aufsätze sowie fortlaufende Berichte über neue Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiet deutschen Volkstums, **unterstützt von Karten innerhalb und außerhalb des Textes.** Das gesamte, so weitverzweigte Schrifttum der Deutschkunde aller Erdteile wird von Fachmännern besprochen.

Die „**Deutsche Erde**" ruht auf streng wissenschaftlicher Grundlage; Inhalt und Form wird aber jedem Gebildeten verständlich sein. Zu ihren 200 Mitarbeitern zählen Vertreter aller Wissenschaften, jeder politischen und religiösen Richtung, der verschiedensten Staatsangehörigkeit, aber alle bereit, ihre wissenschaftliche Arbeit in den Dienst der Deutschkunde zu stellen.

Probehefte stehen kostenfrei durch alle Buchhandlungen sowie vom Verlag zu Diensten.

* * Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. * *

Neue, neunte Ausgabe

von

Stielers Hand-Atlas

100 Karten in Kupferstich

herausgegeben von

Justus Perthes' Geographischer Anstalt

in Gotha.

Erscheint in

50 Lieferungen (jede mit 2 Karten) zu je 60 Pfennig

oder in

10 Abteilungen (jede mit 10 Karten) zu je 3 Mk.

Es sind schon manche große und größte Kupferstich-Kartenwerke in alter und neuer Zeit aus meiner Anstalt hervorgegangen, Unternehmungen, die wiederholt ein Menschenalter und mehr von ihren Begründern und Fortsetzern erheischten, und deren Schöpfung Hunderttausende gekostet hat — ein Beginnen aber von dem Umfang der diesmaligen Neugestaltung von Stielers Handatlas hat nie ihres Gleichen zuvor bei mir gehabt.

Von den 100 Karten, die der „Große Stieler" neuerdings umfaßt, sind 49 Karten völlig neu entworfen, bearbeitet und gestochen. Bei 47 Karten ist, abgesehen von den enormen Korrekturen, auf galvanoplastischem Wege die Trennung des Bergstiches vom Linien- und Schriftstich erfolgt, so daß das Gelände jetzt wie in anderen Atlanten braun erscheint — eine Riesenarbeit, deren volle Würdigung dem Fachmanne vorbehalten bleibt. Nur 4 Karten behalten im wesentlichen ihre bisherige Gestalt.

Gestochen ist der ganze „Stieler" — hierin nach wie vor einzig in seiner Art — vom ersten bis zum letzten Blatt in Kupfer, aber gedruckt wird er von der Schnellpresse und das ist der springende Punkt: Stielers Handatlas tritt dadurch heraus aus seiner teueren Unerreichbarkeit, stellt sich auf die Hälfte seines bisherigen, durch Handdruck und Handkolorit bedingten Preises und tritt auf den Markt für weiteste Kreise!

Um den Unterschied von sonst und jetzt zu begreifen, nehme man eine alte Karte, grau in grau, zur Hand und vergleiche damit die zarten Töne des neuen Gelände-Braundruckes: **Die Lesbarkeit ist gegen früher verdoppelt, die Zuverlässigkeit die bisherige, der Preis aber der — halbe!**

Justus Perthes.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Septemberheftes. Heft 12.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Seite

Leitspruch von Friedrich Ratzel 801
Hans Hoffmann: Der Dolch. Novelle 801
Reinhold v. Werner: Ein gewagtes Spiel. Geschichte eines Erlebnisses 821
Emil Prinz von Schönaich-Carolath: Die Fremden 833
Cornelius Gurlitt: Christentum und Kunst 834
Reinhold Fuchs: Dat löte Länneken (Giddensee) 842
August Sturm: Nachtlied 842
Alberta von Freydorf: Josephine Scheffel, die Mutter des Dichters (Schluß) 843
Julius Lohmeyer: Erika 850
Felix Lampe: Deutsche Anteilnahme am Panama- und Nikaragua-Kanal 851
Aussprüche von John Ruskin aus „Aphorismen zur Lebensweisheit" 858
Karl Scheffler: Bemerkungen über bildende Kunst 859
Otto Siebert: Friedrich Nietzsche und sein letztes Werk 868
O. Finsch: Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb (Schluß) 875
Stephan Milow: An das Leben 889
Konrad Koch: Goethe und Bismarck uns vorbildlich auch in Bezug auf Heilbeszucht. „Was unserem Volke not ist" 890
Hans Freiherr von Wolzogen: Ein Lösewort 891
L. Schemann: Gobineau und die Gobineau-Vereinigung. 1892 (1894) bis 1902 892
Julius Lohmeyer: Verbitesichweigen 894
Karl Peters: Im Goldland des Altertums 895
Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 903
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 910
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau 918
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande 924
Carl Busse: Litterarische Monatsberichte. XII. 927
Leopold Schmidt: Die Stellung der Musik zur modernen Litteratur 936
Erich Haenel: Deutsche Kunstausstellungen (Düsseldorf, Karlsruhe, München) II. 943
Bücherschau von Otto Finsch, Paul Dehn, O. Felling, B. v. Blomberg, Gustav Hegerlotz, R. Born, Konrad Koch, Fritz Lienhard, Martinus, Wolfgang Kirchbach, K. Feller, Karl Welcker und Busse-Palma 950

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Deutſchland kann nur als Seemacht die Führung der europäiſchen Kontinentalmächte erwerben und behalten, die ihm durch ſeine Lage und Stärke zugehört und die uns als Friedensbürgſchaft notwendig iſt. Nur ſeemächtig werden die kontinentalen Staaten als Ganzes den im Oſten und Weſten ſich bildenden Weltreichen gewachſen ſein.

Friedrich Ratzel.

Der Dolch.

Novelle von

Hans Hoffmann.

Die ſchöne Tragödin Maria Warema ſaß tief in ihren Polſterſtuhl zurückgelehnt und ſpielte mit einem Dolche. Sie ſaß nahe der offenen Balkonthür und blickte träumend über ein breites Baumwipfelmeer hinweg auf den Himmel, der ſchon jetzt am frühen Vormittag ein ſeltſam bewegtes Schauſpiel bot: dunkle Wolkenmaſſen bäumten ſich von unten her wie in ſtill leidenſchaftlichem Drängen gegen ſein ſcharfes Blau empor, vermochten aber nicht weiter aufzudringen; es war, als würden ſie von einer breiten, ſtillen Hand gelaſſen immer wieder zurückgedrückt. Doch leiſe Blitze zuckten immerfort in dieſem gequälten Gewölk, und ein dumpfes Rollen, das man Donner kaum nennen mochte, hallte faſt ununterbrochen aus jener Ferne herüber. Es war äußerſt ſchwül draußen, und vorſichtige Leute hätten die Fenſter lieber geſchloſſen gehalten; Maria aber ſog mit Begierde den ſtarken Jasminduft ein, der vom Garten heraufwehte und ſich mit dem feinen Parfum ihrer Kleider zu einer halb aufregenden, halb betäubenden Wirkung miſchte.

Der Sanitätsrat von Bergen trat, die Portiere mit beiden Händen auseinanderſchiebend, durch die Gegenthür herein; er war ein Mann um die Vierzig, eine wohlgepflegte, behagliche Erſcheinung; er trug keinen Ring auf den feinen, beweglichen Händen. Ohne viel Umſtände ergriff er einen Stuhl und nahm der Hausherrin ſchräg gegenüber Platz. Sein Blick erfaßte ſofort das beſondere Spielzeug in ihren Händen.

„Aha, ſchon beim Rollenſtudium!“ ſagte er nach der erſten flotten und vertraulichen Begrüßung, „— jedenfalls doch wohl die Julia Capulet?

Wie? Lärm? — Dann ſchnell nur! —
O willkommener Dolch,
Dies werde deine Scheide. Roſte da
Und laß mich ſterben . . .

Längst eine Ihrer allervortrefflichsten Rollen — bedeutsam um so mehr für die Tiefe Ihres Künstlertums, daß ich Sie auch an dieser von Ihnen längst mit mächtigem Leben erfüllten Gestalt immer noch weiter studierend finde."

Ihr Gesicht verriet volle Freude über solche Anerkennung; gleich darauf aber wehrte sie lächelnd ab:

„Und dennoch irren Sie diesmal. Sehen Sie sich diese Waffe näher an: es ist kein Theaterdolch, sondern ein regelrechter Gebrauchsgegenstand — für mich allerdings dies doch wieder nicht, sondern ein harmloses Spielzeug für eine Träumerei. So oft und erfolgreich ich auf der Bühne mich selbst und andere erdolche: im Leben kann ich kein Blut sehen, weder das anderer Leute noch mein eigenes. In diesem Betracht kann ich mit Gretchen nur sagen:

Bin doch ein thöricht furchtsam Kind."

„Man findet das nicht selten," bemerkte der Sanitätsrat, „daß Menschen, die am wenigsten das Zeug haben, mit Gift und Dolch entschlossen zu hantieren, besonders gern damit spielen — ich meine, mit dem Gedanken an Mord und Selbstmord."

„Das ist mein Fall nun aber garnicht," fiel sie heiter ein, „auch darin irren Sie — so selten Ihrem Scharfblick das sonst geschieht. Ich gönne wie mit der That, so auch in Gedanken jedem Menschen das Leben, mir selbst aber am allermeisten. Was mir diesen Dolch, das Geschenk eines Freundes, das ich sonst als Falzbein benutze, heute halb ohne mein Wollen zum Spiel in die Hand gab, war die Erinnerung an einen Traum — einen wirklichen Traum im Bett und im Schlaf, und zwar einen ungewöhnlich lebhaften und recht unheimlichen Traum."

„Und nun grübeln Sie sorgenvoll über die Bedeutung dieses Traumes?" fragte der Doktor mit leisem Spotte.

„Das trauen Sie mir wohl selbst nicht zu," versetzte Maria lächelnd. „Sie wissen ganz gut, wie frei ich von so kindlichem Aberglauben bin. Vielmehr stellte ich in mir eine streng wissenschaftliche Untersuchung an, aus welchen Eindrücken des wirklichen Lebens der Traum wohl seine Nahrung gezogen und seine Form gewonnen habe. Und zufällig habe ich diesmal ziemlich sichere Spuren, was sonst bei mir recht selten der Fall ist."

„Und bei andern auch," bemerkte er nickend, „daher eben uns die Träume oft so rätselhaft und außerweltlich erscheinen. Um so erfreulicher dann für uns Wissenschaftsmenschen, wenn wir einmal ein Stückchen von den geheimnisvollen Fäden, die unsere Traumphantasieen lenken, in die forschende Hand kriegen. Darf ich an Ihrer Entdeckerfreude teil nehmen? Ein bischen Seelenforscher sind wir Medizinmänner ja alle schon von Amtswegen oder sollten es doch sein. Oder ists ein Geheimnis — vielleicht gar ein süßes?"

„Ganz und gar nicht," antwortete sie ruhig, „vielmehr wird es mir Freude

machen, an Ihrer Zustimmung meine Seelenkunde zu prüfen und meiner Eitelkeit schmeicheln zu lassen. Der Traum war übrigens sehr einfach: eine Frau lief mit geschwungenem Dolche hinter mir her und wollte mich töten. Und obgleich ich nach allen Kräften Reißaus nahm und ihr also den Rücken kehrte, sah ich doch beständig ihre haßfunkelnden Augen und sah das blitzende Eisen: und natürlich klebten meine Füße am Boden, wie das leider in Träumen so ist; jene kam mir näher und näher, ich war in Angstschweiß gebadet; dazu hörte ich sie immerfort dumpfe Verwünschungen murmeln — ich verstand keine Silbe, aber ich wußte, es waren Verwünschungen — die Angst war entsetzlich; ein Glück, daß ich vor der Katastrophe erwachte: denn ich sagte Ihnen schon, es ist mir äußerst peinlich, mein eigenes Blut zu sehen, und ich bin überzeugt, die wilde Person würde furchtbar tief gestochen haben, wenn sie mich gefaßt hätte; gerade mitten durchs Herz und vorn wieder heraus, das las ich in ihren Augen — ich kann Ihnen sagen, lieber Sanitätsrat, als ich aufwachte, stand mir das Herz still, ganz als ob es wirklich durchbohrt gewesen wäre, und ich habe Minuten gebraucht, ehe ich mich auch nur rühren konnte."

„Ein normales Alpdrücken also," konstatierte der Arzt, „vermutlich die Folge einer Indigestion: das späte und reichliche Essen nach der Vorstellung hinterläßt leicht solche Folgen; ist freilich in ihrem Berufe nicht zu ändern: Sie starben also im Traum gewissermaßen als Opfer Ihres Berufes, oder wären doch beinahe gestorben. Und wie grausam! Die Dolchspitze vorne heraus, daß man seinen Hut daran hätte aufhängen können — o schaudervoll, höchst schaudervoll! Nebenbei bemerkt, ich nehme das als eine Aufforderung, meinen Hut abzulegen: ich habe nämlich eine Viertelstunde Zeit, Ihnen den Puls zu fühlen. Der Gesundheitszustand meiner sonstigen Praxis ist bedauerlich gut, einen einzigen, allerdings sehr schweren Fall abgerechnet, von dem ich eben herkomme — wieder einmal, wie so oft, mit dem beschämenden Bewußtsein der Nichtigkeit unserer sogenannten Kunst, sobald die Natur Ernst macht. Denn das Ausstellen des Totenscheins gehört jedenfalls nicht zu den Künsten, die Freude bereiten, weder dem Arzte, der sich damit eine Henne tötet, die ihm goldene Eier legte, noch auch seinem Opfer. Ehe die Woche herum ist, kann sein, sogar ehe diese Sonne sinkt, bin ich um einen nutzbaren Patienten ärmer. Daß ich dies so genau feststellen kann, ist zwar eine achtbare Probe meiner Kunst, aber doch keine erfreuliche. Uebrigens fällt mir ein, dieser ungetreue Patient ist Ihnen ja keineswegs unbekannt, gehörte vielmehr, wenn ich recht berichtet bin, in die beglückte Schaar Ihrer ästhetischen Freunde: der Doktor Bertling —"

Marie Warema fuhr mit einem Schrei in die Höhe und sank dann stark erblassend in ihren Sessel zurück. Sie rang eine Zeitlang vergebens nach Worten. Auch der Sanitätsrat schwieg überrascht und ein wenig betreten.

„Das wußte ich nicht," begann er endlich zu reden, „daß Sie so starken

Anteil nehmen, sonst hätte ich Sie mehr vorbereitet, eine andere Tonart genommen —"

„Bertling?" unterbrach sie ihn angstvoll fragend, „Doktor Rudolf Bertling? Aber das ist ja gar nicht möglich. Er ist so jung — und ich weiß nichts von einer Krankheit —"

„Sie waren auf Gastspielfahrten, meine Gnädige," erklärte er ihr, „die Sache ist allerdings sehr plötzlich gekommen — eine starke Erkältung — Influenza — Lungenentzündung — galoppierende Schwindsucht — ich hätte Ihnen freilich bei meinem letzten Besuche schon Mitteilung machen können, wenn ich gewußt hätte, daß der Fall Sie so nahe angeht —"

„Gewiß," sagte sie sich aufraffend, „er geht mich sehr nahe an. Ich nannte Bertling bis vor kurzem meinen besten Freund. Er ist mir sehr viel gewesen. Ihre Nachricht trifft mich furchtbar. Es ist wahr, es hat bei meiner Abreise einen Bruch zwischen uns gegeben — aber nur um so furchtbarer. Es war ein Bruch nicht in Feindschaft, sondern gerade aus echter Freundschaft. Ich dachte in diesen Tagen so viel an ihn — und sehen Sie, lieber Doktor, da haben Sie gleich einen von den Keimen, aus denen dieser Traum mir erwachsen ist —"

„Den Zusammenhang finde ich allerdings in der Eile nicht," bekannte er kopfschüttelnd, „ich denke, Ihre Verfolgerin war eine Frau —"

„Sehr einfach," sagte Maria ruhig, „wenn ich an ihn denke, denke ich naturgemäß auch an seine Frau. Sie wissen ohne Zweifel etwas von der Vorgeschichte dieser Ehe oder doch von den Gerüchten darüber."

„Von diesen gewiß," bestätigte er, „so wenig ich davon glaube. Gerücht ist Gerücht und hat selten mehr mit der Wahrheit gemein als der Schatten mit dem Körper."

„Nun, das ist doch immer etwas," meinte Maria, „und in diesem Falle sogar ziemlich viel. Also was besagen Ihre Quellen?"

„Sie soll in San Franzisko ihren Gatten ermordet haben, um Bertling heiraten zu können," berichtete er kurz. „Blödsinn natürlich. Amerikanisch zurecht gestutzte Geschichte. Hat wahrscheinlich einen Ekel von Goldsucher zum Manne gehabt, sich ehrlich von ihm scheiden lassen und dann Bertling in Frieden geheiratet. Der andere hat sich dann vermutlich irgendwo beim falschen Spiel ertappen und niederknallen lassen. So ungefähr denke ich mir den Körper des schwarzen Schattens. Man braucht das allerliebste zierliche Persönchen ja nur anzusehen: Leidenschaft zwar steckt genug in den schwarzen Augen, aber fast einzig zärtliche Leidenschaft; das freilich könnte ich mir allenfalls vorstellen, daß sie in Siedehitze einer Nebenbuhlerin die Augen auskratzte, aber daß sie mit Mordwaffen umgehe, nun und nimmer, selbst nicht gegen ihren eigenen Ehemann. Das gehört in das Reich der fabelhaftesten Fabeln, wieviel Böses man den vielbesprochenen Kaliforniern auch zutrauen mag."

„Frau Kitty Bertling ist obendrein irischen Ursprungs," fügte Maria hinzu, „noch ein erschwerender Umstand. Und doch ist sie natürlich eine kaltblütige Mörderin nicht; da haben Sie recht, man braucht das liebliche Gesichtchen nur anzusehen. Aber mehr Körper ist dennoch an dem Schatten des Gerüchts, als Sie anzunehmen geneigt sind. Frau Kitty hat thatsächlich vor dem Schwurgericht gestanden unter der Anklage des Totschlags, begangen an ihrem Eheherrn; sie ist allerdings freigesprochen, aber nur, weil man Notwehr annahm: die That selbst war vor Zeugen geschehen und von ihr keinen Augenblick geleugnet."

„Alle Wetter," rief der Sanitätsrat überrascht, „das kleine Frauenzimmer steigt in meiner Achtung. Der Mann ist also ein ausbändiges Scheusal gewesen?"

„Davon habe ich keine Kunde," versetzte Maria, „vielleicht eben nur ein hitzköpfiger Ire im thatenfrohen Lande Kalifornien. Die Geschichte habe ich von Bertling selbst, ohne die geringste Verpflichtung, sie geheim zu halten: im Gegenteil, ihre Verbreitung ist ihm erwünscht als das beste Mittel, den entstellenden Gerüchten entgegenzutreten; denn das einfache Totschweigen hilft natürlich zu gar nichts. Also Bertling war als Korrespondent eines großen New-Yorker Blattes in San Franzisko. Er verkehrte im Salon der jungen Frau Kitty O'Soundso — den Namen konnt ich nie behalten —. Der Gatte besuchte diesen Salon natürlich nicht, denn erstens war er Geschäftsmann, wie eben ein Amerikaner das ist, und zweitens sind anderer Frauen Salons meist interessanter als die der eigenen Frau."

„Ist Frau Kittys Salon am Ende nicht wirklich ein bischen uninteressant gewesen?" fragte der Doktor mit einem etwas boshaften Lächeln. „Ich kann mir das Gegenteil so recht nicht vorstellen. Sie ist ein liebes Geschöpf und auf ihre Art ganz gewiß nicht dumm; aber was einen Salon mit Geist und Leben erfüllt, das hat sie doch eigentlich nicht."

„Mag sein," fuhr Maria ruhig fort, „das hinderte aber nicht, daß zwischen ihr und dem geistreichen Doktor Bertling sich leise etwas anspann, was man so Flirt nennt oder im Deutschen gegenseitige Schwärmerei —"

„Aha," machte Bergen.

„Ich bitte den deutschen Ausdruck durchaus wörtlich zu nehmen mit aller seiner Beschränkung," sprach Maria ernst, „ich kenne Bertling genügend, um das, seiner Darstellung folgend, mit aller Bestimmtheit sagen zu können. Vielleicht gerade im Bewußtsein solcher Harmlosigkeit mögen sie sich haben gehen lassen, mögen Blicke und Worte nicht immer unter kluger Aufsicht gehalten haben; auch wage ich zu vermuten, daß wenigstens bei ihr, der heißblütigen, unbefriedigten Frau, schon eine beginnende Leidenschaft unter der Decke gespielt habe: kurz, der Klatsch hat sich geregt und ist durch wer weiß welche unsauberen Kanäle auch zu den Ohren des Mr. O'Soundso gedrungen.

Der hat die Sache auch gut kalifornisch behandelt, wahrscheinlich, weil er aus seiner eigenen Praxis es sich nicht vorstellen konnte, daß so etwas bei Blicken und freundlichen Worten bleiben könne. Er hat dem Salon seiner Gattin die Ehre eines Besuches gegönnt und ist bei dieser Gelegenheit mit Doktor Bertling zufällig in einen kleinen Wortwechsel über politische Dinge geraten, der sich ohne ersichtlichen Grund schnell etwas erhitzt hat; darauf hat er, um das Gespräch abzukürzen, den Revolver gezogen und einige Schüsse in der Richtung abgegeben, in der dieser Gast sich gerade augenblicklich befand. Die erste Kugel ist ihm hart am Ohr vorbeigepfiffen, die zweite aber hoch in die Luft oder richtiger in die Zimmerdecke gegangen: denn inzwischen hatte sich dem Hausherrn ein kleines, feines, aber genügend scharfes Dolchmesser in die Halsschlagader gebohrt und damit das Fortführen der Unterhaltung dauernd unmöglich gemacht. Dieses Messer war aber nicht durch Doktor Bertling, sondern durch Frau Kitty in Thätigkeit gesetzt worden.

Wie gesagt, Frau Kitty wurde freigesprochen. Die Richter oder Geschworenen sollen einfach kompensiert haben: ein Menschenleben hat sie vernichtet, ein anderes gerettet, das hebt sich auf. Sie hat in Notwehr gehandelt. Daß nicht ihr eigenes Leben bedroht war, sondern das eines anderen, macht ihre That nur noch entschuldbarer. Wie würden Sie geurteilt haben, Herr Sanitätsrat?"

„Ganz genau wie die Kalifornier," versetzte dieser schnell, „ich finde den Wahrspruch äußerst vernünftig, — wie ich überhaupt das meiste vernünftig finde, was ein deutscher Jurist nicht billigen würde. Was meinen Sie, was der Frau hierzulande widerfahren wäre? Die That stand fest: folglich war sie schuldig nach unerbittlicher deutscher Logik. Konnte sich nur noch fragen: welches Vergehens schuldig? Des Mordes wohl nicht: es fehlt das Kennzeichen der Ueberlegung. Die Geschichte ging ja zu schnell; in ein paar Sekunden kann ein Deutscher nicht überlegen. Aber doch des Totschlages oder mindestens fahrlässiger Tötung oder der Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Notwehr? Unmöglich. Ihr ging niemand an den Kragen. Und offenbar ging die Notwehr zu weit: ein Stich in den Arm würde der Lebensrettung vollkommen genügt haben. Der Hals ist eine zu lebensgefährliche Gegend; dahin sticht man doch nur, wenn man weiß, warum. Also Freisprechung unmöglich, weil durchaus unjuristisch. Und dann hat die Geschichte diesen still romantischen Beigeschmack, diese heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß — der hat die Kalifornier am allermeisten in ihrem Urteil bestochen. Bei uns wär es gerade umgekehrt, da sieht man so etwas von der moralisierenden Seite. Jeder einzelne Geschworene würde da an sich selber denken: Wie häßlich wär es doch, wenn mir meine eigene christliche Ehefrau mit so einer Messerspitze an die Halsader ginge, und das obendrein um eines fremden Schwerenöters willen, von dem sie sich anschwärmen läßt, was sie im verheirateten Zustande durchaus nicht mehr nötig hat — da ist es

doch wohl besser, ein Exempel zu statuieren und solche allzu thatkräftige Dame zur Warnung für andere auf einige Zeit in Sicherheit zu bringen. Mildernde Umstände immerhin — aber Strafe muß sein."

„Und wie ist Ihr eigenes Urteil über den Fall?" unterbrach ihn Maria, „ich meine, nicht im Gerichtssaal, sondern hier im Salon Warema."

„Urteil?" fragte er gelassen, „was zwingt mich oder berechtigt mich zu einem Urteil? Ich kann nur sagen: eigentlich sollte man als christliche Ehefrau ja so was meist nicht thun, seinen Herrn und Gatten abstechen wie ein Hühnchen. Wenn mans aber einmal gethan hat — dann sind ichs von einem Bertling ebenso tapfer als klug, daß er der armen Wittib zu einem neuen Manne verhilft, den sie nun doch einmal haben muß, wenn sie nicht zufällig eine Künstlerin ist, die solchen Luxus leichter entbehren kann. Und ferner kann ich sagen: wenn ich durchaus einmal heiraten müßte — nicht heiraten ist besser, sagt der Apostel Paulus — dann könnte am ersten solche Frau mich berücken und einfangen, bei der noch die Hand wie eine getreue Leibwache thateifrig im Dienste des Herzens steht ganz ohne Vermittelung des dürren Verstandes. Denn ich schätze das Weib dann am meisten — und im Grunde thuts jeder Mann — wenn es nicht unsern erklügelten Moralien und Grundsätzen sich beugt, sondern in Freiheit dressiert nur ihr eigenes Herz zum Gesetz nimmt. Die meisten Weiber aber haben wir glücklich eingeschnürt in unsere moralgrauen Weisheitsnetze, ihre Hand gehorcht dem Herzen nicht mehr, sondern dem klügeren Kopfe, sie lieben nicht mit Leidenschaft, sondern mit Mäßigung, Vorsicht und Sittsamkeit, und sie töten ihre Männer nicht in heißer Wallung mit einer munteren Dolchspitze, sondern sie saugen ihm langsam, heimtückisch das Mark aus den Knochen mit dem furchtbaren Saugrüssel der Wohlerzogenheit, Wohlanständigkeit und häuslichen Tugend, kurzum der Langeweile — das ist die Strafe der Männer für die Erfindung der Grundsätze. Wie erfrischend ist da ein solcher Dolchstoß, der diese wie alte Lumpen flott auseinanderreißt! Ich beneide den Bertling um seine Frau Kitty."

„Und ich beneide Frau Kitty um einen so warmen Verteidiger ihrer That," versetzte Maria, „ich für meinen Teil bekenne, daß ich ein stilles Grauen davor doch niemals los geworden bin, ein Grauen vor der That und ein wenig auch vor der Thäterin. Darf mans auch keinen Mord nennen, so bleibt es doch eine Blutthat. Ich kann sie bewundern, aber nur wie ein schönes Raubtier — wenn ich es im Käfig sehe."

„Nun, Frau Kitty ist jetzt im Käfig," meinte der Sanitätsrat, „denn sie liebt ihren Mann. Der ist sicher vor ihren Dolchen, wie ich die Frauen kenne, selbst wenn er sichs etwa einmal einfallen ließe, ihr untreu zu werden, eine andere zu lieben. Ein weiblicher Othello tötet nicht den schuldigen Geliebten, sondern die vielleicht ganz unschuldige Nebenbuhlerin. Oder sind Sie anderer Meinung und Erfahrung? Sie machen erschrockene Augen — Sie sind auf-

fallend blaß geworden — sollte ich wieder einmal mit meinem Geschwätz eine empfindliche Seite berührt haben? Dann bitte ich feierlich um Ihre Vergebung."

„Das haben Sie nicht nötig," sagte Maria, sich mit Anstrengung zusammenraffend, „das mit der empfindlichen Seite aber ist richtig — die allerempfindlichste sogar in dieser Stunde. Denken Sie an meinen Traum. Wie der Dolch da hineinkommt, das wissen Sie nun schon: die Erinnerung an Frau Kittys That hat ihn in meine Phantasie gedrängt. Dann aber die drohenden Augen der Frau, die mich verfolgte: auch das sind wieder Kittys glühende Augen leidenschaftlichen Hasses, die ich an ihr, der Lebenden, kenne, des Hasses der Eifersucht — — was sagen Sie dazu, lieber Freund und kluger Seelenarzt?"

„Danke für das Kompliment," erwiderte Bergen, „das zu verdienen ich mir nicht anmaßen darf; allenfalls für die Diagnose, aber garnicht für die Therapie. Für menschliche Triebe und Leidenschaften habe ich vielleicht einen leiblich verstehenden, also verzeihenden Blick: einen Menschen aber in Seelennöten zu heilen ist mir noch niemals gelungen — sofern nicht die bloße Aussprache für solche arme Seele schon eine Heilung einschließt. In solchem Sinne wollte ich Ihnen gern als Seelenarzt dienen, wenn Sie mich dessen wert achten; auf weisen Rat aber müssen Sie verzichten. Im übrigen — überraschen kann mich die Kunde gerade nicht, daß Sie einmal Frau Kittys Eifersucht erweckt haben. Ich bin ja in der glücklichen Lage, daß mir in Ausübung meiner sogenannten Kunst als Nebenhonorar der Genuß des jeweiligen Stadtgespräches aus hundert Kanälen zuströmt: und so hörte ich auch von Ihrer Freundschaft mit Bertling — in der That, nur von einer Freundschaft, wunderbarerweise. Indessen, ich bekenne, ich selbst kann schwer daran glauben, daß irgend ein Mann ganz ungestraft unter den Palmen der Freundschaft einer Maria Warema zu wandeln vermöge, selbst nicht, wenn er eine temperamentvolle und reizende Kitty zur Frau hat. Männerherzen sind nun einmal Gefäße mit doppeltem Boden, was unsere Normalsitten dagegen auch reden mögen, und der gute Bertling braucht darum seiner Kitty im Herzen noch nicht untreu geworden zu sein, wenn er nebenher einmal auch für Maria Warema geschwärmt hat. Daß aber Frau Kitty selbst so etwas weder begreift noch gutwillig duldet, ist mir auch wieder nicht verwunderlich; denn eine ganz kluge Frau ist sie nicht, und daß sie selbst eben nur für einen einzigen Mann Platz hat, nicht bloß in ihrem Herzen, sondern sogar im Lichte der Sonne, das hat sie mit kräftigem Rotstift unterstrichen. — Nun gestatten Sie mir aber eine Zwischenfrage, wenn auch nur eine Frage der bloßen Neugier.

Sehen Sie, dieser Bertling: Sie nannten ihn geistreich; ich kenne ihn mehr von der körperlichen wie von der geistigen Seite her und kann mir kein Urteil darüber anmaßen, glaube Ihnen also aufs Wort. Und vielleicht ist es sein besonderer Vorzug, daß er seinen Geistreichtum nicht jedermann und bei jeder Gelegenheit aufdrängt. Nun sind es aber nach meiner Erfahrung nicht eben die

geistreichen Männer, die für Frauen die größte Anziehungskraft haben, vielleicht am wenigsten für Frauen, die selber Geist in die Wagschale zu werfen haben wie Maria Warema — Sie haben gesundes Selbstbewußtsein genug, um zu wissen, daß dies keine leere Schmeichelei ist — ich will der Schmeichelei auch gleich eine andere Tönung geben, indem ich mich selbst den geistreichen Männern zurechne, gleichgültig, ob Sie mirs bestätigen oder nicht: mir genügt mein eigenes klassisches Zeugnis —"

„Und ob ichs bestätige!" fiel Maria lebhaft ein, „warum fände ich denn sonst ein so großes Vergnügen an Ihrer Unterhaltung, — eigentlich ein weit größeres noch als an Ihrer Heilkunst —"

„Danke für das zweifelhafte Kompliment," rief er lachend, „ich selbst lege auf diese reichlich das dreifache Gewicht, schon weil sie um so viel nahrhafter ist. Aber nun sehen Sie: Sie finden nach eigenem Zugeständnis ein gewisses Wohlgefallen an meiner Unterhaltung; Frau Kitty hinwiederum hat die größte Hochachtung vor meiner Heilkunst und schätzt außerdem eine Eigenschaft, die Sie, glaub ich, noch gar nicht entdeckt haben: daß ich nämlich in meinen besseren Stunden ein ganz guter Kerl bin — bitte, mäßigen Sie Ihre Akklamation: ich will damit nur sagen, ich finde durchaus die wünschenswerte Anerkennung für die verschiedenen Seiten meines Wesens, und das bei Frauen sehr gegensätzlicher Natur. Ich wählte Sie beide nur als recht augenfälliges Beispiel, ich könnte auch mit manchen anderen renommieren. Aber — nun kommt es — weder Ihnen noch Frau Kitty noch sonst irgend einer von meinen wohlgesinnten Freundinnen und Gönnerinnen ist es noch jemals eingefallen, sich mit angemessener Leidenschaft in mich zu verlieben, obgleich ich die Tugend der Jugend doch auch einmal gehabt habe. Es fällt mir nicht ein, mich dieserhalb etwa über die Frauen zu beklagen: über Naturgesetze zu klagen geht mir gegen die Wissenschaft; ich nagle nur die Thatsache fest. Und nun frage ich mich — jetzt kommt endlich der Sinn der langen Rede —: durch welche Mittel bringt dieser Bertling — auch er nur als Beispiel gegriffen — es eigentlich zustande, in so viel holderem Sinne ein Liebling der Frauen zu sein, zum mindesten zweier Frauen, deren Natur und Charakter nicht verschiedener sein kann: hier die Natur der triebfrischen Leidenschaft, der halb unbewußten That, hier die durchgeistigte, träumerisch mit Dolchen spielende Künstlerin —"

„Erlauben Sie, lieber Freund," unterbrach ihn Maria mit einigem Eifer, „Sie gebrauchen das Wort Liebling, ein Wort, das, auf Männer angewandt, mir nicht angenehm klingt. Aber gleichviel, ich möchte nur wissen: Freund oder Liebling, wo ist da der große Unterschied? Sie dürfen sich schwerlich beklagen, daß wir Sie rauh behandeln. Sie haben auch kein Recht, jetzt boshaft zu lächeln."

„Meine teure Freundin," antwortete er, „Bosheit kenne ich bekanntlich nicht, und das Lächeln müssen Sie mir gönnen; es ist der Ausdruck meiner sanften

Seele. Eine kleine, vielleicht nicht ganz unbescheidene Bitte aber möchte ich mir erlauben: da unser Gespräch gegen unsere Gewohnheit eine beinahe ernste Wendung genommen hat, meine ich doch, die nötige Grundbedingung eines gedeihlichen Weiterspinnens sei vollkommene Ehrlichkeit. Nun lassen Sie mich Ihnen sagen als etwas, das ich mit wissenschaftlicher Sicherheit weiß: wenn Ihnen heute jemand die Nachricht gebracht hätte, Ihr guter Freund, Sanitätsrat von Bergen, sei im Begriffe, seinem langjährigen Ernährer, dem Sensenmanne, zum ewigen Bunde die Hand zu reichen — gewiß würden Sie das redlich und herzlich beklagt haben, Sie würden geseufzt haben: Ach, das ist aber schade! So tief entsetzt aber wie vor einer Viertelstunde würden Sie nicht aufgefahren sein, Ihre Gesichtsfarbe wäre einige Abtönungen wärmer geblieben — lassen Sie gut sein, in diesem Punkte wollen wir einig bleiben, wie kluge Leute das in Kleinigkeiten ja immer sind. Nicht wahr, wir sind einig?"

Maria besann sich eine kleine Weile und spielte mit ihrem Dolche.

„Sie sind ein bischen unbarmherzig, Doktor," sagte sie endlich, „und vielleicht auch ein bischen indiskret. Aber gut, seien wir einig. Warum sollte ichs auch verbergen? Ich weiß ja, Schwachheiten des Herzens sind keine Schande in Ihren klugen Augen, zumal wenn man sie tapfer bekämpft und siegreich überwunden hat. Sie deuten mein Erschrecken ganz richtig. Ja, eine kleine Schwärmerei habe ich für Bertling gehabt, habe sie vielleicht jetzt noch. Für Sie aber in diesem Sinne nicht. Und doch sagt mir mein Verstand, daß Sie ihm im Grunde als Mann überlegen sind, an Geist und Klarheit wahrscheinlich, an Ernst und Thatkraft gewiß. Warum er nun dennoch für manche von uns gefährlicher ist als Sie? Vielleicht kann ich es Ihnen sagen. Wir Frauen verlangen vom Manne entweder, daß er uns beherrscht, unterdrückt, mißhandelt — oder daß er vor uns auf den Knieen liegt. Das thun Sie beides nicht. Sie behandeln uns wie Männer, wie gute Kameraden, Sie lassen uns unsere Freiheit, statt uns mit brutalem Drängen zu knechten — Sie bewahren sich aber auch selbst Ihre Freiheit, Sie beugen sich uns nicht, ergeben sich nicht in unsere Macht; selbst wo Sie ernsthaft huldigen, schwindet nie ganz der feine ironische Zug um Ihre Lippen. Gerade heraus, lieber Freund, Sie sind zu fein für uns Frauen; wo wir mit Leidenschaft lieben sollen, verlangen wir derbere Kost.

Da nehmen Sie Bertling: Er kniet vor uns und tyrannisiert uns, beides zugleich. Da haben Sie das Geheimnis seines Erfolges. Er spielt den Tyrannen freilich nicht im Groben, nicht durch eisernen Willenszwang; das könnte er gar nicht, er ist weich geschaffen; aber durch hundert kleine sprunghafte Launen, die uns quälen und drücken und reizen und fesseln und zuletzt unterwerfen. Und so ist auch seine Huldigung kein derbes Sichhinwerfen, wohl aber die feinste, die sich erdenken läßt: er versteht es, uns zu verstehen, sich ins uns zu versenken, unsere Schwachheiten zu schonen, zu streicheln, zu übermänteln — Sie meinen, das

thäten Sie auch, lieber Doktor? Auch Sie seien kein plumper Paragraphenrichter über uns? Nein, das sind Sie nicht — aber sie lächeln ironisch. Sie verzeihen unsere Schwächen, aber Sie huldigen ihnen nicht. Das ist ein Unterschied tief wie ein Abgrund.

Sehen Sie, so hat Bertling in mir zuerst die Künstlerin gewonnen. Er sagte keine Schmeicheleien, er wagte im Gegenteil handfeste Wahrheiten, doch bei jedem Worte, jedem Blicke fühlte ich immer hindurch: er versteht meine Kunst wie kein anderer, nämlich diese meine eigene, besondere, aus meinem innersten Wesen erwachsene Kunst, die mir ganz allein gehört als mein innerstes Eigentum. Und ich fühlte hindurch: er hatte volle, helle, hingebende Freude an dieser meiner Kunst und also an mir selber, denn meine Kunst ist mein Ich: und gerade diese geheimnisvolle Einheit traf sein Verständnis. Er wußte, das Beste und Stärkste in meiner Kunst ist nicht zu trennen von meinen menschlichen Schwächen. Darum schont er diese Schwächen nicht, sondern er liebt sie.

So mußten wir Freunde werden. Ganz nahe Freunde — weiter ganz gewiß nichts nach unserer redlichen Absicht und Meinung. Es ist nun freilich immer schon etwas Besonderes um so eine Freundschaft zwischen einem interessanten Manne und einem schönen Weibe — wie finden Sie es, daß ich mich so nenne? — und obendrein zwischen einer Künstlerin und ihrem Bewunderer, der ihr dabei im ganzen doch geistig überlegen ist. Zunächst wuchs ich künstlerisch an ihm in die Höhe, unter der Sonne seines Verständnisses und seiner Mitfreude trieben neue Schößlinge in mir, entfalteten sich neue Blüten. Aber der Künstler ist der Mensch: es konnte nicht ausbleiben, daß ich bei solchem Segen auch menschlich durchsonnt wurde und zu vollerem Lebensgefühl aufwuchs. Die Freundschaft wurde wärmer, als sie unter zwei Männern zu sein pflegt und unter zwei Frauen. Aber doch blieb es reine Freundschaft.

Und dann kam der Tag, da ich Kitty kennen lernte. Und von dem Tage beginnt meine Schuld — und ihre Schuld. Und doch kann ichs mit voller Wahrheit sagen: ich kam ihr mit aller herzlichen Wärme entgegen, ich hoffte ernstlich, auch in ihr eine Freundin zu werben. Und ich wünschte das heftig mit einer heimlichen Angst: denn es würde genügt haben, meine Freundschaft zu ihrem Manne in unübersteigliche Grenzen zu bannen. Ich ahnte doch heimlich schon ferne Gefahren und suchte nach einem Schutzmittel. Nach den ersten Stunden aber wußte ich, daß Kitty mich haßte. Sie hatte die untrügliche Witterung des liebenden Weibes, das besser wußte als er und ich, wieviel er mir war — und, was wohl das Schlimmste, daß ich ihm etwas war, was sie ihm nie hatte sein können. Sie ist ein tüchtiges, thatfrisches Weib, keine Künstlernatur, wie er es ist, obgleich er nicht schafft. Sie hatte die Ahnung, daß ich, die Freundin, ihn in seinem tiefsten Wesen besser kannte als sie, die Gattin, und darum seinem Leben soviel neuen Reichtum gab. Das wars, warum sie mich bitterlich haßte.

An jenem Tage schon sah ich an ihr die Augen, die mich heute Nacht in meinem Traume verfolgten, die Augen, die Dolche blickten.

Doch damit hätte ich mich abgefunden, denn ich konnte es verstehen, ich konnte mit ihr fühlen. Allein über den Haß hinaus verkannte sie mich schmählich, that mir schreiendes Unrecht. Sie sah die zweckbewußte, schlaue Verführerin in mir, die ihr den Gatten abspenstig zu machen trachte: und sie gab mir das deutlich und scharf zu verstehen. Das war zu viel. Da schwoll Empörung und Trotz in mir auf und eine dunkle Begierde nach Rache. Mich packte ein unwiderstehliches Gefühl, sie meine Macht fühlen zu lassen, ihr zu zeigen, daß ich in Wahrheit sein konnte, was sie in niedrigem Argwohn mir zutraute, — wenn ich nur wollte. Und nun wollte ich wollen. Von da an begann ich mit ihm zu spielen, ihn zu locken, zu reizen, zu bethören. Ich bin nicht umsonst Komödiantin: wenn ich nur will, verstehe ich die Künste, durch die ein schönes Weib Herr wird über jeden Mann, und wenn er von Eis wäre. Ich darf es mir zu einem kleinen Verdienst anrechnen, daß ich sonst von diesen Künsten keinen Gebrauch machte.

Und ich bin seiner Herr geworden. Seine Seele war mir unterthan, so sehr er sich sträubte, so sehr er sich anklammerte an die alte Liebe, sich selber vorgab, sie inniger zu lieben denn je. Etwas Wahres zwar mochte daran sein: er ist ihr nie untreu geworden in derberem Sinne, auch nicht in Gedanken: aber doch genoß ich den Triumph voll aus, daß die Frau, die mich beleidigt hatte, mit ihren feinen Fühlfäden es wahrnehmen mußte, wie ich ihn fester und fester an mich kettete, wie ich die Sehnsucht seiner Träume wurde, mochte er im Wachen auch mit müden Waffen sich mir widersetzen.

Da auf der Höhe meines Sieges stieß ich auf einen Widerstand, an den ich nicht gedacht hatte: Frau Kitty selbst war es, die mich entwaffnete. Ihre Hilflosigkeit, ihre maßlose Angst, ihr jammervolles Ankämpfen gegen meine Uebermacht weckten mein tiefes Mitleid, ja, ihr Haß selbst gewann etwas seltsam Rührendes für mich, weil er nur der Widerschein war der mächtigen Liebe zu ihrem Gatten. Das Weib in mir erwachte und fühlte mit der Schwester, verstand die ganze Schwere ihrer Leiden. Mit wie blutigem Ernste hatte sie ihn sich erobert, durch ein wie leichtherziges Spiel wollte ich ihn ihr nehmen!

Da faßte ich den Entschluß, der Freundschaft zu entsagen, ganz kurz, ganz jäh alle Fäden zu zerreißen, schroff, mit aller Gewaltsamkeit, da ich wohl fühlte, daß ein freundliches, friedliches, allmähliches Lösen ein unmögliches Ding sei.

Ich brach jeden Umgang ab, betrat seine Schwelle nicht mehr, verschloß ihm mein Haus, gab auf keinen seiner bittenden, zurechtweisenden, drohenden Briefe mehr Antwort. Das sind nun Monate her, ich habe von Bertlings nichts mehr gesehen noch gehört, als hier und da eine flüchtige Kunde.

Und da ich mich nun einmal so tief in Bekenntnisse hineingeredet habe, will

ich auch das noch hinzufügen: der Entschluß zur Trennung war mir zwar nicht leicht, doch mit einiger Tapferkeit immerhin gut durchführbar erschienen. Und in der That hob mich in der ersten Zeit das Bewußtsein einer guten That, eines dargebrachten Opfers über das bange Gefühl des Verlustes hinaus; dann half mir während des schweigsamen Ringens mit dem widerstrebenden Freunde auch die Kampfstimmung selbst, ja der Trotz und der Eigensinn. Als aber alles still geworden war, als er sich ergeben hatte, da fiel es über mich mit erdrückender Schwere — und ich wußte nun erst, was ich mir selbst angethan hatte mit diesem Abschied.

Verlangen Sie keine Schilderung meiner stillen Leiden. Mein Stolz trug mich hinüber und das sichere Bewußtsein, daß es kein Zurück gab. Meine Kunst aber half mir nicht. Dieses eine Mal nicht. Wenn ich nicht irre, haben Sie einmal gesagt, der rechte Künstler habe immer nur eine wahre Liebe: das sei seine Kunst. Was er an Menschenwesen zu lieben glaube, seien immer nur Trugbilder für ihn, die ihn eine Zeitlang umgaukelten, bis er sie ausgenutzt, ausgesogen habe für seine Kunst; dann seien sie ihm eine leere Hülle geworden, die er kaltherzig beiseite zu werfen innerlich gezwungen sei, ob er wolle oder nicht.

Es ist sehr viel Wahres daran, ich habe es manchesmal schon mit einem stillen Schauder empfunden. Jetzt aber empfinde ich mit noch tieferem Schauder: es kann doch einmal auch anders kommen, dem Künstler kann es einmal mit Schmerzen in das Bewußtsein dringen, daß er eben auch Mensch ist, — und vielleicht daß seine Menschlichkeit dann mit verdoppelten Leiden an ihm sich rächt. Zum erstenmal hat mich die Kunst hier nicht über mich selbst erhoben. Und nun diese Nachricht. — Zwar mir könnte es fast gleich gelten, ob er lebt oder tot ist; vielleicht ist der Gedanke noch härter, bei lebendem Leibe für immer von ihm verbannt zu sein: aber doch ist etwas in dieser Nachricht, das mich ins Mark schlägt, das mich innerlich versteinert — wissen Sie, welch Schreckbild still in mir auffteht? Vielleicht ists nur die Nachwirkung des schwülen Traumes. Und dann dieses schleichende Halbgewitter; es hat so etwas Heimtückisches: diese matt zuckenden Blitze, gleich scheu geschwungenen Dolchen, das halblaute Murren und Rollen gleich gemurmelten Verwünschungen — — ich bin gewiß, das dies träge Wetter und die lastende Schwüle die erste Schuld tragen an diesem Traume — aber doch werde ich die schaurige Frage in mir nicht los: Und wenn ich schuld wäre an seinem Tode — —?"

Maria schwieg und forschte mit banger Frage in den Augen des Arztes. Der schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Thorheit," sagte er schnell, „eine Erkältung ist die erste Ursache, Vernachlässigung die zweite. Nie hat ein Fall klarer gelegen."

„Welch ein Triumph der Wissenschaft," spottete Maria, „daß sie so glatt alle Gewissenszweifel beseitigen kann! Was etwa dahinter liegt, braucht sie ja

nicht zu kümmern. Daß man sich eine Erkältung zuziehen kann und sie dann vernachlässigen, wenn nicht geradehin mit Absicht, so doch aus maßloser Gemütserregung, die alles sonst um sich her vergißt, Zorn, Kummer, Angst, verzehrende Sehnsucht — das gehört nicht in den Rahmen der heiligen Wissenschaft."

„Und solche Grübeleien," versetzte Bergen beinahe schroff, „gehören nicht in den Rahmen einer gesunden Künstlerpersönlichkeit. Glauben Sie, daß Frau Kitty sich ehedem nach ihrer kalifornischen That mit ähnlich überfeinerten Doktorfragen geplagt hat?"

„Mag sein, daß sies nicht gethan hat," versetzte Maria, „wer so rasch handelt, mag auch mit dem Denken darüber schnell fertig werden. Aber was hat das mit meinem Falle zu thun? Da ist doch der wurzeltiefe Unterschied, daß ihr das Opfer ihres Handelns von Herzen gleichgültig, vielmehr sicherlich gründlich verhaßt war — während hier die Dinge doch wesentlich anders liegen. Doch lassen wir meine Grübeleien und meine Träume beiseite. Sagen Sie mir lieber, wie glauben Sie, daß Frau Kitty diesen Schlag überstehen wird? Wird sie weiter leben können, da ihr dieser Mann doch alles in der Welt war und sie weder Kinder hat noch auch eine Kunst, in die sie sich flüchten könnte?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich hatte in meiner Praxis einen Fall, daß eine sehr zarte und sehr gefühlvolle Dame ihren heißgeliebten Mann und alle ihre drei Kinder an einem Tage verlor; Diphtherie war der Würgengel: und sie ist doch leben geblieben, und wer sie jetzt, nach zehn Jahren, sieht, wird ihr schwerlich so bald das Furchtbare anmerken, das ihr widerfahren ist. Das menschliche Herz ist von einer Haltbarkeit, wie sie jeder Porzellankanne zu wünschen wäre. Und wenn etwas Frau Kitty aufrichten kann in dem ihr widerfahrenen Leide, ists vielleicht das stolze Bewußtsein, daß sie ihren Schatz vor den Nachgrabungen sogar einer Maria Warema geborgen und ihn für sich behalten hat bis in den Tod. Gerade da er leiblich nun von ihr genommen wird, mag sie seine Seele desto fester sich aneignen als ihren unverlierbaren und unteilbaren Besitz. Darin mag sie ihren Trost finden."

„Und der soll ihr von ganzem Herzen gegönnt sein," sagte Maria still, „mag sie mich auch immer noch bitterlich hassen, ich habe sie lieb gewonnen wie eine Schwester: für wen man viel opfert, den gewinnt man lieb. Sie behalte ihren Trost, und der meine sei die Kunst."

„Das will sagen, das Bewußtsein, aus dem eigenen Leide für uns anderen Menschenkindern Freude zu spinnen," bemerkte Bergen.

„Hoffentlich sogar aus der eigenen Reue," fügte Maria mit einem Seufzer hinzu.

„Ganz gewiß auch das, und das erst recht," bestätigte er mit Nachdruck, „ein Künstler aus dem Vollen, der alle Saiten der Menschenbrust anrühren will, kann er selbst nicht werden ohne Schuld und Reue. Ich möchte sogar sagen, ich

wünschte Ihnen ein volleres Gewicht Schuld als das kleine Packet, das Sie unter dem Arm tragen. Was bedeutet eine Schuld, die man so tapfer thathandelnd gebüßt hat? Die Künstlerin durfte sich tiefer verstricken: die genießende Menschheit würde es ihr vergeben, würde es ihr gedankt haben.

Und nun, liebe Freundin, danke ich Ihnen von Herzen für Ihr Vertrauen. Wissen Sie, daß ich mich mehr und mehr überzeuge, die Freundschaft einer liebenswerten Frau sei ein edleres Gut und eine feinere Ehre als ihre Liebe?"

„Sie mögen recht haben," sagte sie warm, „die Liebe ist blind, die Freundschaft sehend."

„Im übrigen haben wir, wie nicht ganz selten, die Hauptsache vergessen," fügte der Arzt in trockenem Tone hinzu, „nämlich Ihr körperliches Befinden, für das ich dem Publikum verantwortlich bin. Sie sehen in der That etwas angegriffen aus. Zwar ist das nur natürlich nach einer Nacht mit Angstträumen — die zweifellos in einer Magenverstimmung wurzeln: aber es ist mir lieb, daß Sie heute nicht auftreten; sonst müßte ich am Ende vor den Vorhang treten und dem lieben Publikum einen Entschuldigungszettel überreichen: Maria Warema muß heute die Schule versäumen, sie hat sich übergessen. Also bitte ich die hohe Patientin heute den Tag über um Ruhe und Diät, nichts weiter; dann wird die nächste Nachtruhe, so hoffe ich, traumlos verlaufen."

„Es ist heute das erstemal," versetzte sie lächelnd, „daß ich Ihrer Diagnose so recht nicht traue, Herr Sanitätsrat. Ich wollte, es wäre alles an mir so gesund wie mein Magen; ein Frühstück von Kieselsteinen würde mir keine großen Beschwerden machen. Ich sagte Ihnen schon, dieser Traum ist mehr kosmischen oder meteorologischen Ursprungs: dies unentschlossene Gewitter allein hats gemacht — natürlich sofern es mit gewissen elektrischen Spannungen hier innen korrespondiert und heimliche Entladungen auslöst. — Gestehen Sie, Doktor, daß ich von Ihren naturwissenschaftlichen Vorträgen etwas profitiert habe! Und es ist ein Genuß, in so gelehrten Wendungen zu schwelgen. Und ich denke dabei:

Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann —

Aber wir Gretchen können's hübsch nachplappern."

„Dann wollen wir wenigstens auf das Wörtchen Hübsch den Hauptnachdruck legen," lachte Bergen, „und außerdem im Nachplappern Zeugnis Nr. 1, nämlich mit Verständnis. — Jetzt aber leben Sie wohl: wir verfallen sonst hülflos gegenseitiger Beweihräucherung, wozu wir, fürchte ich, schon mehrfache Ansätze gemacht haben; und das giebt allemal eine Schraube ohne Ende. Entziehen wir uns also lieber der Gefahr durch die Flucht, die in diesem Falle nicht unehrenvoll ist. Inzwischen wünsche ich für Ihre Nerven, daß dies klägliche Gewitter bald zu einem kraftvollen Ausbruch komme; Blitz und Donner machen, wie oft der Tod, mancher erdrückenden Schwüle ein wohlthätiges Ende."

Er entfernte sich eilig, und Maria blieb allein.

Sie starrte wie zuvor hinaus in die kriechenden Wetterwolken, die immer noch nicht in die Höhe kamen, immer noch machtlos in matten Donnern rollten und grollten; sie schien es nicht zu merken, daß Thränen um Thränen ihr still über die Wangen liefen.

* * *

Das Mädchen brachte eine Visitenkarte herein: Frau Kitty Bertling.

Maria fuhr mit der Hand zum Herzen und blickte lange starr und bleich auf das zierliche Kärtchen wie auf ein unbegreifliches und tief unheimliches Wunder. Endlich winkte sie wortlos, den Besuch hereinzuführen.

Frau Kitty trat ein. Maria erhob sich und schritt ihr langsam entgegen. Einige Sekunden lang ruhten beider Blicke wie prüfend in einander. Es war, als würden beide gerade jetzt des starken Gegensatzes sich recht bewußt, der sich schon in ihrer äußeren Erscheinung ausprägte. Die Künstlerin, ein gut Teil höher gewachsen, zeigte in ihrer Haltung und in jeder ihrer runden Bewegungen eine feine, zwanglose, sichere Würde, die dauernd ein heiteres Behagen erweckte. In dem länglichen Oval des vornehmen Gesichts, das lichtblondes, schlichtgescheiteltes Haar umrahmte, fesselten am meisten die klugen, klaren und doch träumerischen grauen Augen, in denen der Geist ständiger stiller Beobachtung sich mehr verbarg hinter dem Ausdruck verstehender Herzensfreundlichkeit. Erregbarkeit und Leidenschaft konnte man allenfalls ahnen aus dem kühnen Schwunge der Brauen und der leise zitternden Beweglichkeit der schmalen Lippen.

In Kittys Antlitz und ihrer ganzen Gestalt trat ein fast kindlicher und doch etwas koketter Liebreiz am kräftigsten hervor. Besonders verriet er sich in den schwarzen, lebhaft strahlenden Augen und dem vollen Munde, auf dem eine süße Zärtlichkeit zu Hause schien; es bestätigten ihn die krausen, dunkeln Locken über der niedrigen Stirn, die weichen Wangen, die rundliche Kopfform. Ihre Bewegungen waren rasch und kurz wie bei Kindern, denen immerfort neue Einfälle durch den Kopf schießen, dabei von einer feurigen Anmut wie bei spielenden jungen Kätzchen.

„Ich komme mit einer Bitte," sagte sie schnell, ehe die andere ihr die Hand reichen konnte.

„So wissen Sie, daß die gewährt ist, wenn sie nichts Unmögliches fordert," antwortete Maria warm und griff nach ihrer Hand, die ihr nur zögernd und leise zuckend entgegenkam.

„Mein Mann wird sterben," stieß Kitty kurz und trocken heraus, aber es lag eine Welt von Jammer in dieser Knappheit.

„Der Sanitätsrat von Bergen hat mir vor einer Stunde schwere Befürchtungen seinetwegen geäußert," gestand sie leise, „Sie sehen mich schmerzlich erregt von einer so schrecklichen Ueberraschung."

„Einige Tage giebt man ihm noch zu leben," fuhr Kitty fort, „dann wird es aus sein. Für immer aus. Aber er hat noch einen großen Wunsch auf der Seele; den möchte ich ihm erfüllen, ehe er mir genommen wird. Darum komme ich zu Ihnen. Sie können ihn erfüllen. Er möchte Sie noch einmal sehen, ehe er dahingeht."

Maria trat erschrocken einen Schritt zurück. Glut und Blässe wechselten jäh auf ihren Wangen.

„Frau Kitty," sagte sie, sich gewaltsam zusammenraffend, „ich versprach Ihnen alles, nur nicht das Unmögliche. Dieses aber, glaube ich, ist unmöglich."

„Mir wär es unmöglich, seinen letzten großen Wunsch ihm unerfüllt zu lassen," sprach Kitty einfach.

„Großer Gott," rief Marie erschüttert, „das hat er von Ihnen — von Ihnen gefordert?"

„Nichts hat er gefordert," fiel jene schnell ein, „nichts hat er gebeten. Kein Wort hat er gesagt. Aber in seinen Augen steht es geschrieben. Meinen Sie, ich könnte das nicht lesen? Meinen Sie, er könnte mir etwas verbergen, wenn er auch will? Dies hätte er ja gern verborgen, aber er bringt es nicht fertig. Ich kenne ihn zu gut, er täuscht mich nicht. Er hat große, brennende Sehnsucht nach Ihnen."

„Kitty, Kitty, — und die kommen Sie, Sie ihm zu stillen?" rief Maria in heftig gesteigerter Bewegung.

„Ich kanns nicht mit ansehen, daß er sich so aufzehrt, noch so kurz vor seinem Tode. Und wenn die Sehnsucht gestillt ist, vielleicht lebt er mir einen Tag länger," versetzte Frau Kitty.

Maria breitete die Arme aus; zögernd, in heimlichem Kampf, mit heimlichem Trotz sank Kitty ihr entgegen.

„O Kitty, Du liebst Deinen Mann, wie ich es niemals gekonnt hätte," flüsterte Maria ihr zu, „und so liebt er Dich — mich hätte er niemals so lieben können, auch nicht, wenn er mich vor Dir gekannt hätte. In mir liebt er meine Kunst, und nach der hat er Sehnsucht, nicht nach mir, dem Weibe. Wenn Du mir das glaubst, will ich mit Dir kommen und ihm Lebewohl sagen."

Ein stilles Leuchten trat in die Augen der reizenden Frau. Gleich darauf aber sprach sie nicht ohne leise Bitterkeit:

„Ja, sein Herz hat immer zu sehr der Kunst gehört, mir immer nur halb oder nicht einmal halb. Das war von jeher mein Kummer. Ich wollte ihn ganz für mich allein, aber er gab mir höchstens die Hälfte seines Herzens. Ich hasse alle Kunst, sie hat mich bestohlen. Ein Mann gehört zu seinem Weibe und nicht zu einer Kunst. — Aber Sie soll er noch einmal sehen; bitte, kommen Sie gleich mit mir, daß er nicht zu lange zu warten braucht."

„Wenn ich als Deine Schwester kommen darf, Kitty, dann ja. Wir müssen

Du zu einander sagen, sonst höre ich aus Deiner Rede noch heimliche Feindschaft. Glaube mir, ein Mann giebt seiner Frau immer nur ein halbes Herz; das wird wohl so sein müssen. Du hast es nicht schlechter als andere. Und mir, der Weibe, geben die Männer nicht einmal die Hälfte ihres Herzens, denn die Hälfte dieser Hälfte gehört meiner Kunst. So arm bin ich gegen Dich. Du könntest Dich trösten. Du kannst mich als Schwester zu ihm führen ohne Eifersucht und Sorge. Wenn Du das willst, so bin ich bereit. Und habe ich Dir jemals weh gethan, Kitty, dann verzeihe mir. Vielleicht kann ich Dir künftig dafür wohl thun, indem ich Dir um ihn trauern helfe. Wer versteht denn sonst Deinen Kummer so wie ich? Wer kann ihn denn sonst teilen?"

Kitty fuhr heftig zurück bei diesem letzten Worte und rang sich gewaltsam aus den sanft werbenden Armen der Künstlerin. Ihre Augen sprühten von leidenschaftlichem Widerwillen.

Maria entsetzte sich vor dieser unheimlichen Wandlung.

„Ich kann nicht mit Ihnen kommen, Kitty," sagte Sie schnell, „Sie hassen mich immer noch. Mag Ihr Mann dann hingehen in seiner thörichten Sehnsucht. Ich kann nichts für ihn thun. Ich habe nach ihm keine Sehnsucht. Ich brauche ihn nicht. Ich brauche auch nicht um ihn zu trauern. Ich habe meine Kunst."

Frau Kittys Augen leuchteten leise und seltsam auf.

„Komm!" rief sie entschlossen, „er muß Dich sehen. Er muß mit Dir fertig werden. Und dann habe ich ihn für mich. Meine Trauer will ich allein haben wie seine letzten Gedanken und Blicke."

Maria lächelte leise trotz ihrer starken Bewegung und strich ihr freundlich über die Backen. „Ich nehme Dir nichts," flüsterte sie beruhigend, „er wird in meinem Kommen nichts sehen als Deine große Liebe, daß Du mich geholt hast und wird still über mich hinblicken und mich dann vergessen. Und ob er nur Tage noch lebt oder doch vielleicht Jahre — denn die Aerzte können irren — Du wirst ihn für Dich haben, und von mir wird sein Herz nichts mehr wissen. Komm. Ich will mich zurechtmachen."

Eine leise Verklärung überglänzte Kittys Antlitz; Maria umarmte sie noch einmal zärtlich, die nicht mehr widerstrebte; dann ging sie ins Nebenzimmer und kam schnell mit Hut, Schirm und Handschuhen zurück. Sie fand Frau Kitty in die Betrachtung des Dolches vertieft, der auf dem Sessel liegen geblieben war.

„Den hat er Dir einmal geschenkt," sagte diese mit einer neuen heimlichen Unruhe in Blick und Ton.

„Gewiß," antwortete Maria schnell, „in frischer Begeisterung über meine Julia. Er fand, ich sei besonders schön gestorben. Ueberhaupt sei das Sterben meine Spezialität. — Mich berührte dieser Ausspruch, so harmlos er war, damals seltsam, beinahe unheimlich und beängstigend, ich erinnere mich noch genau. Ich suchte damals den Eindruck von mir abzustreifen durch einen Scherz, der mir

doch auch Ernst war. „Nein, Leben," sagte ich, „ist meine Spezialität, blühendes, glühendes, glänzendes Leben, so voll und so lange wie möglich." Und ich denke, ich habe wohl recht damit gehabt; mein Leben war so reich in Genuß und in Arbeit, daß ich manchmal denke, wenn es plötzlich zu Ende ginge, dürfte ich mich nicht beklagen; ich habe mehr vom Leben gehabt als andere in der doppelten und dreifachen Zeit. — Den Dolch will ich mitnehmen, es wird ihm Freude machen, zu sehen, wie ich ihn noch in Ehren halte. Und wenn er mir noch eine Schmeichelei sagt über mein schönes Sterben, will ich es diesmal still hinnehmen; — und daß er mich immer gern sterben sah, wirst Du mir ja gönnen," fügte sie mit einer ganz leisen Bitterkeit hinzu, die sie aber sogleich durch einen Kuß auf die Stirne Frau Kittys wieder gut zu machen suchte.

Sie steckte den Dolch in die schöngearbeitete Scheide und befestigte das blanke Gehenk an ihrem Gürtel.

Die beiden Frauen verließen Seite an Seite das Zimmer und das Haus. Immer noch war die Luft voll Schwüle und der Himmel voll schleichender Wolken, und immer noch kam das Gewitter nicht zum Ausbruch. Sie bestiegen eine Droschke und fuhren in still erregtem Schweigen zu der Bertlingschen Wohnung. Kitty öffnete die Flurthür und schritt hastig vorauf. Maria folgte mit verhaltenem Atem.

Kitty lauschte an der Thür des Krankenzimmers; bald nickte sie befriedigt.

„Er spricht mit der Wärterin," bemerkte sie flüsternd, „seine Stimme klingt ganz kräftig. — O mein Gott, wenn er leben bliebe! Vor einer Stunde sprach er viel matter. Vielleicht wars nur eine Krisis. — Und dann brauchte er Dich nicht zu sehen — — Nein, es muß sein!" berichtigte sie sich selbst entschlossen. „Er könnte doch bald sterben, und dann wär es zu spät. Bitte, warte einen Augenblick."

Sie öffnete die Thür und schloß sie wieder hinter sich. Nach wenigen Minuten kam sie zurück.

„Noch kurze Geduld!" hauchte sie hastig, „er muß sich an den Gedanken erst gewöhnen. Er schrak zusammen, als ich es ihm sagte. Aber nun fängt er schon an, sich zu freuen, er muß sich nur noch ein bischen sammeln."

Maria sah, sie bebte am ganzen Leibe in maßloser Aufregung. Es war deutlich, daß sie am allermeisten der Sammlung bedurfte.

Endlich drückte Kitty abermals die Thür auf und führte den Gast an der Hand hinein und bis an das Bett des Kranken. Dann zog sie sich still in den dunkeln Winkel an dem einen verhangenen Fenster zurück; durch das andere strömte das Tageslicht mäßig gedämpft in das Zimmer. Sie konnte hier alles beobachten und wurde kaum gesehen. Die Wärterin trat an das helle Fenster und blickte auf die Straße.

Die Augen des Kranken leuchteten auf in tiefem Glück, als die Freundin

hereintrat und sich unmerklich über ihn beugte. Sie reichte ihm schweigend die Hand, die er mit müdem Druck ergriff und festhielt. Auch er sprach nicht; nur die Augen der beiden hingen und lebten fast ineinander.

Es war totenstill im Zimmer, kein Atemzug wurde vernehmbar. Aber von draußen her scholl ganz dumpf und matt das jetzt fast gleichmäßige Rollen des fernen Donners.

Lange, schweigende Minuten vergingen.

Kittys Blicke hafteten wie gebannt an Marias Antlitz; das zeigte minutenlang eine milde Verklärung, ein friedevolles Ausruhen. Ganz plötzlich aber sah sie diese stillbelebte Ruhe sich verwandeln in eine versteinerte Starrheit, ein regungsloses Grauen. Und immer noch kein Ton, keine Bewegung; die Hände der beiden lagen immer noch ineinander.

Auf einmal sprang Kitty vor, spähte schärfer nach ihrem Manne und stieß einen gellenden Schrei aus. Die Wärterin eilte herbei und neigte sich hastig tief über den Kranken. Maria trat zurück und barg ihr Antlitz in beide Hände.

„Er ist gestorben," sagte die Wärterin gleichgültig.

Kittys Züge verzerrten sich furchtbar; sie stand einige Augenblicke vollkommen starr mit krampfhaft geballten Fäusten.

Darauf trat sie ruhig, anscheinend fast gleichgültig an Maria heran, griff nach dem blanken Gehenk in ihrem Gürtel, riß den Dolch aus der Scheide und bohrte ihn mit einem kurzen, festen, harten Stoße tief in deren Brust.

„Du sollst nicht an ihn denken dürfen. Meine Trauer will ich für mich allein haben," sagte sie mit einer müden, beinahe sanften, verschleierten Stimme.

Die Künstlerin fiel lautlos neben dem Bette zu Boden, mit der Stirn dumpf aufschlagend, unter häßlichem Gepolter.

Kitty starrte eine Weile stumm auf ihr Opfer. Dann sagte sie laut:

„Wenn er das hätte sehen können! Es war nichts Schönes an ihrem Sterben. — Jetzt gehört er mir allein."

Ein gewagtes Spiel.

Die Geſchichte eines Erlebniſſes von

Admiral Reinhold v. Werner.

Es heißt, daß vier Städte in der Welt ſich den Rang der Schönheit ſtreitig machen, in Braſilien: Rio de Janeiro, in Europa: Liſſabon, Stockholm und Konſtantinopel. Ich habe alle vier geſehen, muß aber unbedingt Konſtantinopel den Vorzug geben.

Nach Ausbruch des Krimkrieges wurde die preußiſche Dampfkorvette „Danzig", auf der auch ich eingeſchifft war, dorthin zum Schutze der Deutſchen entſandt, und wir blieben faſt ein Jahr lang vor Anker, aber der Anblick der an den azurblauen Fluten des Bosporus gelagerten Stadt mit ihren von Moſcheen gekrönten ſieben Hügeln, unter denen die Hagia Sophia ſich majeſtätiſch hervorhebt, mit ihren Vorſtädten Pera, Therapia, Bujukdera, dem unmittelbar am Waſſer erbauten Marmorpalaſt des Sultans Dolma-Bakdſche und dem am kleinaſiatiſchen Ufer gegenüberliegenden Skutari war ſo bezaubernd, in ihrer orientaliſchen Eigenartigkeit ſo anziehend, daß ich das vor meinen Blicken ſich ausbreitende Panorama täglich mit demſelben Entzücken betrachtete und mich an ihm nicht ſatt ſehen konnte.

Freilich macht die Stadt dieſen Eindruck nur von außen her; kommt man ins Innere, ſo erfährt man in ihren engen, winkligen, von Schmutz ſtarrenden Straßen, die man bei Regenwetter nur mit hohen Stiefeln paſſieren konnte, eine große Enttäuſchung, aber dafür entſchädigte doch vielfach das fremdartige Leben und Treiben, das man zu beobachten Gelegenheit hatte.

Auch auf dem Waſſer gab es viel Ungewohntes zu ſehen. Nach der Seeſchlacht von Sinope, in der die türkiſche Flotte durch die ruſſiſchen Bombenkanonen vernichtet wurde, trafen engliſche und franzöſiche Flottenabteilungen mit Truppenkörpern ein, zogen in unmittelbarer Nähe der Stadt zum Schwarzen Meere vorüber und boten uns ein hochintereſſantes Schauſpiel.

Allerdings gab es auch Tage und Wochen, in denen auf dem Kriegsſchauplatze nichts Beſonderes vorfiel und wir dann die Eintönigkeit unſeres Lebens in anderer Weiſe zu unterbrechen ſuchten. Unſer Kapitän kam uns dabei zu Hilfe. Es war ein ſchwediſcher Seeoffizier, von denen wir einige als Lehrmeiſter für unſere junge Marine übernommen hatten. Er quälte uns nicht mit Exerzieren, ſondern gab uns ſo viel Urlaub, wie wir nur wünſchten. Dieſen benutzten wir nach Kräften, unternahmen in den prachtvollen türkiſchen Booten, den eleganten Kaiks, Partieen auf dem Bosporus und nach dem

kleinasiatischen Ufer oder Spaziergänge und Ritte durch Konstantinopel selbst, sowie in dessen Umgebung, um so viel wie möglich von dem vielgestaltigen orientalischen Leben kennen zu lernen.

In dieses bringt man jedoch nicht allzu weit, wenn man nicht der Landessprache insoweit mächtig ist, um, wenn auch mehr oder minder radebrechend, über tägliche Dinge mitreden zu können. Ich warf mich deshalb mit Feuereifer auf die Erlernung des Türkischen und zwar um so eifriger, als ich damals als junger Mensch den sonderbaren Ehrgeiz hatte, ein zweiter Mezzofanti zu werden und mindestens fünfzehn lebende Sprachen zu erlernen, wenngleich ich es später nur zu fünf gebracht habe. Neben dem Türkischen widmete ich mich damals hauptsächlich dem Griechischen. Sowohl in der Stadt wie in der Umgegend wohnten sehr viel Griechen, und bei unseren Ausflügen waren wir oft genöthigt, *ποῦ πιέγγε αὐτὸς ὁ δρόμος*? wohin führt dieser Weg? und ähnliche Fragen zu thun. Während die Türken für uns unsichtbar in ihren Häusern ihren Tschibuk rauchten oder ihren Kief hielten, waren desto mehr Griechen auf der Straße zu finden. Die Erinnerungen an unsere Gymnasiumstudien halfen uns dabei mächtig vorwärts, wenn man sich auch Mühe geben mußte, das η wie i, das β wie w, das υ wie v und das θ wie das engliche th auszusprechen.

Mit dem Türkischen wollte es jedoch nicht so glatt gehen; trotz allem Eifer kam ich nur sehr langsam weiter und beschloß deshalb, einen praktischeren Weg als das Studium aus Büchern einzuschlagen.

Auf unsern Spaziergängen besuchten wir fast regelmäßig den Bazar, wo wir Gelegenheit fanden, das Leben und Treiben der Einkäufe machenden Bewohner zu beobachten. Wir waren mit einem alten Schuhmacher näher bekannt geworden, dem wir öfter mit Gold gestickte Sammetpantoffeln abgekauft hatten, um sie den Unseren mitzubringen, und dieser Verkehr hatte zu einem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen uns geführt, das wir dadurch ausnutzten, daß wir ihn zu unserem Sprachlehrer erhoben. Wir saßen oft stundenlang in seiner Bude, rauchten Zigaretten aus echt türkischem Tabak, die uns unser Freund sehr preiswürdig verschaffte, ließen die Vorübergehenden oder Käufer Revue passieren und machten so plaudernd in unsern Studien schnelle Fortschritte.

Daß uns jungen Leuten das Ewigweibliche besonders interessierte, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen. Wir machten die Bemerkung, daß die türkischen Damen mit vielen der unsrigen in der Beziehung Aehnlichkeit zeigten, daß sie stundenlang in den Läden herumsuchten, probierten, handelten und schließlich wieder fortgingen, ohne etwas zu kaufen, aber dennoch dabei ihren Zweck erreichten, in ihr abgeschlossenes Haremsleben etwas Abwechslung gebracht zu haben.

Ebenso hatten wir aber auch Gelegenheit, ihre klassischen Gesichtszüge, namentlich die der Georgierinnen, zu betrachten. Während damals die Türken im Krimkriege arg in der Klemme saßen, achteten Polizei und Bevölkerung weit weniger streng auf die Aufrechthaltung der hergebrachten Sitten; die Schleier waren allmählich so dünn geworden, daß sie wenig verhüllten, und die Frauen schienen nichts dagegen zu haben, von den Fremden angesehen und bewundert zu werden.

Uns kam die Lehrmethode unseres würdigen Schusters sehr zu statten. Wenn wir in Hörweite einer hübschen Erscheinung äußerten „Bu kis var jüsel juhs.“ — Hat das Mädchen doch schöne Augen! — oder wohl gar „jüsel kis, severüm seni.“ — Schönes Mädchen, ich liebe Dich! — dann erhielten wir für diese Aeußerungen unserer Sprachkenntnisse oft durch ein holdes Lächeln gebührenden Lohn.

Weiter gediehen jedoch unsere kleinen Liebesintriguen nicht, blieben so zu sagen in den Kinderschuhen stecken. In dergleichen Dingen versteht nämlich der Türke durchaus keinen Spaß, und Unvorsichtige nach dieser Richtung setzen sich nur zu leicht der Gefahr aus, hinterrücks durch einen geworbenen griechischen Banditen niedergestochen und in den Bosporus, den Thunfischen zum Fraß, geworfen zu werden, eine Aussicht, die nicht ganz angenehm war.

Wie ein solches Vorkommnis die gesamte Einwohnerschaft Stambuls in die hochgradigste Aufregung versetzen konnte, dafür erlebten wir wenige Wochen nach unserer Ankunft ein Beispiel. Aus dem Harem eines kürzlich zur Armee abgegangenen Paschas war auf unerklärliche Weise eine weiße Sklavin verschwunden. Der Palast des Paschas lag an einer ziemlich engen Straße, die wir auf unseren Spaziergängen als kürzeren Richtweg öfter benutzten, der aber nur am Tage geöffnet war, während der Nacht jedoch stets geschlossen und von Polizisten — Zapthies — bewacht wurde. An der Straßenseite des Hauses zeigten sich erst Fenster über einer glatten, 20 Fuß hohen Mauer, und eine eben so hohe Mauer schloß den Garten gegen den angrenzenden Bosporus ab. Sie konnte nur mit Hilfe einer Leiter überstiegen werden, aber weder von einer solchen noch von deren Spuren war bei der Flucht etwas zu entdecken gewesen. Sie mußte also durch eins der Fenster an der Straßenseite unternommen worden sein.

In der Nacht hatte ein Zusammenstoß griechischer Räuber mit einer der Thorwachen stattgefunden, bei der zwei Griechen getötet und zwei andere gefangen genommen worden waren. Man hielt diese für die Entführer, da sie jedoch nichts gestanden und auch die Durchsuchung aller griechischen Fahrzeuge im Hafen erfolglos geblieben war, wurden beide unter dem Wutgeschrei der Menge hingerichtet.

Es dauerte lange, ehe sich die Aufregung in der Stadt legte, und selbst unser würdiger Freund, der Schuster, konnte sich über eine so unerhörte verbrecherische Frechheit nicht beruhigen. Diese Erfahrungen ließen uns schließen, wie es einem unglücklichen Fremden ergehen würde, den man bei einem ähnlichen Versuche entdeckte.

Trotz alledem stieg in uns der Verdacht auf, wenn wir ihn auch nicht laut werden ließen, daß nicht jene Griechen, sondern zwei uns sogar bekannte Persönlichkeiten bei dieser Entführung die Hand im Spiele gehabt hätten, obgleich wir uns über das Wie der Flucht, die ein ungemeines Maß von Kühnheit und List voraussetzte, keine klare Vorstellung machen konnten.

Nicht weit von dem unsrigen lagen ein amerikanisches und ein schwedisches Schiff vor Anker. Wir hatten die Bekanntschaft ihrer beiden Kapitäne, gebildeter Männer, gemacht, trafen diese öfter in einem von einem Griechen gehaltenen Gasthofe der Stadt und machten auch zuweilen Spaziergänge oder Ritte mit ihnen. Obwohl von Charakter sehr verschieden, waren sie doch eng befreundet; der Amerikaner, ungemein lebhaft, war nach

den eigenen Mitteilungen aus seinem Leben bereits in die gewagtesten Unternehmungen verwickelt gewesen, für die er eine besondere Vorliebe zu haben schien, und, wie man zu sagen pflegt, ein sogenannter „toller Christ"; der Schwede dagegen ruhig, zurückhaltend, oft wie in Träumereien versunken, doch zugleich auch wieder ein ganz leidlicher Gesellschafter.

Das Schiff des Amerikaners war noch in der Ladung begriffen; der Schwede dagegen, seit einigen Tagen segelfertig, blieb zu unserer Verwunderung und trotz günstiger Winde noch vor Anker liegen.

Am Nachmittag vor jener Entführung waren wir noch mit den beiden Herren zusammen gewesen, ohne daß einer von ihnen sich auch nur mit einem Wort über die Absicht der Abfahrt des Schweden geäußert hätte. Am andern Morgen war indessen sein Schiff verschwunden, und durch unsere Nachtposten erfuhren wir, daß es schon bei Tagesanbruch mit strammem Ostwinde gesegelt wäre.

Diese Mitteilung fiel uns nachträglich sehr auf. Der Kapitän hatte uns trotz stets vertrauter gewordener Bekanntschaft nicht einmal Lebewohl gesagt, und da auch der Amerikaner jetzt für einige Tage unsichtbar blieb, kam uns unwillkürlich der Gedanke, daß beide wahrscheinlich bei der Entführung beteiligt gewesen wären. Als wir mit unserem amerikanischen Freunde, der krank gewesen sein wollte, dann wieder zusammentrafen, versuchten wir ihn vorsichtig auszuholen, aber es blieb vergebene Mühe. Er that ganz unbefangen und wir erfuhren nichts von ihm. Nach 14 Tagen segelte auch er, und damit geriet die ganze Sache allmählich in Vergessenheit.

Wir blieben noch ein halbes Jahr vor Konstantinopel und führten dort, abgesehen von unseren Sprach- und ethnologischen Studien, ein ziemlich einförmiges Leben. Eine interessante Unterbrechung bildete die Vorstellung bei dem Sultan Abdul Medjid durch unseren Gesandten, Herrn von Wildenbruch. Vor dieser empfing uns der damalige Großvezier Reschid Pascha und regalierte uns bis zur Audienz mit Kaffee und Scherbet. Letztere Fruchtlimonade gewann damals unsern Beifall. Ich ziehe jedoch Kaffee *mit* Sahne und *ohne* Grund dem türkischen Kaffee *ohne* Sahne und *mit* Grund vor. Ich hätte indessen nichts dagegen gehabt, wenn der Großvezier uns die Eierbechern ähnlichen, goldenen und mit Edelsteinen besetzten Kaffeetäßchen als Andenken mitgegeben haben würde, aber so weit schien sich die türkische Gastfreundschaft doch nicht zu erstrecken.

Wie sich nach und nach herausstellte, war mit der Zeit für die Sicherheit der Deutschen in Konstantinopel nichts mehr zu fürchten, ein längeres Verbleiben unserer Korvette daher nicht mehr erforderlich, und wir erhielten Ordre, nach Alexandria zu gehen, um auch dort unsere junge preußische Flagge zu zeigen. —

Wir befanden uns dort bereits einige Monate, als eines Tages ein schöner Klipper einlief, unweit von uns ankerte und wir zu unserer Freude in ihm das Schiff unseres Freundes aus dem Bosporus wieder erkannten. Es war inzwischen in New-York gewesen und dann hierher befrachtet.

Natürlich erneuerten wir unsere Bekanntschaft mit dem Kapitän und sahen uns öfter. Eines Tages hatten wir ihn bei uns zu Tisch geladen; bei Kaffee und Zigarren

wurden Konstantinopeler Erinnerungen ausgetauscht, und dabei kam auch wieder die Rede auf jene rätselhafte Entführung.

„Wissen Sie, Kapitän," warf ich scherzhaft ein, „daß wir damals Sie und den Schweden stark in Verdacht hatten, mit jener Geschichte in Verbindung zu stehen, obwohl Sie so unschuldig thaten wie ein neugeborenes Kind. Das plötzliche Verschwinden des Schweden in derselben Nacht, ohne daß er uns Adieu gesagt, war denn doch zu auffällig, und Ihr rheumatischer Anfall wollte uns auch nicht echt erscheinen."

Der Kapitän lächelte verschmitzt und erwiderte dann: „Nun, Sie hatten mit Ihrer Vermutung auch ganz recht, meine Herren; wir beide, mein schwedischer Freund und ich, haben die Sache ganz allein ausgeführt. Ich verstand damals sehr wohl Ihre Anspielungen, allein es war zu gefährlich für mich, etwas verlauten zu lassen. Man hätte mich sonst sehr bald in irgend einer Straße als Leiche aufgefunden oder mich als solche zum Marmarameere hinab schwimmen lassen. Hier ist jedoch Schweigen nicht länger geboten, und wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen das Nähere über jene Entführung mitteilen." Natürlich interessierte uns die Geschichte auf das äußerste und wir baten dringend um nähere Erklärungen.

„Ja," fuhr der Kapitän fort, „es war allerdings ein gewagtes Stück, bei dem wir so ziemlich alles auf das Spiel setzten, wohl das gewagteste, das ich in meinem vielbewegten Leben je unternommen, aber gerade ein solches sagte meiner Natur zu und reizte mich, meinem Freunde, dem Schweden, dabei behilflich zu sein, der in erster Reihe den Anstoß dazu gab und es bei seiner mehr gefühlvollen als praktischen Veranlagung auch wohl ohne mich nicht fertig gebracht hätte.

„Nun, schließlich ist ja alles glücklich abgelaufen, und es war in der That ein kostbarer Streich, den wir dem türkischen Pascha und seinen Thorwachen, den Zapthies, spielten.

„Sie wissen, daß der Schwede eine ziemlich verschlossene Natur war. Zu Anfang unserer Bekanntschaft wußte ich nicht recht, was ich aus ihm machen sollte, und zwar besonders wegen seines ungleichen Wesens. Einmal war er düster und schweigsam, dann wieder aufgeräumt und ein guter Gesellschafter. Trotz der Verschiedenheit unseres Charakters traten wir uns jedoch allmählich näher und wurden schließlich recht gute Freunde. Ich fragte ihn nun einmal direkt nach der Ursache seines sonderbaren zwiespältigen Wesens, und da gestand er mir, daß eine unglückliche Liebe die Schuld trage, wenngleich diese schon zehn Jahre zurück datiere, er seine Angebetete, für die er wie für eine Heilige zu schwärmen schien, in der ganzen Zeit nicht gesehen habe und sie jetzt für immer verloren glaube.

„Sie waren beide als Kinder in der Heimat zusammen aufgewachsen, und es hatte sich zwischen ihnen eine gegenseitige Neigung entwickelt, wie sie in solcher Tiefe sich wohl selten bei so jungen Menschen findet. Als er mit sechzehn Jahren zur See ging, hatte das nach seiner Beschreibung bildschöne Mädchen kaum ihr zwölftes Lebensjahr überschritten, war aber ihrem Alter körperlich und geistig weit voraus. Beim Abschiede schwuren sie sich natürlich ewige Treue, sollten sich aber dann nicht wiedersehen. Bei seiner Rückkehr nach einem Jahre waren ihre Eltern nach Moskau übergesiedelt und er wohl für immer von ihr getrennt, was ihn, wie er sagte, zum unglücklichsten Menschen der Welt machte.

„Zwar waren Jahre vergangen und seine Trauer hatte sich allmählich gemildert, indessen seine einstige Jugendliebe hielt ihn doch noch so tief erfaßt, daß er fortan für kein anderes weibliches Wesen irgend welches Interesse empfinden konnte. Inzwischen war der Vater der Geliebten als schwedischer Konsul nach Odessa versetzt worden, und damit schien die letzte Hoffnung des Freundes, sie je wiederzusehen, endgiltig zu Grabe getragen; schmerzgebeugt resignierte er endlich.

„So waren neun Jahre seit ihrer Trennung verflossen, als er Kapitän wurde; das Schicksal wollte, daß seine erste Reise nach Odessa ging. Er jubelte auf, die einstige Liebe erfüllte wieder mit ganzer Macht seine Seele; so schien sich endlich das so lange entbehrte Glück ihm wieder zuwenden zu wollen, aber leider erwartete ihn eine niederschmetternde Enttäuschung. Vor einem halben Jahre waren Eltern und Tochter durch eine Cholera-Epidemie dahingerafft worden. Sein Kummer war grenzenlos; er glaubte den schweren Schlag nicht überwinden zu können, und diese bittre Lebenserfahrung war auch die Ursache jenes sprunghaften Stimmungswechsels, der sich erst infolge unserer wachsenden Freundschaft und meines Zuspruchs mehr zu verlieren begann.

„Eines Nachmittags kamen wir aus dem ja auch Ihnen bekannten griechischen Hotel, um uns an Bord zu begeben, und nahmen unsern Weg, wie wir es gewöhnlich machten, durch die Straße, in der das Haus des Paschas lag, aus dem dann die Entführung geschah. Wie Sie wissen, konnte man diesen Weg nur bei Tage passieren, nachts wurde die Straße wohl mit Rücksicht auf griechische Banditen, von denen es in Konstantinopel bekanntlich wimmelt, und in Hinblick auf die Wohnung des Paschas an beiden Ausgängen durch Thore geschlossen, von Zapthies bewacht und von diesen nur Personen geöffnet, die sie kannten. Als wir den Palast des Paschas passierten, öffnete sich plötzlich eine der hochliegenden Fenster-Jalousieen und ein um ein Steinchen gewickeltes Papier flog vor unsere Füße.

„Mein Freund nahm es auf; unsere Blicke richteten sich unwillkürlich nach oben. Da stand zu unserem Erstaunen in der Fensteröffnung ein junges unverschleiertes Mädchen von so außerordentlicher Schönheit, wie ich selten gesehen habe.

„Doch nur wenige Augenblicke blieb sie sichtbar. Mit flehender Gebärde hob sie flüchtig die Hände gegen uns, dann schloß sie die Jalousie; die blendende Erscheinung war wie ein süßes Traumbild verschwunden.

„Mein Freund stand wie verzaubert und vermochte seine Blicke nicht von dem Fenster zu wenden. Auch ich war von der Erscheinung ganz hingerissen, vergaß aber dabei doch nicht, wo wir uns befanden. Offenbar hatten wir es mit dem Beginn eines Abenteuers zu thun, und so sehr mich auch die Aussicht auf ein solches elektrisierte, erschien doch die größte Vorsicht geboten. Die Straße zeigte sich zwar fast menschenleer, aber wenn ein Türke uns hier länger vor dem Hause des Paschas stehen sah, konnte er gar zu leicht Verdacht schöpfen und die Sache für uns sehr unangenehm werden. Ich ergriff deshalb meinen Freund am Arm und zog ihn schleunigst mit mir fort. Er wollte den Zettel lesen, aber ich hinderte ihn daran und bat ihn dringend, dies erst zu thun, wenn wir an Bord gekommen wären.

„Er war mir zu Willen und schritt schweigend und wie ein Verzückter neben mir her.

‚Mensch, was haben Sie?‘ fragte ich, ‚Sie kümmern sich doch sonst so wenig um Frauenzimmer.‘

„Sie sah meiner Ingeborg so merkwürdig ähnlich,“ erwiderte er, indem sich ein tiefer Seufzer seiner Brust entrang, — dann blieb er wieder stumm, bis wir an Bord meines Schiffes gekommen waren. Ich ließ ihn unbehelligt, aber die Geschichte wurde auch für mich immer interessanter. Unzweifelhaft hatte jenes holde Bild bewirkt, daß die Liebe zu diesem Mädchen wie ein Blitz in sein vereinsamtes Herz geschlagen war, und um so mehr war ich gespannt, den Inhalt des Papierstreifens kennen zu lernen.

„In höchster Erregung eröffnete er denselben, als wir uns allein sahen. Der Zettel war in korrektem Englisch geschrieben und enthielt nur wenige Zeilen, aber sie genügten, um uns beide zu einer Unternehmung zu entflammen, der waghalsigsten, die man sich denken kann. Mich trieb angeborene Abenteuerlust, meinen Freund die Allgewalt einer plötzlich erwachten Liebe, welche sichtlich durch die Aehnlichkeit mit der nie Vergessenen hervorgerufen worden war. Offenbar war die Schreiberin keine Türkin, sondern eine gebildete Christin. Dies verriet ihre Schrift, und wahrscheinlich war sie eine geraubte und in den Harem verkaufte Engländerin, welche Vermutung uns natürlich noch mehr anspornte, ihr zu Hilfe zu kommen.

„Jener Zettel lautete nach meiner Erinnerung folgendermaßen: ‚Sie sind Christen; retten Sie mich vor einem Leben der Schande. Begraben in diesem Harem weiß ich kein anderes Mittel zur Flucht, als Sie, die ich schon öfter hier habe vorbeigehen sehen, um Ihre Hilfe anzuflehen. Ich vertraue auf Gott, daß er Ihre Herzen leite. Morgen Abend wird eine Schnur aus dem Fenster hängen, an dem ich heute stand. An dieser befestigen Sie Ihre Antwort. Auf Entdeckung steht der Tod.‘ Dies Blatt war ohne Unterschrift. Die Aermste! Sie sprach vom Abend und schien nicht zu wissen, daß während der Nacht stets die Straßenthore geschlossen waren. Wie sollten wir an ihr Haus gelangen?

„Sie können sich denken, in welchen Zustand uns ihre Worte versetzten, und dennoch reifte in uns der unerschütterliche Entschluß, die erbetene Hilfe unter allen Umständen zu gewähren, mochten die entgegenstehenden Hindernisse noch so unüberwindlich erscheinen. Freilich verhehlten wir uns nicht die große Schwierigkeit der Sache. Es mußte. der Plan auf das genaueste erwogen, nicht der geringste Umstand durfte außer acht gelassen werden, um ein Mißlingen auszuschließen. Wir brauchten stundenlang zu unserer Beratung; alle Fälle wurden auf das sorgsamste bedacht. Endlich gelangten wir zu einem Plane, der nach menschlichem Ermessen Erfolg zu verbürgen schien. Mein Freund war segelfertig; wir mußten die Entführte also nachts an Bord bringen und er sofort in See gehen. Er war nach England bestimmt und konnte so das Mädchen direkt in ihr Vaterland führen. In fünf Tagen war Neumond; bei dieser Jahreszeit durften wir aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine dunkle Nacht, womöglich mit Regen rechnen, und eine solche mußte notwendig abgewartet werden. Meinem Freunde war dieser Beschluß zuerst zwar garnicht recht, denn sowohl seine Befrachter, wie die übrigen uns bekannten Kapitäne wußten, daß er segelfertig war und am anderen Tage in See gehen konnte. Womit sollte er sein längeres Verweilen erklären, ohne Aufsehen zu erregen? Nun, ich wußte ihm bald aus der Klemme zu helfen. ‚Entdecken

Sie doch unter der Wasserlinie ein Leck, das notwendig aufgesucht und gedichtet werden muß, das dauert 4—5 Tage und Sie sind aus aller Not', schlug ich ihm vor, und er ging freudig auf diesen Täuschungsversuch ein — der ein plausibler Ausweg aus dem Dilemma war.

„Es blieb jedoch noch ein anderer, sehr wichtiger Punkt zu erledigen. Wie ich schon erwähnte, wurden die beiden Straßenthore nachts geschlossen. Wie sollten wir unbehelligt und ohne Verdacht zu erregen, in die verschlossene Straße hinein und wie wieder herauskommen? Aber auch dafür fand sich ein Ausweg.

„Ich wußte, eben so wie Ihnen es bekannt sein wird, was für ein mächtiger Verbündeter für alle möglichen und scheinbar unmöglichen Dinge in der Türkei ein angemessener Backschisch ist. Wenn wir den Zapthies gegenüber von diesem Zaubermittel geeigneten Gebrauch machten, dann unterlag es für mich keinem Zweifel, daß wir sie für uns gewinnen und sie uns passieren lassen würden. Natürlich mußte das sehr geschickt angefangen und von langer Hand vorbereitet werden, und von unsern eigentlichen Zwecken durften sie keine Ahnung haben.

„Wir beschlossen deshalb, die Rolle von Angetrunkenen zu spielen, die den kürzeren Weg zum Hafen durch die gesperrte Straße nehmen wollten, den Wachen für die Erlaubnis des Passierens einen ordentlichen Backschisch zu bieten und gleich am selben Abend diesen Versuch zu machen.

„Nach Dunkelwerden kamen wir bei dem ersten Thore angestolpert und bedienten uns einer gewissen Zeichensprache, die jedoch bewunderungswert schnell verstanden wurde, d. h. wir drückten den Zapthies mit dem Ausdruck der Angetrunkenheit 100 Piaster, gleich 20 Mark in die Hand, wobei wir ihnen mit bedauernder Miene unsere umgekehrten leeren Taschen als Beweis dafür zeigten, daß wir leider nicht mehr Geld bei uns hätten. Sie schienen jedoch mit unserer Gabe sehr zufrieden zu sein und öffneten uns bereitwillig das Thor. Als wir ihnen dann lebhaft nach der Richtung zu, aus der wir gekommen waren, abwinkten und dabei aus unserem türkischen Sprachschatz das einzige uns zur Verfügung stehende Wort „Yok, yok! — Nein, nein! stammelten, wußten sie sofort, was das bedeuten sollte, nämlich, daß sie niemanden hinter uns in die Straße hinein lassen sollten, der uns in unserem wankenden Zustande behelligen könnte. Sie legten feierlich die Hand auf das Herz und gaben uns damit die Versicherung, daß sie unsern Wunsch erfüllen würden. — Wir hatten also bis dahin gewonnenes Spiel, aber vorsichtshalber doch jeder einen Revolver zu uns gesteckt.

„Am Tage vorher waren wir schon einigemale durch die Straße gegangen und hatten die Entfernung bis zu dem bewußten Fenster abgeschritten, so daß wir letzteres in der Dunkelheit leicht wieder fanden, da es in Konstantinopel keine Straßenbeleuchtung gab. Mit Hilfe unserer mitgenommenen Laternen entdeckten wir bald die herabhängende Schnur. Wir löschten nun die Laternen, befestigten den Zettel mit unserer Antwort an der Schnur, zogen dieselbe leicht an und fühlten bald, daß sie in die Höhe ging. Die Gefangene mußte gut aufgepaßt haben.

„In dem Schreiben hatten wir mitgeteilt, daß wir beide uns geschworen hätten, die Bitte der Gefangenen um Befreiung zu erfüllen, und daß keine Schwierigkeit uns von der Ausführung abschrecken solle, doch müsse sie sich noch fünf Tage, bis zum Ein-

tritte des Neumondes, gedulden, um eine ganz finstere Nacht zu haben. Wir würden ihr dann eine ganz dünne, aber starke Strickleiter an der Schnur hinaufschicken, an der sich ein längeres Tau befinden werde. Dieses solle sie dann mit seinem Ende um das Fensterkreuz schlingen und dann wieder hinablassen, damit wir es, wenn es auf der Straße angekommen, unten festhalten könnten. Nach dem Abstieg würden wir die Strickleiter und das Tau wieder zu uns herabziehen, um die Spur der Flucht zu verwischen. Wir würden sie dann an Bord eines Schiffes bringen, das sofort nach England abgehen solle. Wüßte sie einen besseren Vorschlag zu machen, so bäten wir um Mitteilung, wir würden nächsten Abend nach 10 Uhr wieder am Fenster vorbeikommen.

„Mit Hilfe einer Handvoll Piaster wurde uns auch das Ausgangsthor durch die dort befindlichen Zapthies eben so bereitwillig geöffnet, und sehr befriedigt von dem Gelingen unserer List begaben wir uns an Bord.

„Am andern Abend wiederholten wir dasselbe Spiel und mit gleichem Erfolg. Die Piaster thaten wieder ihre Schuldigkeit. Sobald die Wache uns erkannte, die wir abermals die Berauschten spielten, öffnete sie das Thor schon von selbst, empfing dafür ihre klingende Belohnung und die auf das Herz gelegten Hände gaben uns die Versicherung, daß in der nächsten Stunde von ihnen niemand durchgelassen werden würde.

„Wir fanden die erwartete Antwort an der Schnur. Die Gefangene nahm unseren Vorschlag an, riet uns aber aufs neue zur allergrößten Vorsicht. ‚Entdeckt man bei Ihnen die Leiter, so sind Sie verloren‘, schrieb sie. ‚An meinem Leben ist nichts gelegen und niemand wird mich vermissen, aber Sie haben Ihre Lieben zu Hause und dürfen sich nicht einer gleichen Gefahr aussetzen. Sollten Sie noch Ihren Plan ändern, dann habe Gott Barmherzigkeit mit mir, dann bin ich mit dem Leben fertig! Finden Sie die Schnur am festgesetzten Tage nicht vor, dann bin ich verraten worden. Bis zu der von Ihnen bestimmten Stunde werden Sie nichts mehr von mir hören. Der Pascha ist nicht anwesend und kommt erst in acht Tagen zurück. Geht alles gut, so werden Sie in der bestimmten Nacht an der Schnur eine silberne Börse mit Juwelen finden. Ihr Inhalt soll eine Belohnung für meine Retter und mir auf der Flucht behilflich sein. Finden Sie dieses Zeichen nicht vor, so ist alles entdeckt. Seien Sie dann auf Ihrer Hut gegen Ermordung.‘

„Sie werden verstehen können, meine Herren, daß wir weit entfernt waren, nach diesem Schreiben unsere Absicht zu ändern und die Unglückliche in Stich zu lassen, wenn wir auch vorsichtshalber ein paar Tage die Straße nur noch bei Tage passierten. Aber selbst, wenn ich hätte zögern wollen, würde mein Freund doch die Entführung allein unternommen und dabei wahrscheinlich tollkühn und kopflos gehandelt haben, denn er war in der That so verzweifelt verliebt, daß sein ganzes Denken und Trachten sich nur noch auf diesen einen Punkt richtete. Er aß und trank fast nichts mehr und klebte wie mein Schatten an mir. Wenn ich eine Anspielung auf seinen außergewöhnlichen Zustand machte, dann erwiderte er mir: ‚Meine Ingeborg habe ich für immer verloren, aber dieses schöne Mädchen sieht der Geliebten so wunderbar ähnlich, daß der Himmel sie mir als einen Ersatz für mein verwaistes Herz zu senden scheint und, wenn sie mich nicht abweist, bin ich entschlossen, sie zu heiraten.‘

„Meiner eigenen Heirat hatte zwar auch eine gewisse Romantik nicht gefehlt, aber so

grenzenlos war ich denn doch nicht verliebt gewesen und auch meine Brautwerbung nicht von so gefährlichen Umständen begleitet. —

„So war denn alles auf das Beste vorbereitet, und bis zur bestimmten Nacht zeigten wir uns nur noch einigemale am Tage in der Straße, um der schönen Gefangenen anzudeuten, daß wir bei unserem Plane verharrten. Um auch unter den uns bekannten Kapitänen jeden Verdacht zu beseitigen, gab ich diesen am Neumondstage in jenem griechischen Gasthofe ein solennes Abendessen, ließ aber erst sehr spät servieren, um ihnen bemerklich zu machen, daß es in meiner Absicht lag, die ganze Nacht lustig zu durchschwärmen. Es wurde dieser Wink auch verstanden. Der reichlich fließende Wein versetzte die Gemüter in eine überaus erregte Stimmung. Gegen 11 Uhr wurde mir — in natürlich von mir vorbereiteter Weise — durch einen Diener ein Billet übergeben. Nach dem Lesen desselben sprang ich wie verstört auf und teilte meinen erstaunten Gästen auf ihr Befragen mit, daß ich sofort an Bord zurück müsse, mein zweiter Steuermann habe mir eben geschrieben, der erste Steuermann sei in Streit mit einem Matrosen geraten, habe ihn niedergeschlagen und dieser, der ohne Besinnung liege, werde kaum mit dem Leben davon kommen. Ich bat unter solchen Umständen die Herren wegen meines Fortgehens um Entschuldigung, versprach aber sobald wie möglich zurückzukehren und den Rest der Nacht mit ihnen zu verbringen.

„Mein Freund, der Schwede, bestand darauf, mich zu begleiten. Ich protestierte scheinbar, da aber auch die übrigen mein Alleingehen trotz meines Revolvers nicht für sicher hielten, gab ich nach, und wir beide machten uns auf den Weg.

„Die Nacht war für das Unternehmen wie geschaffen; es war stockfinster. Wie ich gehofft, rieselte ein leichter Regen nieder. Trotz dieser günstigen Umstände klopften unsere Herzen, wie Sie wohl begreifen werden, vor Aufregung ungestüm genug.

„Anscheinend schwer geladen, wankten wir dem Eingangsthore entgegen, und unsere Freunde, — es waren dieselben Zapthies — öffneten uns schnell das Thor und empfingen ihren üblichen Lohn. Um sie ganz sicher zu machen, kehrten wir nach einigen Minuten zu ihnen noch einmal unter dem Vorwande zurück, unsere ausgegangenen Laternen wieder anzuzünden, und belohnten sie für ihren Dienst abermals mit einem reichen Backschisch; sie versicherten aufs neue ihre Zuverlässigkeit, und eine Störung hatten wir nun jedenfalls nicht zu befürchten.

„Unter dem bewußten Fenster blitzte uns beim Schein unserer Laternen die Börse entgegen, uns fiel ein Stein vom Herzen. Wir befestigen das Tau unserer Leiter an der Schnur und diese wurde schnell empor gezogen. Das Tau, von der Gefangenen um das Fensterkreuz geschlungen, kam wieder zurück. Die Leiter hing fest und sicher bis zur Straße herunter. Um ihr Schwanken zu verhindern, hielten wir sie beide straff fest. Wenige Minuten danach kam eine Gestalt an der Leiter heruntergeklettert. Zuerst erschraken wir, da diese in Männerkleidern erschien, doch erkannten wir die so verkleidete Gefangene bald, zogen die Leiter mit dem Tau nieder, wickelten beides um den Leib unter den zugeknöpften Rock und so erschien jede Spur der Flucht verwischt.

„Das junge Mädchen, das vor uns stand, sprach kein Wort, zeigte aber, wenigstens äußerlich, nicht die geringste Angst, vertraute uns offenbar vollkommen — und sie sollte sich in ihrem Vertrauen nicht getäuscht sehen. Wir atmeten auf und reichten ihr

die Hand. Alles war ja über Erwarten gut gegangen; es blieb nur noch das letzte Hindernis, das Hinauskommen durch das Ausgangsthor, zu überwinden. Der Schwede faßte die als Mann verkleidete Dame unter, während ich den beiden einige Schritte vorauswankte. Die Zapthies öffneten, als sie mich beim Scheine meiner Laterne erkannten. Um ihre Aufmerksamkeit von den beiden andern abzulenken, warf ich wie in trunkenem Mute eine Handvoll Piaster seitwärts auf die schmutzige Straße. Die Wachen stürzten sich sofort auf die blanken Silberstücke, und während sie die zerstreuten Münzen eifrig aufsuchten, schlüpften mein Freund und seine Begleiterin ungehindert durch das geöffnete Thor. Ich selbst aber schloß dieses, zog den Schlüssel ab und warf ihn der Wache zu. Durch diese Vorsicht glaubten wir uns bis auf weiteres gegen Verfolgung gesichert.

„Wir eilten nun so schnell wie möglich zum nahen Hafen, der voll von Schiffen lag, und wo mein Boot schon auf uns wartete, waren aber nicht wenig erschreckt, als wir bald darauf am Thore hinter uns wüsten Lärm und bald auch feste Schritte wie von uns nacheilenden Verfolgern vernahmen. Ich ließ meine Leute ausstreichen, daß sich die Riemen wie Gerten bogen, als wir hörten, daß auch am Ufer Boote fertig gemacht wurden. Wer die mutmaßlichen Verfolger waren, wußten wir nicht, aber die Schnelligkeit unseres Bootes und die finstere Nacht kamen uns günstig zu Hilfe. Wir verschwanden zwischen den eng zusammenliegenden Kauffahrteischiffen, nach wenigen Minuten waren wir sicher und geborgen an Bord des durch zwei Laternen kenntlich gemachten schwedischen Schiffes, und unsere Entführung damit, wenigstens vorläufig, zu einem guten Ende gebracht.

„Als wir die Kajüte betraten und das Mädchen im Lichtschein der Lampe sahen, waren wir wie geblendet durch ihre Schönheit, und mein Freund befand sich in solcher Verzückung, daß ich fürchtete, er würde ihr auf der Stelle einen Heiratsantrag machen. Inzwischen war es nahezu drei Uhr geworden, der Regen hatte sich verzogen, die Luft war sichtig und unser aller wegen war es nötig, daß das Schiff so bald wie möglich unter Segel ging. Ich drängte deshalb den Kapitän, sich an Deck zu begeben, alles zum Ankerlichten und Segelsetzen vorzubereiten und meine Bootsmannschaft zu Hilfe zu nehmen. Es schien ihm schwer zu werden, die Dame zu verlassen, aber er that es doch stillschweigend, und ich blieb mit der Entflohenen allein. Zunächst gab ich ihr ihre Börse mit den Worten zurück, daß wir nicht in der Hoffnung auf Geldgewinn, sondern lediglich aus christlicher Nächstenliebe das Wagnis unternommen und durchgeführt hätten. Das Gelingen, wie das Bewußtsein, sie einer so schrecklichen Lage entrissen zu haben, sei unsere schönste Belohnung, und mein Freund würde sie nach ihrem Vaterlande zurückbringen.

„Sie ergriff meine Hände und dankte mir unter strömenden Thränen für das, was wir für sie gethan. Bis dahin hatten wir ihre Tapferkeit und ihren Mut bewundern müssen; jetzt aber, nach überstandener Gefahr, trat bei ihr die naturgemäße Reaktion ein und sie brach schluchzend auf dem Stuhl zusammen. Ich geleitete sie zum Sopha, hielt es für das Richtige, sie vorläufig sich selbst zu überlassen, nahm Abschied von ihr und begab mich an Deck, wo ich bereits die Segel gehißt fand und der Anker eben aus dem Grunde kam. Mit herzlichen Worten sagte ich meinem Freunde Lebewohl,

wünschte ihm alles Glück für die Reise und die Zukunft und begab mich in mein Boot. Nach einigen Minuten drehte das Schiff nach Westen, wand sich geschickt durch die umliegenden Fahrzeuge und war bei dem strammen Ostwinde und dem auslaufenden Strome bald meinen Augen entschwunden.

„Ich konnte die Nacht vor Aufregung nicht schlafen, aber sie drückte mich nicht nieder, sondern hob mich im Gegenteil wie ein leichter Champagnerrausch. Die ganze Sache war so recht nach meinem Geschmack gewesen, und nachdem alle Schwierigkeiten so glücklich beseitigt waren, erfüllte mich ein Gefühl innerer Befriedigung und stiller Freude.

„Trotzdem hielt ich es für angemessen, bis auf weiteres noch Vorsicht zu üben, und schützte beim Wiederbegegnen mit den anderen Kapitänen einen Anfall von heftigem Rheumatismus vor, um ihnen mein Ausbleiben aus der Abendgesellschaft nachträglich zu erklären, während ich das plötzliche Segeln des Schweden damit motivierte, daß bei seiner Ankunft an Bord das Leck fertig gedichtet gewesen sei und er nach dem unfreiwilligen Aufenthalte sich den schönen Ostwind nicht über den Kopf habe wehen lassen wollen. Diese Motivierung schien die Neugierde der Herren zu befriedigen und sie beruhigten sich bei meinen Mitteilungen, ohne auch später Verdacht zu schöpfen.

„Am zweiten Tage kam unser Konsul an Bord, erzählte mir von dem Stadtgespräch, der geheimnisvollen Entführung des Mädchens, teilte mir mit, daß man griechische Räuber in Verdacht und alle griechischen Fahrzeuge im Hafen, wenn auch erfolglos, durchsucht habe. Aus einigen seiner Worte entnahm ich, daß er selbst nicht an diese Fährte glaubte, und es schien mir, als ob er, gerade wie Sie, meine Herren, mich und den Schweden mit dieser Angelegenheit in Verbindung brachte. Wegen seiner offiziellen Stellung erachtete ich es für klug, selbst ihm gegenüber reinen Mund zu halten, mochte er denken, was er wollte. Ganz beruhigt wurde ich aber erst, als ich seefertig war und den Bosporus hinabschwamm, um dem Schauplatz unserer verwegenen That endgiltig Adieu zu sagen, zunächst nach Brasilien und dann nach New-York zu segeln."

Wir konnten nicht umhin, dem Amerikaner für die interessante Mitteilung seines Abenteuers warm zu danken und ihm unsere unverhohlene Bewunderung über den bewiesenen Mut bei der gefährlichen Ausführung des mit so großer List ersonnenen und ins Werk gesetzten Planes auszusprechen.

„Und haben Sie seitdem von Ihrem Freunde nichts weiter gehört?" fragten wir ihn.

„Gewiß!" erwiderte er, „und ganz was Erfreuliches. Denken Sie nur, als ich vor drei Monaten in den Hafen von New-York einlief, was sehe ich da? das Schiff meines Freundes, und kaum war ich vor Anker gegangen, erschien auch schon sein Boot bei mir an Bord mit ihm und seiner schönen Frau, unserer Entführten, um mich auf das herzlichste zu begrüßen und über das bisher Erlebte ausführlichen Bericht zu erstatten. Der Freund hatte sein Wort gehalten, der Befreiten während der Reise einen Antrag gemacht, war freudig angenommen und hatte sich bei Ankunft in England mit ihr verbunden. Sie hatte ihren Vater, dessen einziges Kind sie war, bei Getreideeinkäufen auf längeren Reisen, die er in Aegypten unternahm, begleitet; ihre Karawane war unterwegs von Beduinen angegriffen, ihr Vater erschlagen, sie selbst aber nach Konstantinopel verkauft und durch unser Eintreten vor einem traurigen Schicksal be-

wahrt worden. Mit den Juwelen, mit denen der Pascha, um ihre verweigerte Hand zu gewinnen, sie überschüttet, hatte ihr Mann jetzt das Schiff, an dem er bereits einen Anteil besaß, völlig als sein Eigentum angekauft und eine Fracht nach New-York in der Hoffnung angenommen, mich vielleicht dort zu treffen, wobei er von seiner jungen Frau begleitet wurde. Als nun alles so eingetroffen war, wie er gehofft, beabsichtigte er auf Bitten der Frau, diese Reise seine letzte sein zu lassen, das Seeleben aufzugeben und sich fortan in seiner Heimat anzusiedeln.

„Wir blieben noch eine Zeitlang in New-York zusammen und verlebten mit einander vergnügte Tage. Sobald er nach Schweden zurückgekommen wäre, wollte er mir schreiben. Ich hoffe alles Gute für ihn und seine liebenswürdige Gattin.

„Damit, meine Herren, haben Sie die Geschichte dieses merkwürdigen Abenteuers vernommen, das zwar zu den gefährlichsten meines Lebens, aber auch zu den erfreulichsten gehört, mit dessen Durchführung es mir vergönnt war, das Glück zweier lieben Menschen mit begründen zu helfen."

Bald darauf segelte der Kapitän nach New-York zurück, und wir haben nichts mehr von ihm gehört, aber die Erinnerung an diese interessante Episode ist für uns eine bleibende geworden.

Die Fremden.

Als dunstig der Mond am Waldrand vergangen
Und liebebrütend die Mainacht war,
Da hielten zwei Herzen sich selig umfangen,
Sie wähnten, es wär auf immerdar.

Sie prachen von Glück und guten Engeln,
Es hauchte die Heumaht ein Todesarom,
Fern von den Wiesen scholl Sensendengeln,
Die Nixe sang ihr Lied im Strom.

Es fiel ein Stern am Himmel droben,
Zog sprühend eine kurze Bahn,
Und jene Herzen sind längst verstoben
Im Lenzorkan.

Sie wanderten, weinten, sie starben, verwehten;
Nun leuchtet die Mondnacht, wir wandern zu Zwein,
Und jubeln zum Himmel, und sorgen, und beten,
Daß unsere Liebe mög selig sein.

Emil Prinz von Schönaich-Carolath.

Christentum und Kunst.

Von

Cornelius Gurlitt.

Bei meinen Studien zur Geschichte der Kunst fand ich, daß über das Verhältnis des Christentums zur Kunst ganz unklare und sich widerstreitende Meinungen zu Tage getreten sind, und daß es sich wohl lohne, diese einmal historisch zu sichten. Die Ergebnisse habe ich in ein unlängst erschienenes, zweibändiges Werk*) eingeflochten. Diese Zeilen sind als ein Wegweiser durch das Buch vielleicht jenen willkommen, denen die aufgeworfene Frage der Nachprüfung wert erscheint.

Im Gegensatz zur Urbevölkerung des Zweistromlandes und Aegyptens fehlt den Semiten die künstlerisch-schöpferische Ader. Dagegen ist ihnen im hohen Grade die Fähigkeit der Aneignung der Kunst anderer und der gewerblichen Ausgestaltung dieser gegeben. In ihrer Mittelstellung zwischen den beiden ältesten Kunstländern unterlagen sie, von Haus aus Gegner der Kunst, den Einwirkungen des Schönen. Namentlich bei den Juden läßt sich der heftige Kampf gegen das Bestreben bemerken, die Gottheit im Bilde darzustellen. Der unbehauene Stein größten Umfanges scheint ihnen dagegen den Eindruck der Gegenwärtigkeit höherer Mächte verursacht zu haben. Die Priester Jawes betonen immer wieder als göttliche Lehre: „Ihr sollt nichts neben mir machen, silberne und goldene Götter sollt Ihr nicht machen . . . So Du aber einen Altar willst machen, sollst Du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen, denn wo Du mit Deinem Meißel darüber fährst, so wirst Du ihn entweihen.“ Jeremia sagt: „Alle Menschen sind Narren mit ihrer Kunst, denn ihre Götzen sind Trügerei und haben kein Leben.“

Die Sachlage ist also die: Die Juden waren der Ansicht, die anderen Völker verehren das Kunstwerk als lebendige Gottheit. Darin haben sie vielleicht bei den von ihren alten Ueberzeugungen abgefallenen Semiten, den Chaldäern und Assyrern, recht gehabt. Denn dem Semiten fehlte das Verständnis für die künstlerische Auffassung anderer Völker, die im Bilde nicht den Gott, wohl aber die

*) Cornelius Gurlitt, Geschichte der Kunst. I. Band 693, II. Band 792 Seiten, 30 Bildtafeln. Verlag von Arnold Bergsträsser (A. Ströner), Stuttgart.

Verwirklichung eines lebendigen Gottes sahen; denen also die Gottesnähe eindringlicher wurde, wenn sie ein Abbild der Gottgestalt vor Augen hatten; die inniger beten zu können sich bewußt waren, wenn die Erscheinung des Angebeteten sinnlich vor ihnen stand. Die Semiten fielen dagegen bei ihrer Unfähigkeit, künstlerisch zu denken, stets von einem Endpunkt der Gedankenreihe in den anderen: Entweder eine fetischartige Anbetung des Gebildes aus Holz oder Gold als des Gottes selbst, oder die starre Verneinung der Möglichkeit, den geistig zu erfassenden Gott bildlich darzustellen.

Die Meister der Mittelstellung zwischen diesen Endpunkten waren die Griechen. Deren Einfluß seit dem 4. Jahrhundert vor Christo durchdrang ganz Asien bis nach Indien und China. Noch heute werden buddhistische Götterbilder unverkennbar nach ursprünglich griechischen Vorbildern fortgeschaffen. Aber mit der alexandrinischen Zeit begann auch schon eine Rückströmung des Semitismus, der aus der vorwiegend bildnerischen und mit der Menschendarstellung beschäftigten Kunst der Griechen eine malerische und ornamentale machte. Von höchster Wichtigkeit dabei ist, daß die plastische Architektur der Griechen, deren Wesen durch die Außengestaltung bedingt ist, zu einer raumbildenden hinübergeführt wurde, deren Wesen auf der Innengestaltung beruht. Ich möchte hier nur andeuten, daß meiner Ansicht nach die Wölbkunst, d. h. die Absicht, durch Wölbung künstlerische Innenräume zu bilden, innerasiatischer, nicht römischer Herkunft ist, daß ihre Formgebung in Antiochia und Alexandria zur ersten Ausbildung gelangte, und daß Rom nur aufnehmend, nie anregend bei der Gestaltung der Baukunst beteiligt war. Diese Ansicht ist neu und wird erst noch zu beweisen sein. Doch fürchte ich die gegensätzlichen Ansichten nicht.

Der Glaube ist die stärkste Aeußerung menschlicher Geisteskraft. Dort, wo der Glaube entsteht, liegen naturgemäß auch die Schwerpunkte der Kulturentwickelung. Und daher scheint mir das Natürlichste, auch für die Zeit vor Christi Geburt, in künstlerischen Dingen dort die Entscheidung zu suchen, wo sie in religiöser Beziehung liegt. Und das ist nicht im Rom Ciceros, sondern in Jerusalem. Geistige Strömungen gehen in der Hauptsache parallel: Die Glaubensform, die in der kurzen Zeitspanne von drei Jahrhunderten die römische Welt unterjochte, muß auf ihrer Wanderung auch die Kunst beeinflußt haben.

Syrien war zu Christi Zeit ein Land wirrester Verhältnisse: Der Kern der Bevölkerung war semitisch, die Städte von Griechen kolonisiert, die Bildung zumeist griechisch, die tiefere Volksströmung von der aus Indien vordringenden Weisheitslehre beeinflußt. Die Kunst zeigt ein analoges Bild. Die Bildnerei war zurückgegangen, die griechische Säulenarchitektur durch Derbförmigkeit und Massenhaftigkeit verändert. Gerade im entlegensten Syrien, z. B. in Peträa, hatte sich ein Barock ausgebildet, wie es der Westen nicht kennt, der fester an der Nachahmung althellenischer Vorbilder hielt. Rom kannte die Kunst des Ge-

wölbes noch nicht, es erhielt diese erst durch die Besieger von Jerusalem, die flavischen Kaiser, die wohl erkannt haben mochten, wie unendlich viel gedankenreicher die syrische Baukunst war, als die formenreinere römische.

Christi Stellung zur Kunst ist hierbei entscheidend. Er lehrt: die Anbetung Gottes sei nicht an den Ort gebunden, er sah im Geist ohne Schmerz den Tempel von Jerusalem, an dem nun 36 Jahre gebaut wurde, zerstört, da er seinen Tempel am dritten Tage aufrichten werde. Der ästhetische Grundzug seiner Lehre faßt die Gleichgültigkeit gegen schönheitliche irdische Werte in sich. Wir hören nichts von irgend einem Hinweise, daß es ein löbliches Thun sei, das Schöne zu erzeugen. Kurz nach Christi Tod wollte Kaiser Caligula sein Bildnis im Tempel zu Jerusalem aufstellen lassen. Es gelang noch vor Ausbruch des Entrüstungssturmes der Juden, diesen Befehl rückgängig zu machen: Die Juden hatten nichts dagegen, daß dem Kaiser die ihm zukommenden Ehren erwiesen würden, sie sahen aber in der Aufforderung zum Opfer und Gebet an ein Bildwerk einen Angriff auf das innerste Wesen ihres Glaubens. Die Römer und Griechen, gewöhnt, fremde Götter in lässiger Duldung gelten zu lassen und deren soviel, als auch kamen, in ihren Olymp aufzunehmen, erkannten in der eigenwilligen Weigerung nur der Juden, die Kaiser als Götter zu verehren, eine Verstocktheit und Widersetzlichkeit. Auch sie mochten wohl dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber nicht seinem Bilde das, was nach ihrer Lehre Gottes ist.

Zwei sich kreuzende Striche, das Symbol von Christi Tod, ersetzten den Christen die Kunst. Die Kirchenväter beschäftigten sich vielfach mit den künstlerischen Fragen: drängten sie sich ihnen doch gewaltsam auf. Schon Clemens von Alexandria sagt, die Kunst sei gut zur Erheiterung des Lebens, sündhaft als Verherrlichung des Sündhaften und somit eine Entehrung Gottes. Tertullian kam angesichts des Prunkes von Karthago zu einem heftigen Widerwillen gegen die Kunst; die Frage spitzte sich mehr und mehr zu bis zu dem furchtbar blutigen Bilderstreit.

Der alte Streit erneuerte sich: Auf der einen Seite der einfach sinnlich-durchgeistigte Drang, durch die Kunst die Lebenserfahrungen festzuhalten, sie in Stein oder Farbe abzubilden, wie man erzählend in Wort oder Schrift abbildet; die Kunst als schlichte Aeußerung eines inneren Mitteilungsdranges. So bei den älteren Griechen. Bei den anderen die Frage nach dem Zweck der Kunst, die mit dem Zweifeln an den Werten des Lebens beginnt, so namentlich bei Plato. Der Zweck wird in der Belehrung, Besserung der Menschen gefunden. Ob dies richtig ist oder nicht, bleibe hier dahin gestellt. Jedenfalls beherrscht diese Ansicht die Mehrzahl der Aesthetiker, während die Künstler sich zumeist gegen sie wehren. So durch die Jahrtausende.

Zweck der Kunst wurde für die christlichen Denker die Stärkung des Glaubens. Die Kunst hat nur dann Wert, wenn sie sich als eine Genossin der Glaubens-

lehre bewährt. Sie birgt aber in sich die Gefahr, das Gegenteil zu bieten. Und zwar liegt die Gefahr in der Hinführung zum Götzendienst, zur Anbetung der Bilder und in dem Schaffen sinnlich verderblicher Werke, in der Verführung zur Sinnenlust, zur Verschwendung, zu weltlichen Eitelkeiten. Aus diesem Zwiespalt in der Beurteilung der Kunst sind die christlichen Kirchen heute noch nicht herausgekommen. Der semitisch-ästhetische Grundzug auf der einen Seite und der griechisch-schönheitliche auf der anderen stehen noch in vollstem Kampf sich gegenüber.

Die einzelnen Entwickelungsstufen des Kampfes zu verfolgen ist sehr lehrreich. Die Synagoge hat sich das Griechentum ganz vom Halse gehalten. Ihr fehlt noch heute das Bild. Die griechisch-katholische Kirche hat als Mittel gegen den heidnischen Zug die Kunst des Festhaltens an der Ueberlieferung zum Grundsatz erhoben. Das heißt, sie nimmt an, daß es wunderbare, unter besonderem göttlichen Beistand geschaffene Bilder giebt, und verlangt, daß diese vom Maler ohne Hinzuthun von eigenem wiederholt werden. Die Kraft, mit der dieses Gesetz eingehalten worden, ist geradezu bewundernswert. In den Klöstern auf dem Berge Athos entstand ein Lehrbuch der Kunst, das man erst für ein Erzeugnis des 10., später für ein solches des 13. Jahrhunderts hielt und jetzt in die Zeit zwischen 1500 und 1630 datiert. Es ist also in diese Malerei ein solcher Stillstand gebracht, daß selbst das verfeinerte Kennertum moderner Kunstwissenschaft keine Sicherheit zu schaffen vermag, ob die Malereien der Zeit der ältesten mittelalterlichen Miniaturen, des Raffael, des Rembrandt oder des Carstens angehörten! Ich nenne diese Namen, nur um anzudeuten, welch gewaltige Geistesentwickelung in den Ländern sich abspielte, deren Kunst nicht unter das starre Gesetz der Ueberlieferung gebeugt wurde. Thatsächlich giebt es denn auch keine Entwickelungsgeschichte der Kunst in den griechisch-katholischen Ländern. Die Lehre, daß die Individualität des Künstlers sich der Ueberlieferung unterzuordnen habe, führte einfach zur Vernichtung der Kunst.

Der Bilderstreit des 8. und 9. Jahrhunderts zeigte die Gegensätze in vollster Schärfe. Auf der einen Seite wunderthätige Bilder! Selbst die Geistlichkeit knüpfte an die Bilder die Vorstellung, daß ihnen eine Heiligkeit inne wohne, daß ein Bild zur Vermittlung des Gebetes an den Angebeteten wirkungsvoller sei als das andere. Und zwar nicht etwa dadurch, daß es das Wesen des Angebeteten besser, künstlerischer darstelle, also diesen dem Beter deutlicher, realistischer vergegenwärtige, sondern weil es Wunder verrichte. Auf der anderen Seite der Abscheu vor dem Götzendienst. Es ist bezeichnend, daß dem byzantischen Bildersturm ein solcher der Juden im Kalifat unmittelbar vorausging. Der semitische Geist wendete sich hier aufs entschiedenste gegen die Bilderverehrung und bekämpfte als Unsinn sowohl wie als Frevel, daß man Kräfte in einem leblosen Holz oder Stein suche.

Das Konzil von Nicäa fand den Ausweg darin, daß es sich der griechisch-

heidnischen Auffassung näherte, die Rom von jeher vertreten hatte. Man soll die Bilder verehren, aber nicht anbeten; sie seien nötig als Lehrmittel für die Menge, als Anregung zur Vorstellung der Heiligen. Das setzt wieder fest, daß die Kunst nicht um ihrer selbst willen, sondern um des von ihr Dargestellten willen Wert hat. Und thatsächlich sind die am meisten verehrten Bilder der römisch-katholischen Kirche keineswegs die schönsten. Man kann eher das Gegenteil sagen: Die Bilder, in denen sich ein starker Künstlergeist äußert — also Menschengeist —, erscheinen am wenigsten geeignet zur Verehrung. Auch noch in unserer Zeit empfand ein frommer Katholik wie der Maler Führich als einen bitteren Schmerz, daß unförmige Puppen so oft besondere Verehrung genießen, während die vollste Hingabe des Künstlers an sein Werk diesem nicht gleiche Würde verschaffen könne.

Es fragt sich nun, welche Stellung die katholische Kirche im Mittelalter zur Kunst einnahm. Hört man die romantischen Schwärmer, so ist die Kirche die Mutter alles schönheitlichen Schaffens. Und diese Ansicht hat sie sich denn auch ruhig gefallen lassen; mancher Theologe hat sie wohl auch gelegentlich als richtig anerkannt. Mir scheint sie jedoch nur mit Beschränkung annehmbar.

Wer ist die Kirche? Jene Anstalt, außer der kein Heil ist; dann das päpstliche Weltreich, die überirdische Ordnung Gottes auf Erden, deren Haupt Christus ist. Hat diese Kirche die Absicht, die Kunst zu fördern? Mir will scheinen, daß sie diese Absicht nicht hat. Wenigstens habe ich in den zahlreichen Lehren, die die Heiligen und Denker der katholischen Kirche aussprechen und die diese selbst billigten, keine gefunden, die es klar und deutlich als ein verdienstliches Werk darstellt, schöne Bilder, Statuen oder Bauten zu schaffen. Ich will mich gern berichtigen lassen, wenn ich mich hierin irre. Dagegen steht allerorten die Lehre, der Sohn der Kirche solle sich durch irdische Schönheit nicht verführen lassen, nicht an irdische Dinge — und solche sind die Erzeugnisse selbst kirchlicher Kunst — sein Herz hängen, dem schönheitlichen Treiben entsagen lernen. Man lese das, was das Verhältnis der Klöster und Ordensstifter zur Kunst erläutert. Von Benedikt von Nursia bis auf Ignaz Loyola erschöpfen sich die Ordensregeln in Vorschriften, die verhindern sollen, daß die Kunst — als ein Weltliches — in die Klosterkirche eindringe. Die Kirchen und Wohnbauten sollen zweckmäßig einfach, ungeschmückt sein. Daß sie es auf die Dauer nicht blieben, haben die Ordensleitungen mit bitterem Schmerz beobachtet. Wie hundertfach wurden Verfügungen herausgegeben, die Bilder sollten aus den Klöstern entfernt, der Schmuck beschränkt, der Prachtliebe Einhalt geboten werden. Die Kunst kam in die Klöster gegen den Willen der Mönche oder wenigstens gegen den Willen der echten Asketen unter ihnen. Und das sollen sie doch alle sein! Also gegen die ganze Tendenz der Klöster drang die Kunst in sie ein!

Das bewirkte gewaltiglich die Lehre von den guten Werken, von der Notwendigkeit, daß zur Rechtfertigung vor Gott Glaube und Werke zusammenwirken.

Das Wesen der guten Werke besteht darin, daß der Bußfertige etwas leistet, was ihm zum materiellen Nachteil und der Kirche zum Nutzen gereicht; also ein Verzicht auf irgend ein Gut zu Gunsten der Kirche. Und hat wohl auch die Kirche die Büßenden auf das Mittel hingewiesen, durch Darbietung von Kunst gute Werke zu leisten. Im wesentlichen aber waren es die Völker, die in der Kunst den Ausdruck ihres edelsten Thuns sahen und dieses der Kirche opferten. Somit will uns scheinen, daß nicht die Kirche die Kunst gepflegt habe, sondern die Gläubigkeit und der durch die Lehre von den guten Werken angeregte Opfersinn der Nationen. Einem Protestanten darf es wohl nicht verübelt werden, wenn er der Ansicht ist, Gläubigkeit und katholische Kirche seien nicht dasselbe, sie seien es auch nicht im Mittelalter gewesen.

Die gläubigen Nationen schufen die mittelalterliche Kunst, sie bauten die Kirchen, sie umgaben die Geistlichkeit mit schönheitlichem Glanz. Viele Bischöfe standen mitten in dem nationalen Leben und wurden somit echte Führer der Nationen. Dann entstand oft eine Innerlichkeit und Kraft der künstlerischen Aeußerung, die jeden ergreifen mußte. Das schönheitliche Schaffen wurde zum Gebet, zum Herzensbedürfnis der gläubigen Seelen. Die Einheit zwischen Kirche und Volk schuf eine bewundernswerte Kunst, in der diese sich — ihrer Natur nach individualistisch — auch individualistisch bethätigen, neue Werte schaffen konnte. Denn jede lebendige Kunst muß sich täglich selbst erneuern.

Nun giebt es aber auch Stellen, wo die Kirche nicht auf dem Grunde eines Volkstums stand. Die wichtigste und lehrreichste unter diesen ist Rom. Es ist kein Zweifel, daß dem Bischof von Rom die reichsten Mittel zur Verfügung standen: War er doch der Erste in der Kirche. Es ist nicht minder zweifellos, daß Rom das Haupt der katholischen Lehre war und ist. Wie nun steht es um das Kunstschaffen Roms. Man verfolge es an der Hand der Geschichte: Die römischen Kaiser bauten die gewaltigen Basiliken. Dann kamen die Stürme der Völkerwanderung. Mit dem 10. Jahrhundert begann die erneute Kunstpflege; die Fürsten und Völker bauten Stifter und Bischofskirchen; es kam der riesige Aufschwung des 12. und 13. Jahrhunderts; die Zeiten wurden wieder trüber: Das 14. Jahrhundert brachte in den Niederlanden und Italien neue Anregungen; Deutschland und Frankreich traten zurück; riesig entfaltete sich das Schaffen im 15. Jahrhundert. In all dieser Zeit bauten die Päpste keine Kirche, nicht in Rom und nicht in Avignon. Die Völker begnügten sich nicht mit ihren alten Domen: Sie rissen sie nieder, so prächtig sie waren, um noch prächtigere romanische oder gotische aufzuführen. Wir beklagen jetzt, wie unendlich viel Großes im Streben nach Größerem zerstört wurde: der Opfersinn und namentlich der Opfermut wirkten ins Gewaltige. Die Päpste hatten nicht die gleichen Bedürfnisse. In der Zeit, in der das letzte Dorf, die kleinste Stadt sich mit schmuckreichen Kirchen, kunstvollen Altären, gewaltigen Türmen schmückte, entstand in Rom keine

Kathedrale, kaum eine kunstgeschichtlich nennenswerte Kirche. Die Päpste hatten Zeit und Mittel, Avignon mit den wohl großartigsten Befestigungen und Schlössern des Mittelalters auszustatten, begnügten sich aber mit der bescheidenen Kirche Notre Dame als Dom. Kein Ansatz, das fertig übernommene Werk zu erweitern, zu verschönern! Rom ist neben dem stillstehenden Ravenna die Stadt, in der man noch heute am besten die altchristliche Kunst studieren kann, denn kein Schaffen opferndes Volk ersetzte dort die ältere Kunst, suchte das Eigene, Neue an die Stelle des Ueberkommenen zu rücken. Kein romanischer Bau, nur ganz bescheidene gotische Klosterkirchen; Rom, die Stadt der immer sich erneuernden Massen von Klerikern, der Mittelpunkt der Kirche, bringt keine Künstler zur Welt und keinen künstlerischen Gedanken. Selbst als die italienischen Städte ein üppiger Garten künstlerischer Entfaltung wurden, bleibt Rom dürr und öde. Giulio Romano und der Bildhauer Paolo di Mariano sind meines Wissens die einzigen in Rom geborenen Künstler der Renaissance, während gleichzeitig Florenz, Venedig, Mailand unerschöpflich im Gebären großer Meister sind. Rom wird Kunststadt durch die Renaissancepäpste, die fremde Künstler herbeizogen und mit Werken beauftragten. Es mußte erst seinen mittelalterlich kunstlosen Zug aufgeben, um in dem Medici Leo X. einen „Mäcen" zu finden, das heißt einen Mann, der die Kunstliebe der Kaiserzeit, die heidnische Kunstliebe der weltlichen Herrscher einführte. Das 15. Jahrhundert ist für Rom von höchstem Interesse, denn es zeigt, wie die kirchlich strengen Päpste, z. B. Calixt III., Pius II., Alexander VI., immer wieder die Kunstbestrebungen der Humanisten zurückzudämmen sich verpflichtet sahen, wie sie ein Nikolaus V., Paul II., Sixtus IV. unter dem Beifall der Unkirchlichen begonnen hatten. Der antike Ruhmsinn hatte im 15. Jahrhundert in Rom seinen Einzug gehalten. Er lehrte bauen. Die Askese der alten Kirche lehrte die Bauleute und Maler wieder entlassen.

Die Reformation kam: Savonarola und Luther waren hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Kunst keine Neuerer. Das, wovor ihnen graute, war die Verweltlichung der Kirche, der die Kunst in erster Linie diente. Und wie in den Zeiten der Kirchenväter packte sie die Sorge, ob den Seelen durch die Kunst nicht mehr geschadet als genützt werde. Luther vor allem sah den Grund des Schadens in dem thatsächlichen Grunde des künstlerischen Schaffens, eben in den guten Werken. Bilder haben ist gut, wenn man an sie nicht seine Seele hängt. Wenn man von ihnen nicht das erhofft, was nur die Verinnerlichung des Menschen erzeugen kann, nämlich Rechtfertigung vor Gott! Der Ueberschwang an Werkheiligkeit machte ihn stutzig. Seine berühmte Predigt bei der Eröffnung der Torgauer Schloßkapelle betont ausdrücklich, daß dem Bau eine besondere Heiligkeit nicht inne wohne, daß sein Wert nur darin liege, einen geeigneten Raum für den gemeinsamen Gottesdienst zu schaffen: Er verwirft die herkömmlichen Formen; die Kirche hat keinen Chor, der Altar kein Bild, er ist ein Stein-

tisch, wie jener, der in der altchristlichen Kirche der eucharistischen Feier diente. Mit gleicher klarer Zielstrebigkeit hatten die mittelalterlichen Ordensstifter das Kunstwesen gegliedert: Die Benediktiner, Cluniacenser, Cisterzienser, indem sie die reine Klerikerkirche anstrebten, die Franziskaner und Dominikaner, indem sie den Volkssaal für ihre Predigt schufen. Diese zögerten keinen Augenblick, das Querschiff zu verwerfen, das den Chor vom Laienhaus trennt. Sie erreichten damit die völlige Umgestaltung auch der Pfarrkirche, die nun auch auf dieses Mittel der Sonderung des Klerus verzichtete, das die romantische Zeit der protestantischen Kirche aus antiquarischen und symbolischen Neigungen leider wieder zuführte. Der Unterschied zwischen den Ordensstiftern und Luther beruht eben nur darin, daß diese für Mönche, Luther aber für die Gemeinde wirkten und dachten; daß diese dem geweihten Priestertum, Luther aber dem allgemeinen Priestertum diente; daß Luther die Auffassung von der Stellung der Kunst zur Kirche durch Beseitigung der Lehre von den guten Werken zu der des Volkes machte, daß also durch ihn die kirchliche Stellung zur Kunst zum Gemeingut wurde. Stärker noch waren die Zweifel am Werte der Kunst bei Zwingli und Calvin: Die reformierte Kirche wurde fast in die Stellung der Synagoge zur Kunst zurückgeführt. Man lese die alten Ordensregeln: Das, was ein Bernhard von Clairveaux glaubte, von den Mönchen, als den im Glauben Unterwiesenen fordern zu dürfen, nämlich Verzicht auf die Kunst, erfüllte die reformierte Kirche selbst bei der Gemeinde.

Aber es geht ein wundersamer Zug durch die Kunstgeschichte: der Verzicht auf die fertigen Werke der Kunst und der Hinweis auf die Einfachheit, die Sachlichkeit, die Verneinung der überkommenen Kunstformen ist fast immer der Anfang einer Kunstverjüngung. Nichts ist der Kunst gefährlicher als das Festhalten am Ueberlieferten: Denn es heißt sie festnageln auf nicht von ihr selbst, sondern vor ihr empfundenen Werten, auf unwahren Empfindungen.

Tolstoi scheidet die Künstler in solche, die starke Empfindungen auf andere zu übertragen wissen, und solche, die die Kunst nur nachzuahmen wissen, also Uebertragenes weiter zu geben. Er fordert daher Einfachheit und Selbstständigkeit vom künstlerischen Schaffen im Gegensatz zur Ueberfeinerung und zur Ueberlieferung. Das sagt ein Mann, der sein Volk zwischen einer durch übermäßige Betonung der Ueberlieferung kunstlos gewordenen Kirche und einer Bildung, die an der ihrem Wesen fremden westeuropäischen Kunstverfeinerung nur äußerlich teilnimmt, in hartem Zwiespalt sieht. Er entscheidet sich kurz und hart für den Verzicht auf die Früchte der Schulung im schönheitlichen Schaffen. Er möchte die Berufskünstler einfach beseitigt haben, um dem das Wort zu lassen, den es treibt, schlicht etwas Ernstes zu sagen. Und damit wandelt er den Weg, den die Kunstgeschichte als einen schon öfter betretenen nachweist. Wenn die Zeiten gegen das, was sie an schönheitlichem Können besitzen, gleichgültig wurden und

ſich auf die ruhige Erfüllung des Urzweckes der Kunſt beſannen, nämlich auf ihre Kraft, innerliche Erfahrungen mitzuteilen, dann war der Grund gelegt, daß eine junge ſtarke Kunſt erblühen kann: In Chriſti Zeit begann die Kunſt, die wir römiſch nennen, ebenſo wie jene, die wir byzantiniſch nennen; ſie entſtand nach der Entwertung der helleniſchen Kunſt als ein Neues. Die große Zeit der mittelalterlichen Askeſe, der Kreuzzüge und Ordensſtiftungen ſchuf die nächſte große Blüte. Die Zeit des heiligen Franziskus die dritte: Es iſt die Zeit der Erkenntnis, daß die Schönheit eine gottgewollte Kraft in der Natur ſei. Und durch den Verzicht auf die mittelalterliche Kunſt, wie ihn die Reformation in ſich birgt, wurde dem niederländiſchen Schaffen neu der Weg gebahnt.

Dat löte Länneken.

(Hiddenſee.)

Wie ruht ſichs traut auf deinen Höh'n,
Mein liebes Hiddenſee!
Die Wolken ſegeln licht und ſchön,
Und fernher ſendet ihr Getön
Die Brandung, weiß wie Schnee.

Um alter Hünen Hügelgruft
Haucht rings der blühende Klee
Im Sonnenſcheine würzigen Duft.
Wie Hauch der Freiheit weht die Luft
Um dich, mein Hiddenſee!

Wie manche Seele, kampfesmüd,
Vergaß auf dir ihr Weh,
Du Eiland, wogenſchaumumſprüht! —
Daß Gott dich immerdar behüt',
Mein friedlich Hiddenſee!

Reinhold Fuchs.

Nachtlied.

Komm mit deinem ſtillen Frieden,
Wunderſel'ge tiefe Nacht,
Ach, des Tages Wünſche ſchieden,
Und das Glück verwelkt hienieden;
Deine Thore halt mir offen,
Laß mich nichts mehr ſehnen, hoffen,
Schließ mich ein in deine Nacht!

O du heilge Sabbathſtille!
Schlumm're nun, du wilder Wille,
In dem milden Mondenſchein;
Leis im Graſe zirpt die Grille,
Ueber alle Erdenſchranken
Wandeln leiſe die Gedanken,
Kehren bei der Liebe ein.

August Sturm.

Josephine Scheffel, die Mutter des Dichters.

Von

Alberta von Freydorf.

(Schluß.)

Ich habe in meinem Büchlein, betitelt „In der Geißblattlaube", Märchenstrauß, gepflückt im Garten der mütterlichen Freundin, Frau Josephine Scheffel,*) ausführlich meinen Verkehr mit dem Scheffelschen Hause während meiner Kinderzeit geschildert. Einiges von dem dort Erzählten muß ich aber hier zur Ergänzung doch noch einfügen. Meine Eltern waren mit der Scheffelschen Familie eng befreundet. Vor allem die Freude der Eltern an der Kunst hatte sie bald nach der Uebersiedelung der meinigen nach Karlsruhe zusammengeführt. Wie manches bewundernde, anerkennende Gedicht wurde meiner schönen Mutter mit einem Blumensträußchen aus dem Scheffelschen Garten herüber gesandt, das der Künstlerin, aber auch der über eine große Kinderschar sorgenden Mutter galt. Unsere Häuser lagen sich schräg gegenüber, so nahe, daß wir oft genug rasche Mitteilungen über die Straße vom Balkon zum Fenster machen konnten; so waren wir in fast täglichem regen Verkehr. Wenn die Majorin meine Mutter besuchte, wußten wir Mädchen schon, daß sie dann auch zu uns ins Kinderzimmer kam; oder hatten wir sie über die Straße kommen sehen, so brachen wir wohl auch ohne Erlaubnis im Salon ein, gewiß, daß wir auf ihre Fürbitte von dort nicht wieder verscheucht werden würden. Die gute Majorin! sie liebte uns Kinder alle — ich aber, als die älteste von einer großen Schar Geschwister, hatte ihre ganz besondere Zuneigung gewonnen. Diese erwiderte ich aber auch mit schwärmerischer Verehrung; rascher als sonst wurden die Schulaufgaben fertig, wenn es hieß: „Du darfst nachher auch hinüber zur Frau Majorin." Das war für mich, als ginge es ins Feenland. Wenn ich auf dem Holzbänkchen zu ihren Füßen saß und sie anfing zu erzählen, was da für Gestalten vor meinen Blicken auftauchten — wie der Garten sich dehnte und weitete nach allen Richtungen — die alten Mauern zu hohen verlassenen Ruinen wurden, die Blumen strahlten im

*) Dresden bei C. C. Meinhold & Söhne.

goldenen Schein, und süß und berauschend wehte dazu der Duft von den Kalikanthusbäumen. Die verehrte Freundin bezeugte bei jeder Gelegenheit ein großes mütterliches Interesse für ihre Nachbarskinder und deren Erziehung. Als meine jüngere Schwester und ich ins Sacré-Coeur-Kloster nach Kientzheim angemeldet wurden, war sie damit zuerst gar nicht einverstanden. Es war eben damals Mangel an entsprechenden Pensionaten in Karlsruhe; sie versöhnte sich zwar allmählich mit dem Gedanken, aber eine französische Erziehung blieb ihr im Grund zuwider. Sie hat über diese Art der Erziehung ein Märchen geschrieben: „Das versteinerte Herz", das besonders das immerwährende Welsch-Parlieren in der Kinderstube und die steife zeremoniöse Gouvernanten-Erziehung der früheren vornehmen Welt geißelt. Ja, sie war eine echte deutsche Patriotin, der das „französische Gethue" im Grund der Seele verhaßt war. Wenn Victor Scheffel in seiner Aventiure Heinrich von Ofterdingen im Papegan singen läßt:

„Alles thät ich dir wie jener,
Nur französisch sprach ich nicht"

so wiederholte er nur das, was er von Kindesbeinen auf gehört hatte.

Die Majorin war auch die erste Dame in der Karlsruher Gesellschaft, die es durchsetzte, sich „Frau" nennen zu lassen, indem sie ihren Bekannten sagte, sie sähe es als eine „Insulte" an, wenn man sie „Madame" anrede. Aus dieser Gesinnung entsprangen auch die Briefe, welche sie mir ins Kloster sendete — zwei dieser für viele finden hier Platz.

Liebe, liebe Albertine!

Dein herzig Brieflein hat mich sehr erfreut — und erst das Kunstwerk! Das nette Schweizerhäuschen!! Ich küßte Dich in Gedanken für Beides. In der schönen Schweiz hab ich oft an Dich gedacht mit dem Wunsch, daß Du bei mir sein könntest und sehen, wie die Sonne des Abends über die Schneeberge hinab ging und die alten Eishäupter so im Rosenlichte verklärt standen. Gott ist groß in all seinen Werken, im Bau der Alpen wie in der kleinsten Mücke, die im Sommerlichte tanzt. Bleibe nur immer fromm, liebes Kind, und recht demüthig, auch wenn Du die schönen Ehrenbänder trägst, die Du Dir durch Dein gutes Betragen und Deinen Fleiß erwirbst. Es ist recht schön von Dir, daß Du Deinen Eltern soviel Freude zu machen bestrebt bist — und dadurch Ihnen den schönsten Dank bereitest für Ihre Fürsorge, daß sie Dich an einen Ort gethan, wo Du, an Leib und Seel so wohl geborgen, Deine Fähigkeiten entwickeln kannst.

Dem Doktor hab ichs gemeldet, daß er Gelegenheit finden kann, in Deinem Album eine hübsche Zeichnung anzubringen. Ich glaube auch, daß er die Gelegenheit nicht versäumen wird, da er wirklich gegenwärtig viel zeichnet, weil er nach einer heftigen Krankheit nicht schreiben darf. Gottlob ist er wieder ganz hergestellt, aber der besseren Erholung wegen noch in der Schweiz. Man hat jetzt farbige Stifte, die man creta polycolor nennt und mit solchen zeichnet er in neuester Zeit — da wird die Zeichnung gleich ein Gemälde. Die Manier ist schwierig, aber schön. So etwas wirst Du wahrscheinlich bekommen.

Euch Beide fromme Kinder bitte ich auch, im Gebete manchmal unsrer zu gedenken, damit der Himmel mir freudiges Wiedersehen schenke mit dem Doktor und auch mit Euch. Auch der alte Major — der arme Karl und Matilde grüßen Euch herzlich, am innigsten aber, liebe Albertine, grüßt und küßt Dich

Deine
alte Freundin
und Mitgevatterin
Frau Scheffel.

29. Januar 1861.

Schön ist die französische Sprache — aber bleibe dabei im Herzen nur immer recht deutsch!

Der Schluß des nachfolgenden Briefes handelt von der Verlobung ihres Sohnes, die sie so sehr erfreute.

29. Januar 1861.

Theure Albertine!

Die schöne Feier des zwanzigjährigen Hochzeitstages Deiner lieben Eltern und der Taufe Deines neugeborenen Brüderleins ist mir durch Dein Briefchen noch unendlich verschönert worden, denn ich hatte beim heiligen Taufakt Heimweh nach Dir, ich dachte daran, wie Du und ich miteinander die Josi gehoben haben — und ich sah Dein liebes Angesicht jetzt nicht — kaum aber war die heilige Handlung vorüber, so erhielt ich zu meiner freudigsten Ueberraschung Dein liebes herziges Briefchen aus den Händen Deiner verehrten Mutter. Wie war ich erfreut zu sehen, mit welcher herzigen Anhänglichkeit Du meiner gedenkst und wie nahm ich mir vor, Dir immer, so lang ich lebe, in Freud und Leid eine mütterliche Freundin zu sein, und so ich im Stande bin, Dir etwas Liebes zu erweisen, soll es meine herzliche Freude sein. Du bist vom Himmel ein so wohlbedachtes Kind — hast so liebe Eltern, so ausgezeichnete Verwandte, daß Du einer so alten Frau wie ich nicht bedürfen wirst, — aber etwas kann ich Dir doch bieten, liebe Albertine — das ist ein Herz voll treuer Gesinnung für Dich, und voll inniger Liebe, und geschieht Dir eine Freude — so geschieht sie auch mir. Auch hoffe ich, wenn die Thüringer Verwandten Dich uns nicht ganz entführen, wir erleben trauliche Stunden zusammen im nächsten Winter, — wir plaudern und musiciren und dichten zusammen wie's Gott zuläßt, in dessen Händen doch immer die Zukunft ruht.

Diesmal haben ein stattlicher Hannoveraner Kriegsmann und Joseph mit einander das Kindlein gehalten. Joseph war sehr bewegt dabei, ich hab es ihm angesehn. Das ganze Tauffest war sehr prächtig und sehr heiter. Du hast nur gefehlt.

Was mit dem Doktor — Deinem gelehrten Freunde vorgegangen, wirst Du von Deinen Eltern bereits vernommen haben.

Des Himmels Fügungen sind wunderbar! Du wirst gewiß Dich auch mit uns freuen, wie Deine lieben Eltern thun — und wirst unser Töchterlein lieb gewinnen, wenn Du sie einst kennen lernen wirst. Indessen empfehle ich jetzt schon das Paar Deiner freundl. Gesinnung. Deiner hochverehrten Großtante bitte ich Dich mich als Deine alte Freundin zu empfehlen, — alles, was ich von ihr vernehme, giebt mir ein

so liebenswürdiges Bild von ihr, daß ich Dich glücklich preise über die schöne Aufgabe, die Dir geworden, der gute Engel einer so fürtrefflichen Frau zu sein.

Ich küße Dich, theure Albertine, Dir herzlich noch für den schönen unverwelklichen Blumenstrauß dankend,

Deine alte Freundin

Scheffel.

Wären alle Erzählungen, alle Dramen, Lustspiele und Märchen der stets schreib- und erzählungslustigen Frau Majorin fertig geworden — sie müßten Bände gefüllt haben — so füllten die bloßen Anfänge bereits einen alten Koffer, den mir Doktor Scheffel eines Tages als Freundschaftsgabe ins Haus schickte, um, was mir wert schien, vor dem Untergang zu retten. Ich hatte damals ein kleines Epos der Frau Majorin: „Die Rosen der hl. Elisabeth" bereits zu Ende gedichtet. Scheffel sagte mir: er könne nicht unterscheiden, wo seine Mutter aufgehört, wo ich angefangen habe; — vielleicht fände sich, meinte er, noch anderes, was meine Feder zur Fortsetzung lockte. — Das Märchen vom Fingerhut hatte ich auch bereits vollendet*) und ein größeres Epos: „Malcha und Chorild" ist augenblicklich auf dem Wege, sich einen Verleger zu suchen. Vielleicht dürfte es ihn noch vor der Weihnachtszeit gefunden haben. — Hier möchte ich nur einen ersten Satz des Vorwortes bringen, um dem Büchlein einstweilen die Wege zu bahnen.

Vorwort.

Die große Botschaft „Reformation"
Durchzuckte Deutschland wie ein Ungewitter,
Sie drang durchs rostgebräunte Klostergitter,
Sie rüttelte an Kirche, Staat und Thron.
Der Schwedenkönig schrieb mit Schwert und Brand
Das Evangelium der neuen Lehren,
Der Wüthrich Tilly, der entmenschte, — stand
Im Blute bis zum Knie, ihn abzuwehren.
Sie wähnten Beide — dem zu dienen — der
Die Feindesliebe vom Kreuze uns gelehrt,
Dem Göttlichen, der einst so groß und hehr,
Zum Jünger Petrus sprach: „Steck ein dein Schwert!".
Doch singen will ich nicht die Schauerzeit,
Da Glaubenshaß die Welt riß aus den Fugen,
Mein Lied ist zweien Herzen nur geweiht,
Die menschlich-rein in jenen Tagen schlugen.
Nur ihrer Liebe töne mein Gesang!

Wem ein so reiches Thema, wie das Charakterbild der Frau Majorin, gegeben ist, und so viel Material zur Verfügung steht, dem kann wohl die Wahl wehe thun unter all dem Schönen, was er der Welt gern zeigen möchte. Statt

*) Erschienen bei Braun in Karlsruhe.

eines Artikels könnte man ja ein Buch damit füllen. Mein Raum ist aber beschränkt, und so gebe ich hier denn von ihren Gedichten nur noch das „Schienenlied". Eines Kommentars bedarf die Dichtung nicht. Wer das Datum beachtet, weiß, daß die Dichterin die damals ins Leben getretene Verkehrsneuerung besingt. Welche weitblickenden Betrachtungen schließt die Dichterin in ihr Lied ein! Den ewigen Weltfrieden, den sie stets ersehnte, sieht sie als Abschluß des beginnenden großen Weltverkehrs heraufziehen. Wohl wenige, die in jenen Tagen das neue Wunder mit erlebten, fanden in solchem Maße die Kraft dichterischer Verklärung für ein so eminent praktisches Ding wie die Eisenbahn.

Schienenlied.

1843.

Motto:

Ich war ein Saul, da kam der Schein von oben,
Und jene Saiten durch die Flur gewoben,
Erklangen mir wie Harfenton.

Durch die grünen Saatenmeere dehnen sich zween dunkle Streifen
Weithin — weithin — wie Gedanken, die zur lichten Ferne schweifen,
Einen Blick der Abendsonne sah ich jüngst darüber weilen
Und sie wurden mir zween goldne, inhaltschwere Flammenzeilen.

Was mir da mit leisen Worten jene Eisenschrift vertraute,
Will ich senken, will ich hauchen in die süßen Frühlingslaute,
War es doch von Lenz und Rosen ein geheimnisvolles Flüstern,
Klang es doch wie Maigesänge in den Wipfeln alter Rüstern.

Sprach die Schrift: „Du — den Beschränkung an die nächste Scholle bannte
Der vom reichen Schatz des Lebens kaum ein Körnlein Goldes kannte, —
Komm! wir lassen dich das Schöne in entfernten Tempeln schauen,
Daß du dann den eigenen Laren schöner magst den Altar bauen.

Sohn des Sandes! willst du deine Stirn in Alpenlüften baden,
Willst Du einmal Freiheit atmen? Komm herbei! Du bist geladen.
Froher Zecher, dem von ferne geistverwandte Brüder winken,
Komm — aus laubbekränzten Krügen Wiedersehens Glut zu trinken.

Mann des Forschens — dem „Natur" nur wen'ge Blätter aufgeschlagen,
Schüttle ab den Staub, wir wollen dich von Blatt zu Blatte tragen.
Aber daß dein reiches Wissen dem gefeiten Schatz nicht gleiche,
Den ein Drache hielt gefangen in der ausgehöhlten Eiche,

(fehlt eine Strophe)

Sprach die Schrift: „O Herz, von welchem der Geliebte losgerissen,
Sollst nicht länger deines Wesens gottgegebene Hälfte missen;
Komm! wir tragen dich im Sturme weithin in die blaue Ferne,
An dem neuen Morgenhimmel glühn auch deine Liebessterne.

Ja! wir dunkle Eisenstreifen heilen alle Sehnsuchtwehen;
Ueber unseren Geleisen rauscht es wie ein ewig „Wiedersehen!“
Auch die Zeichen der Gedanken schiffen wir durch ferne Räume
Schneller als die Botentaube einst des Ritters Liebesträume.

Mit kassandrischem Gemahnen, wenn ich recht die Schrift verstanden,
Sprach sie auch vom ew'gen Frieden, der aus diesen Eisenbanden
Einst erblüh'n wird; aber ehe seine Palmenbanner wehen
Wird die Sonne — ach! noch einmal blutgetränkte Schwerter sehen.

Frei zu sterben — oder in der Völker letztem Kampf zu siegen
Werden da mit Sturmesbrausen Heere sich entgegenfliegen;
Aber wenn die dunkeln Streifen alle in einander fließen,
Wird das letzte Schwert als Schiene seine Friedensringe schließen.

Also las ich in den langen, sonnbeglänzten Flammenzeilen;
Sieh, da naht der Raumbezwinger, und die Abendlüfte teilen
Seine dunkle Rauchessäule — was dem Blick sie noch verhüllt,
Ist — die Muse durft es schauen, — ist der Freiheit Götterbild.

Sie auch fährt — die Lichtgeborne, mit den wilden Feuerrossen
Ueber unsere Frühlingsauen, doch von Wolken noch umflossen;
Aber auch von ihrem Haupte wird der Isisschleier fallen
Und die Freiheit mit dem Frieden diesen Stern verklärt durchwallen.

Sel'ge Ahnung jener Tage weiche nicht aus meiner Seele,
Sei mir — wenn es bräut und wintert, Lenzgesang der Philomele.
Schließt sich auch — eh sie erscheinen — dieses Auge schlummermüd;
Haben doch in meinen Träumen ihre Rosen schon geblüht.

Sonntag, den 14. Mai 1843.

Welche Freude und welches Verständnis bei so hervorragend eigenem Talent die Mutter an den Werken ihres Dichtersohnes fand, läßt sich leicht denken. Die Originalität und den poetischen Reiz seiner Prosa wußte sie besonders zu schätzen. Wie oft kam sie mit Briefen ihres Sohnes zu meinen Eltern herüber, um ihnen aus diesen vorzulesen. Ich höre sie manche Stelle wiederholen, die ihr besonders „gut gesagt“ erschien. Oefter bat sie meine Mutter, eins „von Josephs Gedichten“ zu deklamieren, wobei sie dann, den Kopf in die Hand gestützt, zuhorchte und keinen Blick vom Munde der Sprecherin wandte. — Aber trotz aller begeisternden Zustimmung zu dem Vortrag konnte es vorkommen, daß sie mit der Auffassung nicht ganz einverstanden war, und die Damen dann manchesmal sehr energisch jede die ihre verteidigten, bis mein Vater oder, wenn er erreichbar war, der Dichter selbst als Schiedsrichter herzu gerufen wurde. Der Dichter aber war so klug wie diplomatisch, und das feine Lächeln der Mutter bewies ihm im voraus, daß sie wußte, was kommen würde: jede der beiden Damen hatte nach seinem Urteil dann gewöhnlich recht. Er gab dann selbst eine von beiden Streitenden ganz abweichende und meistens sehr heitere Auffassung zum besten, wenn das betreffende Gedicht auch noch so wehmütig endete.

So z. B. bei dem „Heini von Steyer". Meine Mutter hatte jeden Vers anders gesprochen und für sich ausgearbeitet. Den Schluß:

Im Gärtlein der Nonnen, auf blumiger Höh,
Stand eine am Bronnen und weint' in den Klee.
O Gürtel und Schleier, o schwarzes Gewand —
Der Heini von Steyer ist wieder im Land

sprach sie mit dem Gedanken, daß die Nonne den Heini einst selbst geliebt habe, während Frau Scheffel meinte, sie denke nur junger Liebeszeit, als sie mit ihrem Schatz bei den Klängen des Heini getanzt habe. Scheffel aber sprach zu meiner Mutter: Sie haben mir das Lied von einer ganz neuen Seite gezeigt; — ich dacht es mir, so recht im Leierton als Tanzweise und die Nonne schmerze nur, daß sie sich nicht mehr jung tanzen könne! — Doch sprach nur der Schalk aus Scheffel, der die beiden Damen necken wollte — denn später gab er zu, daß er doch Tieferes habe zu Grunde legen wollen.

Mit Vorliebe erzählte die Frau Majorin, wie wenig „Anlage zum Dichten" Joseph in seinen Knabenjahren gezeigt habe. Die in der Schule gestellten Gedichtaufgaben — in deutschen oder lateinischen Versen — hatte sie stets für Joseph zu machen gehabt, weil er behauptete, so etwas absolut nicht fertig zu bringen.

Scheffel hat oft mit mir über das Talent seiner Mutter gesprochen, nicht kritisierend, denn daß es ein ganz außergewöhnliches wäre, war für ihn selbstverständlich; nur bedauerte er, daß sie sich oft an große geschichtliche Stoffe mache, deren Erforschung als Frau sie nicht gewachsen gewesen wäre, und daher ihre Phantasie zu sehr habe walten lassen. Es war ihm später oft eine Freude, einige ihrer Gedichte bekannt zu geben, und mich hat er geradezu dazu ermächtigt, Begonnenes zu vollenden.

Am 5. Februar 1865 starb sie nach kurzer Krankheit. — Die Trauer war eine allgemeine — aber für den Sohn ihr Heimgang ein besonders harter, unerwarteter Schlag. Aus seinem eben gegründeten jungen ehelichen Glück, das die schöne Villa bei Sion in der Schweiz umschloß, konnte er nur noch eintreffen, um der geliebten Mutter das Trauergeleite zu geben. Schier verzweifelnd war sein Schmerz in den ersten Tagen, bis er Kraft, sich zu fassen, in dem Vorsatz fand, dem Vater und dem unglücklichen, von der Natur vernachlässigten Bruder die Geschiedene, soviel an ihm lag, zu ersetzen. —

Wenn ich an sie zurückdenke, sehe ich sie vor mir, gerade, als ob ich eben aus ihrem Zimmer getreten wäre. Ich habe viele Menschen in meinem Leben kennen gelernt, niemanden, den ich in seiner ganzen Eigenart mit ihr nur vergleichen könnte; — und doch eine Gestalt — abgesehen von ihrem Dichtertalent — eine einzige Ideal-Gestalt rief sie mir stets so vollkommen wieder in das Gedächtnis zurück. Beim Lesen von Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" konnte ich

mir die gute Frau Paſtorin nie anders als in der Geſtalt meiner lieben, alten mütterlichen Freundin, der Frau Majorin Scheffel, vorſtellen.

Trotz allem, was ich hier berichten durfte, ein richtiges, vollſtändiges Bild der edlen Frau zu geben, kann mir nicht möglich ſein, war ich doch kaum zum ſelbſtbewußten Leben erblüht, als das ihrige erloſch, und ſo oft Scheffel mir auch von ſeiner Mutter ſprach, es handelte ſich doch meiſt dabei nur um gemeinſame Erinnerungen aus meinem und ſeinem väterlichen Hauſe. Mögen dieſe Zeilen immerhin ein Blatt in dem Erinnerungskranz ſein, den unſer Volk der Mutter eines unſerer deutſcheſten Dichter dankend gewährt.

Erika.

Erika, du im ſchmucken Kleide,
Der Düne köſtliches Geſchmeide,
Die ſelbſt den kahlen Strand der Haide
Mit einem roſ'gen Hauch der Freude
Für kurze Sommerwochen ſchmückt:
Dich grüßt mein Auge ſtill entzückt,
Als Zeugen, daß der kargſte Strand der Erde
Von Glück und Schönheit nicht verlaſſen werde.

Julius Lohmeyer.

Deutsche Anteilnahme am Panama- und Nikaragua-Kanal.

Von

Felix Lampe.

Im kommenden Herbste werden genau 400 Jahre verflossen sein, seit das Festland von Mittelamerika entdeckt ist, und vielleicht fällt nun, gleichsam um diese Erinnerung würdig zu feiern, die Entscheidung, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika endgiltig einen Entschluß fassen, dieses Festland durch eine künstliche Schiffstraße zu durchbrechen. Gegen Ende September und zu Anfang Oktober 1502 fuhr Kolumbus auf seiner letzten Entdeckungsreise von Nordwest nach Südost an der atlantischen Küste von Honduras und Nikaragua entlang und suchte einen Durchgang nach dem Endziel aller seiner Fahrten, nach Indien. In der Gegend der Admiralsbucht, in der Mitte zwischen Greytown, dem künftigen Osthafen des Nikaragua-Kanals, und Colon, dem atlantischen Eingang zur Panamastraße, erkundete er von Eingeborenen, jenseit der Berge, die in nicht endenwollenden Ketten seiner Westfahrt sich entgegen stellten, liege ein anderes Meer. Er war also überzeugt, jetzt Malakka erreicht zu haben, und ist in diesem Glauben gestorben. Etwa 20 Jahre später war man darüber im klaren, daß Hinterindien erst jenseit des inzwischen aufgefundenen anderen Meeres zu suchen sei und daß es zu dem neuen Weltmeer durch den Erdteil Amerika eine natürliche Durchfahrt nicht gebe. Mit dieser Gewißheit, in der viel bittere Enttäuschung lag, beginnt die Geschichte des mittelamerikanischen Kanals, die wiederum eine Kette von Enttäuschungen ist.

Im Jahre 1528 wurde in Spanien der erste Panamakanal geplant; fast gleichzeitig schlug Ferdinand Cortez die Verbindung des atlantischen Küstenflusses Coatzaroalcos mit der pazifischen Chimalapa über die Landenge von Tehuantepek vor, wo jetzt eine Eisenbahn die Meere verbindet, und wenig später taucht der Entwurf auf, über den großen Binnensee von Nikaragua, der dem Stillen Weltmeer benachbart ist und doch durch den S. Juan seine Gewässer dem Karibengolf zusendet, einen Durchgangsverkehr zu eröffnen. Schon damals erschrak ein spanischer Statthalter vor den wahrscheinlichen Riesenkosten solcher Unternehmungen; aber man wandte sich von diesen Plänen erst ab, als Bedenken darüber aufstiegen, ob der Kanal nicht Engländer, Franzosen und Niederländer zum Wettbewerb in Schiffahrt und Handel nach dem spanischen Landbesitz und auf den Großen Ozean locken könnte. Die wirtschaftliche Anschauung der Zeit befürchtete von der Anteilnahme der Ausländer am Verkehr Beeinträchtigung der Staatseinkünfte, die dem Mutterlande aus der Verbindung mit den Kolonieen zufließen müßten. Vor deutschen Kaufleuten freilich brauchte man sich damals nicht zu sorgen. Die Augsburgischen Ansiedelungen

in Venezuela, die Karl V. den Ehingern und Welsern ermöglicht hatte, waren verschwunden, und eine deutsche Handels- und Kriegsflotte gab es auf den offenen Weltmeeren seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr.

So inhaltsarm die Geschichte des Kanals bis ins 18. Jahrhundert hinein blieb, plötzlich wurde sie ungemein bewegt, und im 19. Jahrhundert ist eine ganz erstaunliche Fülle von Geld und Arbeit, von diplomatischen Verhandlungen und landeskundlichen Erforschungen, von finanziellen und bautechnischen Berechnungen an den Durchstich des mittelamerikanischen Festlandes verschwendet worden. Der aufgeklärte Despotismus begann in der Hebung von Handel und Wandel eine Hauptpflicht des Herrschers zu sehen; deshalb ließ Karl III. in Westindien Vermessungen für einen Kanal anstellen. Dann nahm die Lehre vom freien Wettbewerb ihren Siegeszug, und in ihrem Gefolge bemächtigten sich private Kapitalien solcher Aufgaben, die früher der Staatsverwaltung zugefallen waren; deshalb entstehen immer neue Gesellschaften, die an irgend einer Stelle Mittelamerika durchbrechen möchten. Sie sind alle an Geldmangel zu Grunde gegangen, bis auf die noch jetzt bestehende „Neue Panama-Gesellschaft", welche allein von der Hoffnung lebt, die in ihrem Besitz befindliche Strecke des zu gut 2 Fünfteln fertig erbauten Panama-Kanals zu verkaufen. In der Zeit der großen Revolutionen war Spanien seines Festlandbesitzes in Westindien verlustig gegangen; die neu gebildeten Kleinstaaten waren auf Verbesserung ihrer örtlichen Verhältnisse eifriger bedacht als ihr früheres Mutterland und doch ohnmächtiger, also auf nordamerikanische oder europäische Kapitalhilfe angewiesen, die sie aus Gründen ihrer politischen Selbständigkeit lieber von privater Seite als von einem Staate entgegen nahmen. Bedeutende Förderung erwuchs diesen Bestrebungen, als der Bau des Suezkanals gelungen war und die bei ihm angelegten Gelder sich rasch hoch verzinsten. Nachdem für etwa ein Dutzend verschiedener Stellen von Mittelamerika fast ein halbes Hundert von einander abweichender Kanalpläne aufgestellt waren, verdichteten sich die Entwürfe in den siebenziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu 2 Hauptunternehmungen. In den Vereinigten Staaten war man nach einer Reihe umfangreicher örtlicher Untersuchungen überzeugt, der Kanal müsse eine Schleusenanlage werden, und für sie sei das Gebiet des Nikaraguasees der beste Platz, da er das natürliche Speisebecken und der S. Juan bereits den einen Kanallauf darstelle. Frankreich dagegen, wo Lesseps seit der Eröffnung der Suezstraße als sachkundigster Beurteiler aller Kanalfragen galt, berief einen internationalen Kongreß im Jahre 1879, auf dem beschlossen wurde, der mittelamerikanische Kanal dürfe so wenig wie der von Suez eine Schleuse enthalten, und für schleusenlose Anlagen sei die Enge von Panama die einzig mögliche Stelle. Die nun begründete Panama-Gesellschaft stellte 10 Jahre später, gerade zur Zeit der großen Pariser Weltausstellung, ihre Arbeiten ein. Auf dieser legte eine nordamerikanische Nikaragua-Gesellschaft ihre Entwürfe zu einer Schleusenstraße vor. Gerade zur Zeit der großen, die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus feiernden Ausstellung in Chicago während des Jahres 1893 erklärte auch die Nikaragua-Gesellschaft ihre Zahlungsunfähigkeit. Nach diesem Ausgang der Privatunternehmungen hat sich die Anschauung gebildet, die Aufgabe eines Kanalbaues in Mittelamerika könne doch nur von einem Staate gelöst werden, nicht vom privaten Kapital, weil eine Barverzinsung durch die hohen Baukosten in Frage gestellt sei oder jedenfalls sehr spät erst eintreten

könne; ein Staat mache sich durch Zuwachs politischer und wirtschaftlicher Bedeutung bezahlt. Nur das Staatswesen wird als Bewerber um die schwierige Anlage auftreten, für welches wirklich Verstärkung der Seegeltung durch den Kanalbau zu erwarten ist. Frankreich wird durch seine überseeischen Beziehungen zu Nord- und Westafrika und zu Hinterindien keineswegs auf Mittelamerika verwiesen, wo auch seine Handelsverbindungen nicht die Lebhaftigkeit anderer Völker erreichen. Es ist von der Staatsleitung jedenfalls klug gewesen, mit den privaten Unternehmungen der Panama-Gesellschaften nicht gemeinsame Sache zu machen. Großbritannien hat die bedeutendste Handelsflotte der Erde, dazu einen ausgedehnten Landbesitz in Westindien. Mit weitem Vorausblick hat es sich schon im 18. Jahrhundert in Nikaragua festzusetzen versucht, um einen künftig sich entwickelnden Durchgangsverkehr zu beherrschen, und ein Abkommen mit den Vereinigten Staaten aus dem Jahre 1850 besagte, keine von beiden Mächten werde einen Nikaraguakanal selbständig und ohne die andere anlegen oder verwalten. Während des südafrikanischen Krieges haben die Amerikaner jedoch England im Jahre 1901 dazu bewogen, von diesem Vertrage zurückzutreten, so daß den Vereinigten Staaten Bau und Verwaltung des Kanals nebst der militärischen Ueberwachung freisteht; nur soll die Straße den Schiffen aller Völker gleichmäßig offen sein. Diese Bedingung ist gegenstandslos, da der Besitzer den Kanal wegen der Einkünfte für niemand schließen wird, so lange Friede herrscht. Für den Kriegsfall hat Großbritannien die Durchfahrt an die Vereinigten Staaten ausgeliefert. Da Rußlands Aufgaben in Asien liegen, bleibt nur zu untersuchen, welche Stellung das Deutsche Reich, die letzte Großmacht, zur Thatsache einnehmen kann, daß der mittelamerikanische Kanal*) von den Vereinigten Staaten zur Förderung ihrer Machtstellung erbaut wird.

So teilnahmlos wie der erste Abschnitt der Kanalgeschichte während des altspanischen Kolonialreiches findet der bewegte zweite, der reich an Unternehmungen ist und arm an thatsächlichen Erfolgen, die Deutschen nicht mehr. Zunächst erschien in Westindien selbstlos arbeitend der deutsche Gelehrte. Alle Durchstichentwürfe setzen Landeskenntnis voraus; die Erdkunde aber mit ihren Seitenzweigen, etwa den geologischen und klimatologischen Hilfswissenschaften, ist erst im 19. Jahrhundert herangewachsen und ehrt in einem Deutschen, Alexander von Humboldt, ihren Vater. Er gerade hat nachdrücklich zum Bau des mittelamerikanischen Kanales aufgemuntert, hat die wichtigsten Stellen des Festlandes, die zu prüfen seien, bezeichnet, ohne sie selbst besuchen zu können, hat Bolivar zu den ersten verläßlichen Messungen angeregt, die bei Panama ausgeführt sind. In Deutschland wurden weiterhin die Methoden erdkundlicher Forschung und Instrumente vervollkommnet, so daß die Reisen in den Kanalgebieten ergebnisreicher sich gestalteten; vor allem haben deutsche Gelehrte in ansehnlicher Zahl einen ganz besonders ehrenvollen Anteil gehabt an der Erkundung von Mittelamerika,**) von wo noch jüngst Karl Sapper mit reichen Ergebnissen nach mehrjährigem Aufenthalt heimgekehrt ist. Die reisenden deutschen Botaniker, Geologen, Geographen haben dort nicht im Solde eines Kanalunternehmers gestanden; desto unbefangener vermochten sie die Durchstich-

*) Vergl. Sapper in den Verhandlungen des 13. deutschen Geographentages. Berlin 1902.
**) Ebenda.

entwürfe zu beurteilen. Noch vor den amerikanischen Untersuchungen aus den siebenziger Jahren und vor den französischen Plänen urteilte Moritz Wagner auf Grund eigener Anschauungen, wohl wirke Nikaraguasee und S. Juan bestechend, doch seien die Gewässer unzuverlässig und das Inland wegen des unerloschenen Vulkanismus, die Küste wegen der Hafenlosigkeit gefährlich für Kanalschiffahrt; nur die Landenge von Panama eigne sich für einen Durchstich.

Die politische Entwickelung des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert zielte auf andere Dinge als auf Beteiligung an einem westindischen Kanal, und auch das Privatkapital beteiligte sich bei keiner Bauunternehmung, obschon es bereit war, über das Weltmeer hinauszuschwärmen. In der Mitte des Jahrhunderts gab es beispielsweise eine Gesellschaft, die in Costarica Deutsche ansiedeln wollte. Als die deutsche Handels- und Kriegsflotte nach Begründung des neuen Reiches in Westindien erschien, hat deutsches Geld sich besonders reichlich wirtschaftlichen Anlagen in Mittel- und Südamerika zugewandt. Kanalplänen gegenüber blieb man kühl. Frankreich hatte ihre Leitung übernommen zum Teil, um den auf den Schlachtfeldern von 1870 eingebüßten Ruhm, es wandle an der Spitze der Völker, auf einem neuen Gebiet wieder zu erwerben. Bereiste auch Pescheck, der deutschen Botschaft in Paris als technischer Sachverständiger beigeordnet, auf eine Einladung von Lesseps hin den Panamakanal, das deutsche Volk wie die Regierung waren unbeteiligte Zuschauer bei den großen Verlusten, die mit dem Zusammenbruch der Panama-Gesellschaft, später mit der Nikaragua-Gesellschaft verbunden waren. Dafür entstand im Kaiser Wilhelm-Kanal eine Kunststraße, die neben dem Suezdurchstich und den Kanälen von Amsterdam und Manchester von allen zu studieren war, die für den mittelamerikanischen Durchstich Erfahrungen sammeln wollten. Deshalb ist eine Reihe Amerikaner, denen die Regierung der Vereinigten Staaten neue Voruntersuchungen für einen Nikaraguakanal übertragen hatte, nach Kiel gekommen, und zwei leitende Ingenieure vom Bau des Nord-Ostsee-Kanals, die Bauräte Fülscher und Koch, wurden von der neuen Panama-Gesellschaft ersucht, an einer internationalen Begutachtung der auf der Landenge geleisteten Arbeit teilzunehmen und bei der Aufstellung eines endgiltigen Entwurfs mitzuwirken. Auf dem Pariser Kanalkongreß von 1879 hatte einst kein Deutscher eine Rolle gespielt. Die beiden Baumeister traten im Jahre 1897 ebenso warm für einen Panamadurchstich ein wie der deutsche Geograph im Jahre 1870.

Die theoretische Teilnahme deutscher Techniker und Gelehrter am mittelamerikanischen Kanal ist größer als voraussichtlich die praktische seitens der deutschen Seeschiffahrt; denn trotz der gewaltigen Vermehrung der Handelsflotte und trotz der schnellen Steigerung der Seeinteressen in Deutschland wird der westindische Durchstich nicht in hervorragender Weise von deutschen Schiffen benutzt werden. Gewiß fallen von der Transportleistungsfähigkeit sämtlicher Handelsflotten der Erde, die auf 70 Mill. Brutto-R.-T. veranschlagt werden kann, rund 6 Mill. auf die deutsche, mehr als auf jede andere, freilich etwa sechsmal weniger als auf die englische; aber auch Großbritannien würde kaum auf die Beaufsichtigung des Kanals verzichtet haben, wenn für europäische Schiffe die Bedeutung der Kunststraße in die wasserreichen, landarmen Flächen des Stillen Weltmeers groß wäre. Der Suezkanal erschloß einst den geraden Weg zu den von Menschen wimmelnden, an Erzeugnissen und Bedürfnissen reichen Kulturgebieten von Indien und

Ostasien, und von Hamburg wäre es nach Hongkong durch Mittelamerika 4500, nach Tsingtau 3000 Seemeilen weiter als über das Rote Meer. Selbst Schiffe aus atlantischen Häfen von Nordamerika erreichen Südchina auf dieser Straße schneller als durch Westindien; Japan und Nordchina freilich nicht, auch nicht das östliche Australien, wohin für Hamburger Dampfer die beiden Wege etwa gleichwertig sind. Sollte für die Verbindung mit diesen Gebieten ein Wettbewerb des neuen Kanals mit dem alten eintreten, so würden die Schiffer wegen des sicherlich dann steigenden Entgegenkommens der Suezgesellschaft den westindischen Durchstich willkommen heißen. Leider ist für deutsche Dampfer der Segen dieses Wettbewerbes wenig wahrscheinlich, da der Weg durch den großen Ozean wegen des Mangels an belebtem Zwischenverkehr, wie Aegypten und Indien ihn bietet, weniger einträglich sein wird und die Gebühren für die Durchschleusung durch den in seinen Herstellungskosten ungleich teureren mittelamerikanischen Kanal nicht unter den Durchgangszoll, mit dem die Suezgesellschaft sich begnügen kann, herunter zu setzen sind. Allerdings wird der neue Kanal für Segelschiffe benutzbar sein; der alte ist es wegen der Windstillen im Roten Meere nicht, und der Weg nach Südchina oder Japan ist von Hamburg um 1000 bis 2000 Seemeilen kürzer durch Westindien als um das Kap der guten Hoffnung, und nach Melbourne um 500 kürzer als um das Kap Horn oder das afrikanische Kapland; aber die neue Straße wird mindestens ebenso kostspielig sein, da Kanalgebühren zu entrichten sind und viel Zeitverlust verbunden sein wird mit dem Schleppen in und durch den Kanal, mit der Ueberwindung des Windstillengebiets im Stillen Weltmeer, das gerade vor den Kanalausgang sich lagert, auch schon mit der nicht gefahrlosen Fahrt durch die Antillen. Wert könnte die westindische Durchfahrt am meisten für den Verkehr nach S. Franzisko erlangen. Sie kürzt den Weg von Hamburg dorthin fast ums Doppelte und würde in Wettbewerb mit den großen nordamerikanischen Eisenbahnen treten. Deshalb haben die Besitzer von Bahnwerten stets den Durchstich zu vereiteln gesucht und sind noch seine offenen oder geheimen, thatkräftigen Gegner. Von der Gestaltung des Tarifwesens auf den Eisenbahnen und im Kanal wird es abhängen, ob der Frachtverkehr nach den großen atlantischen Häfen der Vereinigten Staaten den für die nordamerikanische Westküste bestimmten Anteil durch Westindien sich wird abzweigen lassen; die bisher nicht gerade lebhafte deutsche Schiffahrt nach S. Franzisko könnte dann gewinnen, was dem Verkehr nach den atlantischen Häfen verloren ginge. Der Küstenverkehr zwischen S. Franzisko bis nach Chile ist bereits zum großen Teil in deutscher Hand. Auch nach dem westlichen Südamerika wird durch den neuen Kanal der Weg verkürzt, von Hamburg nach Callao um rund 2500 Seemeilen. Nur ist das wirtschaftliche Leben der pazifischen Küstenstaaten in Südamerika fürs erste noch so träge, daß der Verkehr zu ihnen nicht viel Bedeutung besitzt. Aus Peru und Bolivien bezieht Deutschland in größeren Massen nur Borax, aus dem nördlichen Chile kommt vornehmlich Salpeter. Solche mineralischen Frachtgüter scheuen nicht lange Ueberfahrt, vertragen aber selten Verteuerungen, wie sie die Kanalschiffahrt mit sich bringen muß. Sie werden den alten Weg um das Kap Horn ungern aufgeben. Am aussichtsvollsten ist die wirtschaftliche Entwickelung in Chile; aber es liegt so südlich, daß der Weg von Hamburg nach Valparaiso nur rund 500 Seemeilen kürzer ist durch Mittelamerika als um Kap Horn, doch den Zeitverlust auferlegt, welchen

das Warten auf die Freiheit der Kanalbahn und die Durchschleusungen verlangt. Wenn Schiffe sich dem Durchstich anvertrauen, gleichviel welches ihr Ziel und ihre Hoffnung auf Zeit- oder Geldgewinn sei, wollen sie natürlich Sicherheit der Kanalfahrt gewährleistet haben. Die Panamastraße wird nach den Angaben der letzten nordamerikanischen Untersuchungskommission wahrscheinlich 5, der Nikaragua-Kanal 9 Schleusen enthalten, jene wird wenig mehr als siebzig, dieser über 270 km lang werden, dort werden die Windungen der Fahrbahn geringer sein als in Nikaragua. Kurz, die deutsche Schiffahrt würde ebenfalls den Panamakanal bevorzugen.

Ist auch die Zurückhaltung deutschen Kapitals und der deutschen Politik in der Durchstichfrage gerechtfertigt, die Lösung der Aufgabe durch die Vereinigten Staaten mußte in Deutschland doch mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtet werden; denn die Bedeutung des künftigen Kanals liegt auf dem Gebiete der Weltwirtschaft. Durch ihn wird dem Handel der atlantischen Unionshäfen ein Gegengestade, das bisher ziemlich außerhalb des Gesichtskreises lag, nahe gerückt und dem Gewerbeleben des Inlandes ein weites, ungemein mannigfaltiges Absatzgebiet eröffnet. Das westliche Südamerika bis nach dem Süden von Chile, die Inseln des Großen Ozeans bis nach Japan und Neuseeland, selbst das östliche und südöstliche Australien werden die Nordamerikaner schneller und billiger erreichen als die Westeuropäer, und in den Sandwichinseln, Philippinen und dem samoanischen Tutuila haben die Vereinigten Staaten dem neuen Handel treffliche, ihnen zugehörige Stützpunkte gesichert. Der europäische, auch der deutsche Absatz kann in allen diesen Gebieten unterboten und verdrängt werden, in weiterer Folge die Fähigkeit amerikanischen Wettbewerbs auch für andere Märkte, etwa für den chinesischen, verstärkt und sicher die Handelsflotte, auf Kosten der deutschen vielleicht, vermehrt werden. Diese Entwickelung hängt von vielen wirtschaftlichen und politischen Ereignissen der Zukunft ab, die an sich nichts mit dem Kanal zu thun haben; doch ist er Vorbedingung für sie. Die Furcht vor Wettbewerb darf in Deutschland freilich nicht zum altspanischen Grundsatz der Kanalablehnung führen, sondern muß die Kräfte des Erwerbs- und Handelslebens, nötigenfalls der Politik zu nie rastender Anstrengung anspornen; können doch vom wirtschaftlichen Aufschwung der Länder um den Großen Ozean und in ihm auch die deutschen, in seinem Umkreis angelegten Gelder erhöhten Gewinn ziehen, und in den Samoa- und Marschall-Inseln, den Karolinen und Marianen besitzt Deutschland Kohlenstationen für den Verkehr auf dem pazifischen Meer, Gebiete, die auch ihrerseits vom regeren Leben der Zukunft Vorteil haben können. Die Suezstraße wurde einst durch vorhandene Bedürfnisse der Weltwirtschaft gefordert, der mittelamerikanische Kanal soll, vergleichbar den amerikanischen Ueberlandbahnen, wirtschaftliche Blüte erst entfalten. Ohne eine Beeinträchtigung der bisher Ausschlag gebenden Handelsmächte, vornehmlich Großbritanniens, ist die neue Entwickelung nicht leicht denkbar.

Das wirtschaftliche Interesse der Vereinigten Staaten am westindischen Durchstich wird durch das militärisch-politische ergänzt. Wie der Kaiser Wilhelm-Kanal eine Verdoppelung der deutschen Schlachtflotte bedeutet, weil er Nord- und Ostseegeschwader als Einheit verwertbar macht, so kann durch den neuen Kanal die atlantische und pazifische Seemacht der Union verschmolzen werden. Bisher trennte ein Weg von mehr als

13 000 Seemeilen durch fremde Meere die beiden Küsten des Staats. Ferner ist von den Bahama-Inseln bis zu den kleinen Antillen und Trinidad eine Kette europäischer, zumeist englischer Besitzungen ausgespannt, die nur bei Portorico und den vielleicht nächstens von Dänemark zu erwerbenden Jungfern-Inseln durch amerikanische Stellungen unterbrochen ist, und vermag im Kriegsfall auch die Golf-Flotte der Vereinigten Staaten von der atlantischen abzusondern. Um so notwendiger ist für die Union gerade in Kriegszeiten die Herrschaft über den mittelamerikanischen Kanal. Die imperialistische Richtung der Unionspolitik, der Wunsch, einen geraden Weg von den an der atlantischen Küste gelegenen Sitzen des Handels und der Staatsverwaltung nach den Besitzungen im Großen Weltmeer sich zu schaffen, drängen ebenfalls auf die Oberherrlichkeit über den Kanal und das ihm benachbarte Gebiet hin. Nun liegt der Nikaragua-Kanal den Vereinigten Staaten viel näher als der Panamadurchstich. Der Weg von New-Orleans nach S. Franzisko ist durch diesen etwa 800 Seemeilen weiter als durch jenen. Die für die Union durchaus erforderliche Staatshoheit in der Umgebung der Kunststraße schien anfänglich dem kleineren, schwächeren Nikaragua eher abzugewinnen zu sein als den Vereinigten Staaten von Kolumbien. Wirtschaftliche und politische Zweckmäßigkeit hat also die Wahl der Nordamerikaner auf Nikaragua gelenkt; bautechnische Bedenken und die Ueberlegung, welcher Durchstich für Schiffe bequemer und gefahrloser sei, haben den Panama-Kanal empfohlen. Für ihn spricht auch die finanzielle Erwägung, daß Handelsschiffe anderer Völker, deren Verkehr wegen der Kanaleinnahmen erwünscht sein muß, sich eher der Panama- als der Nikaraguastraße anvertrauen werden, und die Wahrscheinlichkeit, daß der Panamadurchstich, dessen Schwierigkeit durch die französischen Arbeiten bekannt ist, schneller fertig zu stellen ist als der Nikaragua-Kanal, bei dessen Ausbau man auf Hindernisse stoßen kann, deren man sich nicht gewärtig war. Trotzdem neigten sich die Repräsentantenkammer wie der Senat zur Annahme eines Gesetzes, das den Nikaraguadurchstich auszuführen befahl. Man erreichte dadurch ein großes Entgegenkommen der französischen Panama-Gesellschaft hinsichtlich des Kaufpreises für die bisher durchgeführten Arbeiten in Panama und für alle dieser Gesellschaft zustehenden Rechte auf die Landenge und erzwang eine nicht minder große Fügsamkeit der kolumbischen Staatsregierung hinsichtlich der von der Union verlangten Oberhoheit längs der Panamastraße. Parteiwirren und Krieg mit Venezuela hatten ohnehin die Vereinigten Staaten von Kolumbien in dem für die nordamerikanischen Ansprüche wünschenswerten Grade geschwächt. Wenn Kolumbien und die französische Gesellschaft, um ihr Schmerzenskind, den Panamakanal, verkaufen zu können, sich zu den von Nordamerika gestellten Bedingungen bereit finden, wird der Nikaragua-Durchstich die Rolle ausgespielt haben, daß er die Arbeiten in Panama entwerten könne. Angesichts der heftigen vulkanischen Erschütterungen, die von den Antillen auf das Festland von Mittelamerika in diesem Jahre wieder hinübergegriffen haben, ist es für die Schiffahrt, welche dereinst den Kanal zu benutzen hofft, sehr erfreulich zu sehen, daß jetzt die Wahl der Landenge von Panama, die am wenigsten von Erdbeben heimgesucht wird, für den Kanal wahrscheinlicher ist als die von Nikaragua.

Der Erinnerung, daß Kolumbus vor 400 Jahren die Durchfahrt nach Ostasien und Indien beinahe gefunden zu haben glaubte, wird man in dem Sinne nachhängen

müssen, daß selbst ein Panama-Durchstich den Europäern die Straße nach Asien nicht vereinfacht, daß aber in den Ländern, die von den Entdeckern statt eines neuen Seeweges gefunden sind, eine politische und wirtschaftliche Kraft des Wettbewerbes sich herangebildet hat, die bereit steht, mit Hilfe des mittelamerikanischen Kanals*) europäischen Handel und Wandel in Ostasien und an anderen Stellen der Erde zu erschweren.

*) Eingehender habe ich mich über Panama- und Nikaragua-Kanal geäußert in der Schrift: Der mittelamerikanische Kanal. Berlin, Gärtners Verlag. 1902.

Hochherzig, hochsinnig — „großmütig" — dies zu sein heißt im Leben wahrhaft groß sein, dies mehr und mehr im Leben zu werden, heißt wahrhaft im Leben „vorwärts kommen" — im Leben selber, nicht im Prunke seines Staatsgeschirres. Meine Freunde, entsinnen Sie sich der skythischen Sitte beim Tode des Familienhauptes? wie man ihm seine schönsten Gewänder anzog, ihn in seinen Streitwagen setzte und ihn in die Häuser seiner Freunde trug, wie man ihm oben an der Tafel seinen Sitz gab, und wie alle in seiner Gegenwart ein Festmahl einnahmen? Nehmen wir an, man böte Ihnen in klaren Worten an, daß Sie dieser skythischen Ehre allmählich noch bei Lebzeiten teilhaftig werden. Was meinst du, was der Geringste unter uns thun würde? — Dennoch haschen wir alle thatsächlich und wahrhaftig in gewissem Grade danach. Viele sind unter uns, die es auf die entsetzlichste Weise, im vollen Maße thun. Jeder Mensch willigt ein, der, ohne zu wissen, was das Leben ist, im Leben „vorwärts kommen" will; der nur darnach trachtet, mehr Pferde, mehr Lakaien, mehr Vermögen, mehr öffentliche Ehre und — nicht mehr persönliche Seele zu bekommen. Nur der kommt vorwärts im Leben, dessen Herz wohlwollender, dessen Blut wärmer, dessen Gehirn regsamer wird und dessen Geist eintritt in den lebendigen Frieden. Und die Menschen, die beseelt sind von solchem Leben, sind einzig und allein die wahren Herren, die Könige der Erde.

♡

Weise Gesetze und gerechter Zwang sind für eine edle Nation keine Fesseln, sondern gleichsam ein Panzerhemd, das Stärke und Schutz verleiht, wiewohl es auch oftmals drückt.

♡

„Zeit ist Geld" — sagen die praktischen Kaufleute und Nationalökonomen .... Es giebt jedoch auch andere Dinge, die im gleichen Sinne wie die Zeit Geld sind oder dagegen umgetauscht werden können. Gesundheit ist Geld, Geist ist Geld, Wissen ist Geld, und unsere Gesundheit, unser Geist, unser Wissen kann man alle zu Geld machen, um das glückliche Ziel eines erkrankten, wahnwitzigen, blinden, goldprotzenden Zeitalters zu erreichen, nachher aber kann man das Gold nicht wiederum für Gesundheit und Geist eintauschen.

Aus: „Aphorismen zur Lebensweisheit. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin." Aus dem Englischen von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Bemerkungen über bildende Kunst.

Von

Karl Scheffler.

Der bildenden Kunst unserer Tage gegenüber möchte der Laie schier verzweifeln. Es fehlt ihm durchaus an einem Maßstabe, um ästhetische Werte zu messen und in dem herüber und hinüber schwankenden Kampfe des Neuen gegen das Alte einen Ueberblick oder doch nur eine einseitig starke Ueberzeugung zu gewinnen. Und doch drängt die Lust, zu verstehen, dem chaotischen Gewirr künstlerischer Bestrebungen eine Ordnung abzuringen, wie eine Gewissenspflicht. Die Verwirrung steigert sich jedoch, eine Erkenntnis widerspricht der anderen; mißmutig über oft mißlungene Versuche, wendet der Enttäuschte sich von der Kunst ab und findet nur verächtliche Scheltworte für Bestrebungen, die nicht dem Kulturgesetz, sondern dekadenten Launen entsprungen scheinen.

Die Betrachtung bildender Kunst setzt manche Fähigkeiten voraus. Der Laie hat sich zu denken gewöhnt, er sei ohne weiteres im stande, ein Bild oder eine Skulptur zu beurteilen, wie er einem Romane oder Theaterstücke die Kritik spricht. Der Unterschied in den Voraussetzungen kommt ihm garnicht klar zum Bewußtsein. Verständnis für reine Poesie bedingt gewiß dieselbe ästhetische Selbstzucht wie der Genuß bildender Kunst; in beiden Fällen ist die Fähigkeit geistigen Aufschwungs, Adel der Phantasie und eine vielseitige Resonanz der Seele Voraussetzung. Aber wie oft kommt man heute noch mit wahrer Poesie in Berührung! Was dafür ausgegeben wird, ist Tendenznaturalismus, Abschilderung der breiten Alltäglichkeit und der Interessenkämpfe der Zeit, Parteilitteratur, im besten Falle Erkenntniskunst. Zur Welt und den Menschen aber hat Jeder, kraft seiner Lebenserfahrung, ein Verhältnis, eine mühsam gewonnene Einsicht und Ueberzeugung: das befähigt ihn, ohne weiteres an der Urteilsbildung teilzunehmen. Das allgemeine Lebensinteresse macht selbst den Unpoetischen kühn, einem Theaterstück oder Roman zuzustimmen oder zu widersprechen. Man setzt sich polemisch mit der Sache auseinander; nicht die Kunst gilt, sondern der Stoff. Dieser Zustand, in dem sich alle prosaischen Tugenden des Intellektes bethätigen, wird von vielen dann für Kunstgeschmack gehalten. Der Verstand trifft die kritische Entscheidung nach der Summe seiner profanen Einsicht; die geistige Thätigkeit unterscheidet sich nicht wesentlich von der im Laboratorium, in der Advokatenstube oder Volksversammlung. Man findet so zwar nicht ein rechtes Verhältnis zur Dichtkunst; aber die scharfe intellektuelle Thätigkeit bildet doch, wenn auch planlos, die Organe aus, worauf

die poetischen Kunstmittel angewiesen sind. Rechnet man die innigen Beziehungen hinzu, die der Gebildete zu den großen Dichtern der Vergangenheit unterhält, so ergiebt sich, alles in allem, eine gewisse Befähigung zum ästhetischen Genuß der redenden Künste.

Ganz anders in der bildenden Kunst. Architektur, Skulptur und Malerei sind den stofflichen Interessen wenig zugänglich. Wie die Poesie, selbst in ihren reinsten Werken, nicht nur ästhetisch, sondern immer auch logisch überzeugt, so wenden sich die Raumkünste nur an Phantasie und Anschauung, an jenes geheimnisvolle Glücksgefühl, das entsteht, wenn gewisse, physisch empfangene Anreize sich psychisch umsetzen. Alle rationalistischen Begriffe der Alltagslogik versagen vor einer Architektur. Die bildenden Künste verlangen umfassende Resonanz und die Fähigkeit, mit dem Gefühl zu denken, mit dem Verstande zu dichten; sie fordern, ähnlich wie die Musik, die poetische Produktivität während des Genusses. Es bedarf keines Beweises, daß nichts dem Menschen unserer Tage mehr fehlt als gerade diese Eigenschaften. In der ausschließlichen Pflege intellektueller Tugenden ist das ursprüngliche Empfinden verdorrt, und es bedarf langer, sorgsamer Schulung, um nur wieder so empfänglich zu werden wie ein Kind, wie viel mehr, um jene Steigerung der Gefühlsbereitschaft zu gewinnen, die zum Kunstgenuß unerläßlich ist. Willig giebt man den Wert der Schulung für alle Arten der Gymnastik zu und erkennt an, daß nur planmäßige Uebungen die Leistungsfähigkeit steigern können. Von den Organen, die den Genuß bildender Kunst vermitteln: vom Auge und von den Nerven, die das empfangene Bild weitergeben, fordert der Laie jedoch die schwierigste Arbeit ohne jede Vorbereitung und schreibt die Schuld seines unvollkommenen Sehens nicht sich, sondern dem Kunstwerke zu. Wie können begründete Vorstellungen entstehen, wenn das Auge ein Bild falsch aufnimmt; wie kann sich auf Grund solcher fehlerhafter, auf schlechter Berichterstattung beruhender Vorstellungen eine gerade gewachsene Naturanschauung erheben! Und das einzig würdige Verhältnis zur Kunst ist es doch, wenn diese Mittlerin wird, um Gott und Welt, Zeit und Leben harmonisch zu begreifen.

Die moderne Kunst in all ihrem faustischen Bemühen fordert den ernsthaft Fragenden zum tiefen Eindringen geradezu heraus. Sie ist berufen, weil sie von den reichsten und hellsichtigsten Herzen der Zeit hervorgebracht wird, die große nachfolgende Laiengemeinde zur Selbsterkenntnis und darüber hinaus zur Kultur zu führen. In ihren Verirrungen noch ist sie ein treuer Spiegel der in aller Herzen, oft unbewußt, drängenden Sehnsucht. Sie im Wollen und Vollbringen zu verstehen, ist notwendig, denn an ihren Entwickelungen ist jeder Strebende latent beteiligt. Die Kunst „soll" nicht und „muß" nicht, denn sie handelt aus innerem Drange und trifft ihre Entscheidungen unter dem Zwange idealer Nötigung. Die Aufgabe der Nation ist es, der ringenden Kulturmacht die Resonanz zu schaffen und so das sittliche Verantwortlichkeitsgefühl der Künstler zu stärken. Ein hohes Ziel der Kunstbetrachtung ist es, in den scheinbaren Widersprüchen das Verwandte zu finden, hinter tausend individuellen Einzelbestrebungen das gemeinsame Ziel zu erkennen. Wer sich liebevoll ohne Vorwitz mit Kunstwerken beschäftigt, wird mit dem Verständnis die Ansprüche steigern, ohne es zu merken, und schließlich eine Stufe erreichen, wo seine Forderungen dem Künstler wiederum Ansporn zu immer besseren Leistungen sind; sehr bald wird er

sich nicht mehr beirren lassen von den Talenten, die aus Eitelkeit unredlich mit ihrem Pfunde wuchern und kleinlichen Krämervorteil suchen.

Aber es gilt vor allem die Organe zu schulen, daß sie gleich empfindlich reagieren auf die so verschiedenartigen Darstellungsweisen der Künstler, daß sie genau die Grenzen zu bestimmen vermögen, wo Malerei, Skulptur und Baukunst sich scheiden. Dabei muß das Vorurteil beseitigt werden, als bedürfe es besonderer „Bildung", um zu Ergebnissen zu gelangen. Die historische Katheberweisheit und philologische Voreingenommenheit sind im Gegenteil Hindernisse für eine unbefangene Anschauungsweise. Was von den Lebensformen — und also auch den antwortenden Kunstformen — der Vergangenheit noch rege in uns fortwirkt, spricht ohne Begriffsstützen. Die lebendigen Ueberlieferungen werden nicht lehrhaft erhalten, denn sie sind ererbte Form der Empfindung; und die toten Ueberlieferungen, die der Schulzwang immer wieder zu künstlichem Leben erweckt, sind ein gefährlicher Ballast, weil sie das Bewußtsein der thätigen Gegenwart schwächen und den Ansprüchen des Lebens gegenüber untüchtig machen. Kein Geschlecht kann je tiefer mit sich selbst uneins gewesen sein, als das unsere, weil keines unfreier der eigenen Vergangenheit je gegenüber stand. Selbst wahrhafte Pietät aber gedeiht so nicht; die rechte Ehrfurcht vor dem Vergangenen fühlt nur der Freie.

Der Wege zum Verständnis bildender Kunst sind viele; immer kommt es jedoch auf das lebendige Gefühl an. Wer die absonderlich scheinende Darstellung einer Landschaft nicht versteht, suche die Stimmung in der Natur auf. Nicht einmal nur und nicht voreingenommen. Unbefangen trete er der Wirklichkeit gegenüber und er wird, wenn nur ein wenig Empfänglichkeit in ihm lebt und der Maler ein wahrhafter Künstler ist, eines Tages die innere Beziehung finden. Dann wird es ihm klar werden, warum der Künstler gerade jene Darstellungsform gewählt hat. Wo eine Architektur den Betrachtenden mit starken Empfindungen grüßt, trotzdem der Verstand mit vielen klugen Worten Einspruch erhebt, da stehe er still und horche in sich hinein. Allmählich werden sich die dumpf gefesselten Kunstinstinkte befreien und zum Bewußtsein ihrer Rechte kommen. Widersteht ein Werk durchaus dem Verständnis, so lasse man es hinter sich; ist es gehaltvoll, so wird einst die gesteigerte Empfänglichkeit zu ihm zurückkehren. Und man kehre sich nicht an akademische Grenzen; es giebt Kunstwerte, die in wechselnden Kleidern, gleichermaßen in der Palastarchitektur der Renaissance, in der Konstruktion einer Eisenbrücke und im monumentalen Aufbau eines aztekischen Tempels enthalten sind. Es gilt für den Lernenden, keinen gültigen, von der Mode geprägten Wert anzuerkennen, sondern eine ganze Aesthetik dem eigenen Gefühl langsam abzugewinnen. Die Anschauung bleibe nicht auf die Kunst beschränkt. Wo ein schönes Profil erfreut, eine Seelenregung sich deutlich im Körperlichen ausprägt, besonders geartete Formen im Geäst eines Baumes den Blick fesseln, die Farben einer Landschaft beim jähen Austritt ins Freie durch ihre Frische und charakteristische Scheidung überraschen, wo irgend etwas in der Natur durch Form und Farbe stutzig macht: da achte man genau darauf, was die Instinkte dem Verstand zu sagen haben. In jahrelanger Mühe, die aber allmählich zur Freude wird, bildet sich so mit den Augen die Perle. Man lernt überall Schönheitskeime finden, weil das Gesetz, das sie hervorbringt, die ganze Schöpfung umfaßt und allgegenwärtig ist; man erkennt durch die Kunst am klarsten das „ewig Eine, das sich vielfach offenbart" und

gewinnt, als Ergebnis genußfroher Stunden eine vielgestaltige Schulung der Empfindung und deutlichen Weltbegriffe.

Nicht nur die sichtbaren Erscheinungsformen kommen in Frage. Was durch die Augen an Schönheit in die Seele gefallen ist, darf dort nicht auf Vorurteile treffen. Revolutionär ist jede große Kunst, denn, indem sie die Grenzen des Lebens erweitert, überschreitet sie notwendig die Schranken geltender Anschauungen; zugleich aber begründet sie eine neue, höhere Sittlichkeit, stärkt die ewigen Weltgefühle und wird dadurch zu einer Bewahrerin der Idealität. Ist man dahin gelangt, die Schaffensstimmungen der Künstler enträtseln zu können, entspringt dann aus dem Schönheitsrausch die große Lehre von der geheimen Leitung aller Talente zu einheitlichen Kulturzwecken, so wird die Kunstbetrachtung rückwirkend schöpferisch, bildet als sittliche Macht eine Weltanschauung. Es liegt im eigensten Interesse des haltlos in unserer wirren Zeit Stehenden, sich an der Hand der Kunst Klarheit über die tiefsten Lebensfragen zu verschaffen. Die Künstler sind oft Vorläufer, Pioniere auf unseren Kulturwegen. Die trotzige Flucht zur „schöneren Vergangenheit", die Feindschaft gegen das Neue können den notwendigen Fortgang der Entwickelung vielleicht verzögern, aber nicht aufhalten. Darum steht es dem, der nicht bildend am Fortschritt teilnehmen kann, wohl an, auf die Zeichen der Kunst zu achten und daraus die Lehren zu ziehen, die das Leben einst unerbittlich fordert.

* * *

Wenn man die moderne Malerei aus einer Entfernung betrachtet, wo das verwirrende Detail verschwindet, werden zwei entgegengesetzte Bewegungen deutlich sichtbar, und man erkennt bald, daß es dieselben Strömungen sind, die in dem großen Kampf unserer Tage um eine Weltanschauung hart aneinander drängen. Man hat die Richtungen so bezeichnet: romantischer Hellenismus und Naturalismus. Keine andere Zeit reicher Kunstentfaltung hat solche Spaltungen gekannt. Die Kunstwerke früherer Epochen scheiden sich nur individuell, die der Gegenwart jedoch sozial. Raffael und Michel Angelo, Murillo und Velasquez, Rembrandt und Van Dyk: jeder unterscheidet sich scharf von seinen Zeit- und Volksgenossen als Temperament; sie waren aber Kinder derselben Kultur und somit dem unentrinnbaren Zwange des Stilgefühls unterworfen. Der naheliegende Schluß, unsere Kunst hätte kein Anrecht, mit diesen großen Epochen verglichen zu werden, wäre falsch. Denn allein die andauernde, zuversichtliche Energie, mit der das neunzehnte Jahrhundert gewaltige Probleme erfaßt hat, ist hoch zu werten; wie viel mehr sind es die Ergebnisse, die vor aller Augen als Zeichen unsterblichen künstlerischen Ernstes dastehen.

Die Malerei, als die beweglichste der bildenden Künste, illustriert die Wandlungen des Zeitgeistes am deutlichsten; die Architektur, als die abstrakteste und darum konservativste Kunst, ist von den Launen des Tages am wenigsten, von dem großen Grundirrtum der Zeit aber am tiefsten berührt worden. Dazwischen steht die Skulptur. Die Entwickelungen innerhalb dieser Künste unterscheiden sich jedoch nur im Zeitmaß, die bewegenden Ursachen sind überall dieselben und weisen gleichmäßig auf die sich wandelnden Bedürfnisse zurück. Wir finden den Zwiespalt der Kunst im ganzen geistigen

Leben wieder und am Ende sogar in der Brust jedes empfindungsfähigen Zeitgenossen. Die letzten Gründe des großen Ringens sind philosophisch-religiöser Natur. Wie jede frühere große Kunst dem gefühlsschwangeren Boden einer religiösen Weltidee entkeimte, so sucht auch die unsere, nach langem Interregnum, sich das geistige Fundament wieder zu schaffen: sie wird in allen freimütigen Bestrebungen von dem Instinkt geleitet, auf den Trümmern des langsam verbröckelnden Väterglaubens einen neuen Weltbegriff aufzubauen. Niemals war vielleicht der künstlerische Ernst größer als heute und niemals auch der sichtbare Erfolg weniger im Verhältnis zur aufgewandten Mühe. Die großen Bildner der Vergangenheit konnten auf einem langsam gereiften, organisch gewachsenen Stil weiterbauen; sie brauchten der in einer wohlorganisierten Kulturarbeit gewonnenen Höhe der Leistung nur ein Plus hinzuzufügen. Solcher Stil entstand wie von selbst aus religiös umgrenzten, unverrückbaren Lebensformen, das Volk empfand in all seinen Gliedern die höchsten Fragen eindeutig, und so ging aus dem vom Kult geführten Temperament in bestimmten Formen ein mächtig sich regender Bildnertrieb hervor. Der Künstler der Gegenwart aber findet nichts, worauf er sich stützen könnte. Mit den religiösen Formen sind für viele auch die überlieferten Kunstformen fragwürdig geworden; nur zwei Möglichkeiten bleiben: Archaismus oder Nihilismus. Jede Begabung wird an diesen Scheideweg geführt und nach zwei Richtungen trennen sich, fast feindselig, die Künstler. Beide Parteien glauben auf dem gewählten Pfade das Ziel zu erreichen; der Laie aber steht verwirrt in dieser Zwiespältigkeit und weiß nicht, ob er dem revolutionären Eifer glauben soll oder den Bewahrern ehrwürdiger Ueberlieferungen.

Die Romantiker gehen auf der Gräberstraße der Traditionen. Seit Winckelmann und Goethe den Hellenismus in unserer protestantischen Welt eingeführt haben, sind die letzten Spuren des einzigen ganz germanischen Stils, der Gotik, verweht. Wenn kein anderer Umstand für die religiöse Teilnahmlosigkeit unseres Geschlechtes spräche: der Hellenismus des letzten Jahrhunderts, der bis heute fortwirkt, wäre ein überzeugender Beweis. Man baut die Kirche nach heidnischen Tempelbildern, nennt sich Christ und schwört auf das hellenische Ideal, das doch in einem andern Weltbegriff wurzelt. In solchem Kompromiß lebt noch heute die Mehrheit glücklich genug. Der Künstler der Romantik träumte sich nach Italien und Griechenland, während die drohenden Zeichen der Zeit schon am Horizont heraufzogen, und sein Publikum ließ sich willig ins Land der Schatten führen. Das neunzehnte Jahrhundert gestattete solches Idyll; in ihm bildete sich ein seltsames, gewissermaßen interimistisches Ideal aus. All die hohen Ideen von Humanismus und Aufklärung wurden sozusagen noch in der sicheren Atmosphäre des Vaterhauses erzeugt, und diese ließ der philosophischen Zerstörungslust noch Hoffnungsfreudigkeit genug, um die Heiterkeit des Geistes zu garantieren. Das genialische Treiben auf der Bühne des Lebens entzückte die handelnden Schwärmer der Romantik; sie alle bewunderten die eigene Geistesfreiheit und waren darum gutes Mutes, und merkten kaum, daß sie in der Kunst Epigonen waren. Die jugendlich reichen poetischen Vorstellungen wurden von der bildenden Kunst im archaistischen Faltenwurf dargestellt; die Malerei ging durch mancherlei „Richtungen", im Grunde war sie aber stets auf ein etwas theatralisches Pathos, auf einen

leeren Aesthetizismus gestimmt. Wer etwas Heroisches mit dem Pinsel oder Meißel zu sagen hatte, suchte die kommensurablen Kunstformen alter Kulturen hervor, um sich den Mitlebenden verständlich zu machen; die klassische Bildung war Voraussetzung des Genusses. Es entstanden Kirchen, die Tempeln, Banken, die italienischen Palästen, Mietshäuser, die barocken Königsschlössern ähnelten. Von Selbständigkeit konnte nicht die Rede sein, weil die Lebensformen täglich problematischer und alle Werte zweifelhafter wurden. Nicht einmal die Bedürfnisse der geistig im Uebergang Lebenden waren klar und bündig zu formulieren. Trotzdem ist in dieser rückwirkenden Kunst ein hoher geistiger Gehalt niedergelegt. Einige Künstler haben sich sogar mit Glück dem lähmenden Einfluß des Formalismus entziehen können und, vom Konventionellen ausgehend, eine Erneuerung vorbereitet. Je reicher der Inhalt geworden ist, desto energischer ist auch die klassizistische Form gesprengt und frei erweitert worden. Böcklin ist der größte Künstler der Romantik. Er schließt sie ab und eröffnet zugleich eine Kunst der Zukunft. Aus Reaktionärem und Divinatorischem hat er einen Stil geschaffen, der, an der Grenze zweier Lebensalter der Nation, wie ein Markstein errichtet ist.

Auf Böcklin weisen alle ihm geistig Verwandte, jene Begabungen der romantischen Schule, die nur einen Teil des universalen Genies ihr eigen nennen. Schirmer und Preller, Schwind und Thoma, die Achenbachs, Makart, Feuerbach und selbst Bracht: sie alle sind vom Geiste des großen Lyrikers. Es ist die Malerei des Pathos in verschiedenster Art. Temperament und Wirklichkeitssinn des Bildners weiten die epigonische Form nach dem Maße individueller Kraft. Einer hat nur das schwärmende Gefühl, ohne kritischen Intellekt und fällt dann in die archaistische Phrase; der andere erfaßt die Welt mit lebendigem Gefühl und greift zu den Schulallegorien nur als zum Notbehelf. Diese Kunst läßt in ihren Grenzen den öden Deklamator zu und den genialen Schwärmer.

In Skulptur und Baukunst hat die Bewegung parallel stattgefunden. Von der strengen Plastik Rauchs und Thorwaldsens bis zur dekorativen Richtung von Begas ist eine lange Entwickelung, aber sie fließt aus einer Kraftquelle. Niemals konnten diese epigonischen Wallungen das Leben der modernen Seele voll ausdrücken; denn der fortreißende Zauber eines Kunstwerkes besteht ja gerade darin, daß Inhalt und Form zugleich aus demselben Geiste geboren, daß die Anschauung nicht auf weiten Wegen über philologisches Wissen geführt wird. Die Plastik des neunzehnten Jahrhunderts ist im akademisch-barocken Hellenismus trostlos erstarrt, und die falsche Idealität hat das künstlerische Gewissen des Schaffenden und auch des Publikums nachhaltig geschwächt. Eine allegorische Spielerei mit künstlichen Nacktheiten, mythologische Allgemeinheiten, mit süßlich-geschickter Mache vorgetragen, hier und dort, wie in den furchtbaren Straßendenkmälern, ein kleinlicher, profaner Naturalismus. Wie weit solcher Formalismus auch in der Skulptur belebt werden kann, beweist uns Hildebrandt. In letzter Instanz kommt es eben auf das Temperament des Bildners an. Dieser große Künstler hat sich einen Platz in den vorderen Reihen der modernen Kunst zu sichern gewußt, obgleich er im Grunde einer vergangenen Zeit angehört. Er ist der Letzte der Romantik; denn die Zeit ist gekommen, wo die Menschheit auf immer von den hellenischen Blütenträumen Abschied

nehmen muß. Für die Skulptur kommt hinzu, daß sie auf die Baukunst angewiesen ist, daß eine veränderte Entwickelung der Architektur auf sie bestimmend zurückwirkt.

Die Baukunst der letzten hundert Jahre ist, mehr noch als Malerei und Skulptur, im Akademischen erstarrt! Da ihre Kunstmittel abstrakt sind, nicht Beziehungen zur Natur, sondern nur zur Seele haben, so fehlt ihr die poetische Beweglichkeit, die tausend Anknüpfungspunkte im Reiche der Realitäten findet. Sie ist die wichtigste der bildenden Künste, weil sie dem Kunstgesetz am nächsten steht; aber darum auch schreitet sie nur langsam vorwärts. In ihr ist das tiefste ideale Vermögen einer Nation enthalten. Die Kunst Schinkels gründete sich auf einem allzufrühen, schönen Kulturtraum; da prägnante Bedürfnisse in jener blutarmen Zeit noch fehlten, da also der Zweck seine formbildende Kraft nicht entfalten konnte, so griff die Baukunst zu fertigen Gebilden der Vergangenheit und machte eine künstlerische Maskerade. Wie sich aber aus der toten Kartonkunst Kaulbachs das befreite und befreiende Genie Böcklins ableitet, so scheint auch in der Architektur unserer Tage ein tiefes, heißes Empfinden nach dem Siege über die tote Form zu ringen.

Bis in unsere Tagen reicht so die romantische Form der bildenden Künste. Täglich aber hat sie sich energischer gegen den Ansturm der naturalistischen Anschauung zu verteidigen, und der Zeitpunkt ist schon voraus zu sehen, wo sie dem Wahrheitsdrang vieles wird opfern müssen. Dann wird es sich zeigen, wieviel Neues sie den so lange benutzten Schätzen alter Kulturen hinzugefügt hat. Vielleicht wird uns eine Ueberraschung zu teil: aus der Verschmelzung der Gruppen geht eines Tages vielleicht organisch eine Stilform hervor. Ansätze dazu zeigen sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England, wo die Neuromantik in Puvis de Chavannes und Rossetti schon eine starke Originalität erreichen konnte.

* * *

Das Wort Naturalismus wird in der bildenden Kunst meist im verächtlichen Sinne gebraucht, nämlich als Gegensatz zum Idealismus, der dem unkritischen Betrachter ohne weiteres für sittlich gilt. Im modernen Naturalismus ist jedoch ebenso viel und ebenso edle Phantasie niedergelegt, wie nur irgendwo in der Romantik. Im schlechten Sinne realistisch, im Sinne temperamentloser Objektivität, photographischer Fadheit sind die Werke der eben verflossenen materiellen und ungeistigen Epoche. Der Geist, der in den Werken der Impressionisten etwa, oder der belgischen Bildhauerschule lebendig geworden ist, darf kaum naturalistisch, sondern vielmehr symbolisch genannt werden.

Ein gutes Bild giebt nicht Bericht darüber, wie ein Stück Natur ist, sondern wie es von einem Temperament begriffen wird. Nicht zum Zwecke höheren Anschauungsunterrichtes wird Kunst gemacht; sie ist vielmehr Ausdruck einer persönlichen, mehr oder weniger bewußten Weltanschauung; in seinen Werken giebt der Künstler Paraphrasen über das Verhältnis zu den ewigen Mysterien. „Objektivität" ist nur, wo solche persönliche philosophische Beziehungen fehlen und die blanke, animalisch grasende Selbstzufriedenheit an der Arbeit ist. Im Naturbild ist jede Anschauungsweise enthalten. Man kann dieselbe Landschaft mit den Augen des Impressionisten sehen, sie so fromm-naiv anschauen wie ein Ludwig Richter oder auch so dekorativ-poetisch wie

irgend eine Bracht-Natur. Was der Künstler von eigenen Seelenstimmungen hineinsieht: das ist das künstlerisch Wesentliche.

Wenn die Wucht eines unausweichbaren, sozialen und religiösen Schicksals alle Künstler zwingt, die Gegenstände ihrer Kunst mit ähnlichen Gefühlen anzusehen und dem Leben der gesamten Natur, dem Gesamtempfinden entsprechend, immer dieselben Symbole zu entnehmen, so giebt sich eine Macht zu erkennen, die auf das geistige Leben zurückweist und nicht ästhetisch erklärt werden kann, sondern nur sozial. Dieser höhere Zwang zum einheitlichen Anschauen, dem nicht immer ein klarer Begriff zu entsprechen braucht, bringt hervor, was mit dem Worte Stil bezeichnet wird. Wenn ein solcher Zustand der Uebereinstimmung herrscht — wie es in der modernen Kunst der Fall ist — so muß man annehmen, daß er von einem allgemeinen, sich gärend erneuernden Weltgefühle hervorgebracht und unterhalten wird.

Der moderne Naturalismus ruht auf einer Stimmung sozialer und religiöser Verzweifelung, während die Romantik die Kunstform einer noch optimistischen Generation war. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat die merkwürdige Erscheinung gezeitigt, daß die Väter zu Hütern einer zwar epigonischen, aber doch reinen Idealität wurden, daß den Söhnen aber, die das Werk der Aufklärung konsequent beendigten, nichts blieb, als die Zweifelsucht. Die Väter wußten sich einzurichten. Ihre Weltbegriffe und Lebensforderungen waren bescheiden, aber es ließ sich damit leben. Ihr Christentum war oft wenig mehr als eine mit Humanismus gefüllte leere Form, ihre sozialen Anschauungen ruhten trotz aller liberalen Apotheosen auf uralten Ueberlieferungen, die Religion war eine milde Selbstgerechtigkeit und das Sozietätsgefühl in Auflösung begriffener Zunftgeist. Feine, spätere Epigonengefühle konnten in der Atmosphäre reifen, die vom Südwind der Ueberlieferung durchwärmt war; die fanatische ideale Forderung war noch nicht laut geworden, die Fragen der Zeit regten nur geistreich an, lasteten nicht wie Sorgen auf dem Herzen. Wie sehr hat sich das Lebensproblem dann für die Jugend verschärft. Jede Thätigkeit ist allgemach ins Treiben der großen Welt geglitten; der plötzlich erschlossene Blick ins Weite zwingt zur Durchsicht aller ererbten Anschauungen. Die Stützen, womit die Väter den morschen Tempel gesichert hatten, brachen beim Rütteln, und so begann die Jugend voll selbstbewußter Kraft niederzureißen und sich selbst der letzten Zufluchtsorte zu berauben. Wie gern und froh verneint der noch Wachsende; seine Zerstörungsfreude ist nur eine verzweifelte Form der Thatenlust. Wie bald ist aber auch die Destruktion-Arbeit gethan! Jetzt, nachdem die Jugend bloß und bar dasteht, schwillt ihr die Sehnsucht nach neuen Idealen. Goethes Faust ließ sich von den Osterglocken aus Todesgedanken zurückschmeicheln; dem Faust unserer Tage gilt nicht mehr die Stimme der Erinnerung. Vor hundertundfünfzig Jahren fast wagte Goethe zuerst den Selbstmord aus Liebesqual zu schildern; Dostojewskij — der Gegenpol der Helleniſten — zeigt Jünglinge, die sich nur aus Lebensgram, aus religiöser Ratlosigkeit allein töten.

Diesen Zustand vor Augen, betrachte man die moderne Malerei. Der Impressionismus ist der große sittliche Versuch, sich aus dem verderblichen Nihilismus zu neuen Idealen zu erheben. Der in ihm enthaltene Zug zur Primitivität ist ein charakteristisches Merkmal der modernen bildenden Kunst. Die Künstler gehen auf den Anfang zurück und versuchen das Dasein von vorn zu empfinden; beladen mit der Erkenntnis eines

wahrheitshungrigen Jahrhunderts, spüren sie ihrer philosophischen Sehnsucht Antworten auf. Der Impressionismus ist ein Ausdruck des Ringens reifer, überkluger Menschen um Naivetät. Die Künstler belauern das Erlebnis des Auges und achten darauf, welche Gefühle die jähen Impressionen auslösen; sie suchen das ursprüngliche Gefühl in sich selbst zu überraschen, ehe es seine Gegenwart hinter kritischer Zweifelsucht verbergen kann. Das Wesen der Impression ist, daß die Natur dem plötzlich scharf Hinblickenden eine Fratze schneidet, daß das Anschauen zum Wundern wird. In diesem Vorgange suchen die Künstler wieder das große Erstaunen zu lernen, das alle Völker auf den Morgenstufen der Welt gegenüber empfinden, das religiöser Instinkt ist und im höchsten Sinne schaffenstüchtig macht. Die Maler vor allem haben sich die Aufgabe gesetzt, alle Anschauungswerte neu zu begreifen, indem sie sich eine Stimmung träger Empfänglichkeit suggerieren, alle Voreingenommenheit unterdrücken und abwarten, was die Natur ihnen, auf dem Wege über die Impression, mitteilt. Diese phantasievolle Analyse der eigenen Metaphysik und zugleich der Natur hat zu glänzender Technik, zu bewundernswürdiger Schärfe der Beobachtung geführt. Nicht die Gegenstände der Natur an sich reizen den Maler, sondern die Wetterstimmung, das Leben des von Dünsten und Dämpfen bunt abgeblendeten Lichtes, die Atmosphäre und ihre farbigen Geheimnisse. Aus allen Bestrebungen dieser Richtung ist noch nicht ein Stil hervorgegangen, aber gewiß doch die Vorbereitungen dazu.

Es ist nicht Raum, an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie derselbe Geist sich in verschiedenen Temperamenten färbt und Werke hervorbringt, die bei aller individuellen Verschiedenheit einem gemeinsamen Gesetz der Erkenntnis gehorchen. In diesen allgemeinen Betrachtungen soll hauptsächlich auf die große Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der gesamten modernen Kunst hingewiesen sein. Die konventionelle Phrase verliert täglich mehr an Wert, und man zieht die aufrichtige Nüchternheit der vergoldeten Lüge vor; die neue Menschheit will endlich eine Kunst, die ihren besonderen Lebensformen entspricht. Zur Romantik gehören alle Nippes und Stilspielereien, alle architektonischen Lügen der Straßen und der äußerliche dekorative Aufwand der Innenräume; zum Naturalismus aber gehört der bessere Teil des neuen Kunstgewerbes, die sich mächtig entfaltende Ingenieurkunst und die ganze sozialartistische Bewegung der letzten Jahre. Es ist unmöglich, daß wir nicht so, an der Hand der Wahrhaftigkeit zu Eigenem gelangen sollten, zu einer Schönheit, die uns so wahrhaft angehört, wie die der Gotik den Germanen des Mittelalters. Eine Nation wächst in dem Maße an innerer Kraft und Selbständigkeit, je mehr sie in allen Dingen der Kultur sich selbst vertraut. National kann man — vor allem der Kunst gegenüber — nicht sein *wollen*; man wirkt am besten für sein Volk, wenn man bis zum Fanatismus ehrlich ist. Der nach thätiger Wahrheit Ringende ist stets national — selbst wenn er, geführt von zwingenden Ueberzeugungen — sein Volk auf das Ausland weisen muß. Nur die Ehrlichkeit der Empfindung hat Geltung, und wird stets, in jeder Form, auch patriotisch sein, weil sie *am Ende* immer Charaktereigenschaften von bildendem Werte prägt.

Friedrich Nietzsche und sein letztes veröffentlichtes Werk.

Von

Otto Siebert.

Gegen Ende des vorigen Jahres wurde von den Herausgebern des Nietzsche-Nachlasses, Elisabeth Förster-Nietzsche, Peter Gast und Ernst und August Horneffer, der fünfzehnte Band der Nietzscheschen Werke unter dem Titel „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte" der Oeffentlichkeit übergeben. Dieser Band ist gewissermaßen als der Höhepunkt ihrer langjährigen, mühsamen Arbeit zu betrachten, da er die Grundgedanken des von Nietzsche geplanten Hauptwerkes in systematischer Ordnung enthält. Er giebt in vier Büchern, betitelt: 1. Der europäische Nihilismus, 2. Kritik der höchsten Werte, 3. Prinzip einer neuen Wertsetzung und 4. Zucht und Züchtung, eine Gesamtübersicht über Nietzsches Philosophie, wenn seine Welt- und Lebensanschauung überhaupt als Philosophie bezeichnet werden kann.

Nietzsches Absicht, ein größeres philosophisches Hauptwerk zu schreiben, welches seine Gedanken systematisch zusammenfassen sollte, reicht bis in die Jahre 1881/82 zurück, in jene Zeit, wo er die Hauptgedanken seiner letzten Schaffenskraft faßte. Er hatte ihnen schon vorher in dem Buche „Also sprach Zarathustra", einem Werke, welches er für so tief und fremd erklärte, daß sechs Sätze daraus verstanden, d. h. erlebt haben, in eine höhere Ordnung der Sterblichen erhebe, einen poetischen Ausdruck gegeben, war aber, wie er meint, bei seiner aphoristischen Art zu wenig verstanden worden. Er beschloß daher, seine Weltanschauung in einer mehr prosaischen Form zusammenzustellen, diesem Hauptwerk aber vorher etwas Einleitendes voranzuschicken. Auf diese Weise entstand das Werk „Jenseits von Gut und Böse" mit dem charakteristischen Untertitel „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft". Nietzsche giebt schon hier auf die Frage, worin das Wesen des Lebens besteht und welches die Grundtendenz desselben ist, die Antwort, daß vor allem das Lebendige seine Kraft auslassen will: „Leben ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung, kurz: Leben ist Wille zur Macht" (S. 229). Auch seine Angriffe auf die Moral und seine Uebermenschgedanken finden hier ihre Ausprägung: „Wir glauben, daß Moral im bisherigen Sinne ein Vorurteil gewesen ist, eine Voreiligkeit, eine Vorläufigkeit vielleicht, ein Ding etwa vom Range der Astrologie und Alchymie, aber jedenfalls etwas, das überwunden werden muß" (S. 47); „wir, die wir uns ein Auge und ein Gewissen für die Frage aufgemacht haben, wo und wie bisher die Pflanze Mensch am kräftigsten in die Höhe gewachsen ist, vermeinen, daß dies jedesmal unter den umgekehrten Bedingungen geschehen ist, daß dazu die Gefährlichkeit seiner Lage erst ins Ungeheure wachsen, seine Erfindungs- und Vorstellungskraft unter langem Druck und Zwang sich ins Feine und

Verwegene entwickeln, sein Lebenswillen bis zum unbedingten Machtwillen gesteigert werden mußte, daß Härte, Gewaltsamkeit, Sklaverei, Gefahr auf der Gasse und im Herzen, Verborgenheit, Stoizismus, Versucherkunst und Teufelei jeder Art, daß alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubtier- und Schlangenhafte am Menschen so gut zur Erhöhung der Spezies Mensch dient, als sein Gegensatz" (S. 58 f.). Am 2. September 1886 schrieb Nietzsche an seine Schwester Elisabeth Förster, daß für die nächsten vier Jahre die Ausarbeitung seines vierbändigen Hauptwerkes angekündigt sei, „der Titel ist schon zum Fürchten-Machen: der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte; dafür habe ich alles nötig, Gesundheit, Einsamkeit, gute Laune." Die Arbeiten zu dem Hauptwerke wurden nach einigen Zwischenarbeiten im Anfange des Jahres 1887 begonnen. Nietzsche stellte in diesem Jahre auch den Plan auf, welchen die Herausgeber seines Nachlasses bei der Unterbringung seiner Aphorismen zu Grunde legten: 1. Buch: Der europäische Nihilismus, 2. Buch: Kritik der höchsten Werte, 3. Buch: Prinzip einer neuen Wertsetzung, 4. Buch: Zucht und Züchtung. Freilich erfuhren die Arbeiten im Frühling und Sommer 1887 abermals einige Unterbrechung durch die Ausarbeitung des Werkes „Genealogie der Moral", welches das Verständnis des Werkes „Jenseits von Gut und Böse" anbahnen und erweitern sollte. Nietzsche setzte der Schrift deshalb auch die Worte voran: „Jenseits von Gut und Böse zur Ergänzung und Verdeutlichung beigegeben." Die „Genealogie der Moral" wurde im Sommer 1887 ausgearbeitet und im Herbst desselben Jahres veröffentlicht. Während des folgenden Winters machte Nietzsche auch den ersten Versuch, seine Gedanken in den damaligen Plan des Hauptwerkes einzuordnen. Wie seine Schwester in der Vorrede des neuesten Bandes berichtet, verfaßte er eigens dazu einen kleinen Registerband, in dem er 372 numerierte Abschnitte aufführte, durch ein Stichwort oder eine kurze Inhaltsangabe kennzeichnete und 300 davon auch noch mit einer der römischen Zahlen I, II, III und IV versah, welche die betreffenden Bücher des Hauptplanes bezeichnen sollten; 72 Nummern, die in einem andern Hefte standen, blieben uneingeordnet. Im Frühling 1888 gab Nietzsche den alten Plan vollständig auf. Er zeichnete seitdem eine Menge verschiedener Pläne auf, immer besorgt, daß ihn seine Leser nicht klar und deutlich genug verstehen würden. Nach diesen Plänen sollten die erkenntnistheoretischen Erörterungen den Anfang des Werkes bilden. Zwei Werke, „Der Fall Wagner" und die „Götzendämmerung" wurden freilich im Frühjahr und Sommer 1888 dem großen Werk entnommen und selbständig herausgegeben. Letzteres bildet dabei geradezu eine Zusammenfassung der Nietzscheschen Weltanschauung in gedrängter Form. Nach der Vollendung der „Götzendämmerung" gab Nietzsche seine Absicht, sein philosophisch-theoretisches Hauptwerk vier Bände umfassen zu lassen, auf und versuchte, den Stoff in vier kleinere Bücher zusammen zu drängen. Das erste dieser Bücher erschien im September des Jahres 1888 unter dem Titel „Der Antichrist, Versuch einer Kritik des Christentums". Diese Bezeichnung ist sowohl für die bezügliche Schrift als auch für ihren Verfasser sehr charakteristisch; denn wenn das Christentum im Laufe seiner Geschichte auch manchen scharfen Gegner gefunden hat, so doch jedenfalls noch keinen so leidenschaftlichen wie Nietzsche. Nietzsche schreibt im „Antichrist": „Ich verurteile das Christentum, ich erhebe gegen die christliche Kirche die furchtbarste aller Anklagen, die je ein Ankläger in den Mund genommen hat. Sie ist mir die höchste

aller denkbaren Korruptionen, sie hat den Willen zur letzten auch nur möglichen Korruption gehabt. Die christliche Kirche ließ nichts von ihrer Verderbnis unberührt, sie hat aus jedem Wert einen Unwert, aus jeder Wahrheit eine Lüge, aus jeder Rechtschaffenheit eine Seelenniedertracht gemacht. Man wage es noch, mir von ihren humanitären Segnungen zu reden! Irgend einen Notstand abschaffen, ging wider ihre tiefste Nützlichkeit, sie lebt von Notständen, sie schuf Notstände, um sich zu verewigen. Der Wurm der Sünde z. B.: mit diesem Notstand hat erst die Kirche die Menschheit bereichert! Die Gleichheit der Seelen vor Gott, diese Falschheit, dieser Vorwand für die rancunes aller Niedriggesinnten, dieser Sprengstoff von Begriff, der endlich Revolution, moderne Idee und Niedergangsprinzip der ganzen Gesellschaftsordnung geworden ist, ist christlicher Dynamit. Humanitäre Segnungen des Christentums! Aus der humanitas einen Selbstwiderspruch, eine Kunst der Selbstschändung, einen Willen zur Lüge um jeden Preis, einen Widerwillen, eine Verachtung aller guten und rechtschaffenen Instinkte herauszuzüchten! Das wären mir Segnungen des Christentums! Der Parasitismus als einzige Praxis der Kirche; mit ihrem Bleichsuchts-, ihrem Heiligkeitsideale jedes Blut, jede Liebe, jede Hoffnung zum Leben austrinkend: das Jenseits als Wille zur Verneinung jeder Realität; das Kreuz als Erkennungszeichen für die unterirdischste Verschwörung, die es je gegeben hat, — gegen Gesundheit, Schönheit, Wohlgeratenheit, Tapferkeit, Geist, Güte der Seele, gegen das Leben selbst ..... Diese ewige Anklage des Christentums will ich an alle Wände schreiben, wo es nur Wände giebt, ich habe Buchstaben, um auch Blinde sehend zu machen. Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, die eine große innerlichste Verdorbenheit, den einen großen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich, unterirdisch, klein genug ist, — ich heiße es den einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit" (Antichrist, W. W. VIII, 312 f.). Die drei anderen Bücher des neuen Planes nannte Nietzsche: II. Buch: Der freie Geist, Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung, III. Buch: Der Immoralist, Kritik der verhängnisvollsten Art von Unwissenheit, der Moral, IV. Buch: Dionysos, Philosophie der ewigen Wiederkunft. Zur weiteren Ausführung dieses Planes ist Nietzsche nicht gekommen, da ihn in den ersten Tagen des Jahres 1889 der Schlag traf, der seiner geistigen Arbeit für immer ein Ende machte, und da er die letzten Monate vor seiner Erkrankung mit der Abfassung seiner Selbstbiographie „Ecce homo" — und zwar nur für seine Freunde — und mit der Zusammenstellung der Schrift „Nietzsche contra Wagner, Aktenstücke eines Psychologen" aus seinen früheren Schriften verbraucht hatte. Die zu dem Werke „Der Wille zur Macht u. s. w.", zu welchem fast alle früheren Schriften, zumal von dem Werke „Jenseits von Gut und Böse" ab, mehr oder weniger in Beziehung stehen, von Nietzsche gemachten Aufzeichnungen liegen also aus drei Epochen vor: die ersten aus dem Zeitraum vom Winter 1886/87 bis zur Konzeption der „Genealogie der Moral" im Sommer 1887, die zweiten und zugleich zahlreichsten aus der Zeit vom Sommer 1887 bis zur Ausarbeitung des „Fall Wagner" im Frühling 1888, welche zum größten Teil durch Nietzsche selbst in den Plan vom Jahre 1887 eingeordnet wurden und den Hauptinhalt des neuesten Nietzsche-Nachlaßbandes bilden, und endlich die dritten aus der Zeit vom Frühling 1888 bis zu Ende desselben Jahres, die aber meist in Hinsicht auf andere Einteilungen niedergeschrieben waren.

Wie Nietzsches Schwester mitteilt, hat Nietzsche das gesamte Gedankenmaterial nebst den dazu gehörigen Plänen in drei Folianten und zwei Quartheften, weitere Ausführungen in vielen anderen Heften und losen Blättern niedergelegt. Es war also keine Kleinigkeit, die vielfach zerstreuten und dazu oft genug sehr unleserlich geschriebenen Aphorismen zusammenzustellen. Daraus folgt auch, daß die einzelnen Kapitel keinen fortlaufenden Gedankengang bilden. Dennoch bietet das vorliegende Werk den Vorteil, daß es einen ziemlich genauen Einblick in Nietzsches Geisteswerkstatt gewährt. Wir sehen gleichsam die Gedanken vor unseren Augen entstehen und können zugleich beobachten, wie unbefangen Nietzsche seine eigenen Gedanken prüfte und sich nie zu verhehlen suchte, welche schlimmen und unbeweisbaren Seiten diese Probleme haben konnten.

Der Inhalt des neuen Bandes ist folgender:

Unsere ganze Kultur bewegt sich schon seit Jahren auf eine Katastrophe los. Die Heraufkunft des Nihilismus, d. h. der Entwertung aller bisherigen sittlichen und religiösen Werte ist nahe bevorstehend, weil diese Werte in Wahrheit keine Werte, sondern nur Entstellungen und Bollwerke der „Schlechtweggekommenen" gegen die Stärkeren sind. Sowohl der christliche Optimismus als auch der Schopenhauersche Pessimismus sind Phrasen, der erstere, weil es einen Gott und eine moralische Weltordnung nicht giebt, der letztere, weil die von Schopenhauer gepredigte Tugend des Mitleids und die von ihm geforderte Abkehr des Willens vom Leben Unsinn sind: der Schwächere muß unterdrückt, der Wille zur Macht muß gekräftigt werden. Religion, Moral und Philosophie, in denen die Menschheit bisher das Höchste verehrte, was sie besaß, sind nur Formen der „décadence", d. h. der Auflösung und des Verfalls. Der Ursprung der Religion liegt in den extremen Gefühlen der Macht, welche als fremd den Menschen überraschten. Indem der Mensch nicht mehr wagte, seine starken Momente sich selber zuzuweisen, stempelte er sie zu Ueberwältigungen eines höheren Wesens, welches er Gott bezeichnete. Die jüdische Priesterschaft und nach ihr die christliche machte alles zu einer göttlichen Satzung, was ihr für ihre Macht förderlich und nützlich erschien. Was die Christen als Existenzbedingung empfanden, legten sie Gott oder ihrem Heiland in den Mund. Die ganze christliche Lehre ist darum „eitel Lug und Trug", und das Christentum ist eine „typische décadence-Form", eine „Moralverzärtlichung und Hysterie in einer müde und ziellos gewordenen, krankhaften Mischmaschbevölkerung", die „verhängnisvollste Lüge, die es je gegeben hat". Das Neue Testament ist das Buch einer durchaus unvornehmen Art Mensch. Denselben Wert wie die Religion besitzt die Moral; auch sie ist völlig wertlos. Will die Wissenschaft wieder zu Ehren kommen, so muß man „die Moralisten aufhängen", denn die Moral ist die bösartigste Form des Willens zur Lüge, die „eigentliche Circe der Menschheit", welche sie verdorben hat. Auch die Moral ist eine Form der décadence, da der wirkliche Mensch mit seinen Leidenschaften, Kräften, Neigungen und Begierden einen weit höheren Wert hat als der wünschbare. Alle „Wünschbarkeiten" in Hinsicht auf den Menschen sind nur gefährliche Ausschweifungen, in denen eine einzelne Art von Mensch seine Erhaltungs- und Wachstumsbedingungen über der Menschheit als Gesetz aufhängen möchte. Das sittliche Ideal war bis jetzt die eigentlich mensch- und weltverleumdende Kraft, der „Gifthauch über

der Realität", die „große Verführung zum Nichts". Der dritte Ausdruck der décadence ist die Philosophie. Kein Philosoph hat bisher den rechten Mut besessen, die Theorie des unfreien Willens oder der Regierung der Moral aufzustellen und die Tugend als eine Folge der Unmoralität im Dienste der Gattung zu begreifen. Sokrates z. B. ist ein „Moment der tiefsten Perversität in der Geschichte der Werte". Die Geschichte der Philosophie ist ein heimliches Wüten gegen die Voraussetzungen und die wahren Wertgefühle des Lebens. — Die Prinzipien der Religion, Moral und Philosophie haben ihre Bedeutung verloren; es gilt daher, ein neues Wertprinzip zu suchen. Nietzsche findet dieses neue Prinzip in dem Willen zur Macht. Schopenhauer hatte gelehrt, daß das Grundwesen aller Dinge der Wille zum Dasein sei, Nietzsche sagt: nein, denn einen solchen Willen zum Dasein giebt es nicht. Was nicht existiert, kann auch nicht wollen, was aber bereits im Dasein ist, braucht das Dasein nicht mehr zu wollen. Nur wo Leben ist, ist auch Wille, aber nicht Wille zum Leben, sondern Wille zur Macht, der sich als Erkenntnis, Naturgesetz und Leben, Moral und künstlerisches Schaffen offenbart. Der Wille zur Macht ist nicht geworden, sondern ewig. Die Welt hat also weder Anfang noch Ende noch Ziel. Hätte die Welt ein Ziel, so müßte es bereits erreicht sein. Auch das Menschengeschlecht ist ein werdendes. Die gesamte Kulturentwickelung ist Streben (Züchtung) nach Erzeugung einer höheren Menschenklasse, einer Aristokratie des Geistes, aus denen sich als Resultat der Uebermensch erheben muß.

Nietzsches Angriffe auf Moral und Religion, vor allem auf die christliche, können die heute in dieser Hinsicht bestehende Verwirrung nur vergrößern und müssen edler und ernster denkende Menschen tief verletzen. Die größte wissenschaftliche Schwäche liegt bei Nietzsche im Beweisen. Entsprechend seinem Worte: „Eine Behauptung wirkt stärker als ein Argument, wenigstens bei der Mehrzahl der Menschen, denn das Argument weckt Mißtrauen" (Menschliches, Allzumenschliches), wirft er seine Gedanken ohne Beweise wie Bomben hin und hält die Sache damit für erledigt. Nietzsche locutus, causa finita est. Er weist die Metaphysik und den Glauben an Gott als eine Thorheit zurück, er spricht der christlichen Religion mit ihrer Lehre vom freien Willen, von der Gleichheit der Menschen vor Gott und der Unsterblichkeit der menschlichen Seele das Todesurteil, er stempelt die Moral zur bösartigsten Form des Willens zur Lüge und nennt sie die kurzsichtigste und verderblichste Denkweise, die es je gegeben hat, und setzt schließlich als neues Wertprinzip an ihre Stelle den Willen zur Macht, der zur Erzeugung des Uebermenschen führen solle, jenes Molochs, an welchen die Menschheit als ihr Höchstes und Bestes glauben, für den sie sich und andere opfern soll, der sich um so besser entwickelt, je mehr die Menschen die gewaltthätigen, kriegerischen, herrschsüchtigen und grausamen Raubtierinstinkte in sich zur Herrschaft bringen, — aber er bringt nirgends in seinen zahlreichen Schriften auch nur einen Ansatz einer wissenschaftlichen Begründung seiner Lehre. „Daß ich euch ganz mein Herz offenbare, ihr Freunde, w e n n es Götter gäbe, wie hielte ichs aus, kein Gott zu sein! Also giebt es keine Götter!" — so lautet Nietzsches Beweisführung. Aber noch mehr! Er greift mit Spott und Hohn das Heiligste an, was die Menschheit besitzt, und sieht doch in der Moral nichts weiter als ein bloßes Wirken für andere Menschen, als eine Unterordnung unter auferlegte Ordnungen, als ein Sichschicken und Ducken, als eine unwürdige Herabsetzung der Lebens-

kräfte. Das ist aber nicht der Kern der Sache, sondern nur die Moral der Oberfläche. Auch die Religion, zumal die christliche, wird nur nach ihrer Entartung unter den Händen der Menschen statt nach ihrem echten Wesen beurteilt; denn sie wird wegen ihrer Herabdrückung des Daseins und ihrer Verneinung des Lebens getadelt, während überall, wo sie in ursprünglicher Kraft steht, das Nein nur der Weg zu einem neuen, erhöhenden Ja war. Nicht der Zug zum Kleinen, sondern das Verlangen nach Größe beseelt alles schöpferische Wirken auf diesem Gebiet, wie denn die Helden der Religion inmitten alles tief empfundenen Leides eine weltüberlegene Freudigkeit, Festigkeit und Thatkraft zu behaupten vermochten. Das Wesentliche des Lebens ist Nietzsche der Instinkt für Wachstum, Dauer und Häufung von Kräften, kurz Wille zur Macht, so daß das ganze Leben als ein beständiger Kampf und eine fortwährende Ueberwindung erscheint. Aber auch diese Auffassung des Lebens ist verfehlt. Wenn auch in allen Lebewesen ein Wachstumstrieb vorhanden ist, so währt derselbe doch nicht durchs ganze Leben hindurch, sondern wächst nur eine bestimmte Zeit, bis der Höhepunkt der Entwickelung erreicht ist. Dann läßt er nach, um schließlich auch da aufzuhören, wo eine Krankheit noch nicht vorhanden ist. Nietzsche leugnet den freien Willen und macht den Willen zur Macht, zum Weltprinzip. Unglaublich, aber wahr! Er sieht im Leben wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens Ausbeutung. Wahrlich, nicht Kampf und Streit allein, auch volle Hingabe gehört zum Leben, dessen Grundcharakter die Harmonie ist, die Vereinigung der Funktionen zu einheitlichem Zweck und Erfolg. Kampf und Machtwille sind ebenso wie Friede und Selbstbescheidung nur subjektive Urteile und sittliche Wertschätzungen. Objektiv berechtigt sind wir nur, von einer Bewegung der Kräfte, einer Berührung und Verschmelzung der Dinge zur Hervorbringung neuer Formen und Gestalten zu reden. Nirgends aber erscheint uns in der Natur diese Bewegung und Berührung als einseitiger brutaler Zerstörungstrieb. Das Prinzip des Lebens findet seinen wichtigsten Ausdruck in der Zeugung, d. h. in der Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens. Wer aber möchte diese als Kampf und Ueberwältigung und nicht vielmehr als gegenseitige Hingabe, als Sichumschlingen und Ineinanderwachsen betrachten? Also überall das Gegenteil von dem, was Nietzsche als das Wesen des Lebens bezeichnet. Der Wille zur Macht erzeugt nach Nietzsche aus den primitivsten Formen immer höhere Gestalten, als deren höchste sich endlich aus den Durchschnitts- und höheren Menschen der Uebermensch entwickeln soll: der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll, der Uebermensch ist der Sinn der Erde. Wenn Darwins Lehre in ihrer vulgären Form, auf welcher Nietzsche fußt, im Rechte wäre, wenn alle Arten und Gattungen der Lebewesen sich allmählich aus einander entwickelt hätten, dann wäre wahrhaftig nicht einzusehen, warum die Entwickelung mit dem Uebermenschen zu Ende sein und nicht zu noch weit höheren Wesensarten führen sollte. An dieser notwendigen Folgerung scheitert diese ganze Lehre. Weil eine unendliche Entwickelung der Dinge eine unendliche Entwickelung des Endlichen wäre, ist sie unmöglich. Das Endliche kann nicht unendlich, wie das Relative nicht absolut werden kann. Aber auch die Entwickelung der Menschheit zum Uebermenschen ist in Nietzsches System ein innerer Widerspruch. Er betont beständig, daß die gegenwärtige Menschheit im

Niedergang begriffen ist, der Uebermensch setzt aber eine Steigerung der Spezies Mensch voraus, zumal er höhere innere Eigenschaften besitzen soll.

Doch genug! Man sieht deutlich, wohin ein regelloses, wenn auch geistreich scheinendes Phantasieren, das für philosophisches Denken ausgegeben wird, führen kann und führen muß. Es führt zur geistigen Verschrobenheit. Man kann das ganze System nur als Produkt eines geisteskranken Menschen begreifen.*) Nietzsche war eine durch und durch perverse Natur, der auf geistigem Gebiete ohne jede Mäßigung nur seinen Leidenschaften frönte, so daß das Schicksal, das ihn traf, zum großen Teile selbst verschuldet war. Von maßloser, ungezügelter Begierde getrieben, für neu, originell, für ein Genie gehalten zu werden, gestattete er seinen Gedanken und seiner Phantasie jede nur denkbare Ausschweifung und stürzte sich in Laster der Entstellung, Unwahrheit, Uebertreibung und Sophistik. Das Schlimmste aber war, daß er die Weisheit nicht für sich behielt, sondern durch seine Lehren Schule zu machen und unerfahrene Leute zu verführen suchte, die ohne eigenes Urteil in ihrer normalen Entwickelung gefährdet und zu Thorheiten verleitet wurden. Um so mehr muß man sich wundern, — nicht, daß man sich auch heute noch immer wieder mit ihm beschäftigt, seine Gedanken ins Licht rückt und durch immer neue Gründe widerlegt, denn dazu war er eine zu ungewöhnliche, ja typische Persönlichkeit, sondern daß selbst ernstdenkende Männer und Frauen ihn nicht in einer Weise von sich weisen, wie er es verdient und unser Volksleben es verlangt. Wir können den tiefsten Grund hierzu nur in Aeußerlichkeiten, zumal in seinem in der That blendend schönen Stile finden, der in künstlerischer Vollendung oftmals geradezu trunken macht und, die Gefährlichkeit des Inhalts und die Verkehrtheit der Gedanken verschleiernd, wie ein schäumender Wildbach mit sich fortreißt, ohne ahnen zu lassen, welchem Abgrund man entgegenstürmt. Nietzsches Sprache strömt einen poetischen Duft aus, welcher die Sinne umschmeichelt, die Phantasie umnebelt und das Urteil betäubt, so daß viele das unheimliche Gift nicht schmecken, welches ihre Seele religiös-sittlich zerrütten muß. Hat Nietzsche dieses Unheil nicht an sich selbst erfahren? Mit Titanenkraft erstrebte er den Uebermenschen und sank schließlich zum Untermenschen herab, mit der grimmigsten Wut griff er das Christentum und den Gekreuzigten an und wurde schließlich selbst ein Gekreuzigter, ein körperlich und seelisch Gebrochener. Aber wir sehen bereits, der durch ihn angefachte Sturm ist im Vorübergehen begriffen.

---

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit unsere Leser auf die Urteile seines nächsten Freundes Erwin Rhode aufmerksam, die uns Wolfgang Golther in einer Besprechung der Biographie des großen Philologen im Oktoberheft 1902 der D. Monatsschrift des näheren mitteilen wird.

D. H.

Wie ich Kaiser Wilhelms-Land erwarb.

Mein Anteil an dieser Kolonial-Gründung der Neu-Guinea-Compagnie.

Von

Dr. O. Finsch.

(Schluß.)

Es ist begreiflich, daß ich für die Unternehmungen der Neu-Guinea-Kompagnie die lebhafteste Anteilnahme auch dann noch bewahrte, nachdem ich nicht mehr als Mitarbeiter fungierte. Das Land war jetzt glücklich in Besitz genommen, nun kam die allerschwierigste Aufgabe: etwas aus diesem Lande zu machen! Wie dies etwa geschehen könne, darüber hatte ich mich wiederholt geäußert und von Anfang an Herrn von Hansemann gegenüber mit Bedenken nicht zurückgehalten, namentlich auch auf den Kostenpunkt hingewiesen. Nun, die durch ihn vereinten Finanzkräfte durften am Ende darüber hinwegsehen, um einen Versuch zu wagen, der voraussichtlich Millionen erforderte.

Aber jedenfalls hatte Herr von Hansemann die Schwierigkeiten doch unterschätzt und war zunächst nur bemüht, die Kompagnie überhaupt zustande zu bringen, über deren Gestaltung er sich in einem Briefe an den Fürsten Bismarck (vom 15. Februar 1885) wie folgt äußert: „Den Grundsätzen folgend, welche Euer Durchlaucht als maßgebend für die deutsche Kolonialpolitik erklärt haben, beabsichtigen wir die Bildung einer Kompagnie nach dem Muster der „British North-Borneo-Company“ in Antrag zu bringen und für diese Kompagnie einen Kaiserlichen Schutzbrief zu erbitten, sobald die Grenzen des Unternehmens*) festgestellt sein werden. Die „British North-Borneo-Compagnie“ ist eine Gesellschaft mit „Limited Liability“ und hat ihr Kapital durch Ausgabe von Aktien beschafft, aber wir verhehlen uns nicht, daß diese Form für deutsche Verhältnisse und für die vorliegende Aufgabe sich nicht eignet, eher möchten wir die Bildung einer mit Korporationsrechten ausgestatteten „Neu-Guinea-Kompagnie“ empfehlen, welche auf Grund der kaiserlich bestätigten Statuten befugt sein

*) Zugleich wird die schleunige Einsetzung eines Reichskommissars für die Nordostküste Neu-Guineas erbeten, „da die ständige amtliche Mitwirkung gerade bei den ersten Einrichtungen in diesem von Europäern fast unberührten Lande von besonderer Wichtigkeit ist“.

würde, die Aufbringung des erforderlichen Kapitals nach dem preußischen Gesetz vom 24. Juni 1865 für den Bergbau gegebenen Grundsatz der Zubuße zu beschließen (Kuxe)."

Ja gewiß! Die Nord-Borneo-Kompagnie durfte als eines der besten Beispiele heutiger Kolonisation unter „Royal Charter" angeführt werden, die sie übrigens erst nach fünfjähriger Arbeit (1881) erhielt und nachdem sie ihre Leistungsfähigkeit gezeigt hatte. Und dafür bürgten schon die Erfahrungen eines so ausgezeichneten Leiters als H. W. Treacher, der als früherer Gouverneur des nahen Labuan die Verhältnisse, Land und Leute, genau kannte. Abgesehen von der Fruchtbarkeit und der glücklichen geographischen Lage des Landes, in unmittelbarer Nähe des Weltverkehrs, bot dasselbe Unternehmungslustigen von vornherein äußerst günstige Bedingungen. Dazu gehören einflußreiche Sultane, eine betriebsame, an Bedürfnisse gewöhnte Bevölkerung, Handel, Verkehr, Schiffahrt, Ausfuhrprodukte*) und als Hauptsache ausreichend billige Arbeitskräfte. Alles dies fehlte dagegen in dem ohnehin etwas abgelegenen Neu-Guinea und mußte erst geschaffen werden. Und was das bei einer spärlichen Bevölkerung auf der Kulturstufe des Pfahlbauers sagen will, das konnte nur derjenige ermessen, der Land und Leute aus eigener Anschauung kannte. Mangel an exportwerten Produkten und vor allem an eingeborenen Arbeitskräften, diese beiden Hauptübelstände hatte ich doch immer und immer wieder betont. Denn selbst die Kokospalme, unbestritten für die Ausfuhr am wichtigsten, fand sich nur in beschränkten Gebieten, so daß erst durch Plantagen nachzuhelfen war.

Glücklicherweise betrachtete Herr von Hansemann Kopra damals mehr als nebensächlich, rechnete aber desto mehr auf die Eingeborenen. Denn gerade diese sollten in ihrer Arbeitskraft die Grundlage der neuen großen Plantagenunternehmungen bilden. In diesem Sinne äußerte er daher einmal gegenüber meinen Zweifeln an der Ausführbarkeit: „Wenn Sie recht haben sollten, dann würden wir uns ja verrechnet haben!" Und dafür lieferte die Zukunft Beweise, nicht zum wenigsten in der Arbeiterfrage.

Doch so weit war man noch nicht. Zunächst handelte es sich um allgemeine Grundzüge, wie sie Herr von Hansemann in Briefen an den Fürsten Bismarck ausspricht. Da heißt es u. a. in der Eingabe (15. Februar 1885), welche die hochgeneigte Verleihung eines „provisorischen Schutzbriefes" für die „in der Bildung begriffene Neu-Guinea-Kompagnie" nachsucht: „Es soll nicht Zweck der Kompagnie sein, der Thätigkeit des einzelnen Konkurrenz zu bereiten, sondern das Ziel richtet sich auf die Entwickelung eines Gebietes, in welchem sich die Thätigkeit des

*) Von solchen gab es nicht weniger als 26, unter denen die von der Company monopolisierten eßbaren Vogelnester (Salanganen) allein eine Einnahme von über 100 000 M. sicherten.

einzelnen frei zu entfalten vermag und die Selbstbewirtschaftung durch die Kompagnie nur soweit in Betracht kommt, als sie dazu dient, für den Handel und die Kultivation den Weg zu bahnen."

Also keinerlei Monopolwirtschaft wie seiner Zeit bei der „Edlen Ostindischen Kompagnie". Diese moderne Kompagnie wollte nur Bahnbrecher sein, und jeder konnte an den sich bietenden Vorteilen der Erschließung des neuen Landes teilnehmen. Aber einige besondere Rechte wünschte das Konsortium doch; vor allem strebte der Leiter nach möglichstem Alleinbesitz des Landes, da gerade der Verkauf von Grundbesitz zu einer Einnahmequelle werden sollte. Wie sich Herr von Hansemann dies gedacht hatte, geht aus der folgenden Stelle derselben Eingabe an den Fürsten Bismarck hervor: „Wir denken uns, daß in der weiteren Entwickelung die Kultivationen, der Handel und Verkehr befähigt sein werden, durch Steuern die laufenden Ausgaben der von der Kompagnie zu übernehmenden Landesverwaltung zu decken, aber den Ersatz für alle Ausgaben, welche die Unternehmungsreisen, die erste Aufschließung des Landes, die staatlichen Einrichtungen und zunächst auch die Verwaltung erfordern, kann die Kompagnie nur in der Verwertung der zu erwerbenden Ländereien und der sonstigen sich darbietenden natürlichen Hilfsquellen finden. Daher ist es bedenklich, daß andere, die sich nicht, wie die Handels- und Plantagengesellschaft, des Bodenerwerbs begeben haben, in die von uns geöffneten Wege folgen, oder sich in Konkurrenz mit uns Land und sonstige Berechtigungen von den Eingeborenen verleihen lassen, ohne irgend welche Pflichten in Bezug auf staatliche Einrichtungen und Verwaltung des Landes zu übernehmen, ja daß selbst den englischen Unterthanen der Landerwerb, welcher ihnen bis jetzt verboten war, unter deutscher Flagge gestattet sein sollte. So begründet der Anspruch auf den Schutz des Reiches für alle früheren Erwerbungen ist, so gerechtfertigt erscheint von der anderen Seite das Gesuch, in Anbetracht der der Kompagnie aufzuerlegenden Pflichten, dieser ausschließlich die weiteren Erwerbungen zu überlassen, damit ihr nicht die Grundlage, auf welcher sie allein eine lebensfähige Kolonie (!) zu errichten vermag, verkümmert und die Möglichkeit einer einheitlichen Organisation des Unternehmens von vornherein zerstört werde."

Infolgedessen wurden durch Erlaß des Reichskanzlers (vom 8. Juni 1885) alle neuen Landankäufe ohne behördliche Genehmigung verboten. Die Neu-Guinea-Kompagnie beherrschte damit das Feld allein, wenigstens in Kaiser Wilhelms-Land, und konnte nun in der Praxis zeigen, was einheitliche Organisation zu leisten vermag. Wenn die Erfolge den Erwartungen kaum in einer Richtung entsprachen, so lag dies wohl hauptsächlich daran, daß eben ein einheitlicher zielbewußter Plan fehlte und mit Experimenten der verschiedensten Art viel Zeit und noch mehr Geld verloren ging.

Das zeigte sich gleich bei der ersten Gründung: Finschhafen, den Herr von

Hansemann noch vor meiner Rückkehr zur Zentrale des neuen Landes gewählt hatte. Schon am 19. Mai (1885) war die Bark „Lübken" von Hamburg aus mit Häusern, Vorräten u. s. w. dahin expediert worden, und im Juni folgten ihr die ersten Beamten. Sie waren nicht wenig überrascht, bei ihrer Ankunft in Finschhafen am 5. November die Bark hier bereits vorzufinden, die schon seit 18. Oktober auf die ersten Kolonisten wartete. Ausschlaggebend für die Wahl dieser ersten Siedelung war die nähere Verbindung mit Australien, wo man in nur 4 bis 5 Tagen Cooktown erreichen und damit per „British-India-Line" Anschluß nach Europa finden konnte. Der viel bessere Friedrich-Wilhelmshafen lag in dieser Beziehung weit weniger günstig, wenn er auch in seiner Nähe mit Astrolabe-Bai viel aussichtsvolleres Kulturland in Hülle und Fülle bot. Der wirtschaftliche Wert dieses Gebietes war schon von uns erkannt worden, aber Kapitän Dallmann hatte zugleich auf den einen großen Uebelstand hingewiesen, daß die schwere Brandung an dieser Küste Schiffsverkehr fast unmöglich macht. Jedenfalls wäre eine genaue Untersuchung sehr notwendig gewesen, ehe man sich überhaupt für eine Zentrale entschied.

Nun waren die Würfel gefallen. Schon 1890 sahen wir in Finschhafen bereits 191 Beamte mit 250 farbigen Arbeitern thätig in Kultur von Kaffee und Baumwolle, ein Sägewerk war eingerichtet und alles schien im besten Gange. Inzwischen waren aber auch in Astrolabe-Bai Stationen errichtet worden (1886: Constantinhafen und 1888: Stephansort) und dabei zeigten sich die ungleich günstigeren Bodenverhältnisse dieses Gebietes in der vorteilhaftesten Weise; man hatte das erwünschte Feld für Plantagen-Großbetrieb gefunden. Auch ohne die Epidemie*) des Jahres 1891 war das Aufgeben von Finschhafen längst beschlossen, denn inzwischen hatte man ja durch neue Gründungen ausreichend Mittel zu neuen großen Unternehmungen gefunden, für die Finschhafen nach damaliger Schätzung mit 4000 bis 5000 Hektaren kulturfähigen Bodens bei weitem nicht ausreichte. Das erste selbständige Unternehmen, die „Kaiser Wilhelmsland-Plantagengesellschaft" (Sitz: Hamburg, Kapital 500 000 M.), das 1890 mit Kaffee und Kakaoanbau begann, kam freilich, hauptsächlich infolge der Mißgriffe des Leiters, über Versuche nicht hinaus und ging in weniger als Jahresfrist (im Oktober 1896) bereits in der „Astrolabe-Kompagnie" auf. Letztere verdankte ihr Entstehen der schnellen Entschlossenheit, „die günstige Konjunktur durch Rückgang

*) Es starben damals allein 11 Weiße, angeblich an „Malaria", nach Dallmann infolge der von Java eingeschleppten Cholera, nach einer dritten Version an dem Genuß von minderwertigem australischen Büchsenfleisch! Da damals kein Arzt zur Stelle war, wird der Fall für immer unaufgeklärt bleiben. Jedenfalls ist Finschhafen nicht ungesunder als irgend ein anderer Platz in Neu-Guinea, ja von Schleinitz sagt ausdrücklich: „daß es, wenn überhaupt, jedenfalls nicht viele Tropengegenden auf gleicher geographischer Breite gebe, welche ein so angenehmes Klima haben!"

der Tabakskultur auf Sumatra" geschickt auszunutzen. Indes scheint die Annahme, „daß dieser Rückgang auf die Veränderungen der Produkte, die in Boden- und Anbauverhältnissen des Produktionslandes ihren Grund haben, zurückzuführen ist," doch nicht richtig gewesen zu sein und hat sich keineswegs bewahrheitet. Jedenfalls trat man nun aber ganz, nach Sumatras Vorbild und unter Leitung erfahrener Sumatra-Pflanzer, mit einem Schlage in den rationellen Großbetrieb ein, in welchem alle Kräfte sich zielbewußt konzentrierten. Deshalb ließ man außer Finschhafen auch Hatzfeldthafen (1891 mit 343 000 Tabakpflanzen) eingehen und siedelte (1891 bis 1892) nach Astrolabe-Bai über (erst Stephansort, später Friedrich-Wilhelmshafen), ein Umzug, der 580 000 M. kostete. Abgesehen von den Namen bildeten beide Gesellschaften übrigens, im inneren Zusammenhange und geeigneter Teilung der Arbeit, ein Ganzes. Auch die oberste Leitung in Berlin lag im wesentlichen bei der Neu-Guinea-Kompagnie, um, wie es in einem Berichte heißt, „die Astrolabe-Kompagnie marschieren zu machen!" Dabei sollte beiden Teilen gar bald der Atem ausgehen, trotz der bedeutenden Mittel in einem Grundkapital von 2 400 000 M. Davon übernahm die Neu-Guinea-Kompagnie den Hauptanteil mit $^3/_5$ (900 000 M.) und überließ der Astrolabe-Kompagnie 14 000 Hektare des besten Landes für 300 000 M. Also der erste der erwarteten Landankäufe und ein großer dazu; freilich brauchten nur 90 000 M. angezahlt zu werden. Umsomehr blieb daher Betriebskapital übrig.

Da die Plantage Stephansort der Neu-Guinea-Kompagnie bereits einmal (1890/1891) 16 000 M. Ueberschuß erzielt hatte, so konnte dieser kleine Anfang, bei den bedeutenden Mitteln und Kräften der Astrolabe-Kompagnie, mit nunmehr vier Plantagen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Vor allem galt es aber nun das wichtigste, die Arbeiterfrage, zu lösen. Nach Ansicht des damaligen Landeshauptmanns Schmiele war dies „nur durch massenhafte Ansiedlung eines Bevölkerungselements möglich", also von auswärts. Ganz richtig! Darauf hatte ich schon von jeher hingewiesen. Und wenn in den Jahren 1887 bis 1893 das Schutzgebiet nur etwas über 3000 Eingeborene als Arbeiter lieferte, davon Kaiser Wilhelms-Land gar nur 337, so wird dies wohl Herrn von Hansemann von der Richtigkeit meiner Prophezeiungen überzeugt haben. Ueberdies sind auch die Leute kaum brauchbar und ihre Anwerbung kostet immerhin noch Geld genug.

So blieb also nichts übrig als Kulis, deren Beschaffung von nun an die schwersten Sorgen bereitete und ungeheure Mittel verschlang. In den Jahren 1891 und 1892 bezog die Astrolabe-Kompagnie von Singapore und Java allein 2700 Kulis, deren Transport z. T. Extradampfer erforderte. Aber man ließ an den Werbeplätzen nur den Ausschuß ziehen, und so erklären sich die so wenig befriedigenden Arbeitsergebnisse. Ueberdies sind ja Tropenbewohner keineswegs tropenfest und, als noch Seuchen hinzukamen (darunter die 1893 von Java ein-

geschleppten Pocken), da starben diese Kulis*) wie die Fliegen dahin, dadurch wurde der Betrieb erheblich gestört, zeitweilig völlig unterbrochen. Leider übertrugen sich die Epidemieen auch auf die eingeborene Bevölkerung und richteten schwere Verheerungen an.

Zu diesen Unkosten der Beschaffung der Arbeiter kamen die der Ernährung derselben hinzu, da letztere ja in der Hauptsache ebenfalls nur durch Einfuhr zu ermöglichen war. So mußten im Jahre 1893 allein für 100 000 M. Reis und für 53 000 M. konserviertes Fleisch importiert werden. Wenn sich nach dem Prospekt der „Kabenau-Viehzucht-Gesellschaft" (vom Oktober 1884) der Gesamtverbrauch von Fleisch im Schutzgebiet auf 100 000 M. beziffert, so ist es zu bedauern, daß diese so aussichtsvolle Unternehmung nicht das bescheidene Kapital von 150 000 M. zusammen bringen konnte, zumal da in Ernst Tappenbeck ein Praktiker an der Spitze stand.

Ob der Ertrag der Plantagen diese gewaltigen Ausgaben zu decken vermochte, ließe sich bezweifeln, wenn im Jahre 1893 auch bereits 683 Ballen Tabak allein nach Bremen verschifft worden waren. Im Geschäftsberichte über dieses Jahr heißt es daher noch ziemlich hoffnungsvoll: „Gelingt es, die ausreichende Menge von Arbeitskräften zu beschaffen und leistungsfähig zu erhalten, so dürfte die Grundlage für eine gute Entwickelung des Unternehmens als gesichert angesehen werden." Aber das gelang leider nicht. Im Gegenteil, es stellten sich neue ungeahnte Schwierigkeiten ein, wie sie der Geschäftsbericht von 1894/1895 erläutert. Danach ist der Verlust von 591 000 M. zurückzuführen „auf das ungünstige Verkaufsergebnis der Tabakernte von 1894, auf Ausgaben für umfassende Anlagen, auf das vergebliche Bemühen, einen kräftigen Arbeiterstand für Tabakbau aus Singapore und Batavia heranzuziehen, vor allem aber auf Mißernte infolge von Dürre, welche statt 340 000 Pfund nur 112 000 Pfund ergab." Da die Verhältnisse sich im nächsten Jahre leider nicht günstiger gestalteten, „so mußte bei Erschöpfung der eigenen Mittel (2 400 000 M. in 4 Jahren!) und um die Liquidation der Gesellschaft mit Verlust des Grundkapitals zu vermeiden, ein Abkommen eingegangen werden". Dies geschah durch „Verschmelzung" mit der Neu-Guinea-Kompagnie (28. November 1896, mit Rückwirkung bis 1. Oktober 1895), d. h. man legte die Anteile zusammen. Im Verhältnis von 3:1 wurden die Eigner der früheren Astrolabe-Kompagnie mit Freianteilen II. Emission abgefunden, während die Neu-Guinea-Kompagnie ihre Anteile im Betrage von 900 000 M. durch „Vernichten" ein für allemal aus der Welt schaffte.

Mit diesem Fehlschlagen des kostspieligen Experiments der Astrolabe-

*) „Von 400 im September herausgekommenen Kulis lebten im Mai noch 80 und von 300 im Februar gekommenen, deren Anwerbung ich in Sumatra selbst noch erlebte, waren kaum 3 Monate später schon 80 tot." (Baeßler.)

Kompagnie sind die Hoffnungen, in Kaiser Wilhelms-Land ein zweites Deli gründen zu wollen, wie man geträumt hatte, in unabsehbare Ferne hinausgerückt worden.

Durch die Eröffnung von Astrolabe-Bai war man auch bezüglich der Dampferverbindung nach Europa, die in den ersten sechs Jahren nicht weniger als viermal gewechselt werden mußte, zu einem stabilen Abschluß gelangt. Für die neue Linie Singapore—Friedrich Wilhelmshafen, mit 16—20 Tagen Fahrzeit, reichten die zwei kleinen Dampfer der Kompagnie aber nicht aus. Es mußte daher, schon des Kuli-Transportes wegen, ein regelmäßiger Dienst mit gecharterten Dampfern eingerichtet werden (1891 mit solchen der Bremer Hansa-Gesellschaft, 1892 Norddeutscher Lloyd). Die ohnehin kostspielige Reederei brachte daher immer größere Verluste, die sich 1891/92 auf 224 459 M. bezifferten. Im Geschäftsberichte über dieses Jahr heißt es daher auch: „Von dem Bestand des Schiffsbetriebes hängt der Bestand der Kompagnie ab, wie das Gedeihen jedes sonstigen Unternehmens im Schutzgebiete." Mit anderen Worten, ohne Staatszuschuß ging es nun einmal nicht länger. Der Reichstag (vom 25. Februar 1893) bewilligte daher auch die Subvention von jährlich 250 000 M. für die Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd — Singapore—Friedrich Wilhelmshafen — welche schon am 15. Mai 1893 in Kraft trat. Das verlockende Zukunftsbild, welches Staatssekretär v. Stephan in jener Reichstagsrede als Wirkung dieser Dampferlinie voraussagte, harrt aber noch seiner Verwirklichung. Auch in 100 Jahren wird sich dieser abgelegene Teil Neu-Guineas noch nicht in „ein blühendes Land mit Städten, Eisenbahnen, Telegraphen und von vielen Schiffen befahrenen Häfen" verwandelt haben, es sei denn, man fände Gold so reichlich als in Klondyke. Bis jetzt ist die Hauptstadt Friedrich Wilhelmshafen nichts weiter als eine Faktorei, zu der wenige Stationen hinzukamen.

Stellten sich schon der Erwerbsgesellschaft im Kampfe ums Dasein ungeheure Schwierigkeiten entgegen, so wurden dieselben für die Neu-Guinea-Kompagnie noch bedeutend durch die ihr verliehenen Hoheitsrechte vermehrt. Als nahezu souveräne Besitzerin hatte sie mit dem kaiserlichen Schutzbrief zugleich auch die Verpflichtung übernommen: „staatliche Einrichtungen für ausreichende Rechtspflege und zur Civilisierung der Eingeborenen zu treffen und zu erhalten — alles dies auf Kosten der Gesellschaft!" Erst in der Praxis zeigte es sich immer mehr, wie schwierig dies zu erfüllen war, schon im Hinblick auf die Beamtenfrage. Ja, die war nicht leicht zu lösen. Aber mein Rat, wenige aber tüchtige Kräfte hinauszusenden und solche gut zu bezahlen, würde doch wesentlich dazu beigetragen haben, diesem steten Gehen und Kommen wenigstens in etwas vorzubeugen. Wenn daher eine große Anzahl Leute der verschiedensten Berufsarten hinausgesandt wurden, die sich erst draußen auf Kosten der Kompagnie Erfahrungen sammeln sollten, so lag dies mit daran, daß die Direktion selbst kein tropenerfahrenes

Mitglied besaß. Ein solcher Beistand würde von Anfang an außerordentlich notwendig gewesen sein. So konnte man sich z. B. von der unbedingten Notwendigkeit der Errichtung einer Gastwirtschaft in Finschhafen nicht überzeugen, andererseits vermochte ich nicht recht einzusehen, was deutsche Hilfsjäger und Fischermeister draußen anfangen sollten. Der häufige Wechsel im Personal, namentlich auch in der obersten Verwaltung, die in zehn Jahren allein den Landeshauptmann sechsmal wechselte, mußte daher nachteilig auf die Entwickelung einwirken.

Außerdem zeigte sich, daß Regieren*) reichlich viel Geld kostet, und daß sich die laufenden Ausgaben dafür keineswegs, wie erwartet, durch Steuern decken ließen. Letztere erforderten bei Erträgen von 45 000 bis 55 000 M. immer noch Zuschüsse von jährlich 21 000 bis 42 000 M. Dazu kamen die steten Verluste im Schiffahrtsbetriebe, die trotz der subventionierten Dampferlinie im Geschäftsjahre 1893/94 sich immerhin noch auf 59 000 M. beliefen.

Solche Lasten konnten selbst die schweren Finanzmänner der Neu-Guinea-Kompagnie auf die Dauer nicht ertragen. Sie können sich daher nur freuen und mir danken, wenn es mir nicht gelang, nach dem Wunsche des Herrn von Hansemann, den jetzt englischen Teil der Küste von Mitrafels bis Ostkap zu erwerben. Das würde ungeheure Mehrkosten verursacht und wahrscheinlich keinen höheren Verkaufspreis erzielt haben. England hat mit diesem an 500 km langen Küstenstrich auch noch nichts anzufangen gewußt und wir an demselben nichts eingebüßt. Denn schließlich besteht der Wert von Kolonieen doch nicht lediglich in deren Flächeninhalt, sondern darin, ob sich aus dem Lande überhaupt etwas machen läßt. Und dafür ist das Versuchsfeld mit Kaiser Wilhelms-Land groß genug.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hatte sich schon damals zu viel aufgebürdet und sah nun ein, daß sich Erwerbsunternehmungen und Landeshoheit niemals ersprießlich von demselben grünen Tisch aus regieren lassen. So mußte denn zum zweitenmale Staatshilfe angerufen werden, diesmal nicht einer Subvention wegen, sondern es handelte sich um endgültigen Verkauf. Durch Vertrag vom 1. April 1899 ist derselbe denn auch glücklich zustande gekommen. Die Besitzungen der Neu-Guinea-Kompagnie sind vom Reiche übernommen worden und zwar für 4 000 000 M. Letztere werden in 10 Jahresraten à 400 000 M. bezahlt, welche Beträge aber nur für wirtschaftliche Unternehmungen im Schutzgebiet verwendet

*) Während der drei Jahre, in welchen das Reich, auf Wunsch der Neu-Guinea-Kompagnie, die staatliche Leitung übernahm, waren dafür jährlich 100 000 M. zu bezahlen. In Britisch-Neu-Guinea lagen die Verhältnisse schon deshalb ganz anders, weil die Kolonieen von vornherein jährlich 300 000 M. für die Verwaltung zahlen. England bestreitet nur die Kosten für den Regierungsdampfer mit jährlich 16 000—18 000 M. Der Gouverneur erhält jährlich 34 000 M. ohne Tagegelder bei Reisen. Im Jahre 1899 waren die Zolleinnahmen bereits auf 273 000 M. gestiegen; für Kronländereien wurden 13 000 M. vereinnahmt.

werden sollen. Außerdem hat sich die Kompagnie noch 50 000 Hektare Land, nach freier Wahl, und die Bergrecht-Privilegien im Ramugebiet zu sichern gewußt.*)

Schon im Hinblick auf die Ureigner des Landes, die Eingeborenen, werden alle Kolonialfreunde die Uebernahme seitens des Reichs freudig begrüßt haben. Denn nun lassen sich auch Versuche zur Erziehung und Civilisierung der Eingeborenen erwarten, eine ungemein wichtige Aufgabe, die freilich viel Zeit erfordert. Wie die Verhältnisse einmal lagen, konnte die Neu-Guinea-Kompagnie in dieser Richtung wenig thun. Sie war froh, den Bezug von Kulis durch Eingeborene einigermaßen zu entlasten, und mußte sich daher mehr um das Anwerben als die Civilisierung der Landeskinder kümmern. Gegen eine mäßige Verwendung Eingeborener im eigenen Lande läßt sich gewiß nichts einwenden, aber bei der Ausdehnung des Schutzgebietes bieten sich schon hier gewisse Bedenken. Vor allem kommt es aber auf die Art der Anwerbung an, und nach meinen Erfahrungen, an Bord eines Labourtraders, in der Kingsmill-Gruppe, konnte sich bei mir kein günstiges Urteil bilden.

Vor allem hatte ich mich hier, wie anderwärts in der Südsee, von dem erschreckenden Rückgang der Bevölkerung überzeugt. Und wo dieser einmal eingetreten ist, da giebt es kein Aufhalten, kein Mittel, die Fehlenden wieder zu ersetzen. Die Statistik läßt über die Zahl derjenigen farbigen Arbeiter, welche in ihre Heimat nicht zurückkehren, leider nichts verlauten, z. B. in Betreff der 2200 Männer, welche allein im Jahre 1883 aus dem Bismarck-Archipel weggeholt wurden (davon 700 nach Samoa). Jedenfalls beruht in der Erhaltung der Eingeborenen die Zukunft unserer Schutzgebiete und deren Wert. Als Hauptfaktor einer stabilen Bevölkerung sind daher die Eingeborenen, weit über ihre bloße Ausnutzung als Arbeiter, zu schätzen und zu schützen. Wenn z. B. Samoa**) jährlich nur 250 bis 300 Eingeborene aus dem Bismarck-Archipel bezieht, so bedeutet dies in Wirklichkeit doch eine viel größere Einbuße in der Bevölkerungszahl. Und zwar schon deshalb, weil durch mehrjährige Abwesenheit die kräftigsten Männer der Eheschließung entzogen werden. Für ein so spärlich bevölkertes Land als Neu-Guinea ist daher die Erhaltung der Eingeborenen eine der wichtigsten Pflichten. Meine Auseinandersetzungen darüber führten dazu,

*) Nach Hugo Zöller betrugen die bis Ende 1890 aufgewendeten Mittel genau 4 906 216,28 M., nach von Stephan waren aber bis 1893 an 10 bis 11 Millionen verbraucht worden. Brittisch-Neu-Guinea hat bis 1900 an staatlicher Verwaltung (einschließlich der Kosten für den Regierungsdampfer) ca. 6 000 000 M. erfordert, in welcher Summe die staatlichen Einnahmen mit 1 400 000 M. mit aufgehen.

**) Konsul E. Hernsheim, einer der erfahrensten Südsee-Pioniere, hat die Arbeiterfrage, gerade mit Bezug auf Samoa, sehr richtig geschildert (s. Deutsche Kolonialzeitung Nr. 35 vom 29. August 1901).

daß Herr von Hansemann unterm 25. März 1885, zum Teil unter Berufung auf mich, an den Reichskanzler die Bitte richtete, „daß die Wegführung von Eingeborenen als Arbeiter aus dem Schutzgebiete verboten werde". Aber schon unterm 8. April heißt es in einer weiteren Eingabe: „Das Komitee erlaubt sich, zur Wahrung und Vereinigung der beiderseitigen Interessen, im Einverständnis mit der Handels- und Plantagen-Gesellschaft, ihren Antrag vom 25. v. Mts. dahin zu modifizieren, daß die Wegführung von Eingeborenen als Arbeiter aus dem Schutzgebiet verboten und eine Ausnahme nur bezüglich der Teile des Bismarck-Archipels, welche die Regierung bezeichnen wird und unter der Bedingung, daß die Anwerbung nur für die Handels- und Plantagen-Gesellschaft und die Beförderung vermittelst deutscher Schiffe geschieht." In diesem Sinne erfolgte der Erlaß des Reichskanzlers vom 8. Juni 1885.

Mit der Entlastung von der staatlichen Verwaltung in die Reihen der Kolonialgesellschaften eingetreten, kann die neue Neu-Guinea-Kompagnie nunmehr ihre ganze Kraft lediglich Erwerbsunternehmungen zuwenden. Dafür stehen glücklicherweise, wenigstens für die nächsten zehn Jahre, ausreichend Mittel zur Verfügung, nicht minder Grundbesitz; wurden doch vom Reich allein 50 000 Hektare zugegeben. Die lassen sich nicht so leicht aufarbeiten, zumal in menschenarmen Tropen. Das ergiebt ein Vergleich mit den bisherigen Leistungen. In Finschhafen hatte man in fünf Jahren ca. 30 Hektare kultiviert, in Konstantinhafen in der doppelten Zeit ca. 120 und nach Lauterbach waren von den 14 000 Hektaren der einstigen Astrolabe-Kompagnie bis 1893, also in der glänzendsten Periode, nur 1000 Hektare bearbeitet.*)

Was aber die Neu-Guinea-Kompagnie vor allen anderen Unternehmungen voraus hat, daß sind die reichen Erfahrungen, auch in Bezug auf Tropenkulturen. In dieser Richtung sind mehr oder minder eingehende Versuche angestellt worden, und zwar, wie aus den Berichten hervorgeht, mit folgenden Gewächsen: Kakao, Kaffee, Muskatnuß, schwarzer Pfeffer, Tamarinden, Pimpelnüsse, Tapioka, Manihoc, Sorgum, Eucalyptus, Kapok, Ramié, Baumwolle, Guttapercha**) und Kautschuk, also ungefähr alles, was für die Tropen von Wichtigkeit ist.

Von dieser Fülle an Produkten gelangte indes nur Baumwolle zur Ausfuhr. Schon in Finschhafen hatte man mit dieser Kultur angefangen und 1891 bereits 14 Hektare bestellt, in Konstantinhafen 1893 schon an 100 Hektare. Da sich aber die Gazelle-Halbinsel nach Bodenbeschaffenheit und Klima besser eignet, wurde der Schwerpunkt dieser Kultur nach Herbertshöhe verlegt (1891), so daß

*) Im Bismarck-Archipel (also lediglich der Gazelle-Halbinsel auf Neu-Pommern) 1900: 3000 Hektare.

**) Dieses wertvolle Produkt, sowie Kautschuk, sind ganz kürzlich entdeckt worden „in reichlicher Menge" (D. Kolonialzeitung vom 13. März). Das kann einen unerwarteten Aufschwung geben, hoffentlich nicht zum Nachteile der Eingeborenen, wie dies die des Kongo so schwer empfunden haben (s. „Der Kongostaat und die Eingeborenen." D. Kolonialzeitung 1902 S. 151).

man drei Jahre später bereits 44 Ballen verschiffte. Nach Tappenbeck betrug (1899) der Wert der Ausfuhr an Faserstoffen (Baumwolle und Kapok) 70 000 M., immerhin eine recht bescheidene Summe.

Es ist erklärlich, daß, nach den ersten trüben Erfahrungen, der Großbetrieb des Tabakanbaues beträchtlich eingeschränkt werden mußte. Statt früher an 600 Feldern (à 1000 Pfund Ertrag) will man sich jetzt mit 120—150 Feldern*) begnügen, wofür nur eine geringere Anzahl chinesischer Vorarbeiter notwendig sind. Im übrigen hofft man mit eingeborenen melanesischen Arbeitskräften auszureichen. Das scheint aber nicht möglich gewesen zu sein, wie wenigstens aus dem Bericht von Professor Dr. G. Volkens „Ueber die Entwickelung des Schutzgebietes der Neu-Guinea-Kompagnie" (Deutsche Kolonialzeitung Nr. 12, 21. März 1901) hervorgeht. Derselbe lautet wie folgt, also leider nicht sehr erfreulich:

„Von Friedrich-Wilhelmshafen wird berichtet, daß die Tabakpflanzung Jomba**) aus Mangel an Kulis nicht in Betrieb gesetzt werden konnte, und aus Stephansort kommt gar die überraschende Meldung, daß der Tabakbau mit dem diesjährigen Anpflanzen von 140 Feldern überhaupt seinen Abschluß finden werde. Bei den teueren Arbeiter- und unsicheren Witterungsverhältnissen lohne es nicht mehr. Stephansort will daher mit dem Anbau von Kautschukbäumen vorgehen, den Schwerpunkt seiner Thätigkeit aber auf die weitere Vergrößerung der Kokosplantagen legen, während man in Friedrich Wilhelmshafen jetzt versuchsweise Kakao anpflanzt." Nicht recht in Uebereinstimmung mit dieser Darlegung ist es zu bringen, wenn es an anderer Stelle heißt: „Die Tabakpflanzungen der Neu-Guinea-Kompagnie versprechen mehr Erfolg."

Auch in einem späteren Bericht des Bezirksamtmanns Stuckhardt (von Mitte September 1901) heißt es: „daß die Pflanzungen unter Arbeitermangel leiden", es wird aber hinzugefügt: „der Tabakplantage Jomba wird große Sorgfalt zugewendet; die Ernte war beendet, das Ergebnis zufriedenstellend." Hoffentlich steigt damit auch wieder die Ausfuhr, die nach Tappenbeck im Jahre 1899 sich auf nur 88 000 M. bewertete (gegen 200 000 M. in 1897). Dabei ist nicht zu vergessen, daß stets Tabak eingeführt werden muß; und zwar der als Zahlungsmittel im Verkehr mit Eingeborenen unentbehrliche amerikanische Stangentabak (im Jahre 1900 allein für 22 390 M.). Auch die mit Finschhafen***)

*) Merkwürdigerweise hat sich, trotz dieses Rückganges des Rohmaterials, die Fabrikation von Cigarren aus „Neu-Guinea-Tabak" außerordentlich entwickelt und offeriert jetzt 47 verschiedene Sorten (von 60 bis 250 M.); 1893 brachte die Neu-Guinea-Kompagnie nur 4 Sorten (von 130—150 M.) in den Handel.

**) Diese Pflanzung wurde bereits 1893 einmal geschlossen, „weil es sich gezeigt hat, daß der Boden in erreichbarer Nähe sich nicht für Tabakbau eignet".

***) Hier bestand bereits 1891 eine 4½ Hektar umfassende kleine Plantage mit zweijährigen Bäumchen Liberia-Kaffee, deren Reife leider nicht abgewartet werden konnte. Somit fehlt es bis jetzt am Nachweis der Qualität und Rentabilität des Kaffeebaues in Neu-Guinea.

im Stich gelassene Kaffeekultur soll in Astrolabe-Bai wieder aufgenommen werden; schon 1897 schätzte man die Zahl der Bäumchen auf 80 000.

Viel wichtiger als diese neuen Versuche ist aber unbestritten der Entschluß, den Schwerpunkt der Thätigkeit auf Kokosplantagen zu legen. Sicherlich der beste Plan, den ich persönlich mit besonderer Freude und Genugthuung begrüße. Denn gerade diese Kultur war es, welche ich von Anfang an, als die zunächst aussichtsvollste, dringend empfahl. Hier brauchte man nicht erst zeitraubende und kostspielige Versuche zu machen. Das Gedeihen dieses Produktes stand außer aller Frage, ja man konnte die Erträge schon im voraus ziemlich sicher berechnen. Denn unter allen tropischen Kulturen ist für jene Gebiete gerade die der Kokospalme jedenfalls am leichtesten, einfachsten und schon deshalb die billigste, weil sich dafür die nötigen Arbeitskräfte im Lande selbst finden und heranbilden lassen. So reiche Kopragebiete wie in gewissen Distrikten des Bismarck-Archipels hatte ich in Kaiser Wilhelms-Land freilich nicht nachweisen können, mit Ausnahme einiger Strecken um Berlinhafen, wo sich gleich damals für einen, vielleicht mehrere Händler, Aussichten auf lohnende Thätigkeit eröffneten. Hier ließ sich denn auch 1894 der frühere Beamte der Kompagnie — Kärnbach — als der erste Koprahändler in Kaiser Wilhelms-Land nieder. Nach dessen Tode,*) drei Jahre später, mußte die Kompagnie diese Station übernehmen und wurde damit, fast wider Willen, in die „Kopratrade" hineingedrängt. Da kommen mir unwillkürlich die Worte in Erinnerung, mit denen einst Herr von Hansemann meine Empfehlung der Kokoskultur abwies: „Denken Sie denn, daß ich Kopratrader spielen will!" — Heute urteilt er wahrscheinlich anders über diesen Artikel. So verzeichnet der Geschäftsbericht für 1899 bereits 300 Tonnen Kopra. Und davon stammen 111 Tonnen von Seleo (Berlinhafen), das ich schon vor 14 Jahren so dringend empfahl!

In dieser Zeit hätte sich allerdings viel schaffen lassen, schon allein mit den Summen, die das unglückliche Guano-Unternehmen**) auf den Purdy-Inseln (in den Jahren 1888 bis 1891) verschlang. Denn bekanntlich liefert die Kokospalme in 8 bis 10 Jahren bereits Erträge, die pro Baum jährlich auf 3 bis 4 M. geschätzt werden können und für mindestens 70 Jahre vorhalten. Welche vorteilhafte Kapitalanlage der Großbetrieb von Kokospalmen bietet, das hat Frau Kolbe am besten mit der Ralum-Plantage (Gazellehalbinsel) bewiesen, die jetzt für anderthalb

*) Er wurde von den Eingeborenen erschlagen infolge seiner Thätigkeit im Anwerben.

**) Besser „Phosphaten", die aber nur auf dem kleinen Mole-Inselchen vorkommen. Bei den ungeheuren Schwierigkeiten, diese Schätze zu heben, hatte man denselben in Australien kein Interesse geschenkt, obwohl die Rechte des Abbaues erst hier erworben werden mußten. Trotz des günstigen Urteils über den, durch chemische Untersuchungen festgestellten, hervorragenden Wert dieses Produktes, deckte die eine nach Hamburg gelangte Schiffsladung (mit 40 M. pro Tonne) kaum die Frachtkosten.

Millionen Mark — oder noch mehr — zum Kauf ausgeboten wird. Und doch ist diese Plantage mit ihren 43 000 Palmen aus kleinen Anfängen hervorgegangen. Aber schon vor 20 Jahren war Frau Kolbe (damals noch als Frau Farrel Engländerin) weitblickend genug, um vorauszusehen, daß die damalige Kopragewinnung der reine Raubbau sei und früher oder später durch Erschöpfung ein Ende finden müsse. Unabhängig von den nie erneuerten Palmbeständen der Eingeborenen konnten nur eigene Plantagen zur sicheren Grundlage für die Zukunft werden. Diesem zielbewußten Streben, verbunden mit rationeller Wirtschaftsmethode (Palmen und Baumwolle zugleich) sind die Erfolge zu danken, mit denen die Firma E. E. Forsayth (Inhaberin Frau Kolbe), einst als „Thomas Farrel" die kleinste, jetzt an der Spitze steht.

Naturgemäß weisen auch in Kaiser Wilhelms-Land alle Verhältnisse auf den Anbau der Kokospalme hin, als der unbestritten aussichtsvollsten Kultur, die schon in ihrer Art deshalb vor allen anderen einen bedeutenden Vorteil voraus hat, weil sie auch kleinen Unternehmern erreichbar bleibt. Dadurch wird es allein möglich, Siedler oder, wie man so gern sagt, „Kolonisten" heranzuziehen. Und zwar nicht in den ohnehin wenig beständigen Elementen des Tradertums, d. h. der Tauschhändler im Einkauf von Kopra, sondern eine neue Klasse mehr stabiler Ansiedler in selbständigen Koprabauern. Mit dieser Art von Bewirtschaftung läßt sich ja noch mancher andere Kleinbetrieb nutzbringend vereinigen, um die Einnahmen zu vermehren. Verschiedene Erzeugnisse des Gartenbaues (z. B. Bananen und Ananas), von Geflügel- und Viehzucht können stets auf Absatz rechnen in einem Lande, dessen weiße Bewohner für ihre Ernährung fast nur auf Einfuhr*) angewiesen sind. — Die Schaffung einer solchen kleinen Musterwirtschaft hatte ich mir im weiteren Ausbau der Station Blumenthal vorgenommen. Freilich gehört dazu eine so ausgezeichnete Kraft als Hunstein, mit dem ich schon die Heranziehung weiterer Siedler besprochen hatte. Dafür bieten die Deutschen in Queensland vortreffliches Material, schon deshalb, weil diese Leute Erfahrung in Tropenkultur und auch sonst hervorragende Eigenschaften als Tropenpflanzer besitzen. Familien würden wir, geeignetenfalls, nicht zurückgewiesen haben.

Damit würden freilich noch keine Städte und Dörfer entstanden sein, wohl aber eine Anzahl kleiner Siedelungen, wie sie überall die ersten Grundlagen

*) Lebensmittel stehen in derselben immer obenan und erreichten 1893 mit 192 224 M. die höchste Ziffer, die infolge der Arbeiterverminderung in 1899 auf 109 624 M. herabging; dazu an Getränken 1893 für 42 946 M., in 1900 für 44 627 M. Die Totaleinfuhr (in den letzten 9 Monaten des Jahres 1900) bezifferte sich auf 377 682 M., die Ausfuhr auf 212 117 M. Dagegen im Bismarck-Archipel: Einfuhr: 1 205 206 M., Ausfuhr: 907 281 M. (Ostasiatischer Lloyd). Tappenbeck notiert für 1899 nur eine Ausfuhr von 500 000 M. (Kopra 400 000 M.; Baumwolle 70 000 M.; Perlschalen und Trepang 30 000 M.).

bilden und die in Kaiser Wilhelms-Land noch so sehr fehlen. Bis jetzt leben hier ca. 70 Weiße, im ganzen Schutzgebiet etwas über 200, davon ca. die Hälfte Reichsangehörige. Für solche kleinere Unternehmungen werden sich auch unter den Eingeborenen die nötigen Arbeitskräfte finden, ja sie können, unter umsichtiger Leitung, nötigenfalls durch milden Druck, auf diesem Wege noch am ersten zur Ausbreitung der eigenen Kokosbestände der Eingeborenen führen, wie dies in Britisch-Neu-Guinea vielerwärts bereits geschehen ist.

Vor allem würde sich aber auch ein friedlicher Verkehr anbahnen und dauernd befestigen lassen, wie derselbe nach dem alten Trader- und Werbesystem nur in den seltensten Fällen möglich war. Wer die Geschichte der „Labourtrade"*) kennt, wird wissen, daß die Ausschreitungen der Eingeborenen in unzähligen Fällen lediglich auf den verderblichen Einfluß der Werbeschiffe zurückzuführen sind.

Das hat nicht zum wenigsten die Mission empfunden, deren mühevolle Arbeiten in gar vielen Fällen durch das alte Trader- und Werbertum beeinträchtigt und empfindlich geschädigt wurden. Denn gerade die Mission bedarf der Mitwirkung aller Weißen draußen, schon in deren moralischem Verhalten. Die Ansiedelung tüchtiger, fleißiger und nüchterner Koprabauer würde daher auch für die Mission eine nicht zu unterschätzende Stärkung bedeuten. Nur im Zusammenarbeiten aller Kräfte werden sich die hochwichtigen Aufgaben der Civilisierung der Eingeborenen allmählich lösen lassen und, wie sehr dabei weibliche Hilfe erwünscht ist, dafür liefert die Missionsgeschichte eine ganze Reihe überzeugender Beweise.

Freiwillig werden solche Koprabauern indes schwerlich kommen, da schon kleine Unternehmungen immerhin Mittel erfordern. Und um der „Ansiedelung und dem Verkehr Wege zu bahnen", dafür genügt nicht bloß „Anregung und Förderung privater Unternehmungen", wie es im Programm der Neu-Guinea-Kompagnie hieß, sondern das kann nur durch kräftige Unterstützung derartiger kleinen Unternehmungen geschehen. Hier bietet sich dem Großkapital eine schöne Gelegenheit, um, in kooperativer Organisation, mit der Arbeitskraft und den kleinen Mitteln unternehmungslustiger Praktiker, Erfolge zu erzielen, welche beide Teile befriedigen werden. Denn gerade in zahlreichen kleinen, einheitlich arbeitenden Unternehmungen liegt die kulturelle und wirtschaftliche Zukunft des Landes und seiner weißen wie farbigen Bewohner. Die bisherigen Unternehmungen mit Großbetrieb haben zur Genüge gezeigt, daß neue Wege einzuschlagen sind, um

*) „Die ganze Arbeiteranwerbung in der Südsee ist eigentlich ein Unding und kann höchstens als Notbehelf für die kleinen Anfänge zum tropischen Plantagenbau noch eine zeitlang geduldet werden, bis wir in der Lage sind, wirkliche Schritte zur Entwickelung unserer Schutzgebiete im nationalen Sinne und von nationaler Bedeutung zu thun." E. Hernsheim (Deutsche Kolonialzeitung Nr. 35, 1901).

das zu erreichen, was man in kühnem Anlauf gleich von Anfang erhoffte, vergebliche Bemühungen, mit denen „Millionen*) nutzlos verloren gingen".

Aber:

„Selten ernten Lohn der — Kolonieen — erſte Begründer!"

Das habe ich an mir ſelbſt erfahren müſſen; am ſchmerzlichſten in der Folgewirkung meiner kolonialen Pionierarbeit — dem Aufgeben der Heimat! „Halten Sie unſere Fahne nur immer hoch," — ſchrieb mir einmal ein bekannter Gelehrter. Ja, das hatte ich überall in der Welt redlich gethan, vom Kara-Meer bis zu den Antipoden. Aber der Mann ſchien gar nicht zu wiſſen, daß ich es war, der zuerſt die deutſche Trikolore in Neu-Guinea aufpflanzte! Und das ſcheint auch ſonſt ſo ziemlich vergeſſen zu ſein. Gott beſſere es!

*) Nach E. Tappenbeck, der hinzufügt, daß „das, was man an Unternehmungen heute vorfindet, mit 500 000 M. fürſtlich bezahlt ſein würde" („Deutſch-Neu-Guinea" 1901, S. 28).

An das Leben.

O Leben, Leben, preiſen muß ich dich!
Vor dir und hinter dir der dunkle Tod,
Und du dazwiſchen, licht mit freudgem Puls!
Ich preiſe dich nicht bloß um deiner Schöne,
Um deiner Weſen und Geſtalten Fülle,
Nein! auch um jenen wunderſamen Hauch,
Der dich verklärt, da dein nur die Minute.
Aus ewig unerforſchten Tiefen ſteigſt du
Empor ans Licht, in tauſend Farben ſchimmernd,
Entzückend anzuſchaun, und ſinkſt zurück.
Ein Augenblick nur iſts, doch ſchließt er ein,
Was durch Aeonen ſich vor ihm bereitet;
Ein Augenblick nur iſts, jedoch der höchſte,
Der alles Sein erſchöpft und einzig herrſcht.
Du biſt, du giltſt! Ein friſches Blatt iſt mehr
Als wie der tote Cäſar. Das zu fühlen
So recht im Herzensgrund, welch ein Beſitz!
Wie ſänne der beflügelte Gedanke,
Der, aus der warmerglühten Seele kommend,
Durchfliegen kann die weite, reiche Welt,
Wie ſänn er brütend die Vergänglichkeit?
Wie gäb er auf, was ſein, was ihn geboren
Und nun allein die Schwinge ihm verleiht? —
O Leben, Leben, preiſen muß ich dich!
Und wüßt ich beſſres, deiner wert zu ſein,
Als in dir aufzugehn, dir hingegeben
So voll und ganz, wie du dich offenbarſt?

Stephan Milow.

Was unserem Volke not ist.

Ein Sprechsaal für unsere Mitarbeiter.

Goethe und Bismarck uns vorbildlich auch in Bezug auf Leibeszucht.

Ueberall sieht man die deutsche Jugend mit Eifer und Lust sich im Freien tummeln; staatliche und städtische Behörden bekunden durch Erlasse und entsprechende Veranstaltungen, daß sie von dieser Notwendigkeit auch ihrerseits überzeugt sind. Schon setzt aber eine Rückströmung ein: der erste Eifer ist erkaltet; neue Einrichtungen voll durchzuführen, kostet oft mehr Energie als sie anzuordnen; mancherlei Uebertreibungen, wie sie nicht ausbleiben konnten, haben den Gegensinn und selbst lauten Widerspruch wachgerufen. Kurz, die anfangs so verheißungsvolle Bewegung ist an manchen Orten schon ins Stocken geraten. Solcher Rückschlag liegt in der Natur der Sache; auch versteht man wohl, warum die helle Lust der Jugend draußen im Grünen dem stubenhockenden älteren Geschlecht leicht übertrieben und bedenklich vorkommt. — Da scheint es an der Zeit, statt weiterer theoretischer Erörterung schlagende Beispiele zu bringen. Der Glaube an den Wert der Leibesübung und Leibeszucht muß sich bei uns Deutschen erst in feste Zuversicht wandeln. Wir dürfen hoffen, dazu beizutragen und ihre Geltung sicher zu stellen, indem wir darauf hinweisen, daß Goethe und Bismarck, unseres deutschen Volkes gewaltige Führer durch das vorige Jahrhundert, die Vollkraft ihres Wesens und Wirkens zu einem nicht geringen Teile den Leibesübungen zu danken haben, die sie von Jugend auf bis weit in ihr Mannesalter hinein regelmäßig und eifrig betrieben haben. Von Bismarck ist es hinlänglich bekannt, wie er Kraft und Festigkeit von Körper und Geist schon auf der Schule als kühner Turner und bald als waghalsiger Reiter und ausdauernder Schwimmer geübt und gestählt hat. Ein Blick auf seine Reckengestalt läßt keinen Zweifel, eine wie große körperliche Tüchtigkeit er besaß. Unser großer Dichter, von dem wir uns meist ein ganz anderes Bild machen, stand ihm darin kaum nach; auch in seiner kraftvollen Gestalt verkörperte sich kräftigste Menschlichkeit. Schon als Frankfurter fand er seine größte Lust darin, trotz Wind und Wetter ohne Weg und Steg durch den Wald zu wandern und sich im Winter stundenlang auf der Eisbahn zu tummeln. Nach seiner Uebersiedelung an den Fürstenhof von Weimar war vollends wildes, stundenlanges Reiten im Wetteifer mit dem Herzog und dessen Kavalieren seine liebe Gewohnheit. Und sein tägliches Baden in der Ilm trug damals am meisten bei zur Beseitigung des thörichten Vorurteils gegen die Flußbäder.

Unbemerkt, meine ich, hat schon immer ein solcher Einfluß Goethes und Bismarcks auf unsere früher so verweichlichende Erziehung, die wesentlich nur den Verstand auszubilden als ihre Aufgabe kannte, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Die beiden

urkräftigen Willenshelden — als solchen lernt man auch Goethe jetzt immer mehr schätzen — wußten trefflich mit ihrer Zeit zu geizen, und doch unterließen sie nie, selbst nicht inmitten angestrengtester Thätigkeit, so lange Alter und Lebenslage es ihnen irgend erlaubten, durch energische Leibesübungen sich Erholung und Kräftigung zu sichern.

Noch in den achtziger Jahren, wo auf Goethe die ganze Last seiner Weimarischen Aemter drückte, hielt er sich durch kühnes Reiten und häufiges Schwimmen an Leib und Seele frisch. Ebenso versäumte Bismarck noch als Vierzigjähriger keine Gelegenheit, im Kampf mit den Fluten oder auf dem Rücken eines schnellen Rosses die Spannkraft seiner Muskeln und seines Willens zu erproben und zu erneuern. Durch das Beispiel und das Vorbild dieser beiden Großen empfangen die männlichen Leibesübungen ihren wahren Adel und ihre rechte Geltung. Stubenweisheit ist es, auf sie verächtlich herabzublicken, weil sie ja nur des Körpers Gesundheit und Stärke fördern, und deshalb der Jugend die Zeit dafür zu mißgönnen. Im Gegenteil, wir dürfen und sollen ihr reichlich Zeit und Gelegenheit zum kräftigen Tummeln im Freien, das ganze Jahr hindurch, auch im Winter, geben und schaffen. Mögen die Spiele auch manchem Zuschauer wild vorkommen; wenn sie den Körper nicht bloß, sondern auch Willenskraft und Ausdauer stählen sollen, müssen sie einen solchen Charakter haben. „Knaben müssen gewagt werden," wenn sie zu Männern heranwachsen sollen. Und diese Willenserziehung ist thatsächlich als eine Hauptaufgabe unserer Erziehung anzusehen, damit das heranwachsende Geschlecht allen den schwierigen Aufgaben, die dem deutschen Volke für die Zukunft eben von Goethe und Bismarck neu gestellt sind, voll gewachsen sein möge.

Unsere heutige Jugend verlangt danach, sich auszuleben. Wäre Nietzsche nicht ein rettungsloser Phantast ohne allen Wirklichkeitssinn gewesen, so hätte er sehen müssen, daß jene Beiden uns das reichste und vollste Leben vorgelebt haben. Von diesen beiden großen Geisteshelden möge unsere Jugend lernen, den kräftigen Leibesübungen in freier Luft ihre freie Zeit und ihre Liebe zu widmen, und möge weiter von ihnen lernen, sich mit allen Kräften in den Dienst ihres Volkes und seines Wohles zu stellen.

Konrad Koch.

Ein Lösewort.

In Nöten sind wir allerdings:
Wißt ihr ein Lösewort, so sprechts! —
„Ein starker Wille" tönts von links.
„Ein guter Wille" rufts von rechts.

Das giebt ein Streiten bis aufs Blut:
Nun wird die Not erst doppelt arg! —
Ei, starker Wille, werde gut!
Ei, guter Wille, werde stark!

Hans Freiherr von Wolzogen.

Gobineau und die Gobineau-Vereinigung.

1892 (1894) bis 1902

Von

L. Schemann.

Die Thatsache, daß der Name eines ausländischen Dichters und Denkers, der noch vor einem Jahrzehnt in weiteren Kreisen unseres Vaterlandes völlig unbekannt war, heute von Tausenden und Abertausenden Deutscher mit einer Bewunderung nicht nur, auch mit einer Liebe, einer Innigkeit genannt wird, wie sie sonst nur den uns allereigensten unter unseren Großen zu teil zu werden pflegt, bezeichnet gewiß eine der merkwürdigsten und, ich darf wohl hinzusetzen, eine der schönsten Errungenschaften eben dieses Jahrzehnts, ja vielleicht des ganzen Jahrhunderts. Sie legt ein wohl einzigartiges Zeugnis dafür ab, wie germanischer Geist durch politische, sprachliche, zeitliche Schranken nicht einzudämmen ist, sondern über Landesgrenzen, durch Mundarten und Zeitalter in ungebrochener Macht dahinflutet zu Allen, die mit germanischem Blut sich zugleich germanisches Denken und Empfinden bewahrt haben. Indem jene Deutschen Gobineau so zu einem der Ihrigen erhoben, bewiesen sie, daß sie ihr Nationalgefühl, das jener nicht verstand, zum Rassengefühl zu vertiefen wußten, das er wie keiner ergründet hat. Es war, als habe er ein bisher mehr unbewußt Empfundenes zu einem bewußt Erkannten und Geübten erhoben, als habe er für das Beste, das wir besitzen, eine neue Deutung gegeben. Daß wir als Germanen neben und vor allen anderen Völkern unsere eigentümlichen Güter und Vorzüge, aber auch unsere besonderen Aufgaben und Pflichten haben, diese Erkenntnis hat uns einerseits mehr denn je auf uns selbst und bis zu einem gewissen Grade in Gegensatz zu den anderen Völkern gestellt; andererseits aber hat gerade auch Gobineau, wenn auch nicht für den Gesamtbestand, doch für die besten Elemente aller abendländischen Völker von heute ein wunderbar einigendes ideales Band aufgewiesen, indem er ihnen die Gemeinsamkeit ihrer erlauchtesten Ahnen und damit eine Zusammengehörigkeit vor Augen führte, die in den bedeutsamsten Erscheinungen der Vergangenheit wurzelt, zugleich aber als ein mahnendes Symbol gewaltiger Aufgaben in die Zukunft hinüberreicht. Als Erster unter den Neueren hat er einerseits die Solidarität der — germanischen — Hauptkulturelemente aller europäischen Völker betont, als Erster anderseits schon vor Jahrzehnten, in seiner Schrift „Ce qui se passe en Asie", die Chinesengefahr, wie auch, als einer der Ersten, in dem noch unveröffentlichten Fragmente des Nachlasses „L'Europe et la Russie" die Russengefahr

aufgedeckt und damit gleichsam dem Abendlande zugerufen, Alles was es noch Arisch-Germanisches besitze, sich zu erhalten und zusammenzuraffen, um dereinst sich jener Riesenreiche des Ostens erwehren zu können.

So wird das große Rassenwerk dieses Mannes, das in Einzelheiten verworfen, verbessert, ersetzt werden kann, dessen Grundanschauung im Ganzen aber bleibt und ihm zu eigen bleibt, das dem Kostüm nach veralten mag, der Seele nach aber ewig jung ist, und im weiteren Sinne alle damit zusammengehörigen, zum Teil noch nicht veröffentlichten Arbeiten Gobineaus, für immer ein Palladium der germanischen Welt bedeuten.

Und neben den Denker tritt ebenbürtig der Dichter. Kaum dürfte es heute mehr so leicht als eine Uebertreibung erscheinen, wenn ich sage, daß, seit Goethe die große Epoche unserer Litteratur beschlossen und Richard Wagner ihn mit der großen Epoche des Musikdramas abgelöst hat, auf ersterem Gebiete weniges der „Renaissance" an die Seite zu Setzendes bei uns mehr geschaffen worden, daß diese in vielen Beziehungen einzige dichterische Zusammenfassung einer großen Menschheitsepoche als ein echtes Nationalgut für zahlreiche Deutsche schon heute neben den Werken unserer eigenen Klassiker und unseres großen Britten ihren Ehrenplatz sich errungen hat.

So hat denn also mit der Verdeutschung dieser Hauptwerke und deren begeisterter Aufnahme durch eine Kernschar unseres Volkes die entscheidende Berührung dieses Genius mit der deutschen Volksseele stattgefunden. Ungemein gefördert worden ist dieser Prozeß durch die Mitwirkung der 1894 begründeten und seitdem in stetigem Aufblühen begriffenen Gobineau-Vereinigung.

Diese engere Gemeinde, die heute nahezu zweihundert Mitglieder zählt, und deren Listen klangvolle Namen aus unserem deutschen Geistesleben, wie auch aus demjenigen der uns verwandten französischen Minorität aufweisen, hat nicht nur für die große Verbreitung der „Renaissance" das Ihrige gethan, eine stattliche und zugleich ungewöhnlich billige Ausgabe des Rassenwerkes, und diese jetzt nach wenigen Jahren schon in zweiter Auflage, ermöglicht; sie hat auch, als ersten Schritt dieser Art, dem nach Maßgabe der Mittel andere folgen sollen, eine Neuausgabe des längst vergriffenen und fast verklungenen Meisterwerkes über die Religionen und Philosophieen Centralasiens, das, namentlich in den Partieen über den Bâbysmus und über das persische Theater, seiner Zeit bahnbrechend Neues gebracht hatte, veranstaltet. Nach diesen Proben hat die Erbin von Gobineaus litterarischem Nachlaß alle in dieser Eigenschaft ihr zustehenden Rechte und Pflichten auf unseren Verein übertragen, so daß die Schicksale von Gobineaus Werken fortan einen Teil unserer eigenen Schicksale bilden werden. Ganz von selbst war uns damit auch die Aufgabe der Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften zugefallen, mit der denn auch im vergangenen Jahre (durch Veröffentlichung der Tragödie: „Alexandre le Macédonien") der Anfang gemacht worden ist.*)

Das rege Leben, das sich in Vorlesungen der Renaissance, in öffentlichen Vorträgen

*) Im Ganzen sind vom Verein bis Ende 1901, außer einer Anzahl Exemplare der Renaissance, 500 Exemplare des Rassenwerkes, über 200 des Werkes über Centralasien, 500 von „Alexandre le Macédonien" und über 300 von dem Stahlstich-Porträt Gobineaus verbreitet worden.

über Gobineau und vor allem auch in der Litteratur über ihn kundgiebt, ist nicht zum kleinsten Teile ebenfalls auf die Thätigkeit unserer Vereinsmitglieder zurückzuführen.

Vieles liegt uns noch ob. Eine stattlichere Ausgabe der Renaissance, die bisher um der weiteren Wirkung willen nur in bescheidenerem volkstümlichen Gewande erscheinen konnte, wird andauernd gewünscht. Die ziemlich zahlreichen nachgelassenen Schriften, vor allem auch die ungemein wertvolle Korrespondenz Gobineaus harren noch der Veröffentlichung. Eine große Quellenbiographie ist ins Auge gefaßt worden. Endlich schwebt uns die Zusammenfassung alles von Gobineau an Manuskripten, Korrespondenzen und Andenken Hinterlassenem zu einer Sammlung, die, sei es in einem eigenen Heim oder in einer größeren Sammlung, unterzubringen wäre, als letztes schönes Endziel vor. Für die Durchführung aller dieser Pläne wird es noch vieler Jahre, großer Mittel bedürfen, aber frohen Mutes können wir allem entgegensehen, da fast jeder Tag neue Zeichen dafür erbringt, wie Gobineau als einer der ihre Epoche überdauernden wahrhaft schöpferischen Geister von immer mehreren erkannt, als eine Persönlichkeit von unvergleichlich begeisternder Kraft und Größe von immer mehreren gewürdigt und geliebt wird.

Herbstesschweigen.

Herbstesschweigen, kein Vogelruf schallt
Durch das herbstliche Laubgehänge.
Tief verstummten die Jubelgesänge,
Aber in Früchten steht Garten und Wald.

Julius Lohmeyer.

Im Goldland des Altertums.*)

Von

Karl Peters.

Wie ich zu der Ophir-Reise kam.

Im Juni 1895 stieß ich in der Bibliothek des Landrat Berthold zu Blumenthal an der Weser zufällig auf einen historischen Atlas in 7 Bänden (Atlas Historique ou Nouvelle Introduction à l'Histoire à la Chronologie et à la Géographie Ancienne et Moderne etc.). Der Atlas war in den Jahren 1705 bis 1719 zu Amsterdam im Verlage von L'Honoré & Chatelain veröffentlicht worden und enthielt neben einer Reihe interessanter Karten der verschiedenen Länder und sonstiger Illustrationen einen gut geschriebenen begleitenden Text in französischer Sprache. Im sechsten Bande dieses Atlas fand ich eine Karte von Afrika, welche mein Interesse besonders erregte. Nicht nur waren der Kongo und der Zambesi auf ihr ziemlich genau eingetragen, sondern sie enthielt auch eine bemerkenswert ausführliche Einzeichnung der portugiesischen Niederlassungen in Zentral- und Südafrika, vor allem der portugiesischen Goldmärkte und Goldminen im Süden des Zambesi. Ein ausführlicher erläuternder Text dazu machte den Fund doppelt interessant. Diese Erläuterung ist, wie die Vorrede des 6. Bandes berichtet, von Monsieur de Gendeville geschrieben. Ich glaube, daß die Karte entweder von dem bekannten französischen Geographen de l'Isle selbst, oder doch von einem seiner Schüler verfaßt ist. Sie zeigt manche Aehnlichkeiten mit der eigentlichen de l'Isleschen Karte von Afrika im einzelnen, wie sie bereits bekannt war, und gleicht ihr auch im allgemeinen Charakter. Nur ist sie reicher in ihren Eintragungen. Ich möchte sie eine ergänzte de l'Isleſche Karte nennen.

Sie ist die ausführlichste und genaueste der mir bekannten alten Karten von Südafrika, und ich hielt es der Mühe wert, sie 1895 von neuem zu veröffentlichen (Aequatorial- und Südafrika nach einer Darstellung von 1719, Der Kongo und der „Große Wald" 160 Jahre vor ihrer Entdeckung durch Stanley. Ophir und die portugiesischen Goldminen am Zambesi). Der Text beruht augenscheinlich auf den Darstellungen portugiesischer Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts (De Baros, De Coutos, Dos

*) Durch besonderes Entgegenkommen des Herrn Verfassers und Verlegers ist die „Deutsche Monatschrift" ermächtigt, nachfolgenden Auszug aus dem im Oktober dieses Jahres erscheinenden, das höchste Interesse beanspruchende Werk des berühmten Führers und Forschers auf kolonialem Gebiete, das, zugleich in englischer Sprache erscheinend, größte Aufmerksamkeit erregen wird.

Santos ꝛc.) und auf Berichten von Dominikanern und Jesuiten, welche am Kongo und vornehmlich am Zambesi eine lebhafte Missionsthätigkeit entfaltet haben.

Während der Untersuchungen, welche sich an die Herausgabe dieser Karte knüpften, wurde ich naturgemäß auf die Ophirfrage geführt, welche die Köpfe der Geographen und Historiker seit mehr als zwei Jahrtausenden beschäftigt hatte. Nicht nur hatten nämlich die portugiesischen Konquistadoren, deren Thätigkeit diesem geographischen Werk letzten Endes zu Grunde lag, geglaubt, im Zambesigebiet das Ziel der Salomonischen Ophir-Fahrten entdeckt zu haben; ich fand auf der Karte selbst auch den fabelhaften Berg Fura mit einer Bestimmtheit eingetragen, welche mich veranlassen mußte, der Sache weiter nachzugehen. Der Name Fura, wie die portugiesischen Autoren meldeten, war eine Verstümmelung aus dem Worte Afur oder Aufur, wie die arabischen Händler den Berg nannten. Afir aber war, wie die Arabisten mich belehrten, die südarabische Form des hebräischen Wortes Ophir. War hierin nicht möglicherweise ein Anhaltspunkt gegeben zu einer Lösung des Ophirproblems? Die Einzeichnung auf der Karte, sowie die Darstellung im Texte machten den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Es handelte sich hier sicherlich nicht um eine der manchen Fabeleien, welche die Geschichte der afrikanischen Geographie kennzeichnen. Sondern alles beruhte, wie es den Anschein hatte, auf zuverlässigen geschichtlichen Quellen.

Ich begann demnach vom Jahre 1895 an, mich mit der Ophir-Frage ernstlich zu beschäftigen, und im Verlaufe meiner Studien drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß das Wort „Afir" bis auf unsere Tage im Namen des Erdteiles Afrika erhalten geblieben ist. Die Römer lernten den Namen Afir von den Karthagern in Nordafrika kennen. Sie bildeten daraus das Adjektiv africus und den Namen Terra Africa und Africa. Die Reihenfolge: Afir, Afer, Africus, Terra Africa und Africa als Entwickelung für unsere Bezeichnung des dunklen Erdteiles ist eine durchaus natürliche und schafft zwei geographische Probleme aus der Welt, indem sie auf der einen Seite die langgesuchte Ableitung des Wortes „Afrika" bietet, andererseits die Behandlung der Ophir-Frage in eine bestimmte Richtung verweist. Ist Ophir oder Afir der alte semitische Name für den Erdteil Afrika im allgemeinen, so mußte das Ophir der Salomonischen Zeit doch wohl in diesem Erdteil zu suchen sein; und wenn, nach Aussage der Araber, Fura am Zambesi der erhalten gebliebene Name für das alttestamentliche Ophir war, so wandten sich meine Blicke naturgemäß nach dieser Richtung, um weitere Aufschlüsse zu gewinnen. So weit führten mich meine Studien im Jahre 1895, welche ich in meiner Schrift „Das Goldene Ophir Salomos" niederlegte.

Nun hatten Mauchs und Bents Entdeckungen von alten Ruinen in Matabele- und Mashonaland der Ophir-Forschung eine sehr solide Grundlage verliehen. In diesen Entdeckungen war das Moment gegeben, welches nach Ritter der südafrikanischen Ophir Theorie gefehlt hatte, nämlich eine wirkliche urkundenmäßige Unterlage für die Annahme, daß Hiram und Salomo ihre Flotten nach Südafrika geschickt haben mochten. In diesen Ruinen hatten wir den Beweis, daß alte südarabische Niederlassungen in Südafrika bestanden hatten, und das wiederholte Auftreten des Namens Sabi, Rusapi ꝛc. war ein deutlicher Fingerweis dafür, daß diese Niederlassungen im Zusammenhang speziell mit sabäischen Unternehmungen standen. Man kann diese mannigfaltigen Namensklänge,

auf welche ich zurückzukommen haben werde, kaum anders erklären. Dazu kam, daß eines der Eingangsthore in dieses uralte Ruinen- und Minengebiet bis auf den heutigen Tag den Namen Sofala oder Sofara führt, ein Name, welcher abzuleiten ist aus dem ägyptischen Präfix „Sa", der „Land" bedeutet, und Ofara oder Ofer, dem semitischen Wort, mit welchem wir es zu thun haben. Wahrscheinlich hatte dieser Name zur Zeit der Uebersetzung der Septuaginta die alte Form Ophir bereits allgemein verdrängt.

Zu diesen philologischen und allgemein geschichtlichen Gründen kam nun als wesentliches Moment die Thatsache hinzu, daß das fragliche Gebiet sich von Jahr zu Jahr mehr als ein Goldland im vollsten Sinne des Wortes erwies. Südafrika vom Zambesi bis zum Orangefluß ist ein Dorado erster Klasse, und damit trifft der Grundcharakter des alttestamentlichen Ophir hier ganz genau zu. Das letzte Jahrzehnt hat nach dieser Richtung hin volle Aufklärung gebracht, und insbesondere ist auch der Zusammenhang der alten Ruinen mit Goldminenbetrieb zur Genüge erwiesen. Das Gebiet zwischen Limpopo und Zambesi ist überzogen mit Minenarbeiten, welche teilweise freilich bis auf neuere Zeiten herabreichen, zum Teil aber unfraglich uralt sind. Dies haben Bent und andere in der Auslegung der Zimbabwe-Funde dargethan, und ich bin heute in der Lage, diese Gründe in mancherlei Richtung zu ergänzen.

Wir haben demnach in Südostafrika die wesentlichen Voraussetzungen der Ophirfahrten gegeben: ein semitisches Kolonialgebiet mit uraltem Goldbergbau, für welches der Name A. F. R. an mehreren Stellen heute festgestellt werden kann. — — — — — — — — — — — — — —

Wenn man diese Thatsachen sich klar macht, so wird man verstehen, welches Interesse die von mir gefundene Karte dieses Gebietes gerade auch für die Lösung der Ophirfrage für mich hatte, und welche Anregung ich in den folgenden Mitteilungen des Begleittextes finden mußte. Unser Atlas berichtet:

„Fünfzig Lieues von Tété, 10 Lieues von Bocuto und eine halbe Tagereise vom Flusse von Manforo ist die Burg von Massapa, welche ehemals der Hauptmarkt war. Es ist heute noch die Residenz eines portugiesischen Kapitäns, welchen man den Kapitän der Pforten nennt, weil man von dort weiter vorwärts im Lande die Goldminen findet. Die Dominikaner haben dort eine Kirche „Notre Dame du Rosaire" . . . .

Bei diesem Ort liegt das große Gebirge von Fura, sehr reich an Gold, und es giebt Leute, welche behaupten, daß dieser Name Fura kommt von einer Verstümmelung des Wortes Ofir. Man sieht noch heute in diesem Gebirge Cyklopen-Umwallungen von der Höhe eines Mannes, die Steine ineinander gefügt mit einer bewunderungswürdigen Kunstfertigkeit, ohne Kalk und ohne mit der Picke bearbeitet zu sein. Es war augenscheinlich in diesen Umwallungen, wo die Juden der Flotte des Salomo wohnten. Seit jener Zeit sind die Mauren während mehrerer Jahrhunderte die Meister dieses Handels gewesen. Es ist in diesem Gebirge, daß der Fluß von Dambarari nach Norden fließt. Diese beiden Märkte wurden zerstört durch den General Gamira, einen Kaffern, welcher sich im Monat November 1693 erhob, mit diesem Unterschied, daß die Einwohner von Longoë sowohl Portugiesen wie Kanarins, Zeit hatten, sich zu retten und davon kamen, aber

die von Dambarari, welche sich mutiger zeigen wollten, alle umkamen, während sie sich verteidigten. So war es, daß alle diese Goldmärkte, welche die Portugiesen in der Mocranga errichtet hatten, während eines so langen Zeitraumes, auf einen Schlag zerstört wurden."

Meine Leser werden im Laufe dieser Darstellung finden, daß dieser Bericht, welcher zunächst so geheimnisvoll, ja beinahe fabelhaft klingt, in allen Einzelheiten auf geographischen Thatsachen beruht. Er ist mein Führer nach dem Fura-Distrikt gewesen. Hier will ich nur bemerken, daß die in dem Bericht erwähnten Leute, welche annahmen, Fura sei eine Verstümmelung des Wortes Ophir, die portugiesischen Schriftsteller waren, welche diese Auslegung von den arabischen Händlern ihrer Tage hatten. So sagt De Coutos direkt:

„Die reichsten Minen sind die von Massapa, wo sie die abessynische Mine zeigen, aus welcher die Königin von Saba den größten Teil des Goldes nahm, welches sie für den Tempel Salomos spendete. Und es ist Ophir, denn die Kaffern nennen es Fur und die Araber Afur. Die Goldadern sind so dick, daß sie sich mit solcher Kraft ausbreiten, um die Wurzeln der Bäume zwei Fuß emporzuheben."

An den Ort Massapa knüpfen sämtliche Berichte die Minen von Fura. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Name Massapa durch eine leichte Lautverschiebung aus dem Worte Massaba entstanden ist, ähnlich wie der Sabi in einem seiner Hauptzuflüsse sich in den Rusapi umwandelt (Ru oder Lu ist Bantu-Präfix und bedeutet Fluß). Wir haben demnach auch bei Massapa wieder den sprachlichen Anklang, den wir bei Sabi festgestellt haben.

Ueber den Goldreichtum des Fura-Distriktes fand ich bei weiterem Verfolg der Sache alle Berichte einmütig. So erzählt die Deccada da Antonio Boccaro S. 586: „Es ist bemerkenswert zu beobachten, mit welchem wunderbaren Reichtum die Natur das Metall hervorbringt und entwickelt. Es ist durch glaubwürdige Zeugen wohl bekannt, daß in der Serra da Fura in ganz kurzer Zeit für über 40 000 Pfund Sterling Gold aus einem Steinbruch genommen wurden. In einzelnen Teilen auf der Oberfläche wurden Klumpen jungfräulichen Goldes im Wert von 400 Pfund Sterling gefunden und einige im Wert von 150 Pfund Sterling."

Diese Notiz der Deccada zusammen mit dem vorhin Wiedergegebenen legte mir den Gedanken nahe, ob es sich nicht auch vom materiellen Standpunkt aus verlohnen möge, dieses Eldorado des vielgenannten Fura wieder aufzusuchen.

Wo aber zunächst war Mount Fura, wie die Engländer ihn nannten, oder la grande montagne de Fura, wie es in meinem alten Atlas hieß, oder „Serra da Fura", wie die portugiesischen Schriftsteller sagten, zu suchen? — — — — — — — —

— —

Somit machte ich mich zunächst daran, nach den Gesichtspunkten unserer kritischen Forschung den alten Bericht unserer Karte zu befragen, wo der Berg Fura im besonderen gesucht werden müsse. Von ihm wollte ich ausgehen, beschloß aber von vornherein, meine Forschungen über das ganze gekennzeichnete Gebiet, und wenigstens über Manicaland auszudehnen. Auch die Goldminen unserer Karte jenseits des Lupata-Randes, welche also im heutigen Mashonaland zu suchen sind, sollten nicht ausgeschlossen werden.

Zu diesen kritischen Bestimmungen nun kam die außerordentlich ins Gewicht fallende Thatsache hinzu, daß Injakafura heute noch zum Gebiet Macombes, des Herrschers der Makalanga gehört, also genau zu dem Landstrich, wo die portugiesischen Konquistadores den Goldberg Fura gesucht und schließlich auch gefunden hatten. Wie hätte ich demnach über den Ausgangspunkt meiner Forschungsreise im Unklaren sein können? Zambesi-aufwärts mußte ich reisen bis an den östlichen Eingang ins Lupata-Thor und von dort aus mich umsehen.

Auch der weitere Fortgang war von vornherein gegeben. Es galt, das eigentliche Monomotapareich, oder, wie ich schon 1897 wußte, das Macombeland zu durchziehen. Dann mußte der Ostabhang des südafrikanischen Hochplateaus durchforscht und in jedem Fall mußte Manicaland eine wesentliche Basis für die praktische Prospektierungsreise werden. Denn hier war die Forschung über die allgemeinen Thatsachen bereits hinaus. Hier konnte sie sich demnach mehr praktisch auf die Erschließung einzelner Goldfelder richten.

Somit gestaltete sich von 1897—1898 in mir der ausführliche Plan einer südafrikanischen neuen Forschungsunternehmung, indem ich mit meinen Freunden zunächst eine „Dr. Carl Peters' Estates and Exploration Co." gründete, um die finanzielle Grundlage für das Unternehmen zu beschaffen. Zwar wußten wir alle, daß ein derartiges Unternehmen, um solide aufgebaut zu werden, lang ausschauend sei, daß man praktische Ergebnisse nicht von heute auf morgen erwarten könne. Ich selbst war mir klar darüber, daß es mit einer Expedition nicht gethan sei, wenn ich mein ganzes Arbeitsprogramm durchführen wollte. Die Sache war gewagt, aber es war ja nicht das erste Mal, daß ich ein derartiges Unternehmen angriff. Ende 1898 waren die Vorbereitungen in Europa abgeschlossen, und am 21. Januar 1899 fuhr ich von London nach Southampton, um mich mit der Hawarden Castle nach Südafrika einzuschiffen. Am 9. Februar war ich in Kapstadt. Von dort fuhr ich über Johannesburg, Bulawayo und Salisbury, wo ich wichtige Geschäfte mit der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft abzuwickeln hatte, nach Beira, wo ich am 15. März eintraf. Hier zog ich die bereits vorher engagierten Herren meiner Expedition zusammen, mit denen ich am 28. März in Chinde, dem neuen Hafen an der Zambesi-Mündung, anlangte.

Meine Seele war aufs höchste angespannt im Hinblick auf die interessante Aufgabe, welche vor mir lag. Versuchen wir, das alte Ophir-Problem, über welches die Gelehrten seit Jahrtausenden gebrütet haben, zu lösen! Und laßt uns sehen, ob es uns gelingt, etwas von seinen halb sagenhaften Schätzen für uns zu heben! Folgen wir den alten Spuren der portugiesischen Konquistadores des 16. Jahrhunderts! Wie bei Baretto ist Zambesi-aufwärts auch die Losung bei uns.

In Macombes Land.

Die aufgehende Sonne am 15. April fand uns auf dem Marsche zum Muïra, den wir nach dreiviertel Stunden erreichten. Das Flußbett war trocken, oder vielmehr das Wasser fließt unter der Erde, was überall da sofort hervortritt, wo das Flußbett beschattet ist. Im Muïra-Flußbett zogen wir hinauf, dessen Ufer von dunklem Grün umrahmt waren. Hier und dort stiegen Perlhühner auf, oder ein Hundsaffe machte sich bei

unserem Anmarsch schleunigst aus dem Staube. Bald war ich mit Mr. Puzey der Kolonne voraus. Wir folgten einer frischen Eingeborenenspur vom selben Morgen, welche aber alsbald an der östlichen Seite des Flußbettes sich verlor. Kein Mensch war zu sehen. Von 10 Uhr an stieg immer schärfer und immer grotesker der westliche Höhenzug vor uns auf. Schwarze Schieferblöcke im Flußbett offenbarten uns aus der Ferne seine Formation. Gegen 11 Uhr näherten wir uns der Stelle, wo der Muïra den Gebirgsblock verläßt. Wie Schildwachen halten zwei schroffe und tafelbergartige Hügel an seinem Ausgang rechts und links Wache. Ich hatte mir seit Jahren gewisse Phantasievorstellungen gemacht über das Aussehen des Fura. Diesmal übertraf die Wirklichkeit alle Vorstellungen. Malerischer und zugleich geheimnisvoller hätte selbst die Phantasie eines Rider Haggard die Eingangspforte in das alte sagenhafte Goldland nicht schildern können. Wie zwei Felsburgen standen die schwarzen Schiefermassive rechts und links am Muïra-Fluß, auf ihrer flachen Höhe überwuchert von üppigem Grün. Darunter rauschte das Wasser des Flusses, in welchem sich der tiefblaue Himmel der Tropenwelt spiegelte. Vor uns aber öffnete sich ein Flußthal, in welches zu beiden Seiten die schwarzen Felswände hinabfielen, zunächst noch in hügelartiger Wellung, dann weiter nach hinten schroff und steil. Und über dieser entzückenden Landschaft das ernste Schweigen des Todes! Die Sabbathstille der Ruhe, wie sie tropischen Landschaften um die Mittagsstunde eigen ist. So fand ich den Ostrand von Fura am Sonnabend Mittag, den 15. April 1899. Nach dem Frühstück ging ich mit Mr. Puzey und zwei Somalis flußaufwärts, indem wir zwischen dem Gebirgsabfall etwa 1 bis $1^1/_2$ Fuß im Wasser wateten. Schon an diesem Nachmittage konnten wir feststellen, daß der Muïra viel Quarzsand führte, sodaß wir mit Sicherheit auf Quarzreefs weiter oben schließen konnten. Aber heute kümmerte uns diese Thatsache weniger; es kam uns darauf an, zunächst einmal das phantastische Landschaftsbild ganz in uns aufzunehmen. Daneben begannen wir sofort, nach alten Ruinen auszuschauen. Wie alte Schloßruinen sahen viele der Bergkuppen zu beiden Seiten des Flusses aus, mit ihrer Umrandung von Felsgeröll und ihren merkwürdigen Einschnitten, welche sich von unten fast wie künstliche Auffahrten ausnahmen. Die nähere Untersuchung aber ergab regelmäßig, daß wir es mit wunderlichen Naturbildungen zu thun hatten. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne sank tief, als wir diese Flußuntersuchung abbrechen mußten. Tief und schwarz fiel der Schatten der Berge über das Flußthal hinüber. Die Stimmen der Vogelwelt wurden laut; vor allem ließ sich der Frankolin mit seiner trompetenartigen Stimme vernehmen. In gehobener, ja fast feierlicher Stimmung trat ich den Rückweg zum Lager an, in dem Bewußtsein, auf einem Boden mich zu bewegen, den seit mehr als zwei Jahrhunderten keines Europäers Fuß betreten hatte.

Am nächsten Morgen verlegte ich das Lager in die Mitte des Flußthales auf die Sandbank, welche wir am Tage zuvor gefunden hatten, und am Nachmittag dieses 16. April ging ich mit Mr. Puzey bis zum südlichen Ende des Muïra-Thales, welches an dieser Seite zwischen den schroff abfallenden Felswänden eine wirkliche Schlucht bildet. —

Die Eingeborenen hatten uns natürlich vom ersten Augenblick unseres Einmarsches an beobachtet, und keine unserer Bewegungen war ihnen entgangen. Schon am Sonnabend hatten sich mehrere von ihnen nachmittags bei unseren Zelten eingefunden,

denen ich sagen ließ, sie möchten uns Hühner und Essen zum Verkauf bringen. Am Sonntag Nachmittag kamen andere, welche uns sagten, sie kämen von Inja-Sapa. „Wo liegt Inja-Sapa?“ — „Oestlich von den Bergen, im Süden von Mafunda.“ Da hatten wir eine interessante Thatsache. Nach den Berichten sollte der Fura-Berg westlich von Massapa gelegen haben. Hier erfuhren wir, daß ein Ort Inja-Sapa östlich vom Gebirgsmassiv liege, in dem wir uns befanden.

Am 17. April gingen Mr. Puzey und ich nach Inja-Sapa. Der Weg führte an unserem ersten Lagerplatz vorbei gegen Osten im Flußbett. Inja-Sapa liegt etwa 3 engl. Meilen östlich vom Muïra, etwa 9 engl. Meilen südlich vom portugiesischen Fort Injakoro, ein wenig im Süden von Mafunda. Der Ort liegt in der Mitte eines dichten Hochwaldes und ist mit einem starken Verhau befestigt. Puzey, der in dieser ersten Zeit zu dolmetschen hatte, fragte die Eingeborenen, welche uns sehr ungeniert, aber nicht unfreundlich empfingen: „Kennt ihr einen Ort Massapa?“ — „Massapa?“, antworteten sie lachend, „ist dieser selbe Ort; die Leute nennen ihn Inja-Sapa oder Massapa, wie es ihnen gefällt; das ist ein und dasselbe (mbosi mbosi).“ Augenscheinlich waren wir also hier in dem alten portugiesischen Marktplatz von Massapa. Alle Umstände trafen zu, sowohl seine Lage zu Injakafura als auch seine Entfernung vom Zambesi, welche nach einem Bericht von J. Lopes da Lima 8 Leagues betragen haben soll. Daß wir nicht erwarten durften, in Massapa Reste des ehemaligen portugiesischen Forts zu finden, geht aus einer Stelle von Theals „The Portuguese in South Africa“ hervor (p. 238). Danach beschloß ums Jahr 1620 Kapranzine, der damalige Häuptling des Landes, sämtliche Europäer und Christen bei sich zu töten. André Fereira, der Capitao das Portas, welcher zufällig in der Residenz war, mit De Barros und den bedrohten farbigen Christen, flüchteten sich bei Nacht nach Massapa, wo ein kleines hölzernes Fort in der Eile errichtet wurde. Aus dieser Nachricht schließt Theal selbst, daß in Massapa niemals ein wirkliches Fort mit einer ständigen Garnison bestanden haben kann. Denn das erzählte Ereignis fand statt, als die portugiesische Herrschaft in diesen Gebieten niederzugehen begann. Massapa war augenscheinlich zu allen Zeiten nichts als ein offener Marktplatz, in welchem Gold eingetauscht ward, und wo der Capitao das Portas mit einigen Benediktinermönchen wohnte. Der Platz lag noch nicht im Goldgebiet, sondern an den Pforten dazu, woher der Name des Capitao das Portas. Genau so haben wir die Verhältnisse 1899 gefunden. — — Der Name Massaba läßt auf Beziehungen mit den südarabischen Sabäern schließen, und es mag sein, daß die antiken Eroberer über hier zu den Minen vordrangen, da die beste Landungsstelle am Zambesi in dieser Gegend entschieden der Hügel von Injakoro, nördlich von Massapa ist, von wo der Weg nach Injakafura noch heute über Mafunda und Massapa geht. Alle diese Orte liegen in der Landschaft Tambara. Das Ergebnis unseres Besuches von Inja-Sapa war also ein entschieden befriedigendes, und Mr. Puzey und ich waren überzeugt, nun auch bald die Ruinen von Fura selbst zu finden.

Zu diesem Zweck beschlossen wir, am folgenden Morgen die Ostumrandung des Muïra-Flusses, welche direkt über Massapa sich erhebt, genau abzusuchen. Ein außerordentlich ermüdender Marsch von etwa 6 Stunden mit steilem Aufstieg vom Tornhill-Berg aus über wüstes Geröll und durch dorniges Gestrüpp, welcher uns in weitem

Bogen zu unserem ersten Lagerplatz zurückführte, brachte uns kein Ergebnis, und sehr ermüdet kehrten wir ins Lager zurück, wo wir zu unserer Freude Herrn Gramann auf Besserung fanden. Mit diesem suchte ich am folgenden Morgen das südliche Flußthal ab und ließ ihn am Nachmittag, um doch erst einmal eine reale Grundlage zu gewinnen, den Flußsand des Muïra-Thales auspfannen. Zu unserer Freude stellte er sofort wirkliches Gold im Muïra fest. Dies war mir ein weiterer Beweis, daß wir in der richtigen Gegend waren.

Inzwischen fingen unsere Beziehungen zu den Eingeborenen an, besorgniserregend zu werden. Am 17. April hatte der Induna von Mafunda es für gut befunden, mit etwa 300 Flinten an meinem Lager demonstrativ vorbei zu defilieren zu Kamborote in Inja-Ka-Fura, mit dem wir ebenfalls noch keine Beziehungen angeknüpft hatten. Trotzdem ich die Eingeborenen wiederholt dazu aufgefordert hatte, war uns noch kein Getreide-Korn, kein Huhn von ihnen verkauft worden. Wir erfuhren, daß in Inja-Ka-Fura ein tagelanges Biertrinken stattfinde, mit Kriegstänzen und Drohungen gegen uns. Jetzt fingen Mafunda-Leute an, Boten von mir abzufangen und meine Diener mit Drohungen einzuschüchtern. Mit Geheul tanzten Mafunda-Leute ihren Kriegstanz um unsere Zelte, und ich war froh, daß meine Tete-Träger noch nicht angekommen waren, weil diese sicherlich vor solchen Demonstrationen ausgerissen sein würden. Indeß sah ich ein, daß es so nicht weiter gehen könne, und schickte deshalb am Morgen des 20. April Mr. Puzey nach Inja-Ka-Fura, dessen Bewohnern er von Mitonda her bekannt war, um mit dem Häuptling Kamborote Rücksprache zu nehmen. Ich arbeitete inzwischen an Berichten für London im Lager. Gegen Mittag kam Puzey bereits zurück, den ich vor Abend nicht erwartet hatte, nahm mich in mein Zelt und sagte: „I have good news, I have seen the ancient ruins.“ Der Weg nach Inja-Ka-Fura führt an dem Hügel vorbei, der sich vom Petersberg dem Msusi-Berg nähert. An diesem hatte Mr. Puzey vom Fluß aus eine mächtige Cyklopenmauer gesehen, und war sofort zu mir zurückgeeilt, um mir die frohe Botschaft zu bringen. Ich besuchte diese Ruinen noch am selben Nachmittag mit Herrn Gramann.

Es war nach halb vier Uhr, als wir den Fuß des „Puzey-Hügels“ erreichten, welcher in einem Bogen vom Muïra umflossen wird. Ich glaube, daß hier früher ein künstlicher Graben gezogen war, in welchen der Muïra abgeleitet wurde, da der Fluß hier tiefer ist, als irgendwo sonst, auch das ganze Jahr hindurch fließendes Wasser hat. Hinter dem Graben war möglicherweise ehemals eine Cyklopenmauer um den Fuß des Hügels herum, welcher heute nur noch durch wüste Geröllmassen angedeutet wird. — —

Mit einer Art ehrfürchtiger Scheu fanden wir uns auf diesem Schauplatz einer uralten menschlichen Thätigkeit. Der Eindruck war um so großartiger, als die Sonne begann, vor uns im Westen niederzusinken, und der graue Schatten der Abenddämmerung sich über die Mauerreste legte. Wir waren beide erfüllt von der geschichtlichen Bedeutung dessen, was wir hier sahen, und fühlten den Schauer einer Jahrtausende alten Vergangenheit. In diesen Ruinen besaßen wir mehr als eine geschichtliche Notiz, sie stellten eine Urkunde dar, welche für sich selbst sprechen mußte, wenn wir imstande sein würden, sie genau zu entziffern.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

Seit Mitte Juli Revolution und Bürgerkrieg in Haiti. — 16. Juli. Kriegsgerichtliche Verurteilung des Generals Smith wegen grausamen Verfahrens während des Philippinenkrieges. Strafe: Verwarnung. — 17. Sir Arthur Lawley wird zum Vizegouverneur von Transvaal ernannt. Erster Ministerrat Balfours. Chamberlain zugegen. — 18. Vorläufige Vereinbarung zwischen der Kurie und den Ver. Staaten über die Philippinen. — 19. Ministerpräsident Combes kündigt die Schließung der nicht genehmigten Kongregationen an. Rückkehr der Königin Wilhelmine nach Schloß Loo. — 20. Seyyid Ali zum Sultan von Zanzibar ausgerufen. — 21. Abreise von Botha und Delarey nach Europa. — 22. Tod des Kardinals Ledochowski. Unruhen in Paris wegen Schließung der Kongregationsanstalten. Wiedererscheinen der Zeitung „Ons Land" in Pretoria. — 24.—29. Ministerkrisis in Serbien. — 25. Gerüchte über ein englisch-japanisches Abkommen mit Korea. — 26. Der ehemalige japanische Ministerpräsident Mutsukato in Petersburg. Beilegung der italienisch-schweizerischen Differenzen unter deutscher Vermittelung. — 27. Bauernunruhen in Galizien. — 23. Englisch-chinesische Vereinbarung über Aufhebung der Likinzölle und Regelung der Handelsbeziehungen. — 29. Ernennung des Kardinals Gotti zum Nachfolger Ledochowskis als Generalpräfekten der propaganda fidei. Das italienische Geschwader an der dalmatinischen Küste und in Tripolis. Konstituierung des liberalen Ministeriums Sturdza in Rumänien. Rede Chamberlains im Unterhause über die Zukunft Südafrikas. Sieg der Liberalen bei der Ersatzwahl zum Parlament in Leeds N. — 30. Beginn der Grenzregulierung zwischen Uganda und Deutsch-Ostafrika. — 31. Die Kammer in Buenos-Aires nimmt den Schiedsvertrag mit Chili an. Schluß des Landtags in Prag. — Ende des Monats: Pest in Odessa. Bauernunruhen im Saratowschen. — 1. August: Verständigung zwischen Montenegro und der Pforte wegen der Grenzstreitigkeiten. Der Sultan genehmigt den Rouvierschen Finanzplan über Unifikation der türkischen Schuld. Entsendung 5 französischer Kriegsschiffe nach Haiti. — 6.—8. Zusammenkunft Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Nikolaus II. auf der Revaler Reede. — 9. Krönung König Eduard VII. — 11. Nihilistisches Attentat gegen den Gouverneur von Charkow Fürsten Obolenski. — 13. England erkennt die Aufständischen in Columbien als Krieg führende Partei an. — 15. Uebergabe Tientsins an die chinesische Regierung.

Mit großem Lärm ist am 13. Juli in Lemberg der Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg, der 15. Juli 1410 begangen worden. Die Geduld der Polen reichte nicht, um die 8 Jahre und 2 Tage abzuwarten, die ihnen möglich gemacht hätten, das halbe Jahrtausend dieses Schicksalstages zu begehen. Es galt eben einen historischen Protest gegen die jetzige Machtstellung des Deutschen Reiches zum Ausdruck zu bringen und an die großen Tage des alten Polen zu erinnern. Wir weisen diese Erinnerung keineswegs zurück und schämen uns des Tages nicht, der ein glänzendes Zeugnis der todesmutigen Tapferkeit

der Ordensbrüder und einen traurigen Beweis von der Zerrissenheit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bietet. Die volle Kraft der Polen und Littauer, dazu ihrer russischen und tschechischen Bundesgenossen stand damals in ungeheurer Uebermacht dem durch die Zwietracht seiner Vasallen und die Unbotmäßigkeit seiner Städte geschwächten Orden gegenüber. Und doch hat es einen Augenblick gegeben, da der Sieg ihm zu gehören schien. Die Masse hat ihn schließlich erdrückt, aber trotzdem brauchte jene polnische Koalition noch ein halbes Jahrhundert, ehe sie den Orden zwingen konnte; und ganz gezwungen hat sie die deutsche Kraft dieser Lande niemals. Inzwischen ist aber, nach einer Periode glänzender Scheinerfolge, Polen stetig niedergegangen, bis es in Fäulnis auseinanderfiel. Deutschland aber arbeitete sich langsam und sicher empor und gerade der deutsche Staat, der das Erbe des Ordens antrat, wurde das Werkzeug der Nemesis, die das Schicksalsurteil an Polen vollziehen half. Heute, da wir kein römisches, sondern ein deutsches Reich sind, erscheint uns die Schlacht bei Tannenberg mit ihren Folgen wie ein Segen, denn sie hat mitgeholfen, die Nation historisch zu erziehen. So mögen sie denn in Lemberg sich an welken Ruhmeskränzen freuen, es bleibt trotz allem bei dem Schicksalsspruch: Deutschland geht aufwärts und Polens Schicksal und Polens Zukunft ist verspielt. Auch hat ein merkwürdiger Zufall gewollt, daß eben jetzt jener aufgebauschten und hochfahrenden Herrlichkeit des galizischen Polentums auf dem eigenen Grund und Boden ein Memento zugerufen wurde, das wohl zeigte, auf wie unsicherem Grunde seine Stellung ruht; der alte Streit zwischen Polen und Ruthenen ist wieder lebendig geworden. Ein Bauernaufstand zog durch das Land, und wenn auch nicht zu befürchten war, daß die bösen Tage von 1846 wiederkehren, so läßt sich doch nicht daran zweifeln, daß die Zeiten vorüber sind, da in Galizien die polnische Stimme alles und die ruthenische Stimme nichts bedeutete. Auch wird die österreichische Regierung, schon um die stets bedenkliche Agitation groß-russischer Agenten unschädlich zu machen, sich genötigt sehen, den berechtigten Ansprüchen der Ruthenen Rechnung zu tragen. Nimmt man hinzu, daß eine Reihe von höchst kompromittierenden Thatsachen immer aufs neue beweist, daß unter der galizisch-polnischen Aristokratie Genußsucht und Leichtsinn wie in den Tagen der alten polnischen Republik wieder aufleben, so erscheinen die herrischen Ansprüche der Polen auf die Dauer erst recht nicht zu behaupten. Endlich spielt in all diesen Fragen noch ein anderes wesentliches Moment mit; wenn, wie wir hoffen, der Ausgleich zwischen Ungarn und Oesterreich in einem Sinn erfolgt, der ein ehrliches Bündnis zwischen Magyaren und Deutschen möglich macht, so muß die unnatürlich einflußreiche Rolle, die heute dem Polentum in den habsburgischen Landen zufällt, in sich zusammenbrechen. Geschieht das, so wird mit einem Schlage nicht nur das Verhältnis Oesterreich-Ungarns zu Rußland sich bessern, sondern auch nach der deutschen Seite hin eine Reihe unbequemer und störender Mißverständnisse beseitigt werden; denn daran kann kein Zweifel sein, daß die Feindseligkeit, mit der wir jetzt in Posen zu rechnen haben, ihre Hauptkraft aus Galizien schöpft, wie die Vorgänge der letzten Zeit, namentlich in Anlaß der Marienburger Rede Kaiser Wilhelms, deutlich bewiesen haben. Vielleicht dringt auch allmählich in Lemberg die Einsicht durch, daß jener Weltenbrand, den man entfachen will, um Polen wieder lebendig zu machen, das unwahrscheinlichste aller politischen Ereignisse der Zukunft ist. Nichts liegt weniger in dem

Bereich des Wahrscheinlichen, als daß in absehbarer Zukunft ein Krieg zwischen zwei europäischen Großmächten ausbrechen könnte. Es hat sich thatsächlich eine Gleichgewichtslage gebildet, deren Störung dem Interesse aller Teile widerspricht. Die politischen Grenzen des heutigen Europa sind feste und lassen sich nicht mehr verschieben. Ebenso aber ist ganz Europa daran interessiert, auch die noch lebendigen kleinen politischen Selbständigkeiten aufrecht zu erhalten. In den Beziehungen der Mächte zu einander spielen die wirtschaftlichen und kolonialen Probleme die bestimmende Rolle, so daß im Vergleich zum 18. und 19. Jahrhundert Europa unpolitischer geworden ist. Territoriale Gegensätze bestehen nur in den anderen Weltteilen, zumal in Afrika und Asien, wobei in ersterem noch unerforschte Gebiete aufzuschließen und unsichere Grenzen festzulegen sind, wohl auch über politische Monstra, wie der Kongostaat eins darstellt, zur Tagesordnung übergegangen werden muß. Auch birgt Nordafrika noch ungelöste Probleme in seinem Schoß; es scheint notwendig, daß die ganze Nordküste einmal europäisch wird, oder doch in den Zustand europäischer Vasallität übergeht; denn wenn man schärfer zusieht, richtet sich das Bestreben aller großen Nationen dahin, die Welt wirtschaftlich zu erschließen. Wo diesem Bestreben aus Vorurteilen, die in der Religion, der besonderen Richtung einer zurückgebliebenen Kultur oder in nationalen Feindseligkeiten ihren Grund haben, Widerstand entgegengesetzt wird, ist früher oder später ein Erzwingen vorauszusehen, und dann allerdings können Rivalitäten der Interessen sich geltend machen. Es läßt sich aber mit Bestimmtheit sagen, daß die friedliche Lösung die erwünschtere ist; und namentlich Deutschland ist heute überall nach dieser Richtung hin thätig. England und Frankreich halten vorläufig noch an der alten, unserer Meinung nach schädlichen Methode fest, während Rußland in Asien beide Methoden mit einander kombiniert und auf einander folgen läßt. Aber auch da scheint uns der Zeitpunkt eingetreten zu sein, der einen Bruch mit dem bisherigen System notwendig macht. Schon die Mandschurei hat sich nicht in alter Weise absorbieren lassen. Mit China, Afghanistan, Persien läßt sich gleichfalls nicht verfahren wie mit Buchara und Chiwa, und ebenso wenig kann das von Kleinasien gelten. Rußland wird sich daher damit zufrieden geben müssen, wenn in all diesen Ländern das Prinzip der „offenen Thür“ ihm gestattet, seinen handelspolitischen Interessen nachzugehen, ohne daß dadurch anderen Nationen der Weg zu gleicher Thätigkeit verlegt wird. Wer weiter denkt, wird eine solche Entwickelung als einen Fortschritt und als eine Humanisierung der Welt freudig begrüßen, ohne freilich zu erwarten, daß ein so großes Ziel über Nacht und ohne Kämpfe erreicht wird.

Wir betrachten die jüngste Vereinbarung, die zwischen England und den Vizekönigen des Yan-tse-Gebietes über die Aufhebung der Likinabgaben getroffen worden ist, als einen bedeutsamen Schritt diesem Ziele entgegen, zumal eine Reihe von Abmachungen nebenher geht, die dem europäischen Verkehr, der Industrie und dem Handel diese riesigen und reichen Gebiete erschließen müssen. Es steht schon jetzt fest, daß die übrigen Mächte diesem Vertrage beitreten werden, und es darf als besonders günstig gelten, daß die Zentralregierung in Peking keinerlei prinzipiellen Widerspruch erhoben hat. Nur Detailfragen sind noch strittig. Auch auf diesem Boden hat der Krieg das Feld frei gemacht, um dem Fortschritt Raum zu geben.

In Mittel- und Südafrika liegen dagegen die Verhältnisse naturgemäß anders;

dort haben wir nicht mit hochkultivierten Nationen, sondern mit primitiven Naturvölkern zu thun, denen eine selbständige Waltung nicht anvertraut werden kann, und für welche die Bevormundung durch Europäer trotz aller Mißbräuche, die leider häufig genug vorkommen, noch immer eine ungeheure Wohlthat bedeutet. Das bedingt die Stellung, die wir in Ostafrika und in unseren westlichen Aequatorialkolonieen einnehmen. Es handelt sich für uns in jenen Gegenden darum, die Schwarzen zu den Voraussetzungen zivilisierten Lebens zu erziehen und gleichzeitig die brachliegenden, natürlichen Reichtümer des Landes zu erschließen. Auswanderungskolonieen in größerem Maßstabe sind das nicht, wohl aber Plantagenkolonieen. Wir sind aber im Vergleich zu der Thätigkeit, die unsere englischen, französischen und belgischen Nachbarn unter ganz ähnlichen Bedingungen entfaltet haben, hier noch außerordentlich im Rückstande. Das gilt zumeist von der Erschließung des Landes durch Eisenbahnen, ohne die nun einmal eine wirtschaftlich fruchtbare Kolonialpolitik heutzutage nicht durchführbar ist. Die ablehnende Haltung unseres Reichstages solchen Gedanken gegenüber kommt uns außerordentlich teuer zu stehen und versperrt uns die Aussichten der Zukunft. In noch weit höherem Grade aber gilt dieser Satz von Deutsch-Südwestafrika, das ein wirkliches Auswanderungsgebiet werden muß, aber nur durch Anlage von Eisenbahnen in großem Stil erschlossen werden kann. Denn in Zeiten nationalen Wetteifers wird das politische und wirtschaftliche Phlegma zum Laster. Da sind die Stürmer und Dränger am Platz und wir thäten vielleicht gut, solchen Männern gegenüber weniger rigoristisch zu sein, als heute unserem Tugendstolz schmeichelt. Doch das ist ein Kapitel, über welches zu reden sich wohl noch Gelegenheit findet. Als ein erfreuliches Symptom, das auf weiteren Fortschritt hinweist, begrüßen wir die Thätigkeit der Wörmannlinie, die neuerdings durch 10 verschiedene monatliche Linien die ganze Strecke von Tanger bis Kapstadt befährt und alle Punkte berührt, die für Deutschland von Interesse sind.

Zu trüben Erinnerungen giebt der Thronwechsel Anlaß, der sich am 20. Juli in Zanzibar vollzogen hat. Der unmündige Sultan Seyyid Ali steht unter Vormundschaft eines englischen Premierministers, und ein englisches Geschwader von 8 Kriegsschiffen hat der Thatsache Ausdruck gegeben, daß hier nur die englische Flagge gebietet. Wir können es noch heute nicht verschmerzen, daß unser Anspruch auf die herrliche Insel für Helgoland preisgegeben wurde, das uns früher oder später doch zufallen mußte und jedenfalls um einen billigeren Preis zu haben war. Deutsch-Ostafrika hätte den dreifachen Wert mit dieser Insel als Vormauer.

Von ganz besonderem Interesse werden gegenwärtig die Verhältnisse in Arabien und Abessynien. Es tritt immer deutlicher zu Tage, daß Abessynien eine Stütze an Rußland und Frankreich sucht, und daß es sich beunruhigt fühlt durch den wachsenden Einfluß, den England auf arabischem Boden zu gewinnen bemüht ist. Pessimistische Naturen meinen den Tag schon vorhersehen zu können, da England seine schwere Hand auf Mekka und Medina legt und so die heiligen Stätten der moslemischen Welt in Abhängigkeit bringt. Bis dahin hat es zwar noch gute Weile, aber es ist ersichtlich, daß der englische Einfluß von zwei Seiten, vom persischen wie vom roten Meer aus gegen Arabien vorgeht und schon eine Reihe von Häuptlingschaften in faktische, wenn auch nicht in rechtliche Abhängigkeit gesetzt. Die weitfliegende politische Phantasie des Vizekönigs

von Indien, Lord Curzon, leitet diese Aktion, und wir verstehen wohl, wenn die Russen und Franzosen, die einen am persischen Golf, die anderen am roten Meer, sich dadurch lebhaft beunruhigt fühlen. Die Franzosen denken, durch Ausbau des Hafens von Djibuti ein Trutz-Aden zu begründen und dadurch sich und ihren Freunden die Unabhängigkeit von den Kohlenniederlagen und Wasserreservoirs der arabischen Kraterfestung zu sichern. Welche Schachzüge England dagegen bereit hat, bleibt abzuwarten.

Inzwischen hat das neue Ministerium Balfour sich dem Lande vorgestellt. Es zeigt uns im ganzen die alten bekannten Gesichter, den ausgesprochen Salisburyschen Familientypus, aber es heißt, daß außer Lord Hicks-Beach noch einige andere Mitglieder des Ministeriums ausscheiden werden — selbstverständlich nicht Chamberlain, der nach wie vor die pièce de résistance in der großen Politik Englands darstellt. Wir werden uns aber daran gewöhnen müssen, ihn günstigeren Auges anzusehen als in den Tagen, da die Erbitterung über den Burenkrieg ihn vor allem getroffen hat. Heute stellt Chamberlain den Buren gegenüber ein Programm der Versöhnung auf, und da er zäh an dem festzuhalten pflegt, was er für politisch notwendig hält, läßt sich auch darauf hoffen, daß er es durchführt. Auch der Premierminister Balfour hat sich sehr versöhnlich ausgesprochen und je mehr man sich in England davon überzeugt, daß von einem Enthusiasmus der Buren für die Vereinigung mit dem Greater Britain keine Rede sein kann, um so mehr bricht auch die Ueberzeugung durch, daß man ihre Loyalität nur durch Entgegenkommen, nicht durch Zwangsmaßregeln festigen kann. Lord Milner freilich bleibt als High Commissioner und Chamberlain hat am 29. Juni im Unterhause in allen Tönen sein Lob gesungen, aber doch nur, nachdem Milner sich vorher hat beugen müssen. Von Aufhebung der Verfassung im Kap ist weiter keine Rede und man darf wohl mit Sicherheit erwarten, daß auch in der Kaffernfrage eine Politik, wie die Buren sie wünschen, durchgeführt wird. Die Repatriierung der Kriegsgefangenen ist energisch in Angriff genommen, wenn sie auch den Sehnsüchtigen viel zu langsam erscheinen mag. Zunächst ist in englisch Südafrika alles in fieberischer Thätigkeit, um aufzurichten, was der Krieg zerstört hat, aber es wird lange dauern, ehe die wirtschaftliche Blüte wieder erreicht wird, die vor Ausbruch des Krieges bestand.

Uebrigens beginnt man bereits die Frage aufzuwerfen, ob das gegenwärtige Ministerium sich lange behaupten wird. Bei den Ersatzwahlen in Leeds haben die Liberalen einen glänzenden Sieg errungen, und der allezeit sanguinische Lord Rosebery läßt bereits die Siegesfanfare erklingen. Es ist aber zweifelhaft, ob das Land den Liberalen ihr Bündnis mit den Homerulern verzeihen kann, und auch die weitere Erwägung spielt mit, daß Chamberlain für unentbehrlich gilt. Wenn irgend eine große Thorheit der Iren Campbell Bannerman und seinen Freunden die Möglichkeit bietet, sich vom Homerule frei zu machen, dann allerdings könnte die Lage sich ändern. Die jetzt glücklich vollzogene Krönung König Eduard VII. leitet vielleicht eine neue Periode englischer Politik ein.

Die hohe Diplomatie der Kurie hat einen empfindlichen Verlust erlitten. Der greise Generalpräfekt de propaganda fidei Kardinal Ledochowski ist gestorben und nach siebentägigem Schwanken hat Papst Leo XIII. sich entschlossen, einen Karmelitermönch, den Kardinal Gotti, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Da diese Ernennung unter dem

bestimmenden Einfluß des Kardinalstaatssekretärs Rampolla, unseres alten Gegners, erfolgt ist, und man in Kardinal Gotti wohl mit Recht den künftigen Papst zu sehen meint, hat Deutschland nicht gerade Ursache, sich der Wahl zu freuen. Was von Rampolla ausgeht, trägt allezeit einen antideutschen Charakter und die großen französischen Blätter wie der Temps, die Débats und der Figaro machen deshalb auch kein Hehl aus ihrer Befriedigung. Ledochowski, obgleich ebenfalls kein Freund Deutschlands, — dazu war er zu sehr Pole — war doch vor allem Katholik und faßte die Interessen der katholischen Kirche ohne nationale Voreingenommenheit ins Auge. Namentlich in der Frage des Protektorats über die Katholiken des Orients kam das sehr zum Aerger der Franzosen zum Ausdruck. Von Gotti erwartet man nun in Paris eine entschlossen französische Haltung, etwa in dem Sinne wie Rampolla sie allezeit erwiesen hat. Es ist aber fraglich, ob es auf die Dauer der Kurie möglich sein wird, den „ältesten Sohn der Kirche" wie ein Lieblingskind zu behandeln. Das regierende Frankreich ist nicht nur irreligiös, sondern entschieden kirchenfeindlich, wie die entschlossene Rücksichtslosigkeit den Kongregationsanstalten gegenüber bewiesen hat. Was dabei die gläubigen Katholiken Frankreichs erbittert, ist die unverhüllte Tendenz der französischen Regierung, die Staatsschule zu benutzen, um die Jugend zu korrekter Staatsgesinnung zu erziehen. Weil nun die Regierung ebenso sehr kirchlich wie politisch Partei ist und daher in ihre Parteianschauung hinein erziehen will, empört sich dagegen das politische wie das kirchliche Gewissen der Eltern, die einer anderen Anschauung und einer anderen Partei angehören. So konnte es geschehen, daß der Kampf gegen die Dekrete vom 15. Juli von der Opposition im Namen der Freiheit, oder sagen wir lieber der liberté geführt wird, die sich ja mit unserem ehrlichen Begriff von der Freiheit keineswegs deckt. Daß jetzt die Regierung den Sieg davon tragen wird, ist sicher, ebenso sicher aber scheint es uns zu sein, daß, wenn einmal die heutige Minderheit ans Ruder gelangt, eine leidenschaftliche Gegenbewegung zu erwarten ist. Gabriel Monod von der école normale hat in einem Schreiben vom 29. Juli sehr treffend den Punkt formuliert, auf den es in diesem Streit ankommt, und sein Urteil verdient um so mehr Beachtung, als Monod von seinem protestantischen Standpunkte aus argumentiert.

„Man liest heute — so schreibt er — in gewissen Zeitungen, daß es unmöglich sei zu dulden, daß die Kirche fortfährt die französische Jugend zum Irrtum zu erziehen; ich habe sogar gelesen: „man darf die Freiheit zu irren nicht dulden!" Als ob die Freiheit zu irren nicht zum Wesen der Freiheit gehörte! Und da sagt man, daß die Leute, die so schreiben, gegen den Syllabus protestieren, während sie ihn doch nur ausschreiben! Sind wir denn dazu verurteilt, stets zwischen zwei Extremen der Unduldsamkeit hin und her geworfen zu werden, und wird der Ruf „es lebe die Freiheit" stets nur der Ruf einer verfolgten Minderheit sein, statt zur Devise der siegreichen Mehrheit zu werden?"

Man könnte die schmerzliche Frage Monods als Motto einer Geschichte Frankreichs vorausschicken. Denn so ist es immer gewesen, in politischen wie in religiösen Fragen, die siegreiche Mehrheit setzte der Minderheit den Fuß auf den Nacken. Wir fürchten aber, daß es in Zukunft dabei bleiben wird, und dann wäre es kaum zweifelhaft, daß die Klerikalen, die heute nach Freiheit rufen, einen noch ärgeren Zwang ausüben würden als heute Herr Combes und seine Genossen.

Mit sehr gemischten Gefühlen, wenn auch in korrekter Haltung hat man in Frankreich den Verlauf der Revaler Tage verfolgt, die deutlicher als seit langen Jahren der Welt zeigten, daß es wirkliche Gegensätze der Interessen zwischen Rußland und Deutschland nicht giebt. Sie müssen konstruiert werden, um zu bestehen. Wenn aber eine aufrichtige und freundschaftliche Auseinandersetzung zwischen den Herrschern und Staatsmännern beider Länder sich vollziehen kann, da müssen jene in sich unwahren Konstruktionen zusammenbrechen. Rußland bedarf, um der revolutionären und nihilistischen Krankheit zu entgehen, die es heute bedroht, der Anlehnung an einen Staat, in dem der Gedanke der Autorität und des Rechts noch eine Wahrheit ist. So groß der politische Vorteil sein mag, den die französische Bundesgenossenschaft bietet, daß sie auch Gefahren in sich schließt, ist augenscheinlich und wohl niemand spürt mehr davon als Kaiser Nikolaus selbst. Wenn daher Rußland durch eine Verbindung von Festigkeit in Wahrung der Autorität mit entschlossener Reformarbeit den Gefahren, die ihm im Innern des Reiches drohen, erfolgreich gegenübertreten soll, dann bedarf es guter Beziehungen vor allem zu Deutschland, und wir sind auch heute bereit, ihm dazu die Hand zu reichen. Stört das auch die Zirkel Frankreichs, so wird es sich doch in die neue Kombination finden müssen, und recht betrachtet wäre das eine Wohlthat für die Franzosen selbst, ja wir möchten sogar glauben, daß damit der ungeheuren Mehrzahl der Nation ein geheimer Herzenswunsch erfüllt wird. Allerdings nur ein geheimer, denn im Lande der republikanischen Freiheit giebt es politische Dogmen, deren Uebertretung als Ketzerei verfolgt — und bestraft wird.

Uebrigens hat man über diese Revaler Zusammenkunft sich auch in England besondere Betrachtungen gemacht, deren Facit vielleicht dahin zusammen zu fassen ist, daß eine Macht wie die des Deutschen Reiches auch trotz einer Welt von Neidern nicht isoliert werden kann.

Popularität.

Gott bewahre uns alle vor dem Wahnsinn der Popularität! Ich habe keinen gekannt, dem sie nicht geschadet hätte. Ich kannte starke Männer, die sie umgebracht hat.

Carlyle.

Die Popularität einer Sache macht mich oft zweifelhaft und nötigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu häufig gefunden, daß man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Wege ist.

Bismarck.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

XII. Die erste Lesung des Zolltarifs in der Kommission. — Der Fall Löhning.

Mit dem Zeitabschnitt, den wir hier zu besprechen haben, ist das innerpolitische Leben vollends in seine alljährliche Ferienruhe eingetreten. Äußerlich kennzeichnete sich der Beginn dieser Periode am deutlichsten dadurch, daß der Kaiser seine übliche Nordlandsreise antrat und auch ein großer Teil der Minister und hohen Staatsbeamten seine Koffer packte, um für einige Zeit wohlverdiente Erholung zu genießen. Einige von ihnen aber mußten trotz alledem auf ihrem Posten ausharren, denn die Zolltarifkommission setzte ihre mühseligen Arbeiten fort, um erst nach Beendigung der ersten Lesung des Tarifs auch ihrerseits in eine längere Erholungspause einzutreten. Am 12. August ist endlich auch dieser ersehnte Zeitpunkt eingetreten und damit der Anlaß gegeben, auf die Arbeiten der genannten Kommission einen Rückblick zu werfen.

Ein erfreuliches Bild ist es nicht, das sich dabei darbietet. Mit einem gewissen Galgenhumor hat die Kommission noch in den letzten Tagen ihres Beisammenseins eine Jubiläumssitzung gefeiert, die hundertste innerhalb dieses merkwürdigen Abschnittes unserer parlamentarischen Geschichte. An dem äußeren Schein umfangreicher und angestrengter Arbeit hat es also wahrlich nicht gefehlt; es fragt sich nur, in welchem Verhältnis die wirklichen Leistungen zu diesem ungeheuren Zeitaufwand stehen. Die Antwort auf diese Frage ist äußerst beschämender Natur. Wenn man boshaft sein wollte und Zeit und Material für so unerquickliche Dinge zur Verfügung hätte, könnte man wohl in die Versuchung kommen, festzustellen, wieviel von der Zeit, innerhalb deren die Kommission ihre Sitzungen abgehalten hat, auf die wirkliche Beratung des Gegenstandes verwendet worden ist, und wieviel davon andererseits auf sogenannte Geschäftsordnungsdebatten kam. Man würde wohl finden, daß man hinsichtlich der auf die genannten Debatten verwendeten Zeit zu einem erschreckend hohen Prozentsatz gelangen würde. Das Debattieren über Fragen der Geschäftsordnung kann im allgemeinen immer als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß der Schwerpunkt der Verhandlung in der Taktik der Parteien zu suchen ist. Es giebt ja eine ganze Reihe von gesetzgeberischen Fragen, die ihre Bedeutung weniger ihrem für die unmittelbare Praxis in Betracht kommenden Inhalt, als vielmehr ihrem Zusammenhang mit gewissen politischen Grundauffassungen und Strömungen verdanken. Fragen dieser Art werden sehr leicht zu Machtfragen

für die einzelnen Parteien, deren Prinzipien dadurch berührt werden. Neben die rein sachliche Behandlung tritt dann auch die parlamentarische Taktik. Sie bedient sich der Mittel, die die Geschäftsordnung an die Hand giebt, sei es für die Minderheit, um ihre Meinung ausgiebiger und nachdrücklicher zur Geltung zu bringen und das einfache Niedergestimmtwerden weniger offenkundig und brutal zu gestalten, oder sei es für die Mehrheit, um solche Versuche abzuwehren. An und für sich ist gegen solche Geschäftsordnungsdebatten weder etwas Wesentliches einzuwenden, noch sind sie selbst in größerem Umfange ganz zu vermeiden. Man wird ferner zugestehen müssen, daß die Zolltariffrage bei ihrem Zusammenhange mit großen wirtschaftlichen Streit- und Prinzipienfragen zu denen gehört, die es mindestens erklärlich erscheinen lassen, wenn sie zu einer Machtprobe zwischen den Parteien gemacht wird.

Was aber trotzdem die hier erwähnten Geschäftsordnungsdebatten zu einer recht unerquicklichen und betrüblichen Erscheinung macht, das sind vornehmlich zwei Umstände. Erstens daß sie sich überhaupt in der Kommission abspielten. Es geht daraus hervor — was sich übrigens auch in anderer Weise bemerkbar macht —, daß die Kommissionsberatungen sich derartig ausgestalten und entwickeln, daß dem Wesen des parlamentarischen Lebens dadurch Eintrag geschieht. Die Kommissionen sind jetzt bereits nichts anderes mehr, als die Arbeitsausschüsse einer im übrigen immer dilettantischer werdenden Körperschaft, deren Plenarversammlungen sich in einem breiten und zwecklosen Wiederkäuen der mehr oder weniger ganz in den Kommissionen geleisteten parlamentarischen Arbeit gefallen. Das einzige Gute, das den Kommissionen bisher noch nachgerühmt werden konnte, war, daß hier wenigstens wirkliche Arbeit geleistet wurde, eingehende, sachliche und sachverständige Arbeit ohne das Beiwerk, das die parlamentarische Thätigkeit im Plenum als Spiegel des politischen Parteilebens nun einmal mit sich bringt. Diesen Ruhm der Kommissionsarbeit hat die Zolltarifkommission zerstört. Sie hat sich nicht an die Aufgabe gehalten, denjenigen Teil sachlicher Prüfung und eingehender Verständigung vorzunehmen, der sich im Plenum schon durch den Umfang der Versammlung, die volle Oeffentlichkeit der Verhandlungen und den Charakter der Parteikämpfe verbietet, sondern sie hat die ganze Methode des Parlamentarismus mit allen Kniffen und Kunststücken lediglich taktischer Natur in ihre Verhandlungen hinübergetragen. Von seiten der Gegner des Tarifs ist dies mit der bewußten Absicht geschehen, die Erledigung der Sache zu verzögern; ihr ganzes Dichten und Trachten geht ja dahin, es so einzurichten, daß der Zolltarif im nächsten Jahre noch nicht fertig ist und zur Wahlparole gemacht werden kann. Aber es ist dadurch zugleich ein bedauerlicher Präzedenzfall geschaffen, der auch auf andere parlamentarische Kommissionsarbeiten zurückwirken muß und nur dazu beitragen kann, das Ansehen des Reichstags noch weiter herabzudrücken. Wie wenig die Ueberladung der Kommissionsberatungen mit Geschäftsordnungsdebatten dem Begriffe eines gesunden Parlamentarismus entspricht, läßt sich schon daraus ersehen, daß die Männer, die unsere parlamentarischen Einrichtungen nach den klassischen Mustern und Erfahrungen älterer Parlamente geschaffen haben, überhaupt nicht daran gedacht haben, von einer Geschäftsordnung für die Kommissionen auch nur zu sprechen. Wenn auch gelegentlich von den Tarifgegnern mit schlauer Berechnung die Ansicht verfochten wurde, die Geschäftsordnung des Plenums gelte selbstverständlich auch für die

Kommissionen, so liegt doch für jeden Unbefangenen die Unhaltbarkeit dieser Meinung klar zu Tage, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Geschäftsordnung in vielen Punkten auf die Kommissionen schon mit Rücksicht auf die geringe Zahl der Mitglieder gar nicht anwendbar ist. Bei dieser Frage drängt sich schon ein gerechtfertigtes Erstaunen hervor, daß die tariffreundliche Mehrheit nicht ihren Vorteil etwas energischer ausgenutzt hat.

Aber hier kommen wir zu dem zweiten Punkt der Anklage, die wir gegen die Tarifkommission zu erheben haben. Auch diejenigen Parteien, die mehrfach das bestimmte Interesse bekundet haben, das Zustandekommen eines Zolltarifs zu unterstützen, haben mit einer Zerfahrenheit, Ziellosigkeit und Unbekümmertheit operiert, die kaum noch die Vorstellung zuläßt, daß sich die Herren ihrer Verantwortung wirklich bewußt gewesen sind. Es soll hier nicht davon die Rede sein, daß der Entwurf der Regierung in unzähligen Punkten in einer Weise abgeändert worden ist, die die Möglichkeit seiner Annahme durch die verbündeten Regierungen mindestens stark in Zweifel stellt. Es ist früher in diesen Blättern wiederholt auseinander gesetzt worden, warum wir uns auf den Standpunkt des Regierungsentwurfs gestellt haben. Indessen darauf kommt es hier bei der Kritik der Kommissionsarbeit weniger an. Wenn eine starke geschlossene Kommissionsmehrheit den Regierungsentwurf nach ihren eigenen, in sich folgerichtigen Ansichten so umgestaltet hätte, daß das Ergebnis eine neue und einheitliche Meinung über die Lösung dieser Frage darstellte, so würden wir das zwar sachlich um seiner Folgen willen bedauern; für eine Kritik der parlamentarischen Einrichtungen und ihrer Art zu arbeiten würde jedoch dadurch kein Anhaltspunkt gegeben sein. Was indessen die Kommission jetzt zu Tage gefördert hat, ist nur dem Namen und dem Schein nach überhaupt noch ein vernünftiger Zolltarif. Die Regierungsvorlage mochte ihre Fehler haben und hier und da von irrtümlichen Ansichten ausgehen; sie war aber doch ein einheitliches Werk, in dem jede Position ein Steinchen in einem großen Bau bildete, ein Steinchen, das mit Rücksicht auf den Gesamtzweck in einer bestimmten Form und einem bestimmten Umfange an seine Stelle gesetzt war, gleichviel ob Stil und Einrichtung des Gebäudes den Leuten gefiel oder nicht. Was man sich aber bei dem Ergebnis der ersten Kommissionslesung zu denken hat, das weiß man überhaupt nicht. Sonderinteressen, populär gewordene Vorstellungen irgendwelcher Art über wirtschaftliche Fragen, mögen sie auch noch so wenig Hintergrund haben, parteipolitische Verranntheit, mitunter auch bloße Rechthaberei oder Mangel an politischer Direktion haben ein merkwürdiges Ding geschaffen, das aus den Ergebnissen zahlloser Abstimmungen zusammengeflickt ist und mit diesem Zufallsprodukt den Anspruch erhebt, ein trotz mancher Mängel jedenfalls einheitlich und sorgfältig durchdachtes Werk der Regierung zu ersetzen. Ein Denkmal parlamentarischer Unfähigkeit, überhaupt Aufgaben dieser Art zu lösen, möchte man es nennen, und man gewinnt den Eindruck, als ob unser Parlamentarismus auf dem Wege wäre, sich zu einer politischen Lotterie zu entwickeln.

Dabei braucht man noch gar nicht einmal auf die Einzelheiten einzugehen, die aus den Kommissionsberatungen ein so wenig würdiges Bild machten. Die zum großen Teil erfolgreichen Versuche, bei den einzelnen Positionen durch Anträge auf starke Erhöhungen der Zollsätze die Sonderinteressen der verschiedenen Erwerbsgruppen einseitig und ohne

Rücksicht auf das Ganze zur Geltung zu bringen, sind eine ebenso unerfreuliche Erscheinung, wie das läppische Unternehmen der sozialdemokratischen Wortführer in der Kommission, ihr grundsätzliches Bekenntnis zum Freihandel dadurch auszudrücken, daß sie zu jeder einzelnen Position einen Antrag auf Zollfreiheit einbrachten und dies jedesmal in langer Rede begründeten. Diejenigen Sozialdemokraten, die eine ernsthafte wirtschaftliche Ueberzeugung in die Reihen ihrer Partei geführt hat, haben sich denn auch, wie zu ihrer Ehre bezeugt werden muß, von diesem unwürdigen Spiel offen abgewendet. Der Abgeordnete Hoch hatte den anerkennenswerten Freimut, zuzugestehen, daß die einseitige Durchführung des Grundsatzes der Zollfreiheit im autonomen Tarif für Deutschland einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Auf einen solchen Tarif hin würde selbstverständlich kein einziger auswärtiger Staat einen Handelsvertrag abschließen. Das Ergebnis wäre also, daß Deutschland seine Grenzen öffnet, während die fremden Staaten ihre Zollschranken beibehielten. In der einfachen Erwägung des gesunden Menschenverstandes, daß Deutschland, um die auswärtigen Staaten zu Handelsverträgen und darin enthaltenen Zugeständnissen zu veranlassen, auch seinerseits sich die Möglichkeit zu Kompensationen verschaffen muß, daher einen Zolltarif mit diesem Zweck entsprechenden Zollsätzen notwendig braucht, hat Hoch auch innerhalb seiner Partei durch Schippel und Bernstein kräftige Unterstützung gefunden, und man kann wohl annehmen, daß diese Erkenntnis unter den Praktikern der Partei viel weiter verbreitet ist, als es nach den Aeußerungen der Parteipresse scheint. Man wird sich deshalb nicht einem unberechtigten Optimismus hingeben dürfen, aber man darf doch auch nicht ganz daran vorbeigehen, daß die gesunde Logik des Regierungsstandpunkts auch an den schärfsten grundsätzlichen Gegnern der Zollpolitik nicht ganz unwirksam bleibt.

Die Regierung hat stets betont, daß der Zolltarif nur als Unterlage für Handelsvertragsverhandlungen zu verstehen ist; darum erscheint es nach wie vor einfach unbegreiflich, daß die Parteien, die doch ein offenbares Interesse an dem Zustandekommen eines wenigstens etwas günstigeren autonomen Tarifs haben, sich darauf versteifen, ihre Sonderwünsche schon in dem Tarif durch willkürliche Erhöhungen der Positionen geltend zu machen, während sie doch genau wissen, daß diese Erhöhungen gar nicht bestehen bleiben können, sondern nur zur Erschwerung der Verhandlungen dienen. Aber das Verhalten der Mehrheit giebt ja auch sonst mancherlei Rätsel auf. Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, wie wenig die sogenannten Kompromißanträge, mit deren Hilfe die Bildung einer Mehrheit und der Versuch, der Regierung noch etwas abzutrotzen, unternommen wurde, der wirklichen Lage Rechnung tragen. Davon ist früher die Rede gewesen. Die Kommission hat einstweilen Zeit, noch einmal ihre eigene Verantwortlichkeit abzuwägen, und es ist jetzt vielleicht am allerwenigsten der Augenblick, neue Erwägungen über die Aussichten der Vorlage anzustellen, da alles auf des Messers Schneide steht. Es fehlt ebensowenig an Versuchen, den Zolltarif als so gut wie völlig gescheitert hinzustellen, wie an leisen, aber auch recht eindringlichen Bemühungen, das Einlenken der opponierenden Tariffreunde von der rechten Seite und ihr Hinüberrücken auf den Standpunkt der Regierung vorzubereiten und zu erleichtern. Wie die Entscheidung fallen wird, das hängt jetzt ganz davon ab, wie in der Zwischenzeit bis zum Wiederzusammentritt der Kommission am 22. September der Einfluß der besonnenen

Elemente in der konservativen Partei und im Zentrum sich gegen die extremen Bündler geltend machen kann.

Aus der letzten Sitzung der Kommission am 12. August muß noch eines hervorgehoben werden. Es wurde über die sogenannten Verwendungsanträge beraten. Da in der Agitation gegen die Zolltarifvorlage die Erhöhung gewisser Zölle, namentlich der Getreidezölle, dahin verwertet wurde, daß die ganze Vorlage als eine unsoziale, gegen die wirtschaftlich schwachen Bevölkerungsklassen gerichtete verschrieen wurde, so entstand in dem Zentrum als derjenigen Partei, die am meisten das Bedürfnis fühlte, die aus der Vertretung der Vorlage entstehenden Gegensätze möglichst zu überbrücken, der Gedanke, dieser Agitation durch positive Vorschläge die Spitze abzubrechen. Der allgemeine Gedanke, etwaige Ueberschüsse, die aus den erhöhten Zolleinnahmen künftig vielleicht erwachsen, nicht als allgemeine Finanzaufbesserung für das Reich anzusehen, sondern für soziale Zwecke zu verwenden, hat nicht nur in weiten Kreisen des Volkes Anklang gefunden, sondern ist auch vom Reichskanzler zustimmend begrüßt worden. Bei diesem grundsätzlichen Uebereinkommen konnte man es einstweilen bewenden lassen, da zunächst jede Möglichkeit einer Berechnung fehlte, ob man es überhaupt künftig mit Ueberschüssen werde zu thun haben. Ganz unmöglich aber war es, schon jetzt eine bestimmte soziale Aufgabe zu bezeichnen, die mit Hilfe dieser Mittel gelöst werden sollte, und noch dazu eine der schwierigsten von allen, die überhaupt nur auf einer ganz festen, sorgfältig ausgearbeiteten finanziellen Grundlage durchgeführt werden kann, nämlich die Wittwen- und Waisenversorgung der Arbeiter. So gut gemeint der Gedanke ursprünglich war, so war es doch ein schwerer Fehler, die Zolltarifvorlage schon jetzt mit einem solchen unreifen und zunächst gar nicht faßbaren Projekt zu belasten, andererseits aber den Gedanken eines segensreichen, sozialpolitischen Unternehmens unüberlegterweise auf eine so schwankende Grundlage zu stellen, nur um den Anschein zu erwecken, als ob man bereit sei, die wirtschaftliche Notwendigkeit des Zolltarifs durch ein dem sozialen Gewissen gebrachtes Opfer zu erkaufen. Eine solche Politik pflegt sich schwer zu rächen. Denn es muß natürlich einen unangenehmen Eindruck machen, wenn eine große sozialpolitische Aufgabe nur so nebenbei als Hungerbissen behandelt wird, den man trotz der Wahrscheinlichkeit eines Mißerfolges hinwirft, um dafür wirtschaftliche Zugeständnisse einzuhandeln. Wir haben es mit zwei vollständig gesondert vorliegenden Aufgaben zu thun. Das Reich muß seine wirtschaftspolitischen Verhältnisse dem Gesamtinteresse entsprechend ordnen, und es muß ebenso im Interesse der sozialen Gerechtigkeit und seiner inneren Gesundheit mit allen Kräften die Fürsorge für die Armen und Schwachen in seiner Bevölkerung weiter ausbauen. Aber diese beiden Aufgaben dürfen nicht verkoppelt und von einander abhängig gemacht werden. Ihr natürlicher Zusammenhang ergiebt sich ganz von selber. Ein wirtschaftlich blühendes Reich wird auch auf sozialem Gebiet mehr thun können, als ein Staat, in dem wichtige Erwerbsgruppen um ihre Existenz kämpfen. Darum soll man an die Wittwen- und Waisenversorgung der Arbeiter herangehen, wenn die zunächst vorliegenden Aufgaben gelöst sind, aber nicht in wertlosen Beschlüssen eine Sache vorwegnehmen, die man nicht im geringsten übersehen kann. Diese Ueberzeugung hat sich denn auch der Mehrheit der Zolltarifkommission aufgedrängt, als sie die Verwendungsanträge ablehnte, trotz des Mißvergnügens der Parteien, die

die Gelegenheit gegeben glaubten, hier ein besonderes soziales Interesse auf billige Weise zur Schau tragen zu können.

Die Beratungen der Zolltarifkommission sind eigentlich das einzige Ereignis aus dem zu besprechenden Zeitabschnitt, das eine besondere Aufmerksamkeit erfordert. Mitunter freilich werden gerade in der stillen Zeit an sich unbedeutende Ereignisse zu einer größeren Wichtigkeit dadurch erhoben, daß sie in Verbindung mit grundsätzlichen Erörterungen gebracht werden, in denen die Parteien Vorbereitungen zu neuen politischen Feldzügen treffen. Eine Angelegenheit solcher Art liegt in dem sogenannten „Fall Löhning" vor, ursprünglich eine Sache, die hart an das Gebiet des persönlichen Klatsches streift, aber doch eine gewisse grundsätzliche Bedeutung gewonnen hat und Folgen zeitigen kann, die politisch nicht leicht genommen werden dürfen. Herr Löhning, der Provinzialsteuerdirektor von Posen, ein älterer Herr, war im Frühjahr zu einer dritten Ehe mit einem jungen Mädchen geschritten, das einer gesellschaftlichen Sphäre angehörte, die diese Ehe dort als nicht standesgemäß erscheinen ließ. Es erregte Aufsehen, daß Herr Löhning kurz darauf sich pensionieren ließ, und bald wurde durch eine von dem genannten Herrn in seinen Bekanntenkreisen verbreitete Darstellung, die natürlich auch an die Oeffentlichkeit gelangte, bekannt, daß die Pensionierung keineswegs freiwillig erfolgt war, sondern daß der Finanzminister Herrn Löhning diesen Ausweg aus einer den Posener Behörden unerwünschten gesellschaftlichen Position sehr dringend nahe gelegt hatte. Schon vorher war bekannt und mehrfach beklagt worden, daß Löhning, der Katholik ist, sich wiederholt gegen die Polenpolitik der Regierung ausgesprochen habe und überhaupt polenfreundliche Neigungen zeige. Die Folge des Bekanntwerdens dieser ganzen Angelegenheit war ein starkes Aufwallen der Entrüstung in der ganzen liberalen Presse, der sich aus leicht zu erkennenden Gründen hier sofort auch die Zentrumspresse anschloß. Man forderte Rechenschaft von dem Finanzminister, der sich in dieser Sache eine vielen erwünschte Blöße gegeben hatte, und erklärte zugleich die Stellung des Oberpräsidenten von Posen, des Herrn v. Bitter, für unhaltbar, indem man die Gelegenheit begierig ergriff, eine verdiente und wertvolle Stütze der heutigen preußischen Polenpolitik vielleicht beseitigen zu können. Die Regierung fügte den in diesem Falle unzweifelhaft gemachten Fehlern einen weiteren hinzu, indem sie sich lange Zeit in völliges Schweigen hüllte; endlich erfolgte eine offenbar vom Finanzminister veranlaßte Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", worin auf eine spätere Erörterung des Falles im preußischen Landtag verwiesen, vorläufig aber doch so viel verraten wurde, nicht die Heiratsgeschichte, sondern die Stellung Löhnings zur Polenpolitik sei der wahre Grund der Pensionierung. Es war aber nach der in diesem Punkt jedenfalls glaubwürdigen Darstellung Löhnings nachgewiesen, daß ihm seine Heirat als Grund vorgehalten worden war, weshalb seine Pensionierung gewünscht wurde. War dies nun wirklich nur ein Vorwand, so erschien das Verfahren der Regierung in einem ganz schlimmen Licht. Der Lärm wurde daher nur ärger, und der Fall wuchs sich immer mehr zu grundsätzlicher politischer Bedeutung aus.

Es ist nun nicht ganz leicht, das Knäuel auseinanderzuwirren, das die vielerlei Behauptungen und Betrachtungen über den Fall allmählich gebildet haben, zumal eine wirklich aufklärende Darstellung von Regierungsseite erst in einigen Monaten erfolgen soll. Aber der Zu-

sammenhang mit der Polenpolitik ist nun einmal hergestellt, und man muß im Interesse dieser wichtigen Frage versuchen herauszuschälen, was sich bei möglichst kühler und nüchterner Beobachtung darüber sagen läßt. Zunächst die Heiratsgeschichte. Recht haben die liberalen Blätter, wenn sie sich stark darüber entrüsten, daß die bloße Thatsache der Eheschließung mit der Tochter eines Subalternbeamten und ehemaligen Feldwebels einen höheren Beamten gesellschaftlich unmöglich machen soll. Den Nachweis freilich, daß es sich *nur darum* handelte, sind die erwähnten Blätter bisher schuldig geblieben. Vielleicht aus einem achtungswerten Grunde, nämlich dem Bestreben, die Persönlichkeit und Familienbeziehungen einer nach allgemeinem Urteil wohlerzogenen jungen Dame von tadellosem Ruf nicht mehr als nötig an die Oeffentlichkeit zu ziehen. Wenn aber einmal diese Frage in der bekannten Weise aufgeworfen wird, so muß auch anerkannt werden, daß die Feststellung der moralischen Würdigkeit der Dame allein nicht den genügenden Maßstab dafür geben kann, wie weit die gesellschaftliche Stellung ihres Bewerbers als erschüttert anzusehen war. Denn über das Ziel hinaus schießen die Blätter, die behaupten, es gehe keinen Dritten an, welche Dame ein hochgestellter Beamter als seine Gattin heimführt. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen einem unberechtigten Kastengeist, wie er im Osten allerdings leider wirklich besteht, — wir kommen darauf noch zurück — und der wohlberechtigten Ueberlieferung, die Wert darauf legt, daß der höhere Beamte, namentlich wenn er an repräsentativer Stelle steht, auch in seinem Hause und in seinen gesellschaftlichen Beziehungen durch sein natürliches Auftreten die Achtung erzwingt und die Stellung behauptet, die ihm amtlich der Staat durch die Verleihung seines Ranges gewährt. Ob ihm das im Falle einer sogenannten Heirat „unter seinem Stande" gelingt, darüber entscheidet nicht ausschließlich die Herkunft seiner Frau oder der Grad ihrer Schulkenntnisse, sondern die von ihr erlangte gesellschaftliche Bildung und vor allem der natürliche Takt, den jede ungewöhnliche Stellung besonders von einer Frau fordert und der sich allerdings gerade beim weiblichen Geschlecht nicht selten ganz unabhängig von den Verhältnissen entwickelt, in denen die Frau geboren ist. Noch mehr aber wird es darauf ankommen, ob der Mann, der auf diesem Wege gewissen Vorurteilen und Hindernissen die Stirn bieten will, in seiner eigenen Stellung mit vollkommenem Takt verfährt, ob er bei den Schritten, die den Anlaß zu der Annäherung geben oder diese bezwecken, stets der innerlich vornehme, seiner Würde und Stellung bewußte Mann bleibt. Ueber alles das wissen wir im vorliegenden Falle von keiner Seite etwas Authentisches. Hat man einmal diese Privatangelegenheit an die Oeffentlichkeit gezogen, dann mußte man wenigstens auf den entscheidenden Punkt eingehen. Vorläufig wird man nicht völlig verstehen können, warum der Zweck, die gegebenen Anstöße zu beseitigen, nicht auch durch eine Versetzung in ein anderes Amt erreicht werden konnte.

Diese Versetzung war aber längst und ganz unabhängig von der Heiratsgeschichte notwendig. Man muß sich erstaunt fragen, wie es möglich war, an der Spitze eines wichtigen Zweiges der Provinzialverwaltung einen Mann zu belassen, der sich im Gegensatz zu den Ansichten befindet, die der Politik der Regierung in diesen Landesteilen zur unentbehrlichen Voraussetzung dienen. In einem Blatte ist der feine Unterschied herausgesucht worden, daß ein Provinzialsteuerdirektor nicht zu den „politischen" Beamten im gesetzlichen Sinne gehöre, daher in seinen politischen Ansichten gänzlich ungebunden

sei. Diese Meinung ist unhaltbar. Wenn die vom Grafen Bülow verkündete Polenpolitik durchgeführt werden soll, ist jeder deutsche Beamte in der Provinz Posen ein politischer Beamter. Ein Mann, der in hoher Stellung, sogar als höchster seines Ressorts in der Provinz, die Polenpolitik der Regierung abfällig kritisiert und mit den Polen liebäugelt, ist dort unmöglich, er muß unmöglich sein, gleichviel ob eine derartige Kritik scharf und schroff oder milde und vorsichtig geäußert ist. Herr Löhning gehörte längst auf einen anderen Posten, auch wenn er Wittwer geblieben wäre.

Aus dem Fall ist also jedenfalls die Lehre zu entnehmen, daß in der Beamtenpolitik im Osten noch viel zu verbessern ist. Sorgfältigere Auswahl im Sinne der Bülowschen Politik, entschiedeneres, festeres und vor allem rechtzeitiges Eingreifen ohne Vorwände und Nebenrücksichten gegenüber den Personen, die sich ungeeignet erweisen, das ist die Hauptforderung. Schlimm ist es, daß in einem so peinlichen Falle die eine Grundvorstellung, von der die Angriffe auf die Regierung ausgehen, nur zu sehr eine thatsächliche Unterlage hat, wenn auch vieles andere dabei mitgesprochen und sogar entscheidend gewirkt hat. Ein unerträglicher Kastengeist herrscht wirklich in den deutschen Kreisen im Osten; er ist einer der Gründe, weshalb das Deutschtum nicht vorwärts kommt. Wir wollen hoffen, daß die Regierung gerade nach den jetzt gemachten Erfahrungen die Notwendigkeit erkennen wird, die berechtigten Klagen nach dieser Richtung hin energisch beseitigen zu helfen. Es kann das ohne jede Beziehung auf den leidigen Fall Löhning gesagt werden. Je mehr der überflüssige Mandarinenhochmut beseitigt wird, desto mehr wird auch die Bevölkerung dafür Verständnis gewinnen, wenn einmal ein Beamter die gesellschaftliche Würde nicht wahrt. Es werden dann solche Fälle vorübergehen, ohne daß die Regierung ihre Kreise wie diesmal gestört sieht. Jetzt kann man nur wünschen, daß die Erregung, die hervorgerufen ist, nicht dahin führt, wertvolle politische Kräfte dem Staatsdienst zu entziehen.

Zufriedenheit.

Die menschliche Zufriedenheit oder Unzufriedenheit hängt zum großen Teil von der Weltanschauung ab.

Rosegger.

Wer nicht mit dem zufrieden ist, was er hat, der wäre auch nicht mit dem zufrieden, was er haben möchte.

Berthold Auerbach.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Interessengegensätze im näheren Orient. — Frankreichs Kolonialpolitik. — Engerer Zusammenschluß zwischen Großbritannien und seinen Kolonieen? — Berechtigung und Nutzen der christlichen Missionsthätigkeit.

Unter dem näheren Orient sind zweckmäßig die mohammedanischen Gegenden Europas, Vorderasiens und Nordostafrikas zu verstehen. Dieser nähere Orient ist verkehrspolitisch von größter Wichtigkeit, da er drei Erdteile verbindet und ihren Güteraustausch beherrscht. Die Entwickelung dieses näheren Orients birgt eine ganze Reihe weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Probleme in sich. Bisher ist es noch keiner Macht gelungen, die ausschließliche Herrschaft über den näheren Orient zu erlangen. Aber es wird fortwährend um diese Herrschaft gerungen zunächst durch wirtschaftliche Bestrebungen und Unternehmungen. Verschärft hat sich der Interessengegensatz zwischen England und Frankreich-Rußland im Roten Meer. Nach Besitzergreifung Aegyptens und des Sudans schienen die Engländer nicht nur das nordwestliche Afrika, sondern auch Arabien in ihre Interessensphäre ziehen zu wollen. Der Bau der phantastischen Bahn Kapstadt—Kairo ist zwar in den Hintergrund getreten, allein der politische Gedanke, der diesen Plan erst hervorrief, Afrika englisch vom Kap bis zum Nil, wird von den Engländern weiter verfolgt. Da ist es ihnen sehr unerwünscht gekommen, daß eine französische Gesellschaft im Jahre 1900 den Bau einer Eisenbahn von dem Hafenplatz Djibuti nach Abessinien, nach Harrar und Addis-Abeba begann. Als diese französische Gesellschaft sich nicht genügend kapitalskräftig zeigte, wollten die Engländer einspringen, um die Franzosen zu verdrängen. Indessen beeilte sich die französische Regierung, durch Gewährung einer jährlichen Zinsbürgschaft von 400 000 M. die Gesellschaft in den Stand zu setzen, die Bahn bis Harrar fertig zu stellen. Nach einem Abkommen zwischen Frankreich und Abessinien wird der ganze Verkehr nach Abessinien über Djibuti gehen und Frankreich auf alle Durchgangszölle und Abgaben verzichten. Auch sollen die französischen Dampfer, die durch das Rote Meer gehen, nicht mehr in Aden, sondern in Djibuti anlegen und Rußland daselbst eine Kohlenniederlage zugewiesen erhalten. Djibutis Handel hat bereits infolge des Verkehrs mit Abessinien großen Aufschwung genommen und die Engländer befürchten, daß nicht nur Zeila und Berber, sondern auch Aden dadurch beeinträchtigt werden. Englands Pläne nach der Vorherrschaft im nordwestlichen Afrika und im Roten Meer sind auf ein ernstliches Hindernis gestoßen. Der

Zweibund wird sich in Djibuti und darüber hinaus einen Stützpunkt schaffen, den die Engländer respektieren müssen. Auf dem Wege vom Kap nach Uganda begegnen die Engländer einem gewichtigen fremden Einfluß, den sie auch durch eine Bahn von Berber nach Harrar nicht leicht werden beseitigen können.

Verschärft haben sich auch im Persischen Meerbusen die Gegensätze zwischen Rußland und England. Vom Norden aus suchen die Russen, vom Süden aus die Engländer durch Verkehrsunternehmungen, Handelsbeziehungen und finanzielle Transaktionen ihren Einfluß in Persien auszudehnen, beide nicht ohne Erfolg. Rußland behauptet indessen seinen Vorsprung und steht im Begriff, mit Persien einen neuen Handelsvertrag abzuschließen, der den bisherigen einheitlichen persischen Eingangszoll von 5 % des Wertes auf 10 bis 20 % erhöht, für Waren aber, die vorzugsweise aus Rußland kommen, wie Petroleum, Mehl, Zucker, Kerzen, Seife ꝛc., den alten niedrigen Satz beibehält, sodaß die Meistbegünstigung formell nicht verletzt wird. Sollte England daran denken, aus Persien ein zweites Aegypten zu machen und über Persien wenigstens eine mittelbare Herrschaft auszuüben, so wird Rußland entschieden Einspruch erheben und selbst vor einem Zusammenstoß nicht zurückschrecken, den England im Hinblick auf Indien vermeiden muß. Vom europäischen Standpunkt aus ist im Interesse eines freien und ungehinderten Güteraustausches darauf hinzustreben, daß der nähere Orient in Gestalt der mohammedanischen Länder nicht unter die ausschließliche Herrschaft einer Macht gelangt, sondern, wenigstens so weit es sich um die Verkehrswege handelt, allen schiffahrttreibenden Völkern offen bleibt wie auf Grund internationaler Verträge der Suezkanal.

* * *

Die französische Nation besitzt vorzügliche Eigenschaften und hat ihre tüchtige Eigenart auch bei der Kolonisierung fremder Länder, wie z. B. in Kanada, bekundet. Indessen scheinen die modernen Franzosen ihre frühere Kolonisierungsfähigkeit beinahe verloren zu haben. Die Bevölkerung der Republik vermehrt sich nicht, ein Drang zur Auswanderung ist nicht vorhanden, der Franzose geht nicht gern in das Ausland. Obwohl die Kolonisierungsfähigkeit der Franzosen sich kaum mehr zeigt, so haben sie doch nach dem deutsch-französischen Kriege eine erstaunlich erfolgreiche Kolonialpolitik getrieben und sich durch Besitzergreifung des nördlichen Kongolandes, von Tunis, Indochina, Tonkin, Annam, Madagaskar u. s. w. ein Kolonialreich geschaffen, das annähernd 10 Millionen qkm mit 44,3 Millionen Köpfen umfaßt. Diese Kolonialpolitik war allerdings etwas kostspielig. In der Zeit von 1885 bis 1898 hat Frankreich für koloniale Zwecke nahezu eine Milliarde Mark aufgewendet. Nach einer amtlichen Statistik soll Frankreich allein für Algerien von 1830 bis 1887 abzüglich der Einnahmen gegen 3 Milliarden Mark verausgabt haben. Ist es eine kluge Politik, wenn ein Land für die Schaffung von Kolonieen so große Geldopfer bringt? Wer sich einseitig auf den geschäftlichen Standpunkt stellt, wird wie die deutsche so auch die französische Kolonialpolitik bekämpfen. Indessen erlangen unter Umständen viele Kolonieen einen hohen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Wert, der schließlich die gemachten Aufwendungen reichlich deckt. Algier hat den Franzosen eine Milliarde gekostet, aber es trägt ausreichende Zinsen. Diese aufblühende Kolonie hatte im Jahre 1899 eine Einfuhr

von 241 Mill. M. und eine Ausfuhr von 260 Mill. M., woran Frankreich mit mehr als $^4/_5$ beteiligt war. Die Erwerbung von Algier war ein glücklicher Griff; sie stärkte die Stellung Frankreichs im Mittelmeer, sie lenkte die Aufmerksamkeit der Franzosen auf Nordafrika überhaupt und führte schließlich zur Schaffung eines großen nordwestafrikanischen Kolonialgebietes, dessen politischer Wert und wirtschaftliche Bedeutung sich zwar ziffernmäßig nicht berechnen lassen, aber dem Anlagekapital Frankreichs reichlich entsprechen.

Frankreich will fortan die wirtschaftliche Erschließung auch der anderen Kolonieen nachdrücklich betreiben. Bisher hat die französische Kolonisationspraxis sich sehr abfällige Urteile gefallen lassen müssen. In der „Revue Blanche" verglich J. Erboville die demokratische Regierung, deren sich das Mutterland rühmt, mit dem willkürlichen Despotismus, der in den überseeischen Besitzungen Frankreichs waltet. Alle französischen Kolonieen seien der Schauplatz gewissenlosester Ausnützung. Allerwärts dränge man die Bewohner in die unfruchtbarsten Gegenden zurück und mache sie zu Leibeigenen, indem man sie zur Arbeit zwinge, ohne ihnen entsprechenden Lohn zu gewähren. Eine abscheuliche Klassenherrschaft bestehe in den französischen Kolonieen und diene schließlich dem Großkapitalismus. Der Eingeborene sei verloren und werde das Opfer der Behörden, die ihn mit Steuern, Zwangsarbeit und Militärdienst zu Grunde richten. Wo man dem eingeborenen Beamten noch etwas Macht lasse, geschähe es nur, um ihm die Ausbeutung seiner Landsleute zu erleichtern. Dabei dürfen die französischen Beamten, je despotischer sie auftreten, auf den Schutz der französischen Behörden rechnen. Nicht erheblich besser sei der französische Kolonist daran, den man durch glänzende Versprechungen anlocke. Nur wenn er vermögend genug sei, um bestechen zu können, dürfe er auf die Unterstützung der Behörden rechnen. Militär- und Zivilbehörden ständen sich fast überall feindselig gegenüber und die Unzufriedenheit sei groß. Anstatt daß die französischen Kolonieen in eine gedeihliche Entwickelung geleitet würden, dienten sie nur dazu, einzelne Unternehmer auf Kosten der Massen widerrechtlich zu bereichern oder aber der Herrschsucht und dem Ehrgeiz gewissenloser Angestellter Vorschub zu leisten. Auch Paul Leroy-Beaulieu hat wiederholt die zügellose Verschwendung und die völlige Ohnmacht der französischen Kolonialverwaltung angegriffen mit Hinweis darauf, daß die französischen Kolonieen im Jahre 1901 einen Zuschuß von nahezu 90 Mill. M. erforderten. Diese Zuschüsse sind allerdings beträchtlich. Doch darf man nicht übersehen, daß der Güteraustausch Frankreichs mit den Kolonieen von Jahr zu Jahr zunimmt und im Jahre 1899 sich bereits auf 850 Mill. M. belief. Wie E. Fallot in seinem Buche „L'Avenir Colonial de la France" hervorhebt, wendet sich auch das französische Kapital in steigendem Maße den überseeischen Besitzungen zu. In Algerien sollen allein im Weinbau 400 Mill. M. angelegt worden sein. Auch in Tunis arbeiten bedeutende französische Kapitalien. Allerdings sind in Algerien und Tunis die Verhältnisse besonders günstig und Frankreich wird daraus noch nach verschiedenen Richtungen hin Vorteile ziehen.

Im übrigen hat Frankreich mehr Kolonialbesitz aufgenommen, als es verdauen kann. Gleichwohl giebt es in der Republik gewisse Kreise, die nach einer noch weiteren Ausdehnung der französischen Kolonieen streben, zunächst durch Angliederung von Marokko, ferner durch Erweiterung Indochinas auf Kosten Siams, sodann durch Schaffung fester Stütz-

punkte in Syrien und Abessinien, durch ein Protektorat über die neuen Hebriden und nicht zuletzt durch Besetzung von Liberia. Diese französischen Kolonialpolitiker sind also noch immer nicht satt und denken an neue Erwerbungen, obwohl Frankreich in erster Reihe darauf bedacht sein muß, seine Kolonieen zu französieren. Denn allmählich erlangen die französischen Kolonieen die bedenkliche Eigenschaft wertvoller Kompensationsobjekte und könnten als solche im Fall eines großen, für die Franzosen unglücklichen Krieges die Begehrlichkeit anderer Mächte erregen.

* * *

Anläßlich der englischen Krönungsfeierlichkeiten waren in London die Premierminister der britischen Kolonieen erschienen und hielten unter Chamberlains Vorsitz eine Reihe von Besprechungen ab, die sich auf eine innigere Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Großbritannien und den Kolonieen bezogen. Leider sind darüber nur unzulängliche Mitteilungen in die Oeffentlichkeit gekommen. Indessen läßt sich aus diesen Andeutungen doch ersehen, daß die Besprechungen keineswegs so ergebnislos geblieben sind, wie es der größere Teil der Tagespresse aus Voreingenommenheit oder Bequemlichkeit hinzustellen beliebt. In den parlamentarisch regierten Staaten, aus denen das britische Weltreich besteht, können die Minister weder Entscheidungen treffen noch Beschlüsse fassen. Nirgends konnte man annehmen, daß als unmittelbares Ergebnis der ministeriellen Besprechungen ein größerbritischer Zollverband, wie ihn Chamberlain als das Ziel seiner Handelspolitik hingestellt hat, hervorgehen würde. Das ist nicht geschehen und konnte nicht geschehen. In der Hauptsache ist zu fragen, ob die Minister der britischen Kolonieen das Ziel Chamberlains im wesentlichen als das ihrige anerkennen und ob sie geneigt sind, Wege zu betreten, die zu diesem Ziele führen. Beide Fragen müssen wohl bejaht werden. In Bezug auf eine engere politische und militärische Gemeinschaft machten die Minister allerlei Vorbehalte, aber den engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß aller Teile des Reiches befürworteten sie, wie es scheint, einmütig. Das ist jedenfalls bemerkenswert. Ein größerbritischer Zollverband auf Grund von gegenseitigen Vorzugszöllen ist vorläufig nach den Andeutungen der englischen Blätter nicht in Aussicht genommen worden. England kann Vorzugszölle nicht gewähren, weil es nur Finanzzölle einhebt, und will neue Zölle als Vorbedingung für die Bewilligung von Sonderbegünstigungen an die Kolonieen nicht einführen. Dagegen haben die Kolonieen neue, in England günstig aufgenommene Vorschläge gemacht. Wie schon im 6. Heft Seite 916 erwähnt, plant man in Australien Vorzugszölle für britische, vielleicht auch für nichtbritische Waaren, soweit sie auf englischen Schiffen eintreffen. Im Anschluß an diese Absicht befürwortete Premierminister Seddon-Neuseeland Vorzugstarife für englische Waren, die auf englischen Schiffen eingeführt werden. Noch weiter geht eine englische Interessentenvereinigung, die in Uebereinstimmung mit der Navigationsakte aus dem 17. Jahrhundert den gesetzlichen Ausschluß fremder Schiffe vom Verkehr zwischen England und den Kolonieen verlangt. In letzterem Falle würde die englische Schiffahrt von anderen Staaten, auch von Deutschland, wo sie namentlich in Hamburg große Interessen hat, empfindliche Gegenmaßregeln befürchten müssen, während eine Vorzugsstellung der englischen Schiffahrt in Australien und den Kolonieen Repressalien

gegen England formell nicht begründet erscheinen läßt. England seinerseits will den Kolonieen entgegenkommen und zugleich seine eigenen Interessen fördern, indem es der heimischen Schiffahrt Staatsunterstützungen giebt, vielleicht so hohe, daß dadurch die Frachten auf ein Minimum herabgesetzt und in den betreffenden Verkehrsbeziehungen, also zunächst in den Schiffahrtsverbindungen zwischen England und den Kolonieen, die fremden Konkurrenten zurückgedrängt werden können. Man ist in England geneigt, reichliche Schiffahrtsunterstützungen zu bewilligen einmal im Interesse eines engeren Zusammenschlusses mit den Kolonieen und sodann zur Abwehr gegen die nordamerikanische Gefahr in Gestalt des Morganschen Schiffahrtstrustes.

Großbritannien und die Kolonieen stehen jedenfalls im Begriff, sich wirtschaftlich enger zusammenzuschließen. Wenn sie dabei langsam vorgehen, so lassen sie sich gewiß nicht von freihändlerischen Bedenken leiten. Ist doch der letzte Freihändler im Ministerum, der Schatzkanzler Hicks-Beach, zurückgetreten. Man wünscht in England Zollkriege zu vermeiden, man will wenigstens äußerlich im friedlichen Handelsverkehr mit den übrigen Staaten bleiben, da dieser Verkehr für das Mutterland vorläufig noch von größerer Wichtigkeit ist als der Güteraustausch mit den Kolonieen, man sucht dabei Differenzialzölle zu vermeiden und auf einem anderen, auf dem angedeuteten, formell von den übrigen Staaten nicht zu beanstandenden Wege dem gemeinsamen Ziele näher zu kommen.

Die größerbritischen Zollverbandsbestrebungen sollten nicht unterschätzt werden, sie sind in England entstanden seit der Erschütterung der Monopolstellung der englischen Industrie auf dem Weltmarkt, seit dem Emporkommen der deutschen und nordamerikanischen Konkurrenz, sie wurden den Kolonieen suggeriert und bezweckten eine Erschwerung und Zurückdrängung der fremden Konkurrenz auf den Märkten des britischen Weltreiches. Um diese Bestrebungen zu verwirklichen, müssen die Kolonieen dauernd dafür gewonnen werden. Das zu bewirken, ist Aufgabe der großen Kapitalsmacht England.

Unter denjenigen Männern, die Gelegenheit hatten, heidnische Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen, findet man häufig abfällige Meinungen über die Berechtigung und den Nutzen der christlichen Missionsthätigkeit. In der That hat sich das Treiben einer Anzahl von Missionaren unsympathisch und zuweilen geradezu kulturschädlich gezeigt, namentlich da, wo sie eigennützige Nebenabsichten irgend welcher Art bekunden. Auch die Streitigkeiten unter den Missionären der verschiedenen christlichen Bekenntnisse sind bedauerlich. Indessen darf man über diese Schattenseiten nicht vergessen, daß durch die Vor- und Mitarbeit der christlichen Missionsthätigkeit die heidnischen Völker nicht nur sittlich, sondern auch wirtschaftlich erzogen werden. Wären sie glücklich inmitten ihrer Unkultur, unter der Tyrannei der Starken, erfreuten sie sich der Rechte, Sicherheiten und Freiheiten wie die Angehörigen christlicher Staaten, so würde die Notwendigkeit christlicher Missionsthätigkeit nach mancher Richtung hin bestritten werden können. Allein diese Voraussetzung trifft bekanntlich durchaus in den wenigsten Fällen zu. Unter den heidnischen Völkern bestehen größtenteils so unerträgliche Zustände, daß die christliche Missionsthätigkeit geradezu als Erlöserin erscheint. Mit den Mitteln der modernen Kultur, mit Zivilisation, Aufklärung und Humanität, wird man die kulturfeindlichen Geister der Heidenwelt niemals bannen können. Die Neger lassen sich die Wohlthaten der Kolonialmacht: Schaffung von Ruhe und Ordnung,

Verbürgung des Friedens u. s. w. gern gefallen, halten aber an ihrem finsteren Glauben offen oder insgeheim fest, bleiben bedürfnislos und sind zur Arbeit schwer heranzuziehen. Gegen die Einführung einer Arbeitspflicht bestehen mannigfache Bedenken. Hier kann wirksam allein die christliche Missionsthätigkeit eintreten. Das hat auf dem Provinzialmissionsfest in Langensalza Mitte Juni Amtsrichter Busse aus Bleicherode in einem Vortrage über die Mission vom kolonialpolitischen Gesichtspunkt aus sehr eindringlich nachgewiesen, und er hat den Satz aufgestellt, daß die Erziehung des Negers zur Kultur und Arbeit nur durch das Christentum bewirkt werden kann. Nur wenn das Seelenleben des Negers mit christlichen Anschauungen erfüllt wird, tritt sein Handeln, Empfinden, Thun und Denken unter den Gesichtspunkt der Verantwortlichkeit gegen Gott. Er erhält ein sittliches Pflichtenbewußtsein, empfindet als Christ: Mensch sein heißt ein Kämpfer sein und erhebt sich an den christlichen Idealen. Allein auf christlichen Grundsätzen läßt sich ein Staatswesen gesunder Art aufbauen, wie ein Blick auf die vorgeschrittenen nichtchristlichen Länder mohammedanischer und buddhistischer Religion zeigt. In einem christlichen Staat sind die Bürgschaften für Leben, Eigentum, Freiheit, Ehre und Wohlfahrt des Einzelnen die Säulen des Staatsgebäudes. Ein christlicher Neger kennt den Fleiß, die Ordnungsliebe, das Wohlthun seinem Nächsten gegenüber als Pflichtengebot. Nur sein Glaube an den christlichen Gott wird ihn den Kampf mit den Mächten des Aberglaubens und der finsteren Despotie bestehen lassen. Auf christlicher Grundlage kolonisierten einst erfolgreich auch die deutschen Ordensritter. Eine ersprießliche Kolonialpolitik läßt sich nur mit Hilfe christlicher Missionsthätigkeit durchführen. Diese christliche Missionsthätigkeit in den Kolonieen und an heidnischen Völkern hat ein Anrecht darauf, von den Kulturstaaten gefördert zu werden, mögen selbst, wie unter allen menschlichen Verhältnissen, auch unter den christlichen Missionären Elemente sich befinden, die keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen.

Wehe dem Volke, dessen Reichtümer steigen, während die Menschen sinken!

Fr. A. Lange.

Die Wünsche des Volkes, die selten auf gründlicher Forschung beruhen, oder aus etwas anderem als ihren augenblicklichen Empfindungen hervorgehen, stimmen selten mit echter Politik und wahrem Vorteil überein.

Washington.

Nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruht eines Volkes Fortdauer und Name, sondern auf der Unfilgbarkeit seines Volkscharakters.

Joh. v. Müller.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Schulwesen. — Nordamerika. — Deutsche Postanstalten im Auslande.

Schulwesen. Nach den Angaben des Direktors Müller von der Deutschen Schule in Antwerpen in seinem Werk „Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Ausland" und in anderen Veröffentlichungen bestehen außerhalb des deutschen Sprachgebietes und außerhalb der nordamerikanischen Republik mehr als 200 deutsche Auslandsschulen, die von mehr als 30 000 Kindern besucht werden. Die deutschen Auslandsschulen lassen sich in sechs Gruppen scheiden: 1. Die deutschen Schulen außerhalb des Reiches und innerhalb des deutschen Sprachgebietes, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz. Eine Förderung dieser Schulen von reichsdeutscher Seite kann nur auf Verlangen der Interessenten und nur im Wege freier Vereinsthätigkeit erfolgen. 2. Die deutschen Schulen in Europa außerhalb des deutschen Sprachgebietes in jenen größeren Städten, wo Deutsche ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit in größerer Anzahl wohnen. Diese Schulen zeigen eine sehr ungleichartige Entwickelung, sie sind zahlreicher und besuchter in den romanischen Ländern und finden sich nur vereinzelt in den stammverwandten nordischen Ländern. Hier ist die Reichsunterstützung erwünscht. 3. Die deutschen Schulen in überseeischen Kulturländern, wo eine starke Einwanderung große deutsche Bevölkerungskreise geschaffen hat, wie in Nordamerika. Hier können die Deutschen aus eigener Kraft sich deutsche Schulen und deutschen Unterricht sichern, ein Zuschuß des Reiches ist nicht erforderlich und wird auch nicht verlangt. 4. Die deutschen Schulen in überseeischen Ländern mit beginnender Kultur und ansehnlicher deutscher Einwanderung, wie in Brasilien, Argentinien und Australien. Hier sind Reichszuschüsse notwendig, da die Deutschen nicht über die erforderlichen Mittel verfügen, um aus eigener Kraft ihren Nachwuchs dem deutschen Volkstum durch deutsche Schulen zu erhalten. 5. Die deutschen Schulen in Ländern mit exotischer oder fremder Kultur, wie im türkischen Asien, in Südafrika, Chile, Paraguay, Peru, Mexiko, Uruguay, Venezuela, China u. s. w. Hier sind in der Regel reichsdeutsche, vielfach bemittelte Elemente bestrebt und auch in der Lage, ihr Schulwesen ausreichend auszugestalten im Interesse ihrer ganzen nationalen, sozialen und wirtschaftlichen Stellung. Reichszuschüsse erscheinen hier nicht immer notwendig, sind aber an einzelnen Stellen zweckmäßig. 6. Die deutschen Schulen in den Schutzgebieten. Dafür zu sorgen ist Aufgabe der Reichsregierung. In Heft 4 der Schriften des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande u. d. T. „Die deutschen Schulen im Ausland" (Berlin 1902) giebt Dr. Ernst Kapff einen kurzen Ueberblick über die deutschen Auslandsschulen, die er nach anderen als nach den angedeuteten Gesichtspunkten einteilt, über ihre Organisation, Finanzleistungen und Lehrpläne und macht einige Vorschläge zur Unterstützung dieser Auslandsschulen im Sinne der Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Schulvereins. Wie er beiläufig mitteilt, erhalten gegenwärtig annähernd 70 deutsche Auslandsschulen einen Zuschuß vom Reich, der 300 000 M. ausmacht. Ein volles Zehntel entfällt davon auf die deutsche und schweizerische Schule in Konstantinopel.

Nach seinem neuesten Jahresbericht hat der Allgemeine deutsche Schulverein im Jahre 1901 insgesamt 86 000 M. Unterstützungen an deutsche Schulen im Auslande gezahlt, davon 34 000 M. an deutsche Schulen in Böhmen, Mähren und Schlesien, 8000 M. für Nieder- und Oberösterreich, 14 000 M. für Tirol, 6000 M. für Galizien und Bukowina, 9000 M. für Ungarn und Siebenbürgen und je 4000 M. für deutsche Schulen in anderen europäischen sowie außereuropäischen Ländern. Zunächst ersieht man daraus, daß die Mittel des Allgemeinen deutschen Schulvereins noch nicht sehr erhebliche sind, und daß seine Thätigkeit eine nicht annähernd so umfangreiche ist, wie seine slavischen und magyarischen Feinde behaupten. Mit Recht tritt der Schulverein in der Hauptsache da ein, wo es sich um deutsche Schulen innerhalb des deutschen Sprachgebietes, um die Unterstützung deutscher Volksgenossen im Kampf ums Dasein gegenüber anderen Nationen handelt, wo aus politischen Gründen ein Reichszuschuß unzulässig erscheint, wo allein die freie Vereinsthätigkeit erwünscht, aber auch geboten ist. An deutschen Schulen außerhalb des deutschen Sprachgebietes wie außerhalb Europas gewährt der Allgemeine deutsche Schulverein nur ausnahmsweise und nur geringfügige Unterstützungen, dort wird und kann in der Regel das Reich entsprechende Zuschüsse leisten. Von Jahr zu Jahr hat der Allgemeine deutsche Schulverein an Mitgliedern gewonnen. Er zählt gegenwärtig in 281 Ortsgruppen rund 33 000 Mitglieder und vereinnahmte 1901 insgesamt 180 000 M.

Staatlich anerkannt wurden im Gebiet der Türkei insgesamt 19 deutsche Schulen und zwar in Konstantinopel (Realschule und höhere Mädchenschule), in Jedikuli, Karagatsch bei Adrianopel, Haidar Pascha und Eskischehir (letztere drei Eisenbahnschulen), in Smyrna (Mädchenschule des Kaiserswerther Diakonissenhauses und Knabenschule), in Jerusalem (deutschevangelische Gemeindeschule und katholische Mädchenschule), Jaffa, Bethlehem, Bet Sabur, Hebron und Bet Dschala, in Beirut (Kaiserswerther Mädchenschule), endlich die Templerschulen in Jaffa, Sarona und Haifa.

Nordamerika. Im Mai-Heft (S. 295) wurde hervorgehoben, daß unter den 76,4 (nicht, wie der Druckfehler sagte, 46,4) Millionen Bewohnern der Union sich nach der Volkszählung von 1900 rund 10,4 Millionen = 14 Proz. fremde Staatsangehörige befinden. Es handelt sich nicht um fremde Staatsangehörige, sondern nur um Personen, die im Auslande geboren sind. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit erwerben die meisten Einwanderer das nordamerikanische Bürgerrecht. Bekanntlich verlieren die Deutschen ihre Staatsangehörigkeit nach zehnjährigem Aufenthalt im Auslande. Will man die Zahl der deutschen Reichsangehörigen in Nordamerika ermitteln, so können also nur die Auswanderer seit 1891 in Betracht kommen. In dem letzten Jahrzehnt wanderten 450 000 Reichsdeutsche nach Amerika aus. Auch von diesen Auswanderern dürfte ein sehr großer Teil bereits das nordamerikanische Bürgerrecht erworben haben, so daß die Zahl der deutschen Reichsangehörigen in der Union nur verschwindend gering ist gegenüber den Bewohnern deutscher Herkunft, die auf 10 bis 12 Millionen Seelen geschätzt werden.

Deutsche Postanstalten im Auslande. Ende 1900 bestanden in den deutschen Kolonialgebieten 75 Postanstalten, davon 23 in Ostafrika, 32 in Deutsch-Südwestafrika, 5 in Kamerun, 2 in Togo, 5 in Deutsch-Guinea, 1 auf den Marschall-Inseln, 3 auf den Karolinen-Inseln, 1 auf Samoa, 1 in Tsingtau. Außerdem besitzt Deutschland in solchen fremden Staaten, die mit ihm im Güteraustausch stehen, ihren heimischen Postdienst aber noch nicht genügend organisiert haben, eigene Postanstalten, insgesamt 23, wovon 7 in der Türkei, 8 in China und 8 in Marokko. Das älteste deutsche Postamt befindet sich in der Galatavorstadt von Konstantinopel. Es wurde 1871 begründet, gilt dort auch in nichtdeutschen Kreisen als das zuverlässigste, wird auch von solchen fleißig benützt und hat so großen Aufschwung genommen, daß bereits zwei Zweigstellen eingerichtet werden mußten. Auf Wunsch der deutschen Templerkolonieen wurde 1898 ein deutsches Postamt in Jaffa und Anfang 1900 weitere deutsche Postämter in Beirut, Jerusalem und Smyrna eingerichtet. Die neuen Postämter erfreuen sich des lebhaftesten Verkehrs. Außer dem Deutschen Reiche haben in Konstantinopel auch Oesterreich-Ungarn, England, Frankreich und Rußland eigene Postämter. Selbstverständlich vermitteln diese fremden Postämter in der Türkei nur den Briefverkehr mit europäischen Ländern. Der Verkehr mit dem Inlande bleibt der türkischen Post vorbehalten. Alle Bemühungen türkischer Kreise, die

fremden Postämter zu beseitigen und die türkische Post als ausreichenden Ersatz an ihre Stelle zu setzen, waren bisher erfolglos. — Noch reicher an deutschen Postanstalten ist China, wo gegenwärtig in Shanghai, Hankau, Kiautschou, Peking, Tientsin, Tonking, Tschifu und Futschau deutsche Postanstalten im Betriebe stehen. Das Postamt in Shanghai hatte von Anfang an auch in den Kreisen anderer Nationen eine günstige Aufnahme gefunden, so daß sich sein Verkehr in wenigen Jahren erheblich steigerte und umfangreichere Räume nötig machte. Das Postamt konnte mitten im Geschäftsviertel der Stadt untergebracht werden und erfreut sich steter Verkehrssteigerungen. Die Verbindungen mit Europa wurden verbessert, so daß nach Vermehrung der deutschen Dampferverbindungen und im Verein mit den englischen und französischen Dampfern alle vier bis fünf Tage eine Beförderungsgelegenheit für Briefe benutzt werden kann. — Seit Ende 1899 bestehen auch in Marokko deutsche Postanstalten und zwar in Tanger, Casablanca, Barache, Mazagan, Mogador, Rabat, Safft und Marrakesch. Inzwischen sind noch weitere Postagenturen in Fes, Alkassar und Meknes eröffnet worden. Die deutschen Kaufleute in Marokko hatten es seit Jahren als eine Zurücksetzung empfunden, ausschließlich auf die an allen wichtigen Orten bestehenden fremden Postanstalten angewiesen zu sein, obwohl die deutsche Flagge in allen marokkanischen Häfen nächst der englischen am meisten vertreten und die deutschen Interessen in steter Zunahme begriffen waren. Diesen Wünschen hat die deutsche Reichspostverwaltung endlich entsprochen. In der kurzen Zeit ihres Bestehens haben die deutschen Postanstalten auch bei den fremden Staatsangehörigen Marokkos großes Vertrauen erworben und die Erwartungen weit übertroffen, die bei ihrer Gründung gehegt wurden. Da Marokko weder Eisenbahnen noch Posten besitzt, können die deutschen Postanstalten den Binnenverkehr unter sich nicht ausschließen. Zwischen Tanger und den übrigen Orten mit deutschen Postanstalten vermitteln deutsche Botenposten den Briefverkehr. Dabei entwickeln die Fußboten eine ganz außerordentliche Schnelligkeit, sie legen die Strecke Tanger-Mogador (680 km) in $7^1/_2$ Tagen zurück.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

XII.

Richard Voß, Allerlei Erlebtes. — Derſ., Römiſches Fieber. — Wilhelm Holzamer, Peter Nockler. — Friedrich Huch, Peter Michel. — Richard Nordmann, Ein Komteſſenroman. — Edela Rüſt, Die Baronſche. — Rückblick.

Was einer werden kann, das iſt er ſchon. Friedrich von Hardenberg hat dieſes Wort, wenigſtens in ganz ähnlicher Form, ausgeſprochen, aber es wird meiſt Friedrich Hebbel als Eigentum zugeſchrieben. Es ſtieg mir auf und ward mir Begleiter vor einem Buche, in dem Richard Voß allerlei aus ſeinem Leben erzählt — dieſer Dichter, der im letzten Grunde „ſchief“ iſt, zu deſſen mächtigen Schwungfedern — um ein Jean Paulſches Bild zu gebrauchen — die Lenkfedern, die pennae rectrices, nicht im richtigen, abgemeſſenen Verhältnis ſtehen, der oft mit Bewunderung erfüllt, nie aber mit köſtlicher Sicherheit und Vertrauen. Man weiß nie, welche Seitenſprünge er im nächſten Augenblick machen wird. Das iſt bei ihm ein Ueberſchuß an Phantaſie. Er erkennt es ſelbſt. Zu den Erinnerungsblättern, die er unter dem Titel „Allerlei Erlebtes“ kürzlich bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart erſcheinen ließ, hat er ein Märchen als Vorwort geſchrieben. Einem mühſeligen Menſchenpaar wird ein Sohn geboren, zu deſſen Taufe als ungebetene Gäſte die elende Frau Sorge und die troſtloſe Maid Enttäuſchung erſcheinen. Da ſucht der Vater ſo lange, bis er noch andere Paten findet: und mit ihm tritt an die Wiege die ſtrahlende Dame Phantaſie und ihr Bruder: der Glaube an ſich ſelbſt. Das Kind wächſt heran; ein ſchaffender, duldender Künſtler wird aus ihm, den über alle Enttäuſchungen die Phantaſie und der Glaube an ſich ſelbſt hinwegträgt. Aber mit der Zeit wird er müde. Und einſt ſieht er, wie die Menge einem leuchtenden Jünglinge Kränze windet — einem Jüngling, der eine neue Kunſt ſchuf. Und der alte Künſtler begreift, daß er ſelbſt und die anderen alten Künſtler tot ſind. Da ſtirbt der Glaube an ſich ſelbſt in ſeiner Seele, und die dreifach abſcheuliche Todſünde des Neides zieht dafür ein. Dadurch wird der einſt Gottbegnadete ein Gottverlaſſener. Er geht ſtill aus der Welt.

Dieſes merkwürdige „Märchen“ mag ſich jeder nach Gutdünken auslegen. Es fällt übrigens ganz aus dem Rahmen der übrigen Plaudereien. Da erzählt Richard Voß von ſeinen Erſtlingswerken. Wie er Landwirt werden ſollte, wie der große Krieg dazwiſchen kam, wie er als Krankenwärter dem ſiegreichen Heere nachzog und die Schlachtfelder von der Saar bis zur Loire ſah, daß vor all dem Furchtbaren ſein Herz erſtarrte. Und ſein erſtes Buch war der entſetzte Schrei einer Menſchenbruſt über die Möglichkeit

eines Krieges in unserer Zeit. „Visionen eines deutschen Patrioten" hieß das Werkchen. Es ward verboten. Und Richard Voß sieht jetzt selbst ein, daß man recht hatte. Damit war aus dem Landwirt der Schriftsteller geworden, der nun ewig zu kämpfen hatte gegen sein „eigenes, seltsames, phantastisches Ich, gegen die düstere und leidenschaftliche Art seiner Begabung". Unter diesen Kämpfen, sagt Voß, wurde er „der müde Mann", den man aus den traurigen und trostlosen Phantastereien der „Scherben" kennt. Er erzählt weiter von seinen Schreibtischen: dem in der Villa Falconieri, dem in Bergfrieden (Berchtesgaden) und dem auf der Saletalp; er erzählt vom Vorbild seiner „Alexandra"; erzählt, wie er Bibliothekar der Wartburg wurde und wie viel schöne Stunden er mit Carl Alexander von Weimar verbrachte.

Es ist schade, daß diese Erinnerungen nicht eine andere Form gefunden haben. Ich möchte fast sagen, sie seien zu gut geschrieben. Sie sind feuilletonistisch zurecht gemacht, aufgestutzt — der naive Leser soll etwas davon haben. Die verteufelte schriftstellerische Routine hat das Buch um sein Bestes gebracht. Man erwartet nach dem Vorwort Beichten aus einem Dichterleben, und man findet glänzende, besonders mit schönen Naturschilderungen durchsetzte Feuilletons. Dabei springt für den Litterarhistoriker und Psychologen so gut wie gar nichts heraus. Das Wichtigste verbirgt sich fast in Nebensätzen. Von den inneren Kämpfen, dem Ringen und Schaffen hört man wenig, eigentlich überhaupt nichts; von dem äußeren Drum und Dran dagegen ziemlich viel. So erzählt Voß wohl, welchen Ausblick man von seinen verschiedenen Schreibtischen hat; nicht jedoch von den Werken, die daran entstanden. Das hat wohl noch einen tieferen Grund, als die Rücksicht aufs liebe Publikum. Richard Voß, der so oft Preisgekrönte, der so viel laute Erfolge errungen, mag an sich auch die bösen Stunden erfahren haben, die keinem Künstler erspart bleiben und die doppelt stark den Alternden bedrängen, der eine andersgeartete Jugend neben sich aufstehen und siegen sieht. In diesen bittren Stunden stirbt wie im „Vorwort-Märchen" der Glaube an sich selbst. Und über den Erinnerungen liegt eine tiefe Resignation. Da schreibt Voß wohl von den Schreibtischen, weil er sich sagen mag: Was soll ich euch von den Werken schreiben, die doch vergessen sind oder in kurzem vergessen werden? Wie lange dauert denn noch die ganze Herrlichkeit? Wen interessiert das in einer Welt, die längst anderen Göttern folgt? Aber Voß hat unrecht: der Glaube, auch *sein* Glaube stirbt nicht, er schläft nur bisweilen. Und Dichterherzen sind immer so, wie die Herzen der übrigen Menschenkinder nur in des Lebens höchster Zeit: auf das Zu-Tode-Betrübtsein folgt das himmelhoch Jauchzende, auf das Gefühl der Schwäche das herrliche Gefühl der Schöpferkraft. Richard Voß der Verzagte hat uns von seinen Schreibtischen geredet; Richard Voß der Dichter wird uns in besseren Stunden von seinen Werken, von seinem Schaffen erzählen. Nicht von dem Unzähligen, was er veröffentlicht hat, aber von dem Besten, was ihm gelungen ist.

Von dem Besten . . . Ueberschlägt man die lange Reihe seiner Schriften, so fällt es schwer, einzelnes namhaft zu machen. Fast überall die glänzende Darstellungsgabe, fast überall auch das zerstörende phantastische Element. Aber wenn ich meinem Gedächtnis trauen darf, so sind mir von seiner erzählenden Prosa ein paar „Römische Dorfgeschichten" das Liebste, dann der „Michael Cibula" und ein kleines, in irgend einem Engelhornband versteckes, süß-wehes Novellchen „Lala". Und ganz grandiose Partieen

hat „Dahiel der Konvertit". Hat man das gelesen, so kennt man den ganzen Richard Voß, wenigstens den Erzähler. Man muß es ihm lassen, daß er trotz seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit sich fast immer auf einer respektablen Höhe hält. Er ist zu sehr Dichter, um sich je so ausschreiben zu können, wie die ebenso schnell arbeitenden Romanschriftsteller, selbst die berühmten. Und man merkt seinem letzten Werke durchaus nichts von Ermattung und Ermüdung an.

„Römisches Fieber" heißt dieses Werk; 's ist ein Roman von fast 500 Seiten (Stuttgart 1902, Deutsche Verlagsanstalt). Ein waschechter Voß! Auch darüber könnte das Wort stehn: Was einer werden kann, das ist er schon. Dieser Dichter hat ja nie — außer am Anfang seiner Laufbahn — überrascht. Er zeigte immer dasselbe Gesicht, wenn es auch ruhiger geworden ist. Das ist Lob und Tadel zugleich. Es zeugt von der Echtheit und Begrenztheit seines Talentes, das — um zum zweiten Male Jean Paul zu zitieren — in jedem neuen Buche die Ruhe sucht, die es im vorhergehenden nicht hat finden können.

Vor Jahren hat Richard Voß den Roman der „neuen Römer" geschrieben; das „Römische Fieber" ist eigentlich der Roman der „alten Römer". Nicht der historischen, sondern jener „Romsüchtigen", die nicht mehr von Rom los können, die sich an Rom berauschen, nirgends mehr leben wollen und können, alle Fremden für Eindringlinge halten, nur Römer noch sein wollen. In Peter Paul und Signorina Rica, der Berliner Geheimratstochter mit dem gütevollen Herzen und den vielen Schrullen, hat Voß zwei Prachtexemplare dieser alten Römer geschaffen, denen sich das Münchner „Glöcklein" würdig anschließt, das allerdings fast bis an die Karrikatur herangeführt ist. Eine Reihe ausgezeichnet erfaßter Gestalten tritt neben die drei, und vor allem: auch in dieses Buch sind jene farbensatten, glutvollen Schilderungen römischer Landschaft eingestreut, die allein genügten, wenn das noch nötig wäre, um das Dichtertum ihres Schöpfers zu erweisen. In diesen Schilderungen kommt niemand mit Voß mit. Ich halte es für sehr bezeichnend, daß im Gegensatz zu der älteren Poetengeneration die jüngere absolut keine Sehnsucht nach Italien hat. Aber wenn man die Vossischen Schilderungen liest, kann einen diese Sehnsucht überfallen.

Mit Freuden also würde man das „Römische Fieber" in viele Hände wünschen, wenn .... ja, wenn es eben kein Roman wäre. Doch was das Buch zum Roman macht, die Fabel, das ist eigentlich nicht mehr diskutierbar, das ist wildeste Romantik. Es mag ja sein, daß in Rom nichts unglaublich ist, wie Voß behauptet. Aber wir leben und lesen im „grauen Germanien" anno 1902, und was zu viel ist, ist zu viel. Je weiter man sich in den Roman hineinliest, um so öfter schüttelt man den Kopf über den geheimnisvollen Zusammenhang der Fürstin Romanowski und der armen Malerin Prisca, über den aus einem Eugen Sueschen Roman entsprungenen Priester Benedetto und über manches andere. Schade, sehr schade ... Aber bei Voß ist man allmählich darauf gefaßt. Natürlich auch auf die tieftraurige Schlußüberrumpelung. In „Allerlei Erlebtes" spricht Voß selber mit halber Ironie von den „gräßlichen, echt Vossischen" Ausgängen — da kann ich mir die Worte sparen. —

Was sonst an Büchern vorliegt, ist junges Gewächs. Fast alles Erstlinge — kein Meisterwerk darunter, aber manches, was viel verspricht. Die „Geschichte eines

Schneiders" hat Wilhelm Holzamer in „Peter Nockler" geschrieben (Herm. Seemanns Nachflg., Leipzig 1902). Es könnt' wohl einst ein guter Erzähler aus ihm werden. Er ist es noch nicht, ob er auch schon mehr Saft und Kraft in seiner Sprache hat, als viele andere. Den Kritiker wird das Werkchen nachdenklich stimmen. Nicht gerade aus sich selbst heraus, aus eigener Kraft. Interessant ist es nur, den Fäden nachzuspüren, die es mit seinem Schöpfer verbinden. Es kam mir bei der Lektüre hin und wieder vor, als ob es nicht ganz echt sei.

Man wundert sich gleich über den Stoff. Wilhelm Holzamer, der junge Poet, nimmt sich einen Schneider zum Helden, einen Mann, der weder an Geist noch Schicksalen noch Leidenschaft den Durchschnitt überragt, der nur Eins, allerdings das Beste, hat: verzeihende duldende Liebe, ein gütevolles, alles verstehendes Herz. In gütiger Geduld besteht sein Heldentum. Er wird mehr geschoben, als er schiebt; fast scheint es, als hätte er kein Blut in den Adern. Neben der heißen, köstlichen Elise steht er wie ein blöder Schäfer. Kein Wunder, daß sie nach heißem Tanz ihm untreu wird und dem Dorfdonjuan in die Hände fällt. Man versteht das so gut, daß man den Peter, der danach still sein Bündel schnürt, kaum bemitleidet, sondern beinah sagt: geschieht dem Stockfisch ganz recht! Die Verführte trägt bald ein Kind unterm Herzen, und da sich alles von ihr abwendet, kommt sie in ihrer Not und Verzweiflung zu Peter Nockler zurück: er soll sie wieder ehrlich machen. Er heiratet sie auch, erzieht das fremde Kind als sein eigenes und übertrifft sich selbst der Elise gegenüber an Güte und Edelmut.

Das kann gewiß menschlich sehr groß sein. Aber daß es groß ist, davon überzeugt die Darstellung Holzamers nicht. Der Peter Nockler hätte dazu von vornherein bedeutender angelegt sein müssen. So hat man manchmal den Eindruck: der Schneider ist ein guter dummer Kerl, ders nicht so genau nimmt und eben ausißt, was andere eingebrockt haben. Dabei ist dann weiter nichts Besonderes und nichts, was zu einem Tusch Anlaß gäbe. Auch mit der Elise erreicht Holzamer nicht, was er will. Daß sie gerade unter der Güte des Mannes so furchtbar leidet, so selbstquälerisch wird und schließlich hinwelkt und stirbt, das erscheint übertrieben. Diesem derben Bauernmädel von gesunder Sinnlichkeit glaubt man es nicht recht. In diesen beiden Gestalten ist also etwas Unorganisches: es ist etwas auf sie aufgepfropft, etwas Fremdes, was sie nach ihrer ersten Anlage nicht tragen können. Menschliche Vorbilder mögen ihnen, dem Nockler besonders, gewiß zu Grunde liegen. Aber Holzamer hat sie zu hochgeschraubt. Das ist es, was keinen rechten Glauben an sie aufkommen läßt.

Weit wichtiger erscheint mir etwas anderes. Nämlich, für einen jungen Poeten ist der Peter Nockler, wie mich bedünken will, ein immerhin wunderliches Ideal. Eben ein Ideal des Alters, keins der Jugend. Das ist bedenklich. Hat Holzamer sich nur im Stoff vergriffen? Hat er dieses „Ideal" deshalb nicht ganz herausgebracht? Kann er nicht überzeugen, weil das Buch eben nicht innerlich erlebt, sondern nur schriftstellerisch gewollt ist? Mit einer gewissen leisen Ueberlegenheit scheint es hier und da geschrieben; etwas Gewollt-gütiges ist darin. Deshalb fragt' ich mich, ob das Werkchen ganz echt sei. Den „Peter Nockler" in der stillen menschlichen Größe, die Holzamer nicht ganz glaubhaft macht, hätte Wilhelm Raabe schaffen können; den Peter Nockler, der eben alles laufen läßt, weil es „ein zu

weites Feld" ist, den hätte Fontane auf die Beine stellen sollen. Holzamer jedoch setzt sich zwischen zwei Stühle: er ist noch nicht tief, nicht reif, nicht weise und milde genug, um aus unscheinbarer Hülle das reinste und schönste Menschen- und Heldentum leuchten zu lassen, und er will doch den Kranz und die Gloriole loswerden und erhöht seinen „Helden" mit Gewalt, anstatt ihn Fontanisch laufen zu lassen.

Nein: wenn es schon ein Roman sein soll, dessen Träger nur sein Herz in die Wagschale zu werfen hat, so lob' ich mir den „Christian Lammfell" unseres alten guten Holtei, dieses heimatliche Bild des Friedens, dem ja die geistige Höhe fehlt, das aber doch eine ganz andere Dichtung ist, als der Peter Nockler, und in seinen ersten Teilen mit zum Besten gehört, was die erzählende Prosa des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland hervorgebracht hat.

Erfreulich ist an dem Holzamerschen Buche, daß ein junger Poet, statt verrückten Genietypen nachzujagen und seine Helden zu Stabstrompetern Nietzsche'scher Herrenmoral zu machen, sich zu einem Schneider herabbeugt, der nur durch sittliche Eigenschaften groß ist. Das könnte fast wie ein Widerspruch zu dem oben Gesagten klingen, ist es aber nicht. Ohne daß dieser Effekt wohl beabsichtigt war, ist der Peter Nockler ein Protest gegen Nietzsche; ein Protest, der aus den Reihen der jüngsten Modernen kommt.

Man wird danach abwarten müssen, ob diesem Erstlingsbuch reifere Früchte folgen. Erstlingsbücher von Schriftstellern, die Bedeutung erlangen, sind fast immer Beichten. Und daß der „Peter Nockler" keine ist oder keine zu sein scheint, macht mich eben stutzig. Aber die Hoffnung soll deshalb nicht aufgegeben werden, daß Holzamer sich emporringt. Er ist Schullehrer in Hessen. Das ist eine Gefahr. Denn ob mir auch der ganze Lehrerschriftstellerbund auf den Kopf kommt, es muß einmal ausgesprochen werden, daß der Volksschullehrer, wenn er sich auf die Litteratur wirft, in den meisten Fällen gemeingefährlich ist und mit Prätensionen auftritt, die ja wohl in seiner Schulstube am Platze sind, nicht aber in der litterarischen Arena. Mit einer immerhin doch meist gekappten Bildung kann man in den Bildungskämpfen der Gegenwart nicht gut Führer sein. So rühmlich es ist, wenn die Herren neben ihrem schönen und schweren Beruf, dessen treue Erfüllung ihnen ein Recht auf unsere unbegrenzte Hochachtung giebt, auch schriftstellerisch noch in patriotischer oder religiöser Richtung wirken, — so unglücklich nehmen sie sich meistens aus, wenn sie in moderne Strömungen geraten. Man könnte lange über das Thema reden — es genügt vielleicht, wenn man auf den augenblicklich berühmtesten Lehrer-Schriftsteller, den Hamburger Otto Ernst verweist. Das ist ein Mustereexemplar. Zu all den andren Hoffnungen wollen wir also noch die eine aussprechen, daß Wilhelm Holzamer sich durch seinen mühseligen Beruf nicht plattdrücken läßt, nicht den Katheberhochmut bekommt, sondern ein Herz voll Demut behält. Dann mag man später noch Erfreuliches von ihm hören.

Einen stärkeren litterarischen Erfolg als der „Peter Nockler" hat ein Roman von Friedrich Huch: „Peter Michel" gehabt (Alfred Janssen, Hamburg). Von Türmen und Türmchen schollen die Lobchoräle. „Wer da sagt, Wilhelm Raabe sei alt geworden," urteilt derselbe Holzamer, der die Schneidergeschichte schrieb, — „da ist ein Nachfolger, der ist neu." Rainer Maria Rilke, ein begabter Lyriker, behauptet, er wisse sich keines Buches, ja nicht einmal eines Erlebnisses zu erinnern, das ihm Eindrücke von

solcher Stärke vermittelt hat wie der „Peter Michel". (Wie wenig muß der Mann erlebt haben!) Andere reden von dem Buche als dem ersten wahrhaft humoristischen Roman der jungen Litteratur; wieder andere nennen das Werk übereinstimmend „im besten Sinne deutsch". Und auch Ferdinand Avenarius, den ich allerdings für den gefährlichsten litterarischen Gefühlsverwirrer halte, lobt, so weit ihm das möglich ist, sehr.

Das macht neugierig, und so hab' ich vor vielen Monaten das Buch gelesen. Bevor ich an dieser Stelle darüber sprach, wollte ich einen Versuch machen: ich gab es in die Hände unlitterarischer Personen. Es wanderte viele Wochen. Männer der verschiedensten Berufsstände lasen es. Auf der Wanderschaft ist das Exemplar verschwunden, so daß ich hier nur nach der Erinnerung meinen Eindruck mitteilen kann, ohne ins Einzelne zu gehen. Aber bekam ich auch das Buch nicht wieder, so hörte ich doch viele Urteile. Und um es gleich zu sagen: niemand hat sich für den „Peter Michel" begeistert. Ich auch nicht.

Dabei haben die litterarischen Lobredner des Romans in vielem recht. Unstreitig ein eigenartiges Werk; unstreitig ein Dichter, der es geschrieben hat. Eine starke bildliche Kraft, Knappheit und Fülle; viel bezwingende Ehrlichkeit; große Kunst des Charakterisierens — — alles zugegeben. Mir sind heut fast alle Gestalten noch lebendig; ich sehe den alten Schuster Michel und seine Frau, das Rektorspaar, das schöne, aparte, sündige Liesel, die geisteskranke Tante — jede Figur ist rund und fertig. Und ich sehe Peter Michel selbst, der erreichen wird, was sein armer Vater nicht erreicht hat, der nach Irrungen und jugendlichem Verblödetsein sich zu einem ganzen Kerl durchringen wird, zu einem, dem man mit Freuden die Hand schüttelt.

Aber da hapert es. Der „Peter Michel" hat einen Schluß, der so zornig macht, daß man das Buch, um eine Hoffnung ärmer, beiseite wirft. Denn hat man so lange geglaubt, ein großes Herz schlagen zu hören — wenn man den Schluß hört, so weiß man, daß i h n wenigstens ein kleines und unfreies Herz geschaffen hat. Ein schöner „wahrhafter Humorist", der unfrei macht; ein schöner „neuer Raabe", der zum Schluß nur Hohn für seinen Helden hat! Man versteht manchmal diese Herren Kritiker gar nicht mehr. Ueber der Form und der Kunst des Werkes vergessen sie ganz nach dem G e i s t des Werkes zu fragen; sie sind so litterarisch verstrickt, daß sie das naive Gefühl für das Ganze über der Fülle der schönen Einzelheiten verlieren. Nie und nimmer wird der „Peter Michel" ein Volksbuch werden. Es ist nichts anderes, als der latente Idealismus der naiven Menschen, der sich gegen den „Peter Michel" empört. Doppelt stark empört, weil da zuerst ein Poet die Geschichte einer Jugend und eines Strebens schön und überzeugend erzählt, weil sie uns als eine Beichte ergreift, in der wir uns alle so oder so, wie in jedem notwendigen und echten Lebenserfassen, wiederfinden. Und zum Schluß kommt geradezu eine Fratze: das liederliche Frauenzimmer ist die einzige, die triumphiert und groß dasteht; und alles, was wir ernsthaft liebgewonnen haben, ist versauert, platt und kleinlich und öde philisterhaft geworden, alles Streben ist erstickt, und was als Stern strahlen wollte, behagt sich als Küchenlampe. Die Lebensanschauung, die man aus diesem „wahrhaft humoristischen" Roman herausdestillieren kann, wäre ungefähr: dein Streben, dein Jugendfeuer, dein Ringen ist blödsinnig;

Hauptsache: sich recht warm setzen, schlauer sein als die anderen und zupacken; ob mit reinen Fingern oder nicht, ist Nebensache!

Man mag es drehen und wenden, wie man will: man findet keine Entschuldigung für den Dichter. Ist der Schluß nur in einer bitteren und verzweifelten Stunde dem anderen, fertigen aufgeklebt? Hatte Euch die Kraft nicht, groß Begonnenes groß zu enden, und wollte er seine Schwäche mit Selbstironie verdecken? Hat denn kein Gefühl ihm gesagt, daß er sein eigenes Werk vernichtet? Und was soll man von der Zukunft eines Dichters glauben, der so wenig selbst an sich und an seinen Helden glaubt? Wenn dieser Schluß nur eine poetische Schwäche wäre — — lieber Himmel, ein anderes Mal wirds dann besser sein. Aber das ist mehr als ein plötzliches Nachlassen der künstlerischen Kraft . . . .

So hat das Publikum ganz recht, daß es den Roman, dessen erste Hälfte es trotzdem lesen sollte, ablehnt. Unbewußt trägt es das ewig richtige Bewußtsein in sich, daß die Dichtung emporziehen, das Beste und Reinste im Menschen, das im Alltag verstaubt, blank halten und kräftigen soll. Ein tiefes Atemholen der Seele soll sie ermöglichen; die gebundenen Flügel soll sie lösen. Dichter müssen Befreier sein. Was aber soll das Volk mit einem Poeten, der, anstatt das verborgene Gute in uns zu erlösen, alles thut, um es noch tiefer zu ducken, dem Aufstrebenden Nackenschläge versetzt, die heilige Herzensnot mit Ironie abspeist, und die Wartenden, ihm Folgenden schließlich auslacht: es ist ja doch alles Unsinn . . . . eßt und trinkt und hütet euch vor Erkältung! — ? —

Ueber das folgende Buch kann ich mich kurz fassen. Richard Nordmann, dessen Volksstück „der blaue Bogen" diesem und jenem vielleicht bekannt wurde, hat seinem ersten erzählenden Werke den Titel „Ein Komtessenroman" gegeben (Berlin 1902, F. Fontane & Co.). Man kennt aus dem alten Burgtheater die Komtessenstücke. Der „Komtessenroman" ist minder harmlos; der Titel ironisch gemeint. Ich finde den verkümmerten Witz nicht besonders fein; man will nicht glauben, daß ernste Dichtung sich unter solcher Etikette birgt. Dichtung im höheren Sinne ist der Roman auch wirklich nicht; aber immerhin eine anständige schriftstellerische Leistung. Der erste Teil, die Aufzeichnungen der jungen, zwölfjährigen Komtesse Grace, wirkt zwar recht verlogen; später jedoch hebt sich das Buch und interessiert durch viele gute Beobachtungen. Da streift der gewandte Schriftsteller Richard Nordmann manchmal den Dichter. Gegen den Schluß hin verliert er sich dann mehr und mehr ins Pathologische. Auf der letzten Seite stehen nicht ganz 40 Worte, aber dazwischen über 70 Gedankenstriche.

Der Roman ist eine Ich-Erzählung; er soll in der Form eines Tagebuches die Tragik des Uebergangsweibes vor und in der Ehe, die Schilderung einer eleganten, sybaritischen, im Niedergang befindlichen Welt bieten. So wenigstens heißt es in der Ankündigung, in der nebenbei das Wörtchen modern eine große Rolle spielt. Man wird schon immer mißtrauisch, wenn man dergleichen liest. Die großen Worte böllern wie Kegelkugeln die Bahn 'runter, aber gewöhnlich bringen sie nicht viel. Und bei allem schriftstellerischen Talent, das sich in dem „Komtessenroman" überall zeigt, möcht ich nur dem, der gerade überflüssige Zeit hat, zur Lektüre raten. Es steckt da eine gewisse Schärfe und Kühle darin; hart ausgedrückt: etwas Unsympathisches. Ich bin im ganzen

froh, daß ich die 350 Seiten hinter mir habe, und würde lieber die „Goldelse“ lesen, als zum zweitenmal dieses Buch. Ich glaube auch im innersten Herzen an Richard Nordmann, der mir hier zum ersten Male begegnet, nicht. Er ist doch auch nur ein Schriftsteller, der beachtenswerte moderne Romane schreibt und schreiben wird, ein kluger, sicherer, talentvoller Schriftsteller — aber kein befreiender Dichter. Ein Dichter hätte den Komtessenroman garnicht oder anders geschrieben. Vielleicht nicht so interessant, sicher aber erquicklicher.

Vom österreichischen Hochadel zum ostpreußischen Landadel, aus ungesunden Verhältnissen in gesunde! Und — könnte man hinzufügen — von einem unerquicklichen Buche zu einem behaglich erquicklichen! Ich glaube, den Weg macht jeder gern mit. Edela Rüst, von der ich irgendwo wenig berühmte Verse las, hat dies behagliche Buch geschrieben; es heißt „Die Baronsche“, ein Roman aus Ostpreußen (Hermann Costenoble, Berlin 1902). Eine Beilage bringt einen Brief Felix Dahns darüber, der Feuer und Flamme ist. Und ich verstehe Felix Dahn diesmal besser, als in den Empfehlungen, mit denen er das lyrische Kruppzeug feminini generis versieht. „Die Baronsche“ ist kein Meisterwerk, für das man sich begeistern könnte. Aber es ist ein hübsches, nettes Unterhaltungsbuch; es ist lustig, was in trüben Zeiten schon allein etwas wert ist; es zeigt einen Humor, der aus den Gestalten erwächst, nicht den fürchterlichen Humor unserer „Humoreskenschreiber“; es ist daneben ein gesundes und echtes Buch. Wer es danach lesen will, soll es thun: er wird angenehm unterhalten werden. Solche Erzählungen, die, ohne litterarische Großthaten zu sein, doch eine geschmackvolle und kräftige Kost bringen, sind ein Segen, ob die litterarischen Wichtigthuer auch die bedeutende Nase rümpfen.

Edela Rüst hat ihrem Roman eine Art Vorwort mit auf den Weg gegeben, das ein wenig überflüssig und ein wenig naiv ist. Sie betont, daß die „Baronsche“ keine Probleme lösen, sondern nur eine lustige Geschichte sein will, die „zwar zu einem kritischen Moment“ im Leben der Heldin führt, sich aber dann „sehr glücklich löst“. Das klingt gerade, als wollte sie dem Kunden, der im Buchladen den Roman durchblättert, Mut zum Kaufen machen. Irgend eine besonders interessante Handlung fehlt der Erzählung; was an Handlung überhaupt existiert, schadet dem Buche mehr, als es ihm nützt. Sowie der Roman nach Berlin hinüberspielt, wird er blasser. Aber trotzdem nur ein Nichts von Stoff vorhanden ist, wird die Geschichte niemals eigentlich langweilig, und ebendeshalb auch ist man so behaglich dabei, weil uns nicht romantische Verwicklungen vorgeführt werden, sondern eben nur ein famos lebendiges, eindringliches Lebensbild. Auch deshalb ist das Buch so echt, weil es so einfach ist. Man giebt sich gern dem Zauber der „Baronschen“, der Heldin, die mit ihrem Ehebären eine aufgeregt glückliche Ehe führt, hin; man lacht nicht laut, aber man schmunzelt, und vor allem: ob man Ostpreußen kennt oder nicht, man fühlt, daß diese Personen auf diesem Boden gewachsen, daß sie typisch sind, man legt die Hand für ihre „Echtheit“ ins Feuer. Karlin, die „Pollacksche“, das alte brummende Hausmöbel; der Herr von Stutter I und der Herr von Stutter II; das Majorchen und die beiden „feurigen Kohlen“, vor allem aber Lore — sie sind waschecht, und alle „Königsbarger“ müssen daran ihre helle Freude haben. Edela Rüst wird mit der „Baronschen“ die ostpreußischen Romane von Johannes Richard

zur Megede bald ausstechen. Es wär' auch ein Segen. Also nochmals: die Litteratur wird wegen dieses Buches nicht in Aufregung geraten, aber das Publikum wird es lieb gewinnen.

Und was noch weiter? Nichts, als am Schlusse des ersten Jahrgangs, den die Monatsschrift bestanden hat, allen denen einen freundlichen Dank, die mir auf diesen Streifzügen durch unsere Romanlitteratur gefolgt sind! Alte und Junge haben sich auch in diesem Jahre kräftig gerührt, und wenn man zurückschaut und zählt, was alles Gehör erbeten und erhalten hat, so sondert sich wohl aus den Reihen der vorbeiströmenden diese oder jene Schöpfung, wärmt uns noch einmal, freut uns noch einmal, um dann weiterzuziehen. Eine aber sieht uns aus unsterblichen Augen an. Es weiß jeder, daß ich den „Jörn Uhl" meine. Aus den wenigen, die sich zuerst für ihn begeisterten, sind im Laufe der Monate viele, viele Tausende geworden. In solchem Falle geschieht es dann wohl, daß die wenigen schweigen und vielleicht gar stärker auf die Mängel und Risse, die ja schließlich jedes Menschenwerk aufweist, hingelenkt werden. Wir wissen ja heut, was am Jörn Uhl sterblich ist. Aber wir wissen auch, daß jenes große Leuchten, das von ihm ausgeht, seinen Glanz auch über trübere Stellen wirft. Und über allem, was darin schön und herrlich ist, steht leuchtend *eine* Gestalt: Lena Tarn. Sie überstrahlt, je weiter man von dem Werke hinweg tritt, alle anderen, selbst den Jörn; sie gehört zum Höchsten mit, was Dichter je geschaffen haben. Genug und übergenug, um das Jahr zu segnen, das solche Ernte gebracht; das ein Licht entzündet hat, welches lange noch leuchten wird. „Um große Flammen geht ein großer Zug mitzuverlodern", singt Carolath. Daß uns die großen Flammen auch weiterhin nicht fehlen mögen, sei hier am Ende Gebet und Hoffnung!

Von jeder wirklich dichterischen Schöpfung ist zu verlangen, daß sie uns ein bedeutsames Menschenschicksal, einen seelischen, geistigen oder sittlichen Konflikt vorführe, uns durch einen nicht alltäglichen Vorgang eine neue Seite der Menschennatur offenbare.

Heyse.

Auf die Masse muß jeder Dichter wirken, *mit* der Masse nie.

Grillparzer.

Des Dichters höchstes Gebot ist poetische Wahrheit.

Otto Ludwig.

Die Stellung der Musik zur modernen Litteratur.

Von

Leopold Schmidt.

Es ist unserer Zeit eigentümlich und sicherlich als ein Fortschritt anzusehen, daß wir uns mehr und mehr gewöhnt haben, die Kunst im Zusammenhang mit der gesamten Kultur einer Epoche zu betrachten. Nicht nur gewinnen wir dadurch für die meisten Vorgänge ein tieferes Verständnis; die Werke und ihre Schöpfer erscheinen uns auch um so interessanter, je deutlicher sie sich von einem allgemeinen Hintergrunde abheben, der ihre geschichtliche Stellung erst recht erkennen läßt. Leider ist es nicht leicht, im einzelnen die Einflüsse, die zwischen Leben und Kunst statthaben, mit Sicherheit nachzuweisen; häufig nehmen die Beziehungen zwischen beiden auch den Charakter von Wechselwirkungen an. Im allgemeinen wird man gut thun, nichts generell, sondern immer von Fall zu Fall zu entscheiden. So ist zum Beispiel der Satz ausgesprochen und nur zu oft wiederholt worden, daß die Höhepunkte im politischen Leben eines Volkes zugleich die Zeiten des Aufschwungs einer nationalen Kunst seien. In der Musik fällt es schwer, diesen Satz durch Thatsachen zu stützen. Nach dem dreißigjährigen Kriege, als Deutschland an tausend Wunden blutend schwer darniederlag, brach gerade in der Musik eine Blütezeit an, die dann in Schütz, Bach und Händel ihren Gipfel erreichte; die fruchtbarste Entwickelung Beethovens fiel in die Jahre politischen und wirtschaftlichen Niederganges, und Richard Wagner hatte im wesentlichen sein Lebenswerk vollendet, lange bevor das neue Reich gegründet war. Trotzdem kann und soll die Abhängigkeit der Kunst von dem gesamten öffentlichen Leben nicht geleugnet werden; oft mag die vorauseilende Sehnsucht des Künstlers, oft die erst spät eintretende Wirkung eines Einflusses die zeitliche Inkongruenz erklären. Immerhin wird es geboten sein, derlei Behauptungen nur mit Vorsicht aufzustellen.

Anders steht es mit den Beziehungen der Künste untereinander, und im besonderen der Beziehung zwischen Dichtung und Tonkunst. Beide sind von Natur eng verschwistert, und es war nicht zufällig, daß das Erwachen neuen Geisteslebens in Wissenschaft und Poesie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch die Periode der musikalischen Klassiker heraufführte. Namentlich wurde das Erblühen des Liedes erst möglich, als Deutschland einen neuen Frühling seiner Lyrik anbrechen sah. Ist die Entwickelung der Musik mithin oft abhängig von der Entwickelung der Litteratur, so ist dies doch durchaus nicht immer der Fall. Es wäre interessant nachzuweisen, wie häufig die Musik ihren eigenen Weg gegangen ist. Wichtig bleibt jedoch, daß zwischen Dichtung und Tonkunst zumeist sich Einflüsse, nicht nur willkürlich kombinierte oder zufällige Zusammenhänge feststellen lassen.

Im Zuge solcher Gedanken ist es vielleicht gestattet, einmal die Frage aufzuwerfen: wie steht es denn jetzt? läßt sich die neueste Entwickelung unserer Musik als von der modernen Litteratur beeinflußt erweisen? Hierbei kommen die beiden ewigen Berührungspunkte beider Künste in Betracht: das Theater und die Lyrik.

Zunächst ist zur Beantwortung der Frage nötig, den Begriff der „modernen Litteratur" zeitlich einigermaßen zu begrenzen. Bis in den Ausgang des Jahrhunderts bewegt sich die deutsche Dichtung im großen und ganzen in den deutlich erkennbaren Gleisen einer gefesteten Tradition. Die Vorbilder der Klassiker, andererseits der romantischen Schule und ihrer Jünger geben im wesentlichen die Richtschnur dem ernsteren Schaffen. Erst in den letzten Dezennien macht sich ein neuer Geist bemerkbar, ein entschiedeneres Streben nach neuem Inhalt, neuen Formen. Der Impuls dazu kam vom Ausland. Als Naturalismus, Symbolismus, Neuromantik u. s. w. lösen sich Richtungen ab, die sich zum Teil befehden, zum Teil ergänzen. Hier kommt es nicht darauf an, diese Entwickelungsphasen im einzelnen zu verfolgen; für unsere Zwecke genügt es, all jene auf das Neue gerichteten Bestrebungen unter dem Begriff der modernen Litteratur zusammenzufassen.

Betrachtet man frühere Epochen daraufhin, wie sich litterarische Umwälzungen in der Musik geltend gemacht haben, so findet sich, daß solche Einflüsse meist erst allmählich und ziemlich spät erkennbar sind. Dies ist auch in Zeiten, wo der Stand der Musiker noch über eine geringe allgemeine Bildung verfügte, sehr erklärlich; indessen selbst bei hochbedeutenden Meistern, die, wenn auch oft auf autodidaktischem Wege, sich den Wissensstoff ihrer Zeit angeeignet haben, vermißt man den Zusammenhang mit der aufstrebenden Litteratur. Immer zeigen sich die musikalischen Gebilde mehr von ihresgleichen als von irgend etwas anderem abhängig. Man kann dies am besten in der Oper beobachten. Fast zwei Jahrhunderte hindurch ist hier die Rokoko-Dichtung, deren erstarrte Züge uns noch aus den Poesieen Metastasios entgegenblicken, am Ruder geblieben. Sie übte ihre Herrschaft noch lange, als das rezitierende Drama bereits ganz andere Wege eingeschlagen hatte, und italienische und französische Ideen erwiesen sich in der Oper nach wie vor maßgebend, als die vaterländische Dichtung einen Lessing, Schiller und Goethe besaß. Und wie Merkwürdiges bietet sich uns auf dem Gebiete des Liedes! Gluck freilich komponierte Klopstocksche Oden; aber Mozart, Haydn und Weber, wie wenig lassen sie ihre litterarische Zeitgenossenschaft erkennen! Während Beethoven sich an Goetheschen Gedichten begeisterte, die Musik zum Egmont schrieb und Schillers Ode „An die Freude" in Töne setzte, erscheint ein Gedicht wie das „Veilchen" bei Mozart nur wie zufällig inmitten einer Menge wertloser Produkte. Haydn, der doch bis 1809 lebte, geht achtlos an allen Schätzen vorüber, die ihm die großen Dichter seiner Zeit boten, und bei Carl Maria v. Weber, der selbst ein halber Litterat war, finden wir seltsamerweise keinen von den berühmtesten Namen vertreten. Erst Franz Schubert tritt in innigere Beziehungen zur deutschen Lyrik. Und wiederum finden die romantischen Dichter erst in einer späteren Musikergeneration, in Meistern wie Schumann, Jensen, Brahms ihre typischen Interpreten, die ihren Stimmungsgehalt voll erschöpfen. Man kann also sagen, daß die Musik immer nachhinkt; nur ausnahmsweise spiegelt sich die Dichtung unmittelbar in ihr wieder.

Es kann deshalb nicht wunder nehmen, daß die im oben festgestellten Sinne modern zu nennende Litteratur ihren Niederschlag in der Musik kaum noch gefunden hat, obgleich unsere Musiker, ihrer ganzen sozialen Stellung entsprechend, in ganz anderer Weise, als es früher der Fall war, solchen Dingen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden pflegen. Vielleicht sind aber noch andere Gründe hierbei wirksam. In Richard Wagner war um die Mitte des Jahrhunderts ein Genie erstanden, das die Zukunft nicht lediglich musikalisch beeinflußte. Wie das gesamte Geistesleben weit über Deutschlands Grenzen hinaus die Spuren seiner gewaltigen Persönlichkeit trägt, so hat er im besonderen der Litteratur der Opernbücher seinen Stempel aufgedrückt. Wenn auch die allgemeine Schätzung erst jetzt beginnt, dem Dichter und Schriftsteller Wagner die ihm gebührende Stellung einzuräumen, — die schaffenden Musiker standen schon lange im Bann seiner Dichtungen. Man darf behaupten, daß er sie ebenso oft litterarisch wie musikalisch beeinflußt hat. In einer Zeit, wo die dramatische Produktion die Fühlung mit der Opernbühne ganz verloren hatte, wurde die Dichtart Wagners sowohl wie die Wahl seiner Stoffe vorbildlich für alle, die nicht veralteten, durch das Auftreten dieses Meisters entwurzelten Theorieen und Gepflogenheiten anhingen. Und der Einfluß des Dichters Wagner mußte ein um so tiefgehenderer sein, als seine Poesie die Verbindung von Wort und Ton, die sonst erst künstlich herbeigeführt werden mußte, gewissermaßen als Vorbedingung in sich trug, als sie einen neuen Weg wies, dem von jeher erstrebten Ideale nahe zu kommen. So geschah es auch, daß die in Wagner vollzogene Personalunion von Dichter und Komponist eine eifrige Nachfolge hervorrief. Die Opern von Cornelius, Alexander Ritter, Weingartner und Schillings, Richard Strauß' „Guntram" bis herab zu strebsamen Kapellmeisterarbeiten dieser Periode, sie alle zeigen dieselbe textliche Abhängigkeit von dem leuchtenden Vorbilde des Bayreuthers. Dabei ist es merkwürdig, daß gerade der litterarische Einfluß Wagners auf die Opernkomponisten den musikalischen noch überdauert, daß er da noch ungebrochen erscheint, wo sich neue, selbständige Anschauungen der Komponisten bereits Bahn zu brechen versuchen. Man kann das zum Beispiel an den Textbüchern von Weingartners „Oreste" und Richard Strauß' „Feuersnot" beobachten.

Mit dem, was wir oben als moderne Litteratur bezeichneten, hat diese Richtung freilich streng genommen nichts zu thun. Wagner gehört durchaus zu den älteren Romantikern und Idealisten; sein Dichtertum wurzelt in der Vergangenheit, und nur seine Eigenart und sein Verhältnis zur Musik machten ihn zum Neuerer. Erst nach Wagner begegnen uns Einflüsse der Moderne, und zwar bei den Jung-Italienern, den Vertretern des sogenannten verismo. Im verismo, der sich auch in Deutschland eine Zeitlang erfolgreich behauptete, sehen wir die erste musikalische Folge der naturalistischen Richtung, die inzwischen vom Theater Besitz ergriffen hatte. Es war wohl nicht Zufall, daß diese Gattung, deren typisches Beispiel Mascagnis „Cavalleria rusticana" (nach dem Schauspiele Vergas) ist, vom Auslande sich einbürgerte; war doch der Naturalismus überhaupt in Deutschland eine Nachahmung fremden Wesens. Sehen wir näher zu, so ist auch der starke Eindruck der „Cavalleria" nicht einmal ihren veristischen Allüren zuzuschreiben: sie ist vollgepfropft mit lyrischen Momenten, und diese sind es, die ihre Wirkung nie versagen. Immerhin wird die Wirkung verstärkt und erhält eine neue Nuance da-

durch, daß hier zum erstenmal das alltägliche Leben auf die Opernbühne gebracht ist, daß es in seiner ungeschminkten Natürlichkeit vor uns hintritt, ohne jede Milderung, ohne jede Idealisirung.

Welchen Einfluß nun hat diese Neuerung auf die Musik geübt? Soweit der Komponist überhaupt dafür zugänglich war, sah er sich veranlaßt, seine Farben möglichst grell aufzutragen, in gedrängter Kürze die Effekte dicht neben einander zu stellen und vor keiner Krassheit zurückzuschrecken. Vielleicht war gerade der Umstand ausschlaggebend, daß man wähnte, auf diese Weise in Zusammenhang mit der modernen Bewegung zu treten, wenn dieses Beispiel vorübergehend Schule machte. Die jüngeren Tonsetzer Italiens fast ohne Ausnahme und eine Reihe deutscher und französischer Nachahmer folgten diesen Spuren. Heut, wo der Naturalismus abgewirtschaftet hat, ist man auch über die naturalistische Oper hinweggegangen. Die Musik hat kaum durch sie gewonnen; sie war der Tummelplatz halbreifer Talente und führte zu recht bedenklichen Geschmacksverirrungen. Was etwa an größerer Ausdrucksfähigkeit erreicht ist, beschränkt sich darauf, Wirklichkeitszustände besonders scharf zu charakterisieren, etwas von dem Hauch, ja von dem Staub und Schmutz alltäglicher Vorgänge auf die Klangwelt zu übertragen; doch wird man dies nicht zu hoch veranschlagen dürfen. Als das feinste Talent und der größte Könner ragt aus der Gruppe der Italiener Puccini hervor. Seine „Bohème", die den Stoff Murgers „Scènes de la vie de Bohème" entnimmt, ist als das wichtigste der Werke zu nennen, die in dem angedeuteten naturalistischen Sinne die moderne Oper anzubauen versuchten. Von den Franzosen gehört Charpentier, der Verfasser des lyrischen Romans „Louise" hierher. Viel konnte aus der ganzen Bewegung nicht herauskommen. Das Wesen des Naturalismus ist an sich unmusikalisch, denn Musik verklärt. Als verdienstlich kann es höchstens betrachtet werden, daß wieder Stoffe, die dem wirklichen Leben entlehnt sind, der Musik zugeführt wurden und damit eine Abkehr von der Verstiegenheit der Parsifal-Opern angebahnt war.

Zu den anderen Richtungen, die bald mehr und mehr in der dramatischen Litteratur zur Geltung kamen, ist die Musik noch nicht in Beziehungen getreten. Die Führung hatte auch hier das Ausland: Ibsen, Björnson, Tolstoi, Maeterlinck wurden die neuen Götter der Bühne. Was ihren Werken vorangegangen war, das Drama der Franzosen und das deutsche bürgerliche Theaterstück, bot nichts, was die Komponisten hätte anheimeln, sie in den Bann seiner Ideen hätte zwingen können, auch wenn das Drama Wagners nicht so tiefe Furchen gezogen hätte. Die Skandinavier waren hauptsächlich Neuerer der Technik; ihre Tendenzen konnten sich nicht auf die Tonkunst erstrecken. Uebrigens zieht ihr Theater vielfach äußerlich die Musik zu Hilfe. In ihrer Szenenmusik, die ein Grieg und andere nordische Meister beigesteuert haben, ist das Nationale die Hauptsache. Eigentümlich muß es erscheinen, daß ein so zartes Talent wie Maeterlinck noch keinen Einfluß auf die Opernbühne gewonnen hat; in Maeterlincks Dichtungen lebt so manches, was erst durch die Musik ausgefüllt zu werden verlangt. In Deutschland erstand ein Dichter, der, vom Naturalismus zum Symbolismus gelangend, allerdings die Musiker angeregt hat: Gerhart Hauptmann. Seine „Versunkene Glocke" ist verschiedentlich (sogar in Rußland) komponiert; wir finden jedoch keinen von den großen Namen mit ihm verknüpft.

Einen indirekten Einfluß Wagners müssen wir in jenem Zweig der Litteratur er-

kennen, der sich, nach langer Pause, der Märchendichtung zugewandt hat. War hierbei die Sehnsucht treibend nach idealeren und tiefgründigeren dichterischen Vorwürfen, so lockte doch nicht weniger die von Wagner wieder lebendig gemachte germanische Sagenwelt auf diesen Seitenpfad. In der Oper kam die Neigung für das Märchenhafte zuerst in Humperdinks „Hänsel und Gretel" zum Ausdruck. Werke wie Fuldas „Talisman" und Hauptmanns „Glocke", die fast gleichzeitig erschienen, zeigen, daß diese Wendung in der Luft lag. Der Musik bietet sich ja die epische Volkspoesie von selber dar; so kam denn die Märchenoper gar bald in Schwung, doch hat das Interesse, das sie anfangs erweckte, schon wieder nachgelassen.

Im ganzen ist in der dramatischen Produktion der letzten drei Jahrzehnte doch nichts dem Riesenwerke Wagners an die Seite zu setzen. Das macht es erklärlich, daß ein Genie wie Verdi, der die kleinen Schwankungen nicht mitzumachen vermochte, seine Blicke fortgesetzt in die Vergangenheit richtete. Die Stoffe seiner letzten Opern fand er bei Shakespeare. Man braucht nur an den Reichtum eines Dichters wie Shakespeare zu denken, der Jahrhunderte versorgt hat, um zu begreifen, daß von den Vorgängen in unserer Litteratur, so manches Interessante hier und da entstehen mag, kein tiefgehender Einfluß auf die dramatische Musik zu erwarten ist. Was die letzten dreißig Jahre an wahrhaft Bedeutendem hervorgebracht, fällt zumeist in das Gebiet des Epischen. Heyse, Freytag, Keller, C. F. Meyer, Wilhelm Raabe u. a. blieben in ihrem Schaffen allem fern, was auf die Musiker hätte wirken können. Nur Heyse und in geringerem Grade Keller lockten die Liederkomponisten; beide jedoch, ohne sie auf neue Wege zu drängen.

Verlassen wir daher das Drama und wenden wir uns nun dem zweiten Berührungspunkt der beiden Schwesterkünste, der Lyrik zu. Das Jahrhundert der technischen Erfindungen, der sozialen und politischen Umwälzungen mancherlei Art war nicht der Boden, auf dem die zarte Pflanze lyrischer Poesie gedeihen konnte. In seiner zweiten Hälfte fließt denn der Liederborn auch immer spärlicher; immer seltener werden die Sänger von scharf geprägtem persönlichen Zuge, immer mehr wendet sich der Geschmack des Publikums von rein lyrischen Erzeugnissen ab. Das neugewonnene, bedeutend beschleunigte Lebenstempo läßt nicht die Zeit, sich an solchen Dingen zu erfreuen — bis der unausrottbare Drang nach Offenbarung des eigenen Denkens und Fühlens neue, der Zeit entsprechende Weisen und Formen gefunden hat. Seit etwa einem Jahrzehnt kann man wieder von einer deutschen Lyrik sprechen, und zwar von einer „modernen" im verwegensten Sinne des Wortes. Rücksichtsloses Zergliedern seelischer Empfindungen, auf der anderen Seite eine Vorliebe für verschleierte, andeutende Stimmungsmalerei, völliges Lossagen von allem Formenzwange, eine starke Neigung für sprachliche Neubildungen und Individualismen — das sind ungefähr die Merkmale der so gearteten Neukunst. Sie ist auch auf die Musik nicht ohne Folgen geblieben. Die vorhin genannten beiden Lyriker, Heyse und Keller, denen als dritter etwa Victor Scheffel beizuzählen wäre, wurden durchaus noch in der herkömmlichen Weise komponiert. Anders verhält es sich mit den Dichtungen eines Liliencron, Henckell, Falke, Hoffmannsthal, Busse, Blüthgen, Dehmel, Hart und Stephan George. Diese haben gänzlich neue Töne angeschlagen und die Musiker veranlaßt, auf neue Ausdrucksmittel zu sinnen, zum mindesten auf eine neue Art, an ihre Texte heranzutreten. Unter den jüngeren Liederkomponisten nehmen fraglos

Hugo Wolf und Richard Strauß die hervorragendste Stelle ein. Hugo Wolf hat sich im wesentlichen auf die Vertonung älterer Dichter, namentlich Mörickes und Goethes beschränkt; bei R. Strauß dagegen finden wir die Modernen reichlich vertreten. Es ist nun außerordentlich schwer, nur mit Worten, ohne Noten oder lebendige Beispiele, zu sagen, worin eigentlich das Wesen der modernen Liederkomposition besteht. Aeußerlich betrachtet, bietet schon die freiere, oft ganz ungebundene Gestaltung der Form ein Analogon zu der entsprechenden Eigenart der modernen Lyrik. Eine innere Verwandtschaft zeigt sich aber auch in dem Ringen nach möglichst persönlichem Ausdruck, in der Vermeidung alles Konventionellen, ferner in dem Streben nach möglichst natürlicher Deklamation und in der mystischen Unbestimmtheit der Schilderung, der Vorliebe für matte, gebrochene Farben. Wie in der Dichtkunst fehlt es auch bei den musikalischen Lyrikern nicht an absonderlichen Auswüchsen dieser Richtung. Die Detailmalerei der Klavierbegleitung überwuchert mehr als billig; die Formlosigkeit läßt die melodische Linie, den edelsten Schmuck eines Liedes, in motivischen Kleinkram zersplittern; die Sucht nach Natürlichkeit verfällt nicht selten in reizlose Rezitation und Monotonie. Dergleichen Uebertreibungen, in denen Komponisten wie Wilhelm Mauke, Conrad Ansorge, Georg Stolzenberg, der selbst als Dichter hervorgetreten ist, und andere sich gefallen, finden sich bezeichnenderweise meist in Verbindung mit ähnlich unerfreulichen Texten. Mag eine spätere Generation darin einen verständlichen, künstlerisch berechtigten Ausdruck erkennen, wir, die wir noch im Banne eines anderen Liedideals stehen, können uns durch solche Gebilde nur befremdet fühlen. Im allgemeinen aber ist die Beeinflussung des modernen Liedes durch die Dichtung nicht nur eine viel nachweisbarere, als diejenige des Dramas, sondern auch eine weit glücklichere. Das zeigt sich unzweideutig in den höheren Regionen, in Liedern eines genialen Erfinders wie Richard Strauß, dessen Gesänge nicht selten ihre feinste Eigenart gerade aus den Worten schöpfen. Bemerkenswert ist, daß auch die soziale Lyrik in seinen Arbeiterliedern einen künstlerischen Widerhall gefunden hat, wie er nur etwa zur Zeit Bérangers sich nachweisen läßt.

Eine eigenartige Blüte der modernen Lyrik hat die allgemein mit dem häßlichen Namen des „Ueberbrettls" bezeichnete Kunstpflege gezeitigt. Zu ihr ist die Musik in besonders nahe Beziehung getreten. Die dem litterarischen Variété zu Grunde liegende Tendenz rief nicht geringe Erwartungen wach, die wohl auch erfüllt worden wären, wenn die Bewegung nicht sobald ins Breite und Seichte geraten wäre und — wenn es nicht an den nötigen schöpferischen Geistern gefehlt hätte. Was auf musikalischem Gebiete dabei herauskam, war herzlich wenig, ein Mittelding zwischen Gassenhauer und besserem Liede. Man wollte, wie in den Texten, den künstlerischen Anstand wahren und doch dabei im Grunde das Amüsement der Spezialitätenbühne gewähren. Immerhin hätte diese Mischung eine originelle Nuance ergeben können. Das war aber leider nicht der Fall; wo nicht die gewöhnlichste Plattheit herrscht, macht sich höchstens eine geschickte Nachahmung französischer Vorbilder bemerkbar.

Ein litterarischer Einfluß muß sich in der Musik nicht immer unmittelbar, durch die Verbindung von Wort und Ton, erweisen; auch indirekt kann die Tonkunst in ihren instrumentalen Erscheinungen die Zeitströmungen auf sich wirken lassen. Doppelt wird dies der Fall sein können in einer Periode, die wie die unsrige der programmatischen

Musik ein so weites Feld einräumt. Betrachtet man daraufhin die modernen symphonischen Dichtungen, so ergiebt sich kaum ein positives Resultat; es sei denn, daß man in Werken wie Richard Strauß' „Also sprach Zarathustra" ernstlich eine Vertonung moderner Philosophie erkennen will. Die weitaus meisten Programme zu orchestralen Dichtungen entnehmen ihren Inhalt der älteren Poesie, am liebsten weit zurückliegenden Volkssagen und Epen. Und dennoch findet wohl auch auf diesem Gebiete jederzeit eine Beeinflussung statt. Es will mir scheinen, als ob sie heutzutage in der verfeinerten, auf eine größere Sensibilität berechneten Faktur, in der überreichen Verwendung der Farbe als Selbstzweck, unabhängig von der Zeichnung (der Erfindung), vor allem aber in der Vorliebe selbst für programmatische Vorwürfe zu suchen sei. Freilich werden sich hier wohl, wie immer in solchen Fällen, hauptsächlich gemeinsame Ursachen wirksam erweisen, die sich in allen Künsten in gleicher Weise geltend machen und ihnen den Stempel einer Zeit aufdrücken.

Es erübrigt nun noch, die Frage umzukehren und zu untersuchen, inwiefern die Musik etwa ihrerseits die Litteratur unserer Tage beeinflußt hat. Man stößt dabei auch hier wieder zunächst auf die Persönlichkeit Wagners, der einen solchen Einfluß in zweifacher Hinsicht geübt hat. Er war es, der die germanische Helden- und Götterwelt wieder zu wirklichem Leben erweckt und damit nicht nur der Dichtung, sondern allen Künsten neuen Darstellungsstoff zugeführt hat, der zum mindesten dazu beitrug, Wert und Bedeutung des Nationalen wieder in den Vordergrund zu rücken. Aber nicht nur der Inhalt, sondern auch die Natur seiner Kunst hat mächtig auf das gesamte künstlerische Leben und im besonderen auf die Litteratur gewirkt. Fast unübersehbar sind die Schriften, die sich mit seiner Person und seinen Werken beschäftigen; etwas von seinem Geiste hat alle Kreise durchdrungen, auch die fernstehendsten, und hat an der Auffassung und dem Kultus des Daseins gemodelt. Es ist ferner unbestreitbar, daß die wichtige Stelle, die in der Oeffentlichkeit wie im Privatleben die Musik heute einnimmt, in der Litteratur sich wiederspiegelt. Nie sind musikalische Dinge und Persönlichkeiten vordem so häufig und so eingehend behandelt worden. Und die Musikwissenschaft selbst, die jüngste der ästhetischen Disziplinen, hat in verhältnismäßig kurzer Zeit, sei es, daß sie sich als Kritik oder als Forschung bethätigt, die allgemeine Litteratur in wertvoller Weise bereichert.

Die vorstehenden Ausführungen beanspruchen keineswegs, den Gegenstand zu erschöpfen. Sie wollen nur einige Gedanken zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage beitragen. Daß ein gewisser Einfluß der Dichtung auf das musikalische Drama, ein viel deutlicherer auf das Lied stattgefunden, daß instrumentale Kunst und Poesie heute gemeinsame Züge aufweisen, und die Musik ihrerseits die Lyrik verbreitet und die Schriftsteller mannigfach angeregt hat — das wird jedoch so ziemlich alles sein, was sich vorläufig über die Stellung der Tonkunst zur modernen Litteratur mit Bestimmtheit aussagen läßt. Wir stehen noch am Anfang einer neuen Bewegung; erst eine spätere Zeit wird rückblickend die Beziehungen der beiden Künste zu einander, die sich vielleicht noch viel inniger gestalten, recht übersehen können.

Deutsche Kunstausstellungen.

(Düsseldorf, Karlsruhe, München.)

Von

Erich Haenel.

Wollte man nach der Summe des Schaffens, das sich alljährlich in den Kunstschaumärkten des Landes vor uns ausbreitet, den Stand unserer allgemeinen künstlerischen Kultur bemessen, so wäre das Ergebnis ein bewunderungswertes. Die Klagen derer, die in der Bildung des deutschen Volkes das Fehlen des künstlerischen Elementes vor allem bemerken, müßten billigerweise vor dem ungemessenen Reichtum der Produktion selbst verstummen. Der Trugschluß wird offenbar, wenn man die Künstler und das Publikum, gesondert von einander, betrachtet. Jene geben ihre wirtschaftliche Niederlage dem Mangel an echtem Verständnis schuld, der auf der anderen Seite vorhanden, und weisen mit bitterm Hohn auf die Verkaufsziffern ihrer Ausstellungen hin. Das Publikum als der genießende Teil ist naturgemäß der rapiden Entwickelung, die das Wesen der künstlerischen Naturanschauung in den letzten beiden Jahrzehnten durchgemacht hat, nicht mit der gleichen Spannkraft gefolgt. Nur unsicher und mit befangenem Staunen bewegt es sich in den Hallen, deren Gebiet die Künstler schon zu fruchtbarem Besitz unter sich verteilt haben. Und die innere Entfremdung zwischen den Schaffenden und den Genießenden macht, daß das in seiner geschlossenen Energie imponierende Auftreten der deutschen Künstlerschaft, wie es die Ausstellungen kennzeichnet, statt stolzer Befriedigung bei vielen nur Gefühle der Beklemmung, ja aufrichtigen Unbehagens erweckt.

Die Kritik spiegelt diese Thatsache nur allzu deutlich wieder. Es ist außerordentlich kennzeichnend für die allgemeine Unsicherheit der Lage, daß ihr Wesen und ihre Aufgaben selten eifriger und gründlicher erörtert worden sind, als gegenwärtig. Der Umstand, daß sie sich als Vermittlerin gleichsam zwischen zwei Feuern befindet, trägt natürlich nicht dazu bei, ihrem Schaffen positivere Erfolge zu gewährleisten. Man mag ihre Haltung wohl derjenigen des schönen Geschlechts in jener legendarischen Schlacht im Thale des Forum vergleichen, als eine neugegründete Gemeinschaft ihr Leben gegen die eingesessenen Wahrer des Rechtes und der Ueberlieferung zu verteidigen hatte. Gleich den Töchtern des Sabinervolkes hat sich die Kritik, halb der Gewalt weichend, halb aus freier Wahl, der jungen Republik angegliedert; diese mit den Mächten ihrer Herkunft zu versöhnen, ist ihr eine nicht unwürdige Aufgabe. Der Vergleich mag trotz seiner

Schwächen die Stellung beleuchten, die wir einer ehrlichen Kritik heute zuweisen möchten. Als Vermittlerin wird sie den ihr wesenseigenen Zug des Unproduktiven um so eher überwinden, je verworrener die Verhältnisse sind, mit denen sie sich zu beschäftigen hat. Wenn sie, wie man das heute vielfach beobachten kann, ihren Bericht über eine Kunstausstellung mit einer Ablehnung des Prinzipes der Ausstellung selbst einleitet, so wird sie allerdings dem Vorwurf einer negativen Thätigkeit schwerlich entgehen. Solange es Kunstmärkte giebt, fehlt es auch nicht an Gründen, durch die man ihre absolute Zwecklosigkeit klar zu beweisen vermag. Sie sind billig wie Brombeeren: man diene damit nicht der reinen Kunst, sondern dem Modegeschmack, der anspruchsvollen Mittelmäßigkeit, man verwirre das Publikum, ersticke das Gute unter der Masse des Minderwertigen ꝛc. ꝛc. Daß eine Reform unseres Ausstellungswesens an Haupt und Gliedern dringend erwünscht ist, wird niemand leugnen. Aber alle darauf abzielenden Vorschläge werden ins Wasser fallen, solange das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsum, das heute im Reich der Kunst herrscht, nicht ausgeglichen ist. Diese sozialökonomische Formulierung einmal angenommen, lautet das einzige Mittel zur Abhilfe mit dürren Worten: die Nachfrage steigern, damit sie dem Angebot entspreche. Glauben denn die Herren, die immer von Eliteausstellungen schwärmen, die künstlerische Produktion im Großen ließe sich dadurch eindämmen? Hofft man wirklich, man werde, indem man von hundert Bildern etwa immer nur eines in der Ausstellung zuläßt, die Mittelmäßigkeit ruinieren und damit die gute Kunst fördern? Wer bürgt denn dafür, daß ein Kunstwerk, das heute vor soundsoviel anderen den schmalen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, nach fünf Jahren noch als das wertvollste unter seinen Konkurrenten, ja als eine wünschenswerte Bereicherung unseres Produktionsschatzes überhaupt gelte? Solche Reformen ähneln meines Erachtens der Handlungsweise eines Mannes, der dem Baume die Aeste abschlägt, weil das Erdreich, in dem dieser wurzelt, zu wenig Wasser hat. Nicht auf der Seite des Angebotes, d. h. des Geschaffenen und im Entstehen Begriffenen, gilt es einzugreifen, wenn man der Sache ehrlich dienen will, sondern auf der des rezeptiven Faktors, der der Nachfrage. Die Kritik, die versucht, der Kunst die Wege zu weisen, wird heute mit Recht nicht mehr ernst genommen. Und wenn sie gar im Wirrsal der Meinungen keinen anderen Rat weiß als den, man möge dem Schaffen die Grundlage seiner Existenz, die Berührung mit dem Publikum, beschneiden, so wird sie sich die wenigen Sympathieen, die sie noch bei den Künstlern besitzt, vollends verscherzen. Ein Anderes ist es mit ihrem Verhalten zu dem Gebotenen selbst. Sie darf und wird sich selbstverständlich nicht des Rechtes begeben, das abzulehnen, was ihren Anforderungen an Individualität, Kraft und Ehrlichkeit nicht entspricht. So bekennt sie sich gern zu den Grundsätzen, die das Vorwort des Karlsruher Katalogs ausspricht. „Die Formen und Farben eines Bildes oder einer Statue wollen aufgenommen werden wie der Rhythmus und die Töne einer Musik. In diesem Sinne äußert sich in einem Werk der bildenden Kunst eine Weltanschauung: nicht als eine vom Verstand und für den Verstand ausgedachte Symbolik abstrakter Ideen, sondern als eine aus dem Gefühl fließende und nur für das Gefühl verständliche Ausdrucksform eines persönlichen Verhältnisses zur Natur und zum Menschenleben . . . . . Zwei Abwege führen abseits vom Ziel: der eine ist der platte Naturalismus einer geistlos sklavischen Naturimitation,

der die Kunst im Handwerk untergehen läßt, der andere ist der Charlatanismus, der seine Ideale fremden Göttern opfert . . . Die Kunst ist Selbstzweck und kennt keine Gesetze als ihre eigenen." —

Der Streit um Deutschlands künstlerische Hauptstadt, der im Anfang des Jahres so heftig entbrannte, wurde von Einsichtigeren schon damals, seiner litterarischen Entstehung und tendenziösen Aufmachung nach, als im Interesse einer gesunden künstlerischen Allgemeinentwickelung unfruchtbar, ja schädlich gebrandmarkt. Das Schlagwort „Dezentralisation", das im Verlauf der Debatte verschiedentlich fiel, darf in dem Durcheinander der Gesichtspunkte fast allein auf praktische Beachtung rechnen. Der Sommer hat gelehrt, daß in dem Wettbewerb um die führende Rolle, der sich bis dahin fast nur zwischen dem Süden und dem Norden abspielte, auch der Westen noch ein Wörtchen mitzureden hat. Die Entwickelung des rheinischen Kunstlebens, wie sie sich in den Ausstellungen von Düsseldorf und Karlsruhe darstellt, ist jedenfalls des ernsthaftesten nationalen Anteils wert.

Die Gründe, die Düsseldorf nach jahrzehntelanger Pause wieder zu einer so umfangreichen künstlerischen Demonstration veranlaßt haben, liegen eingestandenermaßen nicht auf rein sachlichem Gebiet. Der Wunsch der Industrie und des Gewerbes, „als eine Ergänzung der Pariser Weltausstellung, auf der sie aus Mangel an Raum nicht ihrer Bedeutung entsprechend auftreten konnten", ihre Leistungsfähigkeit darzulegen, ermöglichten der Künstlerschaft das Auftreten in einem so stattlichen Rahmen, wie ihn ein stabiler Kunstpalast nunmehr darbietet. Indem die Stadt über ihrer Kunstausstellung das Banner des Deutsch-Nationalen aufzog, gab sie freiwillig ihren Darbietungen eine Beschränkung, in der sich als Meister zu zeigen ihre geringe Vertrautheit mit den Errungenschaften der modernen Ausstellungstechnik ihr grundsätzlich erschweren mußte. Man wird es dem künstlerischen Zentrum, das ein halbes Jahrhundert lang die Geschicke der deutschen Kunst im wesentlichen bestimmte, gern zu gute halten, wenn der Versuch, sich die verlorene Position mit einem Schlage zurückzuerobern, vor der Hand mißglückt ist. Die große Zeit der Düsseldorfer Kunst war schon zu Grabe getragen, als vor nunmehr vier Jahren Meister Bautier die Augen schloß. Man erinnert sich, daß seit 1826, mit Wilhelm Schadow, die Romantik ihre Hochburg am Niederrhein hatte, die bei allem Suchen nach gesunder Realität in einer Belastung mit gedanklichem Material das Wesentliche des Kunstwerkes zu erreichen strebte; daß sich, von ihm und seiner Schule befruchtet, die religiöse Malerei und das realistische Historienbild, dies aber in immer stärkerem Gegensatz, aufs kräftigste entwickelte. Der Gegenwart charakterisiert sich die Düsseldorfer Kunst hauptsächlich als die des Sittenbildes. Von hier kam Knaus, während Bautier die Tradition in der Heimat selbst mit allen Mächten seiner so fein organisierten Persönlichkeit hütete und ausbaute. Neben ihm glänzten die Dioskuren der anfangs als realistisch, von den Jungen wieder, in bezeichnender Synonymik, als romantisch verschrieenen Landschaft, die Achenbachs, am Düsseldorfer Kunsthimmel, um die sich eine Schar minder strahlender, aber immer noch erfreulich heller Trabanten gruppierte.

Von den Meistern, die mit dieser, in Deutschlands geistiger Geschichte unverlöschlich eingezeichneten Tradition verwachsen sind, bedeutet uns nur noch Ed. von Gebhardt etwas

schöpferisch Lebendiges. Hinter seinen Gemälden aus der Christusgeschichte, deren rein malerische Werte der Laie leicht unterschätzt, steht eine Persönlichkeit von unendlichem Empfindungsreichtum, ein Apostel der Liebe und des Mitleids, dessen Stimme von einer geradezu fanatischen Ueberzeugung getragen wird. Gebhardt ist von Geburt Esthe, aber was er schafft, ist so deutsch wie die Werke eines Dürer und Mathäus Grünewald, deren Geist mit der Zeittracht in seine religiösen Szenen übergegangen ist. Wer das Moment des Gefühlsinhaltes hier für sein Urteil bestimmend sein läßt, wird den Historienmalereien Peter Janssens nur mit Mühe gerecht werden. Gerade der malerische Realismus dieser, mit außergewöhnlicher Energie zeichnerisch durchkomponierten Szenen steht einer eigentlichen Monumentalwirkung im Wege; die persönliche Note, wie sie den Fresken eines Rethel eigen ist, gäbe hier allein den Ausschlag. Eher noch findet sich eine individuelle Beseelung bei Willy Spatz, der dabei das Naturbild immer noch in seiner vornehmen, schlichten Art meistert. In der Landschaft hat Gr. von Bochmann noch keinen ebenbürtigen Rivalen, wenigstens was die Klarheit der Lichtstimmung anlangt, wenn auch H. Hermanns, Eugen Kampf, J. Bergmann impressionistisch mehr in der Gegenwart stehen. Eine Anzahl tüchtiger Porträts und wenige gute Genrebilder ragen, neben der Landschaft, über die Mittelmäßigkeit hinaus, die in den Sälen der Düsseldorfer sich oft recht unbehaglich vordrängt. Dem dekorativen Kolorismus, wie ihn besonders in München die neuidealistischen Anregungen gefördert haben, waren hier die Thore verschlossen. Düsseldorf mag es seinen gesunden, bodenständigen Elementen danken, daß dies Danaergeschenk seiner Kunst fernblieb.

Was das weitere Deutschland brachte, ist mit wenigen Ausnahmen schon auf heimischen Ausstellungen gesehen worden. München und Berlin, Dresden und Karlsruhe haben ihre ersten Kräfte ins Feld geführt. Stuttgart, Frankfurt und Königsberg, das sich unter dem großzügigen Landschafter Olof Jernberg als ein schöner Absenker der niederrheinischen Kunst entwickelt, auch Wien, in dessen Darbietungen sich Jung und Alt aufs markanteste scheiden, vervollständigen das Bild. Die Plastik entbehrt, bei aller Vielseitigkeit, der großen Namen wie der großen Werke; die angewandten Künste spiegeln die Revolution unseres Formengefühls mit pikanter Anschaulichkeit. Die Clous zuletzt: Sascha Schneiders riesiges Oktaptychon „Um die Wahrheit", ein farbiger Karton in Oel, als Kunstwerk so archaistisch naiv wie philosophisch schwerblütig, und Klingers Zeusbild „Beethoven". Ihm in zwei Worten das Urteil zu sprechen, wäre blöde Vermessenheit; glücklich, wer die phänomenale Erscheinung überhaupt geistig ganz bewältigt. Es ist nicht das Größte, was uns Klingers Kunst schon gesagt hat, aber fünfzehn der reichsten Jahre seines begnadeten Lebens stecken in dem Werk, dessen Schwächen selbst durch die zauberhafte Gewalt seiner künstlerischen Psyche groß und bewundernswert erscheinen.

Gegenüber der Düsseldorfer Ausstellung, die viel Ungleichmäßiges in reichem, aber oft konventionellem Rahmen vereinigt, hat Karlsruhe in seiner Jubiläums-Kunstausstellung das Schwergewicht auf eine harmonische Durchbildung des gesamten Materials und eigenartige Ausstattung des Schauplatzes gelegt. Da die Veranstalter nicht die Künstler, sondern der badische Staat und die Stadtverwaltung sind, konnten ökonomische Rücksichten, wie sie sonst leider immer mit hineinspielen, ganz wegfallen. Das Wörtchen „International" steht zwar nicht auf dem Programm, aber es kennzeichnet doch das

Wesen des Gebotenen: neben den deutschen Arbeiten haben Frankreich und England, Belgien und Holland sowie die nordischen und südlichen Länder zum allergrößten Teil wertvolle und interessante Beiträge geliefert, so daß hier jedenfalls in diesem Jahr das Kunstschaffen des Auslandes am besten studiert werden kann. Unter den Deutschen selbst steht Baden natürlich in der vordersten Reihe. Hans Thomas Werke hat man nie so vollzählig beisammen gesehen. Wenn man ihn den treuen Eckart der deutschen Volksseele nennt, so trifft man damit sicher ein Wesentliches seiner Persönlichkeit. Einige seiner Landschaften bringen wahre Ueberraschungen; solche impressionistische Feinheiten, solchen Duft der farbigen Perspektive hätte man wohl dem Meister des Holzschnittes garnicht zugetraut. Schönleber, dessen technisch wundervoll durchgearbeiteten Veduten lange nichts als eine gewisse Herbheit fehlte, schlägt in seinen letzten Landschaften einige höchst reizvolle dekorative Töne an; bei L. Dill, der das Studium des deutschen Waldes so wirksam beeinflußt hat, wäre eine weniger raffinierte Farbengebung, ein einfacheres Naturempfinden willkommen. Die Kollektionen von Leibl und Trübner enthalten die hervorragendsten Beiträge zur Geschichte des neueren Kolorismus. In Karlsruhe selbst bringt man den einfachen Linien und ernsten, gehaltenen Farbenstimmungen des deutschen Mittelgebirges das kraftvollste Verständnis entgegen: H. von Volkmann, Kampmann, Biese, Luntz, Matthaei verdienen hier genannt zu werden. Dem Tiermaler Weishaupt wäre nur der Münchener Zügel und wenige andere an die Seite zu stellen.

Ein Wort noch über Giov. Segantini, dessen Tryptychon „Werden, Sein, Vergehen" dem Eintretenden im Kuppelsaal entgegenstrahlt. Es sind Landschaften aus dem rhätischen Hochgebirge mit wenig bedeutsamer Staffage, eine Natur, die mit so unmittelbarer Lebensfülle vor uns steht, daß alle impressionistische Stimmungskunst normalen Schlages daneben verblaßt. Der Künstler „breitet sich vom Ausdruck der Farbe der Sachen im Spatium zum Licht und zur Luft, von den großen linearischen Massen zu den mindesten Kleinigkeiten aus," wie er selbst einmal den Prozeß seines Schaffens beschreibt. Ich erinnere mich nicht, je eine Landschaft gesehen zu haben, deren Monumentalität auf natürlichere Mittel gegründet war. Unter den Ganz-Großen, die das vergangene Lustrum der Kunst entrissen hat, ist die Gestalt des Einsiedlers vom Engadin eine der reinsten und edelsten.

Dem starken Wellenschlag entsprechend, der am Rhein in dem breiten Strom der deutschen Kunst zu spüren ist, müßten im Quellgebiet die Wasser noch mit der überschäumenden Naturkraft des jungen Gebirgsbaches ihren Weg in die Ebene suchen. Aber die sommerlichen Kunstausstellungen Münchens haben leider nicht das gebracht, was der Frühling verhieß. Im Glaspalast wie in der Sezession macht sich ein Geist der Ermüdung geltend, so verschieden auch der Charakter der beiden Plätze im einzelnen ist. Es fehlt nicht an jungem Nachwuchs, aber an jenem frischen Wagemut, der vor etwa zehn Jahren den Kampf mit Publikum und Kritik aufnahm. Die Jahresausstellung der Künstlergenossenschaft macht mit ihren dritthalbtausend Nummern von dem Recht des Künstlers auf einen Platz vor der Oeffentlichkeit fast zu ausgiebig Gebrauch. Sie räumt in ihrer Zusammensetzung der reinen Verkaufsware eine so beherrschende Stellung ein, daß sich dem Besucher die Grenzen zwischen ästhetischem Genuß und physischer Ermüdung nur allzuschnell verwischen. Die Nachlässe zweier Münchener Künstler, die im vergangenen

Jahre starben, gehören zum Lebensvollsten, was sie bietet. Otto Faber du Faure, geboren 1828, aus der jetzt fast ausgestorbenen Zunft der Schlachtenmaler, hat einst als Reiteroffizier den französischen Krieg mitgemacht: die Skizzen zu einem Panorama der Schlacht bei Wörth geben Zeugnis, wie scharf er die wilde Harmonie des Kampfgetümmels beobachtet hat. Später suchte er fast allein im Orient den Stoff für seine koloristischen Phantasieen. Schnaubende Berberhengste, schimmernde Waffen, braune Gesichter unter weißem Burnus, Sonne und Staub, Flucht und Kampf, diese ganze romantische Welt wurde er nicht müde, in düster brennenden Ausschnitten zu schildern. Die Form trat immer mehr zurück, die Farbe, in ihrer materiellen sinnlichen Ausdrucksfähigkeit, triumphierte. Nur bei Makart noch besitzt das Kolorit eine so glühende, funkelnde Pracht. Ernst Zimmermann, geboren 1852, ist als Persönlichkeit weniger scharf umrissen; wenn er auch seine Technik am Studium der alten Meister zu einer ungewöhnlichen Gediegenheit entwickelt hatte, so war er doch keiner von jenen Enkeln der Natur, die nur durch die Brille der Anempfindung in die Welt schauen. Das beweisen besonders seine vielbewunderten Fischstücke und seine Bildnisse, von denen eines direkt an Leibl erinnert. Unter den Jüngeren sind die Mitglieder der „Scholle", die fast alle von der Illustration ausgingen, bei einer dekorativen Manier angelangt, die, so emphatisch sie auch auftritt, doch eben die Abstammung von jener bescheideneren Kunstgattung nicht ganz verleugnen kann. Das stärkste Talent ist hier Fritz Erler, dessen phantastische Panneaus farbig stets auf das feinste durchempfunden sind; Walter Georgi hat der deutschen Landschaft in einer schlichten, flächigen Auffassung manche neue, meist etwas biedermeierhaft-sentimentale Töne abgewonnen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der nur allzu zahlreichen Münchener Künstlergruppen, daß sich die Individualitäten in ihnen immer mehr an einander abschleifen, daß die verschiedenartigen künstlerischen Tendenzen, die sich ursprünglich meist nur unter der Flagge des Protestes gegen das Alte zusammenfanden, nun auch im Positiven, in der Form der Naturanschauung, Hand in Hand gehen. Das beweist die „Scholle", dann, wenn auch weniger drastisch, die Luitpoldgruppe, unverkennbar schließlich auch die Sezession. Ihre Ausstellung stellt eine solche Fülle von Enttäuschungen dar, wie sie selbst den wohlwollendsten der einheimischen Beobachter nicht verborgen bleiben kann. Wenn man auch das bittere Wort von dem durch andauernde Inzucht erworbenen kunstgewerblichen Charakter dieser Arbeiten nicht billigen wird, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß vielen der hier vertretenen Künstler schon die Unnatur zur Natur geworden ist, d. h. daß die Manier den persönlichen Stil gänzlich zurückgedrängt hat. Bei A. von Keller wie bei Franz Stuck ist der Mangel jeder sachlichen Vornehmheit fast peinlich; H. von Habermann verschwendet seine hohe Begabung an einen witzigen Einfall von rein illustrativer Bedeutung. Samberger hilft sich mit einer Anzahl ganz geistreich gezeichneter Porträtskizzen über die immer sichtbarer werdenden Untiefen seines malerischen Könnens hinweg. Von den Landschaftern gilt Aehnliches. Dem, was sie schaffen, fehlt der Accent des warmen, entwickelungsfähigen Lebens, jenes je ne sais quoi einer thatfrohen, inneren Teilnahme, das dem miserabelsten Kunstwerk einen undefinierbaren Reiz und einen Wert vor soundsoviel fertigen, tadellosen Produkten verleihen kann. Sie haben sich, in fleißiger Arbeit der Jugend, jeder einen bestimmten Zug aus dem Antlitz

der Natur erobert, dessen Besitz ihnen nun das teuerste Gut dünkt. Und da ihnen niemand den streitig macht, so hat man allen Grund zu fürchten, daß es ihnen auch nicht einfallen wird, das ihnen anvertraute Pfund freiwillig zu vergraben und aufs neue den Eroberungszug in das alte Kampagnegebiet anzutreten. Von den Talenten der Frühjahrsausstellung trifft man Hayek, Landenberger und Meyer-Basel mit reiner Freude wieder. Julius Exter hat eine Schwenkung vom dekorativen zum individualisierenden Kolorismus vollzogen. Seine Technik hat viel von der früheren Brutalität verloren, ohne an Verve und Sicherheit einzubüßen. Er allein scheint diesmal befähigt, den Wettkampf mit dem Ausland aufzunehmen, das einige Kräfte besten Ranges in das Haus am Königsplatz entsandt hat. Zuloaga, der Spanier, der 1901 in Dresden ungeheures Aufsehen machte, steht mit dem ganz eminenten Bildnis der Schauspielerin Consuelo freilich ganz allein. Auch Neven du Monts Doppelbildnis Mutter und Kind haben die Münchener nichts an diskreter Tonschönheit Ebenbürtiges entgegenzusetzen. Und an Cottets riesigem Jour de St. Jean mögen sie lernen, wie weit der Naturalismus in der Betonung der Lokalfarben gehen kann, wenn er sich von der konventionellen Lüge des schummrigen Valeurs freimacht.

Das junge 20. Jahrhundert hat unendlich viel von seinen Vätern ererbt. Für die Kunst lautet die einzige Formel, die ihr den Erwerb des Ueberkommenen zu dauerndem Besitz gewährleisten kann: Zurück zur Natur! Die Ausstellungen des Jahres 1902, die wir betrachtet haben, stellen der deutschen Kunst das Fleißzeugnis Ia aus. Daß sie sich damit zufrieden geben wird, ist nicht zu befürchten. Vor hundert Jahren schrieb der alte Schadow: Nichts sei geeigneter, einen jungen Künstler irre zu führen als erträumte und vermeintliche Vollkommenheit. Aber nur, wer richtig und getreu nachmache, sei auf dem rechten Weg der Schönheit. Diese einfältigen Axiome haben das Gold ihrer Weisheit heute noch nicht verloren. Unsere Künstler denken zu viel, und sie denken zu viel von sich selbst. Am Ende des 19. Jahrhunderts ist die Entwickelung mit solchen Riesenschritten vorwärts gestürmt, daß *scheinbar* dem neuen Säculum zu thun fast nichts mehr übrig bleibt. Solche Perioden sind immer gefährlich, und wenn die Reflexion dann gar das Schaffen zu lenken strebt, ist die Krisis kaum noch aufzuhalten. Aber die Kritik will lieber das Schicksal der Kassandra erleiden, als unter des Donners Wolken verstummen, die schwer über Athenes hohem Tempel hangen.

Bücherschau.

Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volkstums allerorten und allerzeiten. Herausgegeben von **Prof. Paul Langhans** (Gotha, Justus Perthes). 1. Jahrgang 1902. Heft 1. (Jährlich 6 Hefte mit Karten. Preis: Jahrgang 6 M., Einzelheft 1,50 M.)

Unter den Führern der Deutschbewegung steht der Herausgeber mit in der ersten Reihe. Denn ihm gebührt in hervorragender Weise das Verdienst, eine neue Hilfskraft in den Dienst des Deutschtums gestellt zu haben — die Kartographie! Freilich bedurfte es dazu jener übersichtlichen Darstellungsweise, mit der es Paul Langhans so meisterhaft versteht, über die verschiedensten Seiten, Verhältnisse und Beziehungen unseres Volkes mit wenigen Blicken zu belehren, wie dies eben nur so ausgezeichnete Karten vermögen. Der „Alldeutscher Atlas" kann dafür als überzeugendes Beispiel dienen, eine der vielen vortrefflichen Publikationen auf diesem Gebiete, welche, begünstigt durch billigen Preis, in den weitesten Kreisen Kenntnis über Deutschtum verbreiten helfen.

Im weiteren Ausbau deutschvölkischer Bestrebungen legt uns die unermüdliche Schaffensthätigkeit, als Frucht zehnjähriger Vorarbeiten, die „Deutsche Erde" vor, deren Aufgaben und Ziele das Begleitwort des Herausgebers in Folgendem zusammenfaßt: „Einen Sammelpunkt für die Kunde des Deutschtums aller Länder zu schaffen, um den auf Erhaltung und Erweiterung deutscher Art und Kultur gerichteten Bestrebungen wissenschaftliche Unterlagen zu liefern und dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Kulturgemeinschaft aller Deutschen einen festen Rückhalt zu gewähren." Der reiche Inhalt dieses ersten Heftes löst diese Versprechungen voll und ganz ein in einer Reihe trefflicher Aufsätze, die bei aller Knappheit über den betreffenden Gegenstand vollständig orientieren. In unserer litteraturüberladenen Zeit dürfte aber gerade diese wohlthätige Kürze der „Deutschen Erde" viele Freunde erwerben und ihr die weitesten Kreise öffnen. Die treffliche Beilage: „Karte der französischen Kolonieen im Gebiet des Deutschen Reiches" zeigt, was wir auch für die Folge zu erwarten haben. So ist denn die „Deutsche Erde" als eine neue Kraft im Wirken und Werben für die Kenntnis des Deutschtums allerorten und allerzeiten freudig zu begrüßen, mit dem aufrichtigen Wunsche, allzeit zu gedeihen und zu blühen.

Otto Finsch.

Asien. Organ der Deutsch-asiatischen Gesellschaft. (Eine Monatsschrift.) Berlin bei H. Paetel.

Europa ist geographisch betrachtet nur eine verhältnismäßig kleine Halbinsel Asiens und auch der Zahl nach steht die europäische Bevölkerung weit hinter der asiatischen zurück. Allein gegenüber Asien ist die Vormachtstellung Europas auf lange Zeit hinaus gesichert. Politisch giebt es kein Asien. Die asiatischen Völkerschaften und Staaten sind entweder unmittelbar abhängig von den europäischen Mächten oder mittelbar von Gesamteuropa. Nur Japan steht politisch selbständiger da und äußert Absichten, die von Amerika bereits bis zu einem gewissen Grade verwirklicht wurden: die Vormacht Europas zu bestreiten, sich von Europa unabhängig zu machen und eine japanische Vorherrschaft in Ostasien zu begründen. Das ist Zukunftsmusik. Erringt Amerika in der That eine von Europa unabhängige und ihm ebenbürtige Stellung, so muß Europa umsomehr darauf bedacht sein, seinen Einfluß auf Asien und zugleich seine Macht nach Osten hin zu stärken, um der neuen Welt eine alte von überlegener Kraft gegenüberstellen zu können. Dieses Bestreben bekunden die europäischen Staaten auch gegenüber Afrika. Wie sich diese weltwirtschaftliche und weltpolitische Entwickelung im Einzelnen gestalten wird, läßt sich selbstverständlich nicht absehen. Vor der Hand müssen die europäischen Kulturvölker, ohne Amerika aus dem Auge zu lassen, ihre Aufmerksamkeit auch nach dem näheren und ferneren Osten wenden, wo gewichtige Interessen zu schaffen und zu sichern sind. In Deutschland war

das Interesse an asiatischen Verhältnissen bisher gering. Belebt wurde es zunächst durch mannigfache Beziehungen mit der Türkei und dem näheren Orient und in größerem Stile wachgerufen durch den japanisch-chinesischen Krieg und seine Rückwirkungen bis zu den jüngsten chinesischen Wirren. Inzwischen hat dieses Interesse seinen Ausdruck gefunden in der Gründung der Deutsch-asiatischen Gesellschaft, die sich jetzt auch ein eigenes Organ, eine Monatsschrift u. d. T. **„Asien"** geschaffen hat. In dem ersten Heft dieser Monatsschrift vom Oktober 1901 hat ihr Herausgeber Dr. Bosberg-Rekow angedeutet, welche Bestrebungen sie verfolgen will. Es sollen die wirtschaftspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den asiatischen Staaten und Völkern erörtert und gepflegt werden. In dem vorliegenden Heft finden sich bereits wertvolle Arbeiten. Hervorzuheben ist ein Aufsatz des Freiherrn Colmar von der Goltz über die Bagdadbahn. Dieser ausgezeichnete Kenner des türkischen Asiens deutet darin die wirtschaftlichen, technischen und finanziellen Schwierigkeiten des großen Unternehmens an, dessen Gesamtkosten er auf 600 Mill. Frcs. veranschlagt. Dr. A. Etienne skizziert den beginnenden Kampf um den chinesischen Markt zwischen der alten und der neuen Welt und wirft im Hinblick auf die verkehrspolitische Ueberlegenheit Nordamerikas durch seine nähere Lage besorgt die Frage auf, ob es im Stande sein werde, das alte Europa auch noch durch andere Vorzüge zu schlagen? Die neue Zeitschrift ist daseinsberechtigt. Paul Dehn.

China. Schilderungen aus Leben und Geschichte, Krieg und Sieg, ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik. Herausgegeben von **Josef Kürschner.** Mit 20 farbigen und Kunstblättern, 1 Gedenkblatt, 700 Textillustrationen und 2 Karten. 1500 Seiten in groß Quartformat. Leipzig bei Hermann Zieger. Preis 24 M.

Der ferne Osten. Illustrierte Zeitschrift zur Verbreitung der Kenntnis für asiatische Kultur und Verhältnisse. Herausgegeben von **C. Fink,** Chefredakteur des „Ostasiatischen Lloyd". Shanghai 1902. Deutsche Druckerei und Verlagsanstalt. 1. Vierteljahrsheft. Preis 12 M. jährlich.

Nichts konnte in Deutschland das Interesse für China und die Chinesen lebhafter wecken als die Fahrt von 25 000 Mann des deutschen Heeres nach China. Wenn auch die deutschen Soldaten von China nur wenig gesehen haben mögen, so sind sie doch an Ort und Stelle gewesen und haben unmittelbare Anschauungen gewonnen und mitgebracht. Und was sie erzählen, wird mit Begierde von den Verwandten und Bekannten entgegengenommen. Diese günstige Konjunktur hat Josef Kürschner benutzt, um ein großes Sammelwerk über China herauszugeben. Ein schönes Prachtwerk über die Eigenart des chinesischen Reiches und seiner Bewohner, über seine Einrichtungen und Schöpfungen, über seine geschichtliche Entwickelung, mit einer Darstellung des chinesischen Feldzuges unter Mitwirkung vieler deutscher Teilnehmer. Im Anschluß daran bringt Kürschner noch alte chinesische Erzählungen und Dichtungen in der ganz richtigen Auffassung, dadurch das Interesse für die chinesische Kultur zu vervolkstümlichen. Das Werk ist als Nachschlagebuch höchst wertvoll. In den Kämpfen der Zukunft wird China eine zwar nur passive, aber außerordentlich wichtige Rolle spielen. Aussichtsvoller operiert jedenfalls dabei immer diejenige Macht, die am besten über die Verhältnisse unterrichtet ist.

Schon seit 1886 erscheint in Shanghai ein deutsches Wochenblatt, der „Ostasiatische Lloyd" als Organ für die deutschen Interessen im fernen Osten. In der Tagespresse wird der „Ostasiatische Lloyd" häufig zitiert. Besonders Neues kann er uns zwar im allgemeinen nicht bringen, da ihn der Telegraph überholt, aber er bringt Ausführlicheres, Erschöpfenderes. Ernsteres und zwar vom deutschen Gesichtspunkte aus, den leider das Wolffsche Telegraphenbureau auch in Bezug auf China oft genug gänzlich außer Acht läßt. Seit kurzem giebt der Chefredakteur des „Ostasiatischen Lloyd", C. Fink, auch eine kulturgeschichtliche Vierteljahrsschrift unter dem Titel „Der ferne Osten" heraus. Das erste Heft ist schon äußerlich ein treffliches Zeichen für die hohe Leistungsfähigkeit der deutschen Buchdruckerkunst in Shanghai. Uebersetzungen aus dem Chinesischen wechseln ab mit deutschen Aufsätzen über China. Dr. Forke veröffentlicht die Uebersetzung eines chinesischen Schauspiels „Die Vergeltung", Boskamp übersetzt eine musikalische Geschichte aus dem alten China vor 2200 Jahren, Odontius giebt eine

Darstellung der Reformbewegung in China. Von großem Wert sind ausführliche Beschreibungen der russischen Niederlassung Port Arthur, der englischen Niederlassung Wei-Hai-Wei und des deutschen Kiautschougebietes mit vielen Abbildungen. Von Port Arthur wird gesagt, daß es als Marinestation, Garnisonplatz und Kriegsmaterialstapelplatz für den neuangelegten Freihafen etwa dieselbe Rolle übernimmt wie Kronstadt für Petersburg. In wenigen Jahren wird der Schwerpunkt des Handelsverkehrs für Port Arthur nach Dalny verlegt und Port Arthur für Fremde verschlossen worden sein. In Dalny hat die russische Regierung Erstaunliches geleistet. Nach Fertigstellung der Eisenbahnverbindung mit Europa wird nach dem erwähnten Aufsatz vielleicht Dalny für Ostasien die Rolle übernehmen, die New-York als Vermittelungsplatz für Einwanderer in Nordamerika spielt. Paul Dehn.

Was mir der alte Reinhold erzählt hat. Eine südbrasilianische Kolonialgeschichte von **Alfred Wäldler.** Porto Alegre, Druck und Verlag von Gundlach u. Becker. 1901.

Ganz eigen mutet Einen dies Buch schon bei der Betrachtung des Titels an; — ein in Brasilien deutsch, in einer deutschen Druckerei zu Porto Alegre gedrucktes Werk novellistischer Art! Wer noch nie daran gedacht hätte, wie viel Saft und Kraft deutscher Art hinübergeflossen ist über das Weltmeer, ungenützt vom Vaterlande und doch stark genug, sich in der fernen Fremde die vaterländische Art zu bewahren .... den müßte dieses Buch, noch ehe er es aufschlägt, zu mancherlei Gedanken führen! Freudigen und bedauernden! Und liest man dann diese einfache, ganz schlicht erzählte Geschichte vom Leben der rheinisch-pfälzischen Kolonisten im brasilianischen Urwalde, am Rio Grande do Sul und auf der weit hin sich dehnenden Campanha, so werden die freudigen Gedanken noch froher, die bedauernden fast schmerzvoll. Mit frohem Stolze sieht man da, wie deutsche Landsleute in harter, aber höchst ersprießlicher Arbeit sich Heim und Besitz erringen, und wie sie, ohne sich abzuschließen von den Landeseingeborenen portugiesischer und afrikanischer Abstammung, doch ihr Deutschtum nach Sitte, Charakterart und Sprache treu bewahren. Und gerade deshalb bedauert man: hätte doch dieser kernhafte Auswandererstamm übergeführt werden können in Kolonieen *deutscher* Herrschaft, hätte doch dem Vaterlande Art und Arbeit Derer zu Gute kommen können, denen das Vaterland nicht Raum zur Entfaltung bot! — Wie die Dinge nun einmal liegen, muß man froh sein, daß die Brasilien-Auswanderer wenigstens nicht untergehen und verschwinden unter all dem Mischvolk von Latiner- und Negerblut, daß sie kraftvoll genug sind, deutsche Siedelungen gedeihlich zu erhalten. Von ihrem Leben und Arbeiten, ihrem Kampf mit dem Urwald, ihren Beziehungen zu einander und den Portugiesen wie den vielfachen Negermischlingen giebt dies von einem genauen Kenner des Kolonistenlebens geschriebene Buch ein klares und interessantes Bild, das sich ganz zwanglos in den Rahmen einer romanhaften Handlung fügt. Daß „Alfred Wäldler" kein Schriftsteller von Beruf, sondern ein Thatsachenmann ist — das ist seinem Buche nur zum Vorteil gewesen! O. Felsing.

Aus der Slavischen Welt von **Teja Victus von Trol.** 2 Bände, Leipzig 1902 bei Paul List.

Es handelt sich zunächst um die kleine montenegrinische Welt. Gekennzeichnet wird sie durch die Thatsache, daß in dieser Welt Schlösser und Schlüssel noch unbekannt sind. Was der Montenegriner an Wertsachen besitzt, trägt er bei sich im Gürtel. Zu verschließen hat er nicht viel und er verschließt nichts, weil Diebe und Einbrecher noch unbekannte Erscheinungen sind. In diese Welt mit ihrer ursprünglichen Poesie, mit ihrer eigenartigen Auffassung, mit ihren Sitten, Fehlern und Vorzügen führt uns die Verfasserin des Buches, die Gemahlin eines österreichisch-ungarischen Gesandten, die sich hinter dem Pseudonym verbirgt. An Ort und Stelle hat sie Sympathieen für die Slaven gewonnen, sie will diese Sympathieen auch unter ihren deutschen Landsleuten verbreiten und das ist ihr gelungen durch die zahlreichen kleinen anmutigen Bilder in Poesie und Prosa, die sich so behaglich lesen und dabei doch ernsteren kulturgeschichtlichen Wert haben. Die Südslaven sind durchaus nicht deutschfeindlich, und dankbar begrüßen sie das wohlwollende Interesse, das man ihnen von Deutschland entgegenbringt, in der Erkenntnis, daß sie von Deutschland für ihre nationale Selbständigkeit nichts zu befürchten.

wohl aber manches zu hoffen haben. Schriftstellerische Meisterstücke sind die kleinen Genrebilder aus Montenegro und köstlich in ihrer Art die Popen-, Fürsten- und Hofgeschichten aus Rußland. Eine Bereicherung der deutschen Litteratur bilden die Uebersetzungen slavischer Lieder und Gedichte, für die schon Goethe besondere Sympathieen bekundete. Unter den modernen slavischen Dichtern nimmt Fürst Nikolaus von Montenegro eine hervorragende Stellung ein. Einige seiner Dichtungen wurden von der Verfasserin nach dem Manuskript übersetzt, werden also zum erstenmal veröffentlicht. In der Uebersetzung wie in ihren eigenen Dichtungen zeigt die Verfasserin eine ungewöhnlich feine Empfindung. Hinreißend und erschütternd mit seiner nationalen Kraft ist das von der Verfasserin übersetzte Gedicht „Heimat" nach dem Polnischen von Konopnicka; es zeigt, was wir in nationaler Hinsicht vom Feinde lernen können, und es sollte in Deutschland verbreitet oder noch besser kongenial nachgebildet werden. P. D.

Goethe und Schiller im Werden der Kraft. Von **Julius Burggraf.** Verlag C. Krabbe, Stuttgart.

„In ihnen — Schiller und Goethe — ist der Schatz einer Nation und einer Bildung, den es Zeit ist für den Umlauf zu reklamieren. Für alle, für jeden, für das tägliche Leben selbst." — So schreibt 1846 Carl Grün in einem Buch: „Ueber Goethe vom menschlichen Standpunkte."

Ein Werk, das seinen ernsten Weckruf diesmal insbesondere für Deutschlands Jugend laut werden läßt, ist das obige von Julius Burggraf, der uns vor etlichen Jahren ein feinsinniges, gedankenreiches Buch über „Schillers Frauengestalten" geschrieben hat, dem sich das jüngst erschienene würdig anreiht.

Unsere Ideale sollen wieder so jung, kräftig, frisch, so voller Begeisterung werden, so voll zuversichtlicher, ideentreuer Hingabe an alles, was auf Erden wahrhaft groß und zukunftsstark ist, wie einst die Ideale der Jugendlichen — Schiller und Goethe, die lebendig das Tüchtige in unserm Geistesleben aufrüttelten, das eben erst aus langem Winterschlaf sich sehnsüchtig emporzurecken begann — von Klopstocks Dichterpathos begeistert — von Lessings einflußreicher Produktion und gewaltig umgestaltender Kritik erregt für nationale Eigenart und innere Einheit des Denkens und Empfindens. Wo anders aber spiegeln sich große Ideale leuchtender, lauterer und gesünder, denn im Verlauf des Jugendlebens unser beiden klassischen Dichterjünglinge! So grundverschieden sich indessen dem äußeren Ansehen nach auch ihre Entwickelung darstellt, so reich das mit Glücksgütern gesegnete Leben des Frankfurter Jünglings auch an erquicklichen Jugendfreuden und quellender Bildungsfülle, so arm Schillers junge Anfänge an sorgenfreien Stunden, so reich sie an harten Entbehrungen und mühevollen Kämpfen, beider Jugendleben hat zu seiner Zeit schroffe Dornen- und Leidenspfade wandeln müssen; denn — wie der Pfarrer von Kirchfeld dem Wurzelsepp sagt: — Das Leid ist so weit wie die Sonne, jeder Mensch hat an ihm teil.

Goethe klärte mit Härte gegen seine Schwächen den inneren Menschen ab und setzte seine Gesundheit schließlich siegreich durch, indem er einer etwas der Willkür zuneigenden Natur „in der Beschränkung den Meister" erzog, der sie unnachsichtlich zur rechten Zeit unter Kontrole nahm. Schillers starke sittliche Persönlichkeit rang triumphierend wider alle Nackenschläge der Lebensungunst, bis er sich innerlich zu gemäßigterer Lust und Leichtigkeit des Schaffens erzogen, und allmählich auch sicher gewonnen hatte, was zur Nahrung und Notdurft des Lebens unentbehrlich ist. Die niedergerungene Bedrängnis segnete beide Kämpfer als Sieger. Von da ab war ihr Glaube nicht mehr zu erschüttern, daß — wie es Luther ausdrückt — „kein äußerlich Ding frei und fromm macht".

Diese Gewißheit soll auch uns Jungen jener Männer Leben mit markiger Beredsamkeit verkünden, die unter der leidenschaftlich aufbegehrenden Stürmer- und Drängerjugend doch die einzig wahrhaft Großen geworden. Unsere Zeit bestätigt ihr kraftvolles Regen in mannigfachen erstaunlichen Errungenschaften auf allen Gebieten des wissenschaftlichen und praktischen Lebens, wir sind unendlich viel weiter gekommen darin, aber es regt sich auch wieder ein starkes Aufgebot von mahnenden Stimmen, die um Verinnerlichung, um Erhöhung und Klärung unserer Ideale sich mühen und damit wie von selber auf Goethe und Schiller zurückgreifen, durch deren Suchen

und Finden uns eine Höhe des Standpunktes über den kämpfenden Parteien gesichert ist, die uns eher gestatten wird, des Zweifels Herr zu werden, was von allem Sichanpreisenden „das flüchtige Heute" zu überdauern berufen ist.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mehr mit dem äußeren Leben der emporstrebenden Dichter bis zum Abschluß ihrer Jugendperioden — Goethe geleitend in den Anbeginn seiner Weimarer Praxisjahre, Schiller verlassend im Aufkeimen seiner Liebe zu Charlotte v. Lengefeld. Der zweite Teil spürt den einzelnen Elementen nach, die im kräftigen Zusammenschluß mit Wort und That jene hoheitsvolle, große Gesinnung verkünden, der uns wiederum anzunähern zur drängenden Sehnsucht unserer Zeit und ihrer einflußreicheren geistigen Vorkämpfer geworden.

Wie Goethe und Schiller es mit der Liebe zu Eltern, Geschwistern und Freunden hielten, wie sie innerlich zur Religion standen, wie sie die ihnen heiß zusetzenden Jugendversuchungen bändigten, wie sie als Dichter unentwegt auf eigenen Pfaden zu immer klarerer poetischer Erschließung ihrer Geistesgaben gelangten in bewegter Läuterung ihres stürmischen Kraftdrängens — mit einem Wort, alles, was ein gottbegnadetes Jugenddasein nur hoffnungsgewiß gestaltend umfassen und in goldener Fülle erleben kann, das kosten wir in dem geistreichen Buch freudig mit durch. Es will erzieherisch wirken, aber nicht in steifer Pedanterie und schwunglos-kategorischer Schulmanier die klassischen Jugendwerke zerpflückend, sondern uns mit bezwingender Liebenswürdigkeit auffordernd, einzutreten in das Allerheiligste, darin sich die frische Jugend Goethes und Schillers zur Bildung ihrer Schöpfungen kräftig regt. Dadurch werden wir wieder von der Gewißheit erfüllt, daß uns ein hingebendes, reines Vertiefen in ihre Dichtwerke jenen Scharf- und Tiefblick gewährt, der uns allein den Glauben erhält — trotz alles gegenteiligen Geschwätzes — an die unsterbliche Jugend beider Dichterheroen in ihren Idealen, die immer wieder jung aufgehen werden mit dem, der in der Jugend gesund empfindet und nicht einer Jugend von heute nachbetet, die sich allein zum Herrschen berufen däucht. Wir müssen hindurch durch Goethe und Schiller, um eigene Pfade zu finden, da Ziele winken, nach denen sich zu wandern verlohnt.

Das Werk ist anregend geschrieben und läßt nirgends eine edle, kräftig erhobene Sprache vermissen, die es auch glücklich meidet, sich mit gehaltloser Phrase aufzuschmücken.

Möchte das Buch viele Leser auch unter der Jugend finden, denn es ist — wie gesagt — ein zuverlässiger kongenialer Führer zu unserer großen Dichter Jugend. Packen wir frisch zu, uns anzueignen, was davon noch unserer Zeit gehört, je mehr wir nehmen, je mehr bleibt noch für Künftige; nur so gelangen wir „von der Gegenwart des bloßen Augenblicks zu einer zeitüberlegenen und zeitumspannenden Gegenwart". Goethe selber sagt, gewiß nicht ohne einen tiefkündenden Blick in die eigene Erkenntniswelt: „Wer meine Schrift und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen."

H. v. Blomberg.

Gustav Weck, Vaterländische Schriften und Dichtungen. Leipzig, B. G. Teubner. Erster Teil: Patriotische Schulreden. 1894. — Zweiter Teil: Aus Deutschlands tausend Jahren. 1896. — Dritter Teil: Buch der Treue. 1900. — Vierter Teil: Haus Hohenzollern. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1900.

Obwohl zwischen der Veröffentlichung des ersten und der des vierten Teiles ein Zeitraum von sechs Jahren liegt, will der Verfasser doch alle vier Teile als ein Ganzes betrachtet wissen, wie nicht nur aus dem gemeinschaftlichen Titel, sondern auch aus der fortlaufenden Seitenzählung hervorgeht: S. 1—430. Das Gemeinsame ist in der That der vaterländische Geist, ja man kann wohl sagen, die vaterländische Tendenz, insofern sie die Wahl der Stoffe beherrscht hat und sämtlichen Schöpfungen Odem und Blutwärme verleiht. Damit ist zugleich eine zweite Gemeinsamkeit gegeben, die an nicht wenigen Stellen sich auch ausdrücklich kundgiebt: der Verfasser, Leiter einer höheren Schulanstalt der Provinz Schlesien und ein Schulmann von geachtetem Namen, will mit seinen „Schriften und Dichtungen" eine erzieherische Thätigkeit in nationalem

Sinne, in erster Linie an der reiferen Jugend, ausüben. Es muß aber vorweg bemerkt werden, daß weder seine Prosa noch seine Dichtung von jener Tendenz angekränkelt worden ist; fast nirgends vermißt man eine wirklich künstlerische Ausgestaltung des Gegenstandes. — Die Sondertitel der einzelnen Teile sind im allgemeinen nicht glücklich gewählt; namentlich läßt sich aus ihnen nicht erkennen, was Teil 2 und 3 Besonderes, von 1 und 4 Abweichendes bieten. Reden sind in Teil 1—3, und zwar zusammen 14, enthalten, wovon 11 in der Aula des Reichenbacher Realgymnasiums, 3 in breiterer Oeffentlichkeit gesprochen worden sind. Sie beziehen sich fast alle auf wahrhaft große Gegenstände, auf die Gründung und den Ausbau des neuen Deutschen Reiches und auf die machtvollen Gestalten, die in erster Reihe daran beteiligt gewesen sind. Das dramatische Talent des Verfassers weiß sie mit geübter Hand zu zeichnen und der geborene Festredner, der zugleich in ihm steckt, den weihevollen Ton sicher zu treffen, der unter knappen Hinweisen auf das Thatsächliche die festliche Stimmung der Hörer noch zu steigern und zum Bewußtsein zu erheben vermag. Die in solchem Falle naheliegende Gefahr superlativischer Ausdrucksweise ist bis auf vereinzelte Wendungen vermieden, und Mannes-würde und Ueberzeugungstreue werden nirgends vermißt. — Der zweite Teil bietet außer zwei Reden noch vier Aufsätze. Die beiden ersten sind Lebensbeschreibungen. Die dritte Arbeit, „Preußische Zucht", gilt dem „König der langen Kerle", Friedrich Wilhelm I., und führt uns in markiger Weise zu Gemüte, was selbst noch die Gegenwart dem so lange verkannten Monarchen verdanke. Die Abhandlung „Allerdeutschentag", die erweiterte Ausgabe einer schon vorher in mehreren Auflagen erschienenen Arbeit, macht der Gesinnung und dem Geiste des Verfassers alle Ehre und ist überdies ein Wort zur rechten Zeit. Sie ist ein Protest zu Gunsten der Sedanfeier gegen nationale Lauheit. Sie legt die Gründe dar, warum das deutsche Volk eine jährliche Nationalfeier, und warum gerade den Sedantag festlich zu begehen habe. Die Schulen sowie die Staats- und Stadtbehörden haben heutzutage allen Grund, Wecks Darlegungen zu beherzigen, wenn er auch mit seinen Vorschlägen für die Gestaltung der Feier etwas über das Ziel hinaus-schießt. — Die drei ersten Teile enthalten neben den Prosastücken endlich noch kleinere Dichtungen lyrischer und epischer Art. Sie entnehmen ihre Stoffe aus verschiedenen Jahrhunderten der deutschen Geschichte, vom 13. an bis in die jüngste Vergangenheit. Mit dem patriotischen Sinne verbindet sich in dem Dichter der ideale Geist unserer klassischen Litteraturperiode; es begegnet gelegentlich eine scharfe Absage an den heutigen Naturalismus in der Kunst. Fast alle Gedichte bekunden denselben Schwung und dieselbe Formgewandtheit wie des Verfassers Liederkranz „Unsere Toten", doch dürften sie wegen ihrer Stoffe in den Schulen weniger Beachtung und Verwendung finden als das frühere Werk, das bereits drei Auflagen erlebt hat. — Teil 4 enthält nur eine einzige Schöpfung, ein fünfaktiges Schauspiel aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern.

Die Flut der Hohenzollerndramen ist nach und nach unheimlich angeschwollen; klassisches Ansehen hat freilich bis jetzt nur Kleists „Prinz von Homburg" zu erringen vermocht. Den Gegenstand des neuen Dramas bildet der Konflikt zwischen dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. und seinem genialen Erstgeborenen, dem späteren Friedrich dem Großen. Die scharf ausgeprägte Eigenart des zweiten Preußenkönigs hat schon vor Weck eine ganze Reihe von Dichtern und Dichterlingen zu dramatischer Gestaltung gereizt, im allgemeinen mit wenig Glück. Sie haben in ihm fast nur den wunderlichen, ja grotesken Pedanten gesehen und ihn daher zum Gegenstand von Lustspielen (Gutzkows „Zopf und Schwert" ist darunter das bekannteste) oder von dramati-sierten Anekdoten gemacht. Die neuere Geschichtsforschung hat den Begründer preußischen Wesens und preußischer Zucht in ein ganz anderes Licht gerückt, und Weck, durch eingehendste Studien mit den Ergebnissen derselben voll vertraut, hat in der Gestalt des Mannes etwas wie „Mahnung an eine noch ungelöste Ehrenschuld im Reiche vaterländischer Poesie" empfunden. Wecks Schau-spiel ist meines Wissens das dramatische Erstlingswerk des Dichters, aber nichts in ihm verrät den unsicher tastenden Anfänger. Weck ist eben infolge seiner Vertrautheit mit den Meisterwerken der deutschen, englischen und altgriechischen Bühne und mit den theoretischen Werken über die Technik des Dramas ein Mann von gereifter ästhetischer Bildung. Das zeigt sich in der Erfassung des Themas, in der Ueberwindung der Gefahr, daß bei der großen Stofffülle die bloße Begebenheitsfabel an Stelle eines wirklichen dramatischen Kunstwerks treten könnte — in der

einheitlichen Gestaltung einer Handlung, bei der zwei Hauptpersonen das Interesse des Zuschauers bis zum Schluß fast in gleichem Maße behalten — in der sicheren Entwickelung dieser Handlung, die nur im 4. Akt, der die Küstriner Prüfungszeit des Kronprinzen behandelt, etwas lahmt —, endlich in der lebensvollen Zeichnung sämtlicher Charaktere. Weck hat, trotz allem modernen Geschrei gegen das Jambendrama, seiner Dichtung das Gewand des Blankverses gegeben, und er hat recht daran gethan. In der Behandlung dieses Verses und der Sprache hat er sich weniger Goethe und Schiller als Kleist zum Vorbilde genommen. — Das Drama scheint bühnenfähig zu sein; jedenfalls verdient es die Beachtung der höheren Schulen. Eine wohlgelungene Schüleraufführung soll am 17. Januar v. J. zum Krönungsjubiläum durch Mitglieder der Oberklassen des Wandsbeker Gymnasiums stattgefunden haben. Einer solchen Aufgabe wird sich nicht jede höhere Lehranstalt unterziehen können, aber jede kann es in den Kanon ihrer Klassen- oder Privatlektüre aufnehmen. Dazu müßte freilich eine billige Schulausgabe veranstaltet werden.

Salzwedel. Gustav Legerlotz.

Der Nordstern und anderes. 8 Novellen von **Helene Pichler.** 21½ Bogen 8°. Eleg. brosch. 3,60 M., geb. 4,80 M. Verlag von Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Die obige Sammlung, die uns heute zugeht, bestätigt uns die Berechtigung der warmen Hervorhebung der Verfasserin durch den geschätzten Referenten über Marine-Litteratur im Aprilheft. Diese prächtigen Erzählungen zeigen nichts mühsam nachempfundenes, nichts Unmögliches in ihren Seebildern, sondern frisches, kerniges, originelles Leben, das schier unerschöpflich an wechselndem Reiz scheint. Den Seefahrer in seiner Erscheinung zu Wasser und zu Lande, im Zwange der Unthätigkeit, von Gefahr umtost, verroht in wüster Umgebung, von derber Gutmütigkeit, und das Meer selbst in friedvoller Ruhe, vom Sturme aufgewühlt, — die heimische Küste, die üppige Schönheit fremder Zonen — alles weiß die Dichterin uns in überzeugender Weise zu schildern. Einen besonderen Reiz verleiht es diesen Seenovellen, daß die Verfasserin, selbst als die Frau eines Kapitäns, über zehn Jahre lang die See befahren hat und überall Selbsterlebtes die Grundlage ihrer Erzählungen ist. Mit voller Sicherheit beherrscht sie die Dienst- und Umgangssprache der Seeleute; vor allem ist der „Nordstern" eine schön ausgereifte poetische Schöpfung. Die Naturschilderungen sind überhaupt größtenteils meisterhaft. Markige, seltsame Gestalten schreiten kraftvoll und lebendig durch diese fremde Scenerie. Sei das Buch allen Freunden des Seemannslebens und des Meeres warm empfohlen. Richard Bern.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. Herausgegeben von **C. von Schenckendorff** und **Dr. F. A. Schmidt.** XI. Jahrgang 1902. Verlag von R. Voigtländer in Leipzig.

In einem stattlichen Bande wird ein Ueberblick geboten über die mannigfachen Erfolge, die der Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland bisher errungen hat, und nachgewiesen, welche weiteren Ziele er sich setzt. Gleich die einleitende Arbeit des zweiten Herausgebers, „Körperpflege und Tuberkulose" von Dr. F. A. Schmidt, läßt erkennen, wie viel noch auf dem Gebiete der Leibesübungen und Spiele zur Bekämpfung dieser bösartigsten und verbreitetsten Volkskrankheit geschehen muß. Um unser Volk widerstandsfähig gegen dieses mörderische Siechtum zu machen, reicht es nicht aus, an den höheren Knabenschulen Turnen und Spiele zu veranstalten, sondern sie müssen gleichfalls allgemein wie an den Volksschulen, so für die schulentwachsene Jugend und zumal für das heranwachsende weibliche Geschlecht durchgeführt werden. Aus der reichen Fülle der folgenden Aufsätze heben sich hervor: „K. Möller, die kunsterziehlichen Bestrebungen und ihr Verhältnis zu den Leibesübungen" und „Dr. Mathes, die Bedeutung der Volks- und Jugendspiele für die nationale Wehrkraft". Einen auf sorgfältigen Studien beruhenden geschichtlichen Beitrag liefert Dr. Lorenz über „Die Schülerwanderungen am Philanthropinum zu Dessau". Nicht minder interessant sind die Berichte über das Spielen und Turnen der heutigen großstädtischen Jugend von A. Döring aus Berlin und J. Stiefel und A. Meyer aus München. Ein vaterländisches Interesse nehmen in Anspruch die turnerischen Vorführungen und Spiele bei der Weihe des Bismarckdenkmals au

dem Knivsberge, von denen K. Dunker erzählt. Dort an unseres deutschen Reiches Nordgrenze versammelten sich deutsche Knaben, Jünglinge und Männer zu solchem Thun, um in diesem nationalen Feste ihr Deutschtum zu bekunden. Doch neben diesem Ernste kommt als anmutige Abwechselung der Scherz zu seinem Rechte in den frischen Erzählungen, wie Harzer und Thüringer Volksschüler rüstig durch unser herrliches Gebirge gewandert sind. Diese mitgeteilten Proben erweisen die Reichhaltigkeit des Inhaltes unseres Jahrbuches ebenso wie die Vielseitigkeit der Bemühungen des Zentralausschusses, der seit jetzt schon elf Jahren unter Leitung E. von Schenckendorffs zum Besten der deutschen Jugend thätig ist.

Konrad Koch.

Christian Schmitt, Neue Gedichte. Straßburg i. E., Verlag von Ludolf Beust.

Diese Gedichte verdienen gerade in den Kreisen der „Deutschen Monatsschrift" Achtung und Liebe. Schmitt gehört zu jenen sehr wenigen, ja vereinzelten jungmännlichen Elsässern — er ist 1865 geboren —, die als die ersten bewußt zur deutschen Frage Stellung nahmen und sich mit Entschiedenheit für rücksichtslosen Anschluß an deutsche Kultur entschlossen. Ich betone das Wort „Kultur", das viel weiter greift als das Wort Politik. Schmitt ist keine politische Natur; aber daß unser elsässisches Geistesleben nur gedeihen und aufblühen kann, wenn ihm von der deutschen Gesamtheit, deren Teil wir sind, reiche und breite Anregungen zuströmen — das ist ihm ein ganz selbstverständlicher Glaubenssatz. In diesem Sinne ist er im Elsaß verdienstvoll thätig; in diesem Sinne hat er den litterarischen Verein „Alsabund" im Jahre 1898 aufs neue gegründet, an die Traditionen der alten Stöber erfolgreich anknüpfend. — Was die technische Seite seiner Gedichte anbetrifft, so bleibt er, vorerst wenigstens, in der formreinen, geklärten einfachen Richtung der Geibel-Platenschen Poesie, leise zu Vortrag und Rethorik neigend, immer nach klarem schlicht-menschlichen und dabei gut klingendem Rythmus und Satzbau suchend. Zu wünschen wäre höchstens, daß zu dieser lobenswerten Geschlossenheit der Form und festen Prägung der durchweg edlen Gedanken und warmen Empfindungen mehr und mehr moderne Farbe, im guten Sinne des viel mißbrauchten Wortes, im Verlaufe seiner weiteren Entwickelung hinzutrete. Der menschliche und der nationale Gehalt dieser Gedichte verdient in erster Reihe Erwähnung: gesund, echt und männlich ist Beides. Wenn der Dichter, der übrigens vom Volksschullehrer bis zum Regierungssekretär an der dortigen Landes- und Universitätsbibliothek keine leichte Entwickelung hinter sich hat, zumal er schon mit körperlichen Leiden und sonstigen Lebenssorgen kämpfen mußte, seinen Geist voll entfalten und seine Kunst verfeinern und verästeln wird, was wir ihm herzlich wünschen: so darf das Elsaß einst dankbar auf diesen Arbeiter im Weinberge deutscher Gesamt-Kultur zurückblicken. Es ist dort oben am Rhein so viel schönes Brachland und sogar die ganz Jungen regen sich nun verheißungsvoll: tapferen Herzens voran, ihr Pflüger, und die Frucht wird nicht ausbleiben!

F. Lienhard.

Maria Magdalena, Die Geschichte einer Sünderin aus der Zeit Christi. Von **Dietrich Uorwerk.** Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Das Buch hat mein lebhaftes Interesse geweckt, künstlerisch vollkommen ist es freilich nicht. Zwar seine Sprache ist edel und frei vom Ueberschwang, aber ihm fehlt der straffe, künstlerische Zug, der von Gesang zu Gesang steigert bis zu erschütterndem Schluß. Nach der Scene zwischen Jesus und der großen Sünderin im Hause Simons ist alles übrige nur noch obeneingegeben. Aber auch dies Uebrige muß man lesen, wenn man dem Buche gerecht werden will. Mehr wie Maria Magdalena ists offenbar die Gestalt Jesu gewesen, die den Dichter gefesselt hat, und die er darum unwillkürlich immer stärker in den Vordergrund gestellt hat. Ihn hat es gereizt — und wer möchte ihm das nicht nachempfinden — Jesus in dem Milieu der palästinensischen Tage plastisch-scharf zu schildern, um ihn uns menschlich-natürlich nahe zu bringen. Er hat seine Aufgabe trefflich gelöst, ohne zu Phrase und Theatereffekt zu greifen, und dafür dürfte ihm ein Geschlecht dankbar sein, das geradezu hungert nach dem wirklichen Jesus, um ganz unmittelbar den Segen zu spüren, der von ihm ausgegangen ist.

Martinus.

Die Liebessaat. Erzählung für junge Mädchen von **Elise Mauk.** Berlin, Verlag von Herm. J. Meidinger. Geb. 4 M.

Es ist eine oft beklagte Thatsache, daß die Bücher, welche sich besonders an jugendliche Leserinnen wenden, größtenteils „unter aller Kritik" sind, sowohl vom rein litterarischen als auch vom erzieherischen Standpunkt aus betrachtet. Da wird es denn zur gern geübten Pflicht, auf ein Buch hinzuweisen, das litterarischen Ansprüchen genügt und starke pädagogische Wirkungen zu üben geeignet ist — und das um so mehr thut, als es sich garnicht so giebt, als *wolle* es so wirken. Elise Mauks „Liebessaat" ist die Geschichte der seelischen Kämpfe eines im Laufe der Erzählung erwachsenden Mädchens, das ein Pflegekind reicher Leute ist, sich aber für das leibliche Kind derselben hält und von seiner in Wahrheit niederen Herkunft, seiner gänzlichen Mittellosigkeit erst erfährt, nachdem der Tod der „Aeltern" unerwartet rasch erfolgt ist. Die Launenhaftigkeit der „verwöhnten Prinzessin", die seelischen Erschütterungen beim jähen Wandel ihres Schicksals und die langsame Arbeit an sich selbst, die nun folgt, bis die Geläuterte schließlich würdig auch des äußeren Glücks wird neben dem Herzensglück, das ihr zu teil wird, das ist alles ganz vorzüglich dargestellt, ebenso wie auch die Zeichnung der zahlreichen Nebenfiguren der Verfasserin sehr gelungen ist. — Die „Liebessaat" ist ein Buch, das nicht nur von tiefer Wirkung auf junge Leserinnen sein muß; es hat auch auf erwachsene Leser eine rührende und erschütternde Wirkung. — Aeußerlich ist das Buch sehr gefällig ausgestattet und mit einem Titelbilde, Heliogravüre nach einem feinen Original von M. Raenicke, versehen.

Dr. O. Felsing.

Lyra philosophica. Weltanschauungen, Schein und Sein von **Emil Jacobsen.** Berlin, Mayer und Müller.

Man wird dieser geistvollen Sammlung von Reimgedichten wohl am meisten gerecht werden, wenn man sie weniger vom Gesichtspunkt poetischer Gestaltungskraft aus nimmt und statt dessen nur humoristische Reimspiele aus der philosophischen Rüstkammer darin sieht. Von jener Kunst der gnomischen Dichtung, mit der Dichter wie Schiller u. a. verstanden haben, den philosophischen Gedanken durch Bilder und Bilderkeime poesievoll aufzuschließen, ist hier weniger zu spüren. Dafür weiß aber der Verfasser durch gute satirische Witzworte, drollige Parodierung philosophischer Kunstausdrücke und parodistisch behandelte Reimfügungen zu unterhalten und durch sogenannte „Bonbon"-Verse die Gegenstände seiner Satire oft sehr hübsch abzuführen. Die Zellentheorie und der gestaltlose Materialismus werden in scharfer Satyre gegeißelt. Wo der Verfasser eigene Anschauungen verkündet, sehen wir ihn als einen Mann, der bei Kant, Hegel, bei Goethe und anderen zu Gaste gewesen ist und aus eigener naturwissenschaftlicher Forschung im Verein mit einer exakt philosophischen Bildung zur Anerkennung des Geistprinzips als des Grundes und Angelpunktes unseres Daseins wie aller natürlichen Entwickelung gelangt ist.

Zu den witzigen Stücken der Sammlung darf man ein Gedicht wie „Aufgabe für Chirurgen" zählen, worin die Zellentheorie geneckt wird, welche geistige Funktionen auf die Assoziation von Zellenstaaten zurückführen will, die in gemeinsamer Art fungieren. Der Satiriker meint, nach einer sehr hübschen parodistischen Darstellung dieser Theorie:

Wir habens doch so weit gebracht,
Den Menschen lebend zu sezieren,
Vielleicht kriegt Chirurgie die Macht,
Wahnzellen einst zu exstirpieren.

Wer in philosophischen Dingen bewandert ist, wird unsern Epigrammatiker auch in anderen Dingen gern hören, den „ethischen Kultur-Ingenieur", ebenso wie den „Pithecanthropus" richtig gezeichnet finden und in Kreisen philosophischer Freunde mit dem Vortrag einzelner dieser Stücke, besonders bei einem guten Glase Wein, die Lacher auf seiner Seite haben, selbst wenn er gelegentlich einmal über einen „mechanistisch" gehandhabten Hexameter oder einen etwas lahmenden Reim gestolpert sein sollte. Aber es sind sehr gute „Denkzettel" in dem kleinen Büchlein, und sie sollen uns willkommen sein.

Wolfgang Kirchbach.

Die Flottenmanöver 1901 mit 12 Autotypietafeln und 6 Skizzen. Berlin, 1901. E. S. Mittler & Sohn.

Mit erstaunlichem Geschick und gutem Erfolg ist man von Seite der Flottenfreunde bemüht, in weiteren Kreisen Interesse für die deutsche Flotte und das Seewesen zu erwecken. Die Wirkung dieser litterarischen Arbeit ist nicht so schnell zu erkennen, aber nicht zu unterschätzen, sie wird eine nachhaltige sein. Zu den gedachten Werken gehören vor allem die Nauticus-Schriften. Seit einigen Jahren hat auch die Marineverwaltung Berichte über die Flottenmanöver veröffentlichen lassen. Das vorliegende Bändchen der neuesten Berichte ist anziehend und unterrichtend zugleich und geeignet, die Oeffentlichkeit mit den Einrichtungen und Bedürfnissen der Kriegsflotte vertraut zu machen. Im Deutschen Reiche verbreitet sich das Interesse für See und Flotte von Jahr zu Jahr in überraschender Weise und es wird allmählich vertieft werden zu der Fähigkeit, seemännisch zu denken. Wir können alle die, die zuverlässige Belehrung auf diesen Gebieten suchen, nicht dringend genug auf die unbedingt gediegenen Nauticus-Schriften hinweisen. K. Feller.

Jahrbuch der bildenden Kunst 1902. Unter Mitwirkung von **Dr. Woldemar von Seidlitz** (Dresden) herausgegeben von **Max Marterſteig.** Berlin. Verlag der deutschen Jahrbuch-Gesellschaft.

Wenn dieses Jahrbuch sich in der Kunstwelt derart einbürgern sollte, daß sein Fortbestehen auch über künftige Jahrgänge gesichert ist, so würde damit der Welt ein großer Dienst gethan sein. Ein Sammelwerk, welches die Adressenverzeichnisse der bildenden Künstler nebst Angabe ihrer Hauptwerke, Titel und Auszeichnungen, Verzeichnisse öffentlicher und privater Kunstsammlungen, der Akademieen, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, der Kunst- und Künstlervereine, Kunstverlage und Kunsthandlungen, endlich die Reproduktionsanstalten enthält, ist sicher für jeden, der irgendwie mit Architektur und bildender Kunst zu schaffen hat, ein sehr brauchbares Hilfsmittel. Soweit es in zweijähriger Arbeit möglich war (ein erster Jahrgang erschien unter dem Titel „Almanach für bildende Kunst"), ist diesen Verzeichnissen auch diejenige Vollständigkeit und Verläßlichkeit eigen, die der Zweck erfordert; sie wird zweifellos noch zu verbessern und zu steigern sein, einstweilen aber müssen wir dieser Riesenarbeit jeden verdienten Dank zollen. Marterſteig hat sich nicht begnügt mit diesen praktischen Nachweisen, sondern das Jahrbuch zu einer resumierenden Umschau über die Leistungen und Bestrebungen der bildenden Kunst im letzten Jahre überhaupt ausgestaltet. So bringt es von verschiedenen Fachschriftstellern, wie Hans Rosenhagen, Folnesics, Walter Gensel u. a. allgemeine charakteristische Referate über die großen deutschen, französischen, englischen, italienischen, skandinavischen und belgischen Kunstausstellungen. Den siebzigjährigen Meistern Reinhold Begas, Constantin Meunier und Ernst Stückelberg werden Artikel gewidmet, eine Monographie über Ignacio Zuloaga stammt von Hugo von Tschudi. Berücksichtigt sind durch besondere Aufsätze die „Darmstädter Künstlerkolonie", die „Denkmäler des Jahres". Ueber Erziehung zur Kunst schreibt Max Marterſteig, über Ausstellungen und Publikationen reproduzierender Kunst Woldemar von Seidlitz. Arnold Böcklin ist eine interessante Abhandlung von H. A. Schmidt gewidmet, die Toten des Jahres 1901 werden verzeichnet und gewürdigt. Auch über Rechtsverhältnisse bildender Künstler unterrichtet das Jahrbuch, so daß man in der That alles Wünschenswerte beisammen hat, um über das Getriebe der bildenden Kunst auf dem Laufenden zu bleiben. Eine große Anzahl zum Teil vortrefflicher Kunstblätter in verschiedenem Reproduktionsverfahren unterstützen die Anschauung des Lesers und geben Zeugnis vom Stande der Fortentwickelung künstlerischer Wiedergaben. Im Bedürfnisfalle konnten wir bereits wiederholt erfahren, daß das „Jahrbuch" uns gute Dienste leistete, und somit ist vorauszusehen, daß es auch anderen von gleichem dauernden Nutzen sein wird. Einige Vorsicht dürfte der Redaktion zu empfehlen sein in der Zulassung kritischer Meinungen, die zu rasch und unbedachtsam gefällt werden, ein Erbübel der Kunstschriftstellerei in Deutschland, welches nur zu oft den Widerspruch aus Künstlerkreisen zeitigt. Leicht wird die Kunstschriftstellerei zur Kunstreberei. Wir wünschen dem „Jahrbuch", daß es, bei seinem praktischem Werte, auch der „Kunstreberei" eine möglichst sparsame Stätte bereiten möge.

Wolfgang Kirchbach.

Julius Lohmeyer, „Junges Blut“, II. Auflage und ebenderselbe **„Jugendwege und Irrfahrten“**. II. Auflage. Union, Deutsche Verlagsgesellsch., Stuttgart. (Der Band 2 M.)

Die gesammelten Novellen für die Jugend eines Führers unserer Jugendlitteratur erscheinen hier in sehr schmuckem Gewande, mit farbigen Vollbildern verziert in II. Auflage. Es sind meist Erzählungen, die in der jetzt vergriffenen „Deutschen Jugend“, die während ihres 25jährigen Bestehens auch von seiten des preußischen Unterrichtsministeriums als „Muster der Jugendlitteratur“ empfohlen wurde, erschienen sind. In diesen beiden neu aufgelegten Büchern, finden sich so manche von den allerbesten Novellen, die der bewährte Freund und Kenner der Jugend für sie geschrieben hat. Ich nenne da aus dem Bande „Jugendwege ꝛc.“ an erster Stelle die umfangreichste der sieben Erzählungen, „Die Ehre des Vaters“ — eine Geschichte von Schuld, Reue und Besserung, die auch auf den erwachsenen Leser so stark wirkt, daß er sich der tiefen Rührung und Erschütterung nicht erwehren kann. Ein junges Gemüt, das diese Geschichte gelesen hat, kann schwerlich in die Fallstricke der aus Geckenhaftigkeit und Großmannssucht erwachsenden Schuld geraten! Meisterlich ist gerade in dieser Beziehung auch die Erzählung „Der Baugefangene“ und „Der Geißbub von Engelberg“ in dem Bande „Junges Blut“, deren erstere mit reifer Kunst das Seelenleben eines jungen, durch Arglosigkeit und Mangel an Vertrauen zum Vater fehl gehenden jungen Menschenkindes uns mit erleben läßt, und deren zweite uns überaus lebensvoll aus allerlei Alpenerlebnissen eine sich entwickelnde Freundschaft zwischen einem begabten Stadtkinde und einem treuherzigen Sohne der Alpen schildert.

Besonders ergreifend wirken in dem Bande „Jugendwege und Irrfahrten“ auch die Erzählungen „Die unvergeßliche Sylvesternacht“, „Tot oder lebendig“ und „Ehre sei Gott in der Höhe“. Die humorvollen Erzählungen „Die Pantherjagd“ und „Die Räuber“ bieten als erheiternde Stücke wirksame Abwechselung. Zu den beliebtesten Erzählungen der „Deutschen Jugend“ gehörten die in das Bändchen „Junges Blut“ aufgenommenen Jugendnovellen „Schwarzhammer“, „Die Katzenfreundin“ und „Die Butterjungfrau“. Ueberall spricht hier ein Dichter und Künstler zu unserer Jugend, der sich als Motto das Wort von Kühne wählte: „Ein Buch, das nicht auch den sinnigen Erwachsenen zu erfreuen und zu befriedigen vermag, sollte auch der Jugend nicht geboten werden.“

Berlin. Dr. Karl Welcker.

Bruder Rausch. Ein Klostermärchen von **Wilhelm Hertz**. Vierte Auflage. Mit Buchschmuck von Franz Staffen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchf. 1902.

Zum vierten Male wandert der Bruder Rausch in die Welt und der Cotta'sche Verlag hat ihm ein hübsches Reisegewand umgethan. Die Zeichnungen von Staffen sind einfach und liebenswürdig wie die köstlichen Verse des nun leider toten Dichters.

Einer besonderen Einführung bedarf das Werkchen nicht mehr. Es hat seine Lebensfähigkeit bereits bewiesen und wird hoffentlich noch viel neue Freunde finden. Es ist keineswegs eine Dichtung großen Stils, aber Unterhaltungslektüre im vornehmsten Sinne. Als solche ist ihr die weiteste Verbreitung zu wünschen und diese wird ihr durch den außerordentlich billigen Preis von 2 M. wesentlich erleichtert.

Busse-Palma.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

* * Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. * *

Soeben erschien:

Gustav Frenssen

der Dichter des „Jörn Uhl"

Biographisches und Litterarisches

von

Theodor Rehtwisch

Mit Bildnis des Dichters, facsimile und zwei Abbildungen

— Elternhaus in Barlt und Pfarrhaus in Hemme —

Preis 1 Mark

Alexander Duncker Verlag

Berlin W. 35, Lützowstrasse 43

Christentum und Darwinismus

in ihrer Versöhnung.

Von Dr. phil. Hermann Franke

X. 120 Seiten. — Vornehm ausgestattet: geheftet Mk. 2.— & gebunden Mk. 3.—.

„Dieses Werk will allen denen dienen, die in unseren Tagen um eine einheitliche, Geist und Herz, Wissens- und Glaubensbedürfnis gleichmäßig befriedigende Weltanschauung ringen, und ihnen bescheidentlich Führerdienste thun."

Aus den Papieren eines modernen Theologen.

Stimmungsbilder von Franz Breda.

Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

Auf der Stellenjagd. — Angstpredigten. — Meine Pfarrerin. — Meine jungen Alten. — Im Blumenthal. — Richtet nicht. — Verfolgt um der Wahrheit willen. — Benjamin. — Freund Hein. — Idealistenträume. — Mein Aeltester. — Es will Abend werden. —

„Es sind frische, lebendige Bilder, die an unserem Auge vorüberziehen und uns einen Einblick gewähren in die inneren und äußeren Erlebnisse des Verfassers, der sich vom Kandidaten, in dessen Seele sich Geistliches und Weltliches noch hart stößt, zum ausgereiften Manne mit einer harmonischen, christlichen Welt- und Lebensauffassung emporentwickelt und, was besonders sympathisch berührt, sich etwas von dem bewahrt hat, was man die ewige Jugend zu nennen pflegt. Mag sich auch im einzelnen hier und da Widerspruch erheben, wer Gemüt hat und wem sein inwendiger Mensch noch nicht zu ein paar dogmatischen Formeln zusammengeschrumpft ist, wird das Büchlein, aus dem leichter Scherz lacht und doch auch tiefer Lebensernst ohne Mache predigt, nicht ohne Dank gegen den Verfasser aus der Hand legen. Die Stimmungsbilder haben nicht nur ein theologisch-pfarramtliches, sondern ein allgemein menschliches Interesse und so seien sie denn weiteren Kreisen empfohlen."

Zauber der Ehe.

Von Richard Hamel.

. . . . . 4. umgestaltete Auflage von „Ein Wonnejahr". . . . . .

Elegant ausgestattet • Geheftet Mk. 3.— • Gebunden Mk. 4.—.

„Das Buch enthält viel, sehr viel und — nur Gutes, das sicherlich auch dem ernsten Manne zusagt. Die Prosastücke sind bald tiefergehende Betrachtungen, bald sinnige Gedankenspiele, bald hingehauchte Bilder in der Form der Jean Paulschen Streckverse; die poetischen Stücke sind bald Lieder im Volkston, einfach und lieb, bald höherwogende Lyrik in Hymnen- und Dithyrambenform, bald balladenartig und bald wieder in der knappen Form des Sinnspruches sich gebend, alles entsprechend den behandelten Gedanken. Auch die Gedichte sind oft tiefsinnigen, lehrhaften Inhalts. Diese große Mannigfaltigkeit empfiehlt das Buch ganz besonders. Hintereinander fort, wie einen Roman, wird man es nicht lesen und kann man es auch nicht lesen. Es will langsam, mit Unterbrechungen gelesen sein, um genossen zu werden. Dann ist es aber auch ein Genuß!"

Superintendent Trümpelmann im „Deutschen Wochenblatt".

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35.

3 2044 103 231 783